Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Princeton University Library
32101 064095464

Digitized by Google

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Printed in Germany.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Inventarisirt im Bücherkatalog
d. Bibliothek d. Kl. Stat. Intendantur
unter: IV 218

Intendantur
Kiel

Die Grenzboten

Digitized by Google

Digitized by Google

Inventarisirt im Bücherkatalog
d. Bibliothek d. Kl. Stat. Intendantur
unter: IV 218

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

---

57. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1898

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Smiths. 57
pt. 4
1898

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1898. Viertes Vierteljahr

Politik, Kolonialwesen und Geschichte

Ein mittelstaatlicher Minister in der Zeit der Reichsgründung. Von Otto Kaemmel. S. 1. 62.
Die Sozialpolitik der nächsten Zeit. S. 11.
Fürst Lichnowsky. S. 73.
Kirchenpolitik und Zentrum. S. 169. 240.
Die Kaiserfahrt nach dem Orient. S. 225.
Von Weißenburg bis Metz. Von Otto Kaemmel. S. 274. 335.
Das Schönbrunner Attentat im Jahre 1809 nach unveröffentlichten Quellen. Von Ernst Borkowsky. S. 293.
Österreichisches. S. 385.
Deutsches Nationalinteresse und deutsches Fürstenrecht. S. 441.
Die Via regia des Weltverkehrs. S. 445.
Politische Reisebetrachtungen aus dem deutschen Süden. S. 506. 571.
Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser. S. 553.
Die Ausweisungen aus Nordschleswig. Von Th. Brix, Schöneberg. S. 609.
Englands Bündnisfähigkeit. Von Hugo Bartels. S. 637.
Eine Schulrede am Sedantage zu Bismarcks Gedächtnis. Von Otto Kaemmel. S. 665.
Die Vereinigten Staaten im Kampfe für Freiheit und Humanität. Von Wilh. Wintzer. S. 678.
Vrba. S. 685.

Volkswirtschaft, Rechtspflege. Heerwesen

Die Notwendigkeit und die Möglichkeit der Arbeiterrentengüter. Von H. Metz. S. 57.
Theodor von Bernhardi als Nationalökonom. S. 113. 193. 229.
Die Landwirtschaft im preußischen Osten. S. 123.
Verbesserter Smithianismus. S. 285. 346.
Hundert Jahre Landwirtschaft in Deutschland. S. 394. 463. 516.
Judentum und Revolution. Von Karl Trost. S. 453.
Die Deportationsfrage vor dem deutschen Juristentage in Posen. Von Felix Friedrich Bruck. S. 497. 562.
Die Interessengemeinschaft zwischen Agrariern und Arbeitern. S. 617.

Zur Abrüstungsfrage. S. 46.
Zwei Zuschriften über die Kriegervereine. S. 133.
Die strategische Bedeutung der schweizerischen Festungswerke. Von E. Miller. S. 175.
Die Abschaffung des einjährigen Heeresdienstes. S. 693.

Litteratur und Kunst

Betrachtungen über das Drama, insbesondre das deutsche. S. 21. 78. 138.
Die große Kunstausstellung in Berlin. Von Adolf Rosenberg. 2. S. 31.
Märchenhafte Romane. S. 42.
Der Rede Sinn. S. 99.
Gedanken eines Franzosen über Goethe. S. 149.
Ichbücher. S. 259.
Tastbare Malerei. S. 302.
Ein neuer Streiter wider den Naturalismus. Von Adolf Rosenberg. S. 309.
Paul Lang als Erzähler. Von Rudolf Aßmus. S. 352.
Neue Kunstlitteratur. S. 357.
Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? S. 403.
Nordische Novellen. S. 473.
Praxiteles. S. 481.
Eine plattdeutsche Dichterin. Von Edmund Lange. S. 526.
Allerhand Erzählungen. S. 533.
August Strindbergs Inferno und sein Übertritt zur katholischen Kirche. S. 582.
Meisterbücher und andre Erzählungen. S. 591.
Das Ludwig Richter-Denkmal in Dresden. S. 629.
Zur äußern Geschichte unsrer Sprache. S. 699.

Verschiednes

Ein Neulutheraner. S. 86.
Noch einige ungedruckte Briefe von Robert Schumann. Mitgeteilt von Adolf Lobe. S. 146.
Über verminderte Zurechnungsfähigkeit. Von Georg Ilberg. S. 183.
Münchner Plaudereien. S. 203.
Viktoria! Von Wilhelm Rolfs. S. 209.
Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Von Fritz Anders. Neue Folge. 10. Der Drang nach Höherm. S. 212. — 11. Königs Geburtstag. S. 368.
Die deutsche historische Landschaft. Von Friedrich Ratzel. S. 251.
Senectus loquax. Plaudereien eines alten Deutschen. 7. 8. S. 265.

612002

Digitized by Google

Bilder aus dem vlämischen Bauernkrieg (1798). Von Tony Kellen. S. 315. 415.
Die Epoche der südafrikanischen Völkerwanderung. Von Hans Wagner. S. 329.
Spuren im Schnee. Eine Winternovelle von Sophus Bauditz. Autorisirte Übersetzung von Mathilde Mann. S. 425. 486. 538. 596. 648.
Litterarische Rücksichtslosigkeiten eines Hagestolzen. Von Timm Kröger. S. 706.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Lehre vom Klassenkampf. S. 52. — Die Wasserbauten in Preußen. S. 53. — Der Waffengebrauch der Polizei in Preußen. S. 107. — Bücher über Frankreich. S. 109. — Nietzsche und Novalis. S. 111. — Aus Schwaben. S. 160. — Kolonialwirtschaftliche Bedenken. S. 163. — Wiederbelebungsversuche an der Philosophie. S. 166. — Jenseitiges. S. 218. — Eine Verdeutschung Verlainischer Gedichte. S. 220. — Die oldenburgischen Heuerleute. S. 379. — Der polizeiliche Beglaubigungsunfug. S. 430. — Iconografia Dantesca. S. 433. — Neuer Kunstverlag von E. A. Seemann in Leipzig und Etwas über kunstgeschichtliche Illustration. S. 435. — Eine „Vergnügungsreise." S. 492. — Von der Reichsbank. S. 493. — Faschoda. S. 546. — Gerichtskosten. S. 549. — Hoffmanns Siegelmarken. S. 552. — Über die Lippische Thronfolgefrage. S. 657. — Manöverberichterstattung. S. 662. — Eine dringende Bitte an alle Historiker. S. 663. — Architektur. S. 664. — Weisheitslehrer. S. 710.

Besprochne Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

*Arnold, Hans, Das dritte Pferd. S. 595.
August, Karl, Die Welt und ihre Umgebung. S. 218.
*Baumgarten, H., und L. Jolly, Staatsminister Jolly, ein Lebensbild. S. 4.
*Behagel, Geschichte der deutschen Sprache. S. 704.
*Berenson, B., Die florentinischen Maler der Renaissance. S. 302.
*Bettelheim, Anton, Acta diurna. S. 261.
Bilharz, Alfred, Metaphysik. S. 167.
*Biller, Clara, Die Andere. S. 535.
*Björnson, B., Über den hohen Bergen. S. 478.
*Birt, Theodor, Das Idyll von Capri. S. 45.
*Boßhart, J., Im Nebel. S. 534.
*Bruchmann, Kurt, Die Poetik. Naturlehre der Dichtung. S. 23.
Cahn, Wilhelm, Pariser Gedenkblätter. S. 714.
*Crönert, Friedrich, Kaiser Friedrich und Marc Aurel. S. 260.
Dähnhardt, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen. S. 383.
*Dänische Novellen, Kollektion Wigand. S. 475.
*Dekorative Kunst, Zeitschrift für angewandte Kunst, 1898, drittes Quartal. S. 366.
Drobisch, Moritz Wilh., Die empirische Psychologie. S. 54.
*Düsel, Friedrich, Der dramatische Monolog. S. 145.
*Eloesser, Arthur, Das bürgerliche Drama. S. 144.
Erhardt, Franz, Die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. S. 55.
Falke, Robert, Buddha, Mohammed, Christus. S. 221.
von François, Karl, ein Soldatenleben. S. 384.
Friedrich, C. A., Die Weltanschauung eines modernen Christen. S. 218.
*Ganghofer, Ludwig, Rachele Scarpa. S. 537.
*Ganghofer, Ludwig, Tarantella. S. 594.
Ganser, Anton, Das Weltprinzip. S. 55.
*Geucke, Kurt, Gassen- und Giebelgeschichten. S. 260.
Glahn-Hannover, L., Die Untrüglichkeit unsrer Sinne. S. 55.
*Glaß, Luise, Im Mund der Leute. S. 584.
v. Hartmann, Eduard, Der Spiritismus. S. 220.
Hauck, A., Kirchengeschichte Deutschlands. S. 224.
Haushofer, Max, Lebenskunst und Lebensfragen. S. 221.
Hausrath, Adolf, Aleander und Luther. S. 271.
*Hausrath, Adolf, Pater Maternus. S. 591.
Helfferich, Karl, Die Reform des deutschen Geldwesens. S. 494.
*Heveši, Ludwig, Buntes Buch. S. 262.
Heyn, O., Kritik des Bimetallismus. S. 494.
*Heyse, Paul, Der Sohn seines Vaters. S. 591.
Hoffmanns Siegelmarken. S. 552.
*Joachim, Josef, Lonny, die Heimatlose. S. 533.
Kaemmerer, G. H., Reichsbank und Geldumlauf. S. 493.
Kaiserworte 1888—1898. S. 714.
*Klein, Wilhelm, Praxiteles. S. 481.
Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. S. 382.
Kollmann, Die Heuerleute im oldenburgischen Münsterlande. S. 380.
von Komorzynski, Über die Arbeitswerttheorie. S. 325.
*Kröger, Timm, Die Wohnung des Glücks. S. 263.
Krueger, Felix, Der Begriff des absolut Wertvollen. S. 711.
Kunstgeschichte in Bildern. S. 435.
Kunststätten, Berühmte: I. Petersen, E., Vom alten Rom. II. Pauli, G., Venedig. S. 436.
*Lang, Paul, Schriften. S. 352.
*Levi, Cesare Augusto, Wandlungen. S. 262.
Lichtenbergs Briefe an Dietrich. S. 56.
Liebich, Bruno, Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprachen. S. 223.

Digitized by Google

Liefmann, R., Die Unternehmerverbände. S. 324.
*Litzmann, Theatergeschichtliche Forschungen Nr. XIV. S. 145.
Marshall, W., Im Wechsel der Tage. S. 608.
Martin und Lienhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten. S. 327.
Mauke, Adolf, Die Baukunst als Steinbau. S. 664.
Meyer, Erich, Die Entwicklung der französ. Litteratur seit 1850. S. 109.
*Meyer-Förster, W., Alltagsleute. S. 535.
Möbius, P. J., Über das Pathologische bei Goethe. S. 495.
Müller, Josef, System der Philosophie. S. 168.
Naumann, Fr., Gotteshilfe. S. 713.
Das Neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. S. 608.
*Nielsen, Zacharias, Die Kohlenbrenner. S. 474.
*Niese, Charlotte, Auf der Heide. S. 44.
Nonnemann, Fr., Christentums Ende. S. 713.
Opitz, H. G., Der Grundriß einer Seinswissenschaft. S. 54.
*Oppenheimer, Großgrundeigentum und soziale Frage. S. 285.
*Otto, Berthold, Agrarier, Arbeiter, Armee. S. 617.
*Pan, dritter und vierter Jahrgang. S. 357.
*Pantenius, Th. H., Allein und frei. S. 535.
Papperitz, Rich., Wanderungen durch Frankreich. S. 110.
Pauli, Gustav, Venedig. S. 436.
Pember, G. H., Die ersten Zeitalter der Erde. S. 219.
Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. S. 714.
Petersen, Eugen, Vom alten Rom. S. 436.
Philippi, Adolf, Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland. S. 606.
*Pietschker, Carl, Carl Gustow und der Naturalismus in Deutschland. S. 309.
Pohle, L., Die Kartelle der gewerblichen Unternehmer. S. 324.
Prins, Adolf, Freiheit und soziale Pflichten. S. 713.
Prutz, H., Aus des großen Kurfürsten letzten Jahren. S. 716.
*Prydz, Gunvor auf Harrö. S. 476.
*Raabe, Wilhelm, Hastenbeck. S. 591.
*Rafius, C. E., Rechte und Pflichten der Kritik. S. 99.
*Ries, C. E., Novellen vom Genfer See. S. 593.
*Rod, Edouard, Essai sur Goethe. S. 149.
*Rolffs, Ernst, Geschenktes und Erkämpftes. S. 260.
*Rosegger, P., Idyllen aus einer untergehenden Welt. S. 533.
Rülf, J., Metaphysik. S. 167.
*Rymarski, L., Ephemeriden des Isch Schachefeth. S. 86.
*Salburg, Edith Gräfin, Die Inklusiven. S. 536.
*Schlaikjer, Erich, Der Schönheitswandrer. S. 263.
Schmoller, G., Umrisse zur Verfassungsgeschichte. S. 715.
*Schumacher, Tony, Du und deine Hausgenossen. S. 261.
*Sittenberger, Hans, Studien zur Dramaturgie der Gegenwart. S. 25.
*Skram, Amalie, Lucie. S. 475.
*Skram, Amalie, Die Leute vom Felsenmoor. S. 476.
Spicker, Gideon, Der Kampf zweier Weltanschauungen. S. 166.
*Steiger, Edgar, Das Werden des neuen Dramas. S. 26.
*Stilproben, Kunstgewerbliche. S. 368.
Stille, G., Deutsche Ziele und Aufgaben. S. 713.
*Strecker, Karl, Frühtau. S. 262.
*Strindberg, August, Ehestandsgeschichten. S. 476.
*Strindberg, August, Inferno. S. 583.
Studemund, Die Stellung des Christen zum Luxus. S. 712.
Sydow, E., Die Bildung auf dem Lande. S. 712.
Thudichum, Kirchliche Fälschungen. S. 713.
*v. d. Traun, Julius, Der Schelm von den Bergen. S. 43.
Türk, Der geniale Mensch. S. 711.
Unser Kaiser. S. 714.
*Veremundus, Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? S. 403.
Verlaine, Paul, Gedichte. S. 222.
*von Völderndorff, Otto, Harmlose Plaudereien eines alten Münchners. S. 203.
Volkmann, Ludwig, Iconografia Dantesca. S. 433.
*Voß, Richard, Die Rächerin. S. 594.
*Vrba, Rudolf, Die Palackyfeier und ihre Widersacher. S. 685.
Wagner, Adolf, Grundriß zu Vorlesungen über die Finanzwissenschaft. S. 494.
Weber, C., Die Wissenschaften und Künste der Gegenwart. S. 712.
*Weitbrecht, Karl, Geschichte eines Verstorbnen. S. 596.
*Werner, Joh. Christ., Der Henker von Nauplia. S. 44.
*v. Wilpert, Richard, Sprachheiterkeiten. S. 262.
Wittenberg, Max, Die wirtschaftliche Bedeutung eines deutschen Mittellandkanals. S. 327.
Wolff, Julius, Der Landsknecht von Cochem. S. 607.
*Wuthenow, Alwine, Plattdeutsche Gedichte. S. 526.
*Zahn, Ernst, Neue Bergnovellen S. 533.
Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. S. 711.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein mittelstaatlicher Minister
in der Zeit der Reichsgründung

Von Otto Kaemmel

Die deutschen Mittelstaaten gehören zu den eigentümlichsten politischen Bildungen der deutschen Geschichte. Obwohl sie in ihren Ursprüngen bis tief in die Zeiten des alten Reichs zurückreichen, so wurden sie zu einer besondern Gruppe doch erst seit der Entstehung der beiden Großmächte und vollendeten ihre Entwicklung erst mit dem großen Rechtsbruche von 1803, der ihnen zahlreiche mediatisirte Gebiete einverleibte, und mit dem Zusammenbruche des alten Reichs 1806, der ihnen als ein Geschenk der Fremdherrschaft, nicht als ein Ergebnis eigner Anstrengung die formelle Souveränität eintrug. Sie sind nicht rein dynastische Gebilde wie die Kleinstaaten, sondern teilweise die wiederhergestellten alten Stammesstaaten, deren Zerstörung eine der größten und folgereichsten Thaten des alten Kaisertums war, obwohl sie nirgends deren alten Umfang erreichten. Dies gilt vor allem von Bayern, dem einzigen deutschen Staate, der nicht nur den alten Stammesnamen noch führt, sondern auch den Kern des Stammes noch enthält, von Württemberg, dem schwäbischen, von Hessen, dem fränkisch-hessischen, von Hannover, dem niedersächsischen Kernlande. Sachsen, die alte Mark Meißen, ist Kolonialland, umfaßt aber eine ziemlich geschlossene, im wesentlichen thüringische Bevölkerung. Gerade darauf beruht die innere Stärke dieser Staaten. Zu schwach, in einer Zeit vorherrschender politischer wie wirtschaftlicher Großstaatbildung ganz auf eignen Füßen zu stehen, also Staaten im vollen modernen Sinne des Wortes sein zu können, aber stark genug, die innerpolitischen Aufgaben der neuen Zeit bis zu einem gewissen Grade selbständig zu lösen, also zu stark, ohne weiteres in einem

Digitized by Google

großen Ganzen aufzugehen, waren sie eine Zeit lang die stärksten Hindernisse einer straffern nationalen Einheit. Endlich gelang der Ausgleich in der Weise, daß Preußen seine Fähigkeit zur Führung der Nation durch die That bewies, die Mittelstaaten teils auf die selbständige äußere Politik und andre aus der formellen Souveränität fließende Hoheitsrechte verzichteten, um dafür die Teilnahme an einer sehr wirksamen Gesamtsouveränität einzutauschen, teils wie Hannover und Kurhessen ganz verschwanden, wobei es immerhin sehr bemerkenswert ist, daß auch das aufsteigende Kaisertum der Hohenzollern ebenso wie das mittelalterliche seine nationale Aufgabe nur dadurch lösen konnte, daß es einige der neuhergestellten Stammesstaaten zerstörte.

Auch die innere Entwicklung der Mittelstaaten ist durch die Art ihrer Entstehung bestimmt worden. Während die norddeutschen Mittelstaaten Hannover und Kurhessen 1803/1815 verhältnismäßig nur wenig umfängliche Erwerbungen auf dem Boden des Stammgebietes machten, Sachsen sogar die größere Hälfte seines alten Gebietes verlor, wurden die süddeutschen Mittelstaaten jetzt erst wirklich gebildet durch die Verbindung eines bald größern, bald kleinern ältern historischen Kerns mit neuen, zum Teil ganz fremdartigen, bunten Länderfetzen, die weder unter sich noch mit dem neuen Herrscherhause einen innern Zusammenhang hatten. So besteht das moderne Bayern zur einen Hälfte aus alten geistlichen, reichsstädtischen, fürstlichen, reichsritterlichen, nicht bayrischen, sondern fränkischen und schwäbischen, obendrein zum großen Teil protestantischen Territorien mit einer reifern ältern, überwiegend städtischen Kultur, zur andern aus dem katholischen Altbayern, einem Lande der Kirche, des Adels und der Bauern. Ganz ähnlich wurde Württemberg gebildet, nur daß seine Neuerwerbungen fast alle auf schwäbischem Boden lagen; bei Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau überwogen sogar die neuen Landesteile den alten Kern bei weitem. Als Ganzes waren alle diese Staaten nicht nur gewissermaßen geschichtslos und ohne einheitliche starke Tradition, sondern auch ohne die Sicherheit und den Stolz, durch die sich eine Großmacht ihre Unterthanen verbindet. Es ist bare unhistorische Willkür, wenn das bayrische Nationalmuseum in München in seinen Wandgemälden die große Vergangenheit von Nürnberg, Augsburg, Ulm u. dergl. zur bayrischen Geschichte zieht; die großen Überlieferungen dieser Städte haben mit Altbayern und dem Hause Wittelsbach nicht das Geringste zu thun.

Diese bunte, zum Teil geradezu willkürliche Zusammensetzung hat nun schon seit 1806 auch die innere Politik der Staaten bestimmt. Sie veranlaßte zunächst die gewaltsame, ja revolutionäre Einheitspolitik, mit der in Bayern Montgelas, in Württemberg König Friedrich I. die alten und die neuen Landesteile im Sinne einer modernen Staatsordnung zu verschmelzen strebte, sodann nach 1815 die Verleihung konstitutioneller Verfassungen als eines weitern Einheitsbandes, endlich die volle rechtliche Parität der Konfessionen, denn von

Digitized by Google

der alten konfessionellen Politik konnte in diesen kirchlich so stark gemischten Staaten fortan nicht mehr die Rede sein. Nicht minder groß war der Einfluß der Neugestaltungen auf den politischen Geist der Bevölkerungen. In den Landtagen fand der tiefgewurzelte Sondergeist eine neue Stütze, die herrschende Staatsauffassung aber wurde, soweit sie nicht einfach ultramontan war, mehr oder minder demokratisch, beherrscht von den Lehren des französisch-naturrechtlichen Liberalismus, die von den Ideen der Volkssouveränität, des Parlamentarismus und der möglichst wenig, auch durch Staatspflichten nicht, beschränkten persönlichen Freiheit ausgingen. Eine monarchische Gesinnung bestand nur in Altbayern, aber auch dort fehlte es an einem militärisch-politischen Adel von der Art des preußischen, und der übrige süddeutsche Adel, größtenteils aus mediatisirten, ehemals reichsunmittelbaren Geschlechtern hervorgegangen, hatte zu den neuen Staatenbildungen zunächst gar keine innern Beziehungen. Das alles brachte die süddeutschen Staaten in einen ausgesprochnen Gegensatz zum Norden, besonders zu dem in seinen Kernlanden durchaus monarchisch-aristokratischen und militärischen Preußen, einen Gegensatz weniger der Auffassung vom Staate als zwischen kraftvoller Staatsgesinnung und dem Mangel an wirklicher Staatsgesinnung.

Am schärfsten sind diese Eigentümlichkeiten in Baden hervorgetreten. Denn von allen Mittelstaaten ist das Großherzogtum der jüngste und in mancher Beziehung der künstlichste, eine Verbindung alemannischer und fränkisch-pfälzischer Gebiete, die vom mittlern Main bis an den Bodensee reicht und an zwei ganz unbedeutende altzähringische Territorien (Baden-Baden und Baden-Durlach), die ihrerseits erst 1771 vereinigt worden waren, willkürlich angeschlossen worden ist, ein Ganzes, dessen einzelne Teile eine völlig verschiedne Geschichte hatten, auch konfessionell scharfe Unterschiede aufwiesen und einen Ersatz für das mangelnde historische Gemeingefühl nicht einmal in einer größern Geschichte des dynastischen Stammlandes finden konnten, denn dieses hatte niemals etwas bedeutet. Dazu nun die gegen Frankreich und die Schweiz völlig offne, allen fremden Einflüssen ausgesetzte Grenze! So wurde Baden ganz natürlich die Heimat des französirenden, naturrechtlichen Liberalismus und damit auch das Musterland des deutschen Konstitutionalismus. Es ist bezeichnend für das innerste Wesen dieses Staates, daß auch seine Hauptstadt Karlsruhe, die junge künstliche Gründung des Herrscherhauses (1715), nicht eine der ältern Städte des Landes ist.

Etwa derselben Zeit und ebenfalls einem fürstlichen Willen verdankt Mannheim seine Entstehung. Denn die alte Gründung Kurfürst Friedrichs IV. von der Pfalz 1606 erlag fast ganz den Stürmen des dreißigjährigen Krieges und, als sie erneuert worden war, der französischen Verwüstung von 1689; das neue Mannheim erstand erst 1721, als Karl Philipp seinen Sitz von Heidelberg hierher verlegte, und zwar als eine Stadt von fast amerikanischer

Digitized by Google

Anlage, nüchtern und schmucklos in die einförmige Rheinebne hineingesetzt, das genaue Gegenbild des malerischen, vom Schimmer der Romantik und allen Reizen der Natur umflossenen Heidelberg. Dazu hatte der Erneuerer der Stadt nach dem dreißigjährigen Kriege, Kurfürst Karl Ludwig, ihr ein fast kosmopolitisches Gepräge aufgedrückt, indem er zahlreiche Niederländer und französische Hugenotten hier ansiedelte und die Friedenskirche für alle drei christlichen Konfessionen erbaute. Auch eine zahlreiche Judenschaft ließ sich hier nieder. Unter Karl Theodor erlebte Mannheim vorübergehend auch eine Zeit litterarischen und künstlerischen Glanzes.

Diese Stadt mit ihrem Mangel an jeder ältern historischen Grundlage, ihrer freien Lebensluft, ihrer nüchtern verstandesmäßigen Denkweise war die Heimat des Staatsmannes, der unter allen mittelstaatlichen Ministern weitaus das Bedeutendste für die Erneuerung des Reiches geleistes hat, Julius Jolly.*)

Die Familie Jolly de Fleury gehörte zu der dichten Schar gebildeter französischer Protestanten, die der klerikale Fanatismus Ludwigs XIV. durch die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 aus dem Lande trieb und vor allem den deutschen Ländern als wertvolle Kräfte zuführte. Der Stammvater Jean Jolly lebte um 1711 in Hanau; dessen gleichnamiger Enkel wurde Pfarrer der französischen Gemeinde in Mannheim, wo er 1785 starb. Sein Sohn Louis (geb. 1780) diente als pfalz-bayrischer Offizier 1795 bis 1809, nahm aber dann seinen Abschied und gründete mit seinem Schwager Keßler ein Geschäft, das er in dem auch durch die Kriegsstürme und Gebietsveränderungen der Napoleonischen Zeit hart mitgenommnen, 1781 bis 1811 von 24000 auf 18000 Einwohner herabgekommnen Mannheim nur langsam zur Blüte brachte. Aus seiner Ehe mit Eleonore Alt, einer katholischen Bambergerin, wurden ihm acht Kinder geboren, als jüngster Sohn am 21. Februar 1823 Julius August Isaak Jolly. Ein inniges Verhältnis verband alle Familienmitglieder unter einander, das Haus Jolly war damals das angesehenste Mannheims, der Mittelpunkt einer reichen Geselligkeit, der Vater als Mitglied der Unionssynode, Präsident der Handelskammer (1831), endlich Bürgermeister (1836) der angesehenste Mann der Stadt, die seit dem von ihm eifrig geförderten Eintritt Badens in den Zollverein (1834) rasch aufblühte. In dieser energisch

*) Staatsminister Jolly. Ein Lebensbild von Hermann Baumgarten und Ludwig Jolly. Tübingen, Laupp, 1897. VIII und 294 S. Von Baumgarten, dem Schwager und Freunde Jollys, rührt nur der Anfang des Buches her, S. 1—71, bis zum Jahre 1866, der Hauptteil von seinem Neffen Ludwig Jolly, Professor in Tübingen. Sehr ungern vermißt man ein Porträt. Ergänzungen aus eigner Erinnerung bietet die Besprechung des Buches von Adolf Hausrath, Baden im alten Bund und neuen Reich, Deutsche Rundschau 1898, VI—IX, sowie die Schrift von G. Meyer, Die Reichsgründung und das Großherzogtum Baden. Heidelberg, Köster, 1896.

Digitized by Google

thätigen, verstandesklaren demokratischen Welt wuchs Julius Jolly heran, ein frühreifer Knabe, der bald große Hoffnungen erweckte. Auf dem Gymnasium 1832 bis 1840 fesselten ihn besonders der treffliche Philolog August Nüßlin, eine Gestalt von Goethischer Vornehmheit (1807 bis 1850 Rektor), der Jolly zum begeisterten Verehrer des Griechentums machte, und der Physiker Wilhelm Eisenlohr, ein Freund seines um vierzehn Jahre ältern Bruders Philipp (in Heidelberg). Es entsprach ganz der klaren Verstandesschärfe und der frühen Selbständigkeit des Urteils Jollys, wenn ihn der Vater, als er im Herbst 1840 die Universität Heidelberg bezog, zum Studium der Rechte bestimmte. In Berlin, wohin er im Herbst 1842 übersiedelte, ging ihm zuerst der Gedanke auf, die akademische Laufbahn einzuschlagen, denn er lebte und webte in seiner Wissenschaft. Nachdem er noch durch eine Reise über Leipzig und Dresden nach Prag und eine zweite nach Rügen mehr von Norddeutschland gesehen hatte, als die meisten seiner süddeutschen Landsleute für nötig halten, kehrte er im Herbst 1843 nach Heidelberg zurück und bestand Ende Mai 1845 seine Staatsprüfung mit Auszeichnung, worauf er zunächst bei dem Bezirksamte seiner Vaterstadt als Rechtspraktikant eintrat. Doch stand ihm jetzt der Entschluß, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, vollständig fest. Um Anknüpfungen zu suchen, ging er deshalb 1846 auf einige Zeit erst nach Leipzig (zu Albrecht), dann nach Bonn, aber er fand nicht das Erhoffte und habilitirte sich deshalb im Juli 1847 in Heidelberg für deutsches und zwar überwiegend für modernes Recht.

Der Kreis, in dem er dort verkehrte, sein Bruder Philipp, G. Gervinus, L. Häusser, sein etwas jüngerer Schulfreund F. von Roggenbach, der pensionirte preußische Geheimrat Fallenstein gehörten dem gemäßigten nationalen Liberalismus an, aber eine ganz ausgeprägte Ansicht von der Zukunft Deutschlands hatte nur Fallenstein, ein alter Lützower, der des gewissen Glaubens lebte, daß die Tage Preußens kommen würden. Jolly selbst hatte die politische Schwärmerei vieler seiner Landsleute niemals geteilt; er hatte sich schon als Gymnasiast nicht für die polnischen Freiheitskämpfer begeistern können und als Student den gepriesenen Freiheitssänger Georg Herwegh kurzweg für einen Don Quixote erklärt. Erst in Leipzig gewann er ein lebhafteres politisches Interesse an den Zeitereignissen, das sich besonders in dem Kampfe gegen die Zensur äußerte; in Heidelberg schrieb er für die „Deutsche Zeitung." Von Österreich wollte er, belehrt von seinem Bruder Philipp, im Gegensatze zu seinen Landsleuten nichts wissen, und von Preußen gewann er durch Fallenstein eine ganz andre Anschauung als diese. So standen die Freunde dem bald 1848/49 in Baden zur Herrschaft gelangenden Radikalismus mit Abneigung gegenüber und wurden, als im Mai 1849 die offne Empörung losbrach und die Republik ausgerufen wurde, in Heidelberg vom souveränen Volke derart bedroht, daß sie, Fallenstein zuerst, nach dem lieblichen Auerbach an der Bergstraße über-

Digitized by Google

siedelten, wo sich später auch der junge Viktor Scheffel einfand. In dieser trotz alledem fröhlichen Verbannungszeit lernte Jolly von Fallenstein, daß „ohne große militärische Traditionen und machtvolle historische Erinnerungen ein nationales Staatswesen undenkbar" ist. Er lernte in diesem Hause aber auch die Tochter Elisabeth lieben und erhielt am 3. März 1851 ihre Hand.

Gerade die ersten Jahre seiner sehr glücklichen Ehe (seit 18. Dezember 1852) wurden dem jungen Paare durch mannigfache Sorgen verdüstert. Am 8. Dezember 1853 starb Jollys Vater, wenige Wochen nachher am 31. Dezember der Schwiegervater Fallenstein, und eine Professur wollte sich in dieser Zeit der Reaktion trotz unendlichen Fleißes und vieler Bemühungen für den charakterfesten Liberalen, der zudem ein überzeugter Anhänger Preußens war, nirgends finden; selbst den leeren Titel eines außerordentlichen Professors erhielt er erst 1857. Er hatte unter denselben Hemmnissen zu leiden, die so vielen tüchtigen Männern in dieser schlechten Zeit das Aufstreben gehemmt oder ganz verkümmert haben.

Da kam eine überraschende Wendung nach einer ganz andern Richtung durch den Kampf um das Konkordat, das das österreichisch gesinnte Ministerium Stengel-Meysenbug am 28. Juni 1859 mit Rom abgeschlossen hatte. Als die zweite Kammer im März 1860 das Konkordat verwarf, entließ der junge Großherzog Friedrich das Ministerium und berief an seiner Stelle am 2. April den populärsten Staatsmann des Landes, August Lamey. In die Debatte über die neuen kirchlichen Gesetze griff auch Jolly ein, indem er in einer Flugschrift den Gedanken durchführte, daß die Kirche als irdische Anstalt dem Staate unterthan sein müsse. Die Schrift erweckte das allgemeine Interesse, auch des Großherzogs, in solchem Maße, daß Jolly den vertraulichen Auftrag erhielt, auf eine Schrift des Erzbistums Freiburg die abwehrende Antwort zu verfassen; aber die Hoffnung, daß ihm dies eine Professur verschaffen werde, erfüllte sich nicht. Dafür erwirkte Franz von Roggenbach nach langen Bemühungen im April 1861 Jollys Berufung zum Regierungsrat ins Ministerium des Innern und übernahm selbst am 1. Mai das Ministerium des Auswärtigen. Als nun auch Hermann Baumgarten zu derselben Zeit als Professor der Geschichte an das Polytechnikum in Karlsruhe berufen wurde, bildete sich ein enger Freundeskreis, der auf die Politik Badens den größten Einfluß üben sollte.

Mit Lamey, dem Minister des Innern und dem Vorsitzenden des Ministeriums, stimmten Roggenbach und Jolly keineswegs überein, weder im Charakter noch in der politischen Anschauung. Lamey, sagt Baumgarten, „war ein typischer Vertreter des süddeutschen, speziell des badischen Naturells, höchst talentvoll, von glänzender Leichtigkeit der Arbeit wie der Rede, von einziger Leutseligkeit und Gemütlichkeit, nie scharf oder verletzend, aber auch selten präzis und genau. . . . Jolly dagegen stand dem badischen Wesen eigentlich fremd

Digitized by Google

gegenüber; in ihm war der strenge hugenottische Zug eigentümlich ausgeprägt: gewissenhaft, pünktlich, konsequent in der Verfolgung der durch scharfes wissenschaftliches Denken festgestellten Ziele, strebte er überall den Dingen auf den Grund zu gehen, von kleinlichen oder auch wohl von erheblichen Rücksichten unbeirrt." Roggenbach, in katholischen Traditionen aufgewachsen, war vor allem ein grand seigneur, sehr liebenswürdig, formgewandt, gedankenreich, aber ohne genügende Fachkenntnisse und der Bindung durch amtliche Pflichten im Grunde abgeneigt, daher auch gewöhnt, einen guten Teil der Zeit auf Reisen zuzubringen und mit auswärtigen Staatsmännern rege Beziehungen zu unterhalten. In liberalen Kreisen genoß er überall großes Ansehen; es gab damals auch in Norddeutschland Leute, die ihn gern an der Spitze des preußischen Ministeriums gesehen hätten, als der „Konflikt" ausgebrochen war. In politischer Beziehung stand für Roggenbach und Jolly das Bestreben, zur Errichtung eines deutschen Bundesstaats unter preußischer Führung durch liberale Mittel anzuregen und das möglichste dazu beizutragen, allen andern voran; Lamey, als Liberaler in der süddeutschen Abneigung gegen Preußen befangen, hielt davon gar nichts, und er wich auch in der augenblicklich sehr wichtigen Kirchenpolitik insofern von Jolly ab, als dieser alle Übertretungen der vom Staate gegebnen Vorschriften durch gerichtliche Klage geahndet wissen wollte, während Lamey die Unterordnung der Kirche unter den Staat im Verwaltungswege zu erreichen und ohne offnen Konflikt durchzukommen hoffte. Unzweifelhaft stand hinter Lamey die große Mehrheit des Landes und des wesentlich liberal denkenden Beamtentums; die nationalgesinnten Liberalen waren eine kleine Minderheit. Erst als sich Baden mit dem Antrage an den Bundestag, die kurhessische Verfassung von 1831 wiederherzustellen (4. Juli 1861), an die Spitze der liberalen Bewegung in Deutschland gestellt hatte, da siegte die Richtung der Regierung bei den Neuwahlen im Oktober 1861, und Jolly erlebte die Genugthuung, daß ihn die Universität Heidelberg als ihren Vertreter in die Erste Kammer sandte. Die Berufung Karl Mathys in den badischen Staatsdienst im Herbst 1862 verstärkte Roggenbachs und Jollys Stellung noch; aber der preußische Konflikt, der mit Bismarcks Berufung seinen Höhepunkt erreichte, schien alle nationalen Hoffnungen der badischen Liberalen zu vereiteln. Auch Jolly urteilte über den neuen Minister nicht anders als die Liberalen überhaupt; er nannte ihn gelegentlich einen „abenteuernden Junker."

Trotzdem schwankten er und seine Freunde, als Österreich im August 1863 den Fürstentag nach Frankfurt berief, inmitten der lodernden großdeutschen Begeisterung ringsum, keinen Augenblick in der entschlossenen Ablehnung dieses „Taschenspielerkunststücks," und Jolly, der seinen Großherzog nach Frankfurt begleitete, verfaßte die Erklärungen, die dieser gegen die österreichischen Anträge abgab. So half er verhüten, daß die deutsche Entwicklung in ganz verkehrte Bahnen gelenkt wurde, und war einer der besten Bundesgenossen Bismarcks,

Digitized by Google

ohne es zu ahnen. „Es war der erste große Augenblick in Jollys politischem Leben."

Bald darnach geriet Baden in eine überaus schwierige Stellung, als Roggenbach gegen Mathys entschiedne Meinung den Großherzog bewog, sich in der schleswig-holsteinischen Sache des Erbprinzen von Augustenburg auf das wärmste anzunehmen und ihn sogar am Bundestage zu vertreten. Denn damit kam Baden in den schärfsten Gegensatz zu beiden Großmächten, namentlich zu Preußen, ohne doch irgendwie die Mittel zu haben, der rasch und sicher vorschreitenden preußischen Politik ernste Hemmnisse zu bereiten, geschweige sie zu vereiteln. So unhaltbar wurde dadurch, wie durch innere Schwierigkeiten, Roggenbachs Stellung, daß dieser Ende September 1865 seinen Abschied nahm. In dem Augenblicke also, als die deutsche Frage zur Entscheidung drängte, gab der Verfechter der preußischen Hegemonie in Baden das Heft aus der Hand, weil seine liberale Anschauung ihm eine Unterstützung der preußischen Politik verbot. Ein Staatsmann hätte anders gehandelt.

Die Folge war natürlich ein Sieg der klerikalen Großdeutschen und der Partikularisten. Das augenblicklich wichtigste Ministerium, das des Auswärtigen, übernahm der bisherige badische Gesandte in Wien, Herr von Edelsheim, und dieser drängte den Staat immer mehr auf die Seite Österreichs hinüber. Jolly sah das mit tiefer Besorgnis und unterstützte am 14. Mai 1866 in der Ersten Kammer den Antrag Bluntschlis, daß Baden in einem etwaigen Kriege zwischen Preußen und Österreich neutral bleiben möge, da es die preußische Politik nicht unterstützen könne, und ein Bund mit Österreich für Baden der „Selbstvernichtung" gleichkomme. Über Bismarck bekannte er ganz anders zu denken als früher. „Mir scheint, daß er ein Mann von ganz eminenter Begabung, von einer ebenso seltnen als schätzenswerten Willenskraft ist. Ich halte ihn für einen großen Patrioten, der mit unbedingtester Hingebung für die Größe seines Staats arbeitet, und für mich wenigstens ist die Macht Preußens von der Größe Deutschlands nicht getrennt zu denken." Nur fehle ihm der Sinn für die moralischen Kräfte im Volke. Trotzdem sei es vollendete Thorheit, das von Preußen geforderte Parlament zurückzuweisen. Am 7. Juni, als die Regierung einen außerordentlichen Militärkredit verlangte, vertrat er selbst noch einmal denselben Standpunkt in der Kammer, indem er seine Hoffnung auf Preußen offen aussprach, und es für „eine Sünde am deutschen Volke" erklärte, es für das untaugliche Bundesrecht oder auch für das Erbrecht der Augustenburger in den Krieg zu führen. Unmittelbar nach dieser Sitzung erbat er seine Entlassung, und auch Mathy schied aus dem Ministerium. Die ultramontane Partei war Herrin Badens, alle bösen Leidenschaften wurden aufgeregt, und das Land trieb steuerlos in den „scheußlichen Krieg." So wenig vermochte dieser künstliche, jeder festen Tradition entbehrende, von den schärfsten Gegensätzen zerrissene Staat eine folgerichtige Politik festzuhalten!

Digitized by Google

Zum Glück für Baden und Deutschland überhob der unerwartet glänzende Sieg Preußens die deutschen Mittelstaaten für die Zukunft der Notwendigkeit, große Politik zu treiben, wozu ihnen alle Voraussetzungen fehlten, und gab den nationalen Bestrebungen zugleich eine feste Grundlage und ein festes Ziel. Mit fieberhafter Spannung hatten die Karlsruher Freunde, ein kleines Häufchen inmitten einer feindseligen Umgebung, den Gang des gewaltigen Kampfes verfolgt, mit jubelnder Freude begrüßten sie sein Ergebnis. Auch im Lande und in der Regierung war der Umschwung vollständig. Am 27. Juli entließ der Großherzog das Ministerium Edelsheim, ernannte Mathy zum Präsidenten des Staatsministeriums und Finanzminister, Jolly zum Präsidenten des Ministeriums des Innern, Rudolf von Freydorf zum Minister des Auswärtigen. Der nationalgesinnte Liberalismus war ans Ruder gelangt.

Die neuen Aufgaben lagen klar vor. Es galt, den Anschluß Badens an den Norddeutschen Bund möglichst zu fördern, die Errichtung eines süddeutschen Bundes, die jede Vereinigung des Südens mit dem Norden unmöglich gemacht haben würde, zu vereiteln, im Innern aber eine scharf antiklerikale Politik zu beginnen. Für die Lösung dieser Aufgaben war Jolly geeignet wie wenige, denn er stand nach seinem ganzen Wesen und seinem Bildungsgange den Norddeutschen innerlich nahe, und seine scharfe Juristenlogik machte ihn für den Kampf mit einer so konsequenten Macht wie die Kurie besonders geeignet. Andrerseits verschloß ihm allerdings der Mangel an wirklich religiösem Verständnis den Blick für manche Dinge, denn er war als reiner Rationalist von dem endlichen Siege der „Vernunft" überzeugt, obwohl er die Bedeutung der Kirche für das Volk zugab, und seine ganz nüchterne, verstandesmäßige Art war seinen badischen Landsleuten wenig sympathisch. Aber getragen von dem Vertrauen seines Großherzogs und seiner eignen klaren Energie hat er das Größte für Baden geleistet, weil er das Notwendige und Vernünftige wollte. Nachdem der Frieden vom 17. August 1866 und das zugleich geschlossene Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen die äußere Stellung Badens zunächst gesichert hatte, vertrat Jolly die neue Richtung der badischen Politik mit vollem Nachdruck im Landtage. Den Plänen Hohenlohes zur Begründung des Südbundes gegenüber, wo die Ultramontanen und Demokraten das Übergewicht gehabt haben würden, und der mit seinen acht Millionen doch für eine wirkliche Selbständigkeit viel zu schwach gewesen wäre, verhielt er sich durchaus ablehnend; dagegen begrüßte er freudig den Vertrag vom 8. Juli 1867 über die Erneuerung des Zollvereins, da sie die Verbindung mit dem Norden stärkte. Auf den Protest des französischen Gesandten und die Annäherung zwischen Österreich und Frankreich, wie sie aus der Kaiserzusammenkunft in Salzburg im August 1867 deutlich wurde, gab die Thronrede des Großherzogs am 5. September eine sehr deutliche Antwort („Mein Entschluß steht fest, dieser nationalen Einigung unausgesetzt nachzustreben, und gern

Digitized by Google

werde ich und wird mit mir mein getreues Volk die Opfer bringen, die mit dem Eintritt in dieselbe naturgemäß verbunden sind"). Diesen Eintritt freilich, den Mathy in einer großen Denkschrift vom 18. November begründete, lehnte Graf Bismarck damals aus guten Gründen noch ab, und so blieb den badischen Staatsmännern nur übrig, ihn vor allem durch die Einführung der preußisch-norddeutschen Militäreinrichtungen vorzubereiten. Dagegen aber erhob sich im Lande und im Landtage ein fast einmütiger Widerspruch. Energisch trat Jolly diesen fadenscheinigen Gründen entgegen. „Soweit ich die Sache übersehe, erklärte er in der Ersten Kammer, sage ich, das deutsche Volk ist jetzt in einer beneidenswerten Lage; es ist im Vollbesitze seiner Kraft, es regt mächtig die Glieder seines Riesenleibes und ist durchströmt von der frischesten geistigen Gesundheit. Was sollen da die Klagelieder und die thränenfeuchten Blicke gen Himmel über die Anstrengungen, die einem gesunden Volke so natürlich sind?" Und in der Zweiten Kammer schloß er bei der entscheidenden Verhandlung am 21. Januar 1868 seine Rede mit den schönen Worten: „Wenn es Deutschland vergönnt ist, um den Preis des vorjährigen Krieges mit allem seinem Weh, um den Preis, daß wir auf einige Zeit sehr große, noch viel größere als die jetzt drohenden Militärlasten auf uns zu nehmen haben, den deutschen Nationalstaat zu gründen und zu vollenden, dann dürfen wir uns glücklich preisen." Er erreichte, was er wollte, das Kontingentsgesetz wurde gegen acht Stimmen, allerdings nur auf zwei Jahre statt der beantragten drei, angenommen und dann auch von der Ersten Kammer genehmigt.

Damit verband sich nun die Erfüllung einiger liberaler Lieblingswünsche (eine freisinnige Umgestaltung des Preßgesetzes, des Vereins- und Versammlungsrechts, und ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz), vor allem aber eine antiklerikale Gesetzgebung im Sinne der Liberalen, um nach Jollys Auffassung die Unterordnung der Kirche und Schule unter den Staat zu vollenden, nachdem das Kirchengesetz vom 9. Oktober 1860 diesen Grundsatz unter der Wahrung der innern Freiheit der Kirchen aufgestellt hatte. Seit der Errichtung des Oberschulrats (unter Professor Knies) 1862 blieb der Kirche nur die Überwachung des Religionsunterrichts, und das Gesetz von 1864 hatte bestimmt, daß der Pfarrer in den Ortsschulrat eintrete, was nach vielem Widerspruche wirklich durchgesetzt wurde. Das neue Volksschulgesetz führte dann auf der von Jolly nachdrücklich vertretnen konfessionellen Grundlage die Grundgedanken von 1860 vollends durch, und die Verordnung vom 6. September 1867 schrieb als Bedingung für die Zulassung zu einem Kirchenamt eine Staatsprüfung über weltliche Wissenschaft vor. Jolly hoffte durch dies „Kulturexamen" eine Bürgschaft dafür zu gewinnen, daß die künftigen Geistlichen der nationalen Geistesbildung nicht entfremdet würden. Da sich die römische Kirche diesen Bestimmungen nicht fügen wollte, so blieben viele Pfarren lange ganz unbesetzt. Jolly ließ sich nicht irre machen; er

Digitized by Google

wahrte vielmehr die Autorität des Staats auch auf andern Gebieten, indem er die Anstalt Adelfelden in Freiburg am 15. November 1867 kurzweg aufhob, als das erzbischöfliche Ordinariat sie aus einem geistlichen Internat zu einem Kloster machen wollte, und hielt nicht nur ein vom Oberschulrat im Sommer 1867 begünstigtes konfessionsloses Volksschulbuch gegen alle kirchlichen Anfeindungen ruhig aufrecht, sondern befahl später die allgemeine Einführung eines neuen, gleichfalls konfessionslosen Buchs.

Mehr als diese kirchlichen Streitigkeiten lag ihm persönlich die Fürsorge für das höhere Unterrichtswesen am Herzen. Er begann die Reform der verfallenen Mittelschulen, für die der herrschende Liberalismus wenig Verständnis zeigte, 1867 mit einer neuen Prüfungsordnung und einer Verbesserung der Lehrergehalte, sorgte für Berufung tüchtiger Männer namentlich aus Preußen, begründete 1868 das Realgymnasium (Realschule erster Ordnung) nach preußischem Muster und reformirte 1869 die humanistischen Gymnasien, indem er veraltete Unterrichtsgegenstände wie Philosophie und Rhetorik beseitigte und nach norddeutschem Vorbilde die alten Sprachen mit den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern in den Vordergrund stellte. Für die Universitäten sorgte er namentlich durch die Berufung hervorragender Lehrer; ihm vor allem verdankte Heidelberg unter andern nach Häussers Tode 1867 die Anstellung Treitschkes. Es entsprach seiner liberalen Richtung, wenn er dem liberalen, vielangefeindeten Theologen Daniel Schenkel allen Anfeindungen zum Trotz die Stange hielt.

(Schluß folgt)

Die Sozialpolitik der nächsten Zeit

Wenn man die sozialpolitischen Aufgaben der nächsten Zeit und die Aussichten für ihre Lösung betrachtet, so wird man die Lage nicht gerade als sehr erfreulich ansehen. Die von uns schon seit Jahren gehegte Befürchtung, daß die Einseitigkeiten und Übertreibungen der Sozialisten den Fortgang der Reformen weit mehr gefährden könnten, als der Widerstand der grundsätzlichen Gegner, hat sich leider als berechtigt erwiesen. Der Wagen scheint gründlich verfahren zu sein, und wo sind die, die die Sicherheit bieten, daß sie ihn wieder ins rechte Geleise bringen werden? Sind es die Parteien? Sind es die alten und die

Digitized by Google

neuen Männer vom Tische des Bundesrats oder die preußischen Minister? Oder werden wir auch hier unsre Hoffnung auf den Kaiser allein setzen müssen, wie man vor 1890 alles vom Kanzler erwartete? Und wie stehts dann mit den Aussichten der Sozialpolitik in der nächsten Zeit?

Gerade bei dieser Frage erscheinen die Sozialisten, selbst wenn man die Sozialdemokraten ganz außerm Spiel läßt, als arge Sünder. Sie haben alles gethan, alles zu verderben. Die Natur der sozialen Probleme und Ideale legte den verständigen Arbeiter- und Vaterlandsfreunden doch wahrhaftig die größte Zurückhaltung und Vorsicht bei der Formulirung sozialpolitischer Forderungen nahe, und vollends die Vertreter der Sozialwissenschaft hätten sich sagen müssen, daß die ihren Lehrsätzen eigentümliche Unbestimmtheit und Dehnbarkeit bei ihrer besondern agitatorischen Kraft in den ungebildeten Klassen Vorstellungen und Ansprüche wachrufen müßte, die in der Theorie arbeiterfreundlich und gemeinnützig scheinende Reformen praktisch als arbeiter- und gemeingefährlich erkennen lassen und es den verantwortlichen Leitern der Politik unmöglich machen, darauf einzugehen. Der Mangel an dieser Vorsicht und Zurückhaltung hat den Kathedersozialismus zum wirksamen Förderer der sozialdemokratischen Gesinnung unter unsern Industriearbeitern gemacht, und seinen Übertreibungen und Einseitigkeiten ist es zum guten Teile zuzuschreiben, daß der Kaiser und die verbündeten Regierungen seit 1890 trotz der Leistungen unsrer Arbeitergesetzgebung mit einer zunehmenden politischen und sozialen Entartung der Bevölkerung zu rechnen haben, statt verständigere, maßvollere und zufriednere Anschauungen zu finden. Nicht weniger nachteilig und dabei noch allgemeiner haben die sozialistischen Einseitigkeiten und Übertreibungen dadurch gewirkt, daß sie zwar für den Staat sittliche Ziele und auch gelegentlich und theoretisch von den Staatsbürgern ein sittlicheres Verhalten verlangten, namentlich als Pflicht gegen das sogenannte Ganze, praktisch aber durch das übereifrige und besonders agitatorisch wirkende Eintreten für die sozialpolitische, d. h. durch den Staat zu leistende Hilfe bei den Einzelnen das soziale Pflichtgefühl noch mehr verkümmerten, als das durch die Manchesterdoktrin schon vorher geschehen war. Man hat den Klassenkampf zur Hauptsache und den Klassenhaß den Massen zur Tugend gemacht, man hat den Einzelnen überhaupt nicht mehr kennen wollen, sondern nur noch die Klasse, die Schicht und leichtfertig konstruirte Typen, man hat das individuelle Glück und seine so unendlich verschiednen Voraussetzungen ganz vergessen, und man ist schließlich zu der ungeheuerlichen und sehr verhängnisvollen Albernheit gekommen, die Zufriedenheit dem Menschen als Fehler und Unglück anzurechnen, ja das Wort und den Begriff völlig auszulöschen in dem sonst so gewaltig angeschwollnen Sprachschatze der modernen Sozialwissenschaft. Mit unverzeihlicher Unduldsamkeit und Selbstgerechtigkeit sind dabei bis heute alle Mahnungen, von Einseitigkeiten und Übertreibungen abzulassen, zurückgewiesen

Digitized by Google

worden. Die Herren waren entrüstet, wenn ihnen der geringste Irrtum vorgehalten, der kleinste Fehler zugetraut wurde. Leichtfertig bezichtigten sie den, der andrer Meinung war als sie, kurzweg der Arbeiterfeindlichkeit, des Unternehmerinteresses, antisozialer Gesinnung, am liebsten der Fahnenflucht. Selbst das hochherzige Bestreben des Kaisers für das Wohl der arbeitenden Klassen wurde in blinder Selbstgerechtigkeit als abgethan und aufgegeben hingestellt, sobald es nicht mehr Schritt hielt mit der verantwortungslosen, überhasteten, unklaren Reformlust der Herren.

Die ungünstige Wirkung dieser sozialistischen Fehler ist noch verschärft worden durch den traurigen Verfall des deutschen Liberalismus. Niemals ist dieser Liberalismus, der vor allem berufen wäre, in dem so sehr zugespitzten Kampf der Interessengegensätze die Autorität der Staatsgewalt als den Hort der persönlichen Freiheit hoch zu halten gegen die sozialistische Zwangsjacke wie gegen die Knechtung durch Protzentum und Junkertum, niemals ist er jämmerlicher vertreten gewesen als heute. Schmarotzer rechts, Schmarotzer links, können die Parteien, die sich heute liberal oder freisinnig nennen, nicht mehr in Betracht kommen als Stütze für eine im guten Sinne liberale Politik, ohne die — darüber wollen wir uns keiner Täuschung hingeben — eine befriedigende Lösung der brennenden sozialen Frage nicht möglich ist, und zu der leider Gottes die konservativen Parteien von heute mehr und mehr in unversöhnlichen Gegensatz zu geraten scheinen.

Trotzdem darf die Lösung der sozialen Frage nicht vertagt werden. Die Entartung der sozialen und politischen Gesinnung, in die ein großer Teil des Volkes schon hineingeraten ist, ist ein schnell fressender Schaden, und jedes Jahr, das verläuft, ohne daß ein Erfolg dagegen errungen ist, bedeutet einen Schritt zur Auflösung und zum Verfall. Nur Leichtsinn kann sich heute noch über diese Gefahr täuschen, auch dann, wenn der modernen Gesellschaft das Organ für selbstlosen Zorn und Schmerz über das Unglück der irregeführten Massen und über ihre Ohnmacht, sich selbst dem Banne der Verführer zu entziehen, verloren gegangen sein sollte. Trotzdem und trotz alledem darf in diesem großen Erziehungswerk unter keinen Umständen auf eine liberale Sozialpolitik verzichtet werden, und darf der Kaiser nicht irre werden an seinen aus eigenster Erkenntnis von Recht und Unrecht und aus wahrhaft vornehmem Freisinn heraus kund gegebnen Grundsätzen treuer Fürsorge und kräftigen Schutzes für die arbeitenden Klassen. Wenn irgendwo, so verlassen wir uns hier auf ihn.

Bekannt ist, wieviel von rechts und von links aufgeboten wird, dem deutschen Volke dieses Vertrauen zu rauben. Bekannt ist aber auch, daß leider gerade konservative Politiker schon zu Anfang der neunziger Jahre Verbrechen der Arbeiter gegen die öffentliche Ordnung herbeiwünschten, um den Kaiser in seinen Grundsätzen wankend zu machen, und daß man seitdem fort-

Digitized by Google

gesetzt und systematisch daran gearbeitet hat, ihn durch die bekannte Scheiterhaufenmethode zu einem unheilbaren Bruch mit der bisherigen liberalen Auffassung der Arbeiterfrage zu drängen. Und wer vermöchte zu leugnen, daß man im sozialistischen Lager alles gethan hat, diesen Bemühungen günstigen Wind zu schaffen? Es ist nicht zu bezweifeln und hat scheinbar sehr viel Berechtigung, daß sich die kurzsichtigen Vertreter der plumpen, einseitigen Repression im Kampf gegen die sozialdemokratische Entartung der Arbeiter schon des Erfolgs sicher glauben. Der Weizen des agrarisch-großindustriellen, des ostelbisch-niederrheinischen Bundes scheint herrlich zu reifen. Und dennoch kann man auch heute darauf hinweisen, daß in dem thatsächlichen Verlauf unsrer Sozialpolitik seit 1890 bei gewissenhafter Prüfung kein Anhalt dafür zu finden ist, daß der Kaiser sich selbst untreu und der Reaktion dienstbar geworden sei. Die Thorheit, das heute zu glauben, wäre ebenso groß, wie es die war, daß man auch nur einen Augenblick annahm, der Kaiser habe sich durch die Februarerlasse anheischig gemacht, der Schmollerschen oder Brentanoschen Schule oder den Herren von Berlepsch, von Rottenburg und Genossen in allen Einseitigkeiten und Übertreibungen Gefolgschaft zu leisten. Sollten etwa die sonst so klugen Geschäftsleute vom Zentralverband deutscher Industrieller glauben, daß sie des Kaisers Oeynhausener Tischrede schon mit Nutzen für sich festgenagelt hätten, so hätten sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht. In keinem Sinne hat der Kaiser mit dieser Rede das gute Recht der niederrheinisch-westfälischen Arbeiter, das er vor acht Jahren energisch gegenüber der Unternehmeranmaßung betonte, jetzt dieser Anmaßung preisgegeben. Es ist ja klar, daß solche Reden von der Brunnenvergiftung mit besonderm Vergnügen und Erfolg ausgeschlachtet werden, und der Kaiser sollte das weit mehr berücksichtigen. Aber auch die Oeynhausener Rede mit ihrer scharf zugespitzten Vertretung des guten Rechts derer, die arbeiten wollen bei frivol angezettelten, ungerechten Ausständen, der modernen Störer, der Streikbrecher, sollte billig keinen Verständigen irre machen an dem Charakter und dem Rechtsgefühl unsers Kaisers, dem Rocher de bronze, wie Bismarck sagte, auf den wir heute nun einmal allein unsre Hoffnung setzen können.

Was den Wortlaut der Rede betrifft, so giebt er niemand ein Recht, den in Aussicht gestellten Gesetzentwurf zur Verschärfung der Strafen des in § 153 der Reichsgewerbeordnung wegen des etwa festzusetzenden Strafmaßes zu kritisiren. Dazu muß man den Wortlaut des Entwurfs selbst abwarten. Der genannte Paragraph bedroht bekanntlich den, der andre durch die Anwendung körperlichen Zwanges, durch Drohungen, durch Ehrverletzungen oder durch Verrufserklärungen bestimmt oder zu bestimmen versucht, an Verabredungen zu Arbeitseinstellungen und dergleichen teilzunehmen oder ihnen Folge zu geben, oder andre durch gleiche Mittel hindert oder zu hindern versucht, von solchen Verabredungen zurückzutreten, mit einer Gefängnisstrafe

Digitized by Google

bis zu drei Monaten. Es ist heller Unsinn, das Verlangen nach einer Verschärfung dieser Strafbestimmung als ein Attentat auf das sogenannte „Streikrecht“ oder gar das „Koalitionsrecht“ der Arbeiter zu denunziren. Es genügt darauf hinzuweisen, daß ein so waschechter Kathedersozialist wie Schönberg selbst sich noch neuerdings ganz entschieden für die Verschärfung ausspricht. Alle großen Streikbewegungen der neuern Zeit hätten gezeigt, daß es in dieser Hinsicht an einem genügenden Schutz gegen die thatsächliche Vergewaltigung fehle, die von den Führern und ihren Werkzeugen gegen Arbeiter, die sich einem Streik nicht anschlössen oder nach ausgebrochnem Streik die Arbeit wieder aufnehmen wollten, ausgeübt werde. Nichts andres hat der Kaiser in Oeynhausen gesagt und versprochen. Von einer Beseitigung des Streikrechts ist dabei ebensowenig die Rede, wie durch die Aufrechterhaltung einer wirksamen Staatsaufsicht über die Ausübung des Koalitionsrechts dieses Recht selbst beseitigt wird.

Aber die von rechts wie von links versuchte Ausbeutung der Oeynhausener Rede macht es heute denen, die ehrlich und treu zum Kaiser stehen, doppelt zur Pflicht, darauf hinzuweisen, ein wie schwerer Fehler es wäre, den notwendigen Ausbau unsrer sozialpolitischen Gesetzgebung, soweit sie den Arbeiterschutz im besondern betrifft, zu vernachlässigen oder zu vertagen. Nichts könnte die Staatsautorität ärger schädigen, nichts das unaufschiebbare Erziehungswerk mehr erschweren. Wir haben der Forderung des Grafen Posadowsky, den bisherigen Sozialreformen die nötige Ruhe zu lassen, sich einzuleben und zur Wirklichkeit zu werden, aus voller Überzeugung zugestimmt, aber gerade deshalb müssen wir den Ausbau der bestehenden Einrichtungen, wo immer Lücken und Mängel in ihnen den ruhigen, zweckentsprechenden Gebrauch stören, um so dringender verlangen.

Vor allem wird man gerade jetzt mit der Durchführung und Sicherung des Arbeiterschutzes, soweit er gesetzlich vorgeschrieben ist, Ernst zu machen haben. Nicht nur aus den Berichten der Gewerbeaufsichtsbeamten geht es hervor — wer es nur sehen will, kann sich aus eigner Wahrnehmung davon überzeugen —, daß in dieser Beziehung sehr viel zu wünschen übrig ist. Es ist klar, daß die strikte Befolgung eines so komplizirten Apparats von Bestimmungen wie unser Arbeiterschutz überall zu sichern ein Ding der Unmöglichkeit ist, und daß allzu scharfe Buchstabenreiterei dabei eine Thorheit wäre. Aber ebenso klar ist es, daß die mit der Aufrechterhaltung der Staatsautorität betrauten Verwaltungen, und sogar die Gerichte, noch immer in sehr weitem Umfange selbst die wissentliche, grundsätzliche, frivole und eigennützige Mißachtung der Arbeiterschutzbestimmungen durch die verpflichteten Unternehmer mit einer das Ansehen des Gesetzes schwer schädigenden, geradezu leichtfertigen Milde behandeln. Sie setzen die Leute ins Recht, die den Arbeitern einreden, sie könnten von dem „Klassenstaat“ überhaupt keinen Schutz erwarten. Wenn

Digitized by Google

man gegen die Vergewaltigung der Streikbrecher schärfere Strafen verlangt, so muß man, um ein gutes Gewissen zu behalten, gleichzeitig diesem Unfuge steuern. Die Windrichtung, die man jetzt als die in den obern Regierungskreisen vorherrschende anzusehen gelehrt wird, ist sehr geeignet, diesen Fehler unten im Übermaß zu steigern. Rücksichtslos wird man deshalb endlich die zahlreichen Polizeiverwalter und Amtsvorsteher, die noch immer in augenfälliger Pflichtverletzung die frivolen Vergehungen gegen die Schutzbestimmungen dulden und vertuschen, zur Verantwortung ziehen müssen, und soweit sich die Schöffengerichte — vielleicht dank der so viel gepriesenen Mitwirkung des Laienelements — unfähig erweisen, den weiten Spielraum in der Strafabmessung, den ihnen die bestehenden Gesetze durchweg einräumen, gerecht zu benutzen, so ist ungesäumt gesetzlich dem Mißbrauch ein Damm zu ziehen. Es ist leider nicht zu bestreiten, daß der böse Wille, gesetzlich vorgeschriebnen Arbeiterschutz im Interesse der Unternehmer unwirksam zu machen, in Preußen in besonderm Maße zu finden ist, ja vielfach schon offen zur Schau getragen wird, in demselben Preußen, wo man durch Menschenalter mit Recht stolz darauf war, daß Gesetze, die nur auf dem Papiere stünden, nicht denkbar wären. Diesen bösen Willen zu brechen ist des Königs von Preußen erste und wichtigste Aufgabe im Kampf gegen die Sozialdemokratie; sie ist noch dringender als die Änderung des § 153 der Reichsgewerbeordnung.

Eng damit zusammen hängt in Preußen die Gefahr einer Vernachlässigung der der Gewerbeaufsicht dienenden Institutionen. Es entspricht den reaktionären Bestrebungen in der Sozialpolitik, die besondre Gewerbeaufsicht als überflüssig und lästig darzustellen und die Aufwendungen dafür möglichst beschränkt wissen zu wollen. Eine über den Interessengegensätzen stehende Regierung wird die außerordentliche Bedeutung, die gerade für die nächste Zukunft der Gewerbeaufsicht beigelegt werden muß, nicht verkennen, sie wird namentlich über den Wert nicht zweifelhaft sein, den die unparteiische, unbeeinflußte Feststellung der Wahrheit durch die Gewerbeaufsichtsbeamten für sie hat. Sie wird sich deshalb die Erweiterung und Festigung dieser Institution mit Ernst angelegen sein lassen müssen und mit den dazu erforderlichen Mitteln nicht geizen dürfen. Das aber geschieht in neuerer Zeit. Es ist gerade bei diesen Beamten unbegreiflich, wie man das überall zu bekämpfende Übermaß viele Jahre lang nicht fest angestellter, sogenannter außeretatsmäßiger Beamten einreißen lassen kann, wo alles darauf ankommt, das die Unparteilichkeit und Unbefangenheit sichernde Beamtenbewußtsein zu pflegen und zu erhalten.

Mehr ernsten Willen wird man — um noch auf einzelne besonders brennende Fragen als Beispiel einzugehen — auch zu bethätigen haben in dem Kampfe gegen die Gefahren für die Gesundheit und das Leben der Arbeiter, wie sie sich in einigen Industriezweigen trotz der modernen Technik infolge der ungeheuer gesteigerten Intensität der Arbeit, der Ausnutzung der Naturkräfte und

Digitized by Google

der Ausbeutung der Naturschätze gegen früher vermehrt oder in einer den berechtigten Anforderungen der Neuzeit nicht entsprechenden Größe erhalten haben. Das Übermaß der sozialistischen Forderungen in dieser Beziehung darf uns nicht davon abhalten, das wirklich Notwendige und Erreichbare anzustreben. Die furchtbaren und häufigen Unglücksfälle in den Bergwerken haben mit Recht die preußische Regierung veranlaßt, durchgreifenden Maßnahmen dagegen „näher zu treten." Die ablehnende Aufnahme, die dieses Nähertreten in den beteiligten Unternehmerkreisen gefunden hat, ist, wie der Wind heute steht, eine ernste Gefahr für die kräftige Ausführung. Wir schwärmen nicht für den Gedanken, die Gefahren im Bergbau durch die Schaffung eines von den Arbeitern zu wählenden und gleichsam in ihrem Auftrag thätigen niedern Aufsichtspersonals zu verringern, im Gegenteil, dieser Ausweg würde uns als ein klägliches Zeichen der Schwäche der Staatsgewalt und ihrer Furcht davor erscheinen, selbst ihre Pflicht zu thun. Aber unter keinen Umständen wird man auch nur den Schein aufkommen lassen dürfen, daß sich der Staat vor der mit bekannter Anmaßung immer aufs neue wiederholten Behauptung der Unternehmer, sie allein hätten darüber zu befinden, was an Arbeiterschutz zu gewähren sei, bescheiden zurückzieht. Es geht nicht mehr an, die rücksichtslose Steigerung der Kohlen- und Erzgewinnung als eine schlechthin gemeinnützige Leitung hinzustellen und als unantastbaren Grundsatz auch für die Sozialpolitik anzuerkennen, soll Staat und Nation nicht durch das Resultat ad absurdum geführt werden. Soll man etwa gar gegenüber dem gewaltig in die Höhe getriebnen Export von Steinkohlen und Eisenerzen die Steigerung der Gefahren im Bergbau und den Verfall des früher hochangesehenen Bergmannsstandes für nichts achten?

Die Erhebungen, die das Reichsamt des Innern im Jahre 1897 über die gesundheitswidrige Dauer und Art gewisser industrieller Arbeiten hat anstellen lassen, haben ein sehr umfangreiches Bündel von Wünschen und Vorschlägen ergeben, die zweifellos einer eingehenden und vorsichtigen Prüfung bedürfen, ehe sie in brauchbare Gesetzesparagraphen umgestaltet werden können. Die weitere Verfolgung dieser Angelegenheit wird am besten beweisen, ob man es in dem genannten Amte auch fernerhin ernst nimmt mit dem Arbeiterschutz. Es ist entschieden zu verlangen, daß man für die besonders gesundheitsschädlichen Arbeiten der modernen Industrie eine zeitliche Begrenzung erzwingt. Die Unbequemlichkeiten, die daraus in der ersten Zeit für den Betrieb erwachsen, können dagegen durchaus nicht ins Gewicht fallen. Die Schwierigkeit liegt in der Aufsicht. Vielleicht wird man nicht umhin können, für solche Betriebe gesetzlich die Konzessionspflichtigkeit einzuführen und in der Konzessionsentziehung ein wirksames Strafmittel zu gewinnen. Das sind nach unsern eignen Idealen freilich wenig erfreuliche Perspektiven. Aber die Zeit ist nicht darnach, vor scharfem Zwange zurückzuschrecken, wo es gilt, dem gesetzlichen Arbeiterschutz Nachdruck zu geben. Wir haben kein Recht zum Kampf, und

Digitized by Google

wir haben vollends gar keine Aussicht, der sozialdemokratischen Entartung der Arbeiter Herr zu werden, wenn wir nicht auch der Entartung des sozialen Pflichtgefühls der Unternehmer, dem bösen Geist der rücksichtslosen Ausbeutung des Nebenmenschen in allen geschäftlichen Dingen mit allen zur Verfügung stehenden Kampfmitteln die Spitze bieten.

Dringend geboten erscheinen uns ferner unter anderm neue Schutzmaßregeln für die Arbeiterschaft der Handelsmarine. Auch Deutschland ist auf dem besten Wege, sein Schiffsvolk zum Lumpengesindel hinabdrücken zu lassen. Es ist kürzlich mit Recht darauf hingewiesen worden, wie ungeheuer der bis ins Unvernünftige gesteigerte Luxus der großen Personendampfer in allem, was die reichen Passagiere berührt, kontrastirt mit der Vernachlässigung der Verhältnisse, unter denen die Schiffsmannschaft zum großen Teil ihre schwere und verantwortliche Arbeit verrichten muß. Mögen die Unternehmer und die unfehlbaren Herren Ingenieure noch so sehr Zetermordio schreien, wenn der Staat einmal Miene macht, den Schiffbau unter strengere Kontrolle zu nehmen, mögen die großen Dampfergesellschaften sich noch so sehr bemühen, Ministern und Abgeordneten nur ihre liebenswürdigsten, glänzendsten Seiten zu zeigen, wollen wir nicht, daß der an den Charakter des Einzelnen so hohe Anforderungen stellende Schifferberuf in den elendesten Verfall gerät, so müssen wir uns zu durchgreifenden Zwangsmaßregeln ermannen. Daß die, denen der Schutz gilt, schon zum großen Teil Lumpengesindel durch unser Laisser aller geworden sind, darf uns gewiß nicht abhalten, unsre Pflicht zu thun.

Und wie stehts mit dem Schutz der Kinder, der Unmündigen? Warum tritt man der unverantwortlichen Ausbeutung der Kinder, wie sie sich in unsern Großstädten, zumal in Berlin, auf allen Gassen breit macht, dem Austragen von Zeitungen, von Backwaren usw. vor Tagesgrauen nicht endlich mit einem radikalen Verbot entgegen? Nichts, gar nichts hindert daran. Warum entschließt man sich nicht, die Freizügigkeit der Minderjährigen unter ausreichende Aufsicht zu stellen, was ganz unabweisbar wird, und redet lieber von der Vernichtung der Freizügigkeit der Erwachsenen im Interesse der Agrarier, die eine Ungerechtigkeit und ein Unsinn wäre?

Es ist hier nicht die Aufgabe, alles das, was vernünftigerweise geschehen kann und geschehen sollte, einzeln aufzuführen, oder das Übermaß und die Unvernunft der sozialistischen Forderungen zu kritisiren. Nur darauf kommt es uns an, zu zeigen, daß sehr viel für die sozialpolitische Gesetzgebung zu thun übrig ist, wenn der einmal als notwendig erkannte Arbeiterschutz zur Wirklichkeit werden und heilsame Früchte im Kampf gegen die Sozialdemokratie leisten soll. Nur vor der groben Unterlassungssünde soll gewarnt werden, zu der unverständige Ratgeber den Staat verleiten möchten, vor dem Wahne, daß man das Heilverfahren durch das Aufgeben der positiven Sozialpolitik einleiten müsse und dann mit Schroffheit gegen die Arbeiter das wieder gut machen

Digitized by Google

könne, was wir, die Besitzenden und Gebildeten, in Jahrzehnten durch Eigennutz und Hochmut schlimm gemacht haben.

So wenig wir glauben, daß der Kaiser selbst seine arbeiterfreundliche Politik aufzugeben geneigt ist, ebenso wenig ist uns eine Thatsache bekannt, die bewiese, daß die hohen Beamten, die unmittelbar nach seinem Willen thun und lassen, zu dem schweren Fehler eines Abbruchs der sozialpolitischen Reformarbeit entschlossen wären. Aber es hieße, die Hand vor den Augen bei hellem Tage nicht sehen, wollte man bestreiten, daß der agrarisch-großindustrielle Bund, vor dem die preußischen Regierungsmänner seit Jahr und Tag wieder in tiefster Submission ersterben, das erzwingen will gegen die scharf und bestimmt kund gegebnen Überzeugungen des Kaisers. Die Wiederaufnahme der parlamentarischen Verhandlungen im Reiche und in Preußen wird wahrscheinlich bald auch den Vertrauensseligen jeden Zweifel daran nehmen, so sehr man auch in der konservativen Partei bemüht ist, den äußern Schein sozialer Gesinnung zu wahren.

Wir haben in unserm aufrichtigen Mißtrauen gegen die heutigen Parteien und die moderne Selbstverwaltung wiederholt und wohl vielfach gegen fest sitzende Anschauungen des gebildeten Publikums die bessere Schulung des Berufsbeamtentums für die großen sozialen Aufgaben der nächsten Zeit als eine der wichtigsten sozialpolitischen Vorarbeiten bezeichnet. Wir möchten das auch hier nochmals auf das nachdrücklichste betonen. Je mehr Unheil man mit der Lehre vom Klassenstaat und der Klassenherrschaft sozialistischerseits anrichtet, umso größer wird die Bedeutung eines über den Klasseninteressen stehenden Beamtenkörpers. Leider hat sich — und auch dies wieder am meisten in Preußen — in den letzten Jahrzehnten unter den Beamten eine früher in dieser Schärfe nicht vorhandne Scheidung in zwei Klassen gebildet, und es scheint sich ein ganz regelrechter Klassenkampf zu entwickeln. Hochmut, Unnahbarkeit, Ausbeutung auf der einen Seite, Unzufriedenheit, Interesselosigkeit, hämische Schadenfreude an amtlichen Mißgriffen und Mißerfolgen auf der andern steigern sich, von einer Solidarität der Interessen und Pflichten oben und unten ist vielfach nichts mehr zu spüren. Glaubt man mit einer von diesem Geiste beseelten Armee siegreich gegen die Sozialdemokratie zu Felde ziehen, glaubt man von ihr selbst die sozialdemokratische Entartung fernhalten zu können? Die Unvernunft wäre himmelschreiend. Verbiete man doch den Beamten bei strenger Strafe sozialdemokratische Sympathien, veröffentliche man Droherlasse auf Droherlasse, züchte man Aufpasser und Denunzianten in allen Bureaus, Vereinen, Stadtvierteln, Kreisen und Gemeinden, man wird damit den Geist nur umso schlechter machen, die Leute dem Staatsinteresse und dem Könige nur umso mehr entfremden, wenn man nicht endlich den Mangel an Wohlwollen und herzlicher Nächstenliebe der Obern gegen die Niedern beseitigt. Immer wieder muß es gesagt werden, daß nicht die Lohn- und Gehalts-

Digitized by Google

verhältnisse der Klassen die Gemüter verbittert. Dazu ist heute im großen und ganzen keinerlei Grund vorhanden. Das persönliche Verhalten ist es, was die Unzufriedenheit steigert, und das ist nur zu sehr begründet. Je weniger wir den landläufigen Angriffen gegen den Assessorismus in Preußen, d. h. gegen die juristische Vorbildung des höhern Beamtentums beitreten, gerade weil wir diese Vorbildung für nötig halten und ihre segensreiche Wirkung nicht beeinträchtigt sehen wollen, desto mehr beklagen wir den sich breitmachenden Assessorendünkel der Masse der Subaltern- und Unterbeamten gegenüber. Er hat seit zwanzig Jahren arge Fortschritte gemacht, und die Unfruchtbarkeit der katheder-sozialistischen Ära für das soziale Pflichtgefühl der Einzelnen findet darin eine traurige Bestätigung.

Noch müssen wir eines unentbehrlichen Hilfsmittels in dem bevorstehenden Kampfe gedenken, der sogenannten Arbeiterstatistik und der Sozialstatistik überhaupt. Ihr Wert für den Leiter unsrer Sozialpolitik liegt auf der Hand. Leider ist ihre Organisation im Deutschen Reiche unfertig und bis jetzt vernachlässigt. Es ist schon früher bei der Besprechung einzelner Leistungen unsrer amtlichen Statistik auf diesem Gebiete hervorgehoben worden, wie die unglückselige bureaukratische Verteilung der Rollen zwischen dem Reichsamt des Innern, der Kommission für Arbeiterstatistik und dem Statistischen Amt des Reichs die Leistungen im allgemeinen beeinträchtigen muß. Natürlich befähigt nur eine gründliche sozialwissenschaftliche und statistische Vorbildung zur Leitung auch der arbeiter- und sozialstatistischen Institutionen, und es hieße eine unbegreifliche Kurzsichtigkeit und Unkenntnis an maßgebender Stelle voraussetzen, wollte man es für möglich halten, daß nach dieser Richtung hin nicht baldigst eine durchgreifende Reform vorgenommen wird. Sollte man etwa an den zur Zeit den Ausschlag gebenden Stellen in den Irrtum verfallen, die amtliche Statistik auf diesem Gebiet lediglich als Rechenmaschine brauchen zu können, der man auf das, was erfragt und wie gefragt werden soll, den bestimmenden Einfluß versagt, so würde niemals etwas Vernünftiges herauskommen, denn auch der geschulteste und gewissenhafteste Statistiker kann aus wertlosem Material nichts Wertvolles herausrechnen. Selbstverständlich wird wohl die grundsätzlich nur den Sachverstand des agrarisch-großindustriellen Unternehmertums als Richtschnur für die Sozialpolitik der nächsten Zeit anerkennende Strömung für eine sachverständige Arbeiterstatistik nicht viel übrig haben, vielleicht sogar alles daran setzen, eine solche unmöglich zu machen. Auch in dieser Frage haben wir eben nicht ohne Besorgnis abzuwarten, ob und wie weit die obersten Berater des Kaisers aus sich selbst das, was nötig ist, veranlassen werden. Daß der Kaiser recht bald auch der Statistik und im besondern der Arbeiterstatistik seine volle persönliche Aufmerksamkeit zuwenden möge, ist dringend zu wünschen. Schade, daß er gerade dazu nicht längst Zeit und Gelegenheit gefunden hat.

Digitized by Google

Wenn wir vor einiger Zeit bei einer Betrachtung der politischen Lage nach den Reichstagswahlen zu dem Schluß gelangten, daß die Sammlung aller über den materiellen Interessen stehenden gebildeten Männer in Deutschland um den Kaiser die Politik der nächsten Zukunft sein müsse, so springt auf dem Sondergebiet der Sozialpolitik die Berechtigung dieser Parole vollends in die Augen. Es kann dem Deutschen Reiche heute in seinen schweren sozialen Nöten und Wirren nur geholfen werden durch die Weisheit, Gerechtigkeit und hingebende Pflichttreue unsers Kaisers. Gott sei Dank, daß wir ihm vertrauen dürfen! Mögen sich endlich die Männer finden, die ihm diese große Verantwortlichkeit wirklich tragen helfen vor Deutschland und der Welt. Heute ist keiner da, auch nicht einer!

Betrachtungen über das Drama,

insbesondre das deutsche

1

Wenn es vorn nicht viel zu sehen giebt, so sieht man rückwärts. Je weniger das Drama der Gegenwart an und für sich bedeutet und die Mehrzahl der Menschen befriedigt, desto häufiger wenden solche, die über diese Dinge nachzudenken lieben, ihre Gedanken dem Drama der Vergangenheit zu. In derartigen Büchern wird aber meistens der Gegenstand nicht rein litterarhistorisch, sondern mit Rücksicht auf Ansichten und Bedürfnisse der Gegenwart behandelt, und das ist natürlich. Denn keine Litteraturgattung liegt gegenwärtig der Tagesmeinung so sehr am Herzen wie das Drama. Es hat Zeiten gegeben, wo das Theater mehr bedeutete als heute, aber niemals war die Gelegenheit, Aufgeführtes zu sehen und zu hören, so überallhin bis in die kleinsten Nester verbreitet, niemals hat es so für jedermann mit dazu gehört, ins Theater zu gehen wie heute; für viele ist das neben der Zeitung der einzige Zugang zur Litteratur. So gewinnt das Drama als Gegenstand dieses Vergnügens an Interesse, und mag es viel oder wenig sein, was die Dichtung der Gegenwart hervorbringt, es wird immer noch weit mehr Beachtung finden, wenn es aufs Theater paßt, als wenn es nur Lyrik wäre oder gar Epos. Denn Lyriker sind heutzutage in Deutschland beinahe alle, oder sie könnten es doch sein, die Sprache dichtet für sie, haben ja schon Schiller und Goethe gesagt — es ist längst kein eigner Ruhm mehr, einen Band Lyrik gedichtet zu haben; man muß noch etwas außerdem leisten und sein, um für etwas zu gelten. Es sei denn, daß einmal ein wirklich be-

Digitized by Google

deutender Lyriker wiederkäme, wie Rückert und Uhland, wie Heine oder allenfalls Geibel — bis dahin mag sich diese allgemein verbreitete Fähigkeit, gute Verse zu machen, in diesem Umfange erhalten: wir brauchen keine Nation der Welt um ihre Lyriker zu beneiden, werden aber freilich auch keinen der unsrigen für etwas hervorragendes ansehen. Es giebt noch Grade und Stufen, gewiß, aber kein einziger unter den jetzt lebenden Lyrikern ragt allein für sich, unbestritten und unnahbar, über die andern empor. Etwas anders steht es mit dem Epos. Sein eigentliches Zeitalter, so pflegen wir zu sagen, ist vorüber, und seinen Platz im Kulturleben hat hauptsächlich der Roman eingenommen, die Prosaerzählung überhaupt, vielleicht auch etwas mit die gute Darstellung wirklicher Geschichte — aber es giebt ja die vielerlei Spielarten, die man als Kunstepos zusammen zu fassen pflegt. Sie sind nicht abhängig von den beiden großen Impulsen der Volksepik, einem Kriege, der alle Kreise einer Nation gleicherweise bewegt, oder dem gemeinsamen Gute eines starken, neuen und kräftigen religiösen Glaubens. Sie sind auch an kein bestimmtes Zeitalter gebunden, mit der Lyrik und nach ihr erscheinen sie in ganz verschiednen Zeiten als glückliche Griffe einzelner besonders begabter Persönlichkeiten. Sollen sie Wirkung und Dauer haben, so erfordern sie als Boden einen größern einheitlich gearteten Kreis der nationalen Gesellschaft, eine gewisse Einheit der Phantasie; das zeigen uns Ariost und Tasso, Miltons Paradies, Voltaires Henriade oder Goethes Hermann und Dorothea. Ob der Dichter einen Stoff aus der Vergangenheit oder ein großes zeitgeschichtliches Ereignis wählt, oder ob er ein eignes wirkliches oder als solches vorgestelltes Erlebnis nimmt, wie Byron in seinem Don Juan, das ist weniger wichtig, als daß er den Resonanzboden seiner Zeit erkennt und ihre Bedürfnisse auszudrücken weiß. Nehmen wir zwei bescheidne Beispiele aus den letzten fünfzig Jahren, so wird man nicht leugnen können, daß bald nach 1848 Redwitzens Amaranth und noch mehr zehn Jahre später Scheffels Trompeter die Stimmung ihrer Zeit zu treffen wußten. Wenigstens giebt es kein drittes Gedicht dieser Gattung, das zeither einen ähnlichen äußern Erfolg bei uns gehabt hätte. Und wie viele sind noch später erschienen, gelesen und wieder vergessen und von andern abgelöst worden! Es läßt sich gar kein in der Zeit liegendes Erlebnis oder Ereignis denken, das zu einem Kunstepos führen oder nötigen müßte, das „Drum und dran" ist viel wichtiger als der Stoff selbst, denn nicht um irgend eines thatsächlichen Inhalts willen würde man einem lyrischen Gedicht ein Kunstepos vorziehen, unser Interesse an der Wirklichkeit sucht seine Befriedigung in Mitteilungen ganz andrer Art — so bleibt denn ein gutes Kunstepos eine Gabe des Glücks, ein vereinzeltes Geschenk, das man nicht aus Bedingungen vorhersagen kann, auf das man auch nicht sehnsüchtig wartet. Es kommt vielleicht einmal, und dann freut man sich darüber, aber man sieht ihm nicht mit der Spannung entgegen, mit der man nun schon seit langer Zeit von dem Drama als von etwas notwendigem spricht und schreibt.

Digitized by Google

Drei kürzlich erschienene größere Werke, die in ganz verschiedner Weise über das Drama handeln, sollen uns heute Anlaß sein, unsern Lesern etwas von dem Vergnügen, das uns ihre Lektüre bereitet hat, so gut es gehen will, mitzuteilen. Zunächst einige Bemerkungen zur Charakterisirung der Bücher. Die Poetik, Naturlehre der Dichtung von Kurt Bruchmann (Berlin, Hertz) ist ein wissenschaftliches Buch im besten Sinne des Worts, klar und ungemein kurz geschrieben, in angenehmer Weise zum Nachdenken reizend, voll von fleißig gesammeltem, nicht auf ausgetretnen Wegen aufgelesenem Stoff, reich an eigner Beobachtung, vorsichtig in der Verarbeitung, überzeugend im Schließen und Verwerten. Es behandelt die ganze Poetik, beinahe die Hälfte des Inhalts kommt auf das Drama, mit dem wir uns vorwiegend beschäftigen werden. Um uns das Gesetzmäßige, Natürliche, Bodenwüchsige der Poesie und ihrer Gattungen darzulegen, hat der Verfasser seine Beobachtung über die Litteratur der indogermanischen Völkerfamilien hinaus ausgedehnt auf die Poesie der Semiten, Ägypter, Chinesen und Japaner und auf die Anfänge poetischer Äußerungen bei den Urvölkern und den sogenannten Wilden. Die Daten sind mit unglaublichem Fleiß zusammengestellt und ergeben manches interessante Bild. Es läßt sich auch für die Ursprünge der Poesie einiges daraus lernen. So erörtert Bruchmann z. B. die neuerdings viel behandelte Frage (Bücher, Arbeit und Rhythmus, 1896), ob der poetische Rhythmus aus regelmäßigen Arbeitsbewegungen oder aus tanzartigen, also einem Lustgefühl entsprungnen Tretbewegungen entstanden sei; ihm scheint „ungeregeltes Springen älter als rhythmische Arbeit." Nur ein kleiner Teil der Tänze sei mimisch und Nachahmung bekannter Arbeitsvorgänge. Der Tanz enthalte oft mehr als die Arbeitsbewegung. Also der Rhythmus entstand wahrscheinlich aus Arbeit und Tanz. Auch wird es manchen interessiren, Vergleichspunkte aus wenig bekannten Litteraturen zusammengestellt zu finden. Aber für die Hauptfragen, um deren willen wir uns mit der Poesie beschäftigen, fängt doch unser Material immer noch mit den Griechen an, alles frühere ist rudimentär, und kein Kolumbus wird jemals neues Land entdecken. Der Verfasser zeigt hier dasselbe sichere Wissen wie in der ethnographischen Litteratur, er kennt die Philologie mit ihren Modethorheiten (z. B. Sikyon, „das gelehrte Leute Sekyon schreiben") und steht der griechischen Poesie ohne Voreingenommenheit gegenüber, sie ist ihm ein Glied in der langen Reihe, die ihn dann noch über unsre großen deutschen Klassiker hinausführt bis zu den Modernen. Sein kunsttheoretischer Standpunkt entspricht dem weiten historischen Blick: er kennt die Ältern zu gut, um die Allerneusten als Krone der Schöpfung anzusehen. Er giebt in ruhiger Betrachtung weniger Regeln als Eindrücke und läßt uns wählen; historisch gerichtete Leser werden immer ein Verhältnis zu seinen Formulirungen finden. Die Art des Vortrags erweckt den Eindruck einer großen Objektivität, wofür die Schlußsätze eines kleinen Abschnitts über die Frauen in der Dichtung als Beispiel dienen mögen. „Den Frauen fehlt es

Digitized by Google

also nicht an Talent für die Poesie. Wir verdanken ihnen manches reizende und gemütvolle lyrische Gedicht und werden gestehen, daß viele ihrer Erzeugnisse nicht unter dem Durchschnitt der Männer stehen. Leistungen ersten Ranges wüßte ich aber nur von Sappho zu nennen. Die meisten dichtenden Frauen sind aus Schichten der Gesellschaft, welche die Bildung der Zeit in sich aufgesogen hatten. Besonders zeigt sich das in England." Obwohl der Stil einfach ist, so wird doch bisweilen neben treffender Sicherheit auch wirkliche Schönheit erreicht, wie in folgender Darlegung eines vielgebrauchten poetischen Ausdrucksmittels. „Die Natur ist bei uns (im Gegensatz zur antiken Poesie), wo sie nicht pantheistisch angeschaut wird, entgöttert, dafür aber mehr vermenschlicht. Wir nähern ihr uns nicht mit heiliger Scheu, sondern mit vertraulicher Zärtlichkeit, um bei ihr auszuruhen. Dann tritt das Seltsame ein, daß der Mensch die Einsamkeit sucht, um der Vereinsamung zu entgehen. Wir wissen ja, daß nicht Wüste und Meer den Menschen ganz einsam macht, sondern der Gedanke, keine teilnehmende Seele zu kennen. Seine Heimat ist dort, wo man ihn liebt, oder wo er beglücken kann. Fühlt er sich wirklich allein, so füllen ihm die vielen Millionen die Welt nicht, wenn sie für ihn liebeleer ist. Dagegen mag es ihn erfreuen, in Zeiten der Trennung zu den Sternen zu blicken, die hier und dort herabfunkeln, von beiden gesehen. Der ungeheure flammende Edelstein des Himmels, so fern und gefühllos, verbindet jetzt die Einsamen."

Ein ganz andres Gesicht zeigt uns das Werden des neuen Dramas von Edgar Steiger, zwei Bände (Berlin, Fontane).*) Der Verfasser hat sich mit Herz und Hand den Modernen ergeben und schildert lebhaft in einer sehr schönen und dabei durchaus korrekten Sprache hauptsächlich Ibsen und Hauptmann. Er ist gegen ihre Schwächen keineswegs blind, und seine Analysen bestehen nicht nur aus Lobeserhebungen, aber wer die Ibsen- und Hauptmannlitteratur der letzten Jahre einigermaßen kennt, wird in diesen Teilen des Werkes kaum noch viel besondres finden, als höchstens einige kühne Schlager, z. B.: „In Hedda Gabler verstummt der Moralprediger und Frauenrechtler; über ihrer Leiche reichen sich Henrik Ibsen und August Strindberg die Hand." Oder: „Ibsen schuf Menschen, ganze lebendige Menschen." Dennoch heißt es gleich darauf: „Damit will ich nicht etwa behaupten, daß man den Ibsenschen Menschen ihre Herkunft nicht anmerke. Sie sind alle von des Gedankens Bläße angekränkelt. Aber wir wurden es alle erst gewahr, als Gerhart Hauptmann und die ihm folgten, ihre Menschen auf die Bühne stellten. Und noch heute hält uns der nordische Magier unter seinem Bann." Da sind wir „Philister"

*) Wir haben schon am Schluß des Quartals einen Artikel über Steigers Buch gebracht; zufällig hatte es zwei unsrer Freunde und Mitarbeiter beschäftigt. Für unsre Leser wird es aber sehr anregend sein, den in ihrem Urteil übereinstimmenden Betrachtungen der Verfasser zu folgen, zumal da beide von verschiednen Standpunkten ausgehen, und der zweite interessante Vergleiche mit andern Dramaturgien anstellt. Die Red.

Digitized by Google

allerdings viel früher klug geworden. Außer Ibsen und Hauptmann werden kürzer die übrigen Modernen unter den Deutschen behandelt, ferner die „großen drei, die dem Darwinismus das Reich der Kunst erschließen," nämlich Balzac, Flaubert und Zola, viel ausführlicher wieder der alberne Symbolist Maeterlinck. Obwohl der Verfasser dessen Dichtungen für Ahnungen und Träume eines Sterbenden, seine Figuren für Marionetten ansieht, das Was sei kindisch — meint er dennoch: „Aber wie sie dichten, das ist, ich finde keinen bescheidnern Namen dafür, eine neue Kunstoffenbarung." „Lallende Seelen" heißt die Überschrift eines Maeterlinck gewidmeten Kapitels. Bei dieser Entschleierung der Menschenseele steht dann auch Nietzsche mit einigen hochtönenden Sprüchen Gevatter.

Der Verfasser bemerkt aber wiederholt, daß er weniger Wert auf seine Charakterisirung der einzelnen Schriftsteller lege, als darauf, daß sie alle der neuen Zeit angehören und das „kommende" Drama einleiten, zu dem er selbst in seinem Buche die Theorie liefern möchte. Diese etwas eigentümliche Kunstlehre wird uns später beschäftigen. Seine Ausführungen gehen aber auch vielfach zurück auf die Dichtung der Vergangenheit, seine Auffassung ist temperamentvoll, am schlechtesten kommt Schiller weg mit seinem Pathos und seiner Jambentragödie, demnächst die Philologen als Vermittler des antiken Kunstideals. Auf allen diesen Gebieten zeigt er sich gut unterrichtet, nur einmal ist ihm ein Schnitzer mit untergelaufen, indem er einige Seiten lang von Dürers „Ritter, Tod und Teufel" als von einem Holzschnitt spricht.

Zwischen dem Historiker Bruchmann und dem Naturalisten Steiger in der Mitte steht der Realist Hans Sittenberger mit seinen Studien zur Dramaturgie der Gegenwart, Erste Reihe, das dramatische Schaffen in Österreich (München, Beck). Mancher wird das Buch vielleicht mit dem Gedanken in die Hand nehmen: Was ist uns Österreich? er wird aber bald gefesselt werden von der einfachen Art, mit der ein reifer und weitblickender Mann die Vorgänge des Wiener Theaterlebens in den größern Zusammenhang der Geschichte des deutschen Dramas und der dramatischen Kunstlehre einzuordnen verstanden hat. Zuerst macht er aufmerksam auf die von keiner neuern Richtung ganz zerstörten volkstümlichen Grundlagen der Wiener Bühne. Nirgends wurzelte das Schauspiel so fest im heimischen Boden wie in Österreich, und noch bei Grillparzer war dieses Österreichertum so hervorstechend, daß seine Stücke in Deutschland lange nicht aufkommen konnten. Man merkte ihnen an, daß sich der Dichter als Kind an den Geister- und Feenmärchen des Leopoldstädter Theaters genährt hatte. Der Verfasser stellt ihn mit Recht hoch, aber, meint er, was er war, gab ihm die Heimat, originell war er durch sein Wienertum, weniger durch seine Persönlichkeit; gelernt hat er von den „Fremden" draußen. Seine Dramen sind nur zu verstehen als Mischprodukte aus dem Studium deutscher Klassiker und unmittelbaren Eindrücken seiner Vaterstadt;

Digitized by Google

auf diese gab der Dichter selbst sehr viel, während er den Klassizismus der Weimarer wohl verdrießlich Bildungspoesie nennen konnte. So wenig wie Grillparzer verleugnete Bauernfeld das Heimatliche, es gab ihm, obwohl er die Franzosen nachahmte, doch das innere Leben zu seinen Stücken. Er schrieb sie für einen Stand, den es in dem alten Wien noch nicht gegeben hatte, als Adliche und Bürger noch gut miteinander auskamen, für das Protzentum der reichgewordnen, liberalen Bourgeois, das sich über die Kleinbürger erhoben hatte und selbstgefällig auf den materiellen Verfall so vieler Adelsgeschlechter hinabblickte. Diesen bildungsstolzen Emporkömmlingen, die nun bald, nicht mehr mit dem Glanz des Privatlebens und dem festern persönlichen Auftreten zufrieden, nach Einfluß in Gemeinde und Staat strebten, lieh Bauernfeld die Waffen seines Witzes. Im Rahmen der alten Lokalkomödie, die nur verfeinert worden ist, bekämpft der neue Wiener Liberalismus mit Schlagworten und Pointen die Vorurteile der absterbenden Zeit. Die Szenen sind lebendig und vielgestaltig, die Reden unterhaltend, ergreifend, witzig, die Tendenz ist immer dieselbe. Bauernfeld war gewandt, aber nicht tief, seine Gattung ist einförmig, aber sie giebt ein treffendes Bild von einer Gesellschaft und einem Stimmungsniveau, die wirklich einmal noch bis vor nur einem Menschenalter in Österreich vorhanden waren. Neben Grillparzer, den aufrichtigen Realisten, den sein Suchen nach dem hohen Drama in die Schule der Klassiker führte, stellt der Verfasser als einen Vertreter der tiefern Sphäre den gemütswarmen Raimund, der die Zauberposse veredeln wollte und in diesem Bestreben, beinahe möchte man sagen wider Willen, zu etwas viel besserm gelangte, nämlich zu wirklichen Menschen innerhalb einer ganz phantastischen Einkleidung und zu Volksszenen, mit denen er sich neben den Besten zeigen kann. Mit Bauernfeld aber ist Nestroy vergleichbar, Raimunds jüngerer Rival, bei dem aus der harmlosen Posse die bewußte Satire, aus dem Märchen die Parodie geworden ist. Er ist revolutionär wie Bauernfeld, er richtet sich nicht gegen allgemeine menschliche, sondern gegen soziale Schwächen und will Politiker sein, was Raimund nicht in den Sinn kommt, gleich diesem aber dichtet er für das kleine Bürgertum, sowie Grillparzer und Bauernfeld, jeder in andrer Weise, für den gebildeten Mittelstand sorgten.

Das eigentliche Thema seines Buchs zerlegt Sittenberger in drei Abschnitte. Als Epigonen bezeichnet er die Klassizisten und einige andre Anhänger der ältern Richtung, von denen außerhalb Österreichs hauptsächlich Nissel und Mosenthal bekannt sind, demnächst könnte etwa Hamerling interessiren. Ein ganz spezifisch österreichisches Gewächs ist Franz Keim; der Verfasser zeichnet ihn so scharf, daß auch auf ihn unser Blick fallen muß. Der zweite Abschnitt enthält die moderne Richtung: Hermann Bahr, Rudolf Lothar und dergleichen. Dann kommt drittens Anzengruber und das neuere Volksstück, das bedeutet aber für uns überhaupt nur Anzengruber, denn höchstens kann uns noch ein kleiner Seitenhieb auf Rosegger ein Wort der Teilnahme abnötigen. An der

Digitized by Google

feinen und unterhaltend geschriebnen Analyse des Verfassers wird sich jeder gern die Gegenstände dieser unter einander so sehr verschiednen dramatischen Erzeugnisse vergegenwärtigen. Uns liegt mehr daran, seine dramaturgischen Grundsätze und sein ästhetisches Bekenntnis kennen zu lernen, die darzulegen auch für ihn die Hauptsache war. Im allgemeinen ist er durchaus gegen den übertriebnen Naturalismus der Modernen, und er hat von der Aufgabe eines Kunstwerks eine wesentlich höhere Auffassung als sie; aber ebenso abweisend steht er dem klassizistischen Drama gegenüber, sein Wirklichkeitsbedürfnis liegt zwischen beiden, und er begründet es mit einer reichen Erfahrung in Sachen der Bühne. Obwohl seinen Ansprüchen nach Praktiker, giebt er uns doch ein durchdachtes und wohlgefügtes System seines „Realismus," wir müssen es uns nur aus seinen Urteilen über einzelne Dichter und Dichtungen zusammenstellen.

Seine Charakteristik des früh verstorbnen Franz Nissel ist scharf, aber nicht nur von seinem theoretischen Bekenntnis aus gerechtfertigt, sondern auch an sich gerecht. Nissel galt nach Grillparzer als der berufne und edelste Vertreter des höhern Dramas, aber der Erfolg hat längst gegen ihn entschieden. Seine Freunde meinen, daß daran die Zeit schuld gewesen sei, während uns der Verfasser auseinandersetzt, daß das Urteil der Zeit Recht hatte. Nissel hatte keine Stetigkeit, keine Entwicklung. Er träumt und schwelgt und rafft sich manchmal auf, nimmt Anregungen hier und dort, aus dem Wiener Leben, aus Grillparzer oder dem Volksstück, aber nichts hält vor. Sein Ziel heißt Schiller, bei allem Schwanken kommt er immer wieder auf dieses große „verderbliche" Vorbild zurück, dem er keine Persönlichkeit, keine Kraft und Natur entgegensetzen kann. Die still wirkenden Einflüsse der heimischen Überlieferung weiß er nur selten lebendig zu machen, äußerlich jagt er einem Muster nach und ist viel erpichter darauf, es einem Großen gleich zu thun, als selbst groß zu werden. „Er war nicht reich genug, einen eignen Acker zu bebauen, er hielt nur Nachlese, fand aber dabei manche volle Ähre. Zu stolz, um nach dem wohlfeilen Erfolge des Tages zu ringen, war er doch wieder zu schwach, um das wahrhaft Große zu erreichen. Daß er es aber geahnt und in seinen glücklichsten Augenblicken ihm nahe gekommen, macht ihn uns wert." Was aber Nissel mit seiner Heimat am engsten verband, und was er davon in seiner Dichtung benutzte, ward ihm zum Verhängnis, nämlich sein politischer Liberalismus, der ihn gewissermaßen zum tragischen Dichter der Bourgeois werden ließ, für die einst Bauernfeld seine Lustspiele geschrieben hatte. Die politischen Kämpfe der österreichischen Bourgeoisie vertrugen aber nur humoristische Behandlung, von Tragik hatten sie nichts an sich, und im ganzen und großen waren die „Rebellen" von 1848 das Pulver nicht wert, das man auf sie verschoß. So hat denn der politische und religiöse Freisinn des Österreichers Nissel dem Dichter Nissel nur geschadet. Nissel hielt für sein reifstes Werk die Tragödie Agnes von Meran. Ja, meint der Verfasser, sie war das Beste, was der Idealist Nissel geschrieben hat. In einen ganz realistisch

Digitized by Google

angelegten Entwurf seiner Jugendzeit, eine Liebesraserei, bei der die Personen ihrer Lage gemäß und natürlich handeln, wird über zehn Jahre später eine „Idee" gebracht, die einzelnen Personen werden zu Typen hinaufgeläutert, und, was Nissel ganz besonders befriedigte, alle starben an einer tragischen Schuld. In dieser Form erhielt das Drama den Schillerpreis, aber dafür war es „schon veraltet, als es zum erstenmale auf der Bühne erschien." Man fand durchaus kein Interesse an den dramatischen Gedanken und den gehäuften Ideen, der Gegenstand selbst war ganz gleichgiltig, das Wenige, was hätte Eindruck machen können, das Persönliche und rein Menschliche, stammte aus dem alten Entwurf. Anerkennend spricht Sittenberger über Nissels Nachtlager Corvins und Heinrich den Löwen, jenes ein keckes, fröhliches Lustspiel, dieses ein beinahe ebenso realistisches Trauerspiel trotz starker Hinneigung zu der Schillerschen Stilhöhe. Die Tragödie enthält wirkungsvolle Szenen, und sie wird von Figuren gespielt, die zum Teil prächtig sind — trotzdem hat sie kein langes Leben auf der Bühne gehabt. Wie kommt das? Wir sind, so ungefähr meint der Verfasser, von Heinrichs Vaterlandsliebe überzeugt, aber an den konkreten Verhältnissen, an denen sie sich bemüht, ob Italien oder Pommern, Preußen oder Dänemark die Zukunft des deutschen Volks bedeuten, daran liegt uns nichts. Vielleicht kommt auch Heinrich am Schluß zu übel weg, er hat doch ein gutes Herz gehabt, und in Wien liebt man die guten Herzen. Aber alles das reicht nicht aus zur Erklärung. Wenn man je Nissel wieder zu Ehren bringen wollte, so sollte man es mit „Heinrich dem Löwen" versuchen. „Wohl möglich auch, daß man heutzutage günstiger urteilt. Wenn Wildenbruchs herzlich schale Dramatisirung des Kaisers Heinrich IV. volle Häuser zu machen vermag, warum nicht auch Nissels weit gehaltvollere Tragödie!" Ganz besonders schlecht gemacht wird ein Jugendstück in drei Akten, der Wohlthäter, ein etwas rührseliges Schauspiel aus dem Bauernleben. Der Kritiker giebt uns hier eine förmliche Musterkarte von verunzierenden Beiwörtern. Mir ist das merkwürdig, weil ich das Stück mit dem besten Willen nicht für so schlecht habe halten können, für meinen Geschmack oder meine gemütlichen Bedürfnisse enthält es sogar recht viel hübsches — mir ist es merkwürdig, weil es zeigt, wie leicht das subjektive Ermessen von Menschen, die sich prinzipiell recht gut verständigen würden, dem einzelnen Falle gegenüber in eine Dissonanz ausgeht. Zur weitern Erhärtung dessen mache ich mir das Vergnügen, eine Szene aus Hamerlings Robespierre kurz zu umschreiben. Er ruht auf einem Baumstamm im Walde von Montmorency aus und murmelt vor sich hin: „Das Revolutionstribunal entspricht in seiner gegenwärtigen Einrichtung noch immer nicht ganz seinem Zwecke. Noch immer zu viel Förmlichkeiten. Was sind ein paar hundert Menschenköpfe mehr? Herab damit, herab damit!" Es erschallt etwas in den Zweigen eines Baumes. „Ein verdammter Range, der junge Vögel ausnimmt." Er ergreift einen Stein. „Herunter, Bube, und laß die Vögel, oder es fliegt dir

Digitized by Google

da ein andrer Vogel an den Kopf." Der Knabe entflieht. Hierzu giebt uns Sittenberger eine etwa ebenso lange Analyse, an deren Schluß er meint: „Genialer ist Robespierre wohl noch kaum aufgefaßt worden." Da bin ich nun freilich viel anspruchsvoller, mich erinnert das an die vielen Anwendungen bekannter Rezepte: Cincinnatus hinterm Pflug, der Schlachtengewinner in der Kinderstube als Reittier seines Jüngsten usw., das nimmt mir alle Ehrfurcht, und da die Szene doch auch nicht spaßhaft aufgefaßt sein will, so kann ich dem Wort genial nur ein ganz andres gegenüberstellen: abgeschmackt!

Mit den ästhetischen Einzelurteilen ist es ja eigentlich eine ganz wunderbare Sache. Sittenberger spricht sehr schön über Anzengrubers Begabung, er habe das Bauernstück aus der Idylle und der sentimentalen Stilisirung erst in die wahre Natur des Bauern verlegt, in das, was ihn wirklich umgiebt und erfüllt und bewegt, das soziale Leben mit seinen Nöten und Hoffnungen. So etwas, meint er dann weiter sehr richtig, müsse nicht nur obenhin geistreich erfunden oder gelegentlich einmal beobachtet, sondern vielfach erfahren und tief studirt werden. Nur dann seien die Gestalten des Dichters überzeugend. „Sie werden glaublich sein, einfach weil sie sind. Nebenbei gesagt, ist das der Grund, weshalb die realistische Dichtung nicht durch die Grenzen der Wirklichkeit beschränkt ist. Das oft mißverstandne Wort von der innern Wahrheit soll nur soviel sagen, daß die Schöpfungen der Kunst eigne Existenz haben. Sie mögen der Erfahrung widersprechen, das thut nichts; nur eins dürfen sie nicht: sich selbst widersprechen." Bis hierher ist alles gut. Aber nun kommen die Stolpersteine, die unsre Eintracht zu Fall bringen. „Nix und Waldgeist und Elfe, kaum unsre Kinder glauben noch daran, und doch wird es niemand, der die Versunkne Glocke sieht, einfallen, an der Existenz Nickelmanns, des Waldschrats und Rautendeleins zu zweifeln, er sei denn der dickköpfigste Philister von der Welt." Als solcher melde ich mich, und ich glaube, ich werde mich in ganz guter Gesellschaft befinden. „Dagegen giebt es sehr viele Baumeister und noch mehr Paralytiker, und doch wird niemand, der sich nicht bethören lassen will, einen Solneß oder einen Oswald Alving für wahr nehmen." Wieder ganz einverstanden!

Dies führt uns auf die „moderne Richtung," soweit sie nach Wien gekommen ist, verhältnismäßig spät, in den letzten, auslaufenden Wellen, sodaß die Wiener Dichter unter denen deutscher Zunge die jüngsten sind. Den einzelnen, die wir nicht verfolgen wollen, läßt der Verfasser in vielen Dingen, wo sie es verdienen, Lob widerfahren, als Ganzes gilt ihm die Richtung nicht viel, das Geleistete ist wenig, und eine etwas verheißende Aussicht in die Zukunft kaum vorhanden. Wir geben einige seiner Urteile und begleiten sie mit unsern Bemerkungen.

Wahre und große Kunst weiß aus alten Stoffen und längstbekannten Fabeln etwas zu machen, das Neue liegt jedesmal in der ungesuchten Natürlichkeit der Ausführung. Mit dem absichtlichen Suchen nach neuen Stoffen

Digitized by Google

kommt in Zeiten des Übergangs auch leicht ein bewußteres Streben nach einer aufdringlichern Naturwahrheit. Im vorigen Jahrhundert erlebten wir in der Litteratur einen Naturalismus des Gefühls, die jetzige moderne Richtung begann mit einem Naturalisiren in Bezug auf die Thatsachen. Wer nun dabei mit untersuchender Gründlichkeit am einzelnen hängen bleibt, der kann gar nicht zum Charakteristischen kommen, weil dieses die zufälligen Einzelheiten ausscheiden soll. Darum ist der moderne Naturalismus ebenso wenig naturwahr wie der falsche Idealismus, und es ist kein Zufall, daß aus den naturalistischen Anfängen der modernen Litteratur nicht die vollere Naturwahrheit ihrer Erzeugnisse hervorging, sondern die Nachahmung früherer Stilarten, mit denen sich Symbolisten und Mystizisten bekleiden und meinen, sie hätten etwas neues. Die Anwendung dieser Sätze auf „Jungwien" ist einfach und leicht. Auf die Anregungen Maupassants und Bourgets folgt der halbblödsinnige Maeterlinck und der kranke Verlaine. Dazu kommt für die Form Ibsen. Von ihm lernten die Wiener „das seltsam flatternde, scheinbar natürliche Gespräch, das Vollpfropfen des Dialogs mit Gedanken und Anspielungen zur Erläuterung der Fabel ohne Rücksicht auf die jeweilige Situation," die Selbstcharakteristik der Personen, die an die primitiven Narrenspiele von Hans Sachs erinnert: Ich bin der und der, und so und so ist meine Art. Weitere Zusätze ergeben Strindberg mit seiner „lächerlich aufgedunsenen Wissenschaftlichkeit" und der Allerweltsverführer Nietzsche, während die übrigen Deutschen nicht in Betracht kommen, sie sind ja selbst nur Nachahmer, wie die Wiener auch. Der Verfasser hat vollkommen Recht mit seinem Nachweise, dessen Einzelheiten wir uns erlassen dürfen, daß diesem ganzen Treiben keinerlei Originalität innewohnt. Der müde, unkräftige, aber für Genuß noch sehr empfängliche Pessimismus, das Kokettiren mit dem Aufputz der Renaissance, die Bewunderung des Übermenschen, alles wie bei uns, zur Schau getragnes Dekadententum, Kliquenwesen und Selbstberäucherung. „Sie möchten gern und können nicht. Die Dekadence ist der Renaissancetraum der psychisch und physisch Geknickten." Alle sind blutjung, was an sich kein Fehler wäre, aber sie sind auch blutarm, und wenn sie alt sind, werden sie nichts mehr sein. Diese aus dem falschen Naturalismus hervorgegangne Richtung ist unfruchtbar. Wodurch sie sich von dem echten Realismus, wie ihn der Verfasser zu formuliren sucht, unterscheidet, setzt er an einer andern Stelle seines Buches gut aus einander.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die große Kunstausstellung in Berlin

Von Adolf Rosenberg

2

Im Schlusse des ersten Artikels haben wir bei der Charakteristik der Werke des belgischen Bildhauers van der Stappen auf den Unterschied zwischen dem romanischen und dem germanischen Kunstgefühl hingewiesen, der sich zur Zeit am stärksten in der Plastik offenbart. Es fehlt zwar auch unter den deutschen Bildhauern nicht an schwachen Naturen, die sich von jeder fremden Strömung willig fortreißen lassen, wofür in diesem Jahre Gustav Eberlein in einer großen Gips- und mehreren kleinen Bronzegruppen aus der Geschichte des ersten Menschenpaars, die an die skizzenhafte Manier Meuniers erinnern, ein wenig erfreuliches Beispiel bietet. Aber die Mehrzahl der deutschen, insbesondre der Berliner Bildhauer hält doch mit Entschiedenheit an einer sorgfältigen Durchbildung aller Einzelheiten fest. Das ist eine nationale Eigentümlichkeit, die zum Teil aus der vielgeschmähten akademischen Schulung, zum größern Teile aber wohl aus dem norddeutschen Phlegma entsprossen ist, das diese Schulung begünstigt. Franzosen, Italiener und Belgier machen unsern Künstlern oft den Vorwurf, daß sie wie alle Deutschen Pedanten seien. Man kann ihnen aber, besonders den Franzosen, die erst in neuerer Zeit zur allgemeinen Kenntnis gelangte Definition Zolas entgegenhalten, nach der die Kunst nichts sei und sein dürfe als die Natur, durch ein Temperament gesehen. Die Naturstudien der deutschen Künstler sind nicht weniger eindringend als die der romanischen. Die Deutschen entwickeln dabei sogar eine viel größere Hingebung und Geduld, und die Geduld zügelt das Temperament noch mehr als die Naturanlage.

Die Berliner Bildhauer haben die Genialität ihres belgischen Kunstgenossen unbedenklich anerkannt, aber sie haben auch klar empfunden, worin ihre Überlegenheit über den Belgier wurzelt. Ihm geht wie fast allen Romanen das Gefühl für monumentale Würde ab. Die Romanen machen keinen innerlichen Unterschied zwischen der Genre- und der monumentalen Plastik. Es genügt, wenn der Unterschied durch die verschiednen Größenverhältnisse veranschaulicht wird. Dazu kommt noch, daß der sonst so feinfühlige, so tief in das Individuelle eindringende Romane sehr leicht in ein theatralisches,

Digitized by Google

niemals tragisches, sondern höchstens nur weinerliches Pathos verfällt, wenn er aus der intimen Bildnerei zu monumentaler Wirkung emporzusteigen sucht. Darum geht der Deutsche kalt und unempfindlich an den zahllosen Denkmälern vorüber, die seit 1870 in Frankreich und Italien entstanden sind. Die nationale Empfindung und Empfindlichkeit spielen dabei gar keine Rolle. Italien ist uns sogar sehr sympathisch. Das darf uns aber nicht hindern, zu bemerken, daß die modernen Bildhauer Italiens nichts von dem monumentalen Gefühl geerbt haben, das ihre Vorfahren Donatello und Verrochio bei den beiden berühmten Reiterdenkmälern in Padua und Venedig beseelt hat. Während man aber von den Denkmälern für Viktor Emanuel, Cavour, Garibaldi und andre Heilige des politischen Himmels Italiens nur sagen kann, daß sie vergrößerte Genregruppen sind, haftet den meisten französischen Denkmälern neben dem theatralischen auch ein grotesker Zug an. Das beste Beispiel dafür ist das Gambettadenkmal in Paris, und daß diese Neigung zum Grotesken nicht bloß der Ausfluß eines bis zum Wahnsinn erhitzten Patriotismus ist, beweisen die monumentalen Bildwerke Rodins, das Denkmal für Victor Hugo im Pantheon und die Statue Balzacs, die allerdings selbst für die Nerven der Pariser zu stark gewesen und deshalb von den Auftraggebern abgelehnt worden ist.

Es ist darum keine Überhebung, wenn wir sagen, daß der monumentale Stil in der Plastik nur noch in Deutschland innerhalb der Überlieferungen der antiken und der Renaissancekunst mit Verständnis gepflegt und weiter entwickelt wird. Daß die Berliner Ausstellung gerade keine besonders glänzenden Beläge für diesen Satz aufzuweisen hat, ist nur ein Zufall. Sonst kann man in jeder großen und jeder kleinen Stadt auf Plätzen und Brücken, in Park- und Gartenanlagen, an Fassaden und in Vorhallen öffentlicher Gebäude genug Beispiele auch dafür finden, daß geist- und schwungvolle Erfindung sich sehr wohl mit peinlicher Gewissenhaftigkeit der Ausführung verträgt. Zwei typische Beispiele enthält aber auch die Berliner Ausstellung: das Bismarckdenkmal für Wiesbaden von Ernst Herter und das Denkmal von Gauß und Weber für Göttingen von Ferdinand Hartzer. Beide Künstler sind keine eigentlich genialen Naturen, obwohl es ihnen in ihrer Jugend auch nicht an poetischer Erfindungskraft gefehlt hat. Sie sind dafür aber völlig klar über die Vorbedingungen monumentaler Wirkung, und ihre Auftraggeber haben immer die Gewißheit, daß sie eine vollkommen einwandfreie Arbeit abliefern werden. Das haben sie auch in diesem Falle gethan. Wer sich Bismarck nicht anders vorstellen kann, als in den kritischen Momenten seiner politischen Laufbahn, wo ihn nervöse und leidenschaftliche Erregung übermannte, der würde in der Herterschen Figur sein Ideal nicht erreicht sehen. Der Künstler hat vielmehr von jeder augenblicklichen Erregung, von jeder für einen bestimmten Zeitabschnitt zurecht gemachten Individualisirung abgesehen und dafür alle Einzelzüge zu einem Gesamtbilde voll Ruhe und sichern Beharrens zusammengefaßt.

Digitized by Google

Hartzer hat dagegen, weil es seine Aufgabe so mit sich brachte, eine intime, sozusagen genrehafte Auffassung gewählt. Die größte That, die aus dem Zusammenwirken von Gauß und Weber in Göttingen erwachsen ist, war die Erfindung des elektromagnetischen Telegraphen, und an diese soll das Denkmal erinnern. Zu dem in einem Lehnstuhle sitzenden Gauß, der einen Leitungsdraht in der Hand hält, neigt sich Weber etwas hinab. Beide sind trotz der gemessenen Ruhe in ihrer Haltung in lebhafter wissenschaftlicher Erörterung begriffen. Das liest man deutlich aus ihren Gesichtern heraus, die die Züge der beiden Gelehrten mit einer Lebenswahrheit wiedergeben, die nichts Charakteristisches vernachlässigt, aber sich doch noch in den Grenzen des monumentalen Stils hält. Auch dieser Künstler ist der Versuchung aus dem Wege gegangen, sein Werk durch eine Wendung ins Geniale interessant im modernen Sinne zu machen, wie es die Franzosen bei jedem Erfinder von zweifelhaftem Verdienste, bei jedem Bürgermeister, dem eine dankbare Gemeinde ein Denkmal errichtet, zu thun pflegen. Hartzer läßt die beiden Männer nur durch die schlichte Macht ihrer Persönlichkeit wirken und verzichtet darum auch auf allegorische Zuthaten. Wer diese Sprache nicht mehr versteht, der beweist damit nur, daß er den Zusammenhang mit dem Wesen und der Entwicklung des germanischen Geistes verloren hat.

Wir andern erkennen ihn ebensosehr in diesen schlichten Bildnisstatuen, die seit Schadow und Rauch immer unser Stolz und unsre Freude gewesen sind, wie in dem Streben jüngerer Künstler nach Vertiefung und Bereicherung des Ausdrucks bei religiösen und profanen Bildwerken, das sich von Jahr zu Jahr immer lebhafter kundgiebt und besonders der religiösen Plastik schon zu großem Vorteil gereicht hat. In dem protestantischen Berlin und auch in dem übrigen protestantischen Deutschland hat die religiöse Plastik niemals geblüht, und sie hat auch seit der Erneuerung der deutschen Bildhauerkunst durch Schadow und Rauch keinen Nutzen gehabt von der allgemeinen Bewegung. Rauch verhielt sich innerlich gleichgiltig gegen sie, und sein Schüler Rietschel, der eine starke Begabung und Neigung für sie hatte, hat zwar einige religiöse Bildwerke geschaffen, die von eigner Teilnahme und tiefer Ergriffenheit zeugen, aber er hat keine gleichbegabten Nachfolger gefunden. Die religiöse Plastik blieb meist Handwerkern oder untergeordneten Künstlern überlassen, denen jede Arbeit willkommen war, wenn sie nur Brot gab, und wenn sich einmal ein erleuchteter Kirchenvorstand an einen hervorragenden Meister wandte, so wußte sich dieser zwar immer mit Anstand aus der unbequemen Angelegenheit zu ziehen, aber die religiöse Kunst kam dadurch nicht vorwärts, und ein Fortschritt war auch nicht zu erwarten, so lange unsre Plastik ausschließlich den Bahnen der Antike folgte.

Es wurde erst anders, als unsern Künstlern — und das ist wesentlich das Verdienst der Kunstforschung und der durch sie geförderten Populari-

Digitized by Google

sirung der alten Kunstdenkmäler und ihrer geschichtlichen Bedeutung — für die Gemütstiefe und Gefühlsinnigkeit der italienischen und deutschen Kunst der Gotik und Frührenaissance die Augen geöffnet wurden. Sind auch durch das Studium ihrer Schöpfungen manche Verschrobenheit, manche kindlichen und kindischen Altertümeleien in unsre Kunst hineingekommen, so wiegt sie der Gewinn reichlich auf. Er kam zunächst noch nicht der kirchlichen Plastik im eigentlichen Sinne, sondern der Grabdenkmälerplastik zu gute. Der wachsende Reichtum unsers Volkes hatte den Besitzenden, die zugleich etwas Kunstgefühl und Geschmack hatten, endlich klar gemacht, daß die Armseligkeit unsrer Friedhöfe mit ihren handwerksmäßigen Dutzendarbeiten in schroffem Gegensatz zu der prunkvollen Ausstattung unsrer Wohnräume stehe, die in reichen Häusern bisweilen schon das Aussehen von Museumssälen angenommen haben. Man besann sich endlich auf die Pflicht gegen die Toten, und so hat seit Jahren die Grabmälerplastik einen Aufschwung genommen, der sich nicht bloß, wie in Frankreich und Italien, in der Kostbarkeit der verwandten Stoffe, sondern auch in dem innern Werte der an Gräbern und in Gruftkapellen aufgestellten Kunstwerke offenbart. Wir haben hier dieses Aufschwungs, der unverkennbar auf das Studium der Grabmäler der italienischen Frührenaissance zurückzuführen ist, schon in frühern Jahren gedacht und freuen uns, feststellen zu können, daß er immer noch fortdauert, und daß unsre jungen Künstler, je mehr Aufträge ihnen zufließen, immer unabhängiger von ihren Vorbildern werden. Einige haben sogar schon in ihren ersten Arbeiten dieser Art eine volle Freiheit und Selbständigkeit offenbart, wie z. B. Friedrich Hausmann in Frankfurt a. M. in einer Grabstele mit einer ein wehklagendes Mädchen tröstenden, allegorischen Figur; Albert Moritz Wolff in Berlin in einer in weite Trauergewänder gehüllten, weiblichen Gestalt, die ihr Haupt über eine Urne neigt, und Johannes Hoffart in Charlottenburg in einer sich auf einen Säulenstumpf stützenden Figur, die als letzten Gruß eine Rose auf das Grab zu ihren Füßen fallen läßt.

Jetzt scheint sich aber auch die Vertiefung, die ernste Sammlung, das seelische Mitempfinden, das wir an diesen Grabfiguren bemerken, auf die eigentliche religiöse Plastik erstrecken zu wollen. Die Münchner, deren religiöse Kunst immer mit Italien in einem gewissen Zusammenhange geblieben ist, sind den Berlinern darin voraufgegangen, indem sie an die Plastik der italienischen, insbesondre der florentinischen Frührenaissance anknüpften, und dabei hatten sie noch den Vorteil, nicht bloß an den geistigen Charakter dieser Kunst, sondern auch an ihren stofflichen Inhalt anknüpfen zu können, weil das bayrische Volk in seiner großen Mehrheit katholisch ist. Die deutschen Künstler des überwiegend protestantischen Nordens haben dagegen einen viel schwierigern Stand. Die katholischen Kirchen sind meist so arm, daß sie nichts für Kunstwerke ausgeben können, die nicht in den bekannten Werkstätten fabrikmäßig her-

Digitized by Google

gestellt werden, und die protestantischen Kirchenbauvereine und Kirchenvorstände sind, wenn sie Geld haben, meist so mißtrauisch, daß sie schon in dem unschuldigsten Versuch eines Künstlers, irgendwo ein Madonnenbild anzubringen, kryptokatholische Absichten wittern.

Wir sind uns wohl bewußt, daß wir damit ein Gebiet berühren, das sehr vorsichtig betreten werden muß, wenn man nicht stark entwickelte — berechtigte und unberechtigte — Gefühle verletzen will. Wir wollen uns auch nicht weiter hineinwagen, sondern nur auf die Thatsache hinweisen, daß es trotz der Millionen, die der evangelische Kirchenbauverein zusammen gebracht und in und bei Berlin verwandt hat, bis jetzt noch nicht gelungen ist, eine der vielen neuen Kirchen im Innern so auszuschmücken, daß in dem Besucher nicht bloß das Andachtsgefühl während des Gottesdienstes rege erhalten wird, sondern auch sein Kunstgefühl in der Rückerinnerung an den heiligen Ort lebendig bleibt. Trotz des reichen Aufwands von Malereien, von Mosaiken, von reichem Schnitzwerk an Altären und Kanzeln, von plastischen Kunstwerken, farbigen Glasfenstern mit figurenreichen Darstellungen u. dgl. m. ist es bisher nicht geglückt, eine dieser modernen Kirchen dem Volke so lieb zu machen, daß sich die Volksstimme erheben und sprechen könnte: „Das ist unsre Kirche, dahin gehen wir!“ Wenn wir hier einer reichern, jedoch mehr auf intime, herzliche Wirkungen ausgehenden Ausschmückung unsrer protestantischen Kirchen das Wort reden, so bitten wir, uns nicht mißzuverstehen. Nichts liegt uns ferner, als eine Erneuerung jener devoten Kunst zu wünschen, die zum Bilderdienst geführt und dadurch die Gegenbewegung des Reformationswerks erzeugt hat, vor allem nicht des gedankenlosen Madonnenkultus, der die Grundlehren des Christentums verkehrt und dem germanischen Geist eine falsche Richtung gegeben hat, die ohne das kräftige Dreinschlagen Luthers zur völligen geistigen Erschlaffung, vielleicht gar zum Untergang des deutschen Volkstums geführt hätte. Ein andres Gesicht gewinnen aber diese Schöpfungen mittelalterlicher Kunst, denen die neuere noch nichts Überlegneres hat gegenüber stellen können, wenn man sie nicht mehr als Andachtsbilder, als Gegenstände der Verehrung, sondern als Kunstwerke schlechtweg oder auch nur als Dekorationsstücke betrachtet. Dem Altar und der Kanzel möge auch in Zukunft jedes Bildwerk fern bleiben, das dem Wesen des protestantischen Kultus zuwider ist. Wir sehen aber keinen triftigen Grund, der gegen die Ausschmückung der Wände der Seitenschiffe und der Pfeiler oder Säulen des Mittelschiffs, des Chors, der Vorhalle usw. mit Bildwerken und beweglichen Gemälden sprechen könnte, unter der Voraussetzung natürlich, daß der Inhalt der Kunstwerke aus der evangelischen Überlieferung geschöpft wird, die in den Büchern des Neuen Testaments zusammengefaßt ist.

Zu diesen Betrachtungen haben uns besonders zwei große Bildwerke der Berliner Kunstausstellung, daneben auch einige Malereien angeregt. Diese Bild-

Digitized by Google

werke sind zwei figurenreiche Darstellungen, die, oben abgerundet, an die mittelalterlichen Schnitzaltäre mit ihren in verschiednen Erhöhungen aus dem Hintergrunde herausgearbeiteten Figuren erinnern, nur daß sie in Gips hergestellt, also auf eine Ausführung in Stein berechnet sind. Das eine, von Hermann Hidding, einem Berliner Bildhauer, dessen Schaffen einen tiefinnerlichen, etwas mystischen Zug hat, stellt die auf einem Halbmond stehende, in den Wolken schwebende Jungfrau Maria mit dem Christuskinde dar. Sie tritt in starker Rundung, zum Teil fast frei gearbeitet, aus dem Hintergrunde hervor, und mehr oder weniger stark gerundet sind auch die sie umgebenden Engelsgestalten, die eine Art Glorie bilden. Sie halten eine Krone über ihr, einer der Engel schwingt ein Weihrauchgefäß, ein zweiter hält einen Rosenkranz, ein dritter küßt dem Kinde die Hand, und andre singen Loblieder. Das sind freilich zum großen Teil spezifisch katholische Züge, wir glauben aber, daß die Anmut der Madonna und der Engelsfiguren, die sowohl an Luca della Robbia als an unsre deutschen Meister Adam Kraft und Veit Stoß erinnern, auch streng gläubige Protestanten so gewinnen muß, daß sie an den Beigaben des katholischen Kultus keinen Anstoß nehmen werden. Es sind freilich rein persönliche Meinungen, die wir hier aussprechen, und wir wollen sie niemand aufzwingen. Wir glauben aber, daß die Kunstkritik die Pflicht hat, die religiöse Kunst, die, mit ernsthaften und ehrlichen Schöpfungen um die Gunst des Publikums werbend, auf Ausstellungen auftritt, aus allen Kräften zu fördern und zwischen ihr und den verschiednen religiösen Anschauungen, vor allem der verschiednen Konfessionen zu vermitteln.

Wenn auch zugegeben werden muß, daß bei dem Hiddingschen Relief der katholische Zug überwiegt, so darf das auch den Protestanten nicht verhindern, die reine Schönheit des Kunstwerks zu bewundern und dem eifrigen Streben des Künstlers nach zartem seelischem Ausdruck volle Anerkennung zu zollen. Bei dem zweiten Bildwerk, einer Darstellung des Kreuzestodes Christi, von Ludwig Vordermayer, können dagegen keinerlei konfessionelle Bedenken aufkommen. Der gekreuzigte Christus, dessen Lippen nach der Idee des Künstlers eben die Worte gehaucht haben: „Es ist vollbracht!“ tritt als Hauptfigur wiederum fast völlig frei gearbeitet aus dem Hintergrunde heraus, während die Schächer zu beiden Seiten mehr reliefartig behandelt sind. Am Fuße des Kreuzes sind nur die drei Blutzeugen, Johannes, Maria und Maria Magdalena, zu einer Gruppe vereinigt, die sich ebenfalls zu voller plastischer Wirkung vom Hintergrunde loslöst. In der Körperbildung und in der Drapirung der Figuren zeigt sich mehr der Einfluß der zu voller Freiheit entwickelten Renaissance; aber der Ausdruck der Köpfe ist nicht minder wahr, tief und schlicht wie auf dem Hiddingschen Relief.

Wir hätten weniger Umstände gehabt, wenn wir diese beiden Arbeiten als Kunstwerke an und für sich, ohne Rücksicht auf einen kirchlichen Zweck, be-

Digitized by Google

trachtet hätten. Wir wissen aber, daß die religiöse Kunst ohne innigen, lebendigen Zusammenhang mit der Kirche nicht bestehen, und daß sie sich ohne ihn nicht weiter entwickeln kann. Eine Museumspflanze ist sie nicht und soll sie auch nicht sein, ganz abgesehen davon, daß sich die meisten unsrer Museumsvorstände nur noch um die religiöse Kunst oder vielmehr um die Kunst biblischen Inhalts kümmern, wenn sie sich in einen möglichst schroffen Gegensatz zur kirchlichen Überlieferung stellt. Die Berliner Ausstellung hat uns nun — und darin liegt vielleicht ihre hauptsächliche Bedeutung für die spätere Zeit — in der Überzeugung bestärkt, daß die Mehrzahl der Künstler, die sich mit religiöser Plastik und Malerei beschäftigen, ernstlich bemüht sind, wieder den Zusammenhang mit der Kirche zu gewinnen, und daß sie in dieser Absicht wieder in die Bahnen des Idealismus einlenken, der allein die Kunst mit dem Glauben versöhnen kann.

Auch für die Malerei wollen wir nur zwei Beispiele statt mehrerer anführen, weil sie für zwei Richtungen bezeichnend sind: Christus und seine Jünger durch ein Gehölz schreitend nach dem Schriftwort „Und sie folgten ihm nach“ von August von Brandis, und der Ostermorgen — der Auferstandne vor Maria Magdalena an der Grabesthür — von Gustav aus der Ohe. Brandis ist ein Realist, der wohl manches von Fritz von Uhde gelernt hat, aber darnach strebt, seine eckigen, unbeholfnen Gestalten wenigstens durch die Farbe zu idealisiren. Er ist ein moderner Realist, der sich, wenn man das Gleichnis wagen darf, den Prachtmantel der venezianischen Koloristen um die schlotterichten Glieder geschlagen hat. Er hat auch schon einmal mit einer Hochzeit zu Kana an Umfang und Reichtum der Komposition und an Mannigfaltigkeit der Einzelheiten mit den Venezianern, insbesondre mit Paul Veronese gewetteifert. Sein Kolorit zeigte jedoch noch manche Roheiten, noch lange nicht die aus der Tiefe herausstrahlende, stille Glut der Venezianer, die auch ihren lebhaftesten Schilderungen noch den Grundzug sanfter Harmonie verleiht. Er wird vielleicht noch in jenes Prachtgewand hineinwachsen. Zunächst scheinen ihn aber das Seelenleben, der geistige Inhalt seiner Figuren mehr zu beschäftigen als ihre körperliche Hülle oder gar die Sorge um eine vorteilhafte, koloristische Ausstattung ihrer Gewänder. Sein Christus hat etwas in seinem Wesen, das auf die, die ihm als die Werkzeuge seines Willens folgen sollen, rein einschläfernd wirkt. Ob der Künstler wirklich daran gedacht hat, die zauberische Gewalt Christi über Herzen und Geister nur durch natürliche, wenn auch nur wenigen Menschen zu Gebote stehende Mittel zu erklären oder nicht — der Beschauer empfängt jedenfalls den Eindruck, daß hier ein höher organisirter Mensch eine unwiderstehliche Macht über schlichte Menschen von geringer Verstandeskraft ausübt. Wenn uns auch manches auf diesem Bilde abstößt, so können wir doch herzlich froh sein, daß uns in dieser Zeit immer noch religiöse Bilder gemalt werden, die zu denken geben.

Digitized by Google

Im Gegensatz dazu befriedigt das zweite Bild, das wir als Beispiel herangezogen haben, mehr unser Schönheitsgefühl. Wir sehen zwei Gestalten voll Hoheit, Würde und Anmut vor uns, hineingestellt in eine Landschaft, deren einzelne Teile offenbar auf gründlichen Naturstudien beruhen, die aber in der Komposition, in dem feierlichen Rhythmus der Linien und im Kolorit — ohne merklichen Zwang — mit dem Hauptmotiv des Bildes, der Offenbarung des Auferstehungswunders in der Stille des Ostermorgens, in Einklang gebracht worden ist. Dieser Künstler hat einen ganz andern Weg eingeschlagen als August von Brandis und hat dasselbe Ziel erreicht, ohne sich von der Natur weiter zu entfernen, nur daß er die Natur mit andern Augen betrachtet. Es ist der alte Weg, den die Künstler wählen, die immer noch beflissen sind, die Wahrheit in der Schönheit zu suchen, und es ist nicht zu leugnen, daß die Mehrzahl der Freunde religiöser Kunst ihnen folgt. Die vorurteilslosen unter ihnen sollten aber beide Richtungen mit gleichem Wohlwollen und gleicher Unbefangenheit verfolgen, weil ihre Vertreter sichtlich mit ernstem Willen zu ernsten Thaten bereit sind.

Es liegt kein Widerspruch darin, wenn wir einen Künstler, dessen Formensprache realistisch ist, trotzdem zu den Idealisten rechnen. Eduard von Gebhardt hat uns durch eine lange Reihe von Schöpfungen gezeigt, daß sich die Darstellungsmittel des Realismus sehr wohl mit idealistischer Grundanschauung vereinigen lassen, und gerade die Kraft seines Idealismus hat mit der Zeit selbst die Leute, denen seine Ausdrucksweise gesucht und erkünstelt vorkam, zu ehrlichen Bewunderern umgewandelt. Mit der Macht, die nur dem wahren Künstler eigen ist, hat er uns schließlich gezwungen, seine Bilder sozusagen mit seinen Augen anzusehen, an das zu glauben, woran er selbst aus inniger Überzeugung glaubt, uns die Vorgänge der biblischen Geschichte im Spiegel des deutschen Volkstums schauen zu lassen, ohne daß jemand noch dabei eine Vergewaltigung seines bessern Wissens empfindet. Am Ende ist uns sogar die kräftige, herbe Kost, die uns Eduard von Gebhardt verabreicht, lieber geworden als das gedankenlose Spiel mit schönen, aber seichten Phrasen, in das die religiöse Malerei, insbesondre die Illustration der Bibel in den fünfziger und sechziger Jahren ausgeartet war, um schließlich durch den Franzosen Doré in widerliche Unnatur verdreht zu werden. Gerade in den letzten Jahren ist Gebhardts Kraft ungemein schöpferisch gewesen, und es scheint, als wollte er sie jetzt auch mehr als bisher dem Alten Testamente zuwenden. Seinem mit dem Engel ringenden Jakob, den die Dresdner Galerie vor vier Jahren angekauft hat, ist jetzt ein Elias in der Wüste gefolgt, den der Engel des Herrn aus dem Schlafe weckt, um ihn zu seiner langen Reise zu stärken. Es ist eine derbknochige Gestalt mit großen Füßen und Händen, dieser Prophet Gottes, aber aus den Augen, die er zu dem ihn an der Schulter rührenden, himmlischen Boten erhebt, aus der Geberde seiner Linken spricht das gläubigste

Digitized by Google

Vertrauen, die vollste Ergebung in den Willen Gottes. Sein Kopf hat nicht den geringsten Zug, der an den hergebrachten biblischen Männertypus, insbesondre an den Patriarchen- und Prophetentypus erinnert. Es ist der Kopf eines kräftigen Mannes aus dem deutschen Volke, dem man es schon zutraut, daß er zur Not vierzig Tage und vierzig Nächte laufen kann, und der Engel sieht auch aus wie ein blondköpfiger, deutscher Bauernbursche; aber gerade diese Eigentümlichkeiten, zu denen sich noch, hier als besonders wirksam, die echt deutsche Heidelandschaft gesellt, von der eben die Schatten der Nacht weichen, entsprechen durchaus der Naivität, der Einfalt der biblischen Erzählung, deren Geist, man mag sich umsehen, wo man will, von keinem andern Künstler so tief und innig erfaßt wird wie von Eduard von Gebhardt.

Dieselbe Förderung wie die religiöse Malerei fordert übrigens nicht minder dringend die profane Geschichtsmalerei und die Malerei großen Stils. Wenn nicht noch im August die monumentalen, von Hermann Prell für den Palast der deutschen Botschaft in Rom ausgeführten Malereien hinzugekommen wären, über die wir unsern Lesern in einem besondern Artikel berichtet haben, würde man nach dem Bestande der Berliner Ausstellung glauben, diese Gattung der Malerei sei in Deutschland völlig eingeschlafen, und mit der Geschichtsmalerei sei es auch in Deutschland nicht besser bestellt. Streng genommen wird sie eigentlich nur durch Anton von Werners Bild „Kaiser Wilhelm der Große auf dem Sterbelager" vertreten. Was man auch über die Fähigkeiten dieses viel bewunderten, aber auch viel geschmähten Künstlers denken mag — er ist, alles in allem genommen, schließlich doch der einzige unter unsern Malern, der eine große Leinwand auch mit einem großen und bedeutenden Inhalt zu füllen und nicht selten auch den großen Stil zu treffen weiß. Es ist nicht zu leugnen, daß manche seiner großen Geschichtsbilder den Eindruck von mühsam auseinander gereckten Kompositionen machen, die gerade für eine kleine Illustration ausgereicht hätten. Wo er aber nicht durch das Zeremoniell, durch höfische und andre Rücksichten in enge Grenzen gebannt wird, wo er einmal seinem sonst oft niedergehaltnen Temperament folgen kann, da weiß er mit dem großen Stil auch eine wahre und tiefe Empfindung zu verbinden. Bei unserm Bilde macht der Gegenstand gewiß sehr viel, aber auch wenn man seine Mitwirkung in Abzug bringt, bleibt noch genug übrig, was das persönliche Verdienst des Künstlers im günstigsten Lichte erscheinen läßt. Daß er jedes falsche Pathos vermieden hat, ist bei der ganzen Anlage seiner Kunst, die immer bescheiden der schlichten Wirklichkeit folgt, selbstverständlich. Nur eine Bewegung Bismarcks, der, mit Moltke am Fußende des Bettes stehend, diesen mit der Hand umfaßt, als sei er plötzlich vom Schmerze übermannt worden, und als müsse er sich an jemand halten — diese Bewegung ist von vielen befremdlich gefunden worden, weil sie mit dem Wesen des ersten Kanzlers nicht gut vereinbar erscheint. Wir wissen aber aus vielen Zeugnissen, daß es

Digitized by Google

Anton von Werner bei seinen geschichtlichen Bildern jederzeit mit der Wahrheit sehr genau genommen hat, und wenn er sich hier wirklich eine poetische Freiheit erlaubt hat, so darf er sich darauf berufen, daß das deutsche Volk seine beiden nationalen Helden am liebsten in inniger Vereinigung sieht und sich selbst durch die Macht der Thatsachen dieses ideale Bild nicht gern trüben läßt. Nicht gering sind auch die koloristischen Vorzüge des Wernerschen Gemäldes. Das Dunkel des Sterbezimmers, das nur durch die brennende Lampe auf dem Nachttisch matt erhellt wird, hat dem Künstler die Möglichkeit geboten, seine schon mehrfach erprobte Virtuosität in der Behandlung des Helldunkels hier von neuem zu bewähren.

Was daneben noch von Bildern geschichtlichen Inhalts auf der Berliner Ausstellung zu sehen ist, geht über die Illustration eines Vorkommnisses, dessen Bedeutung ohne eine längere Erläuterung unklar bleibt, nicht hinaus. Hauptsächlich kommen zwei Bilder in Betracht, die der Kaiser bestellt hat. Das eine, von Hermann Knackfuß gemalt, hält eine Episode aus der Geschichte des Hohenzollernschen Fürstenhauses im Mittelalter fest: Friedrich IV., Burggraf von Nürnberg, empfängt vom Kaiser Heinrich VII. vor den Thoren Roms, wohin er den Kaiser zur Krönung begleitet hat, den Ritterschlag, im Angesichte feindlicher Scharen, die den Deutschen den Einzug in die Stadt verwehren wollen. Es ist ein fleißig durchgeführtes, sichtlich auf gründlichen geschichtlichen und archäologischen Studien aufgebautes Bild, das in heller Farbenpracht leuchtet; aber ein andres Gefühl als das der Freude an buntem Pomp wird dadurch schwerlich befriedigt. Auf dem andern Bild, einem Werke des polnischen Malers Adalbert von Kossak, wird wenigstens unser patriotisches Herz durch die Ehrung erfreut, die hier altpreußischer Tapferkeit erwiesen wird. Es ist die lebendige Schilderung einer Episode aus den Kämpfen, die das preußische Heer im Winter des Jahres 1814 auf seinem Marsche nach Paris zu bestehen hatte: das westpreußische Grenadierregiment bricht sich unter der Führung des Prinzen August von Preußen mit dem Bajonett durch die französische Reiterei Bahn.

Wie hoch wir auch die materielle und moralische Unterstützung anschlagen, die der Kaiser der Malerei großen Stils und der Geschichtsmalerei zu teil werden läßt, so ist doch vorauszusehen, daß der Kaiser allein ihren Verfall oder vielmehr ihr allmähliches Verschwinden von unsern Ausstellungen auf die Dauer nicht aufhalten kann. Auch die Verdienste und die Bemühungen der Verbindung für historische Kunst wollen wir nicht unterschätzen; aber ihre Mittel sind beschränkt im Verhältnis zu der Aufgabe, die hier zu lösen ist. Die vom Staate unterstützten Museen scheinen ebenfalls an die Grenze ihrer Aufnahmefähigkeit gelangt zu sein, und überdies werden viele von ihren Leitern zur Zeit von einem Geist beseelt, der der historischen Malerei nichts weniger als günstig ist. Eine wesentliche Förderung wäre dagegen von der Kunstpflege

Digitized by Google

der größern Städte zu erwarten, die wesentlichste aber von den vielen reichen Leuten, die sich ein Beispiel an der Opferwilligkeit der reichen Franzosen und Engländer nehmen sollten, die mit einander wetteifern, ihre öffentlichen Museen mit Kunstwerken zu beschenken. Unsre Kunst soll durchaus in das Volk getragen werden, weil man sich von ihr eine sittliche Erhebung und geistige Veredlung der Massen verspricht; dazu müssen aber vor allem die reichen Leute noch mehr helfen, als bis jetzt einzelne von ihnen — das soll gern anerkannt werden — gethan haben.

Wenn auch die religiöse und die historische Malerei jetzt zu leiden haben, so ist daraus keineswegs zu schließen, daß es der Malerei im allgemeinen schlecht gehe. Im Gegenteil. Obwohl sich nicht wenige Kritiker beflissen haben, in Berlin und auswärts die Meinung zu verbreiten, als sei die diesjährige Berliner Kunstausstellung die schlechteste von allen bisherigen gewesen, hat dieses alljährlich wiederkehrende Geschwätz nicht den geringsten Einfluß auf die Kauflust des Publikums geübt. Nur hat sich diese fast ausschließlich auf die Nippessachen der Kunst, auf Einzelfiguren, Studienköpfe, kleine Genrebilder und Naturausschnitte von intimem Reiz und auf größere Landschaften beschränkt, die in den Salons und in den „guten Stuben“ eine stattliche Wirkung machen und vielleicht auch noch durch die daran haftenden berühmten und bekannten Namen dem Kunstverständnis der Besitzer ein ehrenvolles Zeugnis ausstellen. Darf man darin schon ein Anzeichen des sinkenden Geschmacks erkennen, der für ein Geschlecht bezeichnend ist, das im Bewußtsein eines stetig steigenden Wohlstandes im Schutze einer gewaltigen, überall Furcht gebietenden Macht langsam dem Sybaritentum entgegengeht? Wir wollen uns gegen diese Besorgnis erregende Vorstellung so lange wehren, bis die Anzeichen deutlicher und drohender werden; schon um der Landschaftsmalerei willen, die der alte Stolz der deutschen Kunst ist und gerade jetzt unter der Gunst des Publikums am meisten gedeiht. Wo ist aber die deutsche Genremalerei geblieben, die über ein halbes Jahrhundert ein ebenso kostbares Kleinod der deutschen Kunst war? Wir sehen uns überall um und finden nichts. In Berlin sind Düsseldorf, München und Karlsruhe durch Sonderausstellungen von beträchtlichem Umfang vertreten; aber die Genremalerei, die Art der Malerei, die zum Volke ging und aus dem Volke ihre Kraft schöpfte, scheint verschwunden zu sein. Ein paar elegant gemalte Bilder aus den großstädtischen Salons mit ihrer geschminkten und geputzten Staffage und ein paar „Elendsbilder“ aus der jüngern Düsseldorfer Schule können für diesen Verlust nicht entschädigen. Giebt es kein andres deutsches Volkstum mehr als dieses, das sich nur in scharfen Gegensätzen kundgiebt?

Wir müssen mit dieser Frage schließen, weil wir jetzt noch keine Antwort darauf wissen. Eine Kunstausstellung, selbst wenn sie mit der größten Umsicht und mit den reichsten Mitteln veranstaltet wird, kann auch nicht den aus-

Digitized by Google

reichenden Stoff dazu geben. Zumal in diesem Jahre, wo sowohl in Berlin als in München eine große Erschlaffung im Wettkampf um die Vorherrschaft in der Kunst oder doch im Kunstausstellungswesen Deutschlands eingetreten ist. Wir haben es darum vorgezogen, in dieser Charakteristik der Berliner Kunstausstellung mehr den Nachdruck auf hoffnungsvolle und entwicklungsfähige Keime als auf Zeichen des Verfalls zu legen, die, wie wir noch hoffen wollen, vielleicht trügerisch sind.

Märchenhafte Romane

s ist eine Halbgattung, das weiß ich wohl, aber ich habe dafür eine ganz besondre Vorliebe, und da ich nicht Professor der Litteraturgeschichte bin, so kann ich sie verantworten. Das ist aber so gekommen. Ich habe immer sehr viele Romane gelesen, wir sollen ja darin das Leben, das uns umgiebt, wiederfinden und verstehen lernen. Im Leben ist aber vieles nicht so, wie wir es wünschen, und gar vieles ist auch persönlich dem einen und dem andern von uns quer gegangen; man denkt darum lieber nicht daran und spinnt mit seinen Gedanken einen andern Faden weiter. Läßt man sich nun von der Erzählung eines Romans leise und behaglich weiter treiben, plötzlich rennt man an eine fatale Erinnerung, an einen Stein, eine Klippe, die unmittelbar vom Leben hereinragt und uns den Weg verlegt, die Mechanik unsrer Gedanken ist auf einen toten Punkt geraten, und wenn das noch öfter geschieht, möchte man den Roman am liebsten wegwerfen, oder man liest ihn nur mit Überwindung aus einer Art Pflichtgefühl weiter. Das ist im Märchen und in der phantastischen Erzählung anders. Wir werden gerade so fest gehalten, wenn die Darstellung gut ist, als wenn sichs um ganz wirkliche Dinge handelte, aber wir sehen nicht in alle Winkel und stoßen uns nicht an jeder Ecke; es ist, als stünden wir den Gegenständen etwas ferner, sodaß wir nicht alles sehen, und namentlich nicht das Unangenehme. Auch das Triebwerk sehen wir nicht, nur den Effekt, die Erscheinung, und die Gesetze des Handelns sind nicht völlig die unsers Lebens. Und anstatt uns unsanft ins Leben hineinzustoßen, giebt diese künstlich dichtende Erzählung unserm kritischen Verstande Rätsel auf, prüft die Stärke unsers Glaubens und entläßt uns mit Bildern, die uns beim Weitergehen wie farbige Reflexe noch eine Weile unterhalten können. Gern suche ich mir vorab aus einem Haufen neuer Romane einige heraus, die ihrem Titel nach etwa dieses zu leisten versprechen, und die Schlußabrechnung zwischen Hoffnung und Erfüllung gewährt mir immer außerdem noch ein Vergnügen.

Digitized by Google

Von den vier Büchern dieser Art, die ich mir für heute zurecht gelegt habe, hat nur eines durchaus den Charakter einer Märchenerzählung: Der Schelm von Bergen von Julius von der Traun (Schindler), fünfte Auflage, Wien, Grottendiek's Verlag. Mit dem Namen eines alten, 1844 ausgestorbnen rheinischen Adelsgeschlechts wird eine Sage verbunden. Ein deutscher Kaiser weilt auf Besuch bei seinem Schwager, dem Grafen von Bergen bei Düsseldorf. Der Scharfrichter, der „Schelm," hat einen schönen Sohn von ritterlichem Auftreten, er gewinnt die Liebe der Kaiserin, das hätte ihm den Kopf gekostet, wenn nicht ihre Fürsprache ihn begnadigt und der Kaiser darauf ihn zum Ritter geschlagen hätte. Die Fabel ist einfach, die Erzählung kurz, der ganze Reiz liegt in der Ausführung: Schilderung von Natureindrücken und Gesellschaftsbildern in großen Zügen, lebendig, überzeugend und anheimelnd. Die Sprache ist schlicht, ohne Altertümelei. Die Kaiserin läßt sich z. B. von ihrer alten Amme erzählen, wie diese einst als Kind mit ihren Geschwistern in den geheimnisvollen Zaubergarten des „Schelms" durch die Lücken des Zauns hineingesehen und was sie dort für wunderbare Blumen und Tiere gesehen hätten: weiße Hühner, blaue Pfauen, feingehörnte Kühe; dort sprangen wie Rehe blanke Fohlen im Sonnenschein. Vor dem Brunnentroge lagen trotzige, wildblickende Hunde, auf dem Brunnenrande aber saßen sanfte schneeweiße Tauben. Über den Zaun hingen Äste, schwer von den kostbarsten Früchten, herüber; wir durften nur die Hand ausstrecken, und die schönsten davon waren unser usw. An einer andern Stelle reitet der Sohn des „Schelms" aus dem Tannenschatten des Waldes über den moosigen Wiesenrand hinaus in den Mittagsbrand der Heide. Torfmoor, in dem die trocknen Halme des grauen Schilfs, von braunen Wasseradern träg und trügerisch unterflossen, wogten und heiser rauschten, bot unwillkommne Pfade; hörbar und ängstlich patschten die Hufe des Pferdes durch den schwarzen Schlamm. Zwischen kümmerlichen Zwergbirken stand Gevatter Storch. Verdrießlich wandte er seinen Hals; seine gelbbraunen Augen schienen zu fragen: Was hat denn dieser blanke Geck zu suchen in meinen stillen Sümpfen? Nun begleiten wir den Reitersmann, wie er in den Saal des Kaisers tritt und sich unter die Gäste des Maskenfestes mischt, wo die Ritter, ihre Damen an erhobner Hand hochführend, an ihm vorbeistelzten. Dabei drückten sie mit lächerlicher Grandezza die Linke auf den Griff ihrer überlangen Stoßdegen, daß ihre Spitzen unter den Kleidersaum der nachstolzirenden Damen fuhren und ihn nicht selten bis über den letzten Ring der Schuhbänder emporhoben, was immer ringsum viel Heiterkeit erweckte und, wie es schien, einen Hauptspaß des fröhlichen Mummenschanzes abgab. — So versteht der Dichter zu schildern. Das kleine Buch ist ein wirkliches, seltnes Kunstwerk, ohne einen einzigen überflüssigen, langweiligen Zug.

Charlotte Niese, die wir bisher als die sehr realistische Darstellerin

Digitized by Google

ihres heimatlichen Volkstums kannten, des von Deutschen und Dänen bewohnten, gemischten nordschleswigschen Sprachgebiets, hat diesmal in einem mehr ausgeführten Roman: Auf der Heide (Leipzig, Grunow) ein jütländisches Gesellschaftsbild aus der Zeit der Schlacht bei Idstedt gegeben. Die Handelnden sind meist Dänen, ein gräflicher Gutsbesitzer, wohlhabende Bauern, Krugwirte, Knechte und Mägde, einzelne Deutsche kommen vor, und politischer Gegensatz wirkt mit als treibende Kraft der Handlung. Die Figuren haben zwar Ähnlichkeit mit den frühern der Erzählerin, aber sie sind fast durchweg feiner gezeichnet, sie sind zum Teil zart, weich, sympathisch, und die derben Gestalten, die sonst bei ihr vorherrschen, sind hier in der Minderzahl. Ich habe noch keine Erzählung Charlotte Nieses gelesen, die mich so angesprochen hätte. So viel Stimmung und Poesie hatten ihre frühern Bücher nicht. In dem verfallnen Schloßgarten von Trolleborg webt ein Zauber von Erinnerung und Vergangenheit, wie wir ihn kürzlich in Sophus Bauditzens Wildmoorprinzeß kennen gelernt haben. Dabei bleibt die volksmäßige Realistik, worin die Verfasserin Meister ist, da wo sie hingehört, z. B. wenn der alte Knecht von Kamphof, der seinen Herrn zum Grafen Trolle fahren soll, als der Hund mit in den Wagen springt, würdevoll sagt: „Er hat keinen Respekt. Neulich wollte er auch in den Wagen, als wir in die Kirche fuhren, aber das war noch nicht einmal so schlimm. Denn Gottes Wort ist an manchen Stellen fürs Vieh bestimmt. Aber bei einem wirklichen Grafen ist für einen gemeinen Hund nichts zu holen.“ Die kritischen Beurteiler, denen diese Wendung in Charlotte Nieses Schriftstellerei nicht entgehen konnte, standen ihr zum Teil einigermaßen fassungslos gegenüber und suchten ihrer Verlegenheit durch Schlagworte wie Phantastik und dergleichen in den Bügel zu helfen, einige auch mit dem Bekenntnis, daß sie den frühern Erzählungen den Vorzug gäben. Der Grund lag darin, daß die Verfasserin in ihre Geschichte eine Ahnfrau und einen vergrabnen Familienschatz, der ganz zuletzt gehoben wird, verflochten hat. Dieses mystische Element ist aber sehr geschickt verarbeitet, sodaß die Einheitlichkeit des Milieus nirgends gestört wird, vielleicht hat dieser Bestandteil die Verfasserin unbewußt veranlaßt, das Übrige zu heben und das Ganze etwas zu idealisiren. Ich meine darum, daß in diesem Roman ein glücklicher Fortschritt zu einer der Verfasserin neuen Gattung ausgesprochen liegt, und so schöne und durchgeführte Charaktere, wie Frau Svenstrup, Hans Christian oder die Gräfin Trolle geborne Reventlow haben wir noch nicht von ihr bekommen. Die vielfach an das märchenhafte anklingende Ausmalung paßt aber zu dem Ganzen sehr gut.

Ein eigentümliches Buch ist Der Henker von Nauplia von Johann Christoph Werner (Leipzig, Dieterich). Diese Erzählung aus dem neugriechischen Volksleben ist auf einen wirklichen Boden verlegt, aber die Ausführung ist durchweg phantastisch, und das Einzelne entfernt sich vielfach in

Digitized by Google

wenig glaublicher Weise von der Wirklichkeit. Der „Henker“ ist ein junger Räuber, der, nachdem er zwei reisende Amerikaner unweit Athens aufgehoben hat, mit seiner Bande gefangen und zum Tode verurteilt, darauf jedoch unter der Bedingung begnadigt wird, daß er zehn Jahre lang, auf einer Insel bewacht, das verachtete und wegen der Blutrache gefährliche Amt des Henkers ausübe, das er zunächst an einigen seiner Gefährten vollziehen muß. Seine Geliebte, die Tochter eines dieser Opfer, teilt mit ihm das Leben des Ausgestoßenen und wird seine Frau. Die weitere Umgebung dieser Szene bildet eine ziemlich verkommne Gesellschaft von Beamten und Militärs aus der Zeit des Königs Otto, die Haupthandlung besteht in den Thaten und Kämpfen dieser Räuber bis zu ihrer Gefangennahme. Nach vielen Anfeindungen und gefahrvollen Abenteuern gelangen sie nach Amerika in den Schutz des einen der Reisenden, dem der „Henker“ und seine Geliebte damals zur Flucht aus dem Lager der Räuber verhalfen, und mit einer ganz überraschenden Verlobung zwischen dem jüngsten Mitgliede der ehemaligen Räuberbande und einer Schwester des reichen Amerikaners schließt die Erzählung. Die Darstellung ist geschickt, die Schilderung oft sehr spannend, aber erwärmen können wir uns trotz aller Romantik doch nicht für das seltsame Milieu dieses Professorenromans.

Das letzte unsrer Bücher: Das Idyll von Capri, aus der Bildermappe des Beatus Rhenanus, herausgegeben von Theodor Birt (Marburg, Elwert) ist nun in der That von einem wirklichen Professor geschrieben worden, der sich schon durch manche nicht fachwissenschaftliche Schrift bekannt gemacht hat. Diesmal giebt er eine Liebesgeschichte, die er in die Zeit verlegt, wo der Kaiser Tiberius sich auf die Insel zurückgezogen hatte; ihre Bewohner und der Hof des Kaisers bilden die weitere Umgebung. Die Schilderung bedient sich einer feinen Naturmalerei und aller der kleinen, entlegnen historischen und antiquarischen Kenntnisse eines außergewöhnlich unterrichteten Philologen, sodaß in dem ganzen Bilde, wenn es jemand nachprüfen möchte, gewiß kein falscher Strich zu finden sein wird. Für den Kenner oder Freund des Altertums ist die Lektüre dieses kleinen Buches gewiß ein ausgesuchter Genuß. Hat das Bild aber auch, abgesehen von diesem Neigungswerte, für andre zum Verstehen eignes Leben genug, als selbständige Dichtung? Nach meinem Eindruck wirkt die Schilderung an vielen einzelnen Stellen durchaus überzeugend, an andern scheint dann freilich Klio mehr beteiligt als eine ihrer Schwestern, und das Ganze dürfte heutigen gebildeten Lesern etwa so vorkommen, wie der jetzt ja viel wieder genannte spätgriechische Roman den Leuten seiner Zeit erschienen sein mag. Auch das Wunderbare und Geheimnisvolle, was in dem Idyll von Capri sehr hervortritt, ist von dieser Art: es besteht in Ahnungen, Sinnestäuschungen und Vorbedeutungen. All die bunte Farbenpracht kann doch die schwermütige Stimmung nicht verscheuchen. Das Märchen mit seinem leichten,

Digitized by Google

heitern Schimmer wirkt anders. Aber für jeden historisch gebildeten und gestimmten Besucher wird ja auch die vom Leben der Geschichte durchfurchte Insel etwas ganz andres sein, als ein angenehmes Naturbild, eine sogenannte schöne Gegend. Und für einen solchen könnte, sei es zur Vorbereitung oder zur Erinnerung, keine willkommnere Gabe gedacht werden, als dieses durch und durch feinsinnige Büchlein.

Zur Abrüstungsfrage

Der Vorschlag des Zaren an die europäischen Staaten, zu einer Versammlung zusammenzutreten, die eine allgemeine Abrüstung beschließen soll, ist sehr bald nach Bismarcks Tode gekommen. Ob man den Tod des großen Kanzlers abgewartet hat, ehe man mit diesem Vorschlage hervortrat? Jedenfalls würde Bismarck nicht verfehlt haben, seine Meinung über die Sache auszusprechen, und die würde aller Wahrscheinlichkeit nach auf das Zustandekommen der Konferenz in der Weise, wie sie sich die Friedensfreunde vorstellen, ungünstig eingewirkt haben. Denn schon am 2. März 1880 hat der Kanzler dem württembergischen Abgeordneten von Bühler auf einen Abrüstungsantrag schriftlich geantwortet: „Ich bin leider durch die praktischen und dringlichen Geschäfte der Gegenwart so in Anspruch genommen, daß ich mich mit der Möglichkeit einer Zukunft nicht befassen kann, die, wie ich fürchte, wir beide nicht erleben werden. Erst nachdem es Ew. Hochwohlgeboren gelungen sein wird, unsre Nachbarn für Ihre Pläne zu gewinnen, könnte ich oder ein andrer deutscher Kanzler für unser stets defensives Vaterland die Verantwortlichkeit für analoge Anregungen übernehmen. Aber auch dann fürchte ich, daß die gegenseitige Kontrolle der Völker über den Rüstungszustand der Nachbarn schwierig und unsicher bleiben und daß ein Forum, das sie wirksam handhaben könnte, schwer zu beschaffen sein wird.“ Mir scheint, daß die hier von Bismarck ausgesprochnen Bedenken auch heute noch bestehen. Vor allem fehlt Frankreichs endgiltige Anerkennung des durch den Frankfurter Frieden vom 10. Mai 1871 geschaffnen Zustandes. Solange Frankreich sich nicht darein findet, daß Elsaß-Lothringen, das ihm unrechtmäßigerweise fast zwei Jahrhunderte lang angehörte, wiederum an den rechtmäßigen Besitzer, das Deutsche Reich, zurückgefallen ist, so lange kann von einer Abrüstung keine Rede sein, wenigstens bei uns nicht.

Bei den andern Großstaaten widersprechen die Thatsachen der Gegenwart gleichfalls den Bestrebungen nach Abrüstung. Der soeben abgegangne Kriegs-

Digitized by Google

miniſter Cavaignac verlangte zweihundert Millionen zur Verſtärkung der Kriegsrüſtung, die Chauviniſten in Frankreich ſehen infolge der Wiederaufnahme der leidigen Dreyfußſache den Krieg mit Deutſchland ſchon in nächſter Nähe. Der erſte Lord der Admiralität hat vor kurzem im Unterhauſe, natürlich unter den bekannten Friedensverſicherungen, eine umfaſſende Verſtärkung der Flotte befürwortet. Und der Zar ſelbſt rüſtet, das beweiſen u. a. ſeine Schiffsbeſtellungen im Auslande, insbeſondre auch auf der Schichauſchen Werft in Elbing, wo Rußland allein vier Torpedojäger und einen großen geſchützten Kreuzer beſtellt hat. Mittlerweile ſind die Vereinigten Staaten von Nordamerika, veranlaßt durch ihre Erfolge gegen die auf den abſteigenden Aſt ihrer Ruhmesbahn geratnen Spanier, ebenfalls zu dem Entſchluſſe gekommen, ihre Kriegsmacht zu Waſſer und zu Lande zu vermehren und in den Gang der Welthändel als neuer Großſtaat einzugreifen. Wo bleibt da der Friede? Rußland beſitzt faſt die ganze nördliche Hälfte von Aſien; England hat dort ſein großes indiſches Reich. Jenes dehnt ſeinen Einfluß immer mehr nach Süden aus, England ſtrebt nach Norden. Zwiſchen beiden liegen einige kleine Staaten und das große chineſiſche Reich, wo Rußlands Einfluß zuſehends wächſt. Die Intereſſenſphären von England und Rußland müſſen demnach in kurzer Zeit noch ernſter aufeinander treffen, als dies ſchon jetzt der Fall iſt. Dazu kommt die Notwendigkeit, über die ſpaniſchen Beſitzungen in Aſien, im Großen Ozean, über die Philippinen, jetzt bei den Friedensunterhandlungen zwiſchen Amerika und Spanien eine Entſcheidung zu treffen.

Die Zeit, wo England in ſolchen Fällen allein ſeine Taſchen füllte, iſt vorüber. Schon in China hat es ſehen müſſen, daß Frankreich, Deutſchland und namentlich auch Rußland auf dem Plan erſchienen ſind und ſchon namhafte Erfolge errungen haben. Das paßt nicht in Englands Pläne und Gewohnheiten. General Pfiſter ſagt in ſeinem wertvollen 1897 erſchienenen Buche: „Aus dem Lager der Verbündeten“ bei den nach der Schlacht bei Dresden Ende 1813 mit Napoleon angeknüpften Friedensverhandlungen: „Was endlich die Engländer bewogen haben mag, einem Friedensverſuch beizutreten, iſt nicht recht klar. Es war der einzige Staat in Europa, der ſich bei dem Kriege wohl befand. Dadurch, daß es Kriege auf dem europäiſchen Feſtlande beförderte, anſtiftete und nährte, iſt England groß geworden, hat ſeine Reichtümer geſammelt und ſein Kolonialreich zuſammengerafft. Der Leichengeruch auf dem Kontinente duftete jedesmal ungemein lieblich durch die Handelswelt der Engländer und lockte die Geier herbei, ihre Beute zu holen. Auf Koſten der verblutenden Staaten des Kontinents hatte jetzt wieder England ſeinen Handel und ſeine Induſtrie entwickelt. Auch heute vermag es ſich nur auf der Höhe zu halten, wenn es die Staaten des Feſtlands gegen einander hetzt und jeder Gelegenheit ausweicht, die es zwingen könnte, den Nachweis für ſeine eigne Berechtigung zur Großmachtſtellung zu liefern. So lagen auch damals

Digitized by Google

zu Ende 1813 in Frankfurt die Dinge für England, und zu Friedensanträgen ließ sich dies Land wohl nur herbei, damit es aufs neue seine Weitherzigkeit erweise, vermöge der es Kriege sucht und anzettelt, während es zugleich unter heuchlerischem Augenverdrehen den Frieden zu schaffen vorgiebt, um es nicht ganz mit dem Himmel zu verderben."

In demselben Buche führt General Pfister noch nach Pertz-Delbrück einen Brief Gneisenaus an General Müffling vom 29. Juni 1815 aus Senlis an, worin es heißt: „Wenn der Herzog von Wellington gegen die Tötung Bonapartes sich erklärt, so denkt und handelt er als Brite. Großbritannien schuldet keinem Sterblichen mehr Verbindlichkeiten, als gerade diesem Bösewicht; denn durch die Begebenheiten, die er herbeigeführt hat, ist Englands Größe, Wohlstand und Reichtum so sehr hoch gesteigert worden. Sie sind die Herren des Meeres und haben weder in dieser Herrschaft, noch im Welthandel eine Nebenbuhlerschaft mehr zu fürchten." So ganz ist das nun doch nicht mehr der Fall. Allerdings sind die Engländer, was die Anzahl ihrer Schiffe in den verschiednen Weltteilen anlangt, die Herren des Meeres. Ob sich diese Herrschaft aber noch so bewährt wie zu Nelsons Zeiten, das ist eine andre Frage. Schon in einem Aufsatz „Englands Macht," den die Grenzboten im zwölften Heft von 1896 brachten, habe ich auf Grund unwidersprochner englischer Äußerungen sehr wesentliche Mängel in der Bemannung und Ausrüstung der englischen Kriegsschiffe hervorgehoben. Ich kann diesen Angaben noch aus einem Aufsatze von Lord Charles Beresford im Nineteenth Century von 1897 hinzufügen: Von den 361 Schiffen der britischen Marine seien eine Menge veraltet und unbrauchbar, 45 seien noch mit Vorderladekanonen bewaffnet und nicht als Kriegsschiffe zu benutzen. Der Lord nennt diese Schiffe mit Namen. Andre Schiffe hätten zwar Hinterlader, seien aber trotzdem als Kriegsschiffe unbrauchbar, so z. B. ein Kreuzer der C-Klasse. England besäße in seinen Übungsgeschwadern noch Schiffe, die die alten 64-Pfünder-Vorderladekanonen trügen. Der Aufsatz ist als Angriff gegen die britische Admiralität gerichtet. Trotz aller Anstrengungen scheint sich in dieser Beziehung in England bis heute nicht viel geändert zu haben. Denn was z. B. die Disziplin anlangt, so wirft das Vorkommnis auf dem britischen Kanalgeschwader, wovon jüngst alle Zeitungen berichtet haben, ein sehr trübes Licht darauf. In Milford Haven fand nach üblicher Sitte eine Urlaubserteilung im großen an Land statt. Als das Geschwader aber wieder abdampfen sollte, fehlten von den Beurlaubten 500 Mann, die nicht an Bord zurückgekehrt waren und wahre Orgien der Trunkenheit, wie die Morning Post schreibt, in der Stadt feierten. Das Geschwader mußte einen Kreuzer zurücklassen, um diese pflichtvergessenen Matrosen nachzubringen. Mit Recht nennt man ein solches Vergehen nicht mehr eine Urlaubsüberschreitung, sondern eine Meuterei, und wenn man dieses traurige Vorkommnis, so heißt es in öffentlichen Blättern

Digitized by Google

weiter, mit den in den letzten Monaten bekannt gewordnen Fällen von schwerster Unbotmäßigkeit mit den thätlichen Verletzungen Vorgesetzter zusammenhält, so gewinnt man ein schlimmes, aber kein falsches Bild. Auch in Beziehung auf die Nebenbuhlerschaft im Welthandel, die England zu Gneisenaus Zeiten und nach dessen vorhin angeführten Worten nicht mehr zu fürchten hatte, ist eine Änderung eingetreten. Allgemein erkennt man Deutschlands Handel die erste Stelle nach dem englischen zu, und sogar ein französisches Blatt, der Soleil, spricht dies ausdrücklich aus, indem es nach dem Untergang der Bourgogne zu einem Kongresse der seefahrenden Völker auffordert, worin bessere Schutzmittel gegen Unglücksfälle zur See beraten werden sollen, und dessen Vorsitz Deutschland übernehmen solle. Wir sind zweifellos auf dem besten Wege, im Welthandel weitere Erfolge zu erringen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß unser Handel wieder die Stufe erreicht, die er zu Zeiten der Hanse in Europa einnahm. Hoffentlich ist es aber ausgeschlossen, daß unsre Handelsschiffe, wie einst die Schiffe der Hanse, einfach von den Engländern weggenommen werden, wie das unter der Königin Elisabeth 1589 mit 60 Schiffen der Hanse im Tajo geschah, ohne daß sich damals in dem zerrissenen römischen Reiche deutscher Nation auch nur eine Hand zur Vergeltung geregt hätte.

Wenn ich jetzt noch einige Thatsachen anführe, die ich teils Privatnachrichten, teils Zeitungsartikeln entnehme, um das früher entworfne Bild der englischen Landmacht zu vervollständigen, so wird man daraus schließen dürfen, daß das englische Heer trotz seines kürzlich über die Derwische in Ägypten erfochtenen Sieges in keiner Weise von einem russischen, deutschen oder französischen Heer zu fürchten ist. Ein Privatbrief erzählt mir von der Absendung eines englischen Bataillons nach Südafrika. Der Zug, der diese etwa dreihundert Mann starke Truppe an das Meer zur Einschiffung bringen sollte, stand von 10 Uhr morgens bis $1\frac{1}{2}$ Uhr nach Mitternacht bereit. Die Soldaten, schwer betrunken, konnten zum Teil nur mit Gewalt in den Zug gebracht werden, sechs Mann trugen z. B. einen Widerstrebenden, der sich mit Händen und Füßen wehrte. Dabei stand eine die Zahl der Tapfern etwa um das Doppelte übersteigende Masse von Frauenzimmern. Da kann es nicht Wunder nehmen, wenn ein englischer General meinem Gewährsmann erzählt, daß seine ganze Brigade ohne Ausnahme die Kur gegen syphilitische Krankheiten durchgemacht habe, und daß die Zeitungen noch kürzlich berichteten, daß 75 Prozent aller englisch-indischen Truppen von derartigen Krankheiten heimgesucht seien. Nach dem Bericht des Indischen Amtes von 1897 über die unter der britischen Armee in Indien wütenden venerischen Krankheiten waren 8880 Mann völlig felddienstuntauglich, und nicht weniger als 1300 britische Soldaten müssen jährlich wegen solcher Leiden nach England zurückbefördert werden. Während bei uns jede Verheimlichung einer solchen ansteckenden Krankheit mit empfindlicher Arreststrafe geahndet wird, besteht eine

Digitized by Google

ärztliche Untersuchung des Militärs in der britischen Armee überhaupt nicht. Was die englischen Offiziere anlangt, so will ich hier nur eine Äußerung der Army and Navy Gazette aus 1896 anführen. Dort heißt es: „Die Armee hat nicht mehr die Anziehungskraft für die wohlhabenden Männer wie früher. Jährlich wächst die Zahl der Offiziere, die allein von ihrem Gehalt leben müssen. Wenn es die Absicht ist, die Offiziere geradeso arbeiten zu lassen wie die andern Stände, so werden die meisten Offiziere, die Privatvermögen besitzen, bald zurücktreten." In der That soll auch die Zahl der Offiziere stetig gesunken sein. Der allgemeine Eindruck, den deutsche Reisende von englischen Truppen in den Kolonien hatten, wird als wenig günstig geschildert.

Was ich hier über Englands Macht zu Wasser und zu Lande vorgebracht habe, wird meine Ansicht bekräftigen, die ich in dem Grenzbotenaufsatze von 1896 ausgesprochen habe: „Jedenfalls können wir und alle andern Völker, die mit Englands Interessen in Widerstreit geraten, ruhig auf unserm Rechte bestehen." Wir haben das gottlob bis heute in Asien und auch seit der Transvaaldepesche in Afrika gethan, und von allen damals in die Welt posaunten englischen Drohungen ist bis jetzt nichts wahr geworden. Das berühmte fliegende Geschwader, das damals nach Afrika gehen sollte, scheint auch zu Hause geblieben zu sein; denn man hat nichts mehr von ihm gehört. Immerhin aber müssen wir uns das merken, was aus dem von den Grenzboten im März 1897 als Flugblatt herausgegebnen Spektatorartikel zu entnehmen ist, nämlich daß England unserm Handel zur See durch Wegnahme unsrer noch lange nicht hinreichend geschützten Handelsschiffe unermeßlichen Schaden zufügen kann. Dazu kommt, daß sich England und Amerika seit dem für Amerika günstigen Ausgange des Krieges mit Spanien augenscheinlich nähern. Der bekannte Afrikareisende Karl Peters, der seit seiner Verurteilung in Deutschland seinen Wohnsitz nach London verlegt hat, prophezeit schon ein Zusammenschließen von England und Amerika zu einem britischen Herrschaftsgebiet, mit dem verglichen die alten „Weltreiche" Vorderasiens und auch das Römerreich reines Kinderspiel gewesen seien. Das Jahr 1899 soll schon, nach Peters, die erste praktische Wirkung dieser Kombination in den chinesischen Gewässern, in der Südsee, sowie im Atlantischen Ozean darthun. „Was wird der Kontinent von Europa dazu sagen?" fragt Peters. Hoffentlich giebt ihm, der den Kontinent für hoffnungslos in sich gespalten erklärt, jetzt die Abrüstungskonferenz des Zaren die richtige Antwort, dahin, daß sie ein festes Zusammenstehen des Kontinents gegen englische Anmaßungen in ganz klarer und bestimmter Form ausspricht. Mehr bedarf es gegenüber England und auch gegenüber Amerika nicht. Englands Macht habe ich nach guten Quellen mehrfach gekennzeichnet, und die Thaten der Union im letzten Kriege sind wahrlich nicht dazu angethan, einer französischen, russischen, deutschen

Digitized by Google

Flotte oder gar einem Landheer eines dieser Staaten irgend welches Grauen zu bereiten. Wenn die genannten drei Staaten, dazu Österreich und Italien, auf dem Kongresse, der ja unzweifelhaft zu stande kommen wird, zusammenstehen, so ist England völlig gelähmt. Denn in Asien unterliegt es zweifellos in einem etwaigen Landkriege gegen Rußland, trotz seines neuesten Kriegsruhms bei Omdurman. Was ein solcher Sieg nur einigermaßen europäisch geschulter Truppen über barbarische Völkerschaften sagen will, wird am besten durch den Prinzen Friedrich Karl charakterisirt, der es bei seinem Aufenthalt in Ägypten in den achtziger Jahren ablehnte, das Schlachtfeld von Tel el Kebir zu besichtigen, weil er sich davon keine Bereicherung seiner Kriegskenntnisse versprechen könnte. Und auch zur See, wenn England mit einem Landkriege in Asien gegen Rußland einen Seekrieg in Europa verbinden wollte, würde das Zusammenstehen des Dreibundes mit dem Zweibunde in den Gewässern Europas Englands Seemacht, deren Mängel bekannt sind, die Wage halten. Es ist keine Frage, daß das russisch-französische Bündnis vor allem gegen England gerichtet ist. Auch die Franzosen werden allmählich einsehen, daß von einer Rückgabe oder Neutralisirung Elsaß-Lothringens keine Rede sein kann. Die allgemeine Übereinstimmung über diese Frage hat unser Kaiser erst kürzlich bei den Manövern in Westfalen ganz klar und bestimmt ausgesprochen; auch bei der Enthüllung des Denkmals für Kaiser Friedrich bei Wörth 1895 ist er für die Festhaltung von Elsaß-Lothringen in nicht mißzuverstehender Weise eingetreten. Wenn man weiter an die jetzt umlaufenden Gerüchte von einem Vertrage Deutschlands mit England in Afrika die Meinung knüpft, Deutschland wolle die Sympathien für Transvaal aufgeben und damit unsre kolonialen Erwerbungen in Südwestafrika in Gefahr bringen, so ist das für den deutschen Vaterlandsfreund kaum glaublich.

Man muß sagen, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine allgemeine Konferenz der europäischen Staaten eine absolute Notwendigkeit ist. Zar Nikolaus hat sich mit ihrer Zusammenberufung ein großes Verdienst erworben. Von einer Abrüstung kann aber keine Rede sein. Abrüsten konnte man zu den Zeiten der Landsknechte, der geworbnen Truppen. Die brauchte man nach abgelaufner Werbezeit nur einfach zu entlassen. Heutzutage aber ist unser Heer eine Schule für das Volk, die wir unter keinen Umständen aufgeben können. Eine Revision des Frankfurter Friedens von 1871, eine Wiederherstellung des Kirchenstaats kann nicht in Frage kommen. Es bleibt also die Regelung der Erwerbungen Europas in den asiatischen und afrikanischen Gebieten. Und das ist eine Aufgabe, die namentlich jetzt nach dem spanisch-amerikanischen Kriege immer dringender geworden ist. England hat einen solchen Vorsprung an Erwerbungen für sich gemacht, daß ihm unbedingt Halt geboten werden muß. Auch seine Besitzungen im Mittelmeer und an den Küsten davon müssen einer Revision unterzogen werden. Gibraltar, Malta,

Digitized by Google

Ägypten können nicht so ohne weiteres in seinen Händen bleiben, wenn der Handel und Verkehr der übrigen Staaten frei sein soll. Deshalb mögen die Staaten des europäischen Festlandes allen alten Hader schwinden lassen und auf der Konferenz fest zusammenstehen gegen England und Amerika. Dadurch wird der Frieden auf der Erde, der überhaupt durch die Erleichterung des Verkehrs zu allen Zeiten gefördert worden ist, am besten gesichert werden; jedem Kulturstaate muß ein seiner Bedeutung entsprechender Teil der noch barbarischen Länder zufallen zum Besten der Entwicklung dieser Länder und zu seiner eignen Wohlfahrt. C. v. H.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Lehre vom Klassenkampf. Die Mitteilungen in Nr. 38 der Grenzboten über die Aufnahme der Nachricht vom Genfer Fürstenmorde durch einen Teil der deutschen Industriearbeiter sind natürlich in der sozialdemokratischen Presse als unwahr zurückgewiesen worden, worum wir uns nicht weiter zu kümmern brauchen. Bei dieser Gelegenheit ist aber das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands, der Vorwärts, über das Ableugnen der mit allem Nachdruck hier nochmals bezeugten Thatsache, „daß der niederträchtige Meuchelmord in Genf von unsern sozialdemokratisch erzognen Industriearbeitern nicht mit Abscheu und Bedauern, sondern mit Schadenfreude und hämischer Genugthuung aufgenommen worden ist," hinaus gegangen und hat folgende außerordentlich lehrreichen positiven Erklärungen abgegeben: Die Arbeiter verurteilten zwar die That ebenso scharf, aber sie fragten nach ihrer tiefern sozialen Ursache. Sie, die selbst unter den Unzulänglichkeiten der heutigen Gesellschaftsverfassung schwer litten, würfen mit Recht die Hauptschuld auf die herrschenden Kreise, die blind wären gegenüber dem namenlosen Elend, aus dem heraus die sittliche Verwahrlosung erwachse. „Ja, heißt es wörtlich, die Arbeiter sind die einzigen, deren Entrüstung über Mordthaten, mögen sie politischen Beigeschmack haben oder nicht, ehrlich ist. An der Ehrlichkeit der Entrüstung derer um die Grenzboten zu zweifeln, haben wir dagegen hinreichende Veranlassung. Haben doch diese Kreise kein Wort der Entrüstung übrig für den tausend- und millionenfältigen Mord, den die Kapitalistenklasse begeht, indem sie dem Proletarier, der proletarischen Frau, den proletarischen Kindern in ungesunden Arbeitsräumen, durch überlange Arbeitszeit, durch unzureichende Entlohnung den natürlichen Lebensverlauf um Jahre und Jahrzehnte verkürzt!" Das sind die Empfindungen, die nach den Wünschen der Sozialdemokratie unsre Arbeiter bei dem Genfer Morde gehabt haben und haben mußten. Was bleibt an scharfer Verurteilung der That daneben wohl noch übrig? Der Beweis dafür, daß die in der Beurteilung jenes niederträchtigen Meuchelmords zu Tage tretende tiefe Entartung der sittlichen und sozialen Anschauungen unsrer Industriearbeiter ganz und gar dem sozialdemokratischen Grunde entsprossen ist, kann nicht bündiger erbracht werden, als durch diese

Digitized by Google

offen zu Markte getragne jesuitische Sophisterei und Brunnenvergiftung. Wer wagt es hiernach noch die unmittelbare Gemeingefährlichkeit und die moralische Verwerflichkeit der sozialdemokratischen Propaganda unter unsern leichtgläubigen und leicht zu verwirrenden Arbeitern zu bestreiten? Es ist ein starker Grad von Keckheit, mit dem hier die sogenannte wissenschaftliche Sozialdemokratie die Bundesgenossenschaft ihrer festgerannten und, wie die Sozialdemokraten wohl glauben mögen, für sie festgenagelten halben und ganzen Freunde im kathedersozialistischen Lager herausfordert.

Die ehrliche Entrüstung, die unsre sozialdemokratisch erzognen Arbeiter angesichts der Genfer Mordthat zu empfinden hatten, besteht in dem immer mehr gesteigerten Grimm über den tausend- und millionenfachen Mord, den die Kapitalistenklasse an den Arbeitern begeht, d. h. in dem sich bis zur Wut entflammenden Haß gegen die sogenannte herrschende und besitzende Klasse und gegen die heutige Gesellschaftsverfassung. Und solchen Erklärungen gegenüber wagen unsre sozialistisch gesalbten Professoren, Doktoren und Pastoren noch von der Mauserung der Sozialdemokratie zu reden? Trotz solcher Erklärungen kennen die freisinnigen Parteien in Deutschland nur die eine Pflicht, die Sozialdemokratie als verdienstvolle Erzieherin der Arbeiter zu feiern und um ihre Gunst und ihre Stimmen zu buhlen?

Die hier mit jesuitischem Geschick den Arbeitern nahe gelegte Gleichstellung des anarchistischen und andrer Meuchelmorde und der Massenarbeitermorde, die der Kapitalistenklasse vorgeworfen werden, wird auch diesmal nicht die giftige Wirkung verfehlen, das menschliche, natürliche Empfinden zu untergraben. Was vermögen dagegen die gewaltigen Leistungen der heutigen Gesellschaft auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes? Was für ein Ziel und was für ein Tempo sollen die Sozialreformen haben, die dieser Entstellung der Thatsachen und Verdrehung der Schuldfrage einen Riegel vorschieben könnten?

Wir sind durch diese Kundgebungen sozialdemokratischer Ehrlichkeit nicht überrascht worden; sie können uns auch nicht darin beirren, die Förderung der sozialen Reformen — und damit die Hebung der arbeitenden Klassen und ihre Befreiung von dem furchtbaren Joche dieser menschenverderbenden Rotte — zu vertreten, nach links wie nach rechts.

Die Wasserbauten in Preußen. Wir haben unsre Bemerkungen in Nr. 39 über die bevorstehende Reform der Wasserbauverwaltung in Preußen dahin zu ergänzen, daß das Staatsministerium noch nicht beabsichtigt, diese selbstverständlich dem Ressort des Ministeriums für öffentliche Arbeiten zufallende Aufgabe auf den Landwirtschaftsminister zu übertragen; die Frage soll vielmehr noch näherer Prüfung unterworfen werden. Um so mehr hoffen und wünschen wir, daß auch jeder Schein, die Interessenpolitik der parlamentarischen Parteien könnte den von uns befürchteten Einfluß auf die Ressortverhältnisse innerhalb der Regierung gewinnen, vermieden werden wird, und zwar auch schon bei den Entschlüssen des Staatsministeriums, nicht erst bei der Entscheidung durch den König.

Digitized by Google

Litteratur

Philosophische Schriften. Der empirischen Psychologie von Moritz Wilhelm Drobisch ist in der Gedächtnisrede auf den verstorbnen Verfasser das Zeugnis gegeben worden, sie sei „wegen der Fülle des Materials, ebenso wegen der Besonnenheit in dessen Anwendung und der klaren, sehr lesbaren Darstellung mit Recht viel gebraucht worden.“ Sie gehört in der That zu den seltnen philosophischen Büchern, deren Lektüre mehr ein Vergnügen als eine Anstrengung ist, und sie erfüllt dabei vollkommen den Zweck, den Schüler mit allem Wissenswerten auf dem Gebiete des Seelenlebens bekannt zu machen. Die zweite Auflage des längst vergriffnen Buches, die die Erben (bei Leopold Voß, Hamburg und Leipzig, 1898) veranstaltet haben, ist deshalb mit Dank zu begrüßen. Der Verfasser selbst hat in der Vorrede bemerkt, sein Buch solle zu beweisen suchen, „daß eine andre und hoffentlich natürlichere und gesündere Ansicht als die noch immer [d. h. im Jahre 1842] gangbare von den Erscheinungen und wirklichen Vorgängen des geistigen Lebens, ohne Hilfe der Metaphysik und der Philosophie überhaupt, ohne Zuziehung der Mathematik, durch bloße unbefangne Beobachtung, Zergliederung, Vergleichung und Verknüpfung der Thatsachen unsrer innern Erfahrung den wesentlichen Grundlinien nach sich gewinnen läßt.“ Drobisch war bekanntlich strenger Herbartianer. Daß die Seele keine sogenannten Vermögen und Kräfte habe, sondern „ein an sich vorstellungs-, mithin auch gefühl- und begehrungsloses Wesen“ sei, „das, seiner Einfachheit wegen, nur durch die mannigfaltigen Verhältnisse seiner Qualität zu den Qualitäten der Dinge, mit denen es in Beziehung steht — der chemischen Verwandtschaft vergleichbar — in jene Zustände gelangen kann,“ macht er durch einen Vergleich mit der Körperwelt plausibel; „wenn der Physiker sagt, dieser Körper besitzt die Fähigkeit, bewegt, erwärmt, leuchtend, elektrisch zu werden, zu tönen, mancherlei chemische Verbindungen einzugehen, so versteht er darunter nicht, daß der Körper gewisse Vermögen oder schlummernde Kräfte besitzt usw.“ Diese Auffassung fördert das Verständnis der Seelenvorgänge ungemein, aber den meisten widerstrebt es, in ihrer Seele nichts zu sehen als einen Schauplatz von Ereignissen, die durch äußere Einwirkungen hervorgebracht werden. — Der Grundriß einer Seinswissenschaft von H. G. Opitz (Leipzig, Hermann Haacke, 1897) verspricht ein vortreffliches populäres Lehrbuch der Philosophie zu werden, das sich vor allen dergleichen Büchern durch die vollständige Verzichtleistung auf die philosophische Terminologie und überhaupt auf Fremdwörter auszeichnet. Die vorliegende erste Abteilung des ersten Bandes der „Erscheinungslehre“ behandelt die Erkenntnislehre. Vortrefflich ist seine Darlegung des Unterschiedes zwischen Menschen- und Tierseele, wobei allerdings dem Worte Vernunft ein etwas andrer Sinn beigelegt wird als von Drobisch. Während dieser, dem gemeinen Sprachgebrauch folgend (so nimm doch Vernunft an!), unter Vernunft die Fähigkeit versteht, sich durch Gründe bestimmen zu lassen, sieht Opitz in der Vernunft die freie Erkenntnis des Menschen im Gegensatz zu der an den Erhaltungs- und Fortpflanzungstrieb gebundnen Verstandesthätigkeit der Tiere. Aus diesem Unterschiede ergiebt sich ihm die Einteilung seiner Erkenntnislehre; nach den einleitenden Kapiteln behandelt sie die stoffsammelnde und die stoffordnende Thätigkeit des Erkenntnisvermögens in der Form der Gebundenheit und in der Form der Freiheit. Zu der Behauptung, die Mathematik sei eigentlich keine Wissenschaft (S. 251 ff.),

Digitized by Google

möchten wir ein Fragezeichen machen. Opitz begründet sie damit, daß alle Wissenschaften einen Stoff voraussetzten, der von den Sinnen geliefert werde, die Geometrie sich aber mit künstlichen, rein durch unsre Einbildungskraft erzeugten, zunächst ohne jede Beziehung zu den Wahrnehmungen der äußern oder innern Sinne zustande gekommnen Raumgebilden beschäftige. Das ist nicht richtig. Die Körper, Flächen, Linien, Punkte sind Abstraktionen von sinnlich wahrgenommnen physikalischen Körpern, namentlich von den Kryſtallen, und ohne deren Kenntnis würden die Vorstellungen von mathematischen Körpern, Flächen, Linien und Punkten niemals gebildet worden sein. Ebenso ist es unrichtig, daß es in der Mathematik weder Erfahrung noch Erfahrungsschlüsse gebe. Bei Herbart haben wir — in welcher seiner Schriften wissen wir nicht mehr — folgende Anleitung gelesen, nach der die Knaben in die Geometrie eingeführt werden sollen. Man zeichne ein rechtwinkliges Dreieck, das auf einer seiner beiden Katheten steht. Nun lasse man den spitzen Winkel an der Basis allmählich vergrößern und lasse den Schüler messen, um wie viel bei jeder Vergrößerung des Winkels die andre Kathete und die Hypotenuse wachsen. Das Dreieck wird dabei immer höher, und wenn endlich die Hypotenuse gerade steht, kommt gar kein Dreieck mehr zu stande. So hat der Schüler, rein durch Erfahrung, das Wesen der Trigonometrie und zugleich den Begriff des Parallelismus erfaßt. — Anton Ganser führt in einer Schrift (Das Weltprinzip und die transcendentale Logik, Leipzig, Wilh. Friedrich, 1897), die glücklicherweise nicht so gelehrt gehalten ist, wie ihr Titel klingt, den Nachweis, daß alles Wirkliche Subjekt und Objekt zugleich ist, daß der bewußte Wille zum Dasein der einzige Grund alles Daseins, also aller Wirklichkeit ist, daß dieser Wille nicht vorhanden sein könnte, wenn das Dasein nicht ein Gut wäre, und daß daher die Liebe die Weltschöpferin, Wurzel und Bewegerin aller Dinge ist. Den Gegnern des Eudämonismus spricht er das Seinsgefühl ab. — Die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele von Franz Erhardt (Leipzig, O. R. Reisland, 1897) ist ein scharfer Angriff auf die mechanische Naturerklärung, deren nicht materialistische Anhänger zur Wiedererweckung der Theorie vom psychophysischen Parallelismus ihre Zuflucht genommen haben, um das Ineinandergreifen der leiblichen und der geistigen Lebenserscheinungen zu erklären. Der Hauptgrund, der für diese Theorie geltend gemacht wird, daß ein Wesen unmöglich auf ein andres einwirken könne, wenn dieses von einer ganz andern Art ist, würde, meint Erhardt, nur dann gelten, wenn wir die Einwirkung auf Gleichartiges zu erklären vermöchten; das sei aber nicht der Fall; die Wirkungen des mechanischen Druckes und Stoßes seien uns ebenso geheimnisvoll, wie die Einwirkung des Leibes auf die Seele und der Seele auf den Leib; schon Schopenhauer habe gesagt: „es ist uns ebenso unerklärlich, daß ein Stein zur Erde fällt, als daß ein Tier sich bewegt.“ Das Gesetz der Erhaltung der Kraft gilt daher nach ihm nicht für die lebenden Wesen. Es ist nicht bloß die chemische Kraft der Gehirnmolekeln, was in Muskelthätigkeit umgesetzt wird, sondern der Wille mehrt die Energie des Gehirns; er bringt mittelst der Nerven und Muskeln Wirkungen hervor, für die die zureichende Ursache nicht ebenso in den Spannkräften des Gehirns liegt, wie die einer Explosion in der Spannkraft des Sprengstoffs. — L. Glahn-Hannover (heißt der Herr Glahn-Hannover, oder heißt er Glahn und lebt er in Hannover?) hat eine Reihe interessanter Studien unter dem Titel: Die Untrüglichkeit unsrer Sinne herausgegeben; der erste Teil ist: Was ist Wahrheit? der zweite: Optische und Malerstudien überschrieben. Er will hauptsächlich die Richtigkeit des Satzes beweisen: nihil est in intellectu, quod non antea fuit in sensu; er will darthun, „daß die

Digitized by Google

Menschen nicht in der Lage sind, durch Denkoperationen neue Wahrheiten [an den Tag] zu fördern." An Kant bekämpft er vorzugsweise den Satz, daß der Raum eine aprioriſche Anſchauung unſers Verſtandes ſei, und behauptet im Gegenſatz dazu, daß uns der Raum als Form unſers eignen dreidimenſionalen Leibes auf ſinnlichem Wege bekannt werde. Er glaubt, Kant ſei zu ſeinem Irrtume durch den Umſtand verführt worden, daß das Auge die Raumanſchauung nicht unmittelbar, ſondern nur mit Hilfe von Denkoperationen gewinnt, und daß die Taſtwahrnehmungen, von denen dieſe Denkoperationen ausgehen, leicht überſehen werden. Im zweiten Teile wird u. a. die durch Helmholtz verbreitete Anſicht widerlegt, das Stereoſkop zeige, wie es das binokulare Sehen ſei, was uns die Körperlichkeit der geſehenen Gegenſtände zum Bewußtſein bringe; den Eindruck der Körperlichkeit machten die Photographien, die man verwende, ſchon für ſich allein, und dieſer Eindruck werde noch durch das Prisma verſtärkt; man habe ihn ebenſo, wenn man nur mit einem Auge hineinſchaue. Glahn ſagt viel wahres und nützliches, aber er vernichtet Kant und den Apriorismus gar zu gründlich. Man mag Ausdrücke wie „aprioriſche Formen der Anſchauung," „angeborne Ideen" preisgeben, aber es läßt ſich doch nicht leugnen, daß es eine urſprüngliche Einrichtung der Menſchenſeele giebt, die alle Menſchenſeelen zwingt, die Außenwelt übereinſtimmend wahrzunehmen, übereinſtimmende Werturteile zu fällen; wäre das nicht der Fall, ſo wäre ein gemeinſames Handeln von Menſchen, wäre eine Geſellſchaft nicht möglich; aus der Beſchaffenheit der Außenwelt allein aber kann dieſe Übereinſtimmung nicht erklärt werden.

G. C. Lichtenbergs Briefe an Dietrich, 1770 bis 1798. Herausgegeben von Eduard Griſebach. Leipzig, Dieterichſche Verlagsbuchhandlung, 1898

Es iſt viel Getändel in dieſen Briefen des geſcheuten witzigen guten Mannes, viel harmloſes Geplauder und manche Selbſtbeſpiegelung. Die meiſten Briefe ſind weniger um eines Gegenſtandes, einer Nachricht willen, als um ihrer ſelbſt willen geſchrieben. Aber als Zeugniſſe eines ungewöhnlich ſelbſtändigen Menſchen, der viel mehr als andre mit eignen Augen ſieht, ſind ſie doch nicht unintereſſant. Vereinzelt brechen die Strahlen einer lautern Freundſchaft zwiſchen dem Verfaſſer und dem Verleger des deutſchen Hogarth durch das humoriſtiſche Geplänkel hindurch.

Die Ausgabe iſt mit den nötigen Anmerkungen verſehen und ausführlichern Angaben über Porträts von Lichtenberg; das beſte bekannte, von dem Göttinger Univerſitätskupferſtecher Schwenterley, iſt in einer Nachbildung als Titelbild beigegeben. Außerdem ziert den vornehm ausgeſtatteten kleinen Band ein reizender Kupferſtich von Chodowiecki, der einen Zug fahrender Komödianten darſtellt.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Notwendigkeit und die Möglichkeit der Arbeiterrentengüter

Man hat den Rentengutsgesetzen vom 27. Juni 1890 und 7. Juli 1891 vielfach vorgeworfen, daß sie wenig geeignet seien, ländliche Arbeiter seßhaft zu machen. In der Begründung des ersten Gesetzes wird die Seßhaftmachung ländlicher Arbeiter zwar als eins der angestrebten Ziele hingestellt, aber dieses Gesetz konnte das angegebne Ziel nicht erreichen, weil sich der Kauf von Grundstücken gegen eine dauernde Rente überhaupt nicht einzubürgern vermochte. Auch das Gesetz vom 7. Juli 1891 kann die Seßhaftmachung ländlicher Arbeiter in größerm Maßstabe nicht erreichen, weil die Rentenbank nur bei Grundstücken von „mittlerm“ und „kleinerm“ Umfange Beihilfe zu leisten hat und die finanzielle Unterstützung bei der Gründung reiner Arbeiterstellen, d. h. ländlicher Gehöfte mit etwas Gartenland, nicht übernimmt.

Es kann dahingestellt bleiben, ob es zu empfehlen ist, solche eigentlichen Arbeiterstellen überhaupt zu gründen. Daß sie nicht in größerer Zahl vereint als Kolonien eingerichtet werden dürfen, darüber sind alle Sozialpolitiker einverstanden, und auch die Gründung einer geringern, auf den Bedarf eines Ritterguts berechneten Anzahl von Stellen hat wegen der Schwierigkeiten, die aus der Regelung der Schul- und Armenlasten erwachsen, mancherlei Bedenken gegen sich. Auch ist es sehr fraglich, ob sich jetzt noch Bewerber um eigentliche Arbeiterstellen finden werden. Und es ist endlich die Besorgnis nicht ganz grundlos, daß, wenn sie sich gefunden haben sollten, eine so beschränkte Heimstätte nicht imstande wäre, den Erwerber festzuhalten. Jedenfalls ist aber den unter dem Arbeitermangel so sehr leidenden Grundbesitzern anzuraten, von der Gesetzgebung, falls sie sich überhaupt mit dem Gegenstande befassen

Digitized by Google

sollte, nicht allzuviel zu erwarten. Besser scheint es zu sein, daß man sich bemüht, unter der Benutzung der bestehenden gesetzlichen Vorschriften zu erreichen, was nur zu erreichen ist. Man kann sicher sein, daß die Generalkommissionen das weiteste Entgegenkommen zeigen werden. Vor allem werden sich diese nicht durch eine allzu enge Auslegung des Ausdrucks „kleinere Rentengüter" beschränken lassen dürfen. Nach dem Ministerialerlaß vom 16. November 1891 sollen darunter solche Stellen verstanden werden, bei denen die Grundlage der wirtschaftlichen Existenz in dem Grundstücke selbst liegt, ohne daß es darauf ankommt, ob der Besitzer und seine Familienangehörigen ihre ganze Arbeitskraft ausschließlich auf die Bewirtschaftung des Rentenguts verwenden, oder aber ob sie zur vollständigen Beschaffung ihrer Existenzmittel nebenher auch in der Nachbarschaft Arbeit suchen müssen.

Die Grundlage des wirtschaftlichen Bestehens wird hiernach immer in dem Rentengute zu finden sein, wenn dieses einen solchen Umfang hat, daß sich der Besitzer eine Kuh mit einem Kalbe, einige Schweine und selbstverständlich auch etwas Federvieh halten und die nötigen Kartoffeln, das Gemüse und wenigstens einen Teil der Brotfrucht von seinem Acker gewinnen kann. Die Möglichkeit, sich eine Kuh zu halten, ist entscheidend für die Frage, ob es sich nur um eine Arbeitsstelle oder um eine kleinere bäuerliche Stelle handelt, ob also der Staatskredit zu versagen oder zu gewähren ist. Welchen Umfang eine Stelle haben muß, um die Zubilligung des Staatskredits zu rechtfertigen, hängt natürlich von der Beschaffenheit des Bodens ab; eine Wiese muß jedenfalls zu der kleinen Besitzung gehören, ein halber bis ein Morgen Torfland ist dazu höchst erwünscht. Vier bis fünf Morgen Acker nebst einem bis anderthalb Morgen Wiese je nach der Kleefähigkeit des Ackers können unter günstigen Verhältnissen für eine kleine Stelle genügen. Je schlechter der Boden ist, umso größer müßte natürlich die Fläche sein; über zehn Morgen hinauszugehen ist bedenklich, weil sich die Besitzer sonst leicht bemühen würden, aus der Bewirtschaftung ihrer Äcker und Wiesen ihren ganzen Lebensunterhalt zu bestreiten und sich der von ihnen erwarteten Arbeit auf den benachbarten Gütern zu entziehen.

Es wäre aber verkehrt, solche Ackerwirtschaften zusammen in einer größern Anzahl einzurichten, denn gegen derartige Ansiedlungen sprechen dieselben Gründe, wie gegen die Anlegung reiner Arbeiterkolonien. Die Bewohner solcher Massenansiedlungen verlieren, wie man aus der Erfahrung weiß, bald die Freude an dem Schaffen auf der eignen Scholle und wandern aus oder verfallen der Sachsengängerei oder — was noch schlimmer ist — der Sozialdemokratie. Ein Gedeihen dieser kleinen Stellen ist nur gesichert, wenn sie in Verbindung mit andern größern bäuerlichen Anwesen (Ein- und Zweispännerstellen) und in nicht zu großer Anzahl gegründet werden. Es muß mit andern Worten das Ziel der innern Kolonisation sein, große lebensfähige Gemeinden mit

Digitized by Google

Besitzständen verschiedner Größe zu schaffen, sei es, daß die neuen Stellen an schon bestehende Gemeinden angeschlossen werden, sei es, daß völlig neue Gemeinden gegründet werden. Lebensfähig aber können alle diese Gemeinden nur sein, wenn sie mit einem so umfangreichen Gemeindevermögen ausgestattet werden, daß aus dessen Erträgen die Gemeinde-, Schul- und Armenlasten ganz oder doch in der Hauptsache bestritten werden können. Denn die Rentengutsbesitzer sind meistens, besonders im Anfang ihrer Wirtschaftsführung, wenn die Ergiebigkeit des Bodens ihre regelmäßige Höhe noch nicht erreicht hat, durch die Staats- und Privatrente derart belastet, daß größere fortlaufende Beiträge zu öffentlichen Zwecken möglichst von ihnen fern zu halten sind.

In solchen auf der sichern Grundlage eines ertragreichen Gemeindevermögens aufgebauten Kolonien haben auch die Inhaber der kleinern Stellen leichter Gelegenheit, sich ein größeres Anwesen zu erwerben, wenn ein solches durch Tod, schlechte Wirtschaft und dergl. frei wird. Und wenn das auch nicht in demselben Dorfe geschieht, so wird sich doch leicht in der Nachbarschaft Gelegenheit dazu finden. Die Aussicht auf ein soziales Aufsteigen ist eben durch die günstigen Bedingungen, die die Rentengutsgesetzgebung den Bewerbern um Grundbesitz stellt, so erleichtert, daß die Inhaber kleinerer Stellen gern ein Jahrzehnt allen Fleiß und alle Thatkraft aufwenden, um die Mittel zu der Erwerbung eines Einspännergutes zu gewinnen. Häufig wird zu dem Ankauf schon ein geringerer Zeitraum genügen. Ein Bedenken gegen die Sache selbst kann aus diesem sozialen Aufsteigen nicht hergeleitet werden. Namentlich die Einwendung, daß dadurch ja kein seßhafter Bauernstand geschaffen werde, ist nicht stichhaltig. Durch das ganze deutsche Volk geht ein mächtiger Drang, vorwärtszukommen und eine höhere soziale Stellung zu erringen. Soweit sich dieser Drang innerhalb gewisser Schranken hält und vor allem nicht auf die Gewinnung äußerer Ehren gerichtet ist, kann er das Volk wie den Einzelnen nur zum Guten führen. Wenn unsre seßhaften Landarbeiter durch Fleiß und Sparsamkeit kleine bäuerliche Stellen, wenn die Halbbauern dann Ganzbauerstellen zu erwerben trachten, so ist das ein wohlberechtigtes Streben, das man nur begünstigen kann. Treten an die Stelle der Besitzer kleiner Ackerwirtschaften andre Personen, so kann dies den Rittergutsbesitzern und Großbauern gleichgiltig sein, wenn nur tüchtige Ersatzmänner eintreten. Und tüchtig sind solche Erwerber von Arbeiterstellen mit Ackerwirtschaft fast ausnahmslos; zumal da sie ihre Heimstätte doch nur mit einem kleinen ersparten Kapitale erwerben können.

Wie groß dieses Kapital sein muß, läßt sich nur nach den örtlichen Bodenpreis- und sonstigen Verhältnissen beurteilen. Die Kaufluſtigen werden in den meisten Fällen schon eine Kuh und einige Schweine besitzen, sie bedürfen also des Kapitals in der Regel nur, um das geringe tote Inventar zu beschaffen und eine mäßige Anzahlung zu leisten. (Die geringen erforderlichen

Digitized by Google

Betriebsmittel liefert ihnen ihr Tage- oder Wochenlohn.) Diese Mittel sind leicht vorhanden, wenn ihnen alte Tagelöhnergebäude — vielleicht mit einigen nicht allzu teuern Ausbesserungen — mit übergeben werden können. Schwieriger ist es schon, wenn keine alten Gebäude vorhanden sind und der Rentengutsverkäufer genötigt ist, neu zu bauen. Die Kosten des Neubaus werden in der Regel so hoch sein, daß nur wenig Kauflustige imstande sein werden, die nötige Anzahlung zu leisten. Doch sollte sich kein Verkäufer abschrecken lassen, nach der Bankrente noch eine kleine Privatrente oder eine Nachhypothek auf dem Grundstück stehen zu lassen. Er wird, wenn er nur persönlich tüchtige Käufer gewinnt, keinen Verlust zu fürchten brauchen.

Ein Beispiel möge zeigen, wie die Kosten etwa sein würden: Die Arbeiterstelle besteht aus a) 5 Morgen Acker, b) $1^1/_2$ Morgen Wiese, c) 1 Morgen Torf. Der Wert dieses Grund und Bodens beträgt zu

a) für den Morgen 150 Mark = ...	750	Mark
b) „ „ „ 200 „ = ...	300	„
c) „ „ „ 200 „ = ...	200	„
zusammen	1250	Mark
Dazu tritt an Gebäudekapital	2400	„
Wert der bebauten Stelle	3650	Mark
Darauf sind anzuzahlen	300	„
bleiben	3350	Mark
Drei Viertel des mit dem Kaufpreis als übereinstimmend angenommenen Taxwertes mit	2737,5	„
werden auf die Rentenbank übernommen und sind mit 4 Prozent = 109,5 Mark zu verzinsen und abzutragen bleiben	612,5	Mark

Dieser Restbetrag wird entweder für den Rentengutsverkäufer als Hypothek eingetragen oder — noch besser — von diesem als Restprivatrente zu 4 Prozent = 24,5 Mark übernommen.

Die Rentenbelastung würde dann 109,5 + 24,5 = 134 Mark jährlich betragen. Im Falle, daß alte Katen oder sonstige vorhandne Gebäude zu den Arbeiterstellen überwiesen werden können, sind diese einschließlich der notwendigen Wiederherstellungs- oder Einrichtungskosten auf höchstens 1200 Mark zu veranschlagen. Das Kaufgeld für die ganze Stelle würde in diesem Falle rund 2450 Mark, nach Abzug der Anzahlung von 300 Mark also noch 2150 Mark und die Rente davon 86 Mark betragen. Erwägt man, daß ein Arbeiter allein für eine Mietwohnung auf dem Lande schon 50 bis 70 Mark oder noch mehr zahlen muß, so ergiebt sich, daß er auch die größere Rente von 134 Mark leicht aufbringen kann. Denn außer den Erträgen aus der eignen Ackerwirtschaft und der Viehhaltung hat er noch den baren Lohn für seine Arbeit auf dem Gute, den man je nach der Höhe der Löhne auf

Digitized by Google

400 bis 450 Mark jährlich veranschlagen kann. Der Verkauf von zwei Schweinen, der für ihn immer möglich sein wird, deckt allein schon die Rente. Mit den übrigen Erträgen aus Ackerbau, Viehhaltung und Tagelohn kann er den Unterhalt der Familie recht wohl bestreiten. Und noch viel günstiger stellt sich das Ergebnis, wenn auch die Frau oder eins der Kinder auf Tagelohn gehen kann. Thatsächlich haben denn auch die so gestellten Landarbeiter ihr gutes Auskommen. Die einzige unerläßliche Voraussetzung für das Gedeihen solcher Arbeiterstellen ist freilich die persönliche Tüchtigkeit des Besitzers und seiner Frau. Mangelt es daran, dann — aber auch nur dann — ist ihr Untergang sicher. Er ist dann aber auch nur das selbstverschuldete, verdiente Los.

Für die Zahl der in einer Gemeinde zu gründenden Arbeiterstellen ist allein die Nachfrage nach Arbeitern maßgebend. Ohne sichere und dauernde Arbeitsgelegenheit ist die Anlegung von Arbeiterstellen nicht zu empfehlen. Für den Sommer wird wohl selten Mangel an Arbeitsgelegenheit zu befürchten sein, und auch für den Winter ist für sichere lohnende Arbeit gut gesorgt, wenn größere Forsten in der Nähe sind. Diese bieten auch zugleich den nicht hoch genug anzuschlagenden Vorteil, daß die darin beschäftigten Arbeiter das nötige Brennholz z. B. als Abraum, Leseholz, Stubben usw. unentgeltlich oder doch fast unentgeltlich gewinnen können. Landwirtschaftliche Gewerbe, wie Brennereien, Stärkefabriken u. dergl., können ausnahmsweise wohl auch Arbeit verschaffen. Mangelt es aber an solchen Gelegenheiten, dann müssen die benachbarten Gutsbesitzer und Großbauern für Arbeit sorgen. Es mag dies unter Umständen schwierig sein, aber es ist nicht abzusehen, warum es überhaupt nicht ausführbar sein sollte. An die Stelle der seitherigen wechselnden Gutstagelöhner treten eben die seßhaften Arbeiter. Diese werden aber jedem gern ihre Arbeitskräfte zur Verfügung stellen, der ihnen die Bestellung ihres Ackers, das Einfahren ihrer Ernte usw. besorgt.

Diese Vorschläge durchzuführen, setzt allerdings voraus, daß sich Rentengutsverkäufer finden, die geneigt sind, nicht lediglich ihren Nutzen rücksichtslos zu verfolgen, sondern die auch die allgemeine Wohlfahrt nicht ganz außer acht lassen. Der Besitzer, der sein Gut ganz aufteilt, tritt damit aus der Reihe der Grundbesitzer heraus; ihm ist es in der Regel gleichgiltig, wie sich seine bisherigen Nachbarn und die Erwerber größerer Rentengüter die nötigen Arbeitskräfte beschaffen. Aber auch er wird häufig alte noch brauchbare Katen nicht besser verwerten können als dadurch, daß er sie an kleine Leute verkauft. Anders liegt die Sache bei den Besitzern, die nur einen Teil ihres Landes in Rentengüter umwandeln; sie werden sich zu ihrem eignen Besten fast immer leicht bereit finden lassen, eine angemessene Anzahl von Arbeiterstellen zu gründen. Auch die großen Landaufteilungsgesellschaften wie die Landbank und die Ansiedlungsbank könnten zeigen, daß es ihnen — wie

Digitized by Google

sie sagen — nicht lediglich um ihren eignen Nutzen zu thun ist. Vor allem aber sollten die großen ritterschaftlichen (landschaftlichen) Kreditinstitute darauf Bedacht nehmen, Güter, die sich zur Anlegung von Kolonien eignen, zu einer Zeit zu übernehmen, wo sie noch nicht völlig ausgesogen und die Besitzer noch nicht gänzlich mittellos sind, und daraus Kolonien mit Arbeiterstellen gründen. Die Landschaften haben den großen Vorzug, überall geeignete Vermittler und Vertrauenspersonen zu finden, und auf die Unterstützung der Generalkommissionen können sie mit Sicherheit rechnen. Entschließen sie sich dazu, an der richtigen Stelle und zur richtigen Zeit zur Veränderung der Besitzverteilung beizutragen, dann erwerben sie sich ein doppeltes Verdienst: sie behüten das eine oder das andre ihrer Mitglieder vor dem gänzlichen Untergang und helfen den auf ihrer Scholle verbleibenden Berufsgenossen einen der schwersten Schäden zu überwinden, unter denen die Landwirtschaft in den östlichen Landesteilen leidet — den Arbeitermangel. Ebenso sollten sich die Provinzialverwaltungen und die Landwirtschaftskammern mit der Frage praktisch befassen; auch ihnen stehen alle die Mittel zu Gebote, die den Landschaften die Aufgabe erleichtern würden.

Aber Eile thut not! Denn die Besorgnis ist nicht grundlos, daß sich nicht mehr leicht Bewerber um Häuslerstellen finden werden. Und wenn noch zehn Jahre ins Land gegangen sein werden, dann wird der Zug nach der Stadt auch die Landarbeiter der Industrie zugetrieben haben, die sich jetzt vielleicht noch durch den Erwerb eines kleinen bäuerlichen Anwesens in dem bezeichneten Umfang auf dem Lande zurückhalten lassen.

Frankfurt a. d. O. H. Metz
Präsident der Generalkommission

Ein mittelstaatlicher Minister
in der Zeit der Reichsgründung

Von Otto Kaemmel

(Schluß)

Inzwischen war nach dem unerwarteten Tod Mathys am 4. Februar 1868 Jolly zum Präsidenten des Staatsministeriums und zum Minister des Innern erhoben (12. Februar) worden; auch die 1866 österreichisch gesinnten Mitglieder, der Justizminister Stabel und der Kriegsminister General Ludwig, wurden entlassen, um dem neuen Kabinett einen ganz einheitlichen nationalen Charakter zu geben. In

Digitized by Google

diesem Sinne war vor allem die Ernennung des bisherigen preußischen Militärbevollmächtigten, des Generals von Beyer, zum badischen Kriegsminister (23. Februar), denn es galt jetzt die Armee mit streng militärisch-monarchischem Geiste zu erfüllen und sie in jeder Beziehung möglichst eng an das norddeutsche Heer anzuschließen. Das gelang in solchem Grade, daß die badischen Truppen in Bewaffnung, Ausrüstung, Exerzitium und Gliederung 1870 eine vollwertige preußische Division bildeten. Noch enger wurde diese Verbindung durch den Vertrag mit Preußen, der den Unterthanen beider Staaten gestattete, ihrer Wehrpflicht in dem einen oder dem andern zu genügen. Auch die Einführung der norddeutschen metrischen Maß- und Gewichtsordnung, des norddeutschen Rechtshilfegesetzes und des preußischen Unterstützungswohnsitzes näherten Baden dem Norden, und so mannigfach auch die Opposition war, die sich im Lande gegen diese zielbewußte Politik erhob, so ergaben doch die Wahlen zum Zollparlament 1868 insofern ein für Jolly günstiges Resultat, als die nationalliberale Partei von vierzehn Sitzen acht gewann, während in Bayern und Württemberg die Partikularisten und die Ultramontanen siegten. Damit parallel ging die Zurückweisung des bayrischen Vorschlages im April 1868, eine süddeutsche Militärkommission zu schaffen, denn das wäre ein erster Schritt zur Bildung eines Südbundes gewesen, von dem man in Karlsruhe schlechterdings nichts wissen wollte. Einen Schritt, die förmliche Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund herbeizuführen, unternahm Jolly trotzdem nicht; er stand deshalb auch dem darauf zielenden Antrage Laskers im Reichstage am 24. Februar 1870 fern, wenngleich er den Gegengründen, die Graf Bismarck in seiner sehr scharfen Rede bei der Debatte wie in einer verbindlichen Note an den preußischen Gesandten in Karlsruhe vom 28. Februar anführte, nicht ganz beipflichten konnte, denn er meinte, der Beitritt Badens würde sofort auch Hessen-Darmstadt und Württemberg zu demselben Schritte zwingen, auf Bayern aber könne man im nächsten Menschenalter ohnehin nicht rechnen. Er übersah dabei offenbar die europäische Lage nicht völlig, die Graf Bismarck natürlich besser kannte. Wenn sein Biograph hinzufügt, die Aufnahme der süddeutschen Staaten länger hinauszuschieben sei deshalb bedenklich gewesen, weil der Nordbund, sich selbst überlassen, mit der Zeit zum Einheitsstaat werden mußte und in einen solchen der Süden nicht eintreten konnte, so beruht das auf gründlicher Verkennung der norddeutschen Verhältnisse.

Die nationale Arbeit mußte Jolly unter fortwährenden Kämpfen teils mit den Ultramontanen, teils mit seinen eignen Parteigenossen durchführen. Bis in die sechziger Jahre hinein hatte bei der römischen Geistlichkeit Badens der Einfluß des milden Generalvikars Heinrichs von Wessenberg (1800—1817), der im Protestantismus nur eine „Kirche linker Hand" sehen wollte, nachgewirkt, unter seinen Nachfolgern waren dagegen die Jesuiten im Rate des

Digitized by Google

Erzbischofs wie in der Erziehung der Geistlichen mehr und mehr zur Herrschaft gelangt, und der junge Nachwuchs wurde ultramontan. Als daher der greise Erzbischof Vicari am 14. April 1868 starb, enthielt die aufgestellte Kandidatenliste fast nur Ultramontane, sodaß die Regierung sieben von acht Namen strich, also eine neue Liste forderte. Da der Papst die Aufstellung einer solchen verbot, so kam zunächst überhaupt keine Neuwahl zustande. Während dieses Provisoriums gab ein Gesetz 1869 die Eheschließung frei, ein zweites übertrug die Verwaltung der Armenstiftungen den politischen Gemeinden, ein drittes führte die obligatorische Zivilehe ein. So erweiterte sich der Gegensatz, und die Neuwahlen zur zweiten Kammer 1869 brachten schon vier Ultramontane in die Kammer (statt des bisherigen einzigen Vertreters). Viel gefährlicher und viel bedenklicher wurde für Jolly die Entfremdung, die zwischen ihm und einem großen Teile der liberalen Partei eintrat, weil er nicht alle ihre Ideale erfüllen konnte oder wollte. Im November 1868 versandten vierzehn in Offenburg versammelte liberale Abgeordnete, an ihrer Spitze Lamey, Bluntschli und Kiefer, ein Rundschreiben, worin sie die Regierung anklagten, sie habe sich von der liberalen Partei entfernt, weil das Ministerium ohne Mitwirkung der Kammermehrheit gebildet worden sei, und worin sie als programmatische Forderungen Sparsamkeit im Heerwesen, Freiheit der Religion und der Wissenschaft aufstellten. Die scharfe Abfertigung, die Treitschke, Sybel, G. Freytag u. a. dieser auffälligen Kundgebung zu teil werden ließen, war verdient, denn sie war kurzsichtig und beruhte zudem teilweise auf persönlichen Gründen: Lamey und Bluntschli hofften selbst ins Ministerium einzutreten. Da Jolly seine Sache in der Presse ruhig verteidigen ließ und ein Teil der „Offenburger" den Fehler bald erkannte, so entfernte eine größere Versammlung am 26. Dezember die anstößigen Teile des Programms. Kurz darauf belehrte die großdeutsch-demokratische „Wahlreformliga," die in Verbindung mit dem „katholischen Volksverein" das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht für den Landtag forderte, die Liberalen darüber, daß ihre Opposition gegen ihr eignes Ministerium ein Spielen mit dem Feuer sei, da, wenn diese Forderung erfüllt wurde, die Herrschaft wieder wie in den schlimmen Jahren 1849 und 1866 an die Massen übergehen konnte. So verwarf eine zweite liberale Versammlung von mehr als zweitausend Teilnehmern in Offenburg am 22. und 23. Mai 1869 jede Änderung des Heergesetzes und das allgemeine Wahlrecht und billigte die deutsche Politik der Regierung. Eine Adresse an den Großherzog brachte diese Gesinnung zum Ausdruck, die liberale Partei des Landes war wieder einig, und die dem Landtage von 1869/70 von Jolly vorgelegten Gesetze bewiesen, daß der Zweifel an der liberalen Gesinnung des Ministers durchaus unberechtigt gewesen sei.

Freilich, es fehlte viel, daß das Land ganz und gar hinter Jollys Politik gestanden hätte. Daß für eine nationale Politik auch Opfer zu bringen seien, das wollte auch vielen Liberalen, geschweige der großen Masse des Volks,

Digitized by Google

noch immer nicht in den Sinn. Es bedurfte deshalb, um sie durchzusetzen, der ganzen Energie Jollys, der „die Staatskunst nicht im Vollzug des Willens der Mehrheit, sondern in der Verwirklichung des selbst als richtig Erkannten" sah. Sein Verdienst erscheint umso größer, als damals in den übrigen süddeutschen Staaten der ultramontane, demokratische oder dynastische Partikularismus regierte. In Hessen zögerte Dalwigk sogar, die Militärkonvention auszuführen, bis er von Berlin energisch und ohne jede Rücksicht auf die jetzt (28 Jahre nach der Reichsgründung!) sogar von „nationalen" Blättern so zärtlich beschützte kleinfürstliche Empfindlichkeit eines bessern belehrt wurde. In Württemberg opponirten die Demokraten den Verpflichtungen der Schutz- und Trutzverträge, agitirten für die weitere Verkürzung der zweijährigen Dienstzeit und begeisterten sich für das Milizsystem; der Minister Varnbüler aber, der 1866 etwas vorschnell gegen Preußen das stolze Wort Vae victis! ausgesprochen hatte, galt damals mit Recht als eine Säule des Partikularismus. Nur der Kriegsminister von Wagner (später von Suckow) und der Justizminister von Mittnacht gaben der Regierung eine etwas nationalere Färbung. In Bayern hatte die Opposition der Ultramontanen soeben (Februar 1870) den nationalgesinnten Fürsten Hohenlohe gestürzt, und sein Nachfolger Graf Bray wollte die Verträge nur halten, soweit das unvermeidlich war. Das machte der Landtagsmehrheit Mut, im März eine Kürzung des Militärbudgets zu beantragen, in der stillen Hoffnung, daß dann Preußen die Bündnisverträge kündigen möchte! Wahrlich, solch erleuchtete Staatskunst rechtfertigt das herbe Wort, das Treitschke zunächst über die süddeutschen Zollvereinswahlen von 1868 aussprach, daß Süddeutschland auch die bescheidensten Hoffnungen zu schanden gemacht habe. Und das alles, während die französische Begehrlichkeit an der offnen Rheingrenze lauerte! Umso höher steht die nationale Politik, die in Baden „dicht vor dem Feinde" Großherzog Friedrich und sein Ministerium Jolly vier Jahre lang aufrecht erhielten.

So kam der Krieg von 1870 gerade recht, um ganz Süddeutschland aus einer je länger je mehr unhaltbaren Lage zu befreien. Freilich, ehe er entschieden war, zogen über das langgestreckte Grenzland bange Tage herauf. Als am 12. Juli eine Depesche aus Berlin auf die Kriegsgefahr aufmerksam machte, waren die Sommerurlauber soeben entlassen, der Chef des Generalstabs, Oberstleutnant Leszynski, in der Schweiz, die Artillerie auf dem Schießplatze bei Forchheim, drei Stunden von Rastatt. Wenn die Franzosen, wie man nach ihrem überhasteten Vorgehen erwarten mußte, ein kurzes Ultimatum stellten und nach der Ablehnung mit fünftausend Mann über den Rhein gingen, dann wurde die Mobilisirung gestört, und es war unmöglich, die badischen Truppen vollzählig in der vorbereiteten Stellung um Rastatt zu versammeln. Dazu kam die Haltung von Württemberg und Bayern, wo die herrschenden Parteien zunächst höchstens die bewaffnete Neutralität wollten. Insbesondre aus

Digitized by Google

Württemberg langten fort und fort die besorgtesten Briefe an. Auch König Wilhelm in Ems zweifelte noch am 13., nach der entscheidenden Unterredung mit Benedetti, an dem Anschluß der beiden Staaten, und am 11. August schrieb Baumgarten an Sybel in Bonn: „Es ist sehr schön, daß heute ganz Deutschland für Bayern schwärmt. Wie es aber bis gegen den 20. in Wahrheit stand, war weniger herrlich.“ In dieser drangvollen Lage fand vor allem Jollys klare Festigkeit den richtigen Weg. „Unter der Hand alles, was möglich ist, sagte er den besorgten Freunden, aber nicht das Geringste, was Frankreich einen Anlaß geben kann, mit uns anzubinden.“ So wurden die Staatskassen gepackt, und auf dem Bahnhof stand Tag und Nacht eine geheizte Lokomotive bereit, um im Notfalle den Großherzog und sein Ministerium nach Wertheim zu bringen. Aber erst am Nachmittage des 15. Juli, als die Nachricht von Gramonts kriegerischen Erklärungen in der französischen Kammer jede friedliche Wendung ausschloß, ergingen die Befehle zu mobilisiren und die Sprengung der Kehler Rheinbrücke vorzubereiten. „Als am 16. morgens die Aufforderung (aus Berlin) eintraf, mobil zu machen, konnten wir antworten, daß damit schon begonnen sei. Abends waren schon die Regimenter von Freiburg und Konstanz in Rastatt und die Mine mit zweihundert Zentner Pulver geladen. Am 17. morgens kam das 34. preußische Regiment“ (Baumgarten an Sybel). Die rohe Drohung des französischen Gesandten, des Grafen Moosbourg, wenn die Franzosen ins Land kämen, würden sie nichts schonen, selbst die Frauen nicht, begegnete in Karlsruhe kalter Verachtung. In der Nacht des 22. wurde die Kehler Brücke gesprengt, ganz besonders auf Jollys Drängen, der damit aller Welt die klare Entschlossenheit Badens zeigen wollte und die Stunden zählte, bis es geschehen war; am 23. stand die badische Division kriegsfertig um Rastatt versammelt, an demselben Tage begannen die norddeutschen Truppen in der bayrischen Pfalz einzumarschieren. Den Landtag einzuberufen hatte man nicht für nötig gehalten, die Verwendung der soeben für Eisenbahnbauten aufgenommnen Anleihe zu militärischen Zwecken verstand sich von selbst.

Der Eindruck der ersten siegreichen Schlachten konnte nirgends mächtiger sein als in Baden, das durch sie aller Gefahr enthoben wurde. Von badischem Boden und aus den Jolly nahestehenden Kreisen gingen auch die beiden wirksamsten Flugschriften dieser Zeit aus. In Heidelberg schrieb Treitschke den packenden Aufsatz: „Was fordern wir von Frankreich?“ In Karlsruhe zeigte Baumgarten „zwischen Wörth und Sedan,“ „Wie wir wieder ein Volk geworden sind.“ Auch amtlich wurde der Gedanke, Elsaß und Deutsch-Lothringen zurückzufordern, zuerst von Baden angeregt. In einer Denkschrift an den Großherzog begründete Jolly diese Forderung mit den Rücksichten der militärischen und politischen Sicherheit Süddeutschlands und schlug gleichzeitig vor, das eroberte Land weder in einen neutralen Staat zu verwandeln noch an Bayern oder Baden zu geben, sondern es mit Preußen zu vereinigen, ganz wie Treitschke; gleichzeitig regte er den Anschluß der süddeutschen Staaten an

Digitized by Google

den Norddeutschen Bund und die Wiederherstellung der Kaiserwürde an. Graf Bismarck antwortete zustimmend von Rheims aus in einer Note vom 12. September an den preußischen Gesandten in Karlsruhe, den Grafen Flemming, die dieser am 18. September (natürlich nicht am 18. Januar, wie es im Buche aus Versehen fälschlicherweise heißt) Jolly vorlas, doch wollte er wenigstens „einstweilen" Elsaß-Lothringen „als gemeinsames, unmittelbares Reichsland" verwaltet wissen und schob die Initiative zu den Verhandlungen den süddeutschen Staaten zu. Auch zahlreiche Volksversammlungen in den badischen Städten, die nach Sedan im Einverständnis mit Jolly von liberalen Abgeordneten, namentlich dem eifrigen Kiefer, berufen wurden, sprachen sich für seine Vorschläge aus. Da sich nun Bayern und Württemberg nicht rührten, so forderte Bismarck durch seinen Gesandten am 2. Oktober Baden auf, den beabsichtigten Antrag zu stellen, und bat, als dies schon am 3. Oktober geschehen war, am 12. Oktober die badische Regierung, Unterhändler nach Versailles zu schicken, wo sich das große Hauptquartier seit dem 5. Oktober befand.

Als solche reisten Jolly und sein Kollege, der Minister des Auswärtigen, Rudolf v. Freydorf, am 20. Oktober nach Versailles ab, wo sie nach mancherlei mit Gemütsruhe ertragnen Fährlichkeiten am 23. mittags anlangten und überall mit großer Zuvorkommenheit, vom König Wilhelm und vom Kronprinzen „mehr als gnädig" aufgenommen wurden. Über Bismarck schrieb Jolly am 28. Oktober: „Bismarck ist ein wunderbarer Mann. Bei seinem Abschied (von einem Besuche) war ich, ich muß bekennen, von seiner Persönlichkeit entzückt. — Die sprudelnde Fülle von Gedanken und Anschauungen, die ganz überlegne Betrachtung der Dinge im großen versteht sich von selbst, und auch der Bilderreichtum der öffentlichen Rede kehrt ungemein anregend im Privatgespräch wieder, um so auffallender bei der etwas stockenden Sprache." Bewundernde Sympathie erweckten ihm auch das Benehmen der deutschen Truppen und der höhern Offiziere, mit denen er in Berührung kam. Die Unterhandlungen, die namentlich Delbrück führte, machten mit Baden und Württemberg gute Fortschritte, mit Bayern so langsame, daß Bismarck unter Umständen auch ohne Bayern abschließen wollte. Über den Kaisertitel war man schon damals ziemlich einig. Als Beweis für „das geringe Zeitverständnis" des Grafen Bray berichtet Jolly, dieser habe ihn aufgefordert, für Baden den Königstitel zu verlangen, „in dem Augenblicke, wo dieser Staat sich wegen der Mängel der Kleinstaaterei der Souveränität begeben und in einen Bundesstaat eintreten wollte"; er sah freilich dahinter den alten bayrischen Wunsch, die badische Pfalz gegen ein Stück des Elsasses einzutauschen. Um die Frage wegen der badisch-preußischen Militärkonvention zu erledigen, traf der Großherzog am 6. November selbst in Versailles ein, die Verhandlungen aber führte Jolly meist mit Podbielsky zum Abschluß. Im frohen Bewußtsein „großer herrlicher Thaten und Zeiten" unterzeichnete er am 15. November zugleich mit Hessen den Vertrag über den Beitritt Badens zum „Deutschen Bunde,"

Digitized by Google

wie es zunächst noch hieß; am 21. November wurde auch die Militärkonvention endgiltig festgestellt. Endlich, nachdem alles fertig war, reiste Jolly, zuletzt noch durch Krankheit aufgehalten, am 28. November ab und traf am 30. wohlbehalten wieder in Karlsruhe ein.*) Am 13. Dezember eröffnete er im Namen des Großherzogs den Landtag, und nachdem dieser gegen nur wenige Stimmen die Verträge freudig gutgeheißen hatte, schloß Jolly die Sitzungen am 21. Dezember mit einer glänzenden, begeistert aufgenommnen Rede. Bei einem Festmahle der beiden Kammern in der Karlsburg zu Durlach wurde er gefeiert wie niemals ein badischer Staatsmann, und auch während der Weihnachtszeit gingen ihm noch zahlreiche Glückwünsche zu. Die Kaiserproklamation in Versailles am 18. Januar 1871 durfte er als die glänzende Krönung auch seines Werkes betrachten, und mit besondrer Genugthuung erfüllte es ihn, daß in denselben Tagen die tapfern badischen Truppen an der Lisaine, fast vor den Thoren des eignen Landes, die Übermacht Bourbakis zurückwerfen halfen. Die preußische Schule, die ihnen Jolly verschafft hatte, hatte sich bewährt.

Jolly war am 19. Februar eben in Berlin eingetroffen, um an den ersten Verhandlungen des Deutschen Bundesrats teilzunehmen, als ihn die Aufforderung Bismarcks wieder nach Versailles berief. Er reiste am 22. Februar von Karlsruhe dahin ab, traf, vom Großherzog mit der liebenswürdigsten Fürsorge empfangen, am 25. Februar dort ein und war bei den Verhandlungen Bismarcks mit Thiers und Favre über den Vorfrieden zugegen. Seine Briefe darüber gehören zu den wertvollsten Dokumenten dieser Zeit, denn sie schildern diese historischen Vorgänge mit der frischesten Anschaulichkeit. So die Schlußverhandlung am 26. Februar: „Die Szene im Versammlungssaale — im Bundeskanzleramte — ist das grandioseste, was die Phantasie eines Dichters ersinnen, der Pinsel des genialsten Malers darstellen könnte. Letzterer müßte sich als Mittelpunkt den Augenblick wählen, wo Rothschild, ein kleines schmächtiges Männchen mit (einer unvergleichlichen Judenphysiognomie und) schlotternden Knieen, vor dem etwas gereizten Bismarck steht, der ärgerlich, daß die Sache nicht fertig wird, mit lauter Stimme und trotz Hexenschuß hoch aufgerichtet erklärt: »Wenn der Herr Baron keine Neigung hat, die gewünschten Vorschläge zu machen, müssen wir sehen, wie wir sonst fertig werden.« Stammelnde Antwort: »Exzellenz, ich bin geneigt.«“ Schlagfertig gab Jolly selbst einmal Thiers, als dieser bei ihm, als dem Nachkommen einer verjagten Hugenottenfamilie, Mitleid für Frankreich zu erregen suchte und ihm zuletzt pathetisch zurief: „Hören Sie auf die Stimme Ihres alten Vaterlandes!“ die prächtige Antwort: „Der Ton aus der Vergangenheit, den ich hier am deutlichsten vernehme, ist die Glocke von

*) Über diese Verhandlungen berichten auch die Tagebücher und Briefe Freydorfs bei Poschinger, Fürst Bismarck und der Bundesrat II, 172 ff.

Digitized by Google

St. Germain l'Auxerrois, welche das Signal zur Bartholomäusnacht gab." „Da verstummte der gesprächige kleine Herr und ließ mich in Frieden," setzt er hinzu. Nach dem Abschlusse wohnte er am 1. März der berühmten Kaiserparade auf den Longchamps vor dem Einzuge in Paris mit bei. „Auch wer sonst kein Freund von Paraden ist, konnte als Deutscher diese historische Parade doch nur mit stolzester Freude betrachten: die Kraft der Nation nach beispiellosen Siegen und ebenso beispiellosen Anstrengungen frisch und munter, zu jeder neuen Leistung bereit und befähigt. Ich werde diesen Morgen — gegen Ende der über zwei Stunden ausfüllenden Feierlichkeit brach die Sonne durch den Nebel und ließ die Umgebung in ihrer ganzen Pracht erkennen — nie vergessen." Am nächsten Tage fuhr er selbst nach Paris hinein; dann kehrte er nach Karlsruhe zurück. Er hätte wahrlich die Reichsdotation verdient, die man ihm in Berlin anfangs zugedacht hatte, aber man wollte Württemberg und Bayern nicht vor den Kopf stoßen, wo Staatsmänner von ähnlichem Verdienst nicht zu finden waren.

Es galt nun sich im neuen Reiche einzurichten. Jolly war mit der Reichsverfassung nicht in allen Punkten einverstanden. Dem Bundesrate traute er wenig zu, er hätte ein Staatenhaus lieber gesehen, und von den Volksvertretungen fürchtete er eine rasche „Entwertung" wegen des unstaatlichen manchesterlichen Sinnes im deutschen Bürgertume; für die Zukunft setzte er seine Hoffnungen auf einen Senat, den er sich aus den besten staatsmännischen und administrativen Kräften zusammengesetzt dachte. In Baden war natürlich seine eigne Stellung sehr verstärkt, so böses Blut auch bei vielen gerade die Militärkonvention machte; auch die Neuwahlen zum Reichstage in Baden fielen sehr günstig für ihn aus, und bei den Neuwahlen zum Landtage im Herbst 1871 gewannen zwar die Ultramontanen vier Sitze, sodaß ihre Zahl auf neun stieg, aber die große Mehrheit der Zweiten Kammer, einundfünfzig, war regierungsfreundlich. So gelang es Jolly nicht nur eine wesentliche Verminderung der Beamtenschaft bei Verbesserung der Besoldung durchzusetzen, sondern auch die Aufhebung des badischen Kriegsministeriums und der badischen Gesandtschaften außerhalb Deutschlands, also Baden aufs festeste dem Reiche einzufügen.

Wie kam es nun, daß Jolly schließlich doch, trotz so glänzender Erfolge und Verdienste, scheiterte, wenige Jahre nach der Reichsgründung?

Er ist gescheitert am „Kulturkampf" und an dem unbelehrbaren Unverstande seiner liberalen Parteigenossen. Er selbst hoffte den damals bestehenden Waffenstillstand mit der römischen Kirche trotz der Verkündung des Unfehlbarkeitsdogmas (im Erzsprengel Freiburg am 14. September 1870) behaupten zu können, er unterhandelte deshalb mit dem Freiburger Ordinariat über eine Abänderung des „Kulturexamens" und begnügte sich, da dies zu nichts führte, mit einer Neuordnung der Prüfung für die evangelischen Geistlichen (2. November 1872). Er ließ auch die altkatholische Landesversammlung (Januar

Digitized by Google

1871) zu, aber er versprach sich persönlich von der ganzen Bewegung nichts. Doch da drängten ihn der Ausbruch des preußischen „Kulturkampfs“ und die kirchenfeindliche Gesinnung der Liberalen wider seinen Willen weiter. Er mußte auf ihre Anträge in der Zweiten Kammer, den Ordensleuten jede Lehrthätigkeit zu untersagen, alle „auswärtigen“ Missionen zu verbieten, die nun entstandnen „klosterähnlichen“ Anstalten untersuchen zu lassen und die Altkatholiken zu schützen, eingehen, ja schließlich von allen Geistlichen das „Kulturexamen,“ dessen Bestehen die kirchliche Behörde verbot, fordern, die geistlichen Konvikte und Seminare aufheben, zuwiderhandelnde Geistliche mit Strafen bedrohen, obwohl er die mißlichen Folgen: die massenhafte Verurteilung von Geistlichen und die dadurch in weiten Kreisen entstehende Aufregung und Unzufriedenheit sehr wohl voraussah. Aber es war in ihm doch auch etwas von dem juristisch-doktrinären Zuge, den sein preußischer Kollege Falk vielleicht in noch stärkerm Maße hatte, und er meinte den Kampf durch scharfe Mittel rasch zu einem für den Staat annehmbaren Frieden zu bringen, um dann die Hilfe der Klerikalen zu einer Umgestaltung und Verstärkung der Ersten Kammer zu gewinnen, die er als Gegengewicht gegen die zunehmende Demokratisirung der Zweiten für nötig hielt. Daher wollte er jetzt auch keine Besetzung des erzbischöflichen Stuhls, obwohl Rom darüber zu Ende 1873 die Verhandlungen eröffnete und das Domkapitel im Sommer 1874 eine Kandidatenliste einreichte; die Altkatholiken erhielten, nachdem Dr. Hubert Reinkens schon im Dezember 1873 als ihr Bischof auch in Baden anerkannt worden war, durch das Gesetz vom Januar 1874 das Recht zur Bildung kirchlicher Gemeinschaften, die Mitbenutzung der Kirchen, die Teilnahme an den Pfründen und am Kirchenvermögen. Das alles war schon mehr ein Werk der Zweiten Kammer als Jollys. Aber bald schieden sich innerlich ihre Wege ganz. Liberale wie Bluntschli und Kiefer wollten eine „Verfassungsrevision“ durch Abschaffung der Ersten Kammer und Einführung einjähriger Budgetperioden, und Jolly fällte über sie das herbe Urteil, die liberale Partei sei „eine Summe von Menschen ohne dominirende Ideen und Personen.“ Dazu stieg bei den Wahlen von 1875 die Zahl der Ultramontanen von zehn auf zwölf (von dreiundsechzig Abgeordneten). Dies drängte den Minister gegen seine Neigung wieder mehr zu den Liberalen hinüber, ohne die er sich doch nicht behaupten konnte; er nahm die liberale Forderung, überall konfessionell gemischte Schulen einzurichten, im Prinzip an, mit einigen Abänderungen zu Gunsten der konfessionellen Minderheiten, worauf das Gesetz ebenso durchging wie ein zweites, anfangs von den Liberalen bekämpftes über die staatliche Dotation der Pfarrer, und der Landtag im Juli 1876 geschlossen wurde. Allein der Großherzog, damals schon auf der Insel Mainau im Bodensee, unterzeichnete zwar schließlich alle, war aber mit der ganzen Kirchen- und Schulgesetzgebung schon längst innerlich nicht mehr einverstanden und schrieb daher, obwohl Fürst Bismarck noch im Dezember 1875 für Jolly eingetreten war, dem Minister am 19. September 1876 den Scheide-

Digitized by Google

brief. Sofort erbat dieser mit Freydorf seine Entlassung und erhielt sie am 21. September mit der selbstverständlichen ehrenvollen Anerkennung seines Wirkens. Die Liberalen hatten durch unverständige Überspannung ihrer doktrinären Forderungen ihr eignes Ministerium gestürzt und dadurch das Ende ihrer eignen Herrschaft vorbereitet.

Auf der Höhe des Lebens, im Besitz seiner vollen Kraft war Jolly zur politischen Unthätigkeit verurteilt, denn die Stellung als Präsident der Oberrechnungskammer füllte weder seine Zeit noch sein Interesse aus; ein Reichstagsmandat für Pforzheim, um das er sich im Dezember 1876 bewarb, erhielt er nicht, und einen Ruf an die Spitze des Reichsfinanzamts 1878 lehnte er ab, weil er sich die nötige Fachkenntnis nicht zutraute und auch eine allzugroße Abhängigkeit vom Reichskanzler fürchtete. In Baden aber wollte er keine politische Rolle mehr spielen, weil er der vom Großherzog gebilligten neuen Richtung nicht öffentlich entgegentreten wollte. Zu wissenschaftlichen Arbeiten empfand der ganz zum praktischen Staatsmann gewordne keine Neigung mehr. So suchte er Befriedigung in seinem schönen, innigen Familienleben, im Verkehr mit Freunden, im Genusse der Litteratur, der Kunst und des Theaters. Eifrig folgte er daneben den Zeitereignissen und vertrat seine Erfahrungen ihnen gegenüber in zwei Schriften. In der ersten „Der Reichstag und die Parteien" 1880 wies er die Unmöglichkeit der parlamentarischen Regierungsweise für Deutschland nach, in der zweiten „Über den preußischen Kulturkampf" 1882 entwickelte er seine in Baden befolgten Grundsätze. Allmählich kam das Alter, und mit ihm verstärkte sich auch das alte quälende Leiden, das ihn seit 1863 niemals ganz verlassen hatte. Das große nationale Trauerjahr 1888 traf ihn im Innersten, namentlich der Tod Kaiser Wilhelms. „Ich bin tief erschüttert," schrieb er am 12. März seinem jungen Sohne, „und rastlos wandern die Gedanken in die herrlichen Tage zurück, welche der alte Herr vor siebzehn Jahren uns heraufgeführt hat. Die Bewegung ist auch hier allgemein und tief, und doch wird es ein Jahrzehnt dauern, bis auch in der geringsten Hütte die Größe des Verlustes deutlich erkannt wird. Das Urteil über den Kaiser ist trotz aller Verehrung, die warmherzig genug zum Ausdruck kommt, noch nicht das rechte, die Verehrung für seine Person wird und muß noch gewaltig wachsen. Ich preise mich glücklich, daß ich besser wie andre weiß, welche schlichte menschliche Größe und wahrhaft königlicher Sinn in dem Kaiser verkörpert war." Aufs tiefste erschütterte ihn dann die Kunde von der Entlassung des Fürsten Bismarck im März 1890; er nannte es unbegreiflich, daß der Kaiser eine Macht zerstören konnte, die er zu erben berufen war. Seitdem verfiel er sichtlich. Ende September 1891 erkrankte er, erholte sich aber wieder und hatte noch am 14. Oktober die Freude, daß ihm sein jüngerer Sohn seine bevorstehende Anstellung im Staatsdienste verkündigte. Man stieß bei Tische darauf an, doch kurz darnach sank der Vater um, ein Herzschlag hatte ihn getötet. Er war noch nicht 69 Jahre alt geworden.

Digitized by Google

Die Biographie Jollys ist einer der wertvollsten Beiträge zur Geschichte unsrer größten Zeit von kundiger Hand, obwohl die Darstellung eine gewisse Zurückhaltung übt, die das Bild Jollys weniger lebendig erscheinen läßt, als es sein könnte. Sie ist um so wertvoller, als sie uns das Wirken eines Mannes schildert, der den größten Mangel alles politischen Daseins der Süddeutschen, die Schwäche der Staatsgesinnung und damit den wichtigsten Grund der Verschiedenheit zwischen dem Norden und dem Süden vollständig überwunden hatte. Es ist gerade heute nicht unnütz, dies zu betonen. Denn zuweilen, viel mehr als gut ist, wird heute wieder auf diesen angeblichen Gegensatz hingewiesen, selbst von verständigen, patriotischen Männern. Auch dem Verfasser des größten Teils dieser Biographie entschlüpfen zuweilen Äußerungen, die, gerade heraus gesagt, auf einer Überschätzung der politischen Entwicklung Süddeutschlands beruhen, wie sie vor 1866 Mode war. Er spricht von der „den Süden nun einmal erfüllenden Abneigung gegen den Norden" als von etwas Selbstverständlichem; er findet, daß in Preußen der Adel noch die Verwaltung beherrsche, und im Norden die monarchische Idee „noch so mächtig" sei, als ob dies beides eine zurückgebliebne niedrigere Stufe der politischen Reife bedeute; er redet von „preußischen Junkern" mit einem geringschätzigen Nebensinn. Uns scheint, daß die staatenbildende Kraft, die mit Monarchie und Aristokratie eng verbunden ist, und die allein die Nation vor der Auflösung retten konnte, im Norden immer viel stärker war als im Süden, und daß es die geschichtliche Wahrheit verkennen heißt, wenn man das nicht anerkennt. In Jollys Sinn ist das gar nicht, und es giebt doch sicherlich zu denken, daß bei der jüngsten Reichstagswahl gerade in Baden die staatsfeindlichen Parteien, die Ultramontanen und Sozialdemokraten, alle Wahlkreise erobert haben bis auf vier. Man mag darin eine „natürliche" und nicht unverdiente Reaktion gegen die lange Herrschaft der nationalen Minderheit sehen, aber wann ist denn jemals und irgendwo etwas Großes anders erreicht worden als durch eine gebildete und denkende Minderheit? Unsre ganze nationale Zukunft beruht darauf, daß eine solche die Leitung behauptet, denn „die Mehrheit ist nicht die Nation," sagte Fürst Bismarck. Das wird sie aber nur dann können, wenn sie jederzeit daran festhält, daß eine gesunde Entwicklung den beständigen Austausch zwischen dem Norden und dem Süden erfordert, nicht den selbstgefälligen Abschluß, und wenn sie niemals den Teil über das Ganze setzt, auch nicht unter reichspatriotischen Redensarten, in denen wir selbst in den schlechtesten Zeiten immer stark gewesen sind.

Digitized by Google

Fürſt Lichnowsky

Eine Erinnerung

Um die Mitte unſers Jahrhunderts pflegten wohlgeſinnte Frankfurter Bürger von der Gothaiſchen, erbkaiſerlichen Partei ihre Knaben auf dem Spaziergang durch die Gärtnereien auch zu den Stätten zu führen, wo Felix Lichnowsky und General Hans Auerswald ihr damals noch friſches Martyrium erlitten hatten. „In dieſem Gärtnerhäuschen hat der Fürſt ſich unter den Kartoffeln im Keller vor der wilden Meute verborgen; an dem Zaune im engen Gäßchen fanden ſie ſein Pferd ſtehen, das — in ſeiner Treue — den Herrn verraten hat; an dieſer, von falſcher Pietät ſchon abgeſchälten hohen Pappel (ganz am Anfang der Bornheimer Heide, die heute ein glänzendes Häuſermeer deckt) haben ſie ihn mit fünfzig Wunden hingemetzelt, wie die Indianer das Blaßgeſicht am Marterpfahl; und hier hat eine Megäre mit dem Sonnenſchirm in ſeinen wunden Leib geſtoßen.“ Das wurde mit Ingrimm gehört. Hätten ſich dieſe guten Frankfurter von klaſſiſchen Reminiscenzen leiten laſſen, ſo hätten ſie die Knaben ſchwören laſſen, wie einſt Hamilkar Barkas den Hannibal ewigen Haß gegen Rom ſchwören ließ: niemals einer Partei zu trauen, deren Rechnung eine ſo entſetzliche Schandthat für immer belaſtet, wie die Frankfurter septembrisade. Daß ſich nach der That die radikale Linke von der Rieſengröße des Blutwerks losſagte, hebt ihre moraliſche Mitſchuld nicht auf. Noch am 18. nannte ſelbſt Robert Blum alle Anzeichen des Sturms eine von der Rechten veranſtaltete Komödie. Allerdings haben in der nächſten Parlamentsſitzung*) auch die Frechſten der Frechen für den Mord kein Wort der Verteidigung gehabt, und Raveaux, Schaffrath und Venedey die Mordgeſellen ſogar ſanft verurteilt; allein das iſt die bekannte Bewegung mit den Rockſchößen, die für die logiſche Kategorie der Urſächlichkeit in gar keinen Betracht kommt. Uns Kindern war alles „Linke“ ſo verdächtig, daß ich mich wohl erinnere,

*) Der Name Parlament hat ſich anfänglich neben Nationalverſammlung nicht hören laſſen; Heinrich von Gagern hatte von der heſſiſchen Kammer her in den erſten Monaten noch die Gewohnheit, manchmal von der „hohen Kammer“ zu reden.

Digitized by Google

dem Dr. Jucho, der übrigens gar nicht schlimm war, aber mit einem schwarzen Demokratenbart behaftet war, oft die freundschaftlich verlangte „Patschhand“ unterschlagen zu haben.

Die Erbitterung der Massen über den Malmöer Waffenstillstand war nicht die Ursache zu der Greuelthat des 18. Septembers; sie spielte nur die Rolle des Zünders an der Bombe. Das Geschoß selbst war längst gegossen. Fürst Lichnowsky hatte sich schon bei seinem ersten Auftreten im Parlament das Todesurteil sozusagen selbst gesprochen, als er dem fanatischen und verlognen Demagogen Zitz von Mainz gegenüber die verleumdete preußische Armee in Schutz nahm und die schleswig-holsteinischen Abgeordneten als Eidhelfer für sie mobilisirte. Und noch mehr wurde Lichnowsky der bestgehaßte Mann, als er den Abgeordneten Blum, diesen großen Redner und wirklich genialen Debatter und Staatsmann glatt in den Sand streckte, an dem Tage, wo Blum eine Meiningische Durchstecherei benutzte, um Preußens angebliche mala fides gegen die Nationalversammlung zu beweisen. Als Redner war der Gemordete überhaupt einer der glänzendsten und erfolgreichsten Kämpen; wie er denn bei mehreren Debatten überaus glücklich einsprang, wenn mit Feuer und Entrüstung das verkannte Gute blank zu fegen war. Das platonische θυμοειδές war seine Art. Er war kein klügelnder Staatsmann, es fehlte seiner emphatischen Natur an kühler Zurückhaltung; nicht die Parade war seine Stärke, sondern der Ausfall. Als von den in Mainz gemeuchelten preußischen Soldaten die Rede ist, ruft er: „Ich frage, wie wollen wir es in deutscher Sprache ausdrücken, wenn ein Dolch in den Rücken gestoßen wird? — heißt das etwa Zweikampf, wenn Dolche in den Rücken gestoßen werden? Ich habe in den deutschen Annalen gefunden, daß seit Jahrhunderten außer bei Hunnen und Vandalen(?) von Kämpfen, die im Rücken und mit Dolchen geführt werden, nicht die Rede ist.... Und in diesem Augenblicke wird die preußische Armee von dieser Tribüne herab mit den schmählichsten Verdächtigungen behandelt, in einem Augenblick, wo noch nicht die Wunden vernarbt sind, die bei der Erstürmung des Danewirks der preußischen Armee geschlagen wurden.“ Er war das Musterbild eines ritterlichen glühenden Patrioten und preußischen Edelmanns. Er saß natürlich weit ab von jenen Adlichen im Parlament, die sich die Helden vom 4. August 1789 zum Vorbilde genommen hatten, unter denen der Fürst von Waldburg-Zell-Trauchburg voranstand, das Mitglied des Rumpfparlaments, dessen männliche Verwandte laut Gothaer Hofkalender nach dem Gesetz ausgleichender Gerechtigkeit heute sämtlich auch auf den lieblichen Kosenamen „Canisius“ (sic!) hören. Nein, Lichnowsky war, um den Sudermannschen Ausdruck zu gebrauchen, schlichten Gemüts, er war nur ein deutscher Edelmann; dabei aber keineswegs politisch rückständig, sondern ehrlich liberal, wie die preußische Regierung jener Jahre, und wie damals noch Friedrich Wilhelm IV. selber es war. Und wer an den ehrlichen vollen Freisinn dieser

Digitized by Google

nicht glauben will, der — nun, der hat noch nicht die Deutsche Geschichte des deutschfreisinnigen Konstantin Bulle (z. B. I, 331. 332!) gelesen.

Daß sich ein so freier und vaterlandstreuer Mann der preußischen Regierung gerade auch in einer Sache annahm, wo selbst ein Dahlmann gegen sie stand, wo die Versammlung hin und her schwankte wie nie, wo Lichnowsky mit seinem eignen Schicksalsgenossen Auerswald nicht bei jeder Abstimmung zusammen ging, das war traurig; aber gerade er hat auch den Sieg der preußischen Politik in der entscheidenden Sitzung am 16. bewirkt und die verworrene Lage geklärt. Als Junge saß ich damals oft des Abends auf Dahlmanns Knieen, im Garten, bei der heimatlichen roten Grütze, die er nicht missen wollte; denn die Familie bewohnte mit uns ein Haus an der Mainzer Landstraße; aber an jenen Abenden, als der Belagerungszustand wie ein eiserner Vorhang auf Frankfurt herabsank, da war alle Gemütlichkeit gestorben, und es blieb den Frankfurtern, zumal da draußen „vor dem Thor," nichts, als mit vorgeschriebner Laterne vor zehn Uhr den Nachbar zu geheimer Unterhaltung aufzusuchen. Und damals gerade kam Dahlmann in die Verlegenheit, ein Ministerium zu bilden, das er aus seinen Gegnern hätte zusammensuchen müssen.

Nicht etwa, um den advocatus diaboli zu machen, sondern aus historischem Pflichtgefühl darf man die Entschuldigungsgründe für jene Rotte von Unmenschen doch nicht unterdrücken. Ging die That doch aus einer breiten Bewegung hervor, und was jene paar Dutzend Verwilderte thaten, hätten tausend andre ebenso gethan. Seit Wochen waren in und um Frankfurt Tausende von beschäftigungslosen Arbeitern, denn das Parlament hatte von vornherein die Arbeiterfrage ins Auge gefaßt und das „Recht auf Arbeit" in der Paulskirche proklamirt. Bis in die östlichen Nachbarstädte, Offenbach und Hanau, wo eine besonders exaltirte Bevölkerung die Republik verlangte, erwartete alles, die Turner voran, das Zeichen zum Losschlagen gegen die „entmenschte Soldateska." Diese Massen sahen in der Linken des Parlaments ihre natürlichen Führer, und als die Malmöer Waffenstillstandsfrage unerwarteterweise den schließlichen Sieg der Rechten ergab, da schlug umso mehr die Empörung in Wut um, und das Volk wollte, um den klassischen Ausdruck von Zitz zu wiederholen, „Fraktur schreiben." Man sah in Preußens Haltung nicht eine vorsichtig rechnende Politik, sondern den blanken Verrat an der nationalen Lieblingsidee, an der Befreiung des meerumschlungnen Landes. Wenn je, war hier eine patriotische Aufwallung begreiflich, und bei der süddeutschen Volksmasse verfing die Mahnung nicht: „Muten Sie Preußen keinen Selbstmord zu." Am Samstag, ohnehin dem süddeutschen Biersauftag, war die entscheidende letzte Abstimmung und Lichnowskys großer parlamentarischer Vorstoß gewesen, der jene dreißig faulen Mitglieder vollends fortriß und eine Majorität schuf; dann wurde auf der Pfingstweide bei Bornheim eine Volks-

Digitized by Google

versammlung gehalten, wo die Rechte geächtet ward von zwanzigtausend wildtobenden Gesellen, und dann kam der „blaue“ Montag mit seiner Müßiggängerei und seiner schnöden Katerstimmung. Aber von Mainz her rückten preußische und österreichische Truppen heran, die alsbald am Nachmittag die Barrikaden, die sich im Nu in den engen Gassen um die Paulskirche erhoben hatten, säuberten. Damit war die Nationalversammlung, wie einst der Konvent, in den Kampf selbst hineingezogen.*) Männer von der Linken traten für das „Volk“ ein, besonders dann vermittelnd, wenn die Truppen schneidig vorgingen, und Abgeordnete von der Rechten führten geradezu die Truppen in den Straßen. Zur Ehre beider darf man sagen, daß sie das Blutbad einschränken wollten. Jener Herr von Bally, der einst seine erste Rede so überaus schwungvoll begonnen hatte: „Deutschlands Fittiche, deren Schwungfedern in der Nord- und Ostsee und im Mittelländischen Meere trinken, wollen Deutschland zur Einheit erheben,“ und dann sehr klanglos geschlossen hatte, zeigte hier im Feuer Geschick und Mut, wie auch am 18. auf der Tribüne. Auerswald und Lichnowsky aber wollten keineswegs, wie Beckers Weltgeschichte (und Hans Blum!) in der unkundigen Menge noch heute verbreiten hilft, den Truppen entgegenreiten, sondern den von der Linken angebotnen Waffenstillstand dem Reichsverweser vermitteln; sie wurden durch bewaffnete Banden, in deren Feuer sie vor dem Thore gerieten, vom Bockenheimer Thore nach Osten versprengt. Hierüber läßt das offizielle Flugblatt der Nationalversammlung gar keinen Zweifel. Es war gewiß von diesen Edelleuten unvorsichtig, sich ganz unbewaffnet in die wildwogenden Straßen zu wagen, auf militärisch zugerittenen Rossen, in militärischer Haltung; aber Lichnowsky lebte nach seinem stolzen Worte von der Tribüne: „Ich glaube an keine Gefahr (von der Demokratie), am allerwenigsten aber an eine dringende.“ Die Katastrophe selbst schildert das Flugblatt folgendermaßen, seine schlichte Sprache steht im Gegensatz zu dem himmelschreienden Frevel: „Sie gerieten plötzlich in das Feuer von zahlreich versammelten Zuzügern. Einer derselben hatte das Zeichen gegeben: »Das ist Lichnowsky, der Bluthund!« Sie sprengten weiter, dem Allerheiligenthore zu [die breite Glacisstraße], und dann in mehrere Seitenwege zwischen den Gärten, überall verfolgt und mehreremal durch Flintenschüsse begrüßt. Keinen unbesetzten Ausweg findend, sprangen sie an der Wohnung des Gärtners Schmidt von den Pferden und verbargen sich, Auerswald auf dem Boden, Lichnowsky in einem Keller. Sie wurden gesucht und zwischen fünf und sechs Uhr aufgefunden und auf die anstoßende Bornheimer Heide hinausgeschleppt. Auerswald scheint an den ihm beigebrachten Hieb- und Schußwunden sogleich, oder doch sehr bald verschieden zu sein. Lichnowsky wurde aus dem Garten ein

*) Auch am 21. wollten die Massen die Paulskirche stürmen: Blum nannte das „eine Komödie.“

Digitized by Google

paar hundert Schritte weit unter fast unglaublichen und doch wirklichen Mißhandlungen eines wahrhaft »vertierten« Haufens*) von zwanzig bis dreißig Bewaffneten, der von einem Kerle mit einer Hellebarde angeführt wurde, und in welchem sich auch — ein Frauenzimmer, eine Zeitungsartikel im Sinne der Linken schreibende Litteratin**) und fleißige Zuhörerin in der Paulskirche befand!! Sie half, mit Worten anreizend, mit dem Regenschirme stoßend, den Fürsten fortdrängen, schleppen, treiben, der sich vergebens darauf berief, daß er es mit dem Volke wohl meine, daß er doch auch ein Deutscher sei. Vergebens waren die kniefälligen Bitten der Frau des Gärtners Schmidt, vergebens war auch die Fürsprache eines hinzugekommnen Arztes aus Bornheim. Einige wollten den Gefangnen nach Hanau(!) geschleppt wissen, andre, und namentlich der Anführer, bestanden auf seinem Tod: er sei ein Bluthund, an allem schuld usw., Verwünschungen und scheußliche Mißhandlungen wechselten. Zuletzt wurde ein weißes Tuch auf seinen Rücken befestigt, um besser zielen zu können. Ein erster Schuß fiel und zerschmetterte ihm den einen Arm, noch vier andre Schüsse trafen ihn in den Leib und abermals in den Arm. Er hatte zuerst verzweiflungsvoll die Hände zum Himmel erhoben, jetzt stürzte er auf das Gesicht; eine klaffende Wunde am Schädel scheint ihm durch eine Sense beigebracht zu sein, ein Griff in letztere ihm die Hand durchschnitten zu haben. Arm- und Bein- und Fingergelenke wurden ihm zerschlagen, zerbrochen. Er bat vergebens, ihn rascher zu töten. Im eigentlichsten Sinne wurde ihm ein Arm zerfleischt, und so ließ man ihn liegen, worauf man den Blutenden und Halbtoten in die Wohnung des Gärtners Schmidt schaffte, wo noch Knochen und Fleischstücke aus seinem Arme fielen. Der menschenfreundliche Arzt hatte ihn mit seinem Leibe decken, der Fürst dies aber nicht leiden wollen; er hatte sich seitwärts gewendet, damit die Streiche der Mörder seinen Helfer nicht treffen möchten."

Soweit der offizielle Bericht. Dann fanden den zum Tode Gequälten die ausgesandten Soldaten. „Er schlug matt die Augen auf und sagte: Ich wußte wohl, daß ihr mich nicht verlassen würdet, und mit einem fast heitern leuchtenden Blick lief sein Auge über die Reihen der Soldaten." Das ist eine Mitteilung des preußischen Majors Deetz, dessen ich mich aus meinem elterlichen Hause noch sehr wohl erinnere. Dann erklärte der Fürst dem Major auf Französisch, daß jede Hoffnung dahin sei, da er durch den Leib geschossen worden, und auf sein ôtez la chemise erkannte Deetz die traurige Wahrheit. Um elf Uhr nachts starb der wie ein Held, der stets wie ein Held geredet hatte,

*) Fehlt: bis zur ersten Pappel geschleppt.

**) Die Lokaltradition fabelte von einem Bornheimer Gemüseweib. Aber so blutgierig sind Gemüseweiber nicht, höchstens litterarische! Die zahlreiche Gärtnerbevölkerung in unsrer Umgegend ist sogar recht bieder und tüchtig, bei einiger Rauheit. Sie war aus Offenbach.

Digitized by Google

bei voller Geistesgegenwart. „Kein Wort des Ingrimms oder Rachegefühls kam über seine Lippen."

Biedrer Deutscher, wo sind deine Sympathien? Bei dem in Stücke gehackten echten Volksfreunde, oder bei dem Manne mit der Hellebarde und dem Frauenzimmer mit dem roten Sonnenschirme?

Betrachtungen über das Drama,

insbesondre das deutsche

(Fortsetzung)

Die echte realistische Kunst, meint er, kennt streng genommen kein Epigonentum. Die Nachahmung artet nicht so leicht in leere Manier aus, weil der Realist durch eigne Beobachtung sich immer eine gewisse Selbständigkeit bewahrt. Auch der Naturalist fußt auf Beobachtung, aber er kennt keinen Unterschied zwischen wesentlich und unwesentlich, ihm ist jede Beobachtung gleichviel wert, er meint die Dinge objektiv zu fassen, er will das Charakteristische nicht steigern, so nähert er sich unvermerkt dem Typischen. Wenn die individuell trennenden Eigenschaften nicht deutlich hervortreten, so wenden wir den typisch einenden unsre Aufmerksamkeit zu. „So verfahren in der That die naturalistischen Dichter. Das Typische ihrer Figuren bildet den Kern, woran dann das Individuelle als eine bloße Verbrämung gefügt wird. Hier ist das Bindemittel zwischen naturalistischer und idealistischer Methode." Beide liebäugeln mit der Theorie und ordnen den Stoff nach theoretischen Erwägungen, der Idealist geht von der Reflexion aus, der Naturalist strebt von seiner Beobachtung aus zu ihr hin. „Naturalismus ist nichts weiter als phantasieloser Idealismus mit naturwissenschaftlichem Drill." Er ist „seinem Wesen nach mit dem Idealismus viel näher verwandt als mit dem Realismus." Von diesen, wie mir scheint, sehr beachtenswerten Gedanken der Kunstlehre des Verfassers wenden wir uns wieder zu dem Drama in Österreich und der Wiener Bühne zurück.

In Bezug auf Laubes Theaterleitung urteilt er, daß man ihr für manches dankbar zu sein habe, aber die „Mißachtung gegen die künstlerischen Absichten der Dichter" hätte keiner weiter getrieben als Laube. „Sein Glück war, daß ihm kein Besserer vorangegangen und kein Besserer gefolgt ist." Sein jüngster Nachfolger war Burckhard. Sein Verdienst sei, daß er Ibsen und Hauptmann

Digitized by Google

die Bühne geöffnet habe, vor allem aber der Dialektdichtung Anzengrubers, aber das Zusammenspiel sei unter seiner Leitung zerfallen. Ob der Verfasser den kürzlich aus Berlin berufnen Ersatzmann Burckhards für einen „bessern" halte, deutet er nirgends an.

Eine für Österreich sehr bezeichnende Erscheinung ist ein Dramatiker, den Sittenberger unter den Epigonen der ältern Dichtung behandelt, Franz Keim. Nachdem er in seinen ersten Stücken Sulamith, Mephistopheles in Rom, Die Spinnerin am Kreuz ein nicht unbedeutendes Talent, aber auch unglaubliche Nachlässigkeiten und Geschmacksmängel gezeigt habe, sei er in neuerer Zeit mit seinen „deutschvolklichen" Festspielen für Turner- und Burschenschafterjubiläen zum Parteidichter hinabgesunken und unter dem Beifall einer zahlreichen journalistischen Gefolgschaft dem „unbeholfnen und thörichten Lallen des schlimmsten Dilettantismus" anheimgefallen. Den „nur-deutschen" Kritikern, die für ihn Reklame machen, entgegnet der Verfasser unsers Buches: „Es ist ja im Interesse der Öffentlichkeit sehr erfreulich, wenn sich die Herren selbst ihr Armutszeugnis ausstellen. Daß sie aber meinen, das deutsche Volk in Österreich werde sich durch Dummheit erlösen lassen, ist eine Beleidigung, auf die man wenigstens einmal aufmerksam machen muß." Zu Keims Lobrednern gehört auch unser Freund Rosegger. Wir selbst erinnern uns ebenfalls, in seinem „Heimgarten" die wunderbarsten Anerkennungsatteste über moderne Machwerke reichsdeutscher Dichter gefunden zu haben, die uns kaum lesenswert erschienen, woraus ja zunächst nichts weiter folgt, als daß ein vortrefflicher Schriftsteller in einer ganz bestimmten Gattung ein unberufner Kritiker aller übrigen sein kann. Auffallender ist es, wenn ein solcher über Keims „Spinnerin am Kreuz," die Sittenberger nach allen Richtungen zerzaust, an den Dichter folgenden Brief schreibt: „Ich sage dir, Freund, das ist ein Drama! ein Meisterwerk, mit dem du heute einzig dastehst. Wie hoch steht dieses Stück über all den Ibsens und Sudermanns, wie klar ist das Bild, gleich einem alten Meisterkupferstich, wie erschütternd und reinigend wirkt es. Die deutsche Bühne wird wenige Szenen haben, die mit diesem hochdramatischen, grausig dämonischen dritten Akte vergleichbar sind." Und nach einem Vergleiche mit Shakespeare schließt er: „Wenn das nicht auf die Bühne gehört, und wenn das nicht dramatisch ist, dann weiß ich nicht, was man unter dramatisch versteht." Sittenberger bemerkt dazu: „Es ist sehr wohl möglich, daß Rosegger mit diesem Geständnis das Richtige getroffen hat. Wenn ich nicht irre, soll es ja auch noch andre Dinge zwischen Himmel und Erde geben, von denen sich seine Schulweisheit nichts träumen läßt, über die er aber gleichwohl mitzureden sich berufen fühlt. Jede litterarische Meinung in Ehren. Man mag über Ibsen und Sudermann denken, wie man will, obwohl es von wenig Einsicht zeugt, sie in einem Atem zu nennen. Man mag ihre Werke verurteilen, aber Keim über sie oder gar in die Nähe Shakespeares zu stellen ist

Digitized by Google

geschmacklos. In der Kunst giebt es keine Polizeivorschriften, wenn aber jemand in einem Trafiktürken den Triumph der Malerei erblickt, wird er schwerlich in den Geruch kommen, besonders kunstverständig zu sein." Bekanntlich hat sich Rosegger auch einmal selbst als Dramatiker versucht mit einem Volksschauspiel: „Am Tage des Gerichts." Er hat damit keinen großen Erfolg gehabt und auf weitere Beziehung zu der Bühne verzichtet; man müsse zu sehr „Knecht der Menge" sein, und „verinnerlichte Gestalten," d. h. doch eben solche, wie seine eignen in dem „Tag des Gerichts," ließen sich in einem Drama nicht gut veranschaulichen. Sittenberger findet diese Begründung anmaßend und zeigt, wie Rosegger aus einem schönen Grundgedanken infolge mangelhafter Kenntnis der Menschen, der Verhältnisse des Lebens und des dramatischen Wesens ein trotz manchen guten Einzelheiten ganz ungenügendes Theaterstück gemacht habe, und wendet sich darauf in einigen recht guten Bemerkungen jener angeblich dem Dramatiker nicht erreichbaren „Verinnerlichung" zu. Dramatische Gestalten, so etwa drückt er sich aus, haben grundsätzlich nicht weniger Seele als epische (in Gedichten oder Prosaerzählungen), sind also mindestens ebenso innerlich, und beide müssen durch die Darstellung gleich sehr ausgestaltet werden. Aber im Drama ist dies schwerer. Der Erzähler kann überall erklären, der Epiker seinen Stoff nach Gutdünken gruppiren, er ist an kein Lokal gebunden, kann gleichzeitig verschiedne Orte und was an ihnen vorgeht berücksichtigen. Der Dramatiker stört mit dem Erklären des Erzählers die Illusion, was der Erzähler offen bekennt, muß er kunstvoll verheimlichen, die Ereignisse müssen sich ganz in der natürlich und notwendig scheinenden Reihenfolge abspielen, Parallelhandlung vorzuführen ist unmöglich, häufiger Szenenwechsel durch den heutigen Gebrauch ausgeschlossen. Monologe sind ein Auskunftsmittel, nicht zu entbehren, aber nicht zu übertreiben; vollkommen erfahrungsgemäß und natürlich erscheinende Selbstgespräche sind selten. Des Dramatikers schwere Kunst ist, des Menschen Wesen aus seinen Handlungen ersichtlich zu machen, aber darum tritt das Seelenleben doch nicht hinter die Äußerlichkeit der That zurück.

Es giebt heute Schriftgelehrte, die behaupten, das Drama habe gar nicht notwendig mit Handlung zu schaffen, das sei ein Irrtum oder eine Schrulle des Aristoteles. Wir könnten ja auch sagen, im Drama brauche nicht geredet zu werden, denn auf mancher Seite eines modernen sogenannten Dramas haben ja nur die Regiebemerkungen Satzbau, alles andre wird gestammelt und geächzt. Sittenberger gehört also nicht zu diesen Kunstrichtern. Daß mit der bühnenmäßig geführten Handlung eine hinlänglich vertiefte Darstellung des Seelenlebens vereint werden kann, ist zweifellos, und daß es so sein solle, ist das Recht seiner Forderung. Es gehört zu seiner dramatischen Theorie, aus der noch einiges mit unmaßgeblichen Zwischenbemerkungen und Fragezeichen hervorgehoben sein mag.

Digitized by Google

Sittenberger nennt sich, wie wir sahen, einen Realisten, er ist jedenfalls ein gemäßigter, mit dem sich reden lassen wird. Das Drama soll individuelle Gestalten haben, aber es braucht nicht „auf typische Bedeutung ihrer Gebilde zu verzichten," „der Typus als solcher" ist unbrauchbar für die Kunst, nicht aber der „typische Mensch," diesen darzustellen ist die „Erfüllung der Kunst." Die „rein typische Kunst," also die zu vermeidende, zeigt sich „in den Anfängen des Dramas bei allen Völkern." So faßt er auch das griechische Drama auf, es strebe dem „Realen" zu, dieses werde aber nicht vollkommen erreicht. Dies mag im großen und ganzen richtig sein. Aber den Satz, daß dieses Verhalten der Griechen nicht auf einer künstlerischen Absicht, sondern auf einem Mangel an Können beruhe, halte ich für falsch. Die Griechen sind, wenn sie wollen, die größten Realisten, auch in Sittenbergers Sinne, aber die typische Gestaltung entspricht ihrem Kunstbedürfnis und beruht auch auf einem bewußten Willen. Der Beweis wäre nicht schwer zu führen. In der Renaissancebewegung, sagt Sittenberger, knüpften die Italiener an die Antike an, aber sie schritten in Wirklichkeit vorwärts, die neudeutsche Renaissance der Weimarer war hingegen ein Rückschritt, den wir ihnen nicht nachmachen sollen. Dies kann man mit den Einschränkungen, die Sittenberger selbst an Goethes Götz oder Faust macht, gelten lassen. Daß er Schillers „Darstellungsart," eben diese klassizistische, nicht für nachahmenswert hält, muß ebenfalls Zustimmung finden, die Litteraturgeschichte steht, wenn man z. B. an Körner denkt, auf seiner Seite. Aber wenn er trotzdem Schillers Dramen noch Wirkung zugesteht und diese auf die „Genialität" des Dichters zurückführt, so wäre darauf zu erwidern, daß eine strengere Analyse diesen etwas vagen Begriff recht oft durch jenen verlangten „Realismus" ersetzen könnte und müßte. Sehr beachtenswert ist, was Sittenberger über die nach unsern heutigen Ansprüchen erforderliche Art, den Dialekt im Drama zu verwenden, sagt. Abgesehen von dem unverfälschten Dialekt einzelner Bühnenstücke, z. B. der Hauptmannschen Weber, giebt man gewöhnlich einen „Kompromißdialekt." Wie sieht dieser aus? Er kramt unverständig in Äußerlichkeiten, giebt einzelne Idiotismen neben Ausdrücken der Schriftsprache, behält zufällige Formen, die am schwersten verständlich sind, bei, giebt aber den volksmäßigen Ausdruck in der Syntax preis. Man soll gerade umgekehrt das Einzelne weglassen und den Ausdruck im ganzen umgestalten nach der Art, wie das Volk denkt und spricht, konkret, in Bildern und Gleichnissen, nach der sinnlichen Bedeutung der Worte. Abstrakte Denkweise in bäuerlichen Dialekt wörtlich übersetzt wäre geradezu lächerlich. Man sieht, der Realist entfernt sich in der That sehr weit von den modernen Naturburschen. Er trifft ganz mit Goethe überein, der es in seinem Götz ebenso gemacht hat, wie noch heute jeder Norddeutsche empfinden kann, wenn er zum erstenmale an den Mittelrhein kommt und die Menschen dort sprechen hört.

Digitized by Google

2

Was die Poesie ist und will, und was der Dichter, insbesondre der tragische, soll, wollen wir nun mit Berücksichtigung der in dem ersten Artikel besprochnen Werke von Bruchmann und Steiger zu ermitteln versuchen. Unanfechtbare, haarscharfe Definitionen giebt es nicht und wird es nicht geben, es kann sich immer nur um Verständigungen auf Grund der litteraturgeschichtlichen Thatsachen zwischen Menschen handeln, die über gewisse Voraussetzungen einig sind. Die Philosophen haben hier weniger genützt als solche Dichter, die zugleich über ihr Handwerk nachgedacht und sich geäußert haben, und die besten von ihnen haben sich über die nur annähernde Sicherheit und Brauchbarkeit ihrer Formulirungen nicht getäuscht. Unsre beiden Schriftsteller verfahren sehr verschieden. Bruchmann giebt auf Grund einer umfassenden Belesenheit ruhig und vorsichtig in einer gut getroffnen Auswahl von Ansichten sozusagen annähernde Werte und verzichtet darauf, das Lebendige in philosophische Kunstausdrücke einzuschließen, wir spüren in seinen Darlegungen noch etwas von dem warmen Hauche der poetischen Erzeugnisse, von denen sie handeln, und empfinden, daß da mit dem Verstande allein nichts auszurichten ist, und daraus ergiebt sich am Schluß etwas, was wir ungefähr so auch gewußt haben oder doch hätten wissen können, wenigstens spricht der Verfasser meistens so zu seinem Leser, daß dieser meint, die Gedanken seien auch mit sein Eigentum. Steiger hingegen hat Hegel wieder entdeckt und läßt Ich und Nicht-Ich, gegensätzliche Pole und Dreiklänge spielen, Kreise sich schließen, Empfindungen und Begriffe ausgehen, einmünden und zu sich selber zurückkehren, und wenn sich unsre Augen an dies Feuerwerk gewöhnt haben, so haben wir auch schon die Grundlinien einer neuen, dem Naturalismus der Modernen auf den Leib geschnittnen Kunstlehre in uns aufgenommen, die wir uns etwas näher ansehen müssen. Aber vorher wollen wir aus dem in Bruchmanns Werke verarbeiteten historischen Material einiges zusammenstellen, was uns als Stab und Stecken dienen mag.

Wenn auch die Poesie nicht zum Zweck der Nachahmung entstanden ist, wie die Griechen, z. B. Aristoteles meinten, so haftet ihr doch natürlich häufig der Charakter der Nachahmung an. Die Poesie entspringt einem Ausdrucksbedürfnis, einer Empfindung, einer Steigerung des gewöhnlichen Empfindens, die sie auch bei andern bewirken will. Der Dichter will sich aussprechen, einen Stimmungsüberschuß los werden; damit er auf andre wirken könne, muß er diese Steigerung in einer auf andre Eindruck machenden Weise ausdrücken, durch Auswahl seines Themas und durch eine von der gewöhnlichen abweichende schmückende oder charakteristische Redeweise. Die Natur wird z. B. durch Menschlichkeit gesteigert (Personifikation), der Mensch in seiner Erscheinung oder Wirksamkeit erhöht. Dabei kann der Ausdruck höchst einfach sein. In Goethes Über allen Wipfeln oder in den Versen des Faust: Wenn über

Digitized by Google

uns im blauen Raum verloren usw., in Wer nie sein Brot mit Thränen aß haben wir keine Metapher, lauter empirische Dinge, herrlichste Poesie bei vollkommnem Realismus, eine Steigerung des Gewöhnlichen, die jedem zum Bewußtsein kommt. Die „Nachahmung" ist nicht Zweck, aber wenn der Empfindungsausdruck sich nicht an etwas reales, dem andern bekanntes anschlösse, könnte doch die Empfindung diesem nicht zum Bewußtsein kommen, und hierauf kommt es doch für alle Poesie an, nicht allein auf das, was der Dichter selbst empfunden hat. Weil die Menschen bisweilen etwas andres als bloße Erfahrung wollen, so gehen die Dichter darüber hinaus in Phantasie und schönem Schein. Es giebt eine Schönheit, wenn wir sie auch nicht definiren können. Die Kunst soll im ganzen naturwahr sein, aber sie bleibt nicht bei der strengen Realistik, sie stellt auch dar, was unmöglich ist und nie Gegenstand der Anschauung war, aber sie soll sich der realen Mittel so bedienen, daß das Erscheinende die Täuschung hervorbringt, als sei es wirklich. Wenn das Verhältnis des Dichters zur Wirklichkeit so mächtig ist, so könnte man vielleicht Schillers tiefe Einteilung der Poesie behalten: der naive Dichter stellt die Wirklichkeit dar, der sentimentalische das Ideal, satirisch oder elegisch (idyllisch). Aber nicht alle Dichter tragen dies „Rousseauisch gefärbte Schema" in sich, und wenn Schiller außerdem will, daß der Dichter nicht die wirkliche, sondern die wahre Natur darstellen soll, so paßt das am wenigsten für unsre jetzige „Thatsachenwut." Auch in die drei großen Kategorien Lyrik, Epos, Drama läßt sich ja nicht alle Poesie streng einordnen, aber man behält sie dennoch bei. Vieles ist unbestimmt: die dialogische Form macht noch kein Drama, wie man an Platos Dialogen sieht; diese exponiren Gedanken, jenes Handlungen.

Hier brechen wir zunächst diese Betrachtungen ab. Sie sollten nur Bruchmanns Art und Weise veranschaulichen. Wer sich viel mit Poesie und Kunst beschäftigt, empfindet immer deutlicher: mit Beweisführung und absprechender Gesetzgebung kommt man da nicht weit, es ist schon viel, wenn man mit Worten ungefähr die Sache trifft. Die strengen Philosophen begnügen sich ja damit nicht, aber höchst lehrreich ist dafür das Verhalten eines so kunstverständigen und poetisch angelegten Mannes wie Vischer: der vielfach dekretirende Ton seiner ursprünglichen Ästhetik hat sich in der jetzt nach seinem Tode erschienenen Bearbeitung in ein abwägendes Betrachten der geschichtlich vorliegenden Thatsachen umgesetzt. Man wird ja im Alter klüger, und Klugheit ist bescheiden.

Hören wir nun Steigers Kunstlehre für die Modernen. Am Bache sitzt ein zerlumpter Hirtenknabe. Ihm wird weh ums Herz, er weiß nicht, warum. Da schnitzt er sich eine Flöte und bläst darauf sehnsüchtige Töne in den taufrischen Morgen hinaus, er macht nur eine kleine Anleihe bei der Natur und bedient sich der Frühlingsherrlichkeit, die er mit allen fünf Sinnen in sich aufgenommen hat, um seine Gefühle loszuwerden. Er ist der schaffende

Digitized by Google

Künstler! Was heißt das anders, als daß Stimmung nicht nur Ursache, sondern auch der eigentliche Lebensgehalt des künstlerischen Schaffens ist, und daß alle Thorheiten, die seit Aristoteles über die Kunst als Nachahmung der Wirklichkeit geredet worden sind, auf dem Mißverständnis beruhen, als sei dem Künstler darum zu thun, was die Natur mustergiltig vorgebildet hat, noch einmal kleinlich und unzulänglich nachzustammeln! Da hätten wirs also: der Hirtenknabe ist der Künstler und das Paradigma, aus dem man die Regeln der Kunstlehre einfach abstrahirt. Ja, wenn die Sache so einfach wäre! Wir könnten den Hirtenknaben mit einem einzigen schlichten, beinahe trivialen Satz Bruchmanns ganz außer Funktion setzen: „Natürlich darf man nicht vergessen, daß sich die Anfänge der Poesie von ihrer Blüte unterscheiden müssen; was der Botokude singt, wird uns nicht sehr poetisch vorkommen," der Botokude wäre dann ungefähr der Hirtenknabe, aber wir wollen Steiger etwas tiefer in seine eigne Theorie folgen. Ob bei dieser Entäußerung der Stimmung der Architekt, so etwa sagt er, und der Musiker außer dem Rohstoff, der dort sicht- und tastbar, hier bloß hörbar ist, so gut wie nichts aus der äußern Natur entlehnen, ob der Bildhauer die farblose Körperlichkeit der Dinge, der Maler ihren farbigen Flächenschein benutzt, ob der Dichter mittels der durch das Wort entfesselten Phantasie die ganze Außen- und Innenwelt an sich reißt: eins ist klar, alles das ist nur der sinnliche Niederschlag ihrer künstlerischen Stimmung. Möglich, daß sie, um ihre Gefühle auf den Betrachter oder Hörer genau so zu übertragen, jene Stoffe gebrauchen müssen, für sie sind die Stoffe nur das Mittel, und ihre Stimmung muß ihnen erst das künstlerische Leben geben. Steiger merkt also nicht, daß er mit dieser mehr als „möglichen" Voraussetzung seiner ganzen Theorie bereits das Urteil gesprochen hat. Oder müssen wirs ihm noch mit seinen eignen schöngewählten Beispielen beweisen? Der Leser folge einer kurzen Betrachtung eines wirklich poetisch geschriebnen Kapitels: Die Welt als Ich. Adam erblickt die schlummernde Eva, sein Herz schwillt in Sehnsucht und Liebe, er kann nicht anders, er muß es sich laut vorsagen, wie schön sie ist, er ruft es den Tieren des Waldes, den Wolken und Winden zu, wie lieb er sie hat usw. So wird Adam der erste Lyriker. Nach Jahren, als Kain und Abel auf die Freite gehen, erzählt ihnen der Vater die ganze Geschichte seiner Liebe, wie er sie zuerst geküßt habe usw., nun wird er der erste Epiker. Und als er dann den Söhnen auf ihr Bitten alles, was er ihnen eben erzählt, in Worten, Geberden und Mienen leibhaftig vormacht, ist er der erste Dramatiker geworden. Aber wo steckt denn, fährt Steiger fort, das Geheimnis dieses erstaunlichen Erfolgs? Der Leser kann sichs ja denken, ohne daß wir Steigers kunstvolle Schilderung weiter ausziehen. Er meint: Was in der Erzählung nur ein Phantasiebild war, jetzt ist es sinnliche Wahrnehmung eines Gegenwärtigen geworden, dadurch daß Adam als lebendiger Mensch vor seine Söhne tritt, vor ihren

Digitized by Google

Augen steht und geht, redet und schweigt, umarmt und küßt! Ja, ist denn nun aber das, was Adam wenigstens als Epiker und Dramatiker that, Nachahmung oder nicht? und hätten seine Söhne denselben Eindruck gehabt, wenn Adam, anstatt sich an die Wirklichkeit zu halten, ihnen einfach etwas vorgejodelt oder vorgetanzt hätte, wodurch er ja seiner „Stimmung" sich genau so vollständig hätte entladen können? Nun können wirs kurz machen. Der Lehrsatz, daß es einzig und allein auf die Stimmung ankomme, daß sie nicht bloß Triebfeder (was ja keiner leugnen will), sondern auch Inhalt der Kunst sei, ist ja für die Modernen, die ächzenden und achzenden Dichter oder die kritzelnden und kleckſenden Maler ungemein bequem, suggestiv könnte man sagen. Aber den „andern," dem Publikum, für das doch die Kunst bestimmt ist, liegt an der Stimmung, die der Künstler gehabt haben muß, verzweifelt wenig, es will sie selbst haben, es fragt nach dem, was ist, nach einem Verhältnis des Kunstwerks zu der Erfahrung, der Natur, dem Stoffe, und zur Bezeichnung dieses Verhältnisses steht der Sprache kein andrer Begriff zu Gebote als der des Nachahmens, womit selbstverständlich unendliche Verschiedenheiten der Art und des Grades bezeichnet werden können. Wenn z. B. L. von Hofmann oder Franz Stuck durch ein paar bunte Farbenflecke einige dunkle Striche ziehen und das Waldsee oder Abendfrieden nennen, so haben wir vielleicht kein Recht, an der subjektiven Aufrichtigkeit ihrer künstlerischen Stimmung zu zweifeln, denn auch zeichnende Kinder und Primitive meinen ja bestimmte Gegenstände darzustellen. Damit aber von allen Übrigen diese Gegenstände für Bäume, Wasser oder Himmel gehalten werden, müssen sie in einer unserm Wirklichkeitsbedürfnis entsprechenden Weise der Natur angenähert sein. Das ist so gewiß, wie daß ein Pusterohr nur dann ein Pusterohr ist, wenn es ein Loch hat.

Dieser Grundsatz von der Stimmung als Inhalt des Kunstschaffens ist also praktisch wertlos, und da er falsch ist, auch als Gedankenspiel ohne weiteres Interesse. Wir wollen nun einige von Steigers Ausführungen, die manchen zusagen werden, an uns vorüberziehen lassen. Musik sei ganz innerlich und unsinnlich, sie stehe den bildenden Künsten wie Ich und Nicht-Ich in schroffstem Gegensatze gegenüber, beide seien in einer Persönlichkeit unvereinbar. Hier hat die kenntnislose Konstruktion alle historische Erfahrung übersprungen, der Verfasser weiß also nichts von den zahlreichen musikalischen Malern der italienischen Renaissance und der neuern Zeit. Hat er auch nie die Bekanntschaft eines Malers gemacht, der ein Instrument spielte und sang? Mit größerm Rechte könnte man vielleicht sagen: Musik und Malerei gehören zusammen, oder kennt Steiger keine holländischen Bilder? Nach ihm soll der Architekt die ganze Außenwelt seiner Kunst dem Ich entnehmen; Statik, Mechanik, naturnachahmendes Ornament scheinen ihm also ganz unbekannte Größen zu sein. Anstatt zu jammern, daß heutzutage die Steine ein buntscheckiges Kauder-

Digitized by Google

welsch reden, beobachtet er „das stille Werden der Dinge, die langsam aber sicher eine neue Blütezeit der Baukunst vorbereiten. Wir warten alle auf den Meister, der das Eisen reden lehrt.“ Wir ebenfalls, aber bis jetzt vergeblich. Wir wollen ihm aber auf das Gebiet der bildenden Kunst nicht weiter folgen, er hat von ihr flüchtige Eindrücke aufgenommen und verarbeitet sie zu den seltsamsten Schilderungen, in denen alles durcheinander wirbelt, was zu ordnen und zurechtzustellen viel mehr Worte fordern würde, als der Leser Geduld hätte, sie anzuhören. Man darf annehmen, daß sich auch die Modernen, für die der Verfasser schreibt, über diese Dinge an sich, wenn darnach ihr Sinn steht, lieber aus andern Büchern unterrichten werden. Aber er will daraus auch die neue Zeit, die nächste Zukunft verstehen lehren, und dieser Lektion müssen wir allerdings noch geduldig standhalten. Man nannte das früher Philosophie der Geschichte.

(Schluß folgt)

Ein Neulutheraner

Wie erfrischend wirkt doch eine geschlossene, sich selbst klare, kräftige und vollkommen aufrichtige Persönlichkeit! Wenn man auch ihre Welt- und Lebensauffassung nicht teilt, vielleicht sogar bekämpfen muß, und ganz andern Zielen zustrebt als sie, hat man doch seine Freude an ihr. Eine solche Persönlichkeit ist der dem Namen nach unbekannte deutsche Geistliche in Nordamerika, dessen Aufzeichnungen L. Rymarski unter dem Titel: Ephemeriden des Isch Schachefeth. Aus dem Tagebuch eines Einsamen ausgewählt, vorm Jahre bei C. Bertelsmann in Gütersloh in zwei Bänden herausgegeben hat. Isch Schachefeth heißt Mann der Schwindsucht. Was bei diesem Namen zu denken sei, will der Herausgeber der Einbildungskraft des Lesers zu erraten überlassen. Aus den eingestreuten Gedichten sieht man, daß ihm seine heißgeliebte junge Frau gestorben ist,*) und zwar, wie es scheint, in Deutschland, als er

*) Die Gedichte sind nicht durchweg tadellos in der Form, aber als Ausdruck starker und echter Empfindung wirkliche Poesie. Wohl die meisten, darunter sehr rührende und ergreifende, sind dem Andenken der Gattin gewidmet. Das folgende mag seiner Originalität wegen als Probe hier stehen, obgleich ich es nicht gerade für das schönste halte.

Bescheidner Geschmack

Man lobt des Lieben, Schönen viel auf Erden,
Es wird so manchem manches teuer werden.

Digitized by Google

schon in Amerika war, und ihm ein zweijähriges Söhnlein hinterlassen hat. Ich denke mir daher, daß die wirkliche Schwindsucht gemeint ist. Bekanntlich rafft die nicht selten ganze Familien weg. Hätte die Gattin dem Söhnlein und ihm selbst einen deutlich erkennbaren Schwindsuchtkeim hinterlassen, so wäre die Stimmung leicht zu erklären, aus der seine „Wiedergeburt" hervorgegangen ist.

Leute, die sich ihrer Wiedergeburt bewußt sind, und Altlutheraner, wie sich die Neulutheraner nennen — beiden Klassen gehört der Verfasser dieser Ergüsse an —, machen oft, vielleicht meistens, den Eindruck von Muckern. Von muckerischem hat nun der Schwindsuchtsmann gar nichts an sich. Er ist ein philosophisch und theologisch durchgebildeter Gelehrter, dem auch die Naturwissenschaften nicht fremd sind, wohlbewandert in der schönen Litteratur und so voll Wirklichkeitssinn und poetischer Kraft, daß auch die Bezeichnung „Gelehrter" eigentlich nicht auf ihn paßt, weil er sein Wissen nicht nach Gelehrtenart verwendet, sondern im Dienste Gottes, der ihm als einziges Lebensziel und einziger Lebenszweck übrig geblieben ist, mit überschäumender Leidenschaft und guter Laune von sich giebt. Ein paar Proben! „Daß wir zur Zeit in der Epoche der empirischen Forschung stehen, läßt sich nicht bestreiten. Daß wir aber erst das Kindesalter des Empirismus durchmachen, dürfte eine eben so unbestreitbare Thatsache sein. Denn wie das Kind zuerst die Gegenstände um sich her beobachtet und, unbewußt seiner eignen Ichheit, alles, was es wahrnimmt, objektivirt, selbst Teile seiner eignen Person, ja diese Person selber, gerade so unsre kindisch-materialistische Zeit; sie objektivirt, sensualisirt,

---

Der eine lobt sich Ehre und Besitz,
Es preist ein andrer Kunst und Geist und Witz.
Der eine liebt von Land zu Land zu wandern;
Ein stilles trautes Heim gefällt dem andern.
Auf schroffen Bergeshöhn liebt der zu weilen,
Der schnellen Rads durch ebnes Feld zu eilen.
Mein gusto ist bescheidener Natur.
Ich liebs, wenn früh um acht ein viertel Uhr
In seinem grünlich-grauen Amtshabit
Vors Haus der viel ersehnte Bote tritt,
Mir liebes Brieflein bringt aus fernem Land,
Von meiner holden Frauen zarter Hand,
Darinnen dann so viel und Liebs zu lesen:
Wie ihre Sehnsucht sei so groß gewesen,
Wie stark ihr Glaube und wie fest die Treue.
Vom lieben Söhnlein hör ich manches Neue;
Auch manchen lieben Elterngruß und -Segen
That sie als Zugab in den Brief mir legen.
Verschwunden dann, gleichwie mit Zauberschlage,
Sind bange Not und Tod- und Lebensfrage.

Digitized by Google

naturalisirt alles, auch sich selbst, leugnet Ich, Seele, Individualität; dabei vergißt sie ganz, daß es doch eine fatale Methode des Sichselbstverleugnens ist, wenn jemand zum Fenster hinaus ruft: ich bin nicht zu Haus, und daß es geradeso bloß ein Beweis für das Vorhandensein eines geistigen Wesens ist, wenn dieses Wesen sich negirt, seine Existenz leugnet, denn zum Negiren gehört vor allem eins, das da ist, damit es sich negiren könne, ein Ich, das da sagen kann: Ich bin nur eine meiner irrtümlichen Vorstellungen, ein in mir erzeugtes Trugbild. Auf diese Geistreichigkeit läufts doch hinaus, wenn z. B. Häckel, der berühmte Häckel, der einstmalige Ablegat Seiner Unfehlbarkeit des Mr. Charles Darwin, der Entdecker oder doch Erfinder der noch berühmtern Gasträa, unsrer suppositionellen Ur-Ur-Ur-usw.-Großmutter, des Urschleimlebewesens, des Ur-Bauchs, aus dem alle andern Bäuche nebst allem obern und untern Zubehör sich entwickelt haben, wenn der z. B. den Willen für eine Selbsttäuschung erklärt. Eine Selbsttäuschung wessen? Sich selbst zu täuschen, muß doch ein Selbst da sein. Diese unumstößliche Thatsache stört aber den Jenenser Propheten nicht im geringsten. Ihm ist der Wille eine Selbsttäuschung, die uns (wen?) glauben mache, daß wir etwas wollten, was doch nur die Summe der Vorgänge in den einzelnen »Plastidulen« sei, aus denen wir bestünden." (II, 24.) Er versteht auch allerliebst im amerikanischen und im Judendeutsch zu plaudern und verspottet eine Äußerung des Theologieprofessors Reischle mit den Worten: O Reischle, Reischle, möchte wohl eine biedre Schwabenfrau sagen, wenn man ihr die Sache klar machte, ei du mei liebes Reischle, bischt dus Reischle, oder hascht gars Reischle!

Die volle Schale seines Zorns und Spotts gießt er über die modernen Bibelkritiker und Exegeten aus, die er ähnlich beurteilt, wie es kürzlich in den Grenzbotenartikeln über die Bibel geschehn ist. „Es mag vielleicht einer oder der andre unter uns das Unglück gehabt haben, in die deutsche Litteratur von so einem ausgedörrten und ausdörrenden Philister eingeführt worden zu sein, unter dessen Hand selbst die schönsten Blüten unsrer Lyrik zu Herbariumspflanzen, zu Heu und Stroh verdorrten. Es mag auch sein, daß die Methode, die bei den aus dem Treibhaus des Seminars hervorgegangnen Volkspädagogen — oder Pädagogikern — eine besonders beliebte, die »rationelle,« »entwickelnde« geworden ist, sich besonders dazu eignet, die schönsten Dichtungsblüten schnell in nahrhaftes Heu oder solides, praktisch verwendbares Stroh zu verwandeln.*) Aber unser höherer Unterricht ist doch im allgemeinen davon verschont geblieben. Es ist schon eine Ausnahme, wenn derartig veranlagte Naturen sich dem deutschen Fach widmen, gewöhnlich gehn sie zu den Naturwissenschaftlern

*) Wie scheußlich ist es, wenn man die Kinder einer Klasse mit einem Gedicht, einem Märchen, einem Geschichtchen in andächtige oder gehobne oder heitre Stimmung versetzt hat, und der Pedant von Schulmeister beeilt sich hinterher, mit seinem: Von wem war die Rede? Wie war der Prinz? Was that er? die verdrossene Schulstubenstimmung wieder herzustellen! Vielleicht kommt das heute nicht mehr vor, vor vierzig Jahren hab ich es öfters erduldet.

Digitized by Google

und Mathematikern. Selbst unter den klassischen Philologen, wie selten im ganzen die Kerle, die bloß an der erbärmlichen dürftigen Textkritik oder am Sprachmechanismus kleben bleiben, denen nicht das Herz aufgeht bei Homer und Sophokles, die nicht selbst so einem augustischen Braten-Barden und Hofpoeten wie dem Flaccus noch einige echte Schönheitszüge und Hoheitsgedanken abgewinnen könnten. Die meisten suchen den Geist mit dem Geist und das Herz mit dem Herzen zu erfassen. Die es nicht können oder nicht wollen, schleichen einsame Wege abseits, ihre Pygmäenstimmchen verhallen im großen Chor gott- und schönheitsbegeisterter Jünger echter Kunst und können das καλὸν κἀγαθόν der hohen Ideen des Altertums nicht in den Staub ziehn. Was einem Schiller und Goethe, was einem Homer, Pindar und Sophokles, was selbst einem Vergil und Horaz mit Freuden zugestanden und nur verstohlen, hämisch und heimlich zu bestreiten gewagt wird, was bei der Interpretation alter und neuer Poesie das Grundprinzip ist aller Forschung und alles Lehrens: daß man dem Dichter nachzufühlen, ihn nachzudichten sucht, das ist dem Studirenden altteſtamentlicher, heiliger, gottgeweihter Dichtkunst gemeinhin versagt. Man füttert den jugendlichen Pegasus mit Sägemehl und Hobelspänen wie eine Maschine. Man stutzt ihm die Flügel und sagt ihm, hier sei kein Ort zum Fliegen, sondern nur zum Pflügen." (I, 69.) Unsre Zeit, meint er, sei eben das goldne Zeitalter der Kleinen, und nirgends habe das Spezialistentum ärgere Verheerungen angerichtet, als auf dem Gebiete der Bibelerklärung. Aus diesem Spezialistengeiste erkläre sich auch die Narrheit der Shakespeare-Baconhypothese. Er charakterisirt Jäger, den die Tantiemen der Wollhemdenfabriken über den Spott trösten, den ihm seine Dufttheorie zugezogen hat, als den echtesten Jünger des Begründers der Empirie der angewandten Naturwissenschaft und ruft aus: „Und solch ein Kerl — ich meine natürlich den von Verulam — kommt in unserm »kritisch gerichteten« Zeitalter gar in den Ruf, der eigentliche Shakespeare zu sein!" Alles Große, Gewaltige (er führt auch Bismarck an) bereite unsrer Zeit Nervenschmerzen. So habe man denn weder einen Homer noch einen Dichter des Nibelungenliedes für möglich gehalten und ihre Werke für Massenarbeit und Kompilationen erklärt. Über Shakespeare urteile man wie die Rabbiner Joh. 7, 15 über Jesus: „Wie kommt dieser zu seinem Wissen, da er doch nicht studirt hat?" Weil Shakespeare kein Gelehrter war, müsse ein gelehrter trockner Schleicher die Werke geschrieben haben, die so viel Weisheit enthalten, da doch die sogenannte Bildung nur ein kümmerliches Surrogat des Genies sei, und dieses zwar jene, jene aber niemals diese ersetzen könne. Aus der Begeisterung des Ephemeridenmanns für alles echt Poetische erklärt sich wohl seine Vorliebe für Heine, den er oft zitirt; er findet u. a., daß dieser Jude mehr Verständnis fürs Christentum habe als Goethe, der alte Heide, und lobt ihn, daß er die rationalistische Exegese verspotte.

Digitized by Google

Als Dichtung will der Lutheraner vor allem das Sechstagewerk gewürdigt wissen, als eine Dichtung allerdings, in der gerade wir Heutigen naturwissenschaftlich bewiesene Wahrheit zu erkennen vermöchten; wobei jedoch die Vorstellung ausgeschlossen bleiben müsse, daß Moses den spätern Geschlechtern das naturwissenschaftliche Studium habe ersparen wollen. „Was die Menschen selbst lernen können, das offenbart ihnen Gott nicht erst; denn das ist gar nicht seine Art; er ist kein Gott, der Trägheit beschützte oder Denkfaulheit begünstigte. Die faulen Gimpel, die die Hände überm Bauch falten, wenn andre Menschen sich abmühen, um im Schweiße ihres Angesichts der Erde das zähe Geheimnis*) ihrer Vergangenheit abzuringen, die mit frommem Augenverdrehen jeden fröhlichen Wind der Wissenschaft fürchten und ängstlich die Fenster schließen, wenn solch ein Wind in das Palatium ihres vermeintlich frommen »sich abschließen gegen die Welt« hineinzuwehen droht, die sind schon ganz und gar nicht nach seinem Sinn.“ Seine Erklärung des ersten Kapitels der Genesis ist wunderschön. Denen, die sich einbilden, Kopernikus habe die anthropozentrische Weltauffassung unmöglich gemacht, sagt er, was ihnen vor einigen Jahren in den Grenzboten gesagt worden ist, daß bei der Relativität aller Bewegung jeder Stern, auch die Erde, als der feststehende Mittelpunkt des Weltalls gedacht werden kann. Wenn nun aber die ersten Verse der Genesis Dichtung sind, selbstverständlich ein göttliches, tiefe Wahrheit enthaltendes Gedicht, warum soll da alles übrige, wie der Verfasser will, strenge Geschichte sein? Solche kindische Einwendungen wie die: woher denn Kain sein Weib genommen habe, widerlegt er zwar in ganz befriedigender Weise, aber die eigentlichen Schwierigkeiten, die teils auf dem Gebiete der Psychologie, teils auf dem der Kulturentwicklung liegen, und von denen einige bei verschiednen Gelegenheiten in den Grenzboten angedeutet worden sind, berührt er gar nicht. Wie wenig er an diese Schwierigkeiten gedacht hat, beweist gerade seine Abhandlung über Kains Weib. Natürlich kann dieses Weib nur eine seiner Schwestern gewesen sein. Geschwisterehen, meint er, seien in der Urzeit keine Blutschande gewesen. Denn die Blutschande bestehe darin, daß einander ganz ähnliche sich vermischen, was dem Grundgesetz der Ehe, die eine polare Ergänzung von Entgegengesetzten sein solle, widerspreche. Nun sei aber der Begriff der Menschheit in der Urzeit erst in so wenigen Exemplaren verwirklicht gewesen, daß diese Exemplare die größten Verschiedenheiten aufgewiesen hätten, und Sem, Ham und Japhet z. B. einander nicht ähnlicher gewesen seien als heut die Menschen der von ihnen abstammenden verschiednen Rassen; Kinder ein und desselben Elternpaares seien so verschieden von einander gewesen, wie etwa Germanen und Semiten. Das ist nun eben sehr zu bezweifeln,

*) Zäh wäre wohl nicht das Geheimnis zu nennen, sondern die Erde, die es nicht herausgeben will.

Digitized by Google

weil es aller Erfahrung widerspricht; denn diese zeigt, daß die Verschiedenheiten teils durch lange Zeit einwirkende klimatische Einflüsse, teils durch gesellschaftliche Differenzirung, teils durch Mischung der so geschaffnen Verschiedenheiten entstehen, und die Wahrscheinlichkeit spricht daher für große Ähnlichkeit der Kinder der Urmenschen: wie denn auch heute noch bei den Naturvölkern alle Kinder eines Elternpaares einander zum Verwechseln ähnlich zu sehen pflegen, während bei den Kulturvölkern mitunter die Kinder einer Familie so starke körperliche und geistige Verschiedenheiten zeigen, daß sie nach jener Theorie ganz gut unter sich heiraten könnten. Eine Schwierigkeit, die auf einem ganz andern Felde liegt, hat Isch Schacheseth in wahrhaft genialer und mich wenigstens überzeugender Weise gelöst: wie das abscheuliche Buch Esther in den Kanon aufgenommen werden konnte. Aus diesem Buche, führt er aus, spreche der echte, reine und unverfälschte, unveredelte Judengeist, der Geist der Sinnlichkeit, Habsucht, Herrschsucht und zügellosen Rachsucht; es zeige daher, wie die jüdische Nationallitteratur aussehen würde, wenn sie nicht vom göttlichen Geiste beeinflußt worden wäre. Es sei auf dem göttlichen Weltgemälde das Stück Staffage, das Stück kleinen Menschentums, woran man die Höhe der göttlichen Berge und die Größe der himmlischen Gewächse dieser Landschaft zu messen vermöge.

Wo der Verfasser über praktische Gegenstände spricht, fördert er durchweg gesunde Anschauungen zu Tage. So verurteilt er z. B. die verrückten Temperenzler nicht weniger entschieden, wie die Anwälte des Suffs, die aus der Bibel beweisen wollten, daß dieses Laster eigentlich eine Tugend sei; in Beziehung auf die deutsche Strafgesetzgebung über den Ehebruch bemerkt er ganz richtig, daß sie eine Farce sei, und vom Duell sagt er ebenso richtig, daß es nur auf Grund des Neuen Testaments für Sünde erklärt werden könne, während es nach der natürlichen Moral gerechtfertigt sei, daß daher die Liberalen und die Sozialdemokraten, die nur eine natürliche, keine geoffenbarte Moral anerkennten, kein Recht hätten, sich dagegen zu ereifern. Die verletzte Familienehre z. B. mit dem Schwerte zu rächen, sei nach den Grundsätzen der natürlichen Moral des Mannes würdig und sogar Pflicht für ihn, und geschehe es in ritterlichen Formen, so sei vollends nichts dagegen einzuwenden. Die Engländer und Amerikaner, die das ritterliche Duell verschmähen, hätten dafür das Duell in seiner ursprünglichsten und rohesten Form: die Prügelei, und sie hätten noch etwas schlimmeres: die Preisfaustkämpfe, bei denen der Telegraph dem blutdürstigen Publikum über jedes ausgestochne Auge, jede zerquetschte Nase, jede gebrochene Rippe berichte, und bei denen nicht, wie in Olympia, um einen Ehrenkranz, sondern um Geld gekämpft werde.

Nach alledem könnte ich zwar mit dem Deutschamerikaner Arm in Arm durchs Leben wandeln, aber leider würde er für die angebotene Begleitung danken, denn ich gehöre zu den seiner Ansicht nach Verlornen, denen er ihren

Digitized by Google

Platz in der Hölle anweist. Ich bin nämlich kein Wiedergeborner. (Wenn solche, die die innerliche Erfahrung der Wiedergeburt an sich gemacht zu haben glauben, sich ihrer, natürlich zur Ehre Gottes, rühmen, warum sollten da solche, die sie nicht gemacht haben, das nicht offen eingestehen? Um einigermaßen zu wissen, wie weit eigentlich das Christentum in diesem Sinne reicht, um seine Geographie und Statistik zu gewinnen, müßten sich alle Wiedergebornen und Nichtwiedergebornen bei der Volkszählung melden.) Und zwar dürfte ich zu einer bestimmten vom Schwindsuchtsmanne sehr genau gezeichneten Klasse derer gehören, die der Hölle zuwandeln. „Der Menschheit schlimmster Feind ist die aurea mediocritas, die vergoldete, gleißende Lüge von der »goldnen« Mittelstraße." Die sei eine besonders nichtswürdige Erfindung des Teufels und so erfolgreich, „daß es hienieden schier wimmelt von der goldnen Mittelsorte, den ob ihrer Schlauheit schmunzelnden Halben. Auf dem Wege gehen die wohlgenährten, wohlgeehrten, wohlgelehrten Herren, denen die Bekehrung eine Einbildung, eine fanatische, extreme Forderung religiöser Schwärmer ist, die überall Pietismus, Frömmelei wittern, denen jedes Mysterium wie alle Mystik auf den Tod verhaßt ist usw." Nicht alles in dieser Beschreibung paßt auf mich. So z. B. schmunzele ich nicht ob meiner Schlauheit, aber ein Halber bin ich allerdings vom Standpunkte der Bekehrten aus, weil ich für meinen eignen Bedarf einen Kompromiß zwischen Gott und Welt geschlossen habe. Auch sind mir Mysterien und Mystik keineswegs auf den Tod verhaßt, aber ich gestehe offen ein, daß ich nicht mystisch angelegt bin, daß ich die jenseitigen Mächte zwar manchmal in der Leitung meines Schicksals verspürt, aber niemals mit Augen oder Ohren oder in Verzückungen oder Wiedergeburtswehen wahrgenommen habe; und ich glaube einerseits nicht, daß alle der Hölle verfallen sind, denen das Organ zur Wahrnehmung des Jenseitigen fehlt — bilden sie doch die ungeheure Mehrheit —, während ich andrerseits überzeugt bin, daß in der That zwar nicht alles, aber sehr vieles von dem, was uns aus dem Gebiete der Mystik berichtet wird, bloß Einbildung ist. Bei der geringen Anzahl von Personen, denen man glauben darf, wenn sie von ihrer Bekehrung sprechen, erscheint es mir nicht wahrscheinlich und der Heiligkeit und Güte Gottes nicht angemessen, daß sich die Wirkung der Erlösung auf sie beschränken sollte; wo aber massenhaft und sozusagen fabrikmäßig Bekehrungen gewirkt werden, wie bei den Methodisten und der Heilsarmee, da scheint mir nicht das wirkliche Christentum, sondern nur sein Zerrbild zu sein. Ritschl ist, als einer der theologischen Führer auf dem „bequemen Mittelwege," ein Gegenstand grimmen Hasses für unsre Wiedergebornen. Sollte nicht am Ende der Umstand, daß sich Ritschls Vater als Generalsuperintendent von Pommern genötigt gesehen hat, altlutherischer uud methodistischer Schwärmerei entgegenzutreten, zur Entzündung dieses Hasses einiges beigetragen haben?

Digitized by Google

Der Isch Schachefeth hatte, wie er II, 176 mitteilt, im Alter von sechzehn Jahren schon Strauß und Feuerbach verdaut und Schopenhauer und Hartmann wenigstens mit Heißhunger verschlungen. Da ist es denn kein Wunder, daß er schon in den zwanziger Jahren seines Lebens vom intellektuellen Katzenjammer befallen wurde, wie Tolstoi infolge ganz andrer Studien vom moralischen, und daß die Umkehr zum Glauben unter jenen heftigen Erschütterungen vor sich ging, die ihm als eine Wiedergeburt erschienen. Worin nun aber diese Wiedergeburt eigentlich besteht, davon kann sich einer, der sie nicht selbst an sich erfahren hat, nun einmal keine Vorstellung machen. So viel sieht man auf Seite 235 des ersten Bandes, daß es dazu gehört, „dem natürlichen Menschen zu entsagen," was aber doch wohl, da die Wiedergeburt ein Werk Gottes und unverdiente Gnade sein soll, nicht so zu verstehen ist, als ob der Mensch nur den Entschluß zu fassen brauchte, und die Entsagung damit vollzogen wäre. Mag nun aber diese Entsagung durch einen menschlichen Willensakt oder durch ein von Gott gewirktes Wunder zustande kommen, jedenfalls kann ich mir nichts andres darunter denken, als die katholisch-asketische Weltentsagung, was freilich der Wiedergeborne lebhaft bestreiten wird, denn er haßt den Katholizismus womöglich noch stärker als den armen Ritschl und geht in der Ungerechtigkeit gegen ihn so weit, daß er bei der Prüfung der verschiednen Ansichten von der Rechtfertigung die tridentinische einer besondern Berücksichtignng gar nicht wert erachtet; hätte er das siebente Kapitel gelesen — er scheint zu glauben, daß das Konzil nichts andres als Anatheme erlassen habe —, so würde er eine gar nicht üble Beschreibung der Rechtfertigung gefunden haben, die zugleich eine Beschreibung der Wiedergeburt ist, aber natürlich, als bloße Beschreibung, dem nichts nützt, der nicht die Sache an sich erfahren hat. Daß man dem natürlichen Menschen entsagen müsse, davon steht nichts in dieser Beschreibung; der Lutheraner aber fordert es, und wenn die Forderung einen Sinn haben soll, so schließt sie auch den Verzicht auf die Ehe ein, denn die ist und bleibt nun einmal etwas Natürliches; im Himmel wird nicht gefreit, wie Christus ausdrücklich gesagt hat.

Der Wiedergeborne war erst 31 Jahr alt, als er diese Betrachtungen und Untersuchungen niederschrieb (II, 173); sollte er noch 20, 30 Jahre leben, so würde er sich doch vielleicht durch allerlei Lebenserfahrungen veranlaßt sehen, die schroffe Scheidung zwischen den vermeintlich Wiedergebornen, den allein echten Christen, und den übrigen, der massa perditionis, fallen zu lassen. Wiederholt bemerkt er, der Weg zur Sünde gehe durch das Schöne. Aber geht er nicht auch durch die Gerechtigkeit? Wie viel Millionen Sünden nicht allein, sondern Verbrechen werden im Namen der Gerechtigkeit, und meistens in der aufrichtigen Meinung, daß es die Gerechtigkeit Gottes fordere, verübt! Und wie steht es mit der Liebe? Ich meine nicht die sinnliche, sondern z. B. die Elternliebe. Wie weit werden die Gewissen, wo es sich darum handelt,

Digitized by Google

für die Kinder Vermögen aufzuhäufen, ihnen eine Stellung im Leben zu sichern! Und hat nicht bei allen Völkern allezeit der Patriotismus jedes Verbrechen erlaubt gemacht? Und wie gar erst mit der christlichen Religion? Vielleicht giebt es keine verwerfliche Leidenschaft, die so viel Greuel verschuldet hätte, wie der — meistens ganz aufrichtige — Eifer für Gottes Ehre, für das Seelenheil des Nächsten und für den wahren Glauben. Das tantum religio potuit suadere malorum des edeln Epikureers Lukrez hat ja nur Sinn, wenn es als Prophezeiung der christlichen Kirchengeschichte gefaßt wird; war doch das Opfer der Iphigenie, worauf es der Dichter bezieht, nur eine nicht der Rede werte Kleinigkeit im Vergleich mit den christlichen Ketzerverfolgungen, Glaubenskriegen, Hexenbränden, Folterkammern und dem Gift, das heute, wo ihnen das Blutvergießen verwehrt ist, die Konfessionen, Sekten und theologischen Schulen gegen einander verspritzen. So dürfte Erfahrung den Wiedergebornen, der einen sehr klaren Blick hat, mit der Zeit überzeugen, daß der Sünde und dem natürlichen Menschen entsagen so viel heißen würde, als dem Dasein überhaupt entsagen, daß das, was dem Wiedergebornen als Sünde erscheint, ein unablöslicher Bestandteil der Menschennatur, eine Lebensbedingung des irdischen Daseins ist, und daß es Selbsttäuschung ist, wenn er davon frei zu sein glaubt oder auf Erden davon frei zu werden hofft. Gewiß, alles Wissen ist eitel, wie er oft hervorhebt — und doch! wie schätzt und liebt er das Wissen, ebenso die Schönheit! —, und nichtig ist nicht bloß das Wissen, sondern überhaupt alles Irdische, wie die Weisen aller Religionen: Christen, Juden, Heiden und Atheisten, jederzeit anerkannt haben. Aber wenn die Seele einen unvergänglichen Inhalt gewinnen soll, den sie ins Jenseits mit hinüber nehmen kann, so muß er aus diesen Nichtigkeiten gewonnen werden; ohne sie wäre auch die Seele der Allerfrömmsten inhaltlos, d. h. sie wäre, wenigstens aktuell, gar nicht vorhanden, es gäbe Fromme so wenig wie Unfromme. Wo bliebe denn ohne die „Sünde" dieses Tagebuch des Einsamen, das aus nichts anderm als lauter Kampf gegen die Sünde besteht? Und was wäre seine Seele, wenn sie dergleichen Betrachtungen und Untersuchungen nicht anstellte? Ein Nichts, oder eine bloße animalische Lebenskraft ohne geistigen Inhalt.

Darum irrt er auch, wenn er glaubt, die Masse der Menschen könne immerhin ewig zu Grunde gehn; werde nur „der auserwählte, feuerbeständige, edelste Teil" der Menschheit gerettet, so sei sie selbst gerettet. (I, 340.) Auch dieser auserwählte Teil birgt all das in sich, wegen dessen die Mehrzahl zu Grunde gehn soll, und hätte er es verloren, wäre es ihm durch ein Wunder ausgetrieben worden, so wäre er nicht die Menschheit, die Verwirklichung der Idee der Menschheit, sondern irgend etwas andres, uns völlig unbekanntes; man könnte daher nicht behaupten, daß die Erlösung gelungen sei. Aber auch schon darum müßte man sie, die Richtigkeit des orthodoxen Glaubens vorausgesetzt, als mißlungen bezeichnen, weil die ungeheure Masse der Menschen

Digitized by Google

ihrer nicht teilhaft wird. Und wo bleibt denn bei der orthodoxen Auffassung die Liebe? Ist ein Herz, dem das unermeßliche Erdenelend noch nicht genügt, das auch noch gelassen ansehn kann, wie mit Ausnahme eines vergleichungsweise winzigen Häufleins die ganze Menschheit, unzählbare Milliarden Seelen, ewigen Qualen verfällt, und das sich dabei seiner eignen zukünftigen Seligkeit zu freuen vermag, ist ein solches Herz ein christliches Herz zu nennen? Und ist ein Gott, der diese Einrichtung getroffen hat, die Verwirklichung der höchsten Gottesidee? Ich kann von der im Neuen Testament als höchste gepriesenen Tugend sehr wenig in diesen Wiedergebornen finden, die gar nicht an ihre Mitmenschen, einzig bloß an ihr eignes Seelenheil und an die Ehre Gottes denken. Diese ausschließliche Sorge für die eigne Seele ist doch nur eine absonderliche Form der über die berechtigte Selbstliebe hinausgehenden Selbstsucht (der Isch findet es ganz ungehörig, daß man aus der Selbstliebe, die doch nur etwas natürliches sei, eine Pflicht gemacht habe; was macht er denn daraus?), und was die Ehre Gottes anlangt, so meinen wir Weltmenschen, der Allselige und Allmächtige bedürfe unsrer Sorge dafür nicht, gerade durch den orthodoxen Glauben aber, der Gott zum — wir wollen das Wort nicht aussprechen — des größten Teils des Menschengeschlechts macht, sei für diese Ehre recht schlecht gesorgt. Natürlich leugne ich nicht, daß die Orthodoxen ein Recht haben, sich mit ihrer Auffassung von Gott und Erlösung auf die Schrift zu stützen. Wir stoßen hier eben auf unergründliche Geheimnisse. Da aber die Christen über diese Geheimnisse ihre eignen Köpfe figürlich und die ihrer Mitchristen körperlich beinahe zweitausend Jahre lang und immer vergebens zerbrochen haben, so können wir von ihrer Entschleierung unmöglich unser Handeln abhängig machen. Wir mit dem Lämplein unsrer Vernunft suchen unsern Weg durch dieses dunkle Leben und warten ruhig ab, ob es sich am Ende herausstellen wird, daß wir, gleich dem Sohne in dem Beispiel auf Seite 12 des zweiten Bandes, den Willen des Vaters getroffen haben werden. Denn Sicherheit kann darüber bei Lebzeiten niemand erlangen. Das Gewissen sagt uns zwar oft genug, was wir nicht thun sollen, aber läßt uns, wie Herbart einmal bemerkt, meistens vollständig im Stich, wo es sich darum handelt, was wir thun sollen, oder ob wir überhaupt etwas thun sollen. Und beim verbietenden wie beim gebietenden Gewissen bleibt es immer noch ungewiß, ob es wirklich Gott ist, der verbietet und gebietet, oder eine menschliche, vielleicht sehr ungöttliche Autorität; der Katholik hat vor einem Stück Fleisch am Freitag so große, mitunter noch weit größere Angst, wie vor einer Liebllosigkeit oder Ungerechtigkeit gegen den Nächsten (wie viele haben denn überhaupt Angst vor einer solchen?), und vor dem „Sanktissimum“ nicht in die Kniee zu sinken, erscheint ihm als das größte Verbrechen, dem gläubigen Kalvinisten das Gegenteil als freventlicher Götzendienst.

Wenn man so orthodox ist, daß man so ziemlich das ganze Menschen-

Digitized by Google

geschlecht der Hölle überliefern und dabei um der paar geretteten Stillen im Lande willen Gott den Schöpfer und Gott Sohn den Erlöser preisen kann, dann sollte man eigentlich nach den Segnungen, die allezeit vom Christentum fürs Volksleben erwartet worden sind, gar nicht fragen; was liegt denn daran, ob dieses Sünderpack, das dazu bestimmt ist, eine Ewigkeit in der Hölle zu braten, ob das während der kurzen Spanne seiner Erdenzeit ein wenig menschlicher oder ein wenig viehischer lebt? Aber der Isch hat ein viel zu warmes Herz und hegt trotz seiner grundsätzlichen Richtung auf das Jenseits ein viel zu lebhaftes Interesse für alle irdischen Nichtigkeiten, als daß er nicht ängstlich bemüht sein sollte, den Nachweis dieser Erlösung, den schon unzählige Apologeten zu führen versucht haben, auch seinerseits zu führen. Wie oft habe ich selbst ihn früher geführt! Aber es gehört zu den schmerzlichsten Erfahrungen, die mir anhaltende Beschäftigung mit der Weltgeschichte und Beobachtung des Lebens bereitet haben, daß alle diese Beweise ziemlich hinfällig sind. Der Lutheraner schließt eine Schilderung der Sittenverderbnisse unsrer Tage, wobei auch die heutigen Zirkusaufführungen erwähnt werden, mit den Sätzen: „Wie zur Zeit des kaiserlichen Roms geht der Hang zur Grausamkeit, die Freude an blutigen Greueln, das Zeichen einer altersschwachen Nation, durchs ganze Volk. Gerade wie damals tritt die Frau aus ihrer verborgnen häuslichen Stellung heraus und in die Öffentlichkeit hinein. Gerade wie damals wird das foeticidium zur Landessitte. Seht, das ist Humanität, rein und unverfälscht, das ist Menschentum, wenn es sich selbst überlassen wird.“ Um Vergebung! Allen Menschen unsrer Zeit sind, in Deutschland wenigstens, Katechismus und biblische Geschichte eingebleut worden, und der moderne Staat wendet seine gewaltigen Machtmittel an, um dem Volke den in der Jugend eingepflanzten oder eingebleuten Glauben zu erhalten. Dagegen war die Humanität der Alten in der That die Frucht eines sich selbst überlassenen Menschentums, und die hat denn doch ein wenig anders ausgesehen als das Leben der Millionäre und des Pöbels der Weltstadt Rom in der Kaiserzeit. Jahrhunderte lang hat es bei ihnen kein foeticidium gegeben (und keine Ehescheidung!), ist die Frau, ohne Sklavin zu sein, aus der stillen Häuslichkeit nicht herausgetreten, und hat das Volk keine Freude gehabt an blutigen Greueln. In Xenophons Symposion läßt ein „Artist“ seine kleine, nur aus einem Knaben und einem Mädchen bestehende Gesellschaft auftreten. Bei einem Messerspiel fürchten die Gäste, das Mädchen könne verwundet werden, und Sokrates sagt dem Künstler, der Anblick von Körperverrenkungen und von gefährlichen Spielen bereite einer heitern Tischgesellschaft kein Vergnügen; er möge sich auf Tänze und Pantomimen beschränken, bei denen man sich an der Schönheit und Anmut der Kinder erfreuen könne. In den heutigen Zirkussen und Variététheatern ergötzt sich das Publikum an den gefährlichsten Messerspielen, an den halsbrechendsten Luftsprüngen, und im Wintergarten des Zentral-

Digitized by Google

hotels in Berlin, einem Lokal, wo „nur die beste Gesellschaft“ hinkommt, habe ich kürzlich folgende Barbarei gesehen. Ein Mädchen hing mit den Füßen an der Decke und hielt, wie das heute üblich ist, das Reck in den Händen, an dem ihre Geschwister turnten. Das möchte noch hingehen; aber nachdem sie schon gehörig hergenommen worden war, hängte sich der Alte, ein großer, starker Mann, an das Reck und schwang sich daran in gewaltigen Bogen über die ganze Bühne; und dann — nahm er noch die beiden Kinder an sich, sodaß das an den Füßen aufgehängte Mädchen drei Personen, darunter einen schweren Mann, zu tragen hatte; und das Publikum, anstatt mit entrüstetem Pfui die Einstellung dieser völlig sinn- und zwecklosen Menschenschinderei zu fordern, klatschte rasenden Beifall. Soll ein Zweck erreicht werden, so kann es doch nur der sein, zu ermitteln, welchen Grad von Zerrung ein aufgehängter Mädchenleib aushält, ohne zu zerreißen. Ärzte mögen sagen, ob nicht bei einem solchen angehängten Gewicht das Zerreißen der Glieder sehr möglich und ein Zerreißen innerer Teile höchst wahrscheinlich ist.

Es versteht sich, daß der Lutheraner auch die soziale Frage von seinem Standpunkte aus beleuchtet. Mit seiner Auffassung hat er nun sowohl Recht als Unrecht. Mit Blut und Eisen, d. h. mit dem Kreuzestode Christi, und durch die christliche Liebe läßt er die soziale Frage ein für allemal gelöst sein. Das ist richtig, sofern man sie auffaßt als eine Frage zwischen zwei einzelnen Menschen verschiedner Stände oder Klassen. Es ist selbstverständlich, daß die stets ein befriedigendes Verhältnis zwischen sich herstellen werden, wenn sie von christlicher Gesinnung beseelt sind, und es ist auch richtig, daß es der christliche Seelsorger und Prediger hauptsächlich — ob allein, darüber läßt sich streiten — mit dieser sozialen Frage zu thun hat, die nur eine, und die in allen Völkern und Zeiten dieselbe ist. Aber mit dieser sozialen Frage haben es die Staatsmänner, die Behörden, die gesetzgebenden Versammlungen und die Professoren der Nationalökonomie eben nicht zu thun, sondern mit einer Unzahl von Einzelfragen, über die Paulus nichts geschrieben hat. Zur Beantwortung der Frage, ob die Gänseeinfuhr aus Rußland zu verbieten sei, kann uns weder das Neue Testament noch das erleuchtete Gewissen eines Wiedergebornen etwas helfen, und doch ist dies eine soziale Frage, denn jede wirtschaftliche Frage ist zugleich eine soziale, weil von ihrer thatsächlichen Beantwortung das Wohl und Wehe gewisser Volksschichten abhängt. In noch stärkerm Grade gilt das natürlich von den noch wichtigern Fragen, z. B. von den Kolonialfragen, von der Frage, ob schrankenlose Volksvermehrung wünschenswert sei, von den Fragen der Gewerbe-, der Fabrik-, der Bergwerksgesetzgebung, von Zoll- und Steuerfragen, von den Fragen der Strafrechtspflege, der Agrarverfassung usw. Wenn die wirtschaftliche Entwicklung ein paar hunderttausend Menschen in den Zustand versetzt, worin sich das schwärzeste London befindet, dann ist sogar für sie jene eine Frage, mit der es die Geistlichkeit

Digitized by Google

zu thun hat, gar nicht vorhanden. Denn erstens giebt es für sie gar keine Verhältnisse, in denen irgend etwas nach christlichen Grundsätzen zu ordnen wäre; sie bilden zusammen einen Sumpf, keine menschliche Gesellschaft. Und zweitens wird von den menschlichgestaltigen Schlammklümpchen, die den Sumpf bilden, die frohe Botschaft des Neuen Testaments gar nicht verstanden; sie müßten erst aus ihrem untermenschlichen Dasein emporgehoben und zu Menschen gemacht werden, wenn sie fähig werden sollten, der Predigt vom christlichen Übermenschentum auch nur einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Daß diese Art von Erlösung versucht werde, dazu kann ja nun freilich christliche Liebe treiben, aber die Mittel der Erlösung einer Volksmasse aus untermenschlichen Zuständen sind durchaus weltlicher, volkswirtschaftlicher Natur. Der Verfasser täuscht sich auch, wenn er glaubt, daß es das Christentum sei, was die Sklaverei beseitigt habe. Die mittelalterliche Hörigkeit ist schon im römischen Reiche vorbereitet worden durch die Institutionen des Kolonats und der glebae adscriptio, allerdings in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, aber in rein heidnischen Kreisen, die vom Christentum gar keine Kenntnis hatten, bloß infolge des Umstandes, daß die Bewirtschaftung der Latifundien mit Sklaven zuerst unrentabel und zuletzt unmöglich geworden war. Und so oft in der christlichen Zeit die wirtschaftlichen Bedingungen für die Sklaverei wiederkehrten, ist diese selbst wiedergekehrt. Hätten sich nicht die Engländer im Anfange unsers Jahrhunderts, nachdem sie den größten Teil ihres eignen Plantagenbesitzes verloren hatten, durch die von ihren Konkurrenten beibehaltne Sklaverei geschädigt gefühlt, so würden sie niemals für die Abschaffung der Sklaverei geeifert haben, und hätte nicht der größte und geistig regsamste Teil der Bewohner der Vereinigten Staaten ein materielles Interesse an der Abschaffung der Sklaverei gehabt, so würde diese allen Methodistenpredigern und allen gerührten Lesern von Onkel Toms Hütte zum Trotz heute noch fortbestehen. Darum wird der Menschenfreund zwar die Hilfe, die ihm die christlichen Prediger durch Verbreitung einer seinen Bestrebungen günstigen Gesinnung leisten, dankbar annehmen, von dieser Gesinnung allein aber die zum Wohle der Menschheit notwendigen Umgestaltungen niemals erwarten. Gewiß verkennt der Geistliche seine Pflicht, der auf der Kanzel Nationalökonomie treibt, aber viel Schaden kann er nicht anrichten. Dagegen würde ein leitender Staatsmann, der den christlichen Prediger spielen und darüber das Studium der wirtschaftlichen Zustände und ihrer Ursachen versäumen wollte, gerade solchen nicht wieder gut zu machenden Schaden anrichten, wie die spanischen Könige, die sich vor allem zur Ausrottung der Ketzer berufen glaubten, und die Eiferer für die drei Arten von Rechtgläubigkeit unter den deutschen Fürsten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Und so ist denn zwar alles, was unser Lutheraner über diesen Gegenstand sagt, wahr und schön, z. B. daß die Kirche nicht berufen sei, dem Kapitalis-

Digitized by Google

mus als Hof- und Kettenhund zu dienen, daß der reiche Mann im Evangelium gar kein schlechter Mensch, ja sogar ein guter Kerl gewesen sei und in unsrer Zeit wahrscheinlich einen Sitz im Kirchenrat bekommen hätte. Aber das alles ist seit achtzehnhundert Jahren millionenmal gesagt worden (wird es zu manchen Zeiten und an manchen Orten nicht gesagt — desto schlimmer für die Kirche!), und wie es die Entstehung der sozialen Übel unsrer Zeit nicht hat verhüten können, so kann es sie auch nicht heilen.

Noch gar vieles giebt es in diesem merkwürdigen Tagebuche, was zunächst zwar den Theologen, dann aber auch den Philosophen, d. h. jeden denkenden Menschen angeht, aber wenn wir auf das alles eingehn wollten, so würden wir kein Ende finden. Zum Schluß wollen wir die Hauptdifferenz zwischen dem Lutheraner und uns auf folgende Weise schlichten. Er sagt II, 32 von Kant, das Jenseitige, das ihm hätte Erfahrung werden müssen, sei ihm Einbildung und Fiktion geblieben, „weil er nicht wagte, zu fliegen." Auch wir — ich spreche im Namen von Millionen — wagen nicht zu fliegen, aus einem sehr guten Grunde: weil wir keine Flügel haben. Wir verachten weder die Flügelwesen unter den Menschen noch verspotten wir sie; wir schauen solche mit Ehrfurcht, die behaupten, sich über die Erde erhoben und einen Blick in den Himmel gethan zu haben, wofern ihre Persönlichkeit und ihr Leben diese Behauptung nur einigermaßen glaubhaft macht; aber wir können von ihnen verlangen, daß sie uns nicht schlechter behandeln, als es unser Herrgott thut, der uns ohne Flügel geschaffen hat und sich seit der Sündflut (1. Mose 8, 21) unser irdisches Treiben gefallen läßt.

Der Rede Sinn

Ein Bekannter von mir wurde einst als Mitglied eines Kollegiums in einer Sitzung interpellirt, wie er das und das gemeint habe, und antwortete nach kurzem Besinnen: „Nun, ich habe absichtlich eine gewisse Latitüde gelassen." Das Wort erregte große Heiterkeit und ist mir seither oft wieder in den Sinn gekommen. Daudets Numa Roumestan verspricht als demnächstiger Abgeordneter dem einen seiner Provinzgenossen dies, dem andern das und vielen nach einander eine Tabakstrafik, und als ihn seine gewissenhaftere Frau ängstlich fragt, woher er denn alle die Trafiken nehmen wolle, meint er: „Beunruhige dich nicht, liebes Kind, hier im Süden haben alle Worte immer nur einen relativen Sinn."

Digitized by Google

Heute liegt ein Buch vor mir, in dem jemand mit großem Ernst auf das Unheil seinen Finger legt, das der Mißbrauch dieser Latitüde und des relativen Sinns der Worte in unserm jetzigen Leben anrichtet. Ein philosophisch gebildeter Mann, dessen Führer unter den frühern Kant, unter den jetzt lebenden Wundt ist, ein Mann von weiten Kenntnissen und reicher Lebenserfahrung giebt mit dem oben angedeuteten, nächsten praktischen Zwecke seine Weltanschauung und verlangt, daß sie von andern geprüft werde, ein Verlangen, zu dem er nach dem Inhalt und der Form seines gedankenreichen und vorzüglich geschriebnen Buches vollauf berechtigt erscheinen muß. Das Buch hat den Titel: Rechte und Pflichten der Kritik, philosophische Laienpredigten für das Volk der Denker von C. E. Rasius (Leipzig, Engelmann) und zerfällt in drei Abschnitte: die intellektuelle oder logische, die ästhetische und die ethische Kritik, in deren einzelnen Kapiteln von dem gemeinen Gebrauch und dem strengen Begriff der vorzugsweise üblichen Ausdrücke gehandelt wird. Alles in diesem vortrefflichen Buche ist gleich lesenswert, eine einigermaßen eingehende Prüfung würde aber ein neues Buch nötig machen. Wir können nur einzelnes herausheben und dadurch unsre Leser veranlassen, aus der Quelle selbst zu schöpfen.

Aller Irrtum, meint der Verfasser, beruht darauf, daß, was ungewiß, also Gegenstand des Glaubens und Zweifels ist, für gewiß ausgegeben wird. Absolut, aber assertorisch gewiß ist, was auch anders sein könnte; absolut, aber apodiktisch gewiß, d. i. notwendig, was nicht anders sein kann. Der Glaube ist nicht unvollkommnes Wissen, etwas minderwertiges, sondern nur etwas vom Wissen verschiednes. Dem Glauben wohnt eine Thatkraft inne, das Wissen ist kalt und unfruchtbar. Der Glaube spielt in Leben und Wissenschaft eine viel größere Rolle, als man meint, unsre intensivsten Gefühle sind nicht an das Wissen, das, wenn einmal festgestellt, indifferent ist, sondern an den Glauben geknüpft. Ohne ihn würde man in der strengsten aller Wissenschaften, der Mathematik, nie über die Axiome hinauskommen; die Resultate sind gewiß, aber auf dem ganzen Wege von einem gegebnen Satze bis zum erbrachten Beweise eines neuen regiert der Glaube, der die Richtung zeigen muß. Das Gebiet des Glaubens ist groß, das des Wissens sehr klein. Das wissenschaftliche Kausalitätsgesetz mag nützlich sein, wie mancher andre Glaubenssatz, aber absolute Gewißheit hat es nicht. Die mechanische Kausalitätslehre kann günstigstenfalls physische Wirkungen aus physischen Ursachen ableiten, das unmittelbar Gewisse, die seelischen Vorgänge berührt sie nicht. Materie oder „Energien“ hat kein Mensch gesehen, sie sind nur Ausdrücke für etwas unerklärbares; wer sie gebraucht, hat das Gebiet der Thatsachen verlassen und bewegt sich in Spekulationen. Auch die Unterscheidung von Wunderbarem und Natürlichem, die für wissenschaftlich gilt, besteht nicht zu Recht. Die Definition des Wunders, nach der es den Naturgesetzen widerspricht oder das Kausalitäts-

Digitized by Google

gesetz durchbricht, ist falsch, denn wir kennen die Naturgesetze nicht vollständig. Nennt man aber das ein Wunder, was den bis jetzt erkannten Naturgesetzen widerspricht, so hat die Leugnung des Wunders keinen Sinn mehr, denn was den heute erkannten Gesetzen widerspricht, wird vielleicht später bei tieferer Erkenntnis keinen Widerspruch mehr erfahren. Es giebt in der Biologie und in der Physik Thatsachen genug, denen keine Theorie gerecht geworden ist, die also wunderbar erscheinen, und wenn das Wunder ein Ereignis ist, das keinen Platz in der Kausalreihe hat, dann muß die Naturwissenschaft nicht bloß die Möglichkeit, sondern sogar die Thatsächlichkeit von Wundern zugeben. Die Kausalität ist ein Glaubensartikel. Alles, was mathematisch unmöglich ist, ist überhaupt unmöglich, und alles, was mathematisch möglich ist, ist überhaupt möglich. Der Gegensatz zwischen Wunder und Natur kann sich also nicht auf die apodiktische Gewißheit beziehen, sondern er muß sich auf das Gebiet des Thatsächlichen gründen. Die Definition müßte also lauten: ein Wunder ist, was sich in ähnlicher Weise vorher noch nicht zugetragen hat, oder was wenigstens noch nicht beobachtet worden ist. Dann ist aber der ganze Unterschied hinfällig.

Ich breche diese Gedankenreihe ab, um mich dem Kapitel über Raum, Zeit und höhere Dimension zuzuwenden. Die Art, wie sich der Verfasser mit der „vierten Dimension" abfindet, hat viel Ansprechendes. Es ist gar nicht wahr, daß der Raum drei besondre Dimensionen hat, er ist allseitig ausgedehnt, es giebt von jedem Punkte aus unendlich viele Richtungen. Der Begriff der Dimension, sofern darunter etwas andres verstanden wird als die allseitige räumliche Ausdehnung, sofern man also von einem eindimensionalen linearen, zweidimensionalen ebenen und dreidimensionalen räumlichen System spricht, ist nichts weiter als ein brauchbarer wissenschaftlicher Hilfsbegriff, der die stillschweigende Bestimmung enthält, daß es nur drei Dimensionen giebt. Ausdrücke wie vierte Dimension, n-Dimensionen, sind also leere Worte, inhaltlose Scheinbegriffe. Es ist ebenfalls falsch, daß nur das Zweidimensionale oder Flächenhafte durch unsre räumlichen Sinne, Tast- und Gesichtssinn, gegeben, d. i. wirkliche elementare Bewußtseinssache, die dritte Dimension dagegen eine Schlußfolgerung auf Grund der Erfahrung sei (Zöllner). Denn die Wahrnehmung einer Fläche ist ohne die dritte Dimension, d. i. volle, allseitige Ausdehnung gar nicht denkbar. Eine Fläche liegt stets in einer Entfernung, diese mag unbestimmt sein, aber sie ist nie gleich Null. Durch Erfahrung erlangen wir nicht die dritte Dimension, sondern nur deren unzweideutige Lokalisirung, die Fähigkeit der Entfernungsschätzung. Das ist das einzige Wahre an dem sogenannten zweidimensionalen Sehen der Kinder, wovon unsre Kinderstubenpsychologen soviel Wesens machen. — Raum und Zeit sind elementare Bewußtseinsfunktionen, deren wir uns nie entäußern können, Anschauungsformen, durch die wir alle Dinge betrachten, und die uns, wie eine

Digitized by Google

blaue Brille, vom lieben Gott als Zugabe des Lebens und Wahrnehmens mit in diese Welt gegeben worden sind. Übrigens besteht ein eigentümliches Abhängigkeitsverhältnis zwischen Raum und Zeit. Eine Änderung im Raume kann nur in der Zeit erfolgen, beide vereinigt in sich der Begriff der Bewegung. Das Licht gebraucht von der Sonne bis zur Erde acht Minuten, von den nächsten Fixsternen Jahre, von den entferntern Jahrhunderte und von den fernsten Sternnebeln Jahrtausende. Wir sehen also nicht, was dort gegenwärtig geschieht, sondern was vor Jahren bis Jahrtausenden geschehen ist. So würde auch ein mit außerordentlicher Schärfe ausgestattetes Auge von dorther sehen, nicht was auf unserm Planeten gegenwärtig ist, sondern was sich vor langen Zeiten zugetragen hat. Ein vollkommnes Auge könnte von einem Punkt im Weltenraum Ereignisse unsers Mittelalters, von einem noch entferntern solche des Altertums wahrnehmen. Könnte ein solches Wesen an verschiednen Orten zugleich sein, so würde es Ereignisse der verschiednen Zeiten gleichzeitig sehen. Könnte es überall, d. h. vom Raume unabhängig sein, so würde es Gegenwart und Vergangenheit auf einmal vor Augen haben, und da nach der heutigen Naturwissenschaft die Zukunft notwendige Folge alles Vergangnen ist, so müßte diesem Wesen auch die ganze Zukunft gegenwärtig sein. Ein Wesen, das überall ist, bedarf also keiner Zeit, und so kann man mit den Mitteln einer ganz materialistischen Naturanschauung aus der Allgegenwart eines Wesens, d. i. seiner Unabhängigkeit vom Raum, seine Allwissenheit und Ewigkeit beweisen.

Bei der Zusammenfassung dieser Gedankenreihen haben wir den Zweck, zu dem sie dem Verfasser dienen, die Notwendigkeit einer schärfern Formulirung der im Leben gebräuchlichen Ausdrücke zu erweisen, nicht jedesmal mehr hervorgehoben. Dies mag in einzelnen, hier und da herausgegriffnen Bemerkungen, die besonders zutreffend scheinen, geschehen. Zwischen Aberglauben und wissenschaftlicher Leichtgläubigkeit besteht logisch kein Unterschied, zum „Aberglauben“ gehört aber immer, daß ihn „ein andrer“ hat; man hat ihn niemals selbst. Die kriminalistische Wissenschaft, die mit den sogenannten Verbrecherkriterien operirt, hat, so lange die Zahl der unbestraften Verbrecher nicht ermittelt ist, nichts weiter bewiesen, als daß Individuen mit niedriger Stirn, abstehenden Ohren usw. sich leichter fangen lassen. Sehr beachtenswert erscheint mir, was der Verfasser über den heutigen Parlamentarismus, ebenfalls unter „Aberglauben,“ sagt. Er meint, in künftigen Jahrhunderten werde man über das, was man heute parlamentarisches Regime nenne und als den Gipfel der Volksfreiheit betrachte, ebenso verächtlich urteilen, wie wir heute über die Hexenprozesse. Er spricht über Majoritätsherrschaft, Parteien und Wahlrechte mit vieler Einsicht und giebt uns z. B. eine hypothetische Tabelle, nach der es möglich ist, daß bei allgemeinem Wahlrecht und Wahlkreisen mit je einem Abgeordneten eine kleine Wählerminorität einer Partei eine gewaltige Majorität

Digitized by Google

von Abgeordneten ins Parlament schickt. Sodann kommt er auf den Mißbrauch, der mit dem Worte „Freiheit" getrieben wird. Es ist sehr bedauerlich, meint er, daß sich auch bei uns immer mehr die unlogische, maßlose Selbstüberhebung geltend macht, an der verschiedne europäische Völker und besonders die Amerikaner kranken: daß man seine Nationalität, sein Glauben und Denken für soviel besser hält als die aller andern Menschen. Diese Selbstüberhebung sei dem germanischen Bewußtsein fremd, und wo sie existire, sei sie eine Folge des römischen Einflusses. „Die Römer waren das wissenschaftlich und philosophisch unproduktivste Volk, dessen höchste Ideen einen niedrigen Utilitarismus niemals überstiegen, ein Volk, das niemals höhere Ziele kannte als Herrschaft, Reichtum, Genuß und Müßiggang, und dessen einzige Leistung war, daß es einen nüchternen Baustil und die Sprache schuf (das wären allerdings schon zwei Leistungen!), in der man am besten Lügen und das Recht verdrehen kann. Daß dieses Volk es verstand, mit dem Blute und dem Gelde der von ihm düpirten Nachbarvölker eine Zeit lang die Weltherrschaft zu erobern, das hat der geistigen Entwicklung der Menschheit eine tausendjährige Periode des Stillstands, das Mittelalter, gekostet." So geistvoll geformte Sätze finden sich viele in dem Buche, ich habe diesen, obwohl sich viel gegen ihn einwenden ließe, ausgeschrieben, nur um die Art zu kennzeichnen. Was dann weiter über „Freiheit" im politischen und wirtschaftlichen Leben gesagt wird, ist sehr beherzigenswert. Ich gebe daraus einige Auszüge. Wenn man bei uns dem Volke weismacht, in Amerika und England habe das Volk größere Freiheit, so ist das völlig unwahr. Richtig ist nur, daß dort ein größerer Volkswohlstand besteht, das liegt aber an andern Verhältnissen, als an den freiheitlichen Institutionen der Länder. Der Wohlstand Englands beruht darauf, daß es ein Irland und ein Indien hat. Nordamerika aber verdankt seinen durchschnittlich größern Volkswohlstand dem Umstande, daß auf einem fruchtbaren Ländergebiete, das fast zwanzigmal so groß ist wie das Deutsche Reich, nur siebzig Millionen Menschen wohnen, und einer despotischen, schlauen Einwanderungsgesetzgebung, die die künstlich aufgeschraubten Lohnverhältnisse aufrecht erhält, so lange sich die europäischen Nationen und Kanada diese Tyrannei gefallen lassen. Dieser auf Kosten andrer Völker erhaltne Wohlstand verbindet sich mit einer Dosis politischer Gleichgiltigkeit, vermöge deren dem Amerikaner, solange er nicht in Mitleidenschaft gezogen ist, nichts daran liegt, daß Wahlvergewaltigung mit Knüttel und Pistole, Lynchjustiz, Nepotismus und Stellenschacher, Beamtenbestechlichkeit und Polizeiwillkür eine Ausdehnung angenommen haben, gegen die die gleichartigen Übelstände in Rußland oder in der Türkei wahre Waisenknaben sind. „Diese Gleichgiltigkeit des mit beschnittnen Flügeln im Hanfsamen sitzenden Vogels sieht dann aus einer Entfernung, aus welcher man das Drahtgitter des Käfigs nicht erkennen kann, wie Freiheit aus." Aber der Verfasser richtet seine Vorwürfe gegen ein „sich fälschlich mit der Freiheit

Digitized by Google

identifizirendes Staatswesen," nicht gegen das Volk, das trotz seines schlechten, mittelalterlichen Schulwesens durchschnittlich auf einer höhern Bildungsstufe stehe als der Europäer. Amerika hat keine unserm Gelehrten-, Beamten- und Offizierstande entsprechende Geistesaristokratie, aber auch „keine eigentlichen untern Klassen"; die Amerikaner haben den Beweis geliefert, daß mit der niedrigsten Arbeit nicht gesellschaftliche Inferiorität und Roheit der Gesinnung verbunden zu sein braucht, und darin könnten wir Europäer von ihnen lernen. Der Verfasser, der sich die meisten nord-, mittel- und südamerikanischen Republiken mit eignen Augen angesehen hat, addirt seine Beobachtungen mit seinen europäischen Erfahrungen zu folgendem Ergebnis. Republikanische Verfassung und parlamentarische Regierung dienen in allen Fällen dem Gesamtwohl der Nationen schlecht, in vielen aber geradezu nur einzelnen herrschsüchtigen Personen, und es giebt auf der ganzen Erde kein Land, in dem der wahrheitsliebende und redliche Staatsbürger so große Freiheit, d. h. Unbeschränktheit in seinem Denken, Reden und Handeln hat wie in Deutschland.

Ganz besonders energisch wird der Verfasser gegenüber der ästhetischen Kritik mit seiner Forderung nach Sichtung der Ausdrücke. Die Herrschaft der Phrase auf diesem Gebiet hat bei ihm offenbar einen Puritanismus hervorgerufen, der wieder viel zu weit geht. Alle ästhetischen Urteile gehen auf die Unterscheidung des Angenehmen und Unangenehmen zurück, eine allgemeingiltige Definition des Schönen kann es niemals geben — das kann man zugestehn. Aber der Verfasser verlangt, man soll das Wort „schön" nicht gebrauchen, außer wenn man damit sagen wolle, daß man sich des nur subjektiven Werts einer Empfindung deutlich bewußt sei. Der Mensch habe das Recht, einem Kunstwerk, z. B. einem Bilde gegenüber entweder zu sagen: es gefällt mir, oder es gefällt mir nicht — oder aber er müsse eine scharfe Prüfung vornehmen, und erst darnach könne er ein objektives Urteil fällen: dies ist falsch oder nicht. Die Prüfung habe sich mathematisch ausgedrückt auf fünf variable Elemente zu erstrecken: Ausdehnung, Anordnung, Farbenton, Farbensättigung und Helligkeit. Ideen des Malers, die durch Assoziation in dem Beschauer eines Bildes hervorgerufen würden, Stimmung usw. seien keine Eigenschaften des Bildes außerhalb jener Elemente. Wer sich gewissenhaft ausdrücken wolle, dürfe sich daher in Bezug auf ein Bild nur solcher Ausdrücke bedienen, die mit Hilfe eines jener fünf Elemente definirt werden könnten. Alle andern Ausdrücke seien Scheinbegriffe, hinter denen sich Unwissenheit, Denkfaulheit oder Unehrlichkeit verstecke. Dazu giebt er Beispiele. Er will ferner das Wort „Technik" nicht gebraucht wissen (womit ja ohne Frage von Kunstschriftstellern viel Mißbrauch getrieben wird), verwickelt sich aber dabei selbst in ein solches Geschlinge von unrichtigen Voraussetzungen, daß es zweifelhaft scheinen kann, ob er gut daran gethan hat, sich mit seinen Reformvorschlägen auf dieses Gebiet zu begeben. Er meint: „So gut ein gewandter Zeichner von kom-

Digitized by Google

plizirten Gegenständen perspektivische Aufnahmen, die an Schärfe und Richtigkeit Photographien nichts nachgeben, anfertigen kann, ohne ein andres Instrument zu gebrauchen als Pinsel und Tusche, genau ebensogut ist es möglich, daß jemand, der total andre Werkzeuge, andern Pinselstrich und andre Farbenmischungsmethoden verwendet, als Raffael, eine Kopie von der Sixtinischen Madonna lieferte, die von dem Original absolut nicht zu unterscheiden wäre" — und jeder in Kunstsachen einigermaßen Erfahrne wird ihm sagen, daß beides gleich unmöglich ist. Er sagt: „Ein klar denkender Künstler wird imstande sein, mit Hilfe verschiedner Verfahrungsweisen denselben Effekt hervorzurufen" — ganz denselben jedenfalls nicht für eine scharfe und von Kundigen angestellte Vergleichung —, der Satz bedarf also starker Einschränkung. Aus beiden Sätzen folgert aber der Verfasser, daß „Technik" nicht als Eigenschaft eines Kunstwerks verstanden werden dürfe, noch als solche des Künstlers oder endlich beider zugleich. Nun haben wir aber zweifellos oft einen Begriff nötig für eine Art der Herstellung, die bei einem Bilde auf einen bestimmten Maler, vielleicht irrtümlich, schließen läßt, weil sie dieser oft anwendet, wir übertragen dann die Eigenschaft auch auf ihn, er braucht sie ja nicht ständig zu zeigen, er kann ja über ganz verschiedne Herstellungsweisen verfügen; warum kann ich nicht von drei, vier Techniken oder Manieren Raffaels oder Palma Vecchios sprechen? Gewinnt der Verfasser irgend etwas dadurch, wenn ich mich verpflichte, dafür mit ihm etwa „Verfahrungsweise" zu sagen? So ist es auch mit dem Ausdruck „Stil," gegen den er eifert. Gotischer, romanischer Stil zu sagen für „Art," sei Schwindel, Art bedeute sachlich dasselbe, und wer z. B. vom romanischen Stil spreche, habe „die Verpflichtung, zu definiren, welche Elemente und welche Zusammensetzungen das Charakteristische jener Bauart bilden," denn fast alle Elemente eines solchen Stils würden auch in andern „Bauarten" gefunden. Nach seiner Auffassung wäre „Stil" die „Summe aller übereinstimmenden Eigenschaften einer gewissen Gruppe der Art nach oder historisch zusammengehöriger vorhandner Kunstwerke," aber das sollte „nicht die geringste Bedeutung" haben für die noch zu schaffenden Kunstwerke. Ebenso bekämpft er den Gebrauch des Worts „realistisch," während er „idealistisch" für zulässig oder gar unentbehrlich zu halten scheint.

In der Ethik erklärt er den Gebrauch von Gut und Böse und die darin liegende Begriffsunterscheidung für völlig illegitim, im besten Falle für überflüssig, im schlimmern aber für unwahr und schädlich. Das beruht aber bei ihm keineswegs auf einer Umwertung in Nietzsches Art, vielmehr denkt er in Bezug auf die Moral nicht anders als die meisten andern, er weist nur schärfer darauf hin, daß sich in jenen Ausdrücken eine subjektive Beurteilung ausspreche, der keine wirkliche oder ausreichende Kenntnis zu Grunde liege: ich glaube, ich weiß aber nicht, wie andre Menschen sind. Dieser moralische Abschnitt enthält vieles, weit mehr als jener ästhetische, worüber eine sachliche Ver-

Digitized by Google

ständigung leicht wäre. Aber wie steht es nun dort und überhaupt im allgemeinen mit dem Verlangen, daß die betreffenden Worte entweder ganz beseitigt oder immer nur „eindeutig“ gebraucht werden sollen?

Jeder sorgfältige oder erfahrne Schriftsteller weiß, wie schwer es oft ist, mit Worten nahe an Sachen heranzukommen, wie beinahe unmöglich, einen Gedanken durch Worte genau so einem andern, wie man ihn selbst gehabt hat, zum Bewußtsein zu bringen. Wendet sich ein solcher an einen engen Kreis, in der Fachwissenschaft oder als Geschäftsmann, so wird er von selbst die vom Verfasser empfohlne Eindeutigkeit seiner Ausdrücke erstreben und da, wo er sie nicht buchstäblich zu erfüllen weiß, die einzelnen Worte noch durch Definitionen sicher stellen. Bisweilen aber und hauptsächlich, wenn er zu einer größern Menge von Lesern redet, wird er die Tragkraft seiner Worte etwas anders ausnutzen und einen einzelnen Ausdruck auch wohl ein wenig biegen. Noch mehr thut das der sprechende Mensch überhaupt, das sogenannte Volk; im Laufe der Zeit ändern sich die Bedeutungen der Worte, und darauf mit beruht das Leben, das Weiterwachsen einer Sprache. Wo bliebe die Poesie, wenn die Menschen sich über lauter „eindeutige“ Ausdrücke verständigt hätten, oder ganz abgesehen von den Dichtern, wo bliebe der Reiz einer einfachen Unterhaltung? Kann sich vielleicht der Leser jemand vorstellen, der immer in Syllogismen spricht? Ich habe einen solchen gekannt, der in den gleichgiltigsten Dingen, beim rechts- oder linksgehen, bei kaum festzustellenden Unterschieden der Zeit oder der äußern Wahrnehmung nachsichtslos durch den allergenausten Ausdruck alles bis auf den Grund erschöpfte und dadurch meine und seine wahre Meinung feststellte. Derartige Naturen sind selten. Die meisten Menschen würden, auch wenn man sie einmal mit lauter eindeutigen Ausdrücken versähe, nach einer Weile wieder anfangen, ihre Ausdrücke durch Einlage von Begriffsnüancen zu weiten, und sie würden jene Weiterbildung der Sprache mit betreiben, die zum Leben gehört, gegen deren praktische Nachteile sich der Verfasser dieses Buches jedoch mit Recht wendet. Wenigstens in vielen Punkten mit Recht. Es ist gut, wenn den Menschen bisweilen gesagt wird, wohin sie es treiben, wenn sie nicht streng auf die Rede ihres Mundes achten. Trotz alledem wird man durch solche Mahnungen nicht sehr viel bewirken. Die Latitüde, von der ich im Eingang sprach, wird immer ihre Freunde haben. Hoffen wir höchstens, daß es nicht allzuhäufig die Relativität Numa Roumestans sein möge.

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Waffengebrauch der Polizei in Preußen. Der durch einen Vertrauensbruch in die sozialdemokratische Presse gelangte Erlaß des preußischen Ministers des Innern, durch den die Polizeibeamten angewiesen sein sollen, sofort vollen Gebrauch von ihrer Waffe zu machen und es nicht erst mit sogenannten Schreckschüssen und mit der flachen Klinge zu versuchen, hat natürlich überall, nicht nur in Preußen, viel Staub aufgewirbelt. Wir empfinden es nachgerade fast wie einen körperlichen Schmerz, es schlägt uns auf die Nerven, wenn immer wieder gerade in Preußen den politischen Brunnenvergiftern solche fette Brocken feilgeboten werden. Läßt sich das denn nicht vermeiden? Der Preußenhaß hat im Reiche doch wahrhaftig schon mehr Boden gewonnen, als gut ist, auch unter gut konservativen und reichstreuen Leuten.

Wir wissen nicht, ob sich neuerdings in einzelnen Fällen die Schreckschüsse und der Gebrauch der flachen Klinge als schädlich erwiesen haben, oder ob etwa im allgemeinen eine die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung gefährdende Ängstlichkeit eingerissen ist. Die Möglichkeit ist ja nicht ausgeschlossen, und wenn der preußische Polizeiminister angesichts solcher Thatsachen den Fehler gerügt und dessen Abstellung den Regierungspräsidenten „vertraulich“ ans Herz gelegt hat, so ist dagegen nichts einzuwenden. In der üblichen Weise wird dann einer der Herren im Ministerium mit der Abfassung des „Erlasses“ beauftragt worden sein, wozu übrigens nach der bekannten Ansicht der ältern Exzellenz von Köller nicht immer ein Übermaß von Scharfsinn und praktischer Erfahrung für unerläßlich gehalten werden soll. Ein solcher Erlaß kann sehr gut gemeint sein, aber trotzdem, auch nachdem der Herr „Chef“ seine lange oder kurze Namensunterschrift darunter angedeutet hat, nicht die Heiligkeit und Unantastbarkeit in jedem Wort und jedem Komma verdienen, die ihm von den untern Bediensteten, deren Thun und Lassen er betrifft, vielleicht beigelegt wird, falls er ihnen durch die Zwischeninstanzen wörtlich zugeht. Die den Regierungspräsidenten mit gutem Sinn zu teil gewordne Erinnerung kann sogar als „Instruktion“ in der Hand des Schutzmanns oder Polizeikommissars allen Sinn verlieren. Das ist die fatale Eigentümlichkeit des Schreibwerks von oben herunter. Sie hat sich vielleicht auch in diesem Falle wieder einmal geltend gemacht.

Eine „Instruktion“ dahin, daß ausnahmslos vor dem ernsthaften Gebrauch der Waffe, mag der Fall liegen, wie er will, blind geschossen und flach gehauen werden solle, wäre wörtlich genommen sehr bedenklich; aber eine Instruktion, die wörtlich, grundsätzlich und ausnahmslos Schreckschüsse und flache Hiebe verbietet, ist noch bedenklicher. Jeder erfahrne Landrat und Polizeiverwalter wird das zugeben. Der Waffengebrauch der Polizei wird immer nach den besondern Umständen einzurichten sein, unter allen Umständen aber wird man dabei das Vergießen von mehr Blut, und vollends von mehr unschuldigem Blut, als nötig, zu vermeiden haben. Ganz gewiß kann durch Schreckschüsse und flache Hiebe eine bösartige Masse zu hartnäckigerm Widerstande herausgefordert werden, und der Waffengebrauch dann umso blutigere Folgen haben, aber umgekehrt kann auch das Niederschießen und Niederhauen, überhaupt das fließende Blut, die Gewaltthätigkeit und die Wut erst zum Ausbruch bringen. Darüber sollte man in Preußen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts eigentlich kein Wort mehr zu verlieren brauchen. Wir reden auch nur davon, weil einige Tageszeitungen geglaubt haben,

Digitized by Google

der konservativen Sache dadurch zu dienen, daß sie bedingungslos die ganz unvernünftig scharfe Auslegung des Erlasses, als ob nun immer sofort und ausnahmslos scharf in die Leute hineingeschossen und gehauen werden müßte, in den Himmel erhoben und jede Mahnung zur Vernunft und Menschlichkeit beim Waffengebrauch gegen Aufläufe als demokratische oder gar sozialdemokratische Staatsfeindlichkeit zu verketzern suchten. Mit aller Entschiedenheit legen wir gegen diese Verunglimpfungen des zeitgemäßen Konservatismus, von dessen weiterm Erstarken alles abhängt, Verwahrung ein. Das „Forschthun“ mit Blut und Eisen im Staatsleben macht nicht den Konservativen und nicht den reichs- und kaisertreuen Politiker, aber der konservative Name wird dadurch bloßgestellt vor dem ganzen deutschen Volke, da der ehrliche Konservatismus heute mehr als jemals die dringende Pflicht hat, sich um das Panier des Reichs und des Kaisers zu sammeln.

Sollte der Erlaß, von dem wir reden, nicht durch die oben erwähnten Thatsachen veranlaßt worden sein, sondern lediglich durch die Rücksicht auf die sich zweifellos mit der zunehmenden sozialistischen Verhetzung steigernde Gefahr gewaltthätiger Tumulte und aufrührerischer Putsche, so würde man unsers Erachtens auch denn die Sache vielleicht ganz gut gemeint aber am falschen Ende angefaßt haben.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß der Staat angesichts dieser sich steigernden Gefahr die polizeilichen Machtmittel auf einen ganz außergewöhnlich hohen Stand zu bringen und auf ihm zu erhalten hat. Der alte Schäffle schrieb noch vor Ablauf des Sozialistengesetzes in seiner Zeitschrift folgendes über die in der Bekämpfung der Sozialdemokratie ohne Ausnahmegesetze dem Staat gestellten Aufgabe: „Allein nicht im Bereiche gemeinrechtlicher Strafjustiz liegt die Hauptaufgabe. Die direkte Bekämpfung der sozialdemokratischen Umsturzbestrebungen wird weit mehr Aufgabe der gemeinrechtlichen Polizei- und Militärverwaltung sein. Was auf diesem Boden etwa bereits weiter geschehen ist, um Umsturzversuchen vorzubeugen und Umsturzhandlungen niederzuschlagen, entzieht sich jedoch der öffentlichen Kenntnis und der Kritik der Laien. Nur die allgemeinen Maßregeln lassen sich leicht vermuten: zuverlässige und starke Sicherheitspolizei in den großen Städten; zuverlässige und starke, möglichst aus der Landbevölkerung gestellte Garnisonen und — gegen Putsche im Kriegsfalle — ebensolche Landsturmformationen im Umkreise der großen Städte; hinreichend starke Bedeckung und sichernde Ortswahl für die Arsenale, Waffen- und Munitionsdepots gegen Überrumpelung usw....; Überwachung, Einschränkung und nötigenfalls Verbot des privaten Waffen- und Munitionsbesitzes. Wenn in diesen und andern Richtungen die gemeinrechtliche Sicherheitspolizei und Militärverwaltung wirklich schon alles gethan haben sollte, um Umsturzversuche zu zerschmettern, so ist dies ein Verdienst nicht bloß um das Bürgertum, sondern auch um das Proletariat und dessen Führer. Beide letztern verfallen dann der »schießenden Flinte und dem hauenden Säbel« des Herrn von Puttkamer nicht.“

Das mögen sich die sogenannten „liberalen“ und sozialistischen Kreise gesagt sein lassen, ebenso wie manche Regierungen. Es geht ohne ein starkes Aufgebot polizeilicher Machtmittel heute nicht mehr, und wir sollten nie vergessen, daß selbst in Preußen, das man so gern als den Polizeistaat in Deutschland hinstellt, Polizei und Gendarmerie dem „freien“ England gegenüber in auffallend kleiner Anzahl vorhanden ist. Wenn Schäffle die Großstädte allein hervorhebt, so mag das in Bezug auf große Umsturzaktionen guten Sinn haben, aber gerade auch in unsern, selbst den industriereichen, Mittel- und Kleinstädten und großen Landorten liegt der Mangel an Polizei offen zu Tage. Die Gendarmerie ist so zerstreut, daß ein Aufgebot von fünf bis zehn Mann schon längere Vorbereitung voraussetzt, und die

Digitized by Google

Polizeidiener oder Schutzleute in den Mittel- und Kleinstädten entsprechen weder an Zahl noch an Tüchtigkeit dem Bedürfnis. Sie sind selbst bei unbedeutenden Aufläufen fast immer in der kläglichsten Lage. Sowohl die Vermehrung als die bessere Bezahlung und bessere Schulung des Polizeipersonals ist ernstlich zu verlangen. Der Staat hat dabei selbst und unmittelbar das Heft in der Hand zu behalten, die vielgerühmte Selbstverwaltung ist in England auf diesem Gebiete längst bankerott geworden, und bei uns ist sie von vornherein bankerott gewesen. Es wäre im höchsten Grade zu beklagen, wenn man in Preußen glauben sollte, diese Schwäche der polizeilichen Einrichtungen durch schärferes Schießen und Hauen wett machen zu können.

Wenn man annähme, der moralische Eindruck, den der Erlaß auf das Volk mache, wäre insofern von präventivem Wert, als nun der Janhagel sich hüten würde, sich der Aufforderung, auseinander zu gehen, zu widersetzen, so wären das sehr unpraktische Illusionen. Abgesehen davon, daß das Auseinandergehen meist sehr viel leichter verlangt als selbst beim besten Willen gemacht ist — ein Umstand, der die Schreckschüsse der einschreitenden Polizei häufig nahe legt —, so denkt die leichtsinnige, erregte und neugierige Masse, die bei diesen Affairen hauptsächlich in Betracht kommt, an den „Erlaß“ überhaupt nicht. Vielleicht könnten eine Reihe sehr blutig ablaufender Tumulte Eindruck machen, und es fehlt ja nicht an gedankenlosen oder schlechten Leuten, die den Wunsch nach solchen auch für ein Zeichen konservativer Gesinnung halten. Wer aber nicht gedankenlos redet und nicht schlecht ist, der wird diese Pädagogik nicht gut heißen. Will man Eindruck machen und unnötiges Blutvergießen vermeiden, so sorge man für die rechtzeitige Bereitschaft möglichst reichlicher tüchtiger Polizeimannschaften und für den intensivsten Aufklärungsdienst, d. h. die sorgfältigste Überwachung aller Vorkommnisse und Veranstaltungen, die zu Tumulten Veranlassung geben können, durch zuverlässige achtungswürdige Beamte. Die Sünden der preußischen Polizeiverwaltung geben dem Minister wahrhaftig Grund genug zum praktischen Eingreifen. Mit „Erlassen“ ist wenig gethan, wenn die hohen „Chefs“ sich nicht mehr um den praktischen Dienst tief unten, auf den alles ankommt, kümmern.

Und selbst wenn — was sehr unwahrscheinlich ist — der Erlaß die Wirkung der durch ihn angeblich verbotnen Schreckschüsse haben sollte, so wäre die traurige aber ganz sichere Nebenwirkung immer noch tief zu beklagen, daß er viele Tausend gebildeter, patriotischer Männer in Deutschland unnötig vor den Kopf stößt und noch viel mehr ganz brave aber leichtgläubige Arbeiter mißtrauisch macht und der Sozialdemokratie ins Garn treibt.

Bücher über Frankreich. Obwohl wir im allgemeinen über das Leben unsrer westlichen Nachbarn besser unterrichtet sind, als sie über uns, so fehlt unsrer Kenntnis über sie doch selbstverständlich noch sehr vieles, und Bücher, die mit der Absicht auftreten, hier eine Lücke auszufüllen, sind von vornherein unsrer Beachtung wert.

Die Entwicklung der französischen Litteratur seit 1850 von Erich Meyer (Gotha, Perthes) ist ein solches Buch. Der Verfasser weist darauf hin, daß sich die Franzosen viel mehr um das Treiben ihrer Schriftsteller bekümmern und ernsthafter über das Verhältnis der Tageslitteratur zu den Erscheinungen der Vergangenheit nachdenken, als wir es in Bezug auf unsre Litteratur zu thun pflegen. Bei ihnen ist ja auch das Interesse an der Sprache als Form viel größer, und die Fragen des Klassizismus und der Romantik, worüber alljährlich in der Revue des deux Mondes Aufsätze erscheinen, sind unserm Publikum höchst gleichgiltig, oder

Digitized by Google

es schreibt darüber bei uns höchstens der Fachmann einmal für den Fachmann, und dann jedenfalls auch in weniger lesbarer Darstellung. Der Verfasser will uns nun diese neuere französische Litteratur vorführen, soweit sie mit dem Leben zusammenhängt und das Interesse aller gebildeten Menschen beansprucht. Er schildert hübsch und setzt klar aus einander. Nur selten finden sich Unrichtigkeiten. So die öfter wiederholte Behauptung, daß die klassische Dichtung der Franzosen nicht national gewesen sei; national war sie durchaus, nur nicht volkstümlich. Oder die Bemerkung zu den französischen Romantikern: „teilweise fand sich die Wertherstimmung bereits in Rousseaus 1760 erschienener Nouvelle Héloïse." Vielmehr lag die Sache so, daß, was Goethe und andre Deutsche von Rousseau nahmen, die Franzosen später, vor allem von den deutschen Romantikern zurückempfingen. Nicht klar ist ferner die Mitteilung über George Sand; man müßte nach Seite 167 meinen, ihre Dorfgeschichten wären nach 1848 geschrieben, sie sind aber doch älter als die sozialpolitischen Schriften. Der erste Abschnitt ist dem „Romantismus" gewidmet (warum nicht „Romantik," wie wir, oder „Romanticismus," wie die Franzosen sagen? man sagt doch auch nicht „Klassismus"), der zweite den Realisten, die sich seit Zola gern Naturalisten nennen; dieser wird bis auf die Neusten (die Parnassiens, Baudelaire und die Dekadenten) fortgeführt. Am ausführlichsten sind im ersten Abschnitt Alfred de Vigny, Victor Hugo, Théophile Gautier und Alfred de Musset behandelt, im zweiten Flaubert, die Brüder Goncourt, Zola und Daudet. Der Charakteristik können wir durchweg zustimmen, die Schilderung geht über die der üblichen Litteraturgeschichte gezognen Grenzen hinaus und giebt manche feine Bemerkung. Wer das Buch gelesen hat, wird sich, abgesehen von allerlei Gelerntem, angenehm angeregt fühlen. Es ist nicht die gewöhnliche belehrende Tonart, die die Darstellung beherrscht, sondern eine feinere nach Eindruck und künstlerischer Form strebende Ausdrucksweise. Der Verfasser hat entschieden Sinn für die Sprache und großes Gefallen an der französischen; auf diese Weise ist z. B. die ganze Behandlung Baudelaires viel günstiger ausgefallen, als es nach unsrer Auffassung hätte geschehen dürfen.

Ein Buch mit ähnlichen Zielen ist Wanderungen durch Frankreich von Dr. Richard Pappritz (Berlin, Fußinger). Der Verfasser hat lange als Lehrer in Frankreich gelebt und namentlich den Süden kennen gelernt. Sein Buch enthält vielerlei, was unsre Reisebücher zweckmäßig ergänzt und jedem, der diese Gegenden besuchen möchte, zur Vorbereitung dienen kann; namentlich die Schilderungen der kleinen französischen Bäder sind sehr unterrichtend. Auch was über die Menschen gesagt wird, ist manchmal von Interesse, allerdings nicht immer, denn das Feld des Beobachters war hier — in sozialer Hinsicht — beschränkt und zufällig. Die Kapitel über französische Schulen, Universitäten und Studenten sind überflüssig. Soviel von dem Inhalt. Der Verfasser liebt es, mit Betrachtungen, Erzählungen und Exkursen aus Geschichte, Litteratur und Kunst sich sehr in die Breite zu ergehen. Seine Ausdrucksweise ist aber unglaublich salopp. Oft ist man auch versucht, an einen mißlungnen Witz zu denken: „Eine Schattenseite von Biarritz ist das Fehlen jeglichen Schattens" oder bei der Bemerkung über Gounod, der als Komponist in Deutschland nur durch seine Margarete bekannt sei: sein herrlichstes Werk, die Cäcilienhymne „ist in der Musik das, was Carlo Dolcis Gemälde in der Dresdner Galerie in Farben ist." Dann ist sie nämlich sehr wenig! Dazwischen begegnen uns seltsame Mitteilungen. Heinrich IV. von Frankreich war jedenfalls nicht „mit der kalten, intriganten Katharina von Medici vermählt" (S. 171), denn sie war bloß seine Schwiegermutter. Der Arme Heinrich ist nicht von Wolfram von Eschenbach (S. 226), und Sidonie gehört nicht in Daudets Numa

Digitized by Google

Roumestan (S. 244), sondern in Fromont jeune et Risler aîné. Man braucht das ja vielleicht nicht alles zu wissen, auch als Lehrer des Französischen nicht, aber man braucht dann auch keine Bücher darüber zu schreiben, und das Buch von Pappritz wäre nicht nur ansprechender, sondern auch viel nützlicher gewesen, wenn sich der Verfasser hätte entschließen können, alle diese hors d'œuvres über Kunst, Litteratur usw., das heißt mindestens ein Drittel des Ganzen, wegzulassen.

Nietzsche und Novalis. Als ich die Nietzscheartikel geschrieben hatte, fiel mir ein: wir haben ja einen ältern Dichter, der sich in Aphorismen und Paradoxen verloren hat, den wollen wir einmal zur Vergleichung nachschlagen, und richtig fand ich in Novalis den ganzen Nietzsche, nur einen, der es zur Versöhnung aller Gegensätze und zur wehmütig-heitern Ruhe gebracht hatte. Außerdem sind sein Ofterdingen und mehr noch seine geistlichen Lieder künstlerische Leistungen von bleibendem Wert, während von Nietzsche im nächsten Jahrtausend wahrscheinlich nichts mehr gelesen werden wird. Auch verrät der jung verstorbne Dichter mehr positives Wissen, namentlich in den Naturwissenschaften, als der älter gewordne Philosoph. An Paradoxie giebt Novalis Nietzsche nichts nach. Man vergleiche z. B.: „Die Naturlehre muß nicht mehr kapitelweise, fachweise behandelt werden, sie muß ein Kontinuum, ein organisches Gewächs — ein Baum werden, oder ein Tier, oder ein Mensch." Aber zwischen beiden waltet doch auch in dieser Beziehung ein großer Unterschied ob. Nietzsche hat Bücher voll Paradoxien in Aphorismenform veröffentlicht. Novalis hat diese Sachen nur für sich aufs Papier geworfen, und lange nach seinem Tode haben seine Freunde diese Blätter herausgegeben. Hätte er selbst länger gelebt und philosophische Bücher herausgeben wollen, so würde er ohne Zweifel die Aphorismen nur als Stoff behandelt, daraus ein Ganzes gestaltet und jeden Satz gestrichen oder umgearbeitet haben, der keinen verständlichen Sinn ergab. Dazu muß man erwägen, daß er nicht, wie Nietzsche, mit seiner Schriftstellerei welterschütternde Thaten zu thun gedachte, sondern daß sie ihm bloß Zeitvertreib und Bildungsmittel war; das bergmännische Amt, das er anstrebte, und das häusliche Glück, das er sich aufzubauen gedachte, waren ihm die Hauptsache. An einen ältern Freund schrieb er: „Die Schriftstellerei ist eine Nebensache. Sie beurteilen mich mehr billig nach der Hauptsache, dem praktischen Leben. Wenn ich gut, nützlich, thätig, liebevoll und treu bin, so lassen Sie mir einen unnützen, unguten, harten Satz passiren. Schriften unberühmter Menschen [ein solcher wollte er also sein] sind unschädlich, denn sie werden wenig gelesen und bald vergessen. Ich behandle meine Schriftstellerei nur als Bildungsmittel. Ich lerne etwas mit Sorgfalt durchdenken und bearbeiten — das ist alles, was ich davon verlange. Kommt der Beifall eines klugen Freundes noch obendrein, so ist meine Erwartung übertroffen. Nach meiner Meinung muß man zur vollendeten Bildung manche Stufen übersteigen; Hofmeister, Professor, Handwerker sollte man eine Zeit lang werden, wie Schriftsteller." Es würde ihm also, auch wenn er länger gelebt hätte, gar nicht eingefallen sein, Berufsschriftsteller zu werden. Nicht anders als die Schriftstellerei schätzte er die Philosophie, von der er nicht die thörichte Erwartung hegte, daß sie noch einmal etwas Neues finden werde, das geeignet wäre, das Leben umzugestalten. „Die Philosophie, schrieb er im Februar 1800, ruht jetzt bei mir nur im Bücherschranke. Ich bin froh, daß ich durch diese Spitzberge der reinen Vernunft durch bin und wieder im bunten erquickenden Lande der Sinne mit Leib und Seele wohne. Die Erinnerung an die ausgestandnen Mühseligkeiten macht mich froh. Es gehört in die Lehrjahre der Bildung. Übung des Scharfsinns und der Reflexion sind unentbehrlich. Man muß nur nicht über die Grammatik die Autoren

Digitized by Google

vergessen; über das Spiel mit Buchstaben die bezeichneten Größen. Mathematik allein wird keinen Soldaten und Mechaniker, Philosophie allein keinen Menschen machen."

Novalis war durch und durch Aristokrat und Monarchist; sein Ideal war das patriarchalische Regiment; aber er erkannte die Schattenseiten des Monarchismus und die relative Berechtigung der demokratischen Republik und forderte, daß die Anhänger der beiden Staatsformen einander duldeten. Über das Christentum urteilt er von diesem Standpunkte aus ganz ähnlich wie Nietzsche und doch — wie anders! „Die christliche Religion ist auch dadurch vorzüglich merkwürdig, daß sie so entschieden den bloßen guten Willen im Menschen und seine eigentliche Natur, ohne alle Ausbildung, in Anspruch nimmt und darauf Wert legt. Sie steht in Opposition mit Wissenschaft und Kunst und eigentlichem Genuß. Vom gemeinen Mann geht sie aus. Sie beseelt die große Majorität der Beschränkten auf Erden. Sie ist das Licht, was in der Dunkelheit zu glänzen anfängt. Sie ist der Keim alles Demokratismus, die höchste Thatsache der Popularität. Ihr unpoetisches Äußere, ihre Ähnlichkeit mit einem modernen häuslichen Gemälde scheint ihr nur geliehen zu sein. Sie ist tragisch und doch unendlich mild; ein echtes Schauspiel, Vermischung des Lust- und Trauerspiels. Die griechische Mythologie scheint für die gebildeten Menschen zu sein und also in gänzlicher Opposition mit dem Christentum. Der Pantheismus ist ein drittes Ende. Die Vernichtung der Sünde, dieser alten Last der Menschheit und alles Glaubens an Buße und Sühnung, ist durch die Offenbarung des Christentums eigentlich bewirkt worden." Nicht die Sünde, sondern die Einbildung der Sündhaftigkeit hat Christus hinweggenommen, darin besteht die Erlösung. „Ein alter, schwerer Wahn von Sünde war fest an unser Herz gebannt," heißt es in dem herrlichen Liede: Was wär ich ohne dich gewesen. Sein fester und ruhiger Glaube an Gott löste ihm alle Widersprüche des Lebens in Harmonie auf. Freilich war sein Gott ein pantheistischer Gott, von und in dem er mehr mystisch träumte, als daß er sich sein Wesen klar zu machen gesucht hätte. Religion ist ihm Liebe. „Die Liebe ist frei, sie wählt das Ärmste und Hilfsbedürftigste am liebsten. Gott nimmt sich daher der Armen und Sünder am liebsten an. Giebt es lieblose Naturen, so giebt es auch irreligiöse. Religiöse Aufgabe: Mitleid mit der Gottheit zu haben. Unendliche Wehmut der Religion. Sollen wir Gott lieben, so muß er hilfsbedürftig sein. Wiefern ist im Christianismus diese Aufgabe gelöst?" Hier könnte man eine Brücke zu Schopenhauer sehen, aber Novalis hat keine pessimistische Ader. Nietzschen will der Ekel an den „Allzuvielen" umbringen, Novalis bemerkt einmal: „Allzuheftige Unleidlichkeit des Unvollkommnen ist Schwäche." Auch den Übermenschen kennt Novalis recht gut. „Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlichern Nebenbuhler, als das Ideal der höchsten Stärke, des kräftigsten Lebens, was man auch das Ideal der ästhetischen Größe (im Grunde sehr richtig, der Meinung nach aber sehr falsch) benannt hat. Es ist das Maximum der Barbaren und hat leider in diesen Zeiten der verwilderten Kultur gerade unter den größten Schwächlingen sehr viele Anhänger erhalten. Der Mensch wird durch dieses Ideal zum Tier-Geiste, eine Vermischung, deren brutaler Witz aber eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat." — Die Überschätzung Nietzsches mag zum Teil daher kommen, daß sich Leute auf ihn geworfen haben, die nicht besonders belesen sind, und die nun hier manchen packenden Gedanken zum erstenmale finden, den andre schon oft in ältern Büchern besser ausgedrückt gelesen haben.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Theodor von Bernhardi als Nationalökonom

1

Unter den Schriften Theodor von Bernhardis ist keine so unbekannt als seine Nationalökonomie, und doch übertrifft keine seiner andern Arbeiten, so trefflich sie auch sind, dieses Werk an Bedeutung. Der Titel dieses wenig bekannten Buches, auf dessen Inhalt wir hier näher eingehen, lautet: Versuch einer Kritik der Gründe, die für großes und kleines Grundeigentum angeführt werden; es ist im Jahre 1849 in der Druckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg gedruckt.

In seiner 1874 erschienenen Geschichte der Nationalökonomik hat Roscher in richtiger Würdigung das Unzureichende des Titels hervorgehoben, es heißt dort: „Unter so bescheidnem Titel verbirgt sich eine Fülle tiefgehender Untersuchungen über die allgemein wichtigsten Fragen: ob der Eigennutz hinreiche zur Deutung und Regelung der Volkswirtschaft, ob die Steigerung des sogenannten reinen Volkseinkommens immer als ein Glück zu betrachten, ob die Volkswirtschaft Naturgesetzen unterworfen sei und dergleichen mehr. Das Ganze gehört zum Besten, was gegen die Einseitigkeiten des Smithianismus, mehr noch des Ricardismus geschrieben ist.“ Die scharfe Stellungnahme Bernhardis gegen Kapitalismus und Manchestertheorie ist richtig, weniger Recht wird man Roscher geben können, wenn er meint, Bernhardis Werk würde, wenn es heute erschiene, gewiß von den meisten zur kathedersozialistischen Richtung gerechnet werden, während er selbst es zu den historischen zählt, weil es bemüht ist, „die entgegengesetzten Ansichten über große und kleine Güter auf ihre Quelle zurückzuführen, nachzuweisen, von welcher Ansicht der menschlichen Dinge überhaupt sie ihrer Natur nach abhängen, mit der sie also stehen und fallen müssen.“

Digitized by Google

In der That, es ist durchaus kein katheder-sozialistisches, sondern ein kritisch historisches Werk ersten Ranges, das sich mit den Grundlagen aller Nationalökonomie überhaupt beschäftigt. Vielleicht trägt der Titel die Schuld daran, daß die Bedeutung des Buches unterschätzt worden ist, vielleicht lag aber die Ursache auch darin, daß es seiner Zeit weit vorauseilte und einen Standpunkt vertrat, der jahrzehntelang völlig unmodern war und erst ein halbes Jahrhundert später eine größere Zahl von Anhängern gewinnen konnte. Bezeichnend ist es jedenfalls, daß das Buch, wie es bei seinem Erscheinen einen Mißerfolg für den Verfasser bedeutete, im Meyerschen Konversationslexikon unter den Werken Bernhardis noch heute nicht genannt ist.

Nach dem Titel sollte man eine Broschüre von mäßigem Umfange erwarten und erhält statt dessen einen stattlichen Band von 660 Seiten, von dem mehr als die Hälfte lediglich der Kritik der Reinertragslehre der Manchesterschule gewidmet ist; beim Durchlesen wird man mehr als einmal an das Goethische Wort über Justus Mösers patriotische Phantasien erinnert, wie er sich immer wieder erfreue an den Schätzen des reichen Mannes, der „jemand auf ein Butterbrot einlädt und ihm dazu einen Tisch auserlesener Gerichte vorsetzt."

Theoretisch und in der praktischen Politik hat die Manchesterlehre ja bei uns nun endlich abgewirtschaftet, aber sie liegt uns in der Praxis des Lebens, des Privatverkehrs noch überall wie Blei in den Gliedern, wie das die Grenzboten schon oft hervorgehoben haben, und wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir zugeben, daß wir auch noch nicht recht wissen, welche Theorie wir an ihrer Stelle auf den erledigten Thron setzen wollen. So leben wir in einem Interregnum weiter, worin die verschiedensten Interessenten ihre Ansprüche auf die Herrschaft mit Eifer vertreten, ohne sie überzeugend begründen zu können. Daß ein solcher Zustand dem Wohle des Ganzen nicht förderlich ist, das ist mit der Zeit allgemeine Überzeugung geworden, aber von einem Ausweg aus diesen Wirren ist nur wenig zu sehen. Und doch giebt es kaum eine wichtigere Aufgabe als die, wieder zu einer wirklichen Überzeugung zu gelangen, denn „die vorwärtsschreitende Zeit gestattet keinem Volke zu vegetiren ohne zu handeln"*) — die Geschichte des alten Deutschen Reichs ist der sprechendste Beweis für diese Wahrheit.

Ist die freisinnige Manchesterdoktrin im vollen Niedergang, und ist die sozialistische auf Abwege geraten, so hat die neuere sogenannte positivistisch-historische Schule z. B. eine ganze Zahl bedeutender Vertreter aufzuweisen. Gewiß, die historische Methode wird stets den hervorragendsten Platz behaupten, wo es gilt, die Zustände der Gegenwart richtig zu beurteilen und das Rechte für die Zukunft anzustreben, d. h. praktische Politik zu treiben. Aber es will uns scheinen, als seien viele Vertreter dieser historischen Schule der Volks-

*) Bernhardi in seinem Jugendwerk über Polen und Rußland, 1834.

Digitized by Google

wirtschaft im Begriff, in einer falschen Richtung abzutreiben, indem sie den Kernpunkt alles geschichtlichen Werdens und Geschehens, das Wählen unter verschiednen Möglichkeiten und den verantwortlichen Entschluß des Menschen verkennen oder sogar gänzlich verneinen.

Was ist es anders als eine Verneinung, wenn man die Geschichte lediglich für eine Erfüllung sozialer Notwendigkeiten ausgiebt, in dem Sinne, daß alle großen Männer nebst ihren Gedanken und Thaten nur das notwendige Produkt gewisser Massenzustände seien? Demgegenüber hat schon der alte Droysen darauf hingewiesen, daß geschichtliche Notwendigkeiten immer nur geschichtliche Möglichkeiten sind, die erfüllt werden oder unerfüllt bleiben können. Wie oft hat nicht eine große Zeit ein kleines Geschlecht gefunden, wie oft die Geschichte von versäumten Gelegenheiten und deren verhängnisvollen Folgen für ganze Völker und Zeiten zu berichten. Und es dürfte doch schwer werden, z. B. die Eroberung Englands durch die Normannen oder die unselige religiöse Trennung Deutschlands durch Karl V. als soziale oder gar wirtschaftliche Notwendigkeiten zu erweisen. Wenn die Vertreter dieser Richtung ihre Anschauung dahin zusammenfassen, daß die Zukunft im ganzen das Resultat der Vergangenheit im ganzen sei und nichts andres sein könne, so übersehen sie, daß die einzige lebendige gestaltende Kraft in der mehr oder weniger bewußt wirkenden Gegenwart liegt, die Vergangenheit nur eine ununterbrochne Kette solcher auf einander folgenden Gegenwarten ist, und daß sich auch die Zukunft je nach dem Bilde gestaltet, das sich die Gegenwart von ihr macht. Wer möchte das angesichts der vollzognen nationalen Einigung der deutschen Nation noch bestreiten?

Karl Lamprecht hat des öftern betont, daß sowohl der Zustand und die Bestrebungen der Massen wie die Thaten der Führer die Geschichte ausmachten, und sich in seiner Deutschen Geschichte von zu großer Einseitigkeit frei gehalten. In seinen in der Zukunft veröffentlichten methodologischen Aufsätzen geht er aber zu weit, wenn er Bismarck, weil er bei dem vorzeitigen Drängen zum Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund das Wort gebraucht hat: unda fert, non regitur, zum Vertreter einer diesem Wort entsprechenden Geschichtsauffassung macht. Dabei ist denn doch vergessen, daß sich Bismarck bei seiner Ernennung zum Minister gerade verpflichtet hat, gegen den Strom zu schwimmen, ohne Budget und ohne Majorität zu regieren, obgleich König Wilhelm ausdrücklich auf die Gefahren einer solchen Aufgabe mit dem Hinweis auf das Schicksal Karls I. und Straffords aufmerksam gemacht hat. Sein Wirken von 1862 bis 1866 ist ein großes, schließlich siegreiches Ringen gegen die Wogen der öffentlichen Meinung gewesen, von denen er gewiß nicht getragen wurde. Man darf aus einem gelegentlichen Zitat, das zu einem bestimmten Zweck gebraucht wird, noch nicht auf eine grundlegende Überzeugung schließen. Es ist ebenso bekannt wie erklärlich, daß die willensmächtigsten Staatsmänner jede Hemmung ihres

Digitized by Google

Willens, die sich aus den Verhältnissen ergiebt, am tiefsten empfinden und dann ihrer Empfindung einen entsprechend starken, selbst leidenschaftlichen Ausdruck geben. Wir erinnern hier an die vielfachen Klagen Friedrich Wilhelms I. und des Ministers Stein über die Beamten. Wie Lamprecht dem Wirken einer beherrschenden großen Persönlichkeit gerecht wird, das wird sich in seinem nächsten Bande der Deutschen Geschichte zeigen in der Art und Weise, wie er sich mit der Person des Großen Kurfürsten abfindet. Hier ist ein großer Regent und Staatsmann, der seine Erfolge fast sämtlich der Summe der Verhältnisse abtrotzen muß, nicht im persönlichen Interesse, sondern weil er sich verantwortlich fühlte vor „Gott und der Posterität." Die Persönlichkeiten der deutschen Geschichte vor dem dreißigjährigen Kriege stehen uns ferner; wir kennen sie weniger, und ihr Wirken ragt zu wenig in die Gegenwart hinein, als daß ihre Kämpfe und Bestrebungen uns noch sehr erwärmen könnten. Erst mit 1648 beginnt die neue deutsche Geschichte. Der große Krieg macht in der deutschen Geschichte einen Abschnitt wie die Völkerwanderung in der europäischen.

Unstreitig haben aber die Lamprechtschen Auffassungen Anlaß zu Mißverständnissen gegeben; zumal bei den historischen Volkswirtschaftslehrern verflüchtigt sich die wenn auch beschränkte Willensfreiheit und mit ihr der Einfluß der Persönlichkeit mitunter völlig. Mit der Einführung der geschichtlichen und sozialen Notwendigkeit aller Entwicklung kehrt dann auf einem Umwege oder Schleichwege der Fatalismus der Manchesterschule im geschichtlichen Kleide in die Theorie zurück. Da ja die menschliche, mit Bewußtsein ausgeübte Absicht doch an der durch die Vergangenheit und den Zustand bestimmten „natürlichen" Entwicklung nichts ändern kann, so wird gefolgert, daß man eben alle Dinge am besten dieser ihrer natürlichen Entwicklung überläßt. Damit ist man dann glücklich wieder beim laisser aller und laisser faire und bei der automatisch selbstthätigen Korrektur aller gesellschaftlichen Übel angelangt.

Vor dieser falschen, überhaupt schon von Rotteck angebahnten, dann von Gervinus durchgeführten historischen Methode möchten wir als Warnungstafel den echten Historiker Bernhardi aufstellen; sein Buch ist ein wahrhaft erquickendes Stahlbad für den schlaffen Fatalismus solcher Anschauungen. Sollten wir ihn mit andern Autoren zusammenstellen, so wüßten wir von seinen Zeitgenossen nur den einzigen, Carlyle. Dieser in England, jener in Deutschland stehen in der Zeit der höchsten Blüte des Freisinns als die Propheten einer neuen Zeit, die den menschlichen Geist und Willen wieder in sein Recht als Herrn über die Güterwelt einsetzen. Der Engländer ist gewaltig, absonderlich, oft barock, der Deutsche gründlich, tief in die Natur der Dinge eindringend, gerecht auch gegen die Gegner, fein, kritisch, mitunter beißend sarkastisch. Viele Gedanken sind beiden dem Inhalt nach gemeinsam, wenn auch ganz verschieden ausgedrückt. Ihre Nachfolger in der Ausbildung und Entwicklung der von

Digitized by Google

ihnen vertretnen Grundanschauungen von Staat und Gesellschaft sind Heinrich von Treitschke und von den neusten der Österreicher Ratzenhofer. Der Staatsmann dieser Richtung ist Fürst Bismarck, und weil seine Politik auf einer von Grund aus verschiednen Anschauung von Staat und Gesellschaft beruht, weil er seine Aufgabe nicht darin fand, dem gegenwärtig lebenden Geschlecht Ruhe, Behagen und Reichtum zu schaffen, sondern den Mut hatte, große Opfer von der Gegenwart für ideale Güter und für die Zukunft zu fordern, darum beginnt mit ihm eine ganz neue Art von Politik. Es ist geradezu unverständlich, wie es möglich ist, den Manchestermann Gladstone mit Bismarck zusammenzustellen, der eine der Vertreter einer schlaffen, abgelebten, eudämonistischen Weltanschauung, der andre der Genius, der einer neuen durch und durch männlichen und kräftigen Auffassung vom Staat und seinen Zwecken die Thore gewaltsam aufgebrochen hat. Gerade in dem Bruch mit dem sogenannten wahren Parlamentarismus, d. h. einer Majoritätstyrannei, sehen wir eins seiner größten Verdienste um unser Vaterland.

2

Der Standpunkt, den ein Buch wie das Bernhardische zu der in der Theorie und der Praxis herrschenden Zeitströmung einnimmt, führt dazu, daß es polemisch gehalten ist; die Folge dieses polemischen Charakters aber ist wiederum, daß man bei Bernhardi ebenso wie bei Carlyle ihre maßgebenden Grundanschauungen nicht in zusammenhängender logischer Entwicklung hübsch bei einander findet, sondern aus der Gesamtheit ihrer Ausführungen zusammenzustellen genötigt ist. Die Auffassungen seiner Gegner, die oft auf das eingehendste angeführt und auseinandergelegt werden, um ihre Grundgedanken herauszuschälen, geben der Arbeit eine nicht gerade bequeme Breite; ihre Widerlegung im einzelnen macht dabei häufige Wiederholungen nötig. Die Arbeit des Lesers bei dem einen volkswirtschaftlichen Werk Bernhardis ist indessen viel leichter als bei Carlyle; das wesentlichste findet sich in § 21: „die ganz freie Teilbarkeit und Veräußerlichkeit des Grundeigentums," wo es die Gelegenheit mit sich bringt, die absolute Freiheit des Verkehrs mit all ihren Voraussetzungen und Folgen zu beleuchten und namentlich zu zeigen, daß diese Freiheit weder wünschenswert noch überhaupt möglich ist.

Man überläßt sich einer seltsamen Täuschung, wenn man annehmen zu dürfen glaubt, so führt Bernhardi aus, völlige Entfesselung könne nur einen bestimmten und zwar den vollkommensten Zustand hervorrufen, bei dem es dann als bei einem endlichen und letzten sein Bewenden haben werde. Könnte man die Dinge ihrer eignen Schwerkraft wirklich überlassen, so folgt daraus noch keineswegs, daß sie sich in dem gewünschten Sinn entwickeln müßten. Es liegt hier Täuschung zu Grunde; die Zustände, die man lediglich aus der Natur der Dinge nach einem Gesetz innerer Notwendigkeit hervorgegangen

Digitized by Google

glaubt, ohne daß ein bestimmter, besondrer Wille des Menschen Einfluß geübt hat, sind sehr oft in einer viel bestimmtern Weise geschichtlich gegeben, als man sich in diesem Zusammenhang zu gestehen scheint. Wo man die „Gesetze der Güterwelt“ die Herrschaft übernehmen läßt, da erhebt die Macht des Geldes den Reichen auch im buchstäblichen Sinne zum Herrn der Erde und verwandelt den frühern Eigner der Scholle in seinen tagelöhnernden Knecht, mit dem doppelten Vorteil des nunmehrigen Landherrn, der in dem untergehenden verkommnen Arbeiter nicht wie in dem Sklaven einen Teil seines Kapitals verliert. Jede Not, jeder Unfall wirft gar leicht den Grundbesitz des kleinen Eigentümers in die Hände des Reichen; oft genügt eine Teuerung, ein Kriegsunheil dazu, daß kleine Grundstücke und Besitzungen massenweise zusammengekauft werden. (Das alte und das neue Italien werden hier als Beispiel angeführt.) Die Macht des Geldes hat den Bauern aus dem Besitz getrieben und erhält die Landbevölkerung in abhängiger Lage. Gerade das ist der Grund des trostlosen sozialen Elends in Italien. Auch in Deutschland war der Zustand des Grundeigentums keineswegs aus dem Gange des wirtschaftlichen Lebens selbst gleichsam naturwüchsig hervorgegangen, sondern er war das Ergebnis geschichtlicher Thaten.

Gegen den Grundsatz, daß bei dem Walten der Freiheit die Gesetze der Güterwelt die Herrschaft übernehmen, in einzelnen Fällen ausgezeichnete Einsicht oder große Thorheit wohl das Verhältnis ändern könne, diese Fälle aber in der Masse verschwinden oder sich ausgleichen müssen, führt Bernhardi schlagend an, ob es wohl die Bestimmung des Menschen sein könne, sich und sein Geschick ohne Berechnung und bestimmte Absicht den Dingen, einer blind waltenden Naturnotwendigkeit unbedingt anheim zu geben? Könnte der Mensch nicht versucht sein, seine Bestimmung in einem rastlosen Streben zu suchen, das ihn mehr und mehr zum Herrn der Dinge machen, ihn befähigen soll, die Herrschaft über sie mit gesteigerter Einsicht und Macht zu üben und alles, was ihm dient, seinen mit Bewußtsein verfolgten Zwecken gemäß zu gestalten und zu leiten? Liegt nicht ein seltsamer Widerspruch darin, die Gesellschaft solle sich in ihrer Gesamtheit der Herrschaft über die wirtschaftlichen Dinge gleichsam begeben, diese ihrer eignen Schwerkraft überlassen und sich von ihr bestimmen lassen, ohne den Versuch, ohne den Anspruch, die dauernden höhern Interessen der Menschheit in ihnen mit Bewußtsein zu wahren?

Jeder wirklich mögliche gesellschaftliche Zustand ist thatsächlich ein „gewillkürter,“ ein durch den Willen der Menschen geschaffner, daher müssen sich alle wirtschaftlichen Verhältnisse als zweckmäßig und förderlich für die höchsten Gesetze des gesellschaftlichen Lebens erweisen und rechtfertigen. Folgt etwa schon daraus, daß jeder seinen Vorteil am besten versteht, daß die Interessen des Einzelnen denen der Gesamtheit oder denen der Zukunft niemals feindlich gegenüberstehen können? Soll der Staat nicht der sammelnde Mittelpunkt der

Digitized by Google

ewigen Interessen der Menschheit gegenüber dem Egoismus der Einzelnen sein? Wer behauptet, daß die Dinge, gerade wenn man sie unbedingt sich selbst überläßt, zum Heil des Ganzen am allerbesten gedeihen, der müßte wohl Staat und Regierung für überflüssig erklären. So kann dieser Grundsatz auch in Bezug auf die materielle Grundlage des menschlichen Daseins nicht richtig sein.

Regierung ist nichts andres, als daß der Mensch den Elementen, die die Interessen der Gesamtheit und der Zukunft vertreten, in einer moralischen Person eine bestimmte, mit der gehörigen Macht ausgerüstete Vertretung giebt. Ist das Eingreifen dieser in einer Hauptbeziehung des Lebens unvermeidlicherweise schädlich, so ist nicht zu begreifen, warum sie in einer andern notwendig sein soll.

Der Hohn über den reinen Rechtsstaat (S. 500) ist völlig gerechtfertigt: der notwendige Inhalt des Staatslebens wäre, eigentlich gar keinen Inhalt zu haben; der Staat wäre dem Einzelnen dienstbar. Der Staat ist für Bernhardi wie für Treitschke und Ratzenhofer eine Notwendigkeit, nicht ein Institut, das die Willkür geschaffen hat, und das möglicherweise auch nicht sein könnte. Ein Staat, der nicht für die Zukunft sorgte, der nicht das Recht hätte, für sein eignes Fortbestehen zu sorgen, der unbedingt das geschehen lassen müßte, was anerkanntermaßen zum Untergang führt, wäre gewiß eine sehr seltsame Erscheinung, und da er dem Einzelnen verbietet, was in die Rechtssphäre eines andern störend eingreift, wie sollte er da nicht berechtigt sein, ihm gegenüber auch die Rechtssphäre der Gesamtheit und der Zukunft zu wahren!

In dem Verlangen, die Staatsgewalt zu beschränken, geben sich aber gerade die veraltetsten mittelalterlich ständischen Ansichten kund, denn der Grundzug der mittelalterlichen Bildungen besteht eben in der Vernachlässigung des Allgemeinen und in der ungebührlichen Hervorhebung des Besondersten. Man kann sich noch nicht entwöhnen, den „Racker" von Staat als ein außerhalb der Gesellschaft stehendes, auf eigne Hand selbstsüchtiges Wesen zu denken, dem gegenüber man sich zu schützen und zu wahren habe. Den Einwurf der Manchestermänner, daß alle hemmenden und beschränkenden Verfügungen ja doch ohnmächtig wären, fertigt Bernhardi fast mit den Worten Carlyles ab, die dieser auf Friedrich den Großen anwendet: „Regieren ist überall gut, wenn weise, schlimm nur, wenn es nicht weise ist. . . . Die verzweifelte Idee, das Regieren ganz aufzugeben, als eine Erlösung von dem menschlichen Blödsinn in euern Regierenden und von ihrem Mangel selbst des Wunsches, gerecht und weise zu sein, war Friedrich nie in den Sinn gekommen." *)

Bei der Besprechung der Schädlichkeit einer übertriebnen Parzellirung des Bodens schließt sich Bernhardi der von Roscher geäußerten Ansicht an, daß

*) Carlyle, Friedrich der Große, IV, 317 ff.

Digitized by Google

diese Parzellirung schon ein Symptom nationalen Sinkens sei. Aber das frühere, erste Symptom dieses Sinkens äußert sich schon in dem Verlangen nach einer Gesetzgebung, die Rechte ohne Pflichten verheißt. Einer Gesetzgebung, die den Besitz von allen Verpflichtungen gegen die Gesamtheit und gegen die Zukunft freispricht, die ohne Rücksicht für die höhern und bleibenden, ewigen Interessen der Gesellschaft das angeerbte Stammvermögen der Gesamtheit zu beliebigem Gebrauch oder Mißbrauch preisgiebt, von niemand Opfer zu verlangen wagt und es der Wissenschaft überläßt, uns mit der Auseinandersetzung zu trösten, daß es eines Gemeingeistes und einer That im Sinne des Gemeingeistes nicht bedürfe, daß die vereinzelte Selbstsucht der Einzelnen, indem sie nur dem Augenblicke dient, am besten für die Zukunft sorge.

Daß eine solche Theorie bestimmten Interessen dient, ist an sich klar. Bezeichnenderweise wird sie in den preußischen Regierungskreisen nach der großen Katastrophe zuerst von den aus dem Bürgertum hervorgegangnen Mitgliedern vertreten. Ancillon hat zuerst geäußert, man müsse der Erfahrung vertrauen, daß jederzeit die ewigen Gesetze den gesellschaftlichen Mechanismus machen, daß selbst dort, wo augenblickliche Verhältnisse Übelstände erzeugt haben, diese sich von selbst ausgleichen und am Ende wieder alles wagerecht zu liegen kommt. Wenn auch etwas Wahres in diesem Ausspruch liegt, so dürfe man sich doch, führt Bernhardi mit Recht aus, solche Ausgleichungen, die der Gang der Weltgeschichte bewirkt, gewiß nicht wie das leichte Spiel eines wohlgeölten Mechanismus vorstellen. Der Preis des Übergangs aus entarteten Zuständen zu gesunden, die ein neues Lebensprinzip in sich tragen, sei meist sehr hoch, wie die römische Geschichte zur Genüge erweist. Lehren wie die, daß sich alle Elemente des Lebens am besten regelten, wenn sich der Gesamtwille der bewußten Einwirkung auf sie begäbe, verraten eine nichts weniger als lobenswerte Schlaffheit der Gesinnung, die dem Menschen gar zu gern Entschluß und That und unbequeme Opfer ersparen möchte. Thatsächlich sehen auch wir in diesen manchesterlichen Anschauungen einen entnervenden, eigennützigen und blasirten Grundzug, der die übelsten Folgen auf den Charakter des Volkes je länger je mehr äußern muß.

Mit der unbeschränkten Freiheit ist, wie nun die Erfahrung für jeden Sehenden sattsam gezeigt hat, die unbeschränkte Macht des Kapitals, des Geldes unausbleiblich verbunden. Aber das wirtschaftliche Leben steht weder als ein vereinzelter Kreis der Thätigkeit außer aller Berührung mit jeder andern gesondert da, noch kann es je, in sich nur durch ein inneres Gesetz geregelt, das gesamte Dasein der Menschheit als ein unterworfnes Gebiet unbedingt beherrschen. Die Thaten der Menschen würden doch das wirtschaftliche Leben immer gestalten, und von eigner Schwerkraft kann keine Rede sein; schon die bestehenden Gesetze beeinflussen notwendigerweise das wirtschaftliche Dasein und die wirtschaftliche Zukunft des Einzelnen.

Digitized by Google

Kann es die Staatsgewalt gar nicht vermeiden, bestimmend auf die wirtschaftlichen Verhältnisse einzuwirken, indem sie Gesetze erläßt, die sich auf sachlichen Besitz beziehen und auf Rechte und Pflichten, die an solchen Besitz geknüpft sind, so muß auch verlangt werden, daß sie die wirtschaftlichen Folgen der gesetzlichen Anordnungen erwogen habe, daß sie sich Rechenschaft gebe von dem Wesen dessen, was sie thut, und dabei auch in dieser Beziehung einen bestimmten, klar erkannten Zweck im Interesse des Ganzen und der Zukunft mit Bewußtsein verfolge!

Damit ist nun von Bernhardi die Notwendigkeit des Fortschritts vom reinen Rechtsstaat zum sozialrechtlichen Kulturstaat bestimmt bezeichnet, wie er sich im Deutschen Reiche in ausgesprochner Weise seit dem Jahre 1880 angebahnt hat. Die Übereinstimmung mit Treitschkes und Ratzenhofers Anschauungen ist dabei ganz augenfällig.

Gerade die Rückwirkung der wirtschaftlichen Verhältnisse auf die gesellschaftlichen Zustände überhaupt verlangt gebieterisch eine bewußte Einwirkung auf sie, insofern man an den gesellschaftlichen Verein überhaupt größere Anforderungen stellt, als die beschränkte rechnende Selbstsucht unmittelbar verlangt. Bernhardi nennt das die große Frage, die nie zu umgehen sei, wo es sich um die Lösung gesellschaftlicher Probleme handle, und stellt sie an den Anfang und an das Ende seines Werks: Soll der Staat überhaupt nebst seiner Gesetzgebung dem Eudämonismus des Einzelnen und der Gegenwart dienstbar sein? Darf er umgekehrt das Dasein des Einzelnen in der Weise der Alten dem Staatsleben an sich unterordnen, selbst aufopfern? Oder hat er die Bestimmung, inmitten der Gesellschaft diese als eine ewige Gesamtheit und die bleibenden und höchsten Interessen der Menschheit — das Prinzip des Strebens, der Entwicklung zu vertreten? Es ist merkwürdig, wie selbst da, wo man sich diese Frage weder gestellt noch beantwortet hat und sich, von einem willkürlich gewählten Punkt ausgehend, in Einzelheiten bewegt, doch immer die ganze Erörterung von der Vorstellung beherrscht wird, die man sich, mitunter unbestimmt genug, von dem Wesen des Staats und der Gesellschaft und von dem natürlichen Inhalt ihres Daseins macht. Das liegt in der Natur der Dinge.

Der Manchesterschule wird ausführlich nachgewiesen, daß eine doppelte Ansicht von der Gesellschaft in Beziehung auf das Ganze der Volks- und Staatswirtschaft in unvermitteltem Widerspruch ihren Lehren zu Grunde liegt: engherziger Eudämonismus und eine mittelalterliche Ansicht vom Staat!

Wir haben diesen Paragraphen vorweg genommen, er unterrichtet uns am besten über den Standpunkt und über die Anschauungsweise Bernhardis. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die Reinertragslehre und die Verteilung des Bodens ergeben sich folgerichtig aus diesen Obersätzen. Immer wieder betont er die Bedeutung der Frage: Von welcher Ansicht des Verhält-

Digitized by Google

nisses, in dem der Mensch zur Güterwelt steht, eine Theorie auszugehen hat, welche Stelle und welche Bedeutung sie den wirtschaftlichen Bestrebungen des Menschen in dem Organismus des Gesamtlebens der Gesellschaft anweist, und er antwortet: Es ist der Geist des Menschen, der den Kräften der Natur zu gebieten und sie seinen Zwecken gemäß zu lenken hat. So ergiebt sich ihm auch für die Verteilung von Grund und Boden als Richtschnur: Der Staat muß die Entwicklung der Bodenverhältnisse in der Weise leiten, die den höhern Interessen der Gesellschaft und der Menschheit in dem Sinne der Vorstellung, die man sich davon macht, am entschiedensten entspricht. Die Gesetzgebung kann nur darnach beurteilt werden, ob sie bei einem bestimmt gegebnen Zustande zweckmäßig oder unzweckmäßig ist. Zwei treffliche, in echt historisch-kritischem Sinne geschriebne Paragraphen beleuchten die Entwicklung der agrarischen Verhältnisse in Frankreich und England und zeigen zugleich, in welch oberflächlicher Weise häufig Statistik getrieben und der Geschichte Belege für moderne volkswirtschaftliche Theorien entnommen werden. Die Franzosen und die Engländer behaupten beiderseits gern, bei ihnen seien die wirtschaftlichen Dinge, wenigstens was die Gestaltung des Landbaus betrifft, zumeist der eignen Schwerkraft überlassen, denn die Gesetzgebung beider Länder wisse nichts von Ackergütern und Realeinheiten. Beide Nationen gestehen zu, daß hohe Eingangszölle auf Lebensmittel, die aus der Fremde eingeführt werden, den Grundeigentümer — nicht den Landmann — zum Schaden der übrigen Bevölkerung begünstigen, wenn auch dadurch unter dem Einfluß der bestehenden Gesetze ein höherer Gewinn, Ausdehnung des Ackerbaus auf schlechtere Ländereien usw. erreicht wird. Die Franzosen rühmen von dem bei ihnen herrschenden System, es gebe dem Grundbesitz die Beweglichkeit, die es möglich mache, daß sich die bestehenden Verhältnisse immer dem Bedürfnis anpassen. Die Engländer behaupten, das ihrige gewähre den Grad von Stetigkeit, der notwendig ist, damit sich die wirtschaftlichen Zustände in einer der Natur der Dinge entsprechenden Weise entwickeln können. Demgegenüber weist Bernhardi nach, wie in beiden Ländern die grundverschiednen Zustände durch geschichtliche Thaten, d. h. durch Handlungen, die mit Bewußtsein und Absicht ausgeführt sind, herbeigeführt worden sind, und daß die natürliche, sich selbst überlassene Entwicklung weiter nichts ist, als das passive Zuschauen der Staatsgewalt bei der Ausbeutung und Vergewaltigung des Schwachen durch den politisch oder wirtschaftlich Starken. Das allein gemeinsame Ergebnis in beiden Ländern ist die Vernichtung des Bauernstands im Interesse der herrschenden Klassen. Es scheint fast, als sollten England und Frankreich die Mißverhältnisse, die Nachteile und Gefahren darthun, die für die Gesellschaft aus der Vernichtung des Bauernstands hervorgehen müssen, nach welcher Richtung sie auch erfolgt sein mag. Hat sich der Bauernstand in Frankreich schon in hohem Maße in arme Besitzer elender Zwergwirtschaften aufgelöst, so mußte er in England fast durchgängig Pächtern im großen Platz machen. Diese Land-

Digitized by Google

verteilung ist eine der maßgebendsten Thatsachen für die Gestaltung der innern wirtschaftlichen Verhältnisse der Völker, und die innern Verhältnisse zwingen sie wiederum, eine ganz bestimmte Stellung zum Weltmarkt einzunehmen.

(Fortsetzung folgt)

Die Landwirtschaft im preußischen Osten

Eine volles Interesse beanspruchende agrarstatistische Arbeit ist kürzlich in dem dritten Heft der Berichte des landwirtschaftlichen Instituts der Universität Königsberg*) unter dem Titel „Agrarstatistische Untersuchungen über den preußischen Osten im Vergleich zum Westen" von Professor Dr. A. Backhaus (unter der Mitarbeit des Dr. C. Steinbrück) veröffentlicht worden. Sie wirft auf die wichtigen agrarpolitischen Parteifragen ganz neue Schlaglichter, die noch dadurch an Effekt gewinnen, daß der Verfasser es vermieden hat, eine Kritik an den zur Zeit vorherrschenden Strömungen zu üben.

Als der preußische Osten sind, und gewiß mit Recht, die vier Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern und Posen betrachtet worden, da Schlesien und Brandenburg, vollends aber die Provinz Sachsen in ihren Wirtschaftsbedingungen nicht unwesentlich von ihnen verschieden und dem Westen ähnlicher sind. Zu Grunde gelegt ist außer den in der amtlichen wie der nichtamtlichen Litteratur erschlossenen Quellen das Ergebnis einer durch Fragebogen veranstalteten Enquete in den vier Ostprovinzen, die mehr als zweihundert Antworten von besonders sachkundig erscheinenden Landwirten eingebracht hat.

Der erste Teil behandelt die „Produktionsfaktoren." Er wird uns hier hauptsächlich beschäftigen.

Was zunächst den Grund und Boden für die Produktion betrifft, so haben die Untersuchungen ergeben: „daß im allgemeinen im preußischen Osten in dieser Beziehung nicht ungünstigere Bedingungen vorhanden sind als im Westen; eine höhere Kultur mag zur Zeit dem Westen zum Vorteil gereichen, doch ist der Osten rege bei der Arbeit, diesen Vorsprung einzuholen." Größer sind die Unterschiede des Klimas. Sie machen es dem Osten zur Aufgabe, „sich in der Auswahl der Kulturpflanzen und in den Wirtschaftseinrichtungen seinen besondern klimatischen Verhältnissen anzupassen." Wenn dies geschieht, so dürfte nach dem Ergebnis der Untersuchung „die Ertragsfähigkeit der Kulturpflanzen durch das Klima im Osten nicht nachteilig im Vergleich zum Westen

*) Berlin, Paul Parey, 1898.

Digitized by Google

beeinflußt werden, weil die Bedingungen des Pflanzenwachstums in der bessern Jahreszeit nicht sehr verschieden ist." Höhere Wirtschaftskosten würden allerdings in den östlichen Provinzen dadurch verursacht, daß sich die Arbeit in der bessern Jahreszeit mehr zusammendränge und der strengere Winter größere Schutzmaßregeln erfordere. Das Ergebnis der Untersuchung der Boden- und der klimatischen Verhältnisse geht im ganzen dahin: „daß mehr als die natürlichen Vorbedingungen wirtschaftliche Verhältnisse die Landwirtschaft des preußischen Ostens nachteilig beeinflussen."

Welche wirtschaftlichen Verhältnisse sind das? Der Verfasser behandelt als solche: die Besitzverteilung des Grund und Bodens, die Preise der landwirtschaftlichen Produkte, die Verkehrs- und Absatzverhältnisse, die Arbeiterverhältnisse, die Kapitalverhältnisse.

Wir wollen die Besitzverteilung des Grund und Bodens später noch näher betrachten, hier sei vorläufig nur darauf hingewiesen, daß im Osten bekanntlich der Großbetrieb überwiegt. Der fideikommissarisch gebundne Grundbesitz ist übrigens in Ost- und Westpreußen nächst Hannover (2,13 Prozent der Gesamtfläche) und Rheinprovinz (2,65) mit 3,40 Prozent und 3,38 Prozent am spärlichsten, weit unter dem preußischen Durchschnitt von 6,09 Prozent. Auch Posen bleibt mit 6 Prozent darunter, und Pommern überschreitet ihn mit 6,64 Prozent nur wenig. Außerdem bleiben unter dem Durchschnitt nur Hessen-Nassau mit 4,57 Prozent und Sachsen mit 5,95 Prozent. Der Wald ist auf dem Fideikommißbesitz besonders stark vertreten, und schon mit Rücksicht darauf hat der Verfasser sicher Recht, wenn er sagt, daß die Ausdehnung des Fideikommißwesens in den östlichen Provinzen im großen und ganzen bis jetzt nicht bedenklich ist.

Einzuschalten sind hier noch folgende Angaben über die Anbauverhältnisse und die Dichtigkeit der Bevölkerung.

	Gesamtfläche der landwirtschaftlichen Betriebe ha	Von der Gesamtfläche kommen auf			1895 kamen auf 1 qkm Einwohner
		Äcker und Gärten Prozent	Wiesen und fette Weide Prozent	Forsten Prozent	
Ostpreußen	**3698804**	**53,8**	**13,6**	**17,5**	**54,3**
Westpreußen	**2551773**	**55,0**	**8,1**	**21,3**	**58,6**
Pommern	**3011206**	**55,2**	**11,4**	**20,1**	**52,3**
Posen	**2896425**	**62,4**	**8,9**	**19,8**	**63,1**
Sachsen	2524348	60,9	8,8	20,8	106,9
Hannover	3847516	33,1	13,7	16,5	62,9
Westfalen	2020736	42,3	16,7	27,9	133,7
Rheinland	2699140	45,9	9,5	30,8	189,2
Brandenburg	3983749	45,8	11,1	33,1	70,8
Schlesien	4031063	55,7	8,9	28,8	109,5
Schleswig-Holstein	1899747	57,1	17,1	6,6	67,7
Hessen-Nassau	1569379	39,8	12,0	39,7	111,9
Königreich Preußen	**34854542**	**50,5**	**11,1**	**23,5**	**91,4**

Digitized by Google

Alle vier Ostprovinzen stehen sonach an Acker- und Gartenland über dem preußischen Durchschnitt, an Forsten dagegen darunter. Besonders tief stehen sie in der Volksdichtigkeit. Dabei machte die landwirtschaftliche Bevölkerung im Jahre 1895 in Ostpreußen 57,2 Prozent der Gesamtbevölkerung aus, in Westpreußen 54,0 Prozent, in Pommern 47,5 Prozent und in Posen 58,2 Prozent, während der preußische Durchschnitt 34,8 Prozent betrug und außer den genannten vier Provinzen nur Hannover mehr als 40 Prozent (d. h. 41,6 Prozent) aufwies.

Was die Preise der landwirtschaftlichen Produkte betrifft, so kommt die Untersuchung zu dem Ergebnis, „daß in den Getreidepreisnotirungen durchaus nicht permanente Verhältnisse zu Ungunsten des Ostens existiren," und daß jedenfalls „die Differenzen zwischen den Preisen östlicher und westlicher Märkte nicht den Eisenbahnfrachten entsprechend, sondern beträchtlich niedriger" sind. Auch bezüglich der tierischen Produkte sind die Preise im Osten bei einzelnen wichtigen Artikeln zeitweise nicht niedriger, sondern höher als im Westen. Im ganzen wird festgestellt, „daß Differenzen zwischen Osten und Westen in den Preisen der landwirtschaftlichen Produkte zu Ungunsten des Ostens vorhanden sind, daß diese Unterschiede aber keineswegs einen bedenklichen Grad erreichen."

Des weitern haben aber die Untersuchungen zugleich ergeben, daß sich diese Preisunterschiede zwischen Osten und Westen mit der Zeit und namentlich in der jüngern Vergangenheit verringert haben, und dem Osten in Bezug auf den weitern Preisausgleich mit dem Westen eine günstige Prognose zu stellen ist. Der Verfasser bemerkt darüber wörtlich: „Die Erscheinung ist ja auch begründet durch die Verbesserung des Verkehrswesens und die Vermehrung der Bevölkerung. Eine weitere Entwicklung dieser beiden Momente wird unstreitig den Preisausgleich beschleunigen und sollte daher von landwirtschaftlicher Seite aus diesem Grunde nach Möglichkeit gefördert werden."

Die Verkehrs- und Absatzverhältnisse bieten nach den Untersuchungen ein in gewissem Sinne überraschendes Bild. Was zunächst die Eisenbahnen betrifft, so kommen solche auf je

	1000 qkm Grundfläche in km	100000 Einwohner km
Ostpreußen	51,1	93,8
Westpreußen	57,3	97,2
Pommern	55,5	105,5
Posen	68,8	108,0
Königreich Preußen . .	79,1	85,8

Wenn der Verfasser dazu bemerkt, daß „darnach" das Eisenbahnwesen für die östlichen Provinzen als gering entwickelt bezeichnet werden müsse, und seine Förderung eine wichtige Aufgabe sei, so ist das mit Einschränkung zuzugeben, wenn man nicht zu den seltsamsten Folgerungen gelangen will. Die Menschen spielen bei der Beurteilung des Bedürfnisses nach Eisenbahnen

Digitized by Google

denn doch auch eine Rolle. Jedenfalls könnte man mit genau demselben Recht nach diesen Zahlen auch den Satz aufstellen, der Osten sei überreichlich mit Eisenbahnen versehen.

Dazu kommt, was die Untersuchungen hinsichtlich der „Leistungen der Eisenbahnen" ergeben haben. Diese stellen sich nämlich wie folgt:

	Einnahme aus dem Güterverkehr auf 1 km	Anzahl der Tonnenkilometer auf 1 km	Einnahme aus dem Personenverkehr auf 1 km
Kontrollbezirk Bromberg	9643 Mark	293244	4597
Preußische Staatsbahnen	25918 „	709000	10382

Der Verfasser sagt dazu: „Es ergiebt sich hieraus, daß die Bahnen im preußischen Osten im allgemeinen zur Zeit in den Leistungen weit hinter dem Westen zurückstehen." Dann weist er darauf hin, „daß einzelne Bahnen des Ostens, wie z. B. die Ostpreußische Südbahn im Güterverkehr, die Königsberg-Cranzer Bahn im Personenverkehr ebenso viel und noch mehr leisten als Privatbahnen des Westens und selbst mehr als die angeführten Staatsbahnen des Ostens," und gelangt schließlich zu dem Schlusse: „Man darf hiernach behaupten, daß neue Eisenbahnen vielfach im Osten eine Berechtigung haben, resp. der Staat nicht allzugroße Bedenken betreffs der Frequenz neuer Bahnen tragen sollte." Wohin man mit solchen Folgerungen gelangt, liegt auf der Hand.

Auch bezüglich der Wasserstraßen wird über eine Vernachlässigung oder doch Rückständigkeit des Ostens geklagt, und es wird den Landwirten geraten, deren Ausbau und Vermehrung nicht entgegen zu treten, da ja gegen die Gefahr, die Einfuhr russischer Produkte zu fördern, „durch Zollschranken genügender Schutz geschaffen werden kann." Der Thatsache, daß man durch die Agrarzölle den blühenden Handel Ost- und Westpreußens gelähmt und damit neben sonstigem Unheil für diese Provinzen auch die natürliche Entwicklung der Verkehrswege unterbunden hat, ist mit keinem Worte gedacht.

Eine besonders wertvolle Beleuchtung findet diese Frage durch das, was über die „Absatzverhältnisse," oder besser gesagt über das eigne Absatzbedürfnis, der betreffenden Provinzen mitgeteilt wird.

Trotz der geringen Volksdichtigkeit, trotz des geringen Waldbestands und trotz des hohen Prozentsatzes an Ackerland ergeben sich nämlich für die Produktion und den Bedarf an Brotgetreide folgende Zahlen:

	Gesamtertrag (1000 kg)	Aussaatmenge (1000 kg)	Bedarf der Einwohnerschaft (1000 kg)	Überschuß + Mehrbedarf — (1000 kg)
Ostpreußen . . .	447098	88210	361204	— 2316
Westpreußen . .	388104	73072	268985	+ 46547
Pommern . . .	435135	76190	283347	+ 75599
Posen	564896	108986	329158	+ 126760
dagegen				
Sachsen	657739	85471	485739	+ 86529
Rheinland . . .	490012	62781	919080	— 491849

Digitized by Google

Dabei hat der Verfasser den Bedarf pro Kopf der Bevölkerung nur mit 177,8 Kilogramm (nach Thiel 1894) angenommen, während er sich nach der Statistik des Deutschen Reichs 1894/95 auf 209,9 Kilogramm, 1895/96 auf 198,0 Kilogramm, 1896/97 auf 207,0 Kilogramm berechnete. Nimmt man den Bedarf pro Kopf auch nur um 20 Kilogramm höher an, so macht das für Ostpreußen ein Mehr von etwa 40000, für Westpreußen und Pommern von je etwa 30000, für Posen von 36000 Tonnen (zu 1000 Kilogramm) aus. Freilich ist unsre landwirtschaftliche Produktionsstatistik wenig zuverlässig. Es werden namentlich die Erträge zu niedrig angegeben, was wohl zu beachten ist. Aber immerhin ist als sicher anzunehmen, daß, wie der Verfasser selbst sagt, die Provinz Ostpreußen Getreide nach dem Westen nur absetzen kann, soweit solches von Osten her eingeführt wird, und daß in Westpreußen die Verhältnisse „nicht sehr viel anders liegen."

Die Faktoren für diese Berechnung sind schon längst bekannt, und auffallend ist eigentlich nur, daß man die Rechnung nicht längst gemacht hat. Der Verfasser ist aber in der That über das Ergebnis überrascht gewesen und hat sich durch sonstige Ermittlungen über Aus- und Einfuhr im Eisenbahn- und Wasserverkehr zu vergewissern versucht. Dabei hat sich im ganzen die Rechnung als richtig erwiesen, und man wird es jetzt als eine bekannte Thatsache zu behandeln haben, daß die vier Ostprovinzen — etwa von Posen abgesehen — für die Getreideversorgung des übrigen Reichs so gut wie gar nicht in Betracht kommen, und daß sie, als besondres Wirtschaftsgebiet betrachtet, etwa ebenso viel Interesse an hohen Getreidepreisen haben wie ein Kleinbauer, der gerade das an Korn erzeugt, was er für Haus und Wirtschaft braucht. Die Bedeutung dieser Thatsachen für die brennenden agrarischen Parteifragen ist natürlich sehr groß, und es wird zu ihrer Abschwächung wenig beitragen, wenn der Verfasser sie in erster Linie darin gefunden wissen will, daß „dadurch widerlegt wird, daß die Normirung des Preises nach dem Westen, speziell nach dem Berliner Platz, mit Abzug der Transportkosten, unbegründet ist" (??). Jedenfalls sollten — meint er — die Getreideproduzenten des Ostens auf Grund der dargelegten Konsumverhältnisse „den preisdrückenden Momenten, die sich auf die notwendigen Transporte nach dem Westen gründen, Widerstand leisten" (??). Die „thatsächlich um die Frachtkosten geringern Getreidepreise des Ostens," speziell Ostpreußens, seien nicht durch Überproduktion veranlaßt, sondern durch die Nähe des Getreide exportirenden Rußlands." Ostpreußen habe also infolge seiner isolirten Lage einen doppelten Nachteil dadurch, daß es von den Hauptkonsumtionszentren Deutschlands weit entfernt und zugleich der ausländischen Konkurrenz in höherm Grade preisgegeben sei. Die Kritik dieser Schlußfolgerungen dürfen wir dem Leser überlassen.

Die angestellten Berechnungen führen ferner den Verfasser zu dem „Grundsatz," daß zur Zeit die ostpreußische Landwirtschaft an hohen Viehpreisen mehr interessirt sei als an hohen Getreidepreisen, und wie nachgewiesen wird, stellt

Digitized by Google

sich die Ausfuhr von Vieh aus Ostpreußen wirklich als eine „sehr bedeutende" dar. Freilich immer noch geringer als die der Westprovinzen. Ebenso steht es mit Molkereiprodukten u. dergl. Bemerkenswert ist, daß im Regierungsbezirk Gumbinnen 1897 über 400000 Zehnpfundpakete Butter und nahezu 16000 Pakete Käse allein mit der Post versandt wurden, und daß schon 1893 der Ertrag des Butterpostversands aus dem genannten Bezirk auf 4788000 Mark, d. h. auf mehr als den Ertrag des gesamten Remontenverkaufs ganz Ostpreußens berechnet wurde. Nun war aber bisher die Behauptung, daß die Ostprovinzen durchaus auf den Getreideverkauf angewiesen seien, und daß der gute Rat, zur rentablern, vom internationalen Preisfall nicht so sehr betroffnen Viehzucht überzugehen, ihnen nichts helfen könne, die Unterlage der besondern ostpreußischen Notstandstheorie. Diese muß nach solchen Bekenntnissen jedenfalls arg ins Wanken kommen, auch wenn der Verfasser als Schlußresultat der Untersuchungen über die Verkehrs- und Absatzverhältnisse den Satz hinstellt: In vielen landwirtschaftlichen Produkten werde aber der Osten einen großen Überfluß auf absehbare Zeit hinaus haben, und es werde die östliche Landwirtschaft deshalb ein vitales Interesse daran haben, daß durch Verkehrsverbesserungen der Absatz dieses Überflusses nach dem Westen erleichtert werde.

Über die Arbeiterverhältnisse giebt folgende Zahlenübersicht beachtenswerte Aufschlüsse:

	Auf 100 ha Kulturland kommen Arbeiter		
	männliche	weibliche	zusammen
Ostpreußen	8,49	4,05	12,54
Westpreußen . . .	9,04	3,89	12,93
Pommern	7,63	3,23	10,86
Posen	9,03	5,62	14,65
Sachsen	9,32	7,53	16,85
Hannover	9,71	6,19	15,90
Westfalen	10,14	5,37	15,51
Staat	9,20	6,00	15,20

Mit Recht bemerkt der Verfasser zu diesen Zahlen: „Die Zahl der Arbeiter per hundert Hektar Kulturland ist insofern nicht ganz vergleichsfähig, als darin die im Gewerbe thätigen Familienangehörigen inbegriffen sind, deren Zahl jedenfalls in den bäuerlichen Betrieben des Westens höher ist als im Osten. Es geht dies namentlich hervor aus der größern Zahl weiblicher Arbeitskräfte des Westens. In der Gesamtzahl und insbesondre in der Zahl der männlichen Arbeitskräfte sind im Osten trotz der extensivern Landwirtschaft fast die gleichen Mengen zu konstatiren wie in den westlichen Provinzen." An einer andern Stelle wird gesagt: „Wir sehen, daß in den östlichen Provinzen, deren extensiven Betrieb wir mehrfach nachwiesen, nicht sehr viel weniger menschliche Arbeitskräfte verwendet werden als im Durchschnitt des Staats und in den meisten westlichen Provinzen. Schleswig-Holstein verwendet sogar weniger als alle östlichen Provinzen (9,5). Auch Brandenburg beschäftigt weniger Personal

Digitized by Google

als Posen (13,8), und selbst die intensiv wirtschaftende Provinz Sachsen hat nur wenig mehr als die östlichen Provinzen." Die Gegenden mit vorherrschendem Kleinbetrieb, wie z. B. Hessen-Nassau und Rheinland, hätten allerdings etwa doppelten Personalbedarf (besser: Personalbestand) als der Osten. Es werde damit erwiesen, „daß im bäuerlichen Betriebe jedenfalls eine gewisse Verschwendung an Leuten geübt wird." Umso mehr müßten die östlichen Provinzen mit vorwiegendem Großbetriebe weit geringere Zahlen aufweisen, als z. B. Sachsen, Hannover, Westfalen, wo doch der Mittel- und Kleinbetrieb verbreiteter sei. Man müsse hieraus den Schluß ziehen, daß die Zahl der menschlichen Arbeitskräfte in der östlichen Landwirtschaft im Vergleich zur Intensität durchaus nicht zu gering sei, und daß bei einer steigenden Intensität es zunächst darauf ankommen müsse, sie mit denselben oder nur wenig vermehrten Arbeitskräften zu erreichen. „Wir meinen andrerseits — so schließen diese interessanten Ausführungen, die mit unsern wiederholt geäußerten Ansichten ganz übereinstimmen —, daß, wenn der Intensitätsgrad in der östlichen Landwirtschaft der richtige ist, in vielen Fällen ein gewisses Übermaß von Arbeitern vorhanden sein muß."

Auch von den Antworten auf die Umfrage des Verfassers, die im allgemeinen sehr auseinandergehen, giebt, wie berichtet wird, fast die Hälfte an, „daß die Arbeiterverhältnisse keineswegs zu ungünstig seien, daß ein Mangel an ständigen Arbeitern noch nicht zu stark hervortrete." In der Hauptsache werde der Eindruck hervorgehoben, daß überall da, wo vom Arbeitgeber Gewicht auf gute Behandlung, gute Wohnungen, ausreichenden Lohn, gute Qualität des Deputatgetreides und ähnliche eigentlich selbstverständliche Erfüllungen gelegt werde, auch selten oder fast nie ein drückender Mangel vorkomme. Der Verfasser spricht sich in der Erkenntnis dieser Sachlage denn auch entschieden gegen die Heranziehung polnischer und russischer Arbeiter aus, und nicht weniger scharf weist er die von landwirtschaftlicher Seite gewünschten Beschränkungen der Freizügigkeit, sowie die Einführung andrer Repressivmaßregeln zurück. Er vertritt dabei die Ansicht, daß die Hebung der Industrie durch verbesserte Absatzverhältnisse gerade der Landwirtschaft in den Ostprovinzen so viele Vorteile bringen müsse, daß die Nachteile, die man in den ungünstigen Arbeiterverhältnissen suche, nicht in Betracht kommen könnten.

Über die Arbeitslöhne in der östlichen Landwirtschaft herrsche — meint der Verfasser — zur Zeit im allgemeinen die Ansicht, daß sie im Vergleich zum Westen und Süden Deutschlands wesentlich niedriger stünden und der Großbetrieb im Osten dadurch einen Vorteil habe. In den letzten Jahrzehnten hätten sich aber doch die Lohnverhältnisse zu Gunsten der östlichen Landarbeiter sehr geändert. Thatsächlich stellt sich das Arbeitslohnkonto in der östlichen Landwirtschaft verhältnismäßig hoch. Der Verfasser hält trotzdem ein höheres Einkommen der ländlichen Arbeiter für unumgänglich, mahnt aber dabei ein-

Digitized by Google

dringlich dazu, eine Verbilligung der Arbeitskosten durch ausgedehntere Anwendung von landwirtschaftlichen Maschinen anzustreben. Gerade im Osten falle dem Maschinenwesen bei dem vorherrschenden Großbetrieb und bei der kürzern Jahreszeit eine höhere Bedeutung zu als im Westen. Trotzdem sei der Gebrauch von Maschinen im Westen viel ausgedehnter als im Osten. Der Einwand, es fehle dem Osten an Kapital zur Anschaffung, wird treffend damit zurückgewiesen, daß die Beschaffung von entsprechend mehr Zugvieh mit Stallungen, Geräten usw. nicht weniger, sondern mehr koste.

Als Mittel, dem vielfach nicht wegzuleugnenden Arbeitermangel zu begegnen, empfiehlt der Verfasser vor allem die „Seßhaftmachung" durch Besserung der sozialen und wirtschaftlichen Lage der Arbeiterbevölkerung. Er glaubt durch die Lieferung von Wohnung, Brennmaterial, Brotgetreide, Garten, Ackerland zum Kartoffelbau und Viehfutter und durch die Gewährung eines möglichst selbständigen kleinen Wirtschaftsbetriebes neben entsprechendem Geldlohn diese Seßhaftmachung hauptsächlich erreichen zu können und scheint auf die „weitern Probleme," wie die Gewährung der Möglichkeit zur Erlangung eines eignen Grundbesitzes u. dergl., ein geringeres Gewicht zu legen. Wo sich die Flucht vom Lande wirklich schon geltend macht, wird, um ihr auf die Dauer zu begegnen, unsers Erachtens gerade die auch vom Freiherrn von der Goltz empfohlne Schaffung eines grundbesitzenden Arbeiterstandes auf dem Lande im Osten die allerwichtigste Aufgabe sein, sowohl für die Großbauernbezirke wie für die Gegenden mit vorherrschendem Großbetriebe.

Wir kommen damit zur Betrachtung der Besitzverteilung von Grund und Boden, die wir oben schon flüchtig berührt haben, zurück. Auf Grund der Veröffentlichung des Kaiserlichen Statistischen Amts: „Die Landwirtschaft im Deutschen Reich nach der landwirtschaftlichen Betriebszählung vom 14. Juni 1895" sind über den landwirtschaftlichen Großbetrieb als die charakteristische Betriebsform des Ostens in den Grenzboten vor einiger Zeit einige statistische Angaben gemacht worden, auf die hier zu verweisen ist.*) Es wurde dabei namentlich die Bedeutung der Großbetriebe mit 200 Hektar und mehr landwirtschaftlicher Fläche hervorgehoben. Hinsichtlich der Parzellenbetriebe bis zu zwei Hektar wurde betont, daß sie im Osten vielfach sogenannte Deputatbetriebe wären, die als wirklich selbständige Wirtschaften zumeist nicht angesehen werden könnten. Selbständige Parzellenbetriebe ebenso wie kleinbäuerliche (zwei bis fünf Hektar) sind in den vier Ostprovinzen, und übrigens auch in dem Großbauernlande Schleswig-Holstein, viel zu wenig vorhanden. Die Arbeiter haben so gut wie keine Aussicht, durch Fleiß und Sparsamkeit zur Selbständigkeit zu gelangen, wie das im Westen der Fall ist. Es liegt auf der Hand, daß die Kinder grundbesitzender Landarbeiter und Kleinbauern mehr Heimats-

*) Grenzboten 1898 III S. 142 ff.: Bauerngüter und Großbetriebe in der Landwirtschaft.

Digitized by Google

gefühl haben und weniger landflüchtig sind wie die Kinder zeitlebens unselbständiger Hofarbeiter. Die Vermehrung der Deputatbetriebe, auch wenn diese in sich den selbständigen Wirtschaften ähnlicher gestaltet werden, wie Backhaus will — z. B. daß das Deputatland vom Gutsland ausgesondert, das Deputatvieh nicht im Gutsstall versorgt wird —, kann dabei wenig helfen, schon weil im Alter der Arbeiter die Stelle verliert. Deutsche Arbeiterfamilien kann man damit im Osten nicht festhalten. Auch die Verpachtung von Ackerstücken an die Arbeiter bedeutet nicht viel. Sie endet in der Regel auch mit dem Arbeitsverhältnis. Nur die Erleichterung des Eigentumserwerbs ist ein durchschlagendes Heilmittel, aber auch nur verbunden mit der Möglichkeit, das kleine Anfangsbesitztum mit der Zeit zu vergrößern. Davor scheuen unsre Rittergutsbesitzer und Großbauern im Osten viel zu sehr zurück, und es ist nicht richtig, daß Backhaus diesem Vorurteil nicht entschiedner zu Leibe geht. Er erkennt doch selbst an, daß „der Mangel von Kleinbauern und Parzellenbesitzern, die selbst oder durch ihre Angehörigen den größern Gütern Arbeitskräfte liefern," die Arbeiterfrage im Osten besonders schwierig macht.

Sehr beachtenswert sind die Ausführungen des Verfassers über das Pachtwesen, oder wie man wohl sagen kann: den übermäßigen Mangel an Pachtbetrieben im Osten. Während in Sachsen, Hannover, Hessen-Nassau und Rheinland etwa die Hälfte der Großbetriebe verpachtet wären, weise Ostpreußen nur 11,93, Westpreußen 12,85, Posen 18,66 und Pommern 26,31 Prozent verpachtete Großgüter auf. Er glaubt darin einen „wesentlichen Nachteil des Ostens" sehen zu dürfen, da ihm hierdurch die vielen Vorteile des Pachtwesens „als Zuführung des Kapitals und eines intelligenten landwirtschaftlichen selbständigen Mittelstands, die nachgewiesenermaßen geringern Lebensansprüche des Pächterstands, der Zwang zur jährlichen Erzielung des Pachtzinses, Erhaltung des Besitzes und Verhütung des zwangsweisen Verkaufs von Landgütern, Steigerung der Intensität der Landwirtschaft" verloren gingen. Es wäre gewiß sehr zu wünschen, daß tüchtigen, gebildeten Landwirten mit mäßigem Barvermögen im Osten mehr Gelegenheit geboten würde, ihren Mitteln entsprechende Großbetriebe zu pachten, statt daß sie sich heute, vielfach sehr unvernünftig, zum Ankauf von Rittergütern drängen, deren Kaufpreis sie nur zum kleinsten Teil bezahlen können, wobei sie dann noch ein viel zu geringes Betriebskapital übrig behalten. Aber im großen und ganzen möchten wir doch vor weitgehender Schwärmerei für das Pachtwesen in der altpreußischen Rittergutswirtschaft warnen. Die Schaffung eines Rittergutsbesitzerstands, der nicht selbst wirtschaftet, würden wir geradezu für ein Unglück halten. Wie sollte das im Osten auch möglich sein, ohne vorher die heutigen Besitzer durch sehr viel reichere zu ersetzen. Unsre heutigen Rittergutsbesitzer müssen selbst wirtschaften, um „herrschaftlich" zu leben, sie sind nicht reich genug, auf den Pächtergewinn zu verzichten. Also scheint doch wohl der Wunsch, unsre Großbetriebe möchten mehr und mehr in die Hand kapitalkräftiger Besitzer übergehen, oder die Ritter-

Digitized by Google

gutsbesitzer möchten ihrem Kapital entsprechend leben und wirtschaften, näher zu liegen. Es ist ein wahres Unglück, daß der ostdeutsche Landwirt, wenn er ein Rittergut besitzt, durchaus nicht mehr dem Mittelstande angehören will, auch wenn er ärmer ist als der Pächter. Im Westen lacht man über diese Herrlichkeit und fährt sehr gut dabei. Wir halten eine Verringerung der Ausdehnung unsrer Großbetriebe, selbst bei gebildeten Besitzern, die nicht bäuerlich leben, für dringend wünschenswert. Wäre das zu erreichen, so würde viel gewonnen sein. Künstliche Maßregeln sind dabei gar nichts nütze, am wenigsten die Schaffung eines kleinern und mittlern, auf die Selbstbewirtschaftung angewiesenen Majoratsherrenstands. Gegen die großen, reichen Majorate im Osten, die viel verschrieenen Latifundien, haben wir weit weniger einzuwenden, solange sie etwa in der heutigen Ausdehnung bleiben. Professor Backhaus würde sich unvergleichliche Lorbeeren um die ostpreußischen Landwirte verdienen, wenn er ihnen das Verständnis und die Gewohnheit dafür anerziehen könnte, daß die kapitalarmen, stark verschuldeten Gutsbesitzer ebenso anspruchslos wirtschafteten wie Pächter. Dann wird sich ihnen ganz gewiß das zur Hebung der Produktion nötige Kapital nicht entziehen, und die Vorteile des Eigenbetriebs brauchten nicht preisgegeben zu werden.

Und kapitalarm und verschuldet sind nun einmal die landwirtschaftlichen Grundbesitzer des Ostens in hohem Grade. Die Zahlen, die der Verfasser dafür beibringt, beweisen das — so wenig sie unter sich übereinstimmen und statistisch wertvoll sind — im großen und ganzen schlagend. Aber was notorisch ist, braucht keinen Beweis.

Wer soll da helfen, und wie soll geholfen werden? Kapitalgeschenke aus andrer Leute Taschen darf der Staat ihnen doch nicht zuwenden und sollten von den Gutsbesitzern am wenigsten verlangt werden. Es giebt nun einmal reiche und arme Leute in der Welt, und auch reiche und arme Grundeigentümer im Deutschen Reiche. Haben sich die ostpreußischen Landwirte trotz geringen Barvermögens und vieler Schulden bisher im Staate die Butter wahrhaftig nicht vom Brote nehmen lassen oder sich durch übertriebne Bescheidenheit etwas vergeben, dann werden sie auch an sozialem Einfluß und gemeinnütziger Wirksamkeit nicht einbüßen, wenn sie sich in ihrer Wirtschaft etwas mehr als Mittelstand fühlen.

Die Untersuchungen des Professor Backhaus haben dem Notstandsgeschrei die Aussichten gründlich verdorben, aber sie haben dem ehrlichen, energischen Streben der ostpreußischen Landwirte umso bessere Aussichten eröffnet. β

Digitized by Google

Zwei Zuſchriften über die Kriegervereine

1

Die verfloſſenen Reichstagswahlen haben auch Schlaglichter auf die Stimmungen in den Kriegervereinen geworfen und verſchiedne höhere inaktive Offiziere veranlaßt, ihre Anſichten auszuſprechen. Insbeſondre iſt die Rede bemerkenswert, die General von Spitz auf dem Abgeordnetentag des deutſchen Kriegerbundes in Weißenfels gehalten hat. Sie wird genügend bekannt ſein, ſodaß ohne weiteres auf ſie eingegangen werden kann. Die Rede iſt eine Abſage an die „Heuchler und Betrüger," die, unter falſcher Flagge ſegelnd, mit allen Mitteln aus den Vereinen entfernt werden müſſen. Wenn ich mich indes auch ganz auf den Standpunkt des Redners ſtelle und weit davon entfernt bin, ſeine Auslaſſungen irgendwie abzuſchwächen, ſo erſcheinen mir die gebrauchten Ausdrücke denn doch etwas zu ſchroff. Wir müſſen unbedingt daran feſthalten, daß die Kriegervereine keine Sozialdemokraten in ihren Reihen dulden, es kann ſich mithin im vorliegenden Falle nur um irregeleitete Leute handeln. Was würden z. B. der badiſche Zentrumsführer, Pfarrer Wacker und ſein Anhang dazu ſagen, wenn man ſie mit den obigen Ausdrücken belegte dafür, daß ſie gegen die Weiſung der Berliner Zentrumsleitung den Sozialdemokraten in drei Bezirken gegen nationalliberale Kandidaten zum Siege verholfen haben? Die Partei für Wahrheit, Freiheit und Recht erhebt vor allem den Anſpruch darauf, Kaiſer- und Fürſtentreue in Erbpacht zu haben, und doch ſtimmte ſie für Umſturzmänner!

Wer den letzten Wahlkämpfen objektiv gegenüber geſtanden und mit angeſehen hat, wie und mit welchen unlautern Mitteln, auch von den Ordnungsparteien, die Wahlmache betrieben wurde, der wundert ſich nicht über die große Begriffsverwirrung, die bei dieſer Gelegenheit herrſchte. Es helfen hier alſo keine Gewaltmaßregeln, ſondern wir müſſen die Urſachen des Übels zu ergründen ſuchen, dann erſt kann dagegen vorgegangen werden. Es liegt nun einmal in unſrer Zeit ein Zug allgemeiner Unzufriedenheit, von berechtigter, mehr aber noch von unberechtigter. Jeder ſtrebt darnach, ſeine Lage zu verbeſſern. Das Haſten und Jagen nach hohem und möglichſt müheloſem Gewinn geht durch alle Stände und nicht zum wenigſten durch die ſogenannten obern Zehntauſend

Digitized by Google

und zeitigt die verderblichsten Auswüchse. Es ist auch vielfach der Glaube verbreitet, alles Heil müsse von oben kommen, der Staat müsse helfen; dabei bedenkt man nicht, daß zunächst jeder auf sich selbst angewiesen ist und vor allem durch sich selbst seine Lage verbessern kann; und so kommt es, daß die Leute sagen: Geht es im Reichstage nicht mit dem einen, so versuchen wir es einmal mit dem andern. Hier setzen dann die Hetzer den Hebel ein und erzeugen die Begriffsverwirrungen, wie sie bei den Wahlen zum Ausdruck kamen.

Das Tischtuch zwischen den Sozialdemokraten und dem monarchischen Volk muß freilich zerschnitten werden, die Scheidung muß reinlich sein. Das schließt aber nicht aus, daß man die Irregeleiteten durch entsprechende Einwirkung wieder auf den richtigen Weg bringen kann. In dieser Beziehung können wir noch viel von der katholischen Volkspartei und den Sozialdemokraten lernen. Die Welfen und Polen sind wohl kaum ernst zu nehmen, denn kein vernünftiger Mensch glaubt heutzutage noch an die Wiedererstehung des hannoverschen oder des polnischen Königreiches, ebenso wenig wie an die Auslieferung Elsaß-Lothringens an Frankreich.

In den Kriegervereinssatzungen steht obenan die Liebe für Kaiser, Fürst und Vaterland. Demnächst soll treue Kameradschaft gepflegt und das Andenken an die großen Thaten unsers Heeres lebendig erhalten werden. In Zeiten der Gefahr soll der Verein ein fester Kern sein mit dem Wahlspruch: Mit Gott für Kaiser und Reich. Endlich finden hilfsbedürftige Kameraden materielle Unterstützung. Diese Grundsätze dürfen aber nicht bloß auf dem Papier stehen, die Vereine müssen auch in diesem Sinne geleitet werden. Dazu gehört die umsichtige Kraft eines energischen, charakterfesten Mannes. Von gewisser Seite wird ferner versucht, die Kriegervereine in die Enge zu treiben und in falsche Bahnen zu drängen, indem gesagt wird, sie dürften keine Politik treiben. Dies ist grundfalsch, was auch General von Spitz in seiner Rede betont hat. Die Kriegervereine treiben zwar keine Parteipolitik, wohl aber nationale kaiserliche Politik. Für die nationalen Aufgaben des Reiches treten sie ein, denn in nationalen Fragen giebt es keine Parteien. Auf diesem Gebiete hat der Kriegerverein wesentliche Aufgaben zu erfüllen.

Um nun bei den Mitgliedern der Kriegervereine das Interesse für ihre ideale Aufgabe rege zu erhalten und zu fördern, müssen Männer, die als berufne Träger des militärischen Geistes und königstreuer Gesinnung ganz besonders geeignet sind, die Vereine in ihren Bestrebungen stützen. Es ist daher notwendig, daß Offiziere, Ärzte und Beamte des Beurlaubtenstandes den Vereinen beitreten. Es wird hierbei darauf ankommen, kameradschaftlich mit Männern zu verkehren, die früher vielleicht Untergebne waren, und dabei doch immer das Ansehen zu wahren, das man als Offizier zu fordern berechtigt ist. Die Mitgliedschaft darf keine leere Form sein, sondern es muß die Neigung durchleuchten, sich um die Angelegenheiten des Vereins zu kümmern. In den Be-

Digitized by Google

ratungen sucht man, durch erfahrnen Rat in allen den Verein betreffenden wichtigen Angelegenheiten Einfluß und Vertrauen zu gewinnen. Das Vereinsleben spielt sich heutzutage, ohne zu übertreiben, im großen und ganzen derart ab, daß allmonatlich in einer Versammlung geschäftliche Angelegenheiten verhandelt werden, dann findet vielleicht noch eine Beratung über die Beteiligung an einer in Aussicht stehenden Festlichkeit statt und schließt mit einer mehr oder weniger farblosen Unterhaltung über Kirchturminteressen. Bei den Festlichkeiten selbst werden nach dem üblichen Umzuge und nach der Parade Reden von berufnen und unberufnen Leuten gehalten, deren Eindruck meist nicht weiter reicht als die Dauer des Festes, weil sie mehr oder weniger über einen Leisten geschlagen sind. Es wird immer dasselbe Futter vorgesetzt, und dies stumpft den Geschmack ab. Im Gegensatze hierzu müssen diese Feste eine besondre Bedeutung dadurch erhalten, daß das Bewußtsein für Ehre und Pflicht immer wieder aufs neue geweckt und die militärischen Erinnerungen wieder wachgerufen werden.

Je mehr wir uns endlich von der großen Zeit des deutsch-französischen Krieges entfernen, je geringer die Zahl der Kriegsteilnehmer wird, umso mehr schwinden die unmittelbaren Überlieferungen, die die Mitkämpfer durch ihre persönlichen Schilderungen gegeben haben. Umso mehr müssen die Ereignisse jener Zeit dem Nachwuchs durch Wort und Schrift erhalten bleiben. Vor allem sei darauf hingewiesen, daß sich vor einiger Zeit in Berlin eine Vereinigung gebildet hat, die es sich zur Aufgabe macht, an Kriegervereine, Verbände usw. Büchereien gegen mäßige Entschädigungen abzulassen.*) Dann muß in den Vereinsversammlungen der geistig Höherstehende durch belehrenden Vortrag und anregende Unterhaltung den einfachen Mann zu sich emporheben. Er muß hinuntersteigen in das Dunkel und die Verwirrung der Anschauungen, um Klarheit und Licht zu verbreiten. Die hier errungnen Erfolge heben und festigen das moralische Bewußtsein mehr, als tausende von Festreden. Es ist keine Frage, daß nach dieser Richtung schon vieles besser geworden ist, namentlich auf dem Lande und an kleinern Orten. In den größern Städten herrscht jedoch z. B. unter den höhern Staatsbeamten, die Offiziere des Beurlaubtenstandes sind und waren, noch große Gleichgiltigkeit. Diese Herren begnügen sich entweder mit der Zahlung ihres Beitrags oder gehören dem bezüglichen Ortsvereine gar nicht einmal an. Große Vereine von vierhundert und mehr Personen werden oft von Leuten geleitet, die ja durchaus achtbare, ehrenwerte, königstreue Männer sind, aber doch nicht auf der geistigen Höhe stehen, daß sie an erster Stelle wirken könnten. In diesem Sinne also bedarf das Kriegervereinswesen einer fortgesetzten Pflege und Aufmerksamkeit unter der treuen und aufopfernden Mitwirkung aller Stände. Keiner darf sich zu hoch

*) Kaiser Wilhelmdank, Verein der Soldatenfreunde. Berlin W. 66, Leipzigerstraße 4.

Digitized by Google

dünken, einig müssen wir sein, einig zum Guten und Starken, einig zu dem, was die Grundlage der Staatsordnung ist, soll für die Folge der königstreue Sinn unter der Fahne der Kriegervereine nicht Schein, sondern Wirklichkeit sein! S. M.

2

Erfreulich und anerkennenswert ist es, daß die staatlichen Behörden kräftig und nachdrücklich gegen die sozialdemokratischen Bestrebungen vorgehen, soweit sie von Personen gezeigt werden, die als Beamte oder als Arbeiter im öffentlichen Dienste stehen. Denn die ausgesprochnen und unausgesprochnen Ziele der bewußten Sozialdemokraten liegen außerhalb der staatlichen Ordnung, bekämpfen sie und wollen sie vernichten. Deshalb Unterdrückung der Führer der Bewegung, der Rufer im Streit! Hier ist auch polizeiliches Einschreiten, hier die Entziehung der äußern Lebensbedingungen gerechtfertigt, und vielleicht bringt es Erfolge. Aber gehören alle die, die bei den Wahlen sozialdemokratische Stimmzettel in die Urne legen, zu den Umstürzlern? Nein, sie wollen die Besitzenden im Genuß ihrer rechtmäßig erworbnen Güter lassen, sie wollen nur ihre eigne Lage verbessern und glauben, befangen in süßer Täuschung, im Vertrauen auf die Möglichkeit größerer Glückseligkeit den Versprechungen der Volksverführer, die ihre letzten Ziele und ihren ganzen Eigennutz, ihre politische Herrschsucht zu verbergen wissen. Sie hören ja meist auch von den Vertretern der andern politischen Parteien nur Schlagworte, laute Klagen und lebhafte Versprechungen, wie der Mittelstand erhalten und gehoben, wie dem landwirtschaftlichen Notstande abgeholfen werden solle und könne usw., hier so wenig wie dort finden sie Belehrung, sie hören dahin, wo die Sirenengesänge am süßesten zu locken wissen. Ob es da richtig ist, die Kriegervereine zu nötigen, jeden, der einmal sozialdemokratisch gewählt hat, auszuschließen, ihn dem sonst (und nicht mit Unrecht) so gerühmten Einfluß des Kriegervereins zu entziehen? Ist es nicht bedenklich, damit mittelbar die erziehende, werbende Kraft der Kriegervereine zu leugnen, aber die Kraft der sozialdemokratischen Ideen, die in dem Wähler noch gar nicht einmal Fleisch und Blut geworden sind, zu überschätzen? Ist es nicht noch bedenklicher, mühsam auskundschaften zu wollen, welche Personen sich unter dem Schutz des allgemeinen Wahlrechts für den Sozialdemokraten erklärt haben, aber doch noch nicht für den Umsturz der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung? Ist das nicht gefährlich, weil es zum Sykophantentum führt, zu der Untergrabung alles Vertrauens, zu der Überzeugung, es liege ein Staatsstreich in der Luft?

Ist nicht die scheinbare Furcht vor der Sozialdemokratie allzugroß? Muß diese Furcht nicht den Führern der staatsfeindlichen Parteien eine Verstärkung ihres Einflusses bringen, neue Kampflust und Siegeszuversicht? Und was geschieht, um die bethörten Massen zurückzugewinnen? Es ist doch herzlich

Digitized by Google

wenig! Die Sozialreform ist eingeschlafen oder auf einem toten Geleise angekommen. Die bürgerlichen, staatserhaltenden Parteien und ihre einzelnen Anhänger haben wohl Worte, aber keine Thaten! Nichts kommt der sozialdemokratischen Bewegung mehr zu statten, als wenn sie Märtyrer findet, die unverstandnen obrigkeitlichen Maßregeln zum Opfer gefallen sind.

Daß in den Kriegervereinen sozialdemokratisch wählende Mitglieder sind, läßt sich kaum hindern, denn wie viele neigen sich der Sozialdemokratie zu vor dem militärpflichtigen Alter, und bei wie wenigen vermag wohl die Dienstzeit mit der von diesen Unzufriednen nur als Zwang empfundnen Disziplin eine Umkehr zu bewirken. Wer behauptet, daß das Heer von sozialdemokratischen Einflüssen frei und unberührt sei, ahmt den Vogel Strauß nach und will nicht sehen, was offenkundig ist. Wer aber meint, durch äußere Mittel die Sozialdemokratie vernichten zu können, der verkennt die Lehren der Geschichte.

Die Furcht vor der Sozialdemokratie ist übertrieben und trübt nur zu oft das politische Urteil. Ist es begreiflich, daß bei Stichwahlen zwischen Sozialdemokraten und Freisinnigen Richterscher Richtung Konservative für diese eintreten, statt sich der Abstimmung zu enthalten? Muß das nicht die Sozialdemokratie heben und selbstbewußter machen? Vergißt man denn ganz, daß wir keine Parlamentsherrschaft haben, sondern die machtvolle Regierung der zum Deutschen Reich verbündeten Staaten? Müßten nicht selbst oder gerade dann, wenn eine sozialdemokratische Reichstagsmehrheit Unmögliches beschließen und Unerläßliches ablehnen sollte, dem Volk die Augen aufgehen, und würde nicht dann die Vernunft die Dinge zu schnellem Umschwung führen müssen?

Niemand kann leugnen, daß sich die sozialdemokratische Partei zu einer bürgerlichen, d. h. auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung arbeitenden Partei zu mausern im Begriff steht: es kommt doch hier nur auf Thaten, nicht auf gelegentliche bramarbasirende Äußerungen oder Pläne einzelner an. Auch andre Parteien wissen ihre letzten Wünsche zu verbergen und verlangen, nur nach ihren Thaten beurteilt zu werden. Reaktion ist unzweifelhaft bei vielen Politikern des Herzens Wunsch; sie sehen nur die Unmöglichkeit ein, ihn durchzuführen, und lehnen ihn deshalb offiziell ab. Überall soll der Grundsatz gelten: „Gedanken sind zollfrei.“ Lasse man ihn auch für Sozialdemokraten gelten, solange sie innerhalb unsrer staatlichen Ordnung bleiben.

Digitized by Google

Betrachtungen über das Drama,

insbesondre das deutsche

(Schluß)

Nach Steiger haben wir in der künstlerischen Kultur drei Zeitalter hinter uns und stehen am Beginn des vierten. Das erste war das plastische der Griechen, in dem alles Leben sozial gebunden war und zum Typus werden mußte (auch die Dichtung, was doch sehr einzuschränken ist!), weil „die griechische Stadtgemeinde nur Freie und Sklaven, aber keine Menschen kannte, wo der Mensch ganz im Bürger aufging.“ Das ist zunächst gründlich falsch, denn nach der Ansicht der Kenner hat es nie eine Lebensgemeinschaft gegeben, in der das freie und zum Teil auch edle Menschentum sich so gegen die äußern Bande anstemmte, wie bei den Athenern, und Griechenlands Untergang führten ja schon die römischen Politiker auf den Individualismus zurück, der der festen Organisation, dem Zusammenschluß widerstrebte; erst die Römer zeigten den Griechen, was ein Staat war und vermochte. Was anders hat denn die Renaissance, Steigers zweites Zeitalter, angezogen an den Griechen, als dieses höhere Menschentum, wie es noch aus ihren Schriftstellern hervorleuchtet! Dieses zweite Zeitalter soll „malerisch“ sein, und weil Dante nach den Geschichtstabellen vor 1400 gelebt hat, allwo die Renaissance beginnt, so muß Dante die körperlose Seele in einen steifen Muttergottesmantel hüllen, während Ariost und Tasso Körper und Seelen malen. Was sind das für schiefe Verallgemeinerungen! Auch wenn Steiger niemals den Dante in der Hand gehabt hat, hätte ihn ein Blick in eine moderne italienische Litteraturgeschichte eines bessern belehren können. Und das Malerische — die Holländer waren viel „malerischer,“ was haben aber die mit der Renaissance zu thun? Steiger läßt sein drittes Zeitalter anbrechen, das achtzehnte Jahrhundert. Bekanntlich hat man es immer als das litterarische bezeichnet und im Gegensatz dazu das unsrige als das naturwissenschaftliche oder exakte. Jetzt hören wir, daß es das musikalische sein soll, denn es verkörpert sich in Bach, Mozart, Beethoven und — Wagner. Und jetzt befinden wir uns zu unsrer Verwunderung in dem vierten, dem poetischen oder dramatischen. Der Verfasser weiß, daß sein Traum, wie er ihn nennt, befremden wird; aber er wird ihn uns deuten.

Digitized by Google

Allerdings haben sich die Philister, die Anbeter des Ewiggestrigen, da der Boden ihnen unter den Füßen schwankte, von der neuen Bewegung abgewandt, sie betrachten schmunzelnd die Goldschnittbände der Klassiker und versichern zur Beruhigung ihres lesemüden Kopfes, daß es nun bis auf weiteres mit der ganzen Dichterei zu Ende sei. Sie wollen warten, bis die Woller durch die Könner abgelöst werden (was wir übrigens gar nicht so unverständig finden). Man darf aber, meint der Verfasser, nicht ohne weiteres einen großen Tragiker erwarten, solange die Menschheit noch selbst Tragödie spielt, die Kunst ist jederzeit eine späte Kulturerscheinung. Weder der Sieg der Christen über das alte Rom und ihre Kämpfe und Leiden, noch der Eroberungszug der Reformation hat einen großen Dichter hervorgebracht, erst fünfzig Jahre später stellte sich dazu der Tragöde des modernen Europas ein, Shakespeare. So erfüllt den Verfasser auch jetzt die poetische Wirklichkeit, die ihn umgiebt, mit der stillfrohen Zuversicht, daß wir einer großen Zeit der europäischen Dichtung entgegengehen. „Wie kommt es, daß alle die Schaffenden dasselbe dumpfe Ahnen haben wie ich, daß man überall, wohin man lauschen mag, von dem kommenden Dichter spricht?" Unter der „poetischen Wirklichkeit" versteht er aber „das stille, geheime Schaffen landauf landab, die rührende, selbstlose Arbeit kunstfroher Geister, die alle wissen, daß sie nur von wenigen verstanden werden, es ist der Mut und der Trotz und die Geduld dieser Leute." — Aber das Drama? fragt der Philister ungeduldig. Ja, gemach, darüber soll ja gerade dieser Traum von den vier Zeitaltern die Aufklärung geben. Wie nämlich das vorige das musikalische war, sodaß auch die Dichter von diesem Stempel ihr Gepräge erhielten, Goethe mit seiner „lyrisch überhauchten Antike" oder Schiller, der, „sofern wir ihm, dem als Künstler so viel überschätzten Moralprediger, überhaupt eine mehr als zeitgeschichtliche Bedeutung einräumen wollen (sehr gütig!), nichts weiter ist als der unkünstlerische Niederschlag der lyrisch-musikalischen Grundstimmung seines Zeitalters": so reichen sich in Richard Wagners Musikdrama, der letzten Offenbarung des musikalischen Zeitalters, die führende Kunst der Vergangenheit und die der Zukunft die Hände. Mit Wagner hat die Musik ihre Grenzen überschritten. Sie brauchte zu ihrer bis dahin unerhörten Wirkung das Wort, nun muß sie wieder ganz Musik werden, und ein weiterer Fortschritt der Kunst ist nur denkbar, wenn sich das Wort ebenfalls wieder von der Musik trennt und ganz Wirklichkeit wird. So folgt auf Wagners ideales Musikdrama Hauptmanns naturalistische Bühnendichtung. Nur darf man nicht verlangen, daß gleich alle Dichter Dramen dichten, die Worte poetisch und dramatisch wollen bildlich verstanden sein und die „bewegte Innerlichkeit alles Kunstschaffens der Gegenwart andeuten," z. B. Böcklin „träumt farbige Märchen und malt tiefsinnige Gedanken," Klingers Salome und Kassandra sind „marmorne Tragödien." Also schon hier, wo wirs eigentlich noch gar nicht beanspruchen können, lebt der „poetisch-

Digitized by Google

dramatische Geist des Jahrhunderts." Umso mehr in der Dichtung, und zwar nicht erst seit Hauptmann. Und was uns deutschen Bildungsphilistern einigermaßen die Freude an diesem Genusse verdirbt, daß uns das jüngste Deutschland die Küchenreste der Fremden vorsetzt, dieser „internationale Charakter der neuen Kunst" erfüllt den Verfasser umgekehrt mit Freude und mit Vertrauen zu der modernen Dichtung, die diesen Weg gehen „mußte." „Der französische Milieu-Roman, der psychologische Roman der Russen, die dramatische Gesellschaftskritik Ibsens, ist das nicht wieder ein Hegelscher Dreitakt: Außenwelt, Innenwelt und die Ichwerdung beider im Drama?" Nun haben zwar von den jungdeutschen Freunden des Verfassers nur wenige ein Drama geschrieben, aber Dramatiker sind sie dennoch, in ihrer Ausdrucksweise, in ihrer Art zu sehen, sie haben „mikroskopische Augen." Wo man früher gemütlich von der Tugend oder einem Laster sprach, da sehen diese Tausendkünstler ein ganzes Heer streitender Empfindungen. Soviel auch über den Darwinismus in der Kunst geschrieben worden sei, an das Mikroskop, meint der Verfasser, hätte in diesem Zusammenhange noch keiner gedacht. Richtiger wäre es gewesen, an die Bedeutung der Photographie für die Kunstübung zu erinnern, die doch allen klar und einleuchtend sein dürfte. Denen gegenüber, die über den müden Pessimismus dieser modernen Dichtung und ihrer „feinen Seelenmalerei" verächtlich die Achseln zucken, meint er, keiner könne sich selber besser beobachten und, was in seiner Seele vorgeht, aufmerksamer belauschen, als wenn er in — katzenjämmerlicher Stimmung sei. Wer über diesen poetischen Katzenjammer näheres erfahren will, der lese dieses Buch. „Ich gebe keine Geschichte. Denn wie sollte man heute, wo alles noch im ersten Werden ist, an eine Geschichte der modernen Dichtung denken? Das Werdende zu spüren, zu genießen, zu verstehen, das ist das schöne Vorrecht, aber auch die heilige Pflicht der Zeitgenossen einer großen Kunstbewegung. Und nur für die, die schauen, genießen, verstehen wollen, habe ich das Buch geschrieben."

Dieses Hinweisen auf das Werden, das Kommende, die Zukunft ist allen Modernen gemeinsam, es ist, als wollten sie dadurch ihre Leistungen aus der Schußweite der kritischen Beurteilung rücken. Der Verfasser hebt wiederholt hervor, daß die Kunst eine späte Kulturblüte sei, er sieht in den Dichtungen Ibsens, Hauptmanns und Maeterlincks nur die Vorstufen, seine Analysen können dem, der nur Fertiges zu genießen versteht, keinen Genuß vermitteln. Höchstens kann es noch von einigem Interesse sein, über die Grundsätze der Zukunftsdichtung etwas zu erfahren.

Während dem lyrischen und epischen Dichter die Schönheit des Ausdrucks das oberste Gesetz sei, sei dem Dramatiker das Wort nicht nur Darstellungsmittel, sondern zugleich Objekt, er stelle gesprochne Rede dar, so getreu wie möglich, mit aller ihrer Unbeholfenheit, allen ihren Stockungen und Verrenkungen; als Darstellungsmittel dürfe das Wort stilisirt werden, als Objekt

Digitized by Google

müsse es streng naturalistisch sein. Der Dramatiker giebt nur Worte, alles andre überläßt er dem Schauspieler. Der Dichter macht sichs also leicht, werden wir denken, aber nein, er sieht geistig den ganzen Menschen, der Schauspieler macht ihn körperlich leben: „Jedes Räuspern, jede Pause, jede Stockung der Rede, jedes Anakoluth wird zu einer Offenbarung menschlicher Gedanken und Gefühle.“ Dem Schauspieler erwachsen aus diesem neuen Drama ganz neue Aufgaben. „Die Kunst zu stottern triumphirt.“ Dieser „Augenblickszauber“ tritt an die Stelle der frühern höher gehaltnen Dialoge und Monologe. Ob er „wirklicher“ sei als jene, wenn man das Leben anständig erzogner Menschen zum Ausgangspunkt nimmt, ob er sich nicht mindestens ebensoweit von dieser Wirklichkeit entferne durch eine umgekehrte Stilisirung, eine Übertreibung nach der Seite des Häßlichen hin, nur damit die Schönheit und die Idealisirung vermieden werde, wäre wohl der Überlegung wert. Gewiß ist jedenfalls, daß er keine Kunst mehr ist. Denn sie kann ohne eine Idealisirung nicht bestehen, wenigstens nach unsrer Auffassung. Für den Verfasser und seine modernen Freunde freilich ist „die ganze Entwicklung der Kunst nichts andres, als eine beständige Erweiterung des Reiches der Schönheit durch fortgesetzte Einverleibung neuer Provinzen, die früher dem Reiche des Häßlichen gehörten.“ Das wird so ziemlich seine Richtigkeit haben, aber nicht jeder wird Lust verspüren, sich an diesen Eroberungszügen zu beteiligen.

So oft von dem ernsten Schauspiel gehandelt wird, wird man auch auf Auseinandersetzungen über die „tragische Wirkung“ treffen. Der Verfasser giebt sie in einem schwungvoll geschriebnen Kapitel: Darwinismus und Schicksal. Er spricht gut über die attische Tragödie und den Geschlechtsfluch, oberflächlich über die Katharsis des Aristoteles mit dem üblichen Seitenhieb auf Lessing und kommt dann über Shakespeare, Goethe und Schiller zuletzt bei Zola und Ibsen an. Er sieht in der „tragischen Schadenfreude“ eine Erinnerung an unser einstiges „Kannibalentum“ und handelt weitläufig über einen Ersatz des antiken Schicksals durch Erblichkeit und Einflüsse der äußern Umgebung (Milieu) bei Zola und Ibsen, eine berechtigte moderne Umgestaltung auf der wissenschaftlichen Grundlage des Darwinismus. Wer sich dafür interessirt, mag es bei ihm nachlesen. Nur bleibt eins zu bemerken. Exakte Beobachter und Kenner des wirklichen Lebens haben längst gesehen und ausgesprochen, daß Zolas naturalistische Schilderung zum größten Teile gar nicht auf einer Analyse des wirklichen Lebens beruht, sondern ein erträumtes Spiel ist, das den Leser durch den Schein einer wissenschaftlichen Methode, durch eine den Naturwissenschaften entlehnte Terminologie blendet und täuscht. Und daß Ibsens Seelenanalyse falsch und unwirklich ist, hat der Verfasser selbst hinlänglich mit Beispielen belegt.

Wir können es uns nicht versagen, hier auf die einfachen und ansprechenden Darlegungen hinzuweisen, die Bruchmann über die tragische Wirkung und die

Digitized by Google

damit zusammenhängenden Dinge in seinem Buche niedergelegt hat. Wir wüßten nichts, was geeigneter wäre, zur Richtschnur zu dienen und bei dem nicht enden wollenden Hin- und Herreden über diese Fragen zu selbständigem Nachdenken zu veranlassen.

Im griechischen Epos setzt sich im ganzen der Wille der Götter oder eines noch über ihnen stehenden Schicksals durch. Die Tragödie kann, wenn sie menschlich interessiren will, das nicht einfach annehmen, vielmehr muß der Mensch sein Schicksal erfüllen, weil er so ist, wie er ist, er gerät in Konflikte der Pflichten und wird schuldig. Die einzelnen Tragiker dachten darüber verschieden, aber den Fortschritt der ethischen Gedanken klarzulegen reicht das Material nicht aus. Wie sich die sittliche Weltordnung mit den Schicksalen der Menschen verträgt, diese Frage konnte der atheniſche Dramatiker nicht umgehen, aber sie zu beantworten ist niemals möglich, wir können also auch in Griechenland nur ein menschliches Surrogat der Beantwortung finden. Daß der Schicksalsbegriff den Begriff von Willen und Schuld aufhebe, wie manche meinen, ist unrichtig. Die platte Berufung auf den Willen der Götter ist selten, manche Konflikte entstehen ganz ohne ihre Einwirkung, verdienstliche Handlungen rechnen die Menschen sich selbst an. Zieht man das Sagenhafte und Wunderbare ab, so bleibt als wesentlicher Bestand der Widerstreit zwischen Gedanken und Grundsätzen, die zum Inhalt des Lebens gehören. Leiden ist eine Folge von Schuld, sogar ganze Geschlechter hindurch, aber nicht immer. Wer jedoch mit Schuld belastet ist, kann in der Regel etwas zu seiner Verteidigung anführen. Die griechische Tragödie ist also nicht überwiegend Schicksalstragödie, allerdings auch nicht im modernen Sinne Charaktertragödie, wenn sie sich auch dieser im Laufe ihrer Entwicklung nähert. Sie stellt an ihrem durch das Epos gehobnen Stoff das Schicksal der Menschen dar, ihr Verhältnis zu den Göttern, sie sucht Antworten auf die Rätsel des Lebens. Daß sie oft „Mitleid und Furcht“ erregt, ist zweifellos, daß das aber ihr eigentlicher Zweck war, kann man Aristoteles nicht glauben. Seine Katharsis scheint eine erleichternde Entladung von diesen Gefühlen gerade durch ihre Erregung zu bedeuten (also wie Bernays, nicht wie Lessing wollte). Wenn wir gern Tragödien sehen, müssen wir uns scheinbar freuen, Mitleid zu empfinden. So haben auch manche andre gedacht. Aber Mitleid ist kein Vergnügen, sondern eine Traurigkeit, höchstens als Rührseligkeit eine erleichternde Entladung des Schmerzes. Bisweilen könnte das Angenehme der Empfindung darin bestehen, daß sich der Zuschauer selbst von dem geschauten Leiden frei weiß. Aber vieles derartige hat er doch auch erlebt oder wenigstens annähernd kennen gelernt; sein Mitleid könnte Mitleid mit sich selbst sein: so sind die Menschen alle, im fremden Unglück beklage ich mein eignes, erlebtes oder mögliches. Dann macht aber nicht das Mitleid Vergnügen, sondern das Gemüt fühlt sich erleichtert, weil im Drama die Affekte so ausgesprochen

Digitized by Google

werden, wie es selbst sie empfunden hat oder empfinden könnte. Wenn die Tragödie alle ernsten Stimmungen der menschlichen Natur erregt, so wird sie natürlich auch Mitleid erregen, und weil dies in unsrer Natur liegt, so wird auch das Mitleid nicht ohne Vergnügen sein. Es erscheint dann als eine Lust, in der wir unser Herz erwärmen und erweitern, unser Gefühl an andre hingeben. Aber die Menschen im Trauerspiel leiden nicht nur, sie handeln auch, und zwar dem Durchschnitt gegenüber mit einer Steigerung ihrer Kraft und Leidenschaft, die Teilnahme erweckt. Wir fühlen uns erhoben durch die Kraft der Persönlichkeit, wir sind stolz und wissen jetzt wieder besser, was es heißt, Mensch und Kämpfer sein. Andre meinen mit Schopenhauer, dies Handeln zeige uns, daß diese ganze Welt unsrer Anhänglichkeit nicht wert sei; der tragische Geist leite zur Resignation hin. Zwischen Stolz und Resignation liegen viele Stimmungen, das Drama wirkt auf die Einzelnen verschieden, der allgemeinste Eindruck, mit dem uns die Tragödie entläßt, ist vielleicht der, daß sie unser Leben erweitert hat.

Furcht und Mitleid sind also nach Bruchmann nicht die eigentümlichen tragischen Gefühle, sondern neben einander bewegen uns traurige Bedrängung und lustvolle Erhebung. Unterliegt der Held, so fragen wir nach der Gerechtigkeit des Weltlaufs. Die viel verspottete „poetische Gerechtigkeit" wird allgemein der entgegengesetzt, die wir gewöhnlich im Leben erfahren, und diese ist wesentlich die juristische. Das Drama wird dann gefallen, wenn es noch besser als diese unser Bedürfnis nach dem Siege des Guten und der Bestrafung des Bösen befriedigt. Der tragische Tod des schuldigen Helden gehört also unter die erhebenden Wirkungen der Tragödie. Aber es ist thöricht, bei allen, die zu Grunde gehen, nach der Schuld zu fragen, oder zu verlangen, daß alle bestraft werden, die uns schuldig scheinen. Wir bewundern trotz vielen entgegengesetzten Erfahrungen im Leben doch lieber die Harmonie der Gerechtigkeit, als daß wir vor dem Rätsel der Welt stille stehen. Gewiß hat der Dramatiker das Recht, uns die Welt zu zeigen, wie sie ist. Aber wir werden es doch vorziehen, wenn er Gerechtigkeit übt. Die geheime Liebe zur Gerechtigkeit wird uns wünschen lassen, daß im Drama die Menschen lieber schuldig als unschuldig leiden und untergehen. Man frage sich: würden wir in allen Tragödien lieber schuldvolles oder in allen schuldloses Leiden haben? Wir würden das erste vorziehen, vielleicht aber gleich überlegend hinzufügen, daß das auch zu einseitig wäre. Wenn demnach die Tragödie den Guten nicht immer glücklich werden läßt, so versagt sie, wie das Leben es ebenfalls bisweilen macht, eine gewisse Gerechtigkeit, aber dennoch befriedigt sie uns, wenn wir durch den Willen der Personen im Drama unsre eignen Willensrichtungen angeregt fühlen und die Stimmungen unsers Gemüts durch sie ausgesprochen finden. Die Tragödie zeigt uns die eine Seite der Welt, die ernste, die vielen von uns als die wesentliche erscheint. Sie giebt teils ein Bild des rätselhaft

Digitized by Google

düstern Weltlaufs, teils hellt sie ihn auf durch den Strahl der Gerechtigkeit und Vernunft, der durch alle Stürme seinen Weg findet. Sie erregt in uns Zustimmung dazu, daß es schön sei, stark im Thun und standhaft im Leiden zu sein. Sie belehrt uns über die Illusionen, mit denen wir so gern die Güter vergolden, die uns vorenthalten sind. Sie berichtigt unser Urteil über die Leidenschaften. Sie stärkt unsern Stolz und unsre Bescheidung. In ihren höchsten Erscheinungen ist sie eine Kompensation des Weltlaufs, ein Idealbild, wie wir es sonst nicht sehen, mit sonnigen Höhen und düstern Abgründen. Es heißt nicht, die Tragödie herabsetzen, wenn man meint, daß sie den Geist in eine Art Rausch versetzt, nur daß auf diesen keine Ernüchterung folgt, wie auf die populären Arten des Rausches.

Nach einigen Bemerkungen über den modernen Begriff des Tragischen und das Drama, das sich vorzugsweise mit dem Schicksal der niedrigstehenden beschäftigt, der bürgerlichen Personen, denen es an der für die Tragödie nötigen „Fallhöhe" fehlt (Schopenhauer), bekommen wir eine abschließende Betrachtung, die, um Bruchmanns ganze Weise zu veranschaulichen, vollständig wiedergegeben sein mag. „Sahen wir die Tragödie auch als eine Kompensation an, welche sich die Menschen für die Betrachtung des Weltlaufs geschaffen haben, so werden wir zugestehen müssen, daß die Tragödie für den Haushalt des geistigen Lebens entbehrlicher wäre als das Lustspiel. Denn für alle traurigen Komplikationen des Lebens hat die Religion eine Antwort, auch ohne daß sie in Kunstwerken zu uns spricht. Daß man sich damit nicht begnügt, wird daher kommen, daß ihre Aussprüche doch verhältnismäßig zu allgemein sind. Sie sind ja unzweifelhaft dauerhafter als die Tragödie, in ihrer Einfachheit ergreifender und verständlicher, von einer unendlichen, wunderbaren Anwendbarkeit, sodaß diese Edelsteine strahlen, wie man sie auch wenden mag. Aber sie sind nicht so individuell anschaulich, wie handelnde Menschen, die, ins Leben hineingeführt, oft schuldig werden und der Pein verfallen. Sei nicht allzufromm und erzeige dich nicht übermäßig weise, warum willst du dich zu Grunde richten, heißts beim Prediger und hat einen tiefen Sinn, voll von mannigfacher Anwendbarkeit. Wie anders wirkt er aber als abstrakte Formel und als konkrete Wahrheit, die sich in dem Schicksal der vor uns handelnden Menschen anschaulich darstellt."

Steigers „Werden des neuen Dramas" wird jeder höchst unterhaltend finden, Sittenbergers Dramaturgie ist außerdem noch belehrend, Bruchmanns Poetik aber ist ein wirklich tiefes Buch.

Jenes bürgerliche Schauspiel, in dem die Personen nicht die nötige „Fallhöhe" haben, hat zum Gegenstand einer kurzen geschichtlichen Darstellung gemacht Arthur Eloesser: Das bürgerliche Drama, seine Geschichte im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert (Berlin, Hertz). Er behandelt in einzelnen Kapiteln Lillos Kaufmann von London in Verbindung mit Lessings

Digitized by Google

Sara, Schröder als Dramatiker, die Comédie larmoyante, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Sturm und Drang, den jungen Schiller nebst Iffland und Kotzebue, und endlich den Ausgang des Dramas im neunzehnten Jahrhundert bis auf Hebbels Maria Magdalena. Dieser letzte Abschnitt ist recht dürftig. Etwas neues oder besonders bemerkenswertes enthalten auch die übrigen nicht, wie denn auch das Buch als Ganzes keine Lücke ausfüllt, da über diese Dinge schon oft ähnlich und ausreichend gehandelt worden ist. Aber der Verfasser schreibt leicht und angenehm, und wer sich über den Gegenstand unterrichten will, wird das Buch gern lesen.

Da die Modernen den Monolog zum alten Plunder werfen, so haben die historisch gestimmten Menschen doppelt Grund, daß sie sich darüber klar zu werden suchen, wie wertvoll ihnen dieses Besitzstück ist. Ein dankbarer Gegenstand der Betrachtung ist Lessings Monolog. Davon handelt eine Doktorarbeit Friedrich Düsels (Der dramatische Monolog usw., Nr. XIV der theatergeschichtlichen Forschungen von Litzmann, Hamburg und Leipzig, Voß). Der Verfasser will den Monolog durch die ganze neuere deutsche Litteratur verfolgen. Es wäre zu wünschen, daß er sich dabei etwas kürzer fassen möchte, desto nützlicher wird seine Arbeit sein, denn Gründlichkeit braucht nicht in Kleinkram auszuarten. Bis dahin und wenn er bis zur Behandlung des „großen Theatralikers Sudermann" vordringen sollte, wird er dann auch hoffentlich eingesehen haben, daß Jugend zwar kein Fehler, aber ein Übergangszustand ist, auf den die Reife zu folgen hat; vielleicht wäre es auch Sache des Herausgebers derartiger Sammelschriften, diese Erkenntnis beschleunigen zu helfen. Die Schrift enthält im übrigen viel Gutes. Der Hinweis auf die gleichzeitige poetische Theorie ist nützlich, hätte aber kürzer gegeben werden können. Wir teilen nun einige Beobachtungen über Lessings Monologe mit. In den Jugenddramen ist der Monolog noch ungepflegt und unkünstlerisch, neben ihm her geht üppig wuchernd das „Seitab" oder à part, das Lessing von den Franzosen nahm. Erst später lernte der Hamburgische Dramaturg, daß die Heimat des Aparte das spanische Theater war, und dann verhöhnte er es als ungereimt und geschmacklos. Damals aber bei den verworrnen Verwicklungen seiner Jugendstücke konnte er dieses bequeme Mittel zur Belehrung der Zuschauer noch nicht entbehren. Die Kunst, die er dann zuerst in den Monologen seiner Sara zeigt, besteht nicht in schöner, hoher Rede, sondern in natürlicher, so wie sie sich in dem denkenden Menschen von selbst entwickelt, sie neigt zum Dialogischen, zwei Personen unterhalten sich gewissermaßen miteinander, Unterbrechungen und häufige Gedankenstriche geben den Charakter des Natürlichen, ebenso Apostrophen. Gesteigert wird dies Verfahren im Philotas, wieder ermäßigt in Minna von Barnhelm, wo aber der Monolog keinen großen Raum einnimmt; die glückliche Mischung von Natur und Kunst hat hier schon früh Bewunderung erweckt. In der Emilia entspricht

Digitized by Google

der „coupirte Stil“ der Monologe ganz dem hastigen Tempo der Handlung und dem heißen Temperament der südlichen Menschen. Das Deklamatorische der Franzosen ist hier ganz verlassen, die Rede mit ihren unmittelbaren Eindrücken und Reflexlauten ist gewissermaßen zu einer frühern Entwicklungsstufe zurückgekehrt. Im Nathan nimmt die Natürlichkeit eine neue Form an, die Leidenschaft verwandelt sich in Überlegung. Zuletzt erhalten wir noch Bemerkungen über die Häufigkeit der Monologe und ihre Stelle in den einzelnen Akten. Wir erkennen der kleinen Schrift gern das Verdienst zu, das Verhalten Lessings als wichtigen Ausgangspunkt für die dramaturgische Frage des Monologs mit Erfolg hervorgehoben zu haben.

Noch einige ungedruckte Briefe von Robert Schumann

Mitgeteilt von Adolf Lobe

Die folgenden vier Briefe sind an J. C. Lobe gerichtet, der im Jahre 1846 von Weimar nach Leipzig übersiedelte und hier die Redaktion der „Allgemeinen musikalischen Zeitung“ übernahm.

1

Leipzig, den 22sten November 1839.

Mein theurer Freund,

Haben Sie mich denn gänzlich vergessen? Soll die Zeitschrift gar nichts mehr von Ihnen bringen? Von Ihren Hoffnungen, Zweifeln über musikalische Zukunft pp. pp.? Schreiben Sie mir auch über Ihre eigenen Compositionen und was Sie für Pläne haben — und antworten Sie mir nicht, so sollen Sie gewiß auch von mir nichts mehr erfahren.

Von Berlioz haben wir eine Ouverture zu Waverley gehört.

Suchen Sie Sich sie zu verschaffen und aufzuführen, sie geht ins Blut.

Bald hoff ich von Ihnen zu hören.

Ihr

ergebener

Robert Schumann.

Seiner Wohlgeboren
Herrn Kammermusikus Lobe
in Weimar.

Digitized by Google

2

Verehrtester Freund,

Vielen Dank für Ihre Einladung und meine besten Glückwünsche zugleich zum neuen Wirkungskreise. Leider muß ich vor der Hand noch gänzlich feiern mit allem Arbeiten; ein böses Nervenleiden, das nicht wanken und weichen will, verbietet mir jede größere Anstrengung. Viel hoffe ich vom Seebad, in das ich nächstens zu reisen gedenke. Vielleicht, daß dann die alten Kräfte wieder kommen und ich von Zeit zu Zeit auch einmal mitsprechen kann. Gegen Manches wäre loszuwettern. Kunst und Modegeist, Meister und Gesell werden in der musikalischen Kritik noch viel zu wenig geschieden. Doch das sind Intima, über die vielleicht bald einmal mündlich.

Einstweilen seien Sie freundlich gegrüßt als Vorkämpfer für die gute Sache der Musik und halten Sich meiner herzlichsten Teilnahme versichert.

Ihr
freundschaftlich ergebener
R. Schumann.

Dresden,
den 4ten Juli 1846.

Herrn Professor Lobe
Redakteur der allgemeinen musikalischen Zeitung
in Leipzig.

3

Verehrter Freund,

Es ist mir erst heute eingefallen, daß Sie meine neulich im Flug und in etwas Concertaufregung gesprochenen Worte etwa mißdeuten könnten. Ich sende Ihnen daher die Partitur, aber nicht dem Redakteur, sondern dem Musiker, dem befreundeten Kunstgenossen. Mißdeuten Sie auch dieses nicht! Aber lese ich in kritischen Journalen redactionelle Erklärungen, wie „der Verfasser hat die Partitur uns mitzuteilen die Güte gehabt" — so hat mir dieses immer etwas den Künstler Verdächtigendes, als wollte er sich die besondre Gunst des Kritikers damit erwerben. Aendern Sie also, wenn Sie schon über unser Concert berichtet, kein Wort von Ihrer Ansicht — werfen aber jetzt einen theilnehmenden Blick in mein Werk; von manchen Schmerzen und Freuden wird es Ihnen erzählen, auch sonst vielleicht in seinem musikalischen Gefüge hier und da nicht ohne Interesse sein — und schreiben mir dann privatim ein Wort — so danke ich Ihnen, dem älteren und erfahreneren Künstler von Herzen.

Leider reise ich schon morgen um 10 Uhr ab — ist es Ihnen bis dahin möglich, die Synphonie durchzulesen? Wo nicht, so theile ich Ihnen später das Manuscript vielleicht noch einmal mit.

Digitized by Google

Für heute nur diese flüchtigen Zeilen in der Versicherung meiner freundschaftlichen Hochachtung

R. Schumann.

Die Partitur lasse ich mir morgen früh nach 8 Uhr holen.

Dieser undatirte Brief ergiebt aus seinem Inhalte, daß er in Leipzig an Lobe geschrieben ist, als dieser schon Redakteur der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" war. Die im Brief erwähnte Symphonie kann demnach nur die zweite C-dur-Symphonie sein, die am 5. November 1846 im Gewandhaus aus dem Manuskript aufgeführt wurde. Der Brief datirt also nur einige Tage später.

4

Geehrter Freund,

Erst heute erhalten Sie die versprochenen Notizen. Es ist eine schwere Sache, über sich zu schreiben; darum hielt ich mich zunächst an das Factische.

Willkommen sind Ihnen vielleicht die gedruckten Beilagen. Hr. Kestner in P. [Paris] hatte mich damals selbst um einige Notizen gebeten; die Nota darin sind demnach in Ordnung.

Ob Sie auch von seinem sonstigen Urtheil etwas gebrauchen können, weiß ich nicht. Die recht frische Zeit des Componirens fängt eigentlich erst 1840 an.

Beigelegt hab ich auch ein Verzeichnis der von mir bis jetzt erschienenen Compositionen. Vielleicht können Sie es irgendwie benutzen.

Die Notizen über meine Frau sind nicht viel reichhaltiger. Aber auch hier hielt mich die Scheu, zuviel oder zu wenig zu sagen, von mehr ab. Nun das Urtheil über sie, ihr großes Talent, ihre herrlichen Eigenschaften als Hausfrau, steht ja so ziemlich fest in der öffentlichen Meinung.

Mögen denn die beiden Ihrem Griffel Sitzenden Ihnen einen freundlichen Antheil erwecken für das, was sie gestrebt haben. An Ernst und Fleiß haben wir es nie fehlen lassen und werden es nie, so lang uns Gott erhält. Ueberall wo wir es fanden, erkannten wir dies, wie überhaupt Verdienst, auch an Andern. Und wenn ich auf etwas in meinem zurückgelegten Kunstleben mit Freuden zurücksehe, so ists darauf, daß ich den bedeutenderen jüngeren Talenten der Gegenwart einigermaßen habe nützen können, durch Wort und That.

So seien Sie denn vielmals gegrüßt und gedenken unserer freundschaftlich.

Ihr

ergebener

R. Schumann.

Digitized by Google

Gedanken eines Franzoſen über Goethe

Er lauert da und lauſcht,
Wie er das frohe Singen
Zu Schaden könnte bringen.

Frankreich hat eine Goethelitteratur, die, wenn ſie auch an Umfang und Wert nicht an die engliſche heranreicht, doch als ſehr anſehnlich bezeichnet werden muß. Die Namen der franzöſiſchen Dichter und Schriftſteller, die der Gewaltige in ſeinen Bannkreis gezogen hat, bilden eine lange Reihe; ſie führt von Madame de Staël über Gérard de Nerval, den „Commis-voyageur zwiſchen Deutſchland und Frankreich," Marmier, den Baron Blaze de Bury, der unter hohen Weimarer Auſpizien den „Fauſt" überſetzte und die Stelle „Wie ſie kurz angebunden war" hartnäckig mit Et cette jupe courte! wiedergab, bis auf den „Goethomanen" A. Serre, der vielleicht ſelbſt in Deutſchland nicht ſeinesgleichen hat. Eine gute Biographie Goethes giebt es in Frankreich allerdings noch nicht; die von Mezières iſt zwar in mancher Hinſicht anerkennenswert, aber durchaus nicht einwandfrei und zudem durch die neuen Forſchungen längſt überholt worden. Eine um ſo größere Litteratur haben die einzelnen Werke Goethes gezeitigt, namentlich der „Fauſt," von dem es über dreißig, freilich recht ungleichwertige franzöſiſche Überſetzungen giebt. Es fehlt unter den franzöſiſchen Goetheſchriftſtellern zwar nicht an détracteurs, wie der famoſe klerikale Klopffechter und „Ikonoklaſt" (wie er ſich ſelbſt nennt) Barbey d'Aurevilly und Al. Dumas Sohn, aber ſie ſind doch nur ſehr vereinzelt und haben in ihrem Vaterlande mit dem Verſuch, Goethe herabzuſetzen, wenig Glück gehabt.

Namentlich in der franzöſiſchen Schweiz, die ja ſo oft zwiſchen der deutſchen und franzöſiſchen Litteratur vermittelt hat, iſt das Intereſſe für Goethe von jeher ſehr bedeutend geweſen. Es genügt, die Lauſanner Porchat und Pradez, die Genfer Marc Monnier und Ehni, die Berner Stapfer und Roſſel zu nennen — und ſo nahmen wir denn das Buch des Nyonnaiſen Edouard Rod,*) den wir als Dichter längſt ſchätzten, voll der beſten Hoffnungen in die Hand, ſind aber ſelten ſtärker enttäuſcht worden.

*) Edouard Rod, Essai sur Goethe. Paris, 1898, Perrin & Cie. Frs. 3,50.

Digitized by Google

Rods Absicht ist (S. 6), die hauptsächlichsten Werke Goethes „mit kritischem Sinne“ aufs neue zu lesen und sie zu beurteilen, als seien sie erst gestern geschrieben, und „eine Revision des Prozesses Goethe vorzunehmen.“ Nun entsteht zunächst, ganz abgesehen davon, daß es ein Unding ist, Goethes Schöpfungen gänzlich aus dem Zusammenhange mit der Zeit, in der sie entstanden sind, herauszureißen, die Frage: Was versteht Rod unter den hauptsächlichsten Werken? Sollte man es da für möglich halten, daß von Wilhelm Meister, von der Iphigenie, von Hermann und Dorothea und den sämtlichen Gedichten überhaupt nicht die Rede ist? Wenn man aber die Bedeutung eines Goethe „richtigstellen“ und den allgemein giltigen Lewesschen Satz: „Ein wahrer Mensch zu sein, das war seine Größe“ umstoßen will, so versteht es sich wohl eigentlich von selbst, daß man dies nicht an einzelnen Werken, selbst nicht unter dem Vorwande, daß sie in besondrer Beziehung zu des Dichters Leben stünden, sondern nur an den gesamten Schöpfungen thun muß, die nach Goethes eignem Wort alle „Bruchstücke einer großen Konfession“ sind. Rod greift einzelne Werke, die ihm vielleicht die besten Angriffspunkte darboten, heraus; das ist, als wollte man eine kunstvolle Maschine nur aus bestimmten Teilen zusammensetzen.

Wie die Ausdrücke Heimweh und Gemütlichkeit so fehlt auch das Wort Gründlichkeit im französischen Sprachschatz. Aber Rod hat diese Gründlichkeit anscheinend; wenigstens beweisen einige kleine Irrtümer, wie die falsche sinnentstellende Übersetzung einer Stelle aus dem Götz (S. 95), die Bezeichnung Nicolais als „Professor,“ die Verlegung der ersten Faustaufführung in das Jahr 1820 statt 1819 und der Konzeption des Egmont nach Weimar noch nicht das Gegenteil. Er sagt, daß er sich der Goethelitteratur hie und da bedienen werde, zitirt in der That oft und bekämpft andrer Ansichten, aber dem Kenner wird es bald klar, daß er zumeist nicht aus den Quellen, sondern aus Biographien u. a. geschöpft hat, wodurch er natürlich einseitig wird. Aber das will Rod auch sein; er behauptet zwar, sans parti pris zu urteilen, in Wirklichkeit aber ist die geflissentliche Herabsetzung Goethes das Ziel seiner herostratischen Bemühungen. Diesem Zwecke dient die Benutzung der Litteratur, die fast ausschließlich herangezogen wird, um gegen Goethe zu sprechen; dabei wird P. Baumgartner natürlich öfters liebevoll erwähnt. Aber auch vor Verdrehungen und absichtlichen Irrtümern, die nicht unter die Kategorie der oben angeführten fallen, schreckt Rod nicht zurück. Wir werden im Laufe unsrer Ausführungen den Beweis dafür erbringen.

Es ist, wie Johannes von Müller sagt, ein Lob für einen Mann, wenn man seine Fehler nennen darf, ohne daß er groß zu sein aufhört, und wir begreifen auch wohl, daß man Goethe von manchem Standpunkte aus angreifen kann. Man wird dann aber billig erwarten können, daß sich die Angriffe auf eine feste Überzeugung gründen. Rods Buch aber ist — wir scheuen uns nicht, das auszusprechen — ein unehrliches Buch.

Digitized by Google

Rod teilt seinen „Essai“ ein in sechs Abschnitte: Aus meinem Leben, die romantische Krise (Götz), die sentimentale Krise (Werther), der Hofdichter (Tasso), der letzte Roman (Wahlverwandtschaften) und das große Werk (Faust). Um diese besprochnen sechs Werke schlingen sich dann die Lebensumstände, unter denen sie entstanden sind, willkürlich und zusammenhanglos herum. Das Bedenkliche einer solchen Einteilung liegt auf der Hand. Ein so vielgestaltiges und weitumfassendes Leben wie Goethes läßt sich nun einmal nicht in spanische Stiefel schnüren, in scharf abgegrenzte Perioden zerlegen. Tausend Fäden spinnen sich von einer zur andern hinüber; aber Rod giebt sich nicht die Mühe, diese Fäden zu erkennen. So ist die Trennung der romantischen und sentimentalen Krise als besonders verfehlt zu bezeichnen, da ja beide völlig in einander übergehen.

Den ersten, „Aus meinem Leben“ behandelnden Abschnitt eröffnet ein Angriff auf die Goethephilologie, namentlich aber auf die pietätvolle Art, mit der in Weimar Goethes Andenken auch in Äußerlichkeiten lebendig erhalten wird, z. B. in der Aufbewahrung seiner Sammlungen und der unscheinbarsten Dinge. Man erfährt nicht, ob Rod selbst in Weimar gewesen ist — anzunehmen ist es kaum; schwerlich hätte er sich sonst dem tiefen Eindruck entziehen können, den dieses „Mekka,“ wie er es nennt, immer wieder auf seine Besucher ausübt, dem Schauer, der auch den ergreift, der nicht Goethianer sans réserve ist, wenn er das Heim des Genius betritt, das geweiht ist für alle Zeiten, wenn er seinen Blick schweifen läßt über die Sammlungen, die dem Unermüdlichen helfen sollten, die Rätsel unsers Seins zu lösen, die gefüllte Flasche, deren Strahlenbrechungen er noch in seinen letzten Lebenstagen studirte, durch Thätigkeit „des Todes Bitternisse vertreibend“; wenn er hineintritt in das in seiner Schlichtheit ergreifende Sterbezimmer, wo der größte Dichter seines Volkes lichtsehnend ins Dunkel sank. Wie hat Heyse den Gefühlen, die dort auf uns einstürmen, in seinem „Goethehaus“ so ergreifenden Ausdruck gegeben! Wir können uns in dieser Beziehung mit dem Wort „Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen“ trösten; wenn aber Rod sich darüber wundert, daß sich der „sonst so prüde deutsche Sinn“ an den am Frauenplatz befindlichen Bildern derer, die Goethe geliebt hat, nicht stößt, und später diese Frauen glatthin als Maitressen bezeichnet, so ist das eine Albernheit, der Rod eine zweite hinzufügt, wenn er später behauptet, der Schöpfer des Gretchen, Klärchen, der Iphigenie, Dorothea, Charlotte habe für das weibliche Geschlecht zeitlebens eine gewisse Verachtung an den Tag gelegt; er, der sein gewaltigstes Werk mit einer Verherrlichung des Ewig-Weiblichen abschloß!

Die Einleitung zum ersten Abschnitt, der die Zeit wiederspiegeln soll, wo die Erinnerungen entstanden sind, hätte füglich nach den Wahlverwandtschaften ihren Platz finden müssen. Daß in derselben Goethe Mangel an jeglicher Vaterlandsliebe vorgeworfen wird, nimmt nicht Wunder. Das ist ein altes beliebtes Thema, um das schon viel Tinte geflossen ist; wir möchten aber doch

Digitized by Google

Rods scheinheilige Bemerkung dabei festnageln, er sei weit entfernt, Goethen diesen Mangel an Vaterlandsliebe zum Vorwurf zu machen. Als Franzose aus Überzeugung legt Rod auf Goethes Begegnung mit Napoleon natürlich besondres Gewicht, macht aber wie immer dem Dichter den Vorwurf der Unehrlichkeit, da er auch Eckermann gegenüber gewisse Punkte der Unterredung geflissentlich verschwiegen habe. Gegen Rods Gründlichkeit spricht, daß er Talleyrands Schilderung der Begegnung nicht kennt; im übrigen möchten wir ihm anempfehlen, darüber das betreffende Kapitel in Geigers „Aus Alt-Weimar," das er freilich noch nicht kennen konnte, zu lesen und seine Behauptungen darnach richtig zu stellen.

Die bei Rod sehr unklare Erklärung des „Olympiers" durch den Egoisten ist ja recht alt; von einer neuen Seite wird das Thema nicht beleuchtet. Goethes Wesen sei durch das Olympiertum nicht veredelt, sondern verunstaltet worden; er habe sich selbst und andern ein Stück des Überirdischen, das er in sich trage, vorgegaukelt. Im Verein damit wird gegen den Goetheismus zu Felde gezogen, gegen die Sucht compréhensif zu sein, von allem etwas und doch nichts ganz zu verstehen und nichts der Sache wegen oder aus höherm Gesichtspunkte zu betreiben, sondern um ein persönliches Vergnügen davon zu haben, wie Goethe es selbst gemacht habe. Ce n'est point l'amour de l'étude ni le souci des résultats qui inspirait et guidait l'infatigable chercheur: c'était la jouissance personnelle que lui valait son effort. Die Neigung zur Zersplitterung liegt unleugbar in unsrer Zeit; sie Goethen in die Schuhe zu schieben, ist aber doch sehr naiv. Und hätte Rod damit Recht — was würde Goethe am Ende dafür können, daß seine Epigonen goethischer sind als er selbst? Er wußte, warum er forschte und beobachtete; ihn trieb es, in der Erscheinungen Flucht das gemeinsame geistige Band zu entdecken, und so haftete sein sinnendes Auge auf dem Erhabensten wie dem Unscheinbarsten, wie denn zu einem herrlichen Tempel nicht Säulen allein, sondern auch Mörtel und Steine gehören.

Der Hauptvorwurf, den Rod immer wieder gegen Goethe erhebt, ist der der Unehrlichkeit und Verlogenheit, wenn er ihn auch meist sehr sorgsam und diplomatisch umkleidet. So findet er in „Dichtung und Wahrheit" keine Spur von Aufrichtigkeit. Grenzenlose Eitelkeit, die Sucht, mehr und besser zu scheinen, als er sei, habe den Dichter bei der Abfassung seiner Erinnerungen geleitet und zugleich die Absicht, auf seine Zeitgenossen, deren Gunst er zu seinem Kummer nicht mehr wie früher gehabt hätte, von neuem durch seine Persönlichkeit (d. h. also durch ein falsches Bild davon) einzuwirken. Aber den Beweis dafür bleibt Rod schuldig, er scheint sich dabei nur auf seinen Instinkt verlassen zu haben. Es sei denn, daß man einen Beweis in dem Leipziger Briefe des Studiengenossen (vielleicht auch Rivalen) Goethes, Moors, erblicken wollte, den Rod behaglich wiedergiebt, oder in der schiefen Darstellung des

Digitized by Google

Verhältnisses zu Herder oder in der Bemerkung Goethes beim Abschiede von Friederike: „Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist“ u. a. Rod behauptet ferner, daß Goethe absichtlich verkleinert und verringert habe, was ihm von andern Seiten zugeströmt sei, während doch gerade einer der Hauptvorzüge von „Dichtung und Wahrheit“ darin besteht, daß Goethe sorgsam und offen alle Einflüsse verzeichnet hat, die ihm Nahrung zugeführt und zur Gestaltung seines Innern beigetragen haben. Gesteht er nicht selbst, daß, „wenn er alles sagen könnte, was er großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden sei, nicht viel übrig bleiben würde“? In diesem Geiste hat Goethe seine Entwicklung geschildert.

Daß die Wetzlarer Liebesepisode in „Dichtung und Wahrheit“ nicht Wertherſche Leidenschaft atmet, was Rod zum Beweise dessen hervorhebt, daß sie nicht tiefgehend war, ist natürlich, wenn man bedenkt, daß seit jenen Tagen mehr als ein Menschenalter verflossen war. Goethe selbst beklagt es, daß, „was man gedacht, die Bilder, die man gesehen, sich in dem Verstand und in der Einbildungskraft wieder hervorrufen lassen,“ daß aber „das Herz nicht so gefällig ist.“ Wo aber etwas zu Gunsten des Angeklagten spricht und ihn doch hie und da als aufrichtig erscheinen läßt, wie das Bild der nächtlichen Bombe, mit der er die jugendlichen Herzensneigungen vergleicht, die in sanftem Bogen aufsteigt, dann rasch fällt und Ruinen bereitet, da — ist der Stil mit dem Dichter durchgegangen! Hätte Rod sich bei uns Rats geholt, so hätten wir ihm noch einige schöne Angriffspunkte verraten können, so die gewiß nicht gerechte Beurteilung Mercks und die gewissenlose Verschweigung der Thatsache, daß Goethes Ahnen väterlicherseits der biedern Schneiderzunft angehörten. Nein, gerade in der milden Klarheit und Objektivität der Darstellung beruht der hohe Reiz und Wert der Goethischen Erinnerungen. Freilich, Rousseaus peinliche und oft protzige Aufrichtigkeit, die Rod wünscht, weist „Dichtung und Wahrheit“ nicht auf, aber darum liegt noch längst kein Grund vor, „Dichtung“ mit „Lüge“ zu übersetzen, wie Rod es gern möchte. Goethe adelte das Gemeine und Unscheinbare; er umgab die ersten Regungen der kindlichen Phantasie mit der Poesie des gereiften Mannes („der neue Paris“); er ergänzte die seinem Gedächtnis entschwundnen Episoden durch die Phantasie — auf das alles bezieht sich die „Dichtung.“ An den Schönheiten und Vorzügen der Erinnerungen ist Rod gefühllos oder absichtlich vorübergegangen; Goethe sollte ja verurteilt werden, da durften keinerlei Milderungsgründe gelten.

Im zweiten und dritten Kapitel werden Götz und Werther behandelt. Am Götz weiß Rod nur längst breitgetretnes auszusetzen: den Mangel an Einheit und Harmonie und die Adelheidepisode. Hätte er schärfer beobachtet, so würde er gefunden haben, daß gerade diese Episode, wenn man einmal von einer romantischen und sentimentalen Krise sprechen will, von der einen zur

Digitized by Google

andern hinüberleitet. Friedrichs des Großen absprechendes Urteil über den Götz wird selbstverständlich herangezogen. Besondre Sorgfalt widmet Rod dem Beweise, daß Goethe das Charakterbild des geschichtlichen Götz völlig verändert habe — eine gewaltige Entdeckung! Ob er einen Vorwurf daraus konstruiren möchte, erfährt man nicht recht; es fällt uns schwer, das anzunehmen, denn es wäre doch gar zu thöricht, dem Dichter das Recht zu bestreiten, aus dem überlieferten Bilde einer geschichtlichen Persönlichkeit eine Idealgestalt zu machen. Es ist vor einigen Jahren, von Pallmann, eine Ehrenrettung des alten Raubritters und der Beweis versucht worden, daß Goethes Ritter Gottfried der geschichtlichen Wahrheit entspreche. Dieses Buch widerlegt Rod eingehend, als ob er damit eine allgemein giltige Ansicht bekämpfte; er hätte sich das getrost sparen können, denn es ist kaum jemand darüber im Zweifel, daß Pallmanns angeblicher Beweis durchaus mißlungen ist. Was Goethe mit seinem Götz hat sagen wollen, ist von ihm selbst in „Dichtung und Wahrheit" deutlich ausgesprochen worden; freilich, was in einem solchen Buche steht —

Weit schärfer ist Rods Angriff auf den Werther. Die ihm zu Grunde liegende Stimmung sei künstlich, er atme eine Leidenschaft, in die sich der Dichter hineingeredet habe, ohne sie je empfunden zu haben, wie es ihm überhaupt an sentiment fehle. Das ist aber nicht alles; Rod erhebt auch hier gegen Goethe den Vorwurf der Unaufrichtigkeit. In einer kurzen Schilderung der Wetzlarer Liebesepisode sucht er den Beweis zu führen, daß Goethes Neigung zu Lotte niemals echt und tief gewesen sei; er habe sie im Hinblick auf das zu schaffende Werk(!) erheuchelt, und in dieser Voraussicht seien auch die Abschiedsbriefe an Kestner geschrieben. Ihr Charakter sei gemacht und gewollt, es sei „Litteratur" darin. Die Briefe seien nicht der unmittelbare und einfache Ausdruck seines Seelenzustandes — also sind die Gefühle, darauf läuft es wieder hinaus, mehr oder minder erlogen. Auch Goethes Besuch bei Laroches wird als wichtiges Beweisstück dafür benützt, daß Lotte bald wieder vergessen worden sei. Doch ist es menschlich nicht so begreiflich, daß nach den glänzenden Tagen auf Pempelfort Lottens Bild des Dichters Seele doppelt wieder füllte? Aber begreifen will Rod ja gar nicht; das würde dem vorgefaßten Zwecke widersprechen. Die Zitate aus den Briefen Goethes an Frau Laroche beweisen, daß Rod nicht aus der Quelle geschöpft hat, da andre Stellen für seine Beweisführung viel besser taugen würden. Wir können ihm verraten, daß in den Goethischen Briefen aus Fritz Schlossers Nachlaß alle Briefe Goethes an Frau Laroche enthalten sind, und empfehlen ihm, sie später zu benutzen. Übrigens meinen wir, daß Goethes Neigung zur Maxe längst nicht so heftig gewesen ist, wie Rod annehmen möchte; Goethe selbst, dem ja allerdings nicht zu trauen ist, vergleicht sie mit dem Monde, während er Lotte für seine strahlende Sonne hält.

Digitized by Google

Wie bei Götz der große Friedrich, so werden beim Werther Lessing und sein Freund Nicolai als Goethes Gegner herbeigezogen. Daß es zwei Bearbeitungen des Werther giebt, weiß Rod anscheinend nicht, da er die Episode des Bauernknechts in die ursprüngliche Bearbeitung verlegt; wir vermuten aber, daß er nichts davon hat wissen wollen, er hätte sonst billig erwähnen müssen, daß Kestners Bild später reiner gezeichnet wurde, und das hätte ja zu Gunsten Goethes sprechen können. Rod kommt zu der Schlußfolgerung, die er Herman Grimms Urteil entgegensetzt, daß Werther weder Bewunderung noch Rührung hervorrufen könne, daß er nicht etwa eine „Generalbeichte," ein aus dem Herzen geschöpftes Werk, sondern ein gemachtes und gekünsteltes sei. Doch halt — wenn Werther auch nicht „wahr" ist, so war Goethe doch ein leidlich guter Künstler, der es verstand, ihm wenigstens den Schein des Wahren zu geben: Werther ist immerhin ein livre très bien fait, von einem ziemlich geschickten (assez habile) Schriftsteller verfaßt, der maître d'instinct de toutes ses forces und bis zu einem gewissen Grade Schöpfer seiner Sprache ist. Hinter allen Büchern ähnlicher Art aber, sogar hinter René steht es weit zurück. Rod zitirt einige Phrasen der Gefühlsüberschwenglichkeit; sie wie überhaupt den Werther auch aus der Zeit heraus zu begreifen, versucht er nicht oder will er nicht versuchen. Er wollte ja Goethes Hauptwerke lesen, als seien sie erst gestern geschrieben, und kommt dabei, was ja dann in gewisser Beziehung zu verstehen ist, zu dem Schluß, daß Werther falsch, gemacht und fade sei. Aber eben nur in gewisser Beziehung, denn auch uns Kindern der Gegenwart greift die im Werther zum Ausdruck kommende Leidenschaft auch in ihrem Übermaß immer noch gewaltig ans Herz. Wie Rod am Schlusse sagt, war sein Zweck, zu zeigen, daß, wenn der Werther auch eine gewisse Bedeutung in der Litteraturgeschichte habe, er doch ein Durchschnittsbuch sei. Aber es ist seltsam: wenn er hier an ihm wie am Götz kaum ein gutes Haar läßt, nennt er sie später, als es sich darum handelt, beide in Gegensatz zu andern Werken zu bringen, eine superbe éclosion! Das ist bezeichnend für Rods Kampfesweise!

Es ist natürlich, daß Rod in seinem vierten Kapitel mit besonderm Behagen bei der Schilderung der magern zehn ersten Jahre in Weimar verweilt, aber auch hier wird weidlich übertrieben oder entstellt. Wenn er beispielsweise sagt, daß Goethe selbst Mühe gehabt habe, die angefangnen Manuskripte, die er aus Frankfurt mitbrachte, ernst zu nehmen (man denke nur an „Faust" und „Egmont"!), so hat man wirklich Mühe, Herrn Rod ernst zu nehmen. Daß er die „Geschwister" zu Goethes traurigsten Machwerken rechnet, mag er mit sich selbst verantworten; wir zählen sie, wenn auch nicht zu den bedeutendsten, so doch zu den liebenswürdigsten kleinern Schöpfungen des Meisters. Unehrlich ist es dagegen wieder, wenn Rod vergißt, daß Goethe mit den „Geschwistern" den Hof in gut bürgerliche Sphären führte, während andre sich

Digitized by Google

eher dem Hofton angepaßt und der Zeit folgend dem französischen Geschmack gefrönt hätten. Aber das hätte ja Goethes Charakterisirung als poète de la cour (in welchem Sinne dies gemeint ist, braucht wohl nicht gesagt zu werden) beeinträchtigt, und Milderungsgründe waren ausgeschlossen; der Jude sollte ja verbrannt werden.

Natürlich ist Rod geneigt, sich auf die Seite derer zu stellen, die über Charlotte von Steins Tugend den Stab brechen, aber er entscheidet die Frage nicht; vielmehr läßt er offen, ob Goethe nicht vielleicht auch die raffinirten Wonnen der platonischen Liebe habe kosten wollen (les délices raffinés du platonisme)! Über Goethes amtliche Thätigkeit, „die ein Kommis ebenso gut hätte besorgen können," werden einige hämische Bemerkungen gemacht. Die italienische Reise übergeht Rod, weil sie zu weit führen würde; er sagt nur, daß Goethe, der „schon" als Atheist nach Italien gegangen, als Heide und sinnlicher Freier zurückgekehrt sei (man beachte den feinen Unterschied zwischen Atheist und Heide); hieraus ist die Abkehrung von Frau von Stein zu erklären, da Goethe am Platonismus kein Vergnügen mehr fand. Nun also wird die Reinheit Charlottens, da es so besser paßt, als erwiesen angenommen. Dieser Passus führt natürlich zu Goethes Verhältnis zu Christiane hinüber. Sympathisch berührt Rods Ehrenrettung der „kleinen Freundin," deren Bild überhaupt in letzter Zeit immer mehr des häßlichen Schleiers entkleidet wird, mit dem Mißgunst und Klatsch es einst umgeben haben. Die Briefe der Frau Rat und Christianens Briefe an Nikolaus Meyer werden geschickt in diesem Sinne verwandt. Aber die liebevolle Zeichnung der Vulpius hat einen guten Grund: Goethe wird dadurch herabgesetzt — Rod arbeitet am „Hauptgeschäft." Um das Sinnliche in Goethes Verhältnis zu Christiane zu markiren, wird wieder zu einer scheinbar unbedeutenden, in Wirklichkeit aber schwerwiegenden Unrichtigkeit gegriffen: nach Rod sind die „Römischen Elegien" nicht in Rom entstanden, sondern 1789/90 zu Ehren des „Erotikons" gedichtet worden; während sie thatsächlich 1789 nur „redigirt" und Christianen gewidmet wurden. Auch hier merkt man die Absicht, und man wird verstimmt. Auf Rods Beurteilung des Tasso einzugehen, würde uns zu weit führen. Er kommt wieder nur, um anzuklagen, sieht eine „große Schmeichelei der fürstlichen Familie" in dem Werke, läßt sich über den historischen Tasso des längern aus, wobei die Hohenzollern gelegentlich einen Seitenhieb bekommen, bekämpft recht unglücklich Kuno Fischers feine Würdigung des Dramas und gelangt zu dem Schluß, daß der einfache Mensch eine stetig wachsende Mühe habe, dem Tasso, worin Rod das unwahrste und am wenigsten menschliche Werk Goethes sieht, „einigen Geschmack abzugewinnen."

Dem fünften Kapitel, das die „Wahlverwandtschaften" zum Mittelpunkt hat, wird eine schwarze Schilderung der häuslichen Verhältnisse Goethes vorangeschickt, in der die Schiller-Körnerschen Briefe herhalten müssen und, wie wir

Digitized by Google

schon gesagt haben, Christiane zur Erzeugung des nötigen Schattens recht hell gemalt wird. Dann folgt eine treffende, von der Dumasschen wohlthuend abstechende Charakterisirung des Freundschaftsbundes zwischen Goethe und Schiller, wenn auch Rod den Einfluß Schillers allzu hoch bewertet; nach seiner Meinung hätten wir eigentlich Schiller den Faust zu „verdanken." Auch die Bemerkung, daß Goethe wegen andrer Beschäftigungen die geplante Vollendung des „Demetrius" aufgegeben habe, ist nicht richtig; er verzichtete darauf, weil er zu seinem schmerzlichen Bedauern einsah, daß er einfach nicht imstande war, den „Katafalk, der höher brennen sollte als der von Messina," zu errichten. Die „Wahlverwandtschaften" finden vor Rods Augen noch am meisten Gnade, und ihre Vorzüge erkennt er willig an. Schön, freilich nicht ganz zutreffend, ist der Vergleich Charlottens mit König Marke. Aber die Hiebe bleiben auch hier nicht aus: Rod klammert sich an das, was die Spatzen von den Dächern pfeifen, an die leidige Gewohnheit des alternden Dichters, nicht zu einem Kunstwerk gehöriges darin unterzubringen. Auch hier zeigt sich Rods Kampfesweise; er greift aus Ottiliens Tagebuch eine Anzahl von Reflexionen, die er für die schlechtesten halten mag, heraus und zwar presque au hasard. Was er darunter wohl verstehen mag? Man könnte viel schwereres Geschütz gegen die „Wahlverwandtschaften" auffahren: die Ausstellungen, die Rod daran macht und nach seiner Art aufbauscht, sind nicht imstande, ihnen, wie er es thut, den Charakter eines „Meisterwerkes" zu nehmen, und die „Flecken," die Rod nennt, rauben dem Roman nichts von seinem unvergleichlichen Zauber, den er durch seine hohe Kunstvollendung und gewaltige Tiefe immer wieder ausübt. Die Neigung des fast sechzigjährigen Goethe zum Urbilde der Ottilie, wenn sie auch „ein wenig ernsthaft" gewesen sei, reizt Herrn Rod zum Lachen. Er steht damit wohl vereinzelt da; auf uns wenigstens wirkt selbst des Greises Liebe zur jungen Ulrike von Levetzow durchaus nicht lächerlich.

Der letzte Teil des Rodschen Buches, der von „Faust," le grand œuvre, handelt, ist der anerkennendste, wenn man so sagen darf, zugleich aber der schwächste, weil er kaum etwas eignes enthält. Die gar nicht zur Sache gehörende oder doch nicht in Zusammenhang damit gebrachte Einleitung ist recht hübsch, bietet aber keinerlei neue Ansichten; zumeist ist sie aus Faligans Histoire de la légende de Faust geschöpft. Richtigzustellen wäre die Bemerkung, daß das Titanische in Fausts Wesen erst durch Marlowe in den Stoff hineingetragen sei, während es schon im Spießschen Volksbuch heißt, daß Faust „name an sich Adlers Flügel, wolte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen" und auch schon hier der Beschwörer des Teufels unverkennbar Züge des himmelstürmenden Titanen an sich trägt. Es folgen dann ein Klagelied über den Wald der Kommentatoren und die Abfertigung einiger besonders ungeschickter unter ihnen vom Stamme der Veuillot und Louvier und Goethes Auslegung seines größten Werkes. Wieder findet man hier den

Digitized by Google

Vorwurf der Unehrlichkeit, wie immer fein umkleidet („ich denke nicht daran, Goethe die Ungenauigkeit seiner Chronologie vorzuwerfen"); er gründet sich auf die nicht immer übereinstimmenden Äußerungen Goethes über den „Faust," die Zelter, Eckermann und Humboldt gegenüber gemacht wurden. Rod legt dabei nach unsrer Meinung zu viel Gewicht auf Eckermann, dem doch immerhin mit einer gewissen Vorsicht zu begegnen ist, und vergißt zudem, daß zwischen den einzelnen Äußerungen Jahre lagen. Interessant sind noch die Bemerkungen, daß Goethe sich und andern vorgeredet habe, stetig an den „Faust" gedacht zu haben, während er ihn längst vergessen hatte(!), und daß Goethe selbst sein Werk (das er ja selbst immer als das „Hauptgeschäft" bezeichnet) gar nicht für so bedeutend gehalten und sich das erst nach der warmen Aufnahme, die es fand, eingebildet habe. Eines Kommentars, den Rod ja so verabscheut, bedarf es hierzu wohl nicht.

Nun folgen Rods eigne Gedanken über den „Faust," oder vielmehr, sie folgen nicht, denn er hat keine. Man wollte sie denn in der wichtigen Entdeckung finden, dem Werke fehlte die unité, und in den Worten „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen," sei der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten. Hätte Rod die bedeutendern Kommentare gelesen, so würde er, was er allerdings nicht wahr haben will, gefunden haben, daß die Mehrzahl die Goethische Erklärung der Grundidee zu der ihrigen gemacht hat. Eine gewisse Einheitlichkeit gesteht Rod dem „Faust" gnädig zu, indem diese Grundidee das Werk wie ein Cement zusammenhalte. Hieraus konstruirt dann Rod ein Lob, das allerdings wie immer sehr verklausulirt wird, während er vorher folgendes sagt: Ici, du moins, on peut admirer sans réserve la grandeur de l'artiste et du travailleur, debout à côté de l'œuvre achevée qui incarne toute son âme. Was Rod unter sans réserve verstehen mag, haben wir beim besten Willen nicht ergründen können. Die Walpurgisnacht ist natürlich insupportable. Auf zwei Punkte möchten wir noch hinweisen: die Ansicht Rods, daß Gretchens Gestalt zwischen dem „Fragment" und der Ausgabe von 1808 in den Hintergrund getreten und die neu hinzugefügten Szenen minderwertig seien(!), und die Bemerkung, der Osterspaziergang sei erst spät unter Schillers Einfluß entstanden. Manche Gründe lassen im Gegenteil darauf schließen, daß ein großer Teil der Ausführung, jedenfalls aber die Konzeption noch in die Frankfurter Zeit fällt; so die Erwähnung des Liedes „Der Schäfer putzte sich zum Tanz" im „Wilhelm Meister," das zwar nur mit der Anfangszeile angeführt wird, aber doch die Sängerin charakterisirt und auf den Inhalt schließen läßt.

Nach diesen dürftigen „Gedanken" folgt unvermutet ein Sprung auf den Dichter selbst, dessen Größe sich gleichfalls in den Versen

Wer immer strebend sich bemüht
Den können wir erlösen,

Digitized by Google

ausdrücke — aber vielleicht sei das auch seine ganze Größe! So schließt Rods Buch mit einem schmalen Lobe Goethes, das nach allem, was von ihm gesagt wurde, wie Hohn klingt. Damit ist — wir müssen dies Bild nochmals anwenden — der Prozeß beendet, und man begreift nicht, daß der hohe Gerichtshof, nachdem er mit strenger Parteilichkeit alle Verdachtsgründe zusammengetragen, zweifelhafte und falsche Zeugen vernommen, die unzähligen Entlastungszeugen dagegen nicht hat zu Worte kommen lassen, nicht den Mut gewonnen hat, den Angeklagten zur höchsten Strafe zu verurteilen, sondern ihm gewissermaßen mildernde Umstände zugebilligt hat.

Rod hat seinen Sturmlauf gegen Goethe in ein Jubiläumsjahr gelegt: gerade vor fünfundzwanzig Jahren, im Jahre 1873, erfolgte der Angriff des jüngern Dumas auf Goethe, einer der schmählichsten, die jemals unternommen wurden. Dumas hatte der französischen Faustübersetzung des Deutschen Bacharach eine von Gift und Galle strotzende Einleitung mit auf den Weg gegeben, worin Goethe schlechthin als ein Lump gekennzeichnet wurde, und die mit dem Satze schloß, Goethe möge ein großer Künstler gewesen sein, niemals aber ein großer Mensch. Dumas beurteilte und verurteilte Goethe, obgleich er, wie er selbst zugab, überhaupt kein Deutsch verstand, und verwarf den zweiten Teil des „Faust," indem er unverkennbar aus der bei allem guten Willen doch sehr mangelhaften französischen Übersetzung Blaze de Burys schöpfte. Die einsichtigen Franzosen, soweit die Revancheidee ihr Urteil nicht getrübt hatte, waren über diese Perfidie ihres Landsmanns entrüstet, und die Revue des deux mondes schrieb sogar, daß Dumas Einleitung allem, was schicklich sei, ins Gesicht schlage. Rod hat nun den Kampf wieder aufgenommen, allerdings wohlweislich nicht mit Dumasscher Unverschämtheit, sondern in vorsichtigerer, darum aber vielleicht noch verwerflicherer Form. Es sind, „nur mit ein wenig andern Worten," im wesentlichen dieselben Vorwürfe, zum Teil zweifellos Dumas entlehnt: Goethe ist unehrlich und heuchlerisch gewesen; seine Schöpfungen sind zum größten Teil nicht „Bruchstücke einer großen Konfession," sondern aus einer künstlich erzeugten Stimmung heraus geboren; sein Weg führt über gebrochne Herzen und Ruinen; er hat die armen Frauen, die er im Leben geliebt oder zu lieben vorgegeben hat, gleichsam als Saiten benutzt, um die Riesenharfe seiner Dichtung damit zu bespannen, wie im Geibelschen Liede der Meermann aus des unglücklichen Pagen Gebeinen die Laute zimmert. Und dieselbe Revue des deux mondes, die Dumas damals abfertigte, veröffentlicht nun Rods Essai vor seinem Erscheinen in Buchform und singt ihm dann ein Loblied! Ja ja, die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Zeitschriften! In der Revue des deux mondes weht jetzt ein etwas andrer Wind; Herr Brunetière, der mit der Zeit schwärzer geworden ist und zu den Intimen des Papstes zählen soll, führt heute darin das Szepter, und die Klerikalen haben sich ja von jeher bemüht, dem großen Heiden eins am Zeuge zu flicken.

Digitized by Google

Wir kehren zu dem am Anfang dieser Abhandlung geschriebnen Kennwort zurück und wiederholen, was wir schon gesagt haben: Rods Buch ist ein unehrliches Buch. Wir sind weit entfernt, zu behaupten, daß alles, was er am Menschen und Dichter Goethe auszusetzen hat, unrichtig und unberechtigt sei, und daß nicht vielmehr mancher der Punkte, in denen wir Rod bekämpft haben, strittig sei; aber gerade in der ausschließlich nach dem tadelnswerten und dem Schatten ausspähenden und dabei vor Entstellungen und Unterschiebungen nicht zurückschreckenden Kampfesweise Rods, in dem ängstlichen Bemühen, sich dem Lichte zu verschließen, das Goethes Geist ausstrahlt, liegt die Unehrlichkeit seines Angriffs, zeigt sich deutlich das Bestreben, Goethes Einfluß namentlich in Frankreich, wenn auch auf Kosten der Wahrheit, zurückzudämmen. Daß Rod damit Erfolg haben wird, befürchten wir nicht im geringsten, denn inmitten des Krähens der dem Dichter „ungeneigten" Elstern, Krähen und Dohlen, wie Stolzing singt:

Auf da steigt
Mit goldnem Flügelpaar
Ein Vogel wunderbar:
Sein strahlend hell Gefieder
Licht in den Lüften blinkt;
Schwebt selig hin und wieder —

und die Beckmesser, seien sie nun Stadtschreiber oder espritvolle Franzosen, haben noch niemals auf der Welt das letzte Wort behalten. Trotzdem erschien es uns hier nicht als nutzlos, bei ihrem Gröhlen einmal nach Art von Nürnbergs teuerm Sachs mit einigen kräftigen Sohlenstreichen den Merker zu spielen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Aus Schwaben. Das Ereignis der Woche ist für Württemberg natürlich die Abhaltung des sozialdemokratischen Parteitags in den Mauern der schwäbischen Residenz. Er begann Montag den 3. Oktober und schloß Samstag den 8. Oktober. Die Zahl der Delegierten der sozialdemokratischen Partei betrug 215, die aus 196 Wahlkreisen entsandt worden waren; dazu kamen noch 37 sozialdemokratische Abgeordnete des deutschen Reichstags, sowie einige Gäste: der Schweizer Greulich, die Österreicher Ellenbogen und Dasczinski, der Franzose Guesde, der schon 1890 auf dem ersten Tag nach dem Erlöschen des Ausnahmegesetzes in Halle im Namen der parti ouvrier von Frankreich die deutschen Genossen begrüßt hatte. Der Vorsitz wurde, wie bisher, dem Reichstagsabgeordneten Singer übertragen, der im vollen

Digitized by Google

Gefühl seiner Würde, äußerlich ein Typus des geheimen Kommerzienrats, wie er im Buche steht, sich zum größten Entzücken der „Genossen“ am Präsidialtisch niederließ. Die „Genossen“ waren von vornherein auch dadurch sehr angenehm berührt, daß die württembergische Eisenbahnverwaltung, die unter dem Freiherrn von Mittnacht als Verkehrsminister steht, dem Ortsausschuß einen Wartesaal erster Klasse zur Begrüßung der Gäste und zu ihrer leichtern Verteilung in die Quartiere eingeräumt hatte — in Preußen, hieß es allgemein, wäre so etwas rein unmöglich, und gar erst in Sachsen! Ferner hatte der sozialdemokratische Ortsverein in Stuttgart ein Festspiel vorbereitet, worin siebzehn Paare in der Tracht der siebzehn Reichstagswahlkreise auftraten und unter den schützenden Fittichen einer „Württembergia“ (wohl nach dem Vorbilde der Schauspielerin Momoro als déesse raison von Anno 1793) der Partei ihre Huldigung darbrachten. Vorläufig ist allerdings von allen siebzehn Kreisen erst einer, nämlich Stuttgart selbst, sozialdemokratisch vertreten; aber die „Genossen“ hoffen, daß das so lange gegen ihre Werbung äußerst spröde Land noch eine ihrer stärksten Burgen werden soll, wozu ihr Aufschwung von nicht 500 Stimmen auf 62000 — ein Fünftel der Gesamtzahl! — in vierzehn Jahren und die geringe Widerstandskraft des Neckarthals ihnen auch einiges Anrecht geben; denn in diesem bevölkertsten Teil des Landes ist die Verteilung des Bodens in fast lauter Zwergbetriebe der Ausbreitung des sozialistischen Giftes sehr günstig, und Mißernten in den Weingegenden wie heuer, wo die Stadt Heilbronn nicht einmal ihre Stadtkelter in Betrieb setzt, thun das übrige.

Die Sozialdemokratie konnte in ihrem Geschäftsbericht auf bedeutende Fortschritte hinweisen: bei den letzten Reichstagswahlen hat sie 300000 Stimmen gegen 1893 gewonnen; sie hat so viel Geld, daß auf die Wahlen 700000 Mark verwandt werden konnten, und auch der Parteitag, der etwa für 250 Personen Tagegelder ungefähr auf zehn Tage und Reiseentschädigungen erfordert, kostet mindestens 25000 Mark. Die Parteipresse hat 378000 Abonnenten (46000 mehr als 1897!); der Vorwärts mit 50000 Abonnenten wirft jährlich 53000, die Parteibuchhandlung 19000 Mark ab, und die gesamten regelmäßigen Einnahmen der Partei belaufen sich im Jahre auf 315000 Mark. Diese Zahlen erregten bei den meisten Hörern natürlich große Befriedigung; andre aber waren weniger entzückt, so der Abgeordnete Stadthagen, der hervorhob, daß der Zuwachs von 300000 Stimmen in Prozenten der weitaus geringste sei, den die Partei bis jetzt zu buchen gehabt habe, und daß ein erneuter Aufschwung von Bedeutung auch nicht zu erwarten sei, so lange man die Endziele der Partei „in den Silberschrank stelle.“

Ja, diese Endziele! Sie kamen auf diesem Parteitage sehr bös weg. Bekanntlich hat Dr. Bernstein, der, aus Deutschland ausgewiesen, in London lebt, in einer Studie in der „Neuen Zeit“ erklärt, daß es eine Täuschung sei, anzunehmen, daß die Katastrophe der bürgerlichen Gesellschaft bevorstehe; daß laut der Statistik die Zahl der Kapitalisten nicht etwa abnehme, sondern vielmehr zunehme; daß also das Endziel — der Sturz der kapitalistischen Gesellschaft — in nebelhafter Ferne liege, und er deshalb auf das Endziel kein Gewicht legen könne: „das Endziel ist nichts, die Bewegung — d. h. die Fortentwicklung der Arbeiterklasse zu Wohlstand und Macht — ist alles!“ Gegen diese haarsträubende Ketzerei, die das ganze verlockende Phantasiebild des Zukunftsstaats als des Paradieses auf Erden in nichts auflöst, und gegen andre gleichwertige Äußerungen, wie die des Abgeordneten Heine, der erklärt hatte, daß man einer liberalen Regierung gegen Erweiterung der Volksrechte wohl einmal Kanonen bewilligen (also den verrufnen Militarismus anerkennen und fördern!) könne, erhob sich die gesamte äußerste Linke, geführt von Dr. Schönlank,

Digitized by Google

der Russin Klara Zetkin, der polnischen Jüdin Dr. Rosa Luxemburg und dem aus Dresden ausgewiesenen, auch slawischen Redakteur Parvus und schütteten die volle Schale ihres Zornes über die Schwächlinge aus, die die revolutionären Überlieferungen der Partei in den Hintergrund treten lassen wollen und zu einer „Schacherpolitik" gegenüber dem kapitalistischen Staat bereit seien, statt ihn überall auf Schritt und Tritt bis aufs Messer zu bekämpfen. In flammenden Worten erinnerte Fräulein Dr. Rosa Luxemburg an die Pariser Arbeiter, die 1871 mit Feuer und Schwert diesen Kampf aufgenommen hätten: „würden sie anders gehandelt haben, wären sie schlafen gegangen, so wären sie uns nicht Heroen, sondern alte Weiber." Die angegriffnen „Genossen" wehrten sich ihrer Haut, und dabei kamen allerdings merkwürdige Dinge zum Vorschein. Heine sagte, man dürfe den Massen nicht mehr versprechen, als man halten könne (bravo!), also ihnen keine paradiesischen Zustände vormalen, die sich sobald nicht verwirklichen würden; man müsse sich begnügen, die bestehenden Zustände zu bessern. Der Redakteur Pëus erklärte trocken, daß es seiner Meinung nach ein Unsinn sei, überhaupt von Endzielen zu reden, da es solche gar nicht gebe: jeder Zustand erzeuge vielmehr neue Wünsche und Ziele. Vollmar vollends äußerte, die Pariser Arbeiter hätten 1871 in der That klüger gethan, zu schlafen, als auf die Barrikaden zu steigen; sie hätten damit dem Proletariat mehr geschadet als genutzt, und wenn heute der deutschen Arbeiterschaft die Macht zufiele, so wäre das ein großes Unglück für sie; denn sie sei dafür noch gar nicht reif! Ein Redakteur Dr. David gab der Ansicht Ausdruck, daß man auf die einjährige Dienstzeit hinarbeiten (also das stehende Heer im Prinzip annehmen!) solle. Auch an ungalantem Spott gegen die „zwei Parzen" Zetkin und Luxemburg fehlte es nicht.

In der That, wer den Verhandlungen als unparteiischer Zuhörer folgte, mußte sich oft wundern, wie einerseits ein so wilder Fanatismus, wie ihn namentlich Zetkin, Luxemburg, Parvus und Dr. Schönlank vertraten, Raum haben kann neben so viel ruhiger, nüchterner, man möchte fast sagen resignirter Betrachtung der Dinge, wie sie Heine, Pëus, Vollmar und David vertreten. Der Eindruck, daß die auf praktische Arbeit gerichtete Strömung an Boden gewinnt, läßt sich nicht abweisen; er wird durch zwei Dinge noch verstärkt. Einmal ist in Stuttgart der vorjährige Hamburger Beschluß über die etwaige Teilnahme an den preußischen Landtagswahlen thatsächlich umgestoßen worden. Dieser Beschluß war ja dahin gegangen, daß eine Teilnahme zwar statthaft sei, aber unter Ausschluß jedes Zusammengehens mit den bürgerlichen Parteien. Das hieß nun freilich die Teilnahme selbst zwecklos machen, weil die Sozialdemokratie alleinstehend bei der Dreiklassenwahl nichts ausrichten kann. Die Genossen, die etwas Praktisches leisten wollten, hatten damals die Erlaubnis zur Teilnahme durchgesetzt; die aber, die jede Anlehnung der Arbeiterschaft an das Bürgertum als prinzipios verabscheuten, hatten den Zusatz erzwungen. Jetzt in Stuttgart wurde auf Vorschlag einer fünfzehnköpfigen Kommission ohne alle Debatte — während man einen kritischen Tag erster Ordnung erwartet hatte — der erste Teil des Beschlusses bekräftigt, der zweite aber fallen gelassen und durch sein volles Gegenteil ersetzt: es wurden nämlich genau die Bedingungen festgestellt, unter denen ein Zusammengehen mit den Parteien der bürgerlichen Opposition erlaubt sein sollte: nämlich wenn sich diese für die Einführung des gleichen Wahlrechts in Preußen und für die Abwehr aller Verkürzung der Volksrechte verpflichten. Es ist ganz offenbar, daß hiermit Liebknecht und die Unversöhnlichen einen totalen Rückzug haben antreten müssen. Dasselbe zeigte sich bei der Verhandlung über Freihandel und Schutzzoll. Max Schippel erklärte, daß

Digitized by Google

mäßige Industriezölle im Interesse der Arbeiter selbst lägen, und daß es ganz falsch sei, die Begriffe reaktionär und schutzzöllnerisch als gleichbedeutend anzusehen. Wenn auch Kautsky ihm entgegentrat, so erkannte doch auch er an, daß man vorsichtig sein müsse; ja er bezeichnete es gelegentlich als ganz unbestreitbar, daß die deutsche Landwirtschaft in schwerer Notlage sei! Schließlich wurde auf Vollmars Vorschlag beschlossen, daß nun im allgemeinen die Zeit gekommen sei, wo die deutsche Industrie des Zollschutzes entbehren könne; wir werden damit dem Antrag Kautsky den schlimmsten Giftzahn ausziehen! rief Vollmar. „Im allgemeinen" sind Schutzzölle überflüssig, war der Sinn des Zusatzes, „im besondern" können sie sich aber noch recht nötig erweisen! Man streitet sich, ob der Stuttgarter Tag eine weitere „Mauserung" der Sozialdemokratie zu einer sozialen Reformpartei bedeute oder nicht. Wir meinen, die Wahrheit sei nicht schwer zu erkennen. Ganz unleugbar ist eine solche Entwicklung nach der positiven Seite im Gang; aber man wehrt sich noch gegen die Konsequenzen, und ein Teil der Partei sieht sich durch das Gefühl, daß sich die Bewegung mit ihrem quantitativen Fortschreiten qualitativ immer mehr verändert und verändern muß, zu desto wütenderer Revolutionslust angestachelt. Ob schließlich die Girondisten siegen oder die Jakobiner, vermag heute niemand zu sagen.

Gegen den Schluß des Parteitags veranstalteten die Sozialdemokraten an sechzehn Orten des Königreichs Volksversammlungen, bei denen sich alle Größen ersten und zweiten Ranges hören ließen und der Kampf gegen die Beschneidung des Koalitionsrechts mittelst aller Tonregister verkündigt wurde, über die die Partei verfügt. Es galt damit den Eindruck einigermaßen zu verwischen, den die Enthüllung des Denkmals Kaiser Wilhelms I. in Stuttgart am 1. Oktober gemacht hatte. Zur Seite des alten Herzogschlosses erhebt sich jetzt das von Professor Rümann ausgeführte Reiterstandbild des greisen Herrschers, das von Professor Thiersch auf einem mächtigen, von Löwen und Obelisken flankirten Fußgestell errichtet ist, und die Teilnahme vieler Tausende, an ihrer Spitze der König und die Königin, bewies, wie tief die Liebe und Dankbarkeit gegen den unvergeßlichen ersten Kaiser des neuen Reichs in Württemberg gewurzelt sind. Als die gesamte männliche Schuljugend der Hauptstadt in hellem Jubel, die Fahnen schwenkend, das eherne Bildnis in fast endlosem Vorbeimarsch grüßte, da traten vielen Zuschauern die Thränen in die Augen, und die Hoffnung ist berechtigt, daß diese Jugend einst dieses weihevollen Tages gedenken und die Schöpfung des Mannes schirmen helfen wird, dessen Bild ihre Seelen füllt. Bald steht die Vermählung des einzigen Kindes des letzten evangelischen Königs bevor, der Prinzessin Pauline, die gegen Ende des Monats von dem Erbprinzen Friedrich von Wied heimgeführt werden wird, und die herzliche Teilnahme des ganzen Landes an diesem Familienfest, die sich schon in der Darbringung zahlloser Hochzeitsgaben aus allen Kreisen kund that, wird aufs neue Zeugnis dafür ablegen, daß das Lied: Preisend mit viel schönen Reden heute noch die Stimmung des Volkes gegenüber seinem Herrscherhause ausdrückt. Wenn die Festklänge verrauscht sein werden, dann soll der Landtag zusammentreten, der über die wichtigsten innern Fragen, Ortsvorsteherwahl auf zehn Jahre, Steuerreform und Demokratisirung der zweiten, Modernisirung der ersten Kammer, die Entscheidung bringen wird.

Kolonialwirtschaftliche Bedenken. Für die allzu langsamen Fortschritte in der Erschließung unsrer Schutzgebiete pflegt man den bösen Militarismus und den Assessorismus verantwortlich zu machen. Man vergißt aber dabei, neben ein-

Digitized by Google

zelnen Vergehen und Ungeschicklichkeiten der Beamten, die in Europa den bunten Rock getragen oder sich mit dem für Afrika freilich unnützen römischen Recht geplagt haben, die tüchtigen Leistungen der andern Kolonialbeamten. Jeder Kolonialkenner weiß, daß die Handlungen des Trios Leist-Peters-Wehlan, mit denen Richter und Bebel unermüdlich hausiren gehen, ein Kinderspiel gegen die wirklichen Verbrechen der Machthaber in englischen und französischen Kolonien sind. Der wirkliche Sündenbock der Kameruner war übrigens der damalige Gouverneur, ein bayrischer Landgerichtsrat, der sich hoffentlich jetzt in Brasilien geschickter erweist. Aber diese bureaukratischen Mißgriffe können die wirtschaftliche Entwicklung nicht aufhalten, zumal da die Regierung jedenfalls den besten Willen und Eifer zeigt. Freilich ist ja nicht jeder Leutnant, der Schulden hat oder um des winkenden Kronenordens mit Schwertern willen in die Kolonien geht, ein tüchtiger Beamter, der zugleich kaufmännisch denken und handeln soll. Aber hier liegt nicht der Grund des Übels. Der allzugroße Beamtenapparat würde bei rascher Erschließung weniger auffallen, wenn auch gegenwärtig der Rahmen viel zu weitläufig ist. Alle Ausstellungen, die man machen kann, erscheinen kleinlich gegenüber dem wirtschaftlichen Stillstand und zum Teil dem Rückgang der Erträgnisse, der besonders in Kamerun zu Tage tritt. Die Ausfuhr sämtlicher afrikanischer Schutzgebiete hat sich vermindert, und die Einfuhr besteht hauptsächlich aus Bedürfnissen der Verwaltung, ist also gewissermaßen unproduktiv.

Nach Bismarcks Wort hat das Reich die Kolonialbrocken, die er nur mit besondrer Mühe und genialem Geschick den neidischen englischen und französischen Grenznachbarn entrissen hat, für den Kaufmann und, wie man jetzt in seinem Sinne hinzufügen darf, für den Pflanzer erworben. Im Hauptort des ostafrikanischen Schutzgebietes kommen indessen auf das Dutzend Händler mehrere Hundert Beamte und Soldaten, ein Mißverhältnis, das auch der übrigens hieran unschuldigen Regierung Bedenken einflößen dürfte. Thatsächlich leidet der Verwaltungs- und Sicherheitsapparat des Reichs an Beschäftigungslosigkeit, sodaß das Gouvernement selbst schon einzelne Stellen eingezogen hat. Die wirtschaftliche Erschließung hat nicht Schritt gehalten mit den zu groß angelegten Verwaltungseinrichtungen, zumal da erst jetzt und auch nur in Ostafrika die Regierung zur Besteuerung der Eingebornen durch die Hüttenabgabe geschritten ist, obwohl die Engländer sofort mit der huttax die Neger beglückt und daraus den Unterhalt der Polizeitruppen bestritten haben. In der Kolonialabteilung war der Gedanke schon zu Bismarcks Zeit angeregt, ist jetzt aber erst stückweise verwirklicht worden. Zweifellos ist es nicht leicht, vom grünen Tisch aus die Verwaltung dem praktischen Bedürfnis anzupassen. Aber jedenfalls muß es als Fehler gelten, wenn die Urteile praktischer, unbefangner Kenner der Verhältnisse weder in Berlin noch an Ort und Stelle Gehör finden. Es sollen hier inhaltlich die Äußerungen eines Expeditionsführers und eines Missionstrappisten mitgeteilt werden, die sich über das Wohlwollen der Regierung in keiner Weise beklagen und auch den guten Absichten der Beamten volle Anerkennung zollen. Zunächst fahren die unterstützten Reichspostdampfer Personen und Frachten teurer als die fremden Linien. Die Woermannlinie gewährt bloß der evangelischen Mission Ermäßigung. Die Güte der Beförderung wird durch die höhern Preise nicht ausgeglichen, da die Billigkeit ein zu wesentliches Mittel zur Erleichterung des Verkehrs ist. Ein Druck von Reichs wegen dürfte nicht ohne heilsame Folgen sein.

Als England im Juli 1890 das nördliche Ostafrika dank der deutschen Schwäche unter seine Hoheit stellte, begann die britische ostafrikanische Gesellschaft

Digitized by Google

sofort mit dem Bahnbau. Als ihr die Mittel ausgingen, sprang die Regierung ein und setzte die Arbeit fort, sodaß wohl bald Uganda im Herzen Afrikas erreicht werden wird. Wir besaßen schon Jahre vorher Ostafrika, doch als endlich das Beispiel befolgt wurde, blieb selbst die in Aussicht genommne Küstenbahn unvollendet, und erst jetzt übernimmt das Reich notgedrungen die Ausführung. Abgesehen von den Arbeitern wurden die wider ihren Willen müßigen Beamten weiter bezahlt. Auch die Agenten der verschiednen Gesellschaften, deren Betriebe stillstehn, müssen während der häufig recht langen Pausen ohne Rücksicht auf ihre Thätigkeit besoldet werden. Der Kapitalmangel ist nicht allein der Grund dieser allzu langsamen Entwicklung. Freilich nicht der reiche deutsche Handelsstand, sondern hauptsächlich ländliche Magnaten haben beträchtliche Mittel besonders in Ostafrika angelegt. Die Nutzung beruht auf den Pflanzungen, da der Handel noch in arabischer und hauptsächlich indischer Hand ist. Hier liegt auch eine Schwäche der Verwaltung. Der indische Händler ist als Engländer steuerfrei, ohne daß weder seine Geschäftsführung noch seine Lebenshaltung irgendwie europäisch ist. Hieraus folgt, daß England gar nicht beanspruchen kann, daß wir seine Kolonialangehörigen als englische Unterthanen ansehen sollen. Bei dieser Sachlage müßten wir die Chinesen und Neger britischer Kolonien ebenfalls als gleichberechtigte Europäer betrachten, was England selbst gar nicht verlangt. Hier dürfte entschieden Wandel zu schaffen sein. Dann werden auch deutsche Handelshäuser in Blüte kommen. Das Kapital, und zwar hauptsächlich nur aus deutschen Grundbesitzerkreisen, hat bisher aber fast ausschließlich Ostafrika berücksichtigt. Neuguinea ist freilich Monopolland der dortigen Gesellschaft, die die reichsten Bankherren zu ihren Anteilhabern zählt; aber auch hier wirkt diese Ausschließlichkeit hemmend, da natürlich die bevorzugte Gesellschaft nicht allzu schnell ins Zeug gehen will, weil sie bisher mit erheblichem Fehlbetrag gearbeitet hat. In Kamerun und Togo wird der stetige Rückgang des Handels durch die gewiß solidern Pflanzungsunternehmen noch nicht ausgeglichen. Es fehlt ein Vorgehen im großen Stil, wie das in den englischen Kolonien geschieht.

In Südwestafrika liegt alle Initiative auf den Schultern der gewiß strebsamen Landesverwaltung, die jetzt auch von Berlin mehr als bisher unterstützt wird; aber desto kläglicher nimmt sich der Unternehmungsgeist der dortigen Erwerbsgesellschaften aus, denen freilich nicht nur das Geld, sondern auch jedes Geschick zur allein möglichen europäischen Siedlung fehlt. Die Thätigkeit dieser Gesellschaften ist auf die Rettung der kleinen aufgewandten Mittel allein bedacht und gefährdet jeden Wettbewerb aus Furcht vor einer etwaigen Schmälerung des Verdienstes. Die Regierung betreibt die Kolonisation aus Mangel an Bewilligungen des Reichstages in zu kleinem Maßstabe, obschon die Verhältnisse sie zu immer größern Ausgaben drängen. Es ist aber eine alte Erfahrung, daß der Erfolg viel größer ist, wenn der Gesamtaufwand nicht tropfenweise erfolgte, sondern nach einem einheitlichen Plan das ganze verfügbare Landgebiet an deutsche verheiratete Siedler mit entsprechenden Betriebsvorschriften aufgeteilt würde. Was nützt zum Beispiel die Entsendung einzelner deutscher Mädchen zur Heirat mit den Leuten der Schutztruppe, wenn sich inzwischen aus Mangel an Gelegenheit der kräftige deutsche Reiter mit eingebornen Frauen verbunden und eine schlechte Mischlingsart in die Welt gesetzt hat? Die Rücksicht auf die entarteten Hottentottenstämme, die dem Untergange geweiht sind, wie die Indianer Amerikas, dürfte bei der Landzuweisung übertrieben sein. Thatsächlich betreiben die Eingebornen die Viehzucht weniger um der Nutzung an Milch, Fleisch und Häuten willen, als vielmehr wegen des Tierbesitzes selbst. Ihr bisheriges Weideland übersteigt daher bedeutend das wirkliche

Digitized by Google

Bedürfnis. Es gilt jetzt Raum für den deutschen Bauern in Südwestafrika zu schaffen, wo er dem Reiche nicht verloren geht. Wollen wir aber mit der Kapkolonie und den Boerenstaaten Schritt halten, so müssen wir ganz anders als seither vorgehn, wo wir nicht einmal die Leute der Schutztruppe im Lande zu halten vermochten. Nur der wirtschaftliche Vorteil kann einen Ansiedler reizen, und zu diesem Zwecke müssen das Reich und die Gesellschaften Opfer bringen, die erst in jüngster Zeit einiges zur Förderung ihres eignen Besitzes gethan haben, aber wohl lieber eine ganz gewöhnliche Landspekulation ohne eigne Mühe versucht hätten.

K. v. Str.

Wiederbelebungsversuche an der Philosophie. Der Jammer der Philosophen über den Verfall der Philosophie gebiert immer neue Philosophien und überschüttet uns unaufhörlich mit neuen philosophischen Büchern und Schriften. Die armen Verfasser! Wer soll alle diese Sachen lesen! Und es ist doch viel Gutes und Schönes darin. Der viel beklagte Verfall liegt weit mehr im kritischen Geiste der Zeit als in der Philosophie selbst. Dieselben Geister, denen unsre heutige Philosophie nicht genügt, lassen auch Kant, Cartesius, den h. Thomas und Plato nicht gelten und würden, wenn sie mit ihrem heutigen Bewußtsein in der Zeit eines der genannten Philosophen gelebt hätten, ganz ebenso über den Verfall der Philosophie geklagt haben. Es war die Naivität früherer Geschlechter, die sich in ehrfurchtsvoller Bewunderung mit der Lehre des gerade regierenden Meisters zufrieden gab. Ein sehr gutes Buch ist: Der Kampf zweier Weltanschauungen von Dr. Gideon Spicker, Professor der Philosophie an der Akademie zu Münster (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, 1898). Es enthält eine kritische Beleuchtung der hauptsächlichsten philosophischen Systeme und Standpunkte, einschließlich des christlichen und des Standpunkts der Reformatoren, und läuft auf die Hoffnung hinaus, daß ein philosophisch geläutertes Christentum das unhaltbare dogmatische, das noch heute herrscht, ablösen werde. Gegenüber dem antiken Ideal, schreibt der Verfasser auf Seite 82, „ist das christliche unstreitig als ein höheres und vollkommneres zu betrachten. Dessen ungeachtet können wir nicht dabei stehen bleiben; der Dualismus von Gott und Welt ist nur teilweise durch den Kreationsbegriff überwunden, und die »Schöpfung aus nichts« bloß ein Glaubensartikel, aber keine Erklärung; eine stellvertretende Genugthuung widerspricht unsern höhern sittlichen und rechtlichen Begriffen; das physisch und moralisch Böse ist weder aus der Annahme eines ursprünglichen »Abfalls« zu begreifen, noch verträgt es sich mit der Vorstellung eines allwissenden und allmächtigen Gottes. Nimmt man bei all diesen Unbegreiflichkeiten seine Zuflucht zu den »unerforschlichen Ratschlüssen,« so setzt dies einen Mangel an Offenbarung oder an unsrer Erkenntnisfähigkeit voraus. In beiden Fällen wird zugestanden, daß wir es nur mit einem Ideal zu thun haben, und das christliche nicht mehr ausreiche, das Welträtsel zu lösen. Wahrscheinlich liegt hierin auch der tiefere Grund, weshalb die Theodiceen seit langer Zeit ganz aus der Mode gekommen sind. Entweder bezweifelt man, das Böse aus dem bisherigen Gottesbegriff erklären zu können, oder man hat überhaupt kein Ideal mehr, um es damit in Beziehung zu bringen.“ Atheismus und Pantheismus lehnt er entschieden ab, den Materialismus natürlich erst recht, aber nicht aus Feindschaft gegen die Materie; die Thatsache, meint er, daß die christliche Dogmatik durch die Lehre von der Auferstehung der Toten und von der Inkarnation die Materie in Himmel und Hölle, ja in den Schoß der Gottheit hineinbringt, sollte zu einer ganz andern Würdigung der Materie veranlassen, als zu der bis jetzt in der idea-

Digitized by Google

listischen Philosophie herrschenden. — Sehr viel schlechter ist, gerade in Beziehung auf den zuletzt erwähnten Punkt, Dr. J. Rülf auf das Christentum zu sprechen. Im vierten Bande seiner Metaphysik (Leipzig, Hermann Haacke, 1898) beschuldigt er es, daß es mit seiner Weltflucht, seiner Mißachtung des Fleischlichen und Stofflichen, seiner Verfolgungssucht und der von ihm geübten Einschnürung des Denkens den Weg zum Verständnis der Materie, dadurch aber zur echten Philosophie verbaut habe; denn diese habe vor allem die Einheit von Geist und Materie, Leib und Seele anzuerkennen. Man kann seine Metaphysik — er nennt sie auch: Wissenschaft des Einheitsgedankens — als einen Kommentar zu Goethes: „Natur hat weder Kern noch Schale" bezeichnen. Die Atome sind die punktuellen Verwirklichungen der Urkraft, die Urindividuen, und das Zusammenwirken mehrerer Atome erzeugt das Phänomen der Körperlichkeit. Da nun die Atome von Ewigkeit sind und die in ihnen individualisirte Allkraft von Ewigkeit wirkt, so muß die Welt für ewig gehalten werden. Der Verfasser bedarf daher auch nicht der darwinischen Hypothese zur Erklärung der Arten; die Erde ist von Uranfang „trächtig" gewesen mit unzähligen verschiednen Keimen. Das ist, wenn man den christlichen Schöpfungsbegriff ablehnt, eine ganz annehmbare Ansicht. Nur gefällt es uns nicht, daß der Verfasser wiederholt im christlichen Stile pathetisch vom persönlichen Gott redet, während ihm Gott doch nur die im Menschen zu sich selbst gekommne Allkraft ist, wie aus dem ganzen System mit Notwendigkeit folgt und auf Seite 379 ausdrücklich gesagt wird. — Dr. Alfred Bilharz bezeichnet seine Metaphysik*) als die Lehre vom Vorbewußten. Er ist den beiden vorhergenannten Philosophen in der entschiednen Verwerfung des (die Worte für Dinge nehmenden) Rationalismus und im Bekenntnis zum Realismus verwandt. Seinen Standpunkt, von dem aus er das Wesen und die Wirklichkeit der Dinge zu erfassen glaubt, nennt er im Unterschiede von dem geozentrischen Standpunkte des „Bauernrealismus" und dem logozentrischen der Rationalisten den heliozentrischen. Ob die vom Verfasser beliebte mathematische Erläuterung seiner Lehre für die Mehrzahl seiner Leser eine Erläuterung oder eine Verdunklung bedeuten wird, mag die Erfahrung lehren. Wenn gesagt wird, daß die Zeit auf dem Raume senkrecht stehe, so werden die meisten noch verstehen, was damit gemeint ist; dagegen dürfte es nicht viele geben, die sich noch etwas dabei denken können, wenn der Verfasser schreibt: „wir drehen unser Denken um einen rechten Winkel," wenn er die Umwandlung der Empfindung in Vorstellung durch die Kreisfunktionen Sinus, Cosinus und Tangens „klar" macht, und wenn er sowohl die Empfindungsgröße „blau" als die Wahrheit durch ein Quadrat ausdrückt. Eher läßt es sich schon hören, wenn er als Reformator der Geometrie vorschlägt, es solle nicht mehr vom Dreieck, sondern vom rechten Winkel und vom Quadrat ausgegangen werden, und ganz einverstanden sind wir mit ihm, wenn er Seite 238 sagt: „alle Fernrohre und Hilfsmittel der Welt, z. B. auf Rigikulm, können den unbewaffneten Ausblick vom Gipfel der Jungfrau nicht wett machen [wett machen ist hier kein besonders geschickter Ausdruck], und die gehäuftesten Vorstellungen von den Wundern der Alpenwelt verblassen vor dem direkten Einblick ins Hochgebirg." Nur wird es gar manchem Studenten beim Lesen dieser Metaphysik so vorkommen, als schaute er keineswegs mit unbewaffnetem Auge in die Wunder der geistigen Alpenwelt, sondern als würde ihm ein sehr kompliziertes Fernrohr vors Auge gehalten, durch

*) Ihr vorliegender zweiter Teil (Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1897) behandelt die Beziehungen der Metaphysik zu den mathematisch-physikalischen Wissenschaften.

Digitized by Google

das er zunächst gar nichts sähe. — Dr. Josef Müller, dessen sich die Leser vielleicht noch als eines begeisterten Verehrers und Interpreten Jean Pauls erinnern, hat in seinem System der Philosophie (Mainz, Franz Kirchheim, 1898) die schwierige Aufgabe, fast alle Zweige der Philosophie (Erkenntnistheorie, Logik und Metaphysik, Psychologie, Moral- und Religionsphilosophie; nur die Ästhetik fehlt) in einem Bande von nur 372 Seiten groß Oktav abzuhandeln, mit vielem Geschick gelöst. Die hauptsächlichsten ältern und neuern Ansichten werden berücksichtigt, und der katholische Glaube des Verfassers drängt sich nicht vor. Hie und da dringt er nicht tief genug ein; so glaubt er den widerspruchsvollen Begriff des unendlichen Raums beseitigt zu haben, was aber nicht der Fall ist; seine, mit Bilharz zu reden, logozentrische Auffassung täuscht ihn über die Schwierigkeit hinweg. Schiller kann ihm nichts nützen, denn er zitirt ihn falsch: im Raum wohnt das Unendliche nicht; der Vers lautet bekanntlich: Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht. Dagegen möchten wir den auf Seite 213 ausgesprochnen Gedanken der Beachtung empfehlen, daß es verkehrt sei, den Zeitbegriff mit dem Raumbegriff zusammen zu behandeln; „der Raum ist Empfindung [vielmehr: wird empfunden], die Zeit aber wird nicht sinnlich wahrgenommen, die Zeitvorstellung gehört zu den Verstandesbegriffen.“ Bilharz und Müller machen sich eines Unrechts schuldig; das Buch von jenem ist eigentlich nur Erkenntnistheorie, und er erwähnt E. von Hartmann gar nicht, obgleich dessen erkenntnistheoretische Untersuchungen nicht bloß das wertvollste von seiner Philosophie, sondern an sich höchst wertvoll sind; Müller erwähnt ihn in dem Kapitel: Erkenntnistheorie ebenfalls nicht. Als Zeichen der Zeit wollen wir noch hervorheben, daß alle vier — ganz zufällig auf unserm Büchertisch neben einander geratene — Philosophen Gegner von Kant sind; Rülf kann gar nicht begreifen, wie sich heute noch gelehrte Männer mit dem „Scholastiker“ Kant befreunden können. Die Losung: Zurück zu Kant! scheint also schon wieder aufgegeben worden zu sein.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Kirchenpolitik und Zentrum

1

Daß in jedem Sommer von der ultramontanen Partei eine große Versammlung abgehalten wird, sind wir in Deutschland allmählich so gewohnt geworden, daß fast jedem von uns, der sich mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt, an dem Sommerprogramm etwas fehlen würde, wenn die Versammlung einmal ausfiele. So nimmt denn in den Zeitungen, auch in denen, die den Ultramontanismus bekämpfen, die Berichterstattung über die diesjährige Versammlung in Krefeld einen beträchtlichen Raum ein. Kaum in einer Zeitung wird es unerwähnt geblieben sein, daß dem Begründer des Deutschen Reichs einige renommistisch-gnädige Worte gegönnt worden sind, aber auch über die Huldigungstelegramme an Kaiser und Papst — oder, wie die „katholische" Reihenfolge lautet: an Papst und Kaiser —, über die Nebenversammlungen und Kommerse, über die Resolutionen, ja sogar über die Reden wird mehr oder weniger ausführlich berichtet. Kurz, die „Generalversammlung der Katholiken Deutschlands," wie die Zusammenkunft von den Veranstaltern genannt wird und sich selbst nennt, ist zu einer Haupt- und Staatsaktion geworden. Als solche wird sie von Freund und Feind anerkannt, mit jedem Jahre mehr, obgleich der innere Wert ihrer Leistungen mit jedem Jahre sinkt. Für dieses abfällige Urteil stützen wir uns nicht nur auf unsre eignen Eindrücke, sondern auch auf die Meinung angesehener Katholiken, z. B. des Spektators der Allgemeinen Zeitung.

Wie kann es auch anders sein, da nach der Natur der Sache Haupt- und Staatsaktionen zwar mehr vorstellen, unter Umständen auch mehr wirken als die Aktionen weniger Personen, aber von diesen dadurch überragt werden, daß die Wenigen mehr Geist, mehr Eifer und Selbstthätigkeit einzuwerfen pflegen? Dem

Digitized by Google

lärmenden Erfolg sind Pauken und Trompeten sehr förderlich, aber die Kraft der Gründe wird dadurch nicht verstärkt, gedeiht sogar besser bei einer gewissen Stille und innern Sammlung, und vorher verteilte, sorgfältig einstudirte Rollen sind ohne Zweifel für eine gute Schaubühne unentbehrlich, geben aber, auf andre Veranstaltungen angewandt, auch diesen einen theatralischen Charakter, der die echte Wirkung stört.

Bei den Versammlungen des Evangelischen Bundes, des Evangelisch-sozialen Kongresses, bei denen der Juristen, der Ärzte und Naturforscher geht es ja wohl ähnlich zu; auch bei ihnen wird viel leeres Stroh gedroschen, und nur, wer den „Glauben" hat — sit venia verbo! —, sieht dann die Körner springen. Aber wir möchten meinen, der geistige Gehalt des Krefelder Katholikentages sei besonders mager ausgefallen. Insbesondre ist die Erwartung getäuscht worden, daß in der sozial-wirtschaftlichen Frage, auf dem agrarischen Gebiete namentlich, ein wirkliches Programm aufgestellt werden würde. Die Frage der „großen Mittel" ist vermieden worden, und die „kleinen" Mittel werden durch die Wiederaufwärmung weder wirksamer, noch für die aufrührerischen Vasallen schmackhafter. Der Bayrische Bauernbund, der Rheinische und der Westfälische Bauernverein sind dafür nicht mehr zu haben.

Sodann waren in einer Gegend, wo die Fabrikanten größtenteils Protestanten, die Arbeiter dagegen in ihrer Mehrheit katholisch sind, die paar tausend Arbeiter der Nebenversammlung leicht aufzutreiben; wir freuen uns, wenn sie königstreu und ihrer Kirche ergeben sind, aber als Masse betrachtet bedeuten sie herzlich wenig, und die Sozialdemokratie ist berechtigt, über so etwas geringschätzig zu lächeln. Und was den geistigen oder geistlichen Ton anlangt, was soll man dazu sagen, daß ein Redner — es war, irren wir uns nicht, ein Rechtsanwalt — als Vergleich „das schnell schleudernde Feuer des Gebets" heranzieht? Stehen wir mit der Empfindung vereinzelt, daß dergleichen kaum aus echter Religiosität stammt? Selbst die an und für sich erfreuliche Betonung des nationalen Gefühlslebens durch den Kölner Weihbischof Dr. Schmitz hatte etwas Forcirtes, was die Freude dämpfte. Unzweifelhaft ist dieser Prälat ein sehr gescheiter Mann, wir finden es begreiflich, daß er als Kandidat zu einem Bistum oder Erzbistum bezeichnet wird, und das prestige — wir wissen kein deutsches Wort für die Sache —, das prestige also, das er sich auch auf diesem Katholikentag erworben hat, wird ihm für den Erfolg nicht schaden, aber wir können nicht umhin, weiter zurückzusehen als auf gestern und vorgestern und daran zu denken, daß gerade Preußen schlimme Erfahrungen mit Kirchenfürsten gemacht hat, von denen man sich vor ihrer Wahl besonders viel versprach. Wir behaupten sogar und sind auch dafür der Zustimmung vieler Katholiken sicher, daß Volksversammlungen nicht der Ort sind, auf dem sich Bischöfe zu bethätigen haben, denn sie stehen dafür viel zu hoch. Auch die Weihbischöfe. Es kann Ausnahmen, außerordentliche Gelegenheiten geben und hat es in der That gegeben, aber zu diesen Aus-

Digitized by Google

nahmen gehört gewiß nicht der Krefelder Katholikentag, für den es uns unmöglich ist, eine andre Bezeichnung zu finden, als daß er ein sehr geschickt arrangirter Hergang war von recht trivialem Inhalt.

Ursprünglich sind die Katholikentage ohne Zweifel einem kirchlich-religiösen Bedürfnis entsprungen und hatten damals, auch bei Andersgläubigen, Anspruch auf Achtung und auf eine gewisse Anerkennung. Mit der Zeit jedoch mengten sich rein politische Tendenzen ein, und damit wuchs zugleich die politische Mache. Jetzt sind die ursprünglichen Ziele von dem weltlichen Beisatze fast überwuchert, und der Katholikentag ist im letzten Jahrzehnte kaum noch etwas andres als eine große Symphonie zur Verherrlichung des Zentrums gewesen. Aber bisher blieb man doch nach außen einig; der Katholikentag rekrutirte sich aus der ganzen Wählerschaft des Zentrums, und die Resolutionen waren so gefaßt, daß keine kräftige Sondertendenz in der Wählerschaft vor den Kopf gestoßen wurde. Mit dem Krefelder Katholikentage hat sich das geändert, denn dieser kehrte unter anderm seine Spitze sehr deutlich gegen das, was man als „agrarische" Tendenz zu diskreditiren sucht, und er that das, obgleich diese Tendenz in der großenteils ländlichen Wählerschaft des Zentrums sehr viele Interessenten und auch „katholisch" organisirte Anhänger hat. Die betreffenden Organisationen, wir haben sie schon genannt, sind außerhalb Bayerns bei den Reichstagswahlen unterlegen, der Wahlsieg des Zentrums war größer als je, aber die Bauernvereine sind nicht tot und haben sogar den Zug der Zeit für sich. Es war daher wohl nicht klug, die Niederlage der Gegner „katholisch" abzustempeln. Die „Generalversammlung der Katholiken Deutschlands" ist ja in keiner Weise eine offizielle Einrichtung der katholischen Kirche und kann es nicht werden, sie hat sich jedoch in Verbindung mit dem Zentrum stark genug erwiesen, die Katholiken, die nicht mitthun mochten, als „Auchkatholiken" in eine Art von Verruf zu bringen und fast mundtot zu machen. Es scheint das jetzt auch auf den Teil der Katholiken ausgedehnt werden zu sollen, der in der Agrarfrage andre Wege verfolgt als die Parteileitung. Die Entwicklung ist ja noch im ersten Beginn und kann noch umgelenkt werden, aber einen Vorgeschmack der möglichen Zukunft haben diese Elemente erhalten, die doch bisher alles gethan haben, um auf die Echtheit ihrer „Katholizität" pochen zu dürfen. Es ist ihnen in Krefeld zu Gemüte geführt worden, was es für Folgen hat, wenn man eine Herrschaft begründen hilft, die sich das Recht beilegt, eine bestimmte Parteinahme in weltlichen Händeln als „katholisch" zu prämiiren, mit religiöser Weihe zu umgeben. Die Kehrseite davon ist das anathema sit gegen die Andersdenkenden, und die agrarisch Gesinnten können bei den „Auchkatholiken" nachfragen, was dieses anathema sit bedeutet, mag es auch auf Parlament, Presse und täglichen Verkehr beschränkt bleiben. Wir möchten indes glauben, daß die Parteileitung des Zentrums in der Agrarfrage durch das, was sie in Krefeld inszenirte, noch nicht ihr letztes Wort gesprochen hat. Bei einer Heerschau liegen ja taktische Versuche und Disziplinproben nahe.

Digitized by Google

Wenn der Bundesrat zu einem festen Agrarprogramm gelangt, das ohne Furcht vor Phrasen und Hetzereien da durchgreift, wo durchgegriffen werden muß, so wird gerade das Zentrum zustimmen müssen. Selbst dann, ja gerade dann, wenn die großen Mittel „angeschnitten" werden. Denn wenn sich das Zentrum nicht ohne eine gewisse Berechtigung als den Turm im Reichstage bezeichnen darf, so ist doch seine ländliche Wählerschaft die Basis dieses Turmes, und die kommt immer mehr zu der Überzeugung, daß die kleinen Mittel nichts helfen. Die Leitung des Zentrums fürchtet eine Entwicklung, wodurch diese Überzeugung so verstärkt würde, daß die katholische Landbevölkerung ihre Interessengemeinschaft mit den protestantischen Leidensgenossen höher schätzen lernt, als den nur noch durch Gewohnheit und Galvanisirung aufrechterhaltnen Wahn, der Bestand und die Freiheit der katholischen Kirche seien in Deutschland gefährdet, die Katholiken müßten sich deshalb politisch zusammenscharen. Wenn sich in dieser Frage die Reichsleitung fest macht und fest bleibt, wird die Zentrumsleitung mitgehen, und zwar ohne alle Bedingungen, und die Festigkeit der Parteidisziplin wird sich an denen erproben, die in Krefeld den Ton angegeben haben. Auf die durch die Krefelder Großsprechereien schlecht versteckte besondre Schwäche des Zentrums in der Agrarfrage noch näher einzugehen, unterlassen wir jetzt, denn die Gelegenheit dazu muß bald wiederkehren, in greifbarerer Gestalt als in der augenblicklichen Ruhepause des politischen Lebens. Dagegen ist diese wohl geeignet, auf anderm Gebiete, namentlich auf dem der eigentlichen Kirchenpolitik, zu zeigen, daß die dauernde Macht des Zentrums überschätzt wird, und daß das Wort: „Zentrum ist Trumpf" seine Richtigkeit mehr aus unserm Kleinmut herleitet, als aus der innern Stärke einer Partei, die nicht oder nicht mehr unpatriotisch ist, aber eine andre Staatsgesinnung pflegt als die, worauf das Deutsche Reich aufgebaut ist.

2

Über die Grundsätze, wonach die katholische Kirche vom Staat zu behandeln ist, wird wohl niemals allgemeine Übereinstimmung zu erreichen sein, aber darüber kann kein Streit bestehn, daß ihre richtige Behandlung die genaue Kenntnis ihres Wesens voraussetzt, nicht bloß ihrer Einrichtungen, sondern auch ihres regelmäßigen, täglichen Lebens. So lernt man sie nur durch längeres Zusammensein mit ihren Bekennern kennen, durch Miterleben dessen, was ihren kirchlichen Sinn bewegt und bestimmt — als evangelischer Christ also kaum anders als in ländlicher Umgebung, die uns unmittelbare und dauernde Beobachtung erlaubt, wenn wir nur Auge und Ohr offenhalten und auch das Herz nicht verschließen. Da fällt manches Vorurteil, und drängt sich dagegen aufrichtige Achtung vor den Leistungen der katholischen Seelsorge auf. Man gewöhnt sich an vieles, was einem früher widerstrebte, sogar daran, den katholischen Geistlichen ihre Macht über die Gemüter als Verdienst der

Digitized by Google

geistlichen Seelsorge zu gönnen. In Kopf und Herz zieht die Überzeugung ein, wie nahe wir Christen der verschiednen Bekenntnisse uns doch stehen, daß wir in der That zu einem Gott beten. Die Parität wird aus einer toten Rechtsregel zu selbsterrungnem, festem Bestand des Gemüts. Man lernt ferner vergleichen und abwägen, denn man sieht auch die andern Mächte des Menschenlebens an der Arbeit, die sonstigen Gemeinschaften z. B. und den persönlichen Erwerb; man sieht sie weniger stückweise, unvermittelter und näher beisammen als in der Stadt. Man nimmt wahr, wie sie sich beeinflussen und durchdringen, im Guten, aber auch im Schlimmen, und wie auch die Geistlichkeit in das Getriebe hineingezogen wird, wie sie sich, das Individuum und der Stand, dagegen verhält und verhalten soll. Auch das lernt man begreifen, daß die hierarchische Ordnung für den katholischen Christen ein Heiligtum ist, merkt aber zugleich, daß sich diese Heilighaltung nicht auf Übergriffe ins Weltliche erstreckt, daß gerade der gute Katholik dagegen sehr eingenommen ist, von welcher Stufe des geistlichen Amts die Übergriffe ausgehen mögen, daß gerade er von politisirenden und agitirenden — auf deutsch: hetzenden — Geistlichen nichts wissen will. Wird man doch sogar in Elsaß-Lothringen auf Katholiken stoßen, die sich für ihre Person nur mit Selbstüberwindung in die deutsche Gegenwart finden, aber der Meinung sind, daß die reichsländische Geistlichkeit durch ihre Politisirerei, durch ihr welsches Gethue die Seelsorge nicht fördere, nicht Gottes-, sondern Menschenwerk treibe.

Auf diesem Wege gelangt der Beobachter, wenn er zugleich Gesetz und Geschichte zu Rate zieht, zu einer Auffassung von Kirchenhoheit, die von der sonst üblichen abweicht. Sie wird sich sehr schwer in eine feste Formel bringen, eher beschreiben und allenfalls umschreiben als begrifflich festsetzen und zerlegen lassen, denn die Ausdehnung dieser Kirchenhoheit muß nach Zeit und Umständen wechseln können, und das Hauptgewicht liegt bei ihr mehr in dem, was nach Zeit und Umständen zu thun oder zu lassen ist, als in der vollkommnen und erschöpfenden Anweisung, also weniger in der Gesetzgebung als in der Verwaltung. Am meisten nähert sich dieser Auffassung eine Formulirung, die Emil Kühn in seinen Reichsländischen Zeitfragen Seite 99 aufgestellt hat: „Die richtige Auffassung der Staatsaufsicht über die katholische Kirche geht nicht auf den Polizeibefehl oder auf romantisch frömmelnde Macht — offenbar verdruckt, statt Mache — aus, sondern sucht ihr Ziel darin, zwischen der Kirche und den übrigen Mächten des menschlichen Zusammenlebens im Staate Frieden und Gleichgewicht zu erhalten und die Seelsorge fördern zu helfen. Dieses Ziel ist erreichbar, giebt für Thun und Lassen einen festen Maßstab und kann ebenso wenig zu Kirchenverfolgung wie zu eitelm Liebeswerben führen. Für diese Auffassung ist die hierarchische Gliederung und Einwirkung etwas Gegebnes, auch als Vermittlerin aller Zuwendungen, aber nicht so, daß der Staat hinter der Kirche verschwindet. Streit wird diese Auffassung aufs äußerste vermeiden, aber den aufgenommnen

Digitized by Google

durchfechten, ohne Furcht vor Gespenstern." Eine ähnliche Auffassung liegt auch dem an Gedanken und Beobachtungen reichen Aufsatz zu Grunde, in dem Gustav Rümelin nach beinahe zwanzigjährigem Schweigen seine vielgeschmähte Politik als württembergischer Kultusminister gerechtfertigt hat (Reden und Aufsätze II, S. 205 ff.).

Daß die geschilderte Kenntnis der katholischen Kirche unter uns Protestanten mehr als vereinzelt vorkomme, wird nicht behauptet werden können, noch weniger, daß sie als Grundlage für das Verhältnis zur katholischen Kirche gelte. Ihr Aufkommen und ihre Verbreitung sind schon durch den städtischen Zug verhindert worden, der unsre geistige und politische Entwicklung kennzeichnet. Dieser prägt sich schon lange aus, und kein Teil Deutschlands ist, trotz gewisser Gradunterschiede, davon ausgenommen. Es wirken aber noch andre Hindernisse mit, der katholischen Kirche näher zu treten und ihrer Wirksamkeit gerecht zu werden. Davon sind hier zwei zu erwähnen. Das erste Hindernis, mit dem städtischen Zug unsrer Lebensanschauung innerlich verwandt und ebenso wenig landschaftlich beschränkt, ist die „moderne" Bildung unsrer sogenannten bessern Klassen. Von den einen wird sie ebenso überschwenglich gepriesen wie von den andern, der Minderzahl, leidenschaftlich angeklagt. Wir führen ein besonders schroffes Urteil an. Lagarde schreibt an einer Stelle seiner Deutschen Schriften: „Unsre Jugend beherrscht keine Sprache, sie kennt keine Litteratur, sie hat nicht einmal die Hauptwerke unsrer großen Dichter wirklich in Ruhe gelesen und zu verstehen gesucht: aber sie hat die Quintessenz alles dessen, was je gewesen ist, in der Form von Urteilen zugefertigt erhalten . . ." Wir denken, das Ganze in Betracht gezogen, milder, aber der letzte Satz des Lagardeschen Urteils ist unsers Erachtens unanfechtbar, und er trifft, was vor allem die Anführung rechtfertigt, die Sache, um die es sich hier handelt. Wer über alles fertige Urteile zugetragen erhalten und in sich aufgenommen hat, ist wenig geneigt, zu beobachten, und büßt auch an der Fähigkeit dazu ein. Beobachtung aber, eifrige, unmittelbare, mit Verständnis und vorurteilslos geübte Beobachtung ist das erste Erfordernis dessen, der sich mit dem Leben der katholischen Kirche vertraut machen will. Ihre Macht über die Gemüter, ihre psychische Macht erschließt sich nur dem, der psychologisch verfährt; mit den dialektischen Mitteln der modernen Bildung kann man über das kirchliche Leben wohl sprechen und absprechen, mit „zugefertigten" Argumenten und mit eignen, aber hineindringen kann man nicht, das Thor bleibt verschlossen — für jeden, der nicht aus der gewohnten Geistesbahn umlenkt und nicht zugleich das Abc jedes neuen Verständnisses, eben die Beobachtung, zu Hilfe nimmt. Das zweite Hindernis des rechten Verständnisses findet sich erfahrungsmäßig häufiger bei den Bewohnern der ältern Teile Preußens als sonst im protestantischen Deutschland. Es ist der Mangel an sozialem Sinn, die Gleichgiltigkeit oder sogar die Abneigung gegen die Ab-

Digitized by Google

stufungen des Volkslebens, die keinen mächtigen Eindruck machen, und gegen die Gemeinschaften, die sich selbständig neben dem Staat behaupten wollen. Es ist das die Kehrseite, gleichsam der Schatten des außerordentlichen Staatsgefühls, das im alten Preußen lebte, und es hat sich dort als negative Volkseigenschaft erhalten, nachdem das Staatsgefühl an Raum gewonnen, aber an innerer Kraft verloren hat. In der sozial-wirtschaftlichen Frage hängt damit die Überschätzung der Großbetriebe zusammen, und manches andre, das hier nicht einmal angedeutet werden kann. Wie schwer konnte bei einer solchen Sinnesart, unter den Beamten zumal, die Neigung aufkommen, einer Kirche näher zu treten, die ihrerseits mit Herrschaftsansprüchen nicht geizt, deren seelsorgerischer Wert so oft durch deren Hervorkehrung leidet! Dazu kam, daß die rechtliche Parität, die Preußen mehr als irgend ein andrer Großstaat gehandhabt hat, mit Undank und immer weitergehenden, unerfüllbaren Forderungen vergolten wurde. Unsre Ultramontanen möchten das gern in Vergessenheit bringen und wenden deshalb das Mittel an, ihrerseits anzuklagen, aber sie tragen die Hauptschuld daran, daß es in Preußen nicht zu der höhern Art von Parität gekommen ist. Denn das Schuldbuch des Staats weist nur Fahrlässigkeitssünden auf, das ihrige dagegen solche, die auf bösem Willen beruhen.

(Schluß folgt)

Die strategische Bedeutung der schweizerischen Festungswerke

Von E. Miller

Zwischen vier gewaltigen Großmächten, die zusammen über ein Gebiet von rund zwei Millionen Quadratkilometern und über eine Bevölkerung von hundertundsiebzig Millionen verfügen, liegt, fast im buchstäblichen Sinne des Wortes, eingekeilt der kleine, aber herrliche Fleck Erde, der alljährlich das ersehnte Ziel unzähliger Reisender ist, die Schweiz. Sie umfaßt nur vierzigtausend Quadratkilometer und wird von kaum drei Millionen Menschen bewohnt. Lohnt es sich unter solchen Umständen überhaupt für das Land, an militärische Rüstungen zu denken und auch nur einen Pfennig für Wehrzwecke zu opfern? Die Neutralität ist ihm ja verbürgt, sofern es selbst sie bewahrt, die Verträge mit den Großmächten gewissenhaft beobachtet und nicht duldet, daß

Digitized by Google

von dem Alpenlande aus, gleichsam aus dem Herzen Europas, Unternehmungen vorbereitet und geleitet werden, die die Ruhe und Sicherheit andrer Staaten gefährden. Das Asylrecht, das die Schweiz politischen Sündern gewähren darf, hält man dort noch vielfach für ein unantastbares Gut; seitdem aber die schweizerische Gastfreundschaft von äußerst anrüchigen Elementen genossen und auf gefährliche Art mißbraucht worden ist, ist man in Bern etwas vorsichtiger geworden und überläßt die Prinzipienreiterei unverantwortlichen Schmeichlern der Menge. Eine loyale Haltung des Bundes den Mächten gegenüber wirkt jedenfalls ebensoviel wie einige Schweizer Regimenter. Trotz dieser besondern Lage des Landes, die eine wirksame militärische Aktion von vornherein in Zweifel zieht, hat es ein von Jahr zu Jahr wachsendes Militärbudget aufzuweisen, das den Militäretat mancher europäischen Großmacht im Verhältnis übertrifft und wenigstens hinter unserm deutschen nicht zurückbleibt. So betrugen, um nur ein schlagendes Beispiel anzuführen, 1892 die vom Bunde zu zahlenden Summen allein sechsunddreißig Millionen Franken ohne Nachtragskredite und Beisteuern der Kantone, Gemeinden und des einzelnen Wehrmannes.

Woher mag nur diese fieberhafte Thätigkeit rühren, die unsre Nachbarn jenseits des Schwäbischen Meeres auf militärischem Gebiete entwickeln? Ein hervorragender schweizerischer Militär selbst hat einmal gesagt: „Unsre Neutralität ist genau soviel wert als unsre Bajonette.“ Das heißt mit andern Worten, „wenn wir sie nicht verteidigen können, wird sie niemand respektiren.“ Das hat die Helvetia während der französischen Revolutionskriege und zur Zeit des ersten Napoleon bitter erfahren. Infolge ihrer ungenügenden Wehrverhältnisse war damals jeder Gedanke an Widerstand ausgeschlossen. Die Kontributionen und Brandschatzungen betrugen in den drei Jahren von 1798 bis 1801 gegen hundertsechzig Millionen Franken, wobei man den weit höhern Geldwert und die geringere Bevölkerungsziffer wie den geringern Umfang des Landes in jener Zeit in Rechnung ziehen muß. Im Kriege von 1870/71 bewahrten die deutschen Siege den eidgenössischen Boden vor einer bewaffneten französischen Invasion; es galt, nur die Armee Bourbakis, einen völlig kriegsunbrauchbaren, halb verhungerten Menschenhaufen von achtzigtausend Mann vom Untergange zu retten und die gegen Frankreich gelegnen Grenzdistrikte vor Exzessen einzelner Banden zu sichern. Über zwanzigtausend gut bewaffnete und schlagfertige Schweizer waren aber doch zur Lösung dieser nicht gerade dankbaren Aufgabe notwendig, und man muß die Selbstentsagung des Generals Herzog bewundern, der allen Anfeindungen des Parlamentarismus und des militärischen Dilettantismus zum Trotze diese Aufgabe löste. Der Zweck aller schweizerischen Rüstungen ist nur die Defensive, keiner bewaffneten Macht den Durchmarsch durch das Land zu gewähren, oder auch nur in Grenzdistrikten einen Augenblick eine solche zu dulden, bestimmte Neutralität zu wahren und

Digitized by Google

so am ehesten seine bei einem europäischen Konflikte immerhin bedrohte Existenz zu sichern, die in dem Augenblick vernichtet wäre, wo es einen Teil der kriegführenden Mächte begünstigte, es sei denn, es suchte und liehe einer Partei Bundesgenossenschaft auf jede Gefahr. Gegen einzelne an der schweizerischen Grenze entlang marschirende Korps wird die eidgenössische Kriegsmacht wohl ausreichen, und damit begreift man die militärischen Rüstungen, die den letzten politischen Zweck erfüllen sollen. Wäre die Schweiz das Streitobjekt der Mächte selbst, oder käme ihr Gebiet auch nur für untergeordnete Operationen in Frage, dann fiele ihr ganzes Wehrsystem schon wegen seiner verhältnismäßig geringen Stärke wie ein Kartenhaus auseinander, und selbst jede Defensive wäre ein Unding. Als Bundesgenosse einer Großmacht aber — womöglich schon im Frieden — fiele sie ganz anders in die Wagschale. Ein wirtschaftlicher Zusammenschluß Deutschlands, Österreichs, der Niederlande und der Schweiz wird ja doch die unausbleibliche Folge dem weltumspannenden Britentum sowie dem immer mehr vordringenden Moskowotismus und Yankeetum gegenüber sein müssen.

Es kann sich also nur immerhin um eine sehr bedingte Defensive handeln, und dieser kommen vor allem die orographischen Verhältnisse des Landes und die Beschaffenheit seiner 1680 Kilometer langen Grenzen sehr zu statten. Nur ein Fünftel dieser Grenzen ist offen, während ein andres Fünftel durch Gewässer und drei Fünftel durch Gebirge gebildet und somit natürlich verstärkt sind. Ein zweiter die schweizerische Defensive erhöhender Umstand liegt in dem reich entwickelten, allen Anforderungen des Krieges gewachsenen Eisenbahnnetz, das einen sichern Transport der Truppen verbürgt und ermöglicht, diese rasch an bedrohte Punkte zu werfen, den Aufmarsch größerer taktischer Einheiten zu beschleunigen und selbst eine Armee zu konzentriren. Durch die Schweiz geht der Verkehr zwischen dem nördlichen und dem südlichen Europa, und die kürzeste Linie führt durch den St. Gotthard. Die alte Heerstraße der deutschen Imperatoren ging über den Brenner, und wochen- und monatelang zogen ihre eisengepanzerten Heere unter unsagbaren Gefahren den hellen, heitern Regionen der bella Italia entgegen. Heute gelangt man in neun bis zehn Stunden von Schaffhausen nach Mailand. Die neuerbauten Linien über Bülach und durch den Albis haben die Strecke bedeutend gekürzt. Die Verkehrsmittel bieten im Kriege aber auch eine schwache Seite dar; hat der feindliche Angreifer sie in seinen Besitz genommen, so können sie dem Verteidiger zu völligem Verderben gereichen, und selbst zerstörte Strecken lassen sich bei der heutigen fortgeschrittnen Entwicklung der Eisenbahntechnik leicht wiederherstellen, ja sogar der Bau neuer Linien, selbst wenn dabei Tunnelirungsarbeiten oder Umgehungsbahnen notwendig sind, ist heute ohne besondre Schwierigkeiten durchzuführen, obgleich die Geländeverhältnisse der Schweiz ziemlich ungünstig genannt werden müssen.

Digitized by Google

Um die einzig mögliche militärische Aktionsfähigkeit des Landes, die Defensive, am kräftigsten zu machen, sind Festungswerke erbaut, die die hauptsächlichsten Verkehrsadern jederzeit unterbinden lassen und den mutmaßlichen Anmarschlinien eines Feindes Hindernisse bereiten sollen. Wir sagen schon an dieser Stelle „sollen." Es ist nicht nur für den Militär, sondern auch für den Laien äußerst interessant, einiges nähere über diese Bauten zu erfahren. Hat der Reisende Göschenen erreicht, und fährt er von dort in siebzehn Minuten durch den fünfzehn Kilometer langen Haupttunnel nach Airolo, oder zieht er den äußerst lohnenden Weg zu Wagen oder zu Fuß über die Teufelsbrücke, über Andermatt, Hospenthal und das weltberühmte Gotthardhospiz vor, so ahnt er nicht, in welchem unentrinnbaren Gefängnisse er sich aufhält, und wie ein einziger Druck ganzen Eisenbahnzügen Tod und Verderben bringen kann. Der Wandrer ist im Rayon der St. Gotthardbefestigung, der ersten und größten der Schweiz, und wer mit der Gegend nicht vertraut ist, hält den Geschützdonner übender Truppen mit seinem großartigen Echo für das Getöse von Lawinenstürzen oder für ein herannahendes Gewitter. Nur der Kundige wird hie und da an den sich verflüchtenden Wolken des Pulverdampfes den Standort der mit bloßem Auge kaum zu erkennenden Batterien ungefähr vermuten.

Die Festungswerke auf dem St. Gotthard sind ein imposantes Viereck mit einem Umfange von rund sechzig Kilometern. Der ursprüngliche Kostenvoranschlag belief sich auf weniges über zweiundeinehalbe Million Franken, mußte jedoch in der Folge versechsfacht werden, obgleich er schon 1893 die Höhe von nahezu fünfzehn Millionen erreicht hatte. Die Fachautoritäten erklären aber, daß die Gotthardbefestigung allein ohne einen Aufwand von rund fünfundvierzig Millionen Franken gar nicht durchgeführt werden könnte. Im Süden trotzen einem feindlichen Angriffe die Werke bei Airolo, im Westen die auf der Furka, im Osten auf der Oberalp, im Norden und im Zentrum bei Andermatt und die Anlagen auf der Paßhöhe. Die südlichen Werke bei Airolo umfassen ein kasemattirtes Fort auf Fondo del Bosco, eine große offne Batterie auf Motto Bartola, sowie eine Flankirgalerie bei Stueï. Die Befestigungen des Westens auf der Furka bestehen aus einer kasemattirten Batterie auf Galenhütten, sowie dem Reduit für die Paßverteidigung und den erforderlichen Baracken. Im Osten auf der Oberalp ist ein Werk auf Stöckli erbaut, ebenfalls mit zahlreichen Baracken und den notwendigen Verbindungsstraßen. Auf der Nordseite bei Andermatt bestehen die Werke aus einem untern, in Felsen eingesprengten Fort mit Panzertürmen, „Bühl," den Verteidigungsanlagen des Defilees bei der berühmten Teufelsbrücke und dem Urner Loch, sowie einer Flankirgalerie; ferner einem obern, ebenfalls in Felsen eingesprengten Fort mit Panzertürmen, „Bäzberg," und zahlreichen Baracken. Auf der Höhe des St. Gotthard ist ein offnes Werk mit Panzertürmen und

Digitized by Google

Baracken zum Zwecke der Paßverteidigung angelegt. Zur Bewachung und Instandhaltung dieser ausgedehnten Werke liegen dort dauernd Besatzungsmannschaften; diese Wachen beziehen Jahrgehalt und werden, um das „stehende Heer," so gut es geht, zu verhüllen, Maschinisten und Spezialarbeiter genannt; zu dieser Kategorie tritt noch eine Besatzung von Freiwilligen, und außerdem sind zum Schutze gegen einen plötzlichen Überfall vor beendeter Mobilmachung Thalwehren organisirt, die aus der wehrfähigen Mannschaft sämtlicher Jahresklassen bestehen und sich aus dem Bedrettothal, dem Livinenthal bis Dazio Grande, dem Rheinthal bis Sedrun, dem Kanton Uri, dem Rhonethal bis Münster und dem Haslithal bis Meiringen rekrutiren.

Als Besatzungsmannschaften für den Krieg sind 8887 Mann aller Waffen und verschiedner Jahresklassen vorgesehen. Um die Zufuhr der Munition und des Proviants für die Besatzungstruppen möglichst rasch und sicher hinaufzuschaffen, steigt an einer Stelle des Haupttunnels zwischen Andermatt und Airolo ein mehrere hundert Meter langer Aufzug nach dem Urner Loche. Dieses Loch ist eine durch den Teufelsberg getriebne 64 Meter lange, 4,2 Meter breite und 3 Meter hohe Galerie. Im Jahre 1799 fanden hier blutige Kämpfe der Österreicher und Russen gegen die Franzosen statt. An der Druckpartie des Tunnels sind Minen angelegt, sodaß durch Sprengungen der Tunnel verschüttet und unpassirbar gemacht werden kann. Der Bau an dieser Stelle verursachte bei der Anlage der ganzen Gotthardlinie die größten Schwierigkeiten. Ein förmlicher Wald von Bäumen mußte hier als Stütze eingerammt werden. Auf den Höhen bei Andermatt findet man die Spuren eines jetzt eingetrockneten Sees, dessen Untergrund durchweg aus Schlamm besteht, der bis an die Ausmauerung des Tunnels reicht und somit bei Sprengungen sich in seiner ganzen Masse in den Tunnel selbst ergießen würde. Man kann sich also von der Ausdehnung und den Folgen einer solchen Verschüttung einen Begriff machen. Der Verkehr wäre auf unberechenbare Zeiten gestört, und der finanzielle Schaden unermeßlich.

Der Bau der Gotthardbahn mit ihren zahllosen Kehrtunneln und andern Bauwerken kostete mindestens 185 Millionen Franken, woran sich Deutschland mit zwanzig Millionen beteiligte. Der Eisenbahnbau wird kaum einen großartigern Triumph zu verzeichnen haben. Von Erstfeld hinauf nach Göschenen und durch den Haupttunnel hinunter nach Italien sehen wir auf der Fahrt die Wunder der Technik; Bahnen über uns, Bahnen unter uns, und wir können kaum fassen, daß diese unsre eigne Reiseroute darstellen. Ein ganz gelehrter Herr fragte mich alles Ernstes, ob hier denn Konkurrenzbahnen erbaut seien? Die Gotthardbefestigungen beherrschen zum Teil auch die neuerbaute Grimselstraße, die von den Rhonequellen in das Thal der Aare führt und auch mit einer selbständigen Befestigung versehen werden soll. Auf dem Gotthard ist eine eigne Militärtelegraphie errichtet, da die früher bestehenden Linien

Digitized by Google

geringe Zuverlässigkeit boten, teilweise nur während der Fremdensaison betrieben werden konnten und sogar wegen der Lawinengefahr abgebrochen werden mußten. Die wichtigsten Linien sind Gletsch-Andermatt und Disſentis-Andermatt; sie sichern die telegraphische Verbindung der Kantone Wallis und Graubünden mit dem Innern der Schweiz. Dieselbe Bedeutung hat die Leitung über die Grimsel. Alle diese Linien sind von großer Wichtigkeit für Truppen, die im Oberwallis und im bündnischen Oberlande operiren; sie sind nicht, wie die schon vorher vorhandnen, einer Unterbrechung durch feindliche Einwirkung von Martigny, Chur oder Sargans ausgesetzt und so hergestellt, daß sie bei jeder Jahreszeit brauchbar sind, denn in jenen Bergeshöhen hauſt der Winter etwas weniger milde, als in den Thälern und in den meisten Gegenden Europas. Die Hauptaufgabe dieser Linien ist, die Thalwehren, die, wie wir schon gehört haben, solange zusammentreten, bis die Festungsbesatzungen mobilisirt und schlagfertig sind, schnell herbeizurufen. Die Festungswerke selbst sind durch Erdarbeiten und durch ihre ganze Anlage vor feindlichem Einblicke geschützt; sie zu beschießen würde dem Angreifer große Schwierigkeiten bereiten.

Das Festungsviereck auf dem und um den St. Gotthard hat also den Zweck, die Hauptdurchgangslinie durch die Schweiz, die Hauptverbindungslinien zwischen dem nördlichen und südlichen Mitteleuropa zu unterbrechen; strategisch gesprochen ist es gegen Italien und Deutschland gerichtet, während die beiden andern Befestigungen, die wir noch kurz skizziren werden, die von St. Maurice im Wallis einer französischen und die auf Luzienſteig bei Chur und Sargans einer österreichischen Invasion ein Ziel zu setzen bestimmt sein dürften. Werden diese mit so gewaltigen Opfern hergestellten Befestigungen ihren Zweck erfüllen? Nein! Schon im Jahre 1895, also nicht lange nach der Vollendung der ersten Bauten mußte es auffallen, daß im Ständerate ein Antrag gestellt wurde, die Militärverwaltung wolle für bessere Unterkunftsräume auf dem St. Gotthard Sorge tragen. Es war zwar schon vorher manches befremdende Wort gefallen, und klar denkende Leute haben oft dazu den Kopf geschüttelt. Hier wurde aber zum erstenmale an offiziöser Stelle von ungenügenden Unterkunftsräumen gesprochen. Ungezählte Millionen hatten diese Werke verschlungen, und jetzt waren solche Maßnahmen erforderlich! Im Spätsommer 1896 mußten die Truppen sogar ihre Übungen einstellen und sich schon in dieser günstigen Jahreszeit aus den unwirtlichen Bergeshöhen zurückziehen. Alle militärische Übung von früher Jugend auf, alles Bergsteigen und Zurücklegen von staunenswerten Märschen in ungebahnten Gegenden, alle Kühnheit in hochgelegnem Gelände hat keine Früchte getragen. Die Witterungsverhältnisse begannen zu nagen und zu zehren, die urkräftigen Mannschaften erkrankten, an Übungen war nicht mehr zu denken, und um Schlimmeres zu verhüten, kehrten die Truppen unverrichteter Dinge nach Hause zurück. In diesen wenigen Thatsachen liegt der Beweis für unser entschiednes „Nein“! Und wenn man seit

Digitized by Google

1896 nicht viel Schlimmeres mehr gehört hat, wenn vielleicht auch alle Anstrengungen gemacht worden sind, die Übelstände zu heben, wird dies von dauerndem Nutzen und Erfolg sein? Abermals nein!

Es ist immer noch ein gewaltiger Unterschied, im sichern Frieden eine kurze, wenn auch noch so anstrengende Übung zu leisten, und dagegen im Kriege, im Bereiche feindlichen Feuers, vielleicht monatelang eingeschlossen mit Entbehrungen aller Art, volle Schlagfertigkeit zu bewahren. Der Kriegführung im Gebirge stehen natürliche Hindernisse entgegen. Man kann die Alpen wohl überschreiten. Hannibal, die Führer in der Völkerwanderung, die deutschen Imperatoren, Suwarow, Napoleon und viele andre haben das kühne Wagnis unternommen und dabei heiß und blutig gestritten. Aber eine Belagerung 2500 Meter über dem Meeresspiegel ist eine andre Sache. Eine Besatzungstruppe, vom Feinde an regelmäßigen und raschen Ablösungen gehindert, wird bald der Bevölkerung eines Lazaretts gleichen, dem sichern Untergange geweiht sein und eine anmarschirende feindliche Armee nur noch um Befreiung und Erlösung bitten. Alle die gewaltigen Werke mit ihren Vorrichtungen bis hinunter zu dem feinen Tric, der selbst vor den Bedienungsmannschaften der Geschütze die Distanzen geheimhält, werden sich als wirkungslos erweisen. Damit soll von rein technischem Standpunkte aus den zum Teil genial angelegten Werken und dem ganzen Festungssystem die Anerkennung keineswegs versagt werden. Man hat dabei nur die rein menschliche Seite gänzlich außer acht gelassen.

Günstiger liegen die klimatischen und Höhenverhältnisse auf der Luziensteig, deren Paßhöhe nur 714 Meter, den dritten Teil der Gotthardpaßhöhe, beträgt. Hier sind wir auf einem Boden, der schon in frühern Jahrhunderten wilde Kämpfe gesehen hat; jeder Fleck Erde ist hier gleichsam mit Blut getränkt. Schon 1499 im Schwabenkriege wurde hier gekämpft, und in der Folge ist noch viel Blut geflossen. Dreihundert Jahre später focht hier Massena gegen die Österreicher mit wechselndem Glück und gewaltigen Verlusten an Menschen. Die zur Zeit bestehenden Festungsanlagen entsprechen kaum den modernen Anforderungen, obwohl die einzelnen Anlagen in baulich gutem Stande sind. Die Werke bestehen aus einer bastionirten Front, einer gedeckten Batterie, krenelirten Mauern, für Infanterieverteidigung eingerichteten Türmen, verschiednen Blockhäusern und Erdredouten. Sollen diese Werke jedoch irgend welche Widerstandskraft bieten, so ist ihre vollständige Umwandlung nach neustem System ein bedingungsloses Erfordernis, dem wohl in Kürze entsprochen werden wird. Hier wollen wir auch ein Ereignis erwähnen, das heute noch manche Gemüter in dieser Gegend aufregt. Als 1799 die Russen in Eilmärschen durchrückten, kam die französische Vorhut der russischen Intendantur hart auf die Fersen, diese rettete ihre gewaltige Summen bergende Kriegskasse, die sich im Volksmunde in das Fabelhafte steigerten, dadurch vor dem Feinde, daß sie sie in

Digitized by Google

den Klönthalsee stürzte; trotz unzähliger Hebungsversuche ist sie noch heute nicht ans Tageslicht geschafft worden.

Die dritte Festungsanlage ist in dem wildromantischen Wallis erbaut, einem Berglande mit großartigen Fels- und Eiswildnissen und tief eingeschnittnen malerischen Thälern, in die viele von Gletschern gespeiste Stromschnellen hinabstürzen. Die Werke sind ebenfalls älter und nur als Batterien und Redouten hergestellt. Neu sind nur die Positionen auf Failly und Savatan. Panzertürme und Geschütze von großer Tragweite bilden die Armirung, ebenso sind sie eingerichtet für den Nahkampf der Artillerie, für Mitrailleusen und Infanterie. Sie stellen im ganzen ein Reduit im großen vor und sind einzeln mit Abschlußmauern, Flankirgalerien und Unterkunftsräumen für die Truppen versehen. Als Besatzungsmannschaften sind viertausend Mann bestimmt. Die Ausbildung der Truppen findet nur im Festungsgebiete selbst statt — mit welchen Schwierigkeiten und Erfolgen, das haben wir auf dem Gotthard gesehen. Die Offiziere werden außerdem noch zu besondern Spezialkursen einberufen. Auch in Deutschland ist seit einigen Jahren auf hochgelegnem Gelände ein Truppenübungsplatz für feldmäßige Exerzitien in großen Verbänden und für Übungen mit den heutigen weittragenden Schußwaffen hergestellt worden. Es ist dies bei Münsingen auf der Schwäbischen Alb in Württemberg. Obwohl das Lager nur siebenhundert Meter über dem Meere gelegen ist und nur während der guten Jahreszeit benutzt wird, hat die Militärverwaltung von Anfang an solche umfassenden Vorkehrungen getroffen, daß alle gesundheitsschädlichen Einflüsse ausgeschlossen bleiben. Was müßte deshalb auf dem Gotthard erst alles geschehen? Seine Gipfel ragen über dreitausend Meter in die Höhe und sind teilweise eine Kette wilder, zackiger und vergletscherter Felshörner. Die Felsgrate, die Firnfelder in ewigem Schnee und Eis, die Trümmerhalden, die gänzlich erstorbne Vegetation erwecken durch ihr großartig unheimliches Gepräge schon nach kurzem Aufenthalt im Sohne der Berge selbst ein melancholisches Gefühl, das lähmend auf die Sinne und die Thatkraft wirkt. Wer dort oben gewesen ist, der begreift die Begeisterung, womit Poeten und Schönredner den Jubel verkünden, in den seit Jahrtausenden die Scharen ausbrachen, die, von kühnen Eroberern geführt, aus diesen Höhen in die bezaubernden Gefilde der apenninischen Halbinsel schauten.

Die großen Ausgaben der Schweiz für ihr Heerwesen und ihre Befestigungen wären überflüssig und zwecklos, wenn die Bedeutung der eidgenössischen Wehrmacht nicht noch wo anders läge, nämlich auf einem sehr idealen Gebiete. Das Land, an sich sehr klein, umfaßt trotzdem nicht weniger als fünf verschiedne Sprachgebiete, ein deutsches, ein französisches, ein italienisches, ein romanisches und ein ladinisches; alle sind von einander und jedes ist in sich wieder grundverschieden. In jedem Kantone, in jedem Thale finden wir einen andern Volkscharakter. Die Staaten hängen nur sehr lose zusammen — fünf-

Digitized by Google

undzwanzig an der Zahl mit schwerfälligen Regierungsapparaten und parlamentarischen Körperschaften. Die Schweiz ist das am teuersten regierte Land Europas. Aber das Heer bedeutet hier vor allem die Staatseinheit, die jedem, vom ersten bis zum letzten, nur durch seine Wehrpflicht zum vollen Bewußtsein gebracht wird.

Über verminderte Zurechnungsfähigkeit

Von Georg Ilberg (in Sonnenstein)

Verminderte Zurechnungsfähigkeit war in den Gesetzbüchern verschiedner deutscher Bundesstaaten als allgemeiner Strafmilderungsgrund anerkannt, wird jedoch seit der Einführung des Reichsstrafgesetzbuchs im ganzen Deutschen Reiche als solcher nicht mehr berücksichtigt. Von Jahr zu Jahr stellt es sich aber immer mehr heraus, daß die Einführung von besondern Bestimmungen über verminderte Zurechnungsfähigkeit ein unabweisbares Bedürfnis ist. Schon früher ist dies sowohl von einzelnen Irrenärzten als von Korporationen von Fachmännern behauptet worden. Aber in der Zeit, wo die Psychiatrie noch eine allzu junge und unfertige Wissenschaft war, konnte die Abgrenzung zwischen Zurechnungsfähigen, vermindert Zurechnungsfähigen und Unzurechnungsfähigen nicht scharf genug vorgenommen werden. Man konnte namentlich nicht mit der nötigen Sicherheit unterscheiden, welche Verbrecher von einer so krankhaften Störung der Geistesthätigkeit befallen sind, daß dadurch ihre freie Willensbestimmung völlig ausgeschlossen ist, und welche Verbrecher so organisirt sind, daß ihnen zwar ihre Thaten wegen einer nachweisbaren psychischen Invalidität nicht voll zugerechnet werden können, daß sie jedoch nicht unfähig sind, gut von böse zu unterscheiden, das Rechte zu wählen und das Unrechte zu lassen. Die Einführung der naturwissenschaftlichen Methode in die Psychiatrie hat es bewirkt, daß die Irrenärzte gegenwärtig feinere Unterschiede wahrnehmen und hohe Grade geistiger Abnormität von geringern Graden schärfer auseinanderhalten können.

Auf allen Gebieten der Naturwissenschaft ordnet man die Fülle des durchforschten Materials in der Weise, daß Gleiches oder Ähnliches aneinandergefügt, Verschiednes voneinander getrennt wird. Zuerst kommen hierbei grobe Unterschiede in Betracht. Ein gesundes Fortschreiten zeigt sich dann darin, daß auch feinere Abweichungen erkannt und berücksichtigt werden. Das interessanteste Objekt naturwissenschaftlicher Forschungen ist der Mensch. Der

Digitized by Google

Körper des Menschen ist im Laufe der Jahrtausende mit immer feinern Methoden studirt worden, die Beschaffenheit und der Zweck der meisten Organe des Körpers sind jetzt im großen und ganzen hinreichend bekannt, große und kleine Abweichungen von der Norm sind in überwältigender Zahl festgestellt. Je feiner die technischen Hilfsmittel werden, umso besser werden die Geheimnisse des gesunden Menschenleibes enthüllt, umso bewundernder staunt man über das Regelmäßige seiner Entwicklung, das Künstlerische seines Baues, über das Zweckmäßige in der Bethätigung seiner Teile. Je rüstiger die Pathologie fortschreitet, umso deutlicher erkennt man, daß alle Krankheitserscheinungen des Körpers ewigen, ehernen Gesetzen unterworfen sind. Zuerst einigte man sich über die wichtigsten Krankheitsgruppen; jetzt begreift man immer mehr die feinern Einzelstörungen, die jeden Apparat des menschlichen Körpers treffen können.

Es ist erst eine verhältnismäßig kurze Zeit verflossen, seit sich die exakte naturwissenschaftliche Forschung in gleicher Weise dem Studium des gesunden und kranken Seelenlebens zugewandt hat. Auch hier mußten in Physiologie, Pathologie und Anatomie erst große Mengen von Erfahrungen gesammelt werden, und auch hier ergiebt sich bei ihrer Sichtung immer mehr, daß nicht nur der gesunde Geist in vorgeschriebnen Bahnen nach klaren Gesetzen arbeitet, sondern daß auch alle Störungen der Seelenthätigkeit nichts andres sind als die unabänderlichen Wirkungen bestimmter angeborner Mängel oder erworbner Veränderungen in der Funktion oder in dem Bau des Seelenorgans, nichts andres als die Zeichen bestimmter Krankheiten, die unmittelbar oder mittelbar das Vorderhirn treffen. Je nach dem Sitz, dem Umfang und der Art der Krankheiten des Vorderhirns kommt es zu schweren oder leichten psychischen Anomalien, zu stärkern oder schwächern Abweichungen vom gesunden Geistes- und Gemütsleben und von der gesunden Willensthätigkeit. Man ist übereingekommen, die schweren Störungen der Seelenthätigkeit Geisteskrankheiten zu nennen. Die psychiatrische Wissenschaft, die sich die Erkenntnis und Behandlung der Geisteskrankheiten zum Ziele gesetzt hat, kannte früher etwa fünf sich in groben Zügen von einander unterscheidende und kennt jetzt mehr als zwanzig in feinern Nüancen von einander sicher unterscheidbare Einzelkrankheiten; an der innern schärfern Abgrenzung dieser Krankheiten von einander wird mit Eifer und offenbar mit Glück weiter gearbeitet. Es ist interessant, daran zu erinnern, daß das sichere Fortschreiten auch in der Psychiatrie von dem Zeitpunkt herrührt, wo man alle theoretischen Spekulationen über Bord warf und sich ausschließlich auf Erfahrungen stützte, die durch vorurteilsfreie, gewissenhafte, sich auf die ganze Zeit der Krankheit erstreckende Einzelbeobachtung gewonnen worden waren.

Was nun bei diesen Studien zur Zeit immer deutlicher hervortritt, ist, daß die Natur wie bei allen andern Organen, so auch beim Seelenorgan

Digitized by Google

zwischen Gesundheit und Krankheit keine unübersteigliche Schranke errichtet hat, daß psychische Gesundheit und Krankheit in vielen Fällen ohne scharfe Grenze in einander übergehen, daß es Menschen giebt, die nicht ausgesprochen geisteskrank, aber auch durchaus nicht geistesgesund sind.

Es ist wichtig, daß die Gleichstellung der Psychiatrie mit den andern Zweigen der exakten Wissenschaften bekannt wird. Jetzt denkt doch so mancher Laie, er könne es recht gut allein entscheiden, ob jemand geistig gesund oder geisteskrank sei. Einen allgemeinen Eindruck, eine Meinung hierüber kann sich ja gewiß jeder Gebildete verschaffen. Aber nur dessen Urteil hat Anspruch auf Zuverlässigkeit, der mit den Methoden psychiatrischer Untersuchungstechnik vertraut ist und hiermit feststellen kann, ob der untersuchte Einzelfall zu einer der wissenschaftlich erforschten Formen von Psychose wenigstens annähernd gehört. Namentlich für den Richter ist ein Begriff von der Schwierigkeit psychiatrischer Beurteilung unentbehrlich. Die Rechtsprechung bedient sich ja verschiedner Wissenschaften zur Aufklärung über Spezialfragen, zu deren Beantwortung die Richter der Hilfe Sachverständiger bedürfen. Soll der Richter über die Beschaffenheit und den Wert einer Violine urteilen, so muß er einen sachverständigen Geigenkünstler oder einen Instrumentenmacher befragen und sich bis zu einem gewissen Grade auf dessen Gutachten stützen. Er wird so entscheiden können, ob das Saiteninstrument verdorben, vorübergehend verstimmt oder in Ordnung ist, ob es sich um eine gewöhnliche Geige oder um eine Amati handelt. Dann erst wird die Entscheidung gerecht werden. Um wieviel wichtiger ist nicht die gerechte Beurteilung der Psyche eines Menschen! Was für weittragende Folgen kann diese Beurteilung im Strafprozeß haben!

Die fortschreitende Entwicklung der Psychiatrie bringt es nun mit sich, daß der Gerichtsarzt sein Urteil zuweilen nicht nur nach zwei Richtungen hin abgeben kann: entweder dahin, daß der Angeklagte geistig gesund ist, oder dahin, daß er an einer krankhaften Störung der Geistesthätigkeit leidet, wodurch seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen ist; sondern es giebt auch Fälle, bei denen deutliche Zeichen psychischer Abnormität nachweisbar sind, während die Freiheit der Willensbestimmung nicht vollständig ausgeschlossen ist. Diese psychopathisch minderwertigen Individuen sollen uns im folgenden ausschließlich beschäftigen.

Es ist sehr bedauerlich, daß solche auf der Grenze zwischen geistiger Gesundheit und geistiger Krankheit stehenden Personen gegenwärtig eine sehr verschiedne Beurteilung erfahren, je nachdem der begutachtende Arzt und der entscheidende Richter Menschen von milder Gemütsart oder von strenger Gerechtigkeit sind. In dem einen Fall berücksichtigen sie vor allem die Thatsache, daß der betreffende Angeklagte kein geistig normaler Mensch ist. Sie bezeichnen ihn daher für „im Sinne des Gesetzes" geisteskrank. Ärzte sind oft geneigt, den Unterschied zwischen Nervenkrankheit und Geisteskrankheit unbewußt zu

Digitized by Google

ignoriren, und manche von ihnen bescheinigen jedem Neurastheniker, daß er der freien Willensbestimmung beraubt gewesen sei. Im andern Fall legen die maßgebenden Beamten den Hauptwert darauf, daß der Angeklagte nicht in dem Grade geistig gestört ist, daß seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen wäre, sie erklären ihn für zurechnungsfähig, es erfolgt seine Verurteilung und Bestrafung. Der Arzt und der Verteidiger werden sich in zweifelhaften Fällen eher für Geisteskrankheit aussprechen. Der Staatsanwalt und der Richter werden vielleicht geneigt sein, so oft als möglich Zurechnungsfähigkeit anzunehmen. Solche verschiedne Beurteilung derselben Person führt natürlich zu vielen Unzuträglichkeiten. Es werden verschiedne Gutachten eingeholt, die Gutachten widersprechen sich. Es werden verschiedne richterliche Instanzen in Bewegung gesetzt, die Instanzen urteilen verschieden. Auch unbefangne Männer des Volkes, deren Rechtsbewußtsein mit einem Richterspruch in Einklang stehen soll, sind verschiedner Meinung. Daher macht sich ein Gefühl der Rechtsunsicherheit im Staate geltend.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, die in das Grenzgebiet zwischen geistiger Gesundheit und psychischer Krankheit zu rechnenden Krankheitszustände aufzuzählen und zu beschreiben. Nur eine allgemeine Skizze mag hier eingeflochten werden. Die betreffenden Leute sind gemütlich reizbarer und erregbarer als andre, der Antrieb zum Schlechten ist bei ihnen oft überstark, alle Leidenschaften werden leichter entflammt, die Stimmung wechselt ohne Motiv. Derartige Menschen denken meist nur an sich und ihr Wohlbefinden, haben keinen Sinn für das Recht des Nächsten, kennen kein Pflichtbewußtsein, entbehren jedes sittlichen Halts. Sie fangen allerlei an, halten aber nirgends aus, ihrem Willen fehlt die gesunde Festigkeit. Bei aller intellektuellen Thätigkeit tritt vorzeitige Ermüdung ein. Ihr Urteil ist unreif, ihr Erinnerungsvermögen oft nicht treu, die Phantasie umso lebhafter, die Beeinflußbarkeit überstark. Zwangsvorstellungen und Wahnideen sind zwar nicht ausgebildet, können aber leicht angedeutet sein. Alle derartigen psychischen Anomalien können angeboren oder erst erworben sein, können sich nur vorübergehend aber auch dauernd bemerkbar machen; sehr häufig verstärken sie sich nach unregelmäßigen Zwischenräumen, sind eine Zeit lang sehr augenfällig und treten dann wieder bis zum nächsten Anfall in den Hintergrund. Die krankhafte Beschaffenheit des Nervensystems giebt sich außer in solchen und andern psychischen Anomalien oft auch auf körperlich nervösem Gebiete in mancherlei Zeichen zu erkennen, z. B. in Krampfanfällen, in hysterischen Störungen der Sensibilität, der Reflexerregbarkeit und der Motilität und in neurasthenischen Beschwerden. Die Ursache der krankhaften Konstitution des Nervensystems kann sehr mannigfaltig sein: Starke erbliche Belastung schafft am häufigsten die geschilderte Entartung. Allerlei Gifte, wie Morphium, Cocain, Alkohol, können das Nervensystem geschädigt haben. Akute und chronische körperliche Krankheiten,

Digitized by Google

namentlich Gehirnentzündung, Ohrenleiden, Syphilis, aber auch Kopfverletzungen sind es oft, die die Gesundheit des Gehirns untergraben haben. In der Regel ist die Konstitutionsveränderung durch eine der erwähnten Ursachen bewirkt, und irgend eine gemütliche Erregung oder geistige Überanstrengung hat als Gelegenheitsursache den einzelnen Anfall hervorgerufen. Aber selbst wenn wir psychisch unnormale Individuen vor uns haben, gehören diese, wenn sie sich gegen das Strafgesetzbuch vergangen haben, doch nicht unter den vollen Schutz von § 51 des Reichsstrafgesetzbuchs. Es ist noch ein bedeutender Unterschied zwischen ihnen und den Personen, die von der Nacht der Geisteskrankheit umfangen sind. Personen, die an Gehirnerweichung, Verrücktheit, Tobsucht, Schwermut, Jugendirresein, Altersschwachsinn oder an epileptischem, neurasthenischem oder hysterischem Irresein, Morphiumsucht, Alkoholzerrüttung oder an degenerativer oder traumatischer Psychose leiden, müssen selbstverständlich nach Recht und Gesetz völlig straffrei ausgehen. Unsre, in das Grenzgebiet zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit zu rechnenden Menschen sind schwach gegenüber allen Versuchungen, sie unterliegen jeder Verführung viel leichter als Leute mit rüstigem Gehirn. Aber sie brauchten nicht zu unterliegen, wenn sie ihre schwache Kraft mehr zusammennehmen würden. Sie vermögen die Folgen ihrer Handlungen vorauszusehen.

Natürlich kommen nicht alle psychopathisch minderwertigen Personen mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt. Viele von ihnen führen den schweren Kampf gegen allerlei Anfechtung mit gutem Erfolg. Andre aber vergehen sich immer und immer wieder gegen die Gesetze, weil sie es am guten Willen zum Widerstand gegen unsittliche Antriebe fehlen lassen, weil sie energielos, leichtsinnig und pflichtvergessen sind. Es könnte keine Ordnung und Sicherheit im Lande aufrecht erhalten werden, wollte man alle die Missethaten dieser Leute ungestraft lassen. Die Furcht vor der Strafe ist mitunter noch das einzige, was sie gelegentlich vor gemeinen Verbrechen zurückschreckt; blieben sie mehreremale straffrei, so würden sie sich das sehr bald merken, und einige von ihnen würden ihre Krankheit als einen Freibrief für alle möglichen Schlechtigkeiten und Niederträchtigkeiten betrachten. Ähnliches beobachten wir ja schon bei einer Anzahl wirklicher Geisteskranker; namentlich solche mit Verrücktheit, Entartungsirresein, Hebephrenie, Manie sündigen innerhalb und außerhalb der Irrenanstalt nicht so selten und nicht ganz unbewußt auf Kosten ihrer Psychose. Verbrecherische Irre unternehmen oft die widerwärtigsten Handlungen und gehören meist zu den unangenehmsten Kranken einer Anstalt; selbstverständlich darf es für sie unter keinen Umständen eine Strafe geben.

Das deutsche Strafgesetzbuch kennt für eine Anzahl von Verbrechen, z. B. für Unterschlagung, Betrug und gewisse Fälle des Diebstahls, mildernde Umstände. Die Anrechnung mildernder Umstände ist jedoch nicht für alle gesetzwidrigen Handlungen vorgesehen. Bei Mord, bei Brandstiftung, bei Hoch-

Digitized by Google

verrat, bei Notzucht mit Tod der Verletzten und vielen andern wichtigen Verbrechen können keine mildernden Umstände zugebilligt werden. Die mildernden Umstände entsprechen jedoch dem geschilderten Bedürfnisse auch sonst nicht in ausreichendem Maße. Viel besser ist die Gleichstellung der Schwachsinnigen, der Nervenkranken mit mittlerm psychischem Defekt usw., mit den minderjährigen Verbrechern, deren unvollkommner Erkenntnis das Reichsstrafgesetzbuch in § 57 ein mildes Strafmaß zuerkennt. In Dresden besteht seit 1894 eine aus Juristen, Psychiatern und Gerichtsärzten zusammengesetzte forensisch-psychiatrische Vereinigung, die den zahlreichen Rechtsfragen des Irrenwesens ihre Aufmerksamkeit widmet. Die Mitglieder dieser Vereinigung, die auch die Frage der verminderten Zurechnungsfähigkeit eingehend erwogen haben, sind zu der Überzeugung gelangt, daß die strafrechtliche Gleichstellung der in Frage stehenden Kranken oder Defekten mit den Minderjährigen der Gerechtigkeit und der Humanität in gewünschter Weise entsprechen würde, und zwar mit den Minderjährigen, die bei der Begehung der That das zwölfte, aber nicht das achtzehnte Lebensjahr vollendet und dabei die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einsicht gehabt haben. Die Bestimmungen gehen, soweit sie hier in Betracht kommen, dahin, daß, wenn die Handlung mit dem Tode oder mit lebenslänglichem Zuchthause bedroht ist, auf Gefängnis von drei bis fünfzehn Jahren zu erkennen sei. Ist die Handlung mit lebenslänglicher Festungshaft bedroht, so ist auf Festungshaft von drei bis fünfzehn Jahren zu erkennen. Ist die Handlung mit Zuchthaus oder mit einer andern Strafart bedroht, so ist die Strafe zwischen dem gesetzlichen Mindestbetrage der angedrohten Strafart und der Hälfte des Höchstbetrags der angedrohten Strafe zu bestimmen. Ist die so bestimmte Strafe Zuchthaus, so tritt Gefängnis von derselben Dauer an ihre Stelle. Ist die Handlung ein Vergehen oder eine Übertretung, so kann in besonders leichten Fällen auf einen Verweis erkannt werden. Es würde schon so eine wesentlich mildere strafrechtliche Behandlung für die Mitmenschen mit geringern geistigen Fähigkeiten, mit abnormer Gemütsbeschaffenheit oder mit einer innerhalb gewisser Grenzen krankhaften Willensthätigkeit erzielt werden. Todesstrafe und Zuchthaus würden mit vollem Recht gar nicht in Anwendung kommen. Freilich müßte auch die Gefängnisstrafe noch in wesentlichen Punkten erleichtert werden.

Wer die unerbittliche Strenge, die in einem deutschen Gefängnisse herrscht, aus eigner Beobachtung kennt, wird zugeben, daß solche eiserne Disziplin für krankhaft veranlagte Menschen durchaus unangemessen ist. Bei allen Verbrechern soll die Strafvollziehung die Besserung nie aus den Augen verlieren. Namentlich von der Strafe an krankhaft veranlagten oder krank gewordnen Individuen hat dies zu gelten. Schon das gewöhnliche Gefängnisleben ist ihnen geradezu schädlich. Durch harte Strafen, wie Prügel, Entziehung der doch nur die unentbehrlichsten Nährstoffe enthaltenden Kost, hartes Lager,

Digitized by Google

kalte Douchen, engen Arrest, werden diese schwachen Naturen niemals gebessert, sondern nur aufs tiefste erbittert, aufs empfindlichste gereizt. Anhaltende Einzelhaft hat den Ausbruch akuter Geisteskrankheit mit Angst und Sinnestäuschungen zur Folge und ruft einen solchen Grad von Teilnahmlosigkeit und Stumpfsinn hervor, daß längere Zeit Isolirte dauernden Schaden an ihrer geistigen Gesundheit davontragen können und davongetragen haben. Der Aufenthalt in unsern Strafanstalten schädigt viele psychopathisch Minderwertige so sehr, daß sie bei der Entlassung in sittlich viel schlechterm Zustande fortgehen, als sie zur Zeit der Begehung ihres Verbrechens waren. Kann man sich da wundern, wenn sie sogleich wieder rückfällig werden und ihre verbrecherischen Begierden nur noch in viel brutalerer und raffinirterer Weise befriedigen?

Aus diesen Gesichtspunkten hat man in Italien, wo die verminderte Zurechnungsfähigkeit bei der Verurteilung und der Strafvollziehung berücksichtigt wird, besondre Strafanstalten: Aufsichtsanstalten eingerichtet, in denen eine mildere Disziplin herrscht. Auch bei uns sind ganz besondre Bestimmungen für die Strafvollziehung an den bis zu einem gewissen Grade psychopathologischen Verbrechern dringend erforderlich. Sieht man die Gefängnisakten solcher Personen durch, so findet man oft, daß sie sich eine geradezu erschreckende Anzahl von Bestrafungen durch Übertretung des Schweigegebots, durch Widersetzlichkeit, Ungehorsam, Beleidigungen der Aufsichtsbeamten usw. zugezogen haben. Bei einer verständnisvollern Behandlung könnten viele dieser Strafen vermieden werden! Dieses Verständnis bezieht sich aber auf verwickelte, nicht klar zu Tage liegende Verhältnisse des Seelenlebens. Bei einem Gefangenwärter unsrer Zeit, einem frühern Unteroffizier, kann dieses Verständnis in der Regel nicht vorausgesetzt werden. Es ist ihm auch nicht beizubringen, daß die Gefühlsausbrüche derartiger Menschen krankhafter Natur sind und rücksichtsvolle Behandlung verlangen, wenn nicht an leitender Stelle eine ärztlich und irrenärztlich geschulte Persönlichkeit einen entscheidenden Einfluß auf die Behandlung minderwertiger Anstaltsinsassen geltend macht. Dieser Arzt muß in der Lage sein, nicht nur zu beantragen, sondern auch durchzusetzen, daß Geduld und Wohlwollen mit zweckentsprechendem Ernst verbunden werden. Der Geist der Humanität muß auch über den Anstalten walten, in denen Personen mit verminderter Zurechnungsfähigkeit gefangen gehalten werden; natürlich nur bis zu einer gewissen Grenze, denn der Charakter der Strafanstalt darf nicht verwischt werden. Aber die Anregung des Einzelnen zum Guten, zur Achtung vor Recht und Gesetz, eine Erziehung, die Verstand und Willen kräftigt und auf das Gemüt bessernd und beruhigend wirkt, muß der Grundsatz sein, der durch das ganze Anstaltswesen hindurchgeht.

Wollte man für die Strafvollziehung an den weniger zurechnungsfähigen Personen keine besondern Anstalten oder wenigstens abgesonderten Räumlich-

Digitized by Google

keiten in den Gefängnissen einrichten, so würde es nicht ausführbar sein, die angedeutete psychologische Behandlungsweise bei einem Teil der Gefängnisinsassen anzuwenden, dem andern, nicht psychopathischen Teil aber geringere Rücksicht zu teil werden zu lassen. Hätte man besondre Anstalten für den besprochnen Zweck, so würde man auch weniger speziell vorgebildete Ärzte, ein kleineres, im ärztlichen Sinne handelndes Personal brauchen. Ich kann nicht übersehen, wieviel weniger Zurechnungsfähige in einem Lande wie dem Königreich Sachsen zur Zeit in Zuchthäusern und Gefängnissen untergebracht sind. Ich bin aber überzeugt, daß genug da sind, um eine Anstalt recht wohl damit zu begründen. Allzuviel Insassen dürfte die gedachte Anstalt übrigens gar nicht haben, weil die leitenden Persönlichkeiten sie dann nicht zu übersehen vermöchten und gewissenhaft kontrolliren könnten, ob die nötige individualisirende Behandlung thatsächlich ausgeführt wird.

Auch noch ein andrer Grund würde für besondre Anstalten sprechen, der nämlich, daß sich mit dem Strafaufenthalt in diesen Aufsichtsanstalten der Begriff geringrer Entehrung verbindet. Das Ansehen eines Menschen, der in einem Gefängnis gewesen ist, ist doch für lange Zeit, wenn nicht für immer, in der öffentlichen Meinung ruinirt. Es wird ihm auch nicht zur Empfehlung dienen, wenn bekannt wird, daß er in einer der zu gründenden Anstalten eingesperrt war. Immerhin werden Leute, die die Sachlage kennen, milder urteilen. Auch der Ruf der unschuldigen Angehörigen eines in einer solchen Aufsichtsanstalt untergebrachten Verbrechers wird in den Augen vieler weniger leiden, als wie es bedauernswerterweise der Fall ist, wenn ein Familienglied im gewöhnlichen Gefängnisse sitzt. Nach und nach würde sich in der Bevölkerung das richtige Urteil von der Bedeutung derartiger Bestrafung schon einbürgern.

Wir haben bis jetzt nur von der mildern Beurteilung und Bestrafung derartiger wenig zurechnungsfähiger Personen gesprochen, die zu der Zeit geistig abnorm waren, wo sie die betreffende strafbare Handlung begingen. Aber auch bei den Leuten, die erst nach der betreffenden That in einen entsprechenden psychopathischen Zustand geraten sind, ist gewiß eine mildere Strafvollziehung angezeigt. Gar nicht so selten stellt sich eine leichte psychische Veränderung schon während der Untersuchungshaft ein, häufiger entwickelt sie sich erst während der Strafvollstreckung. In beiden Fällen gehören die Erkrankten nicht ins Zuchthaus, auch nicht ins gewöhnliche Gefängnis. Steht nicht baldige Wiederherstellung der Gesundheit in Aussicht, so möchten auch sie in besondre Abteilungen, besser in die zu gründenden Aufsichtsanstalten überführt werden, in denen die Disziplin nach den gekennzeichneten, auf Besserung der Gesundheit berechneten Gesichtspunkten gehandhabt wird. Wird ein solcher in der Haft oder in der Strafanstalt erkrankter Verbrecher dann wieder soweit gesund, so hätte er den Rest seiner Strafzeit eventuell in der strengern Ge-

Digitized by Google

fangnenanstalt zu verbüßen. Ein bei der That jedoch wenig Zurechnungsfähiger würde auch nach der Heilung in der mildern Anstalt zu bleiben haben.

Jeder Richter, jeder Verwaltungsbeamte, jeder irrenärzliche Sachverständige und jeder Gefängnisarzt kennt nun eine nicht geringe Anzahl unverbesserlicher Rückfallsverbrecher. Diese Sorte von Menschen pflegt fast unzähligemale bestraft zu werden, ihre Strafverzeichnisse füllen ganze Seiten aus. Bei den einen handelt es sich meist um Diebstahl, Landstreichen, Betteln, Beamtenbeleidigung und Widerstand gegen die Staatsgewalt, bei den andern um Körperverletzung, Sittlichkeitsverbrechen, Brandstiftungen oder andres mehr. Eine kurze Zeit nach ihrer jedesmaligen Entlassung geht es, dann werden sie von neuem rückfällig und werden zu immer längern und schwerern Strafen verurteilt. Viele von ihnen bringen eine bedeutend größere Zeit des Lebens hinter Schloß und Riegel als in der Freiheit zu. Von diesen Rückfallsverbrechern gehören nicht wenige ausgesprochen zu den Personen, die an einer Störung der Geistesthätigkeit leiden, wodurch die freie Willensbestimmung nicht völlig aufgehoben, aber doch bedeutend beschränkt ist. Viele dieser Rückfallsverbrecher sind schwachsinnige, oder abnorm reizbare, oder sexuell perverse, oder durch erbliche Belastung entartete Personen. Viele von ihnen sind epileptische Nervenkranke, deren Krampfanfälle vielleicht selten sind oder in schwer erkennbarer Weise auftreten; viele von ihnen haben ihr Nervensystem durch Trunk zu Grunde gerichtet. Von den Trinkern im allgemeinen soll übrigens in diesen Zeilen nicht gesprochen werden; sind sie doch in vieler Beziehung anders zu beurteilen und anders zu behandeln als die weniger zurechnungsfähigen Personen.

Die Mitglieder der forensisch-psychiatrischen Vereinigung zu Dresden haben auch überlegt, wie dem Gebaren dieser psychopathischen Rückfallsverbrecher zu ihrem eignen und andrer Nutzen zu steuern sei, und möchten namentlich darauf aufmerksam machen, daß die Betreffenden in den geordneten Verhältnissen einer geschlossenen Anstalt oft gar nicht so übel sind, in der Freiheit jedoch großen Schaden anstiften. Es ist doch ganz gewiß widersinnig, solche Leute immer wieder auf freien Fuß zu setzen, die durch wiederholte Bestrafungen gerechten Anlaß zu der Befürchtung gegeben haben, daß sie nach Verbüßung der erkannten Strafe immer weitere Strafthaten begehen werden. Die allgemeine Ordnung und Sicherheit macht es nötig, daß hier etwas energisch vorgegangen wird, nicht gegen alle, aber gegen eine Anzahl, bei denen die gedachte Störung dauernd ist oder der Natur ihrer Krankheit entsprechend periodisch wiederkehrt. Es bedarf hier besondrer Bestimmungen, nach denen die Entlassung jener Leute in die Freiheit so lange Zeit aufgeschoben werden kann, als die Befürchtung fortbesteht, daß sie weitere Strafthaten begehen werden. Zugleich neben der Verurteilung zu einer in gemilderter Weise zu verbüßenden Freiheitsstrafe möchte in solchen Fällen beschlossen werden, daß der Verurteilte nach dem Ablauf der Strafzeit dem Vormundschaftsgericht zu über-

Digitized by Google

weisen sei. Diesem würde dadurch die Befugnis erteilt, den Verurteilten noch bis auf weiteres in einer für Personen mit verminderter Zurechnungsfähigkeit bestimmten oder ihr im großen und ganzen entsprechenden Anstalt zurückzuhalten, bis Garantien für ein geordnetes Leben außerhalb der Anstaltsaufsicht gewonnen worden sind. Es ist die Ansicht der Mitglieder der Vereinigung, daß das erkennende Strafgericht die einschlägige Frage dem Vormundschaftsgericht überweisen soll, damit die Verurteilung selbst den Charakter der Bestrafung erhält. Das Vormundschaftsgericht ist die geeignetste Behörde, um über die für zulässig erklärte Zurückbehaltung zu verfügen, da seine Hauptaufgabe die Fürsorge für unselbständige Personen ist. Und nach Verbüßung seiner Strafe soll ein solcher Rückfallsverbrecher, dessen Freilassung ein Unding ist, in erster Linie Objekt der Fürsorge sein. Es würde der Gerechtigkeit entsprechen, den zuletzt gedachten Personen, deren Verbrechen ja gesühnt ist, bei guter Führung den Anstaltsaufenthalt etwas leichter zu gestalten und ihnen nach und nach ein höheres Maß von Freiheit zu gewähren, wenn sie sich noch einigermaßen für spätere Entlassung eignen.

Ausländern gegenüber liegt dem Staat eine derartige Fürsorge nach dem Ablauf der Strafzeit nicht ob. Ihnen gegenüber kommt nur die Sicherung der Gesellschaft in Betracht. Ausländer würden deshalb in den entsprechenden Fällen nicht an die fürsorgende Behörde, sondern an die Sicherheitsbehörde, das ist die Landespolizei, zu überweisen sein, und diese kann dann die Verweisung aus dem Bundesgebiete verfügen.

Sollten bei der Zurückhaltung psychisch nicht vollständig normaler Rückfallsverbrecher nach ihrer Strafzeit Bedenken wegen der Kosten geltend gemacht werden, so dürften diese Bedenken deshalb nicht allzuschwer wiegen, weil ein beträchtlicher Teil der Verpflegungskosten mit den aus der Arbeit der Insassen gewonnenen Einnahmen gedeckt werden könnte. Niemand dürfte ja zur Arbeit gezwungen werden; eine mächtige Anregung zur Arbeit würde aber die Aussicht auf baldige Entlassung bei fleißiger Thätigkeit abgeben, was ja nach allen Seiten hin gerecht wäre. Verdient ein solcher Mensch, der seine eigentliche Strafzeit abgesessen hat, mehr, als seine Verpflegung dem Staate kostet, so würde es ihm erlaubt sein müssen, mindestens einen Teil dieses Überschusses für sich oder die Seinen aufzuwenden oder zurückzulegen.

In juristischen Kreisen waren vor einigen Jahren alle psychiatrischen Aussprüche mehr oder weniger in Mißkredit geraten, weil an der geistigen Gesundheit aller Verbrecher im allgemeinen gezweifelt worden war. Es wurden damals namentlich aus Italien herübergekommne, zum Teil mißverstandne Lehren hin und her besprochen, die von hervorragenden deutschen Forschern längst als übertrieben und unrichtig widerlegt worden sind. Den deutschen Irrenärzten fällt es gar nicht ein, jeden Verbrecher für geistig abnorm zu halten. Gesunde Menschen, die Unrecht thun, mögen ihre Strafthaten büßen.

Digitized by Google

Ist die Strafthat schwer, so mag auch die Strafe hart sein. Das geht die Ärzte nichts an, das ist Sache der Juristen. Was dann die Straffreiheit geisteskranker Verbrecher anbetrifft, so ist diese in allen Kulturstaaten durch das Gesetz gewährleistet. Das ist in der Theorie keine strittige Angelegenheit mehr, nur in der Praxis hapert es noch manchmal. Die fortschreitende Wissenschaft hat nun aber auch noch das Vorhandensein von Übergangsfällen zwischen geistiger Gesundheit und geistiger Krankheit festgestellt. Die Gesetzgebung darf sich dieser Erkenntnis nicht verschließen. Es ist an der Zeit, daß der Staat auch den von der Natur geistig schwach veranlagten Mitmenschen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Möchte die Reichsgesetzgebung in dem bald neu anbrechenden Jahrhundert der nicht neuen Frage der verminderten Zurechnungsfähigkeit Beachtung schenken. Andre Staaten sind in dieser Sache dem Deutschen Reich schon vorausgeeilt.

Theodor von Bernhardi als Nationalökonom

(Fortsetzung)

Bei dem Erscheinen des Bernhardischen Buches war die deutsche Landwirtschaft in einem verhältnismäßig blühenden Zustande. Die Marktpreise waren im stetigen Steigen, und noch hatte das Zusammenschrumpfen des Bauernstands nicht die allgemeine Wahrheit erkennen lassen, daß die steigende Konjunktur den Grund und Boden viel mehr zum Gegenstand der Spekulation macht, als es für die Wohlfahrt des Volkes dienlich ist. Trotzdem irrt sich Bernhardi auch bei der Beurteilung der deutschen landwirtschaftlichen Verhältnisse nicht. Für die Bodenfrage erachtet er es als das Allerwichtigste für das Land: eine gute und rationelle Bewirtschaftung, die Erhaltung und Steigerung der Fruchtbarkeit; für das Volk: die Erhaltung eines zahlreichen, kräftigen, selbständigen und wohlhabenden Bauernstands. Die Lebensweise des Volks im ganzen soll sich durch die Ordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse verbessern und der inländische Landbau den Bedarf des Volks nach Möglichkeit decken. Wiese und Wald dürfen zur Steigerung des Gesamtertrags nicht rücksichtslos vermindert werden; die Wiesen sind für die Viehzucht, der Wald für das Klima, beide gemeinsam für die Wasserverhältnisse und die Fruchtbarkeit des Landes Lebensfrage. Ihre Ausnutzung lediglich vom Standpunkt des augenblicklichen Gewinnes heißt für den Augenblick Rat schaffen auf

Digitized by Google

Kosten der Zukunft. Die große Zerstückelung des Bodens in industriellen Gegenden ist ihm keineswegs ein idealer Zustand, er meint vielmehr, die Thätigkeit, zu der die Fabriken Gelegenheit geben, machten die Übelstände einer zu großen Zerstückelung nur weniger drückend und hülfen sie verdecken.

Die Anschauung, daß es notwendig sei, die großen Verhältnisse des Landbaus mit Bewußtsein zu ordnen, hat heute in Deutschland schon weite Kreise gewonnen, Bernhardi enthält sich bestimmter Vorschläge zu einer Agrargesetzgebung, fügt aber hinzu, er könne sich die Erörterung einer solchen nicht anders denken, als im Zusammenhange mit einer umfassendern, die das gesamte wirtschaftliche Leben im Zusammenhange mit dem Volksdasein darstellte, dem es dienen soll, und der Volkserziehung, die die Grundlage des Ganzen ist.

Haben wir die agrarischen Anschauungen unsers Autors in Vorstehendem skizzirt, so wollen wir noch betonen, daß er von keiner der heute mit einander kämpfenden Parteien als einer der Ihrigen in Anspruch genommen werden kann. Er hat immer den Blick auf das Ganze, auf die Zukunft und auf die geschichtliche Entwicklung des thatsächlich bestehenden Zustands gerichtet und steht darum auf dem Boden echt staatsmännischer Weisheit. Es wird nicht überflüssig sein, aus einigen seiner Ausführungen seine Stellung zu den heutigen Parteien genauer zu bezeichnen. So sagt er über das Verhältnis von Ackerbau und Industrie: Ein Land, worin der Ackerbau, weil der Boden in wenige große Besitzungen verteilt ist, einen großen Überschuß an Erzeugnissen hervorbringt, muß entweder eine sehr zahlreiche industrielle Bevölkerung haben oder ist auf die Ausfuhr seiner Roherzeugnisse angewiesen. Eine überwiegend industrielle Bevölkerung kann nicht nur für die ackerbauenden Arbeiter, sie muß für die Ausfuhr arbeiten und die Mittel zum Ankauf der Landbauprodukte in der Fremde erwerben. Ist dieses Verhältnis nicht im Welthandel begründet, sondern durch die eigne Lage, die Verteilung des Grundeigentums geboten, so kann darin viel drückendes liegen, wie die Lage Englands hinreichend zeigt.

Die Notwendigkeit des verlangten Überschusses an Erzeugnissen des Ackerbaues über den unmittelbaren Bedarf derer, die den Boden bestellen, kann nur beweisen, daß jedenfalls ein überwiegender Teil des Bodens in Landgütern vereinigt bleiben müsse, die einen solchen Überschuß gewähren. Aber daß es gerade große landwirtschaftliche Komplexe sein müßten, folgt daraus noch ganz und gar nicht und am allerwenigsten, daß ein Land nur dann gedeihen könne, wenn aller nutzbare Boden in große Landgüter verteilt ist.

Das kleine Grundeigentum ist vor allem deshalb wichtig, weil es einen günstigen Einfluß auf die Entwicklung des gesellschaftlichen Zustandes üben muß. Die Teilbarkeit des Bodens, aus der eine Bewirtschaftung in kleinen Landgütern (d. h. also nicht Grundstücken oder Parzellen) hervorgehen muß, befördert den Anbau und schafft eine große ackerbauende Bevölkerung,

Digitized by Google

die eine feste und breite Grundlage für die gesellschaftliche Pyramide ist. Bei großen Gütern dagegen bildet sich eine weit weniger zahlreiche ländliche Bevölkerung, von der noch dazu der größte Teil arm, besitzlos und abhängig ist. Ferner ist durch die freie Teilbarkeit, die notwendige Bedingung des Daseins kleiner Landwirtschaften, und durch die Möglichkeit ihrer Vermehrung das Prinzip des Wachstums, der Entwicklung und Bewegung in den gesellschaftlichen Organismus gelegt. In der Entwicklung und geistigen Bewegung aber besteht das Leben und die Kraft.

Gerade daß diese moralischen und geistigen Kräfte in drückender Lage und unter dürftigen Verhältnissen leicht verkümmern, macht Bernhardi auch zum Gegner der ganz freien Entfesselung des Bodens, um der Gefahr der Entstehung zahlreicher Zwergwirtschaften zu entgehen. Die gleichen Übelstände drohen bei zu großer Verschuldung des Bodens. Der Landmann ist dann der Sache nach mit seinem gesamten Eigentum dem Güterwucherer und Kapitalisten dienstbar, und dieser sieht sich in mancher Beziehung viel vorteilhafter gestellt als der Seigneur des Mittelalters. Kein Band der Pietät knüpft ihn an seinen Hintersassen; kein Herkommen verlangt Schonung von ihm, und dasselbe positive Recht, das die Feudallasten verdammt, steht ihm natürlich auf das nachdrücklichste bei.

Aber wie hier die Schranken bezeichnet sind, die den Autor von den Agrariern und den Manchesterleuten scheiden, so trennt ihn seine Gesamtauffassung viel entschiedner noch von den materialistischen Sozialdemokraten. In dem Glauben an die eigne Würde und an die Macht des strebenden Geistes kann er sich nicht überzeugen, daß die Menschheit nur dadurch, daß sie sich vermehrt, ihre Bestimmung vollständig erfülle. Er fragt vielmehr, was denn gewonnen ist bei einer Steigerung der Produktion, die ihrem Wesen nach nur dazu dienen kann, eine vermehrte Bevölkerung, die sie notwendig hervorruft, zu ernähren, nicht aber dazu, das Leben der gesamten Gesellschaft im einzelnen und im ganzen zu veredeln und zu einer höhern Stufe menschlich-würdigen Daseins emporzuheben. Und so sehr er für eine gerechte und selbst eine bessere Verteilung des Einkommens, als die gegenwärtigen Verhältnisse erlauben, eintritt, so ist auch hier das Wohl der Gesamtheit, ihr intellektueller und moralischer Zustand das Maß, dem sich die Verteilung zu fügen hat. Bei der Schilderung des Elends, das entstehen müßte da, wo nur Zwergwirtschaften neben einander bestünden und keine andern, fragt er: Wäre eine bewirkte gleichmäßigere Verteilung des erzeugten Einkommens wirklich unbedingt ein Gewinn zu nennen, wenn unvermeidlich zu gleicher Zeit die Bevölkerung in ein fort und fort zunehmendes schlechteres Verhältnis zu dem Gesamtbetrag ihrer gewerblichen Thätigkeit geriete? — wenn sich der Haushalt im ganzen so gestalten müßte? — und antwortet: dann wenigstens gewiß nicht mehr, wenn selbst bei dieser gleichmäßigern Verteilung der Anteil eines jeden geringer und ungenügender würde

Digitized by Google

als der, der den Angehörigen der am wenigsten begünstigten wirtschaftlichen Stände unter dem Einfluß andrer allgemeiner Verhältnisse, bei weniger gleichmäßiger Verteilung zufallen könnte. Aber wohl noch lange ehe diese äußerste Grenze erreicht wäre, würde man das Dasein eines höchst elenden Zustandes anerkennen müssen, ein Sinken und ein Absterben des Staates und des Volkes bei zunehmender Zahl der Individuen; einen Zustand, worin trotz der gleichmäßigen Verteilung die Pflichten nicht mehr erfüllt werden könnten, die die Gesellschaft als Gesamtheit gegen sich selbst hat.

3

Wir könnten nach der Darlegung der Bernhardischen Grundauffassung von Staat und Gesellschaft und seiner agrarischen Anschauungen — er verlebte seine Jugend unter baltischen Rittergutsbesitzern — unsre Betrachtung schließen; da sein Buch indessen von seiner Zeit wenig geschätzt worden, jetzt aber ziemlich selten und daher nicht leicht zugänglich ist, so schließen wir noch eine Zusammenfassung seiner kritischen Untersuchung der manchesterlichen Reinertragslehre an.*) Bei der gegenwärtig herrschenden Verwirrung der öffentlichen Meinung erscheinen uns die Betrachtungsweise und die Ergebnisse der Untersuchung vom höchsten aktuellen Wert; wir glauben, daß nur auf dem von Bernhardi schon vor einem halben Jahrhundert bezeichneten Wege eine heilsame Politik der Sammlung aller wahrhaft staatserhaltenden Elemente möglich und durchführbar ist.

Wenn man die obersten Sätze der sogenannten klassischen Nationalökonomie uneingeschränkt als allgemeine und feststehende Wahrheiten hinnimmt, so scheint das übrige Gebäude folgerichtig aufgeführt, und man wird auch die Folgerungen nicht bestreiten können. Aber diese obersten Sätze sind eben schlechthin falsch oder haben nur eine beschränkte Giltigkeit. Wenn es sich darum handelt, das Verhältnis der Menschheit zur Güterwelt zu erklären, so darf man nicht den Menschen frei von jeder gesellschaftlichen Pflicht denken, doch aber Eigentum und Recht nebst dem ganzen übrigen Kulturbestand voraussetzen, der doch eben die Gesellschaft vermöge der Verpflichtungen sichert, die sie jedem Einzelnen auferlegt zum Besten seiner Mitmenschen und der Gesamtheit. Von dem Verhältnis des Einzelnen zum gesellschaftlichen Ganzen muß man sich in bestimmter Weise Rechenschaft ablegen, denn erst der Gebrauch und der Verbrauch der Güter macht die Produktion notwendig, ruft sie hervor und bestimmt sie. Das gesamte Dasein des Menschen steht in bestimmter Beziehung zu dem gegebnen Kreise, worin sich auch seine gewerblichen Bestrebungen bewegen, und in dem sich alles gegenseitig beeinflußt. Da nun die Art und Weise, wie sich der

*) Selbst L. Brentano scheint Bernhardi nicht zu kennen. In seiner Kritik der klassischen Nationalökonomie 1883 fehlt an der entscheidenden Stelle Bernhardis Name.

Digitized by Google

Einzelne sein Einkommen zu sichern sucht, in verschiednen Richtungen gestaltend und bestimmend auf die Verhältnisse des Ganzen und auf die Lebenslage andrer Menschen einwirkt, so hat die Gesamtheit ein lebhaftes Interesse daran und kann den Bestrebungen des Einzelnen keineswegs gleichgiltig zusehen. Die Gesellschaft ist kein natürlicher Organismus, worin nur eine Naturnotwendigkeit und kein freier Wille herrschte. Dieser freie Wille ist vielmehr der eigentlich lebendige Geist, der das Ganze durchdringt, und jede Volkswirtschaftslehre muß deshalb von dem obersten Satz ausgehen, daß alle Güter aus der Natur und aus einer durch den Willen des Menschen bestimmten Thätigkeit hervorgehen. Die Frage ist also eine der ersten, inwiefern der Wille des Einzelnen unbeschränkt walten — sich als Willkür äußern darf; es fragt sich, welche Verpflichtungen der Einzelne unter den bestehenden Verhältnissen des Verkehrs übernehmen muß. Diese Fragen kann man natürlich nur beantworten, wenn man sich klare Rechenschaft über die Natur und die Bestimmung, über das Wesen und den Zweck der Gesellschaft und des Staates ablegt.*)

Der Mensch ist zwar auch um seiner selbst willen, mit einer individuellen Bestimmung und Würde da, kann aber doch in einigermaßen kultivirten Zuständen nur als ein Glied der Gesellschaft gedacht werden. Jedes höhere Streben, alles eigentlich Menschliche, das ihn über das Tier erhebt, kann nur unter dem Schutze der Gesellschaft und durch die Gesellschaft gefördert werden. Die Einzelnen sinken ins Grab und sind vergänglich, die Gesellschaft lebt fort, sie ist ewig, ihr gehören die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft. Die Interessen der Einzelnen haften meist nur an der Gegenwart und nächsten Zukunft, die Interessen der Gesellschaft sind allgemein und von ewiger Dauer. So hat die Gesellschaft dafür zu sorgen, daß die Interessen der Einzelnen mit den ihren in Einklang bleiben. Auch die Interessen der Gesellschaft (d. i. eines bestimmten Kulturkreises) und des Staates müssen sich als allgemeine, d. h. als Menschheitsinteressen bewähren, wenn sie nicht als willkürliche Sonderinteressen erscheinen sollen. Da die Menschheit in Staaten und Nationen lebt, so hat sich jede dieser Bildungen auch nach außen zu schützen und ist berechtigt, hierzu dem Einzelnen Pflichten aufzuerlegen.

Hiermit ist nun gegeben, daß die Volkswirtschaftslehre und Volkswirtschaftspflege ihre obersten Sätze von der Politik — d. h. von einer umfassenden Staatswissenschaft — aufnehmen muß, um überhaupt einen festen Boden zu gewinnen. Überläßt sie die Lösung dieser Frage einer andern Wissenschaft, so ist das eben keine Entscheidung, sondern eine Berufung an ein höheres Tribunal, deren Notwendigkeit also ausdrücklich anerkannt wird. Die Volkswirtschaft kann dann aber nur Ergebnisse von sehr beschränkter Giltigkeit liefern, sie

*) Wir erinnern hier ausdrücklich an die Aufsätze der Grenzboten über „die Pflicht des Einzelnen" im vorigen Jahrgang.

Digitized by Google

bringt dann nur das Material bei, dessen man bedarf, um über die einzelnen Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens zu urteilen. So wie die Politik der Strategie ihre Ziele weist, so hat auch die Staatswissenschaft der Volkswirtschaft ihre Aufgaben zu stellen für die Gestaltung des Verhältnisses zur Güterwelt. Wenn die politische Ökonomie erklärt, sie suche freilich den Menschen einem andern Ziele zuzuführen, als die Philosophie, so fertigt Bernhardi diese Weisheit ab: Was wäre das für eine Lehre vom Staats- und Volkshaushalt, die, ohne je zu fragen, zu welchem Ende denn eigentlich hausgehalten werden soll, immer nur von Vermehrung der Mittel zum Haushalten spricht, möge sie einen vernünftigen Zweck haben oder nicht, und am Ende gezwungen ist, das beschämende Geständnis abzulegen, daß sie sich mit den Forderungen, die die Philosophie, was hier doch wohl nur heißen kann, die ihrer selbst bewußte Vernunft überhaupt, an den Menschen zu stellen hat, im Widerspruch weiß, somit genötigt ist, von diesen Forderungen ganz abzusehen.

Eine ganze Zahl von Lehrern der politischen Ökonomie hat diese höchsten und entscheidenden Fragen weder gestellt noch beantwortet, und zu diesen gehört namentlich Adam Smith mit seiner ganzen Schule. Niemals wird Wesen und Zweck des Staates untersucht, niemals nach der Stellung des Einzelnen zu Staat und Gesellschaft gefragt. Die sogenannte reine Volkswirtschaftslehre glaubt von dieser entscheidenden Hauptfrage absehen zu dürfen und gelangt deshalb notwendig dazu, alle sozialen und Kulturfragen schlechthin dem individuellen Eudämonismus, zu deutsch dem Eigennutz und der Selbstsucht des Einzelnen dienstbar zu machen. Diese Wissenschaft geht also von einer Grundlage aus, die sie selbst später als falsch nachweist. Nach ihrer Auffassung bleibt die behaglichste Entwicklung, das möglichste Gedeihen des Privatlebens des Einzelnen das Streben wie das Endziel des öffentlichen Wesens. Das Individuum ist in seiner Vereinzelung abgeschlossener Selbstzweck, der Staat wird dem Privatleben dienstbar; er ist nur Mittel und Werkzeug, bestimmt, den Einzelnen die Erstrebung ihrer besondern eudämonistischen Zwecke zu erleichtern und soll dem Privatleben so wenig als möglich entziehen.

Im schroffsten Gegensatz zu dieser individualistischen atomisirenden Anschauung steht die antike Ansicht vom Staat; im Altertum ist der Staat alles, das Individuum nichts. Das Leben des Einzelnen hat in dem des Staates völlig aufzugehen.

Eine dritte Ansicht vom Staate bringt Bernhardi zur Geltung, es ist die, die heute in Deutschland zur Herrschaft gelangt ist. Hiernach hat der Staat neben der negativen Bestimmung, alle Störungen der öffentlichen und privaten Sicherheit abzuwehren, auch noch die positive, die Keime einer bessern Zukunft mit Bewußtsein zu hegen, und fördernd das geistige und sittliche Leben der Völker einer fortschreitenden schönern Entwicklung entgegenzuführen.

So werden also Staat und Gesellschaft zu Trägern der höchsten Interessen

Digitized by Google

der Menschheit, freilich unter der Bedingung, daß man die Entwicklung des geistigen und sittlichen Lebens an sich als Daseinszwecke gelten läßt und nicht das materielle Wohlbehagen und die Ansammlung von Kapital als letzte und einzige Ziele betrachtet, die ernste und dauernde Anstrengungen wert sind. Wie Treitschke und Ratzenhofer später gleichfalls nachgewiesen haben, ist auch für Bernhardi der Staat keineswegs das Resultat eines Vertrags, den die Willkür des Einzelnen zu irgend einer Zeit abgeschlossen hätte, und den eine beliebige Menge von Menschen, die sich für das souveräne Volk auszugeben beliebt, auch gelegentlich einmal kündigen oder in seinen unbequemen Folgen ablehnen könnte; er ist vielmehr ein an sich Notwendiges, das als ethisch-organisches Ganzes ein eignes Leben in sich trägt. Er läßt dem Individuum seine Würde und seine Freiheit, er sieht auch nicht in diesem ein gleichgiltiges Element, sondern er verlangt seine Ein- und Unterordnung. Das für ihn bestimmende Gesetz wird ihm nicht von einer äußern Autorität gesetzt, dieses Gesetz ist vielmehr in der Natur und in dem Geist der Menschen gegeben und bewährt sich als ein notwendiges und letztes. Die Einzelnen haben in der Gesellschaft, im Staate ihre eigenste Bestimmung zu erfüllen, um in diesem Verein das höchste Ziel der Menschheit ewig zu erstreben und zu erneuen. Dem Staat fällt die erhabenste aller denkbaren Aufgaben zu, die, mit der ganzen Kraft vollen Bewußtseins die Zwecke der Menschheit zu fördern.

Nach dieser allgemeinen Feststellung des eignen Standpunktes folgt die eingehende Darstellung und Prüfung der englischen, sogenannten klassischen Nationalökonomie, deren Hauptzügen wir im nachstehenden folgen. A. Smith, ihr großer Begründer, ist ein gläubiger Schüler der französischen Encyklopädisten, zu denen auch die Holbach, Helvetius und Lamettrie zu rechnen sind. Entgegen aller Erfahrung geht er von der Voraussetzung aus, daß nicht die höhern, geistigen, edlern Eigenschaften den Menschen bestimmt haben, aus dem tiefsten Elend seines ursprünglichen Daseins emporzustreben, sondern daß dieses Emporsteigen die naturnotwendige Folge seiner tierischen Bedürfnisse und Triebe sei, und daher auch die fernere Veredlung der Menschheit von dem Gewährenlassen dieser tierischen Triebe zu erwarten sei. Alles läuft dabei auf das materielle Wohlbehagen und den Reichtum des gegenwärtig lebenden Geschlechts hinaus. Gelehrte, Künstler und Dichter sind nichts als Handwerker, die für einen entbehrlichen Luxus arbeiten, denn alle Wissenschaften sind nur Erwerbszweige. Sehr erwünscht ist es im Interesse der Schüler z. B., daß die Lehrer ganz von ihnen abhängen, damit nur das gelehrt werde, was man zum Erwerb brauchen kann. Überhaupt sind Erwerb und Ansammlung von Kapital die allein ernst zu nehmenden Lebensziele. Nicht der Mensch steht dem Menschen im Verkehr gegenüber, sondern der unpersönliche Götze Kapital dem ebenso unpersönlichen Diener Arbeit. Die Fürsorge für die untern Klassen ist ein Klugheitsgebot der obern, damit die Massen in verständiger Nüchtern-

Digitized by Google

heit der Gleichgiltigkeit gegen Ideale immer näher rücken, die die eigentliche Bildung ist. Die höhern Stände wollen vor den untern einfach Ruhe haben. Wenn diese Lehre in England nicht das größte Unheil angerichtet hat, so liegt das wesentlich in dem durch alle Stände verbreiteten aristokratischen Sinn des englischen Volks und seinem praktischen Geist, in der Achtung vor dem Gesetz und der politischen Reife, die diese Nation vor den Nationen des Kontinents auszeichnen. Wo diese Gegengewichte fehlen, da muß die Herrschaft dieser Theorie geradezu Verheerungen anrichten. A. Smith spricht seine Grundansicht vom Wesen und Zweck des Staats nirgends ausdrücklich aus; in seinen Ausführungen folgt er bald der mittelalterlichen Ansicht, nach der der Staat als ein für eigne Rechnung selbstsüchtiges Wesen dem Volke gegenübersteht, bald nimmt er ihn einfach als eine Institution, die der Selbstsucht der herrschenden Klassen zu dienen hat. Der Staat erstrebt Macht und als deren Grundlage Reichtum, denn Macht erscheint nur als das Ergebnis materieller Verhältnisse. Infolge dieser Anschauung faßt auch die englische Staatswirtschaftslehre ausschließlich eine immer gesteigerte Vermehrung des Kapitals und des Einkommens vom Kapital ins Auge. Ob die Verteilung des Einkommens billig und gerecht ist, ob alle Teilnehmer der gewonnenen Güter in gerechtem Maße froh werden, darnach wird niemals gefragt.

Demgegenüber hebt nun Bernhardi hervor, daß der das ganze Gebiet beherrschende Geist des Menschen weniger durch die Natur der Dinge an sich, als durch die Richtung seines Strebens überhaupt bestimmt wird. Von dieser Richtung hängt es großenteils ab, welchen Dingen Wert beigelegt wird. So wirkt der Geist, der örtlich und in der Zeit herrscht, gestaltend auf die Güterwelt, er bestimmt auch auf diesem Wege das Schicksal der Nationen und macht sich in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung geltend. Das Nationalvermögen und Nationaleinkommen besteht keineswegs aus einer Summe von gleichgiltig wie entstandnen Werten, es gestaltet sich vielmehr zu einem bestimmt gegliederten Ganzen, das sich gleichsam dem Bedarf, wie ihn die herrschenden Verhältnisse und der herrschende Geist regeln, nachentwickelt und anpaßt. Was sich in diesen Organismus nicht gehörig einfügt, ist wertlos, und wer dergleichen erzeugt, der produzirt eigentlich nicht. Und deshalb, weil hier nicht eine unbedingte Notwendigkeit allein waltet, kann der bestimmende Wille des Menschen in mehr als einer Weise Keime der Krankheit und Verwesung in den Organismus legen.

Von A. Smith ist der Unterschied von Gebrauchswert und Tauschwert zwar hervorgehoben worden; der erste kommt aber ungebührlich zu kurz, wenn weiter ausgeführt wird, daß nur ein geringer, verhältnismäßig unbedeutender Teil der hervorgebrachten Güter den Erzeugern unmittelbar dient, und sich nur bei diesem Teil der Gebrauchswert allein geltend mache. Da die Hauptmasse bestimmt sei, von Hand zu Hand zu gehen, so ist sie das wert, was dagegen eingetauscht werden kann. Der Wohlstand jedes Einzelnen hängt von

Digitized by Google

dem Tauschwert der Erzeugnisse seiner Betriebsamkeit ab; ihr Tauschwert also ist es, der in Betracht kommt und damit in der gesamten Güterwelt überwiegend wichtig wird.

Infolge hiervon bleibt die Anschauung völlig auf dem privatwirtschaftlichen Standpunkt stehen und kann sich nicht zu dem volkswirtschaftlichen erheben. Alles wird atomistisch vereinzelt, und im ganzen sieht die Schule nur eine Anzahl neben einander stehender Einzelwirtschaften, die Güter zum Genuß erzeugen, Individuen, die erwerben wollen und diese Güter erzeugen, um sie zu vertauschen. Das geht so weit, daß es mitunter scheint, als seien die Güter überhaupt nur da, um gegen einander ausgetauscht zu werden, ja daß man, um diesen Tausch zu begründen, dem Menschen einen natürlichen Tauschtrieb angedichtet hat, eine Fiktion, die in neuerer Zeit in Deutschland besonders nachdrücklich von C. Bücher zurückgewiesen worden ist.

Betrachtet man aber die Volkswirtschaft als Ganzes, so erzeugt schon die Nation den größten Teil ihres Bedarfs selbst, namentlich muß eigne Arbeit ihr vorzugsweise die notwendigen Güter des Lebens schaffen. Zu wenig wird von Smith beachtet, daß der Tauschwert eines Gutes nur sein Preisverhältnis ausdrückt zu andern unter denselben allgemeinen gewerblichen Bedingungen, in demselben volkswirtschaftlich für sich dastehenden Kreise erzeugten Gütern, keineswegs aber den in ihm liegenden Wert, d. h. sein Verhältnis zu den menschlichen Bedürfnissen, zu denen das Erzeugnis einer und derselben Menge von Arbeit ein sehr verschiednes Verhältnis haben kann. Überall ist da das Bedürfnis und das Interesse der Konsumenten entscheidend, und so liegt natürlich das Wesen aller Produktion im erzeugten oder gesteigerten Gebrauchswert. A. Smith selber verteidigt noch die Interessen des ackerbautreibenden Teils der Gesellschaft gegen den Druck des Merkantilismus, sein Schüler und Bewunderer Ricardo vertritt ausschließlich den geldreichen Teil der Bevölkerung, die Kapitalbesitzer und gewerblichen Unternehmer. Der Gewinn an Kapital soll so hoch als möglich getrieben, die Grundrente so tief als möglich herabgedrückt werden. So gelangt die Manchestertheorie dazu, den Reichtum allein in der angehäuften Menge von Kapital zu sehen. Der Ackerbau ist ihr nur eine Möglichkeit des Erwerbs unter vielen, und nicht unbedingter notwendig, als jedes andre Gewerbe. Auch der Weltverkehr wird nicht als Ganzes aufgefaßt, er bleibt eine Summe einzelner Nationalwirtschaften; es fehlt der entscheidende Gedanke, daß der Verkehr zwar dahin strebt, alles auszugleichen, jedes Gut dem entsprechenden Bedürfnis entgegenzuführen und so zu ermöglichen, daß sich jedes Volk vorzugsweise der ihm vorteilhaftesten Betriebsamkeit widme — daß er dies alles aber nur kann, insofern die Produktion im ganzen dem Bedürfnis im ganzen entspricht.

Ebenso wenig wie die Begriffe Tauschwert und Gebrauchswert werden die Begriffe Produktion und Erwerb gehörig geschieden. Dem Engländer wird

Digitized by Google

jede Produktion ausschließlich zum Erwerb; was sich nicht direkt in Pfund und Schilling ausdrücken läßt, ist nicht produktiv. So gelangt die Schule zu einer völlig verkehrten Schätzung der sogenannten immateriellen Produktion, will sagen, aller geistigen und sittlichen Bestrebungen. Ihre Beziehungen zur Wohlfahrt der Menschheit bleiben gänzlich unbeachtet, jede geistige Thätigkeit wird einfach in die Kreise des gewerblichen Treibens herabgezogen, als habe sie gar keinen andern Sinn. Neben der darin liegenden Herabwürdigung der ideellen Bestrebungen liegt aber in dieser Betrachtung ein Denkfehler. Indem man alles, was das weite Gebiet der sogenannten immateriellen Produktion umfaßt, das höchste wie das niedrigste, das Ergebnis aller Dienste, die der Mensch dem Menschen oder der Menschheit leistet, als Erzeugnisse betrachtet, die der Produzent verkauft, um ein entsprechendes Einkommen zu gewinnen, und die von dem gekauft werden, der ihrer bedarf oder ein Gelüsten darnach spürt, wird als ausgemacht angenommen, daß sie samt und sonders zu den eudämonistischen Bestrebungen des Einzelnen in Beziehung stehen. Das ist natürlich nicht der Fall. Schon von dem Einzelnen werden geistige und moralische Erzeugnisse keineswegs nur als ökonomische Güter produzirt, um sie möglichst vorteilhaft zu verhökern, noch viel verkehrter wird die Auffassung aber dann, wenn sie auf die Verhältnisse der Gesellschaft, des Staats, der Regierung im ganzen angewandt wird. Die Regierung produzirt Schutz nach außen, Sicherheit im Innern, und wenn es gut geht, ein Stück Weltgeschichte und andres, aber doch gewiß nicht als eine Handelsware, deren Wert sich in einer bestimmten Geldsumme kurzweg ausdrücken läßt. Sehr bezeichnend war es, daß in der Maienblüte dieser Auffassung ein belgischer Abgeordneter in der Kammer erklärte: Für unsre nationale Unabhängigkeit wollen wir jährlich 25 Millionen Franks bezahlen; wenn sie mehr kostet, so wird sie uns zu teuer, da werden wir lieber Franzosen.

Der einzelne Beamte und Krieger steht ebenso wenig als ein Produzent von Werten da, wie der einzelne Arbeiter in einer großen Fabrik; er ist ein Organ in der Werkstätte des Staates, darin liegt seine Bedeutung und seine Würde. Jeder Mensch und jedes Volk lebt sein Leben als ein Ganzes, in dem sich alles gegenseitig trägt und bedingt, und so hat das wirtschaftliche Leben eines Volkes nur als ein organischer Teil dieses Ganzen seinen Wert und läßt sich nur als solcher verstehen. Es kann aber nur Unheil entstehen, wenn man das gesamte thätige Leben auf ein erwerbendes Nützlichkeitsproduziren zurückführen will. Die sachlichen Güter bilden die materielle Grundlage, auf der das Leben der Menschen und Völker ruht. Die Güter, die nach dieser Abgrenzung in den Kreis gehören, den die Wirtschaftslehre umfaßt, sind gleichartig und kommensurabel; sie sind sämtlich aus irgend einem Naturfonds geschöpft, dem, insofern er ausschließliches Eigentum wirklicher oder juristischer Personen ist, der Wert des Produkts rückwirkend einen Kapitalwert verschafft.

Digitized by Google

Die englische Vorstellung, die Ergebnisse der Dienste als Güter aufzufassen, die in ihrer Entstehung sogleich auch verzehrt werden, zeigt sich als irrig, da sie lediglich zu auflösenden, vereinzelnden und streng materialistischen Folgerungen führt. Daß alle Kultur- und Lebensverhältnisse der Völker auch auf die Ergebnisse der gewerblichen Thätigkeit einen starken Einfluß üben und umgekehrt, ist richtig; falsch ist es aber, daraus zu schließen, daß sich in dieser Einwirkung, in der ökonomischen Seite, die sie als Erwerbsquelle hat, das eigentliche Wesen jeder menschlichen Thätigkeit, jedes Strebens erschöpft. Auch ist der zufällige Einfluß, den die Dienste, z. B. des Arztes, auf die Produktion üben, gewiß nicht der Grund, weshalb sie gesucht und belohnt werden. Kein Mensch läßt sich heilen, um Tuch machen zu können, sondern der Weber macht Tuch, um sich nötigenfalls unter anderm auch heilen lassen zu können, und niemand erzieht seine Kinder, damit sie dereinst wollene Zeuge produziren.

Die englische Einteilung menschlicher Thätigkeit in materielle und immaterielle Produktion ist also verkehrt, weil Gleichartiges hierbei auseinandergerissen und Ungleichartiges zusammengestellt wird; Bernhardi setzt an ihre Stelle die Einteilung in Produktion, die nur der Wohlfahrt des Einzelnen dient, und Produktion für die allgemeine Wohlfahrt oder für die Zukunft.

(Schluß folgt)

Münchner Plaudereien

Dreißig Feuilletons aus Münchner Zeitungen bilden eine Neue Folge der Harmlosen Plaudereien eines alten Münchners (München, Beck), deren erste Abteilung schon 1891 erschienen ist; beide sind ausgezeichnet durch den Geist des Plauderers, sein ungewöhnliches Erzählertalent und einen seltnen Reichtum an Erlebnissen. Wer einen Weg durchs Leben gemacht hat, wie der Freiherr Otto von Völderndorff, kann freilich etwas erzählen, und wenn er es dann in einer so gewinnenden, anspruchslosen und natürlichen Weise thut, daß man über dem Interesse an den Sachen die Bedeutung der Person beinahe vergißt, dann schuldet ihm ein Berichterstatter vor allen Dingen die unumwundne Anerkennung einer in dieser leichtern Gattung ganz hervorragenden schriftstellerischen Leistung. Mit diesen Plaudereien können wir getrost vor unsre Nachbarn jenseits des Rheins hintreten, die darin Meister sind; besseres

Digitized by Google

als dieses haben sie auch in der Form nicht zu bieten, und nicht leicht etwas so gehaltvolles. Zu einem solchen Buche gehören bevorzugte Lebensverhältnisse. Den Verfasser führte die Stellung seiner Familie und sein eigner Weg früh in die Nähe hochstehender Personen und geistig bedeutender Menschen. Als Page am Hofe Ludwigs I. und dann als Student und Mitglied eines Freundeskreises, aus dem lauter namhafte und im öffentlichen Leben anerkannte Männer hervorgegangen sind, hatte er schon mehr gesehen und gehört, als den meisten derartigen Plauderern überhaupt nahe zu treten pflegt. Seine Neigungen führten ihn demnächst zu sehr verschiednen ernsten Studiengebieten und zu leichtern litterarischen Beschäftigungen, und der Staatsdienst brachte ihn bald in schnellem Wechsel in wichtige Stellen, vom Richter und Staatsanwalt zum Handelsgerichtsrat, vom Ministerialsekretär zum vortragenden Rat des Ministers Hohenlohe, des jetzigen Reichskanzlers. Wer so marschirt und überall die Augen offen hält, der kann wahrlich von allem, was er erlebte, erzählen und wird viel neues und interessantes zu berichten haben von Zeitgeschichte und Politik, Litteratur und Kunst, Personen und Zuständen. Soziale Fragen, Gesetzgebung und neues deutsches Recht, Gesellschaftsleben, Modenwandlungen, geflügelte Worte, Münchner Lokalangelegenheiten und noch vielerlei mehr zieht in buntem Wechsel an uns vorüber. Wir wählen einiges aus, was in unsern Lesern das Verlangen nach dem reichhaltigen Buche erwecken mag.

Graf Reigersberg, der Großvater des Verfassers von mütterlicher Seite, war Minister unter Max Joseph und stand bei dem Könige in großer Gunst wegen seines Freimuts und seiner Ehrlichkeit. Der König aß gern Käse und hatte einmal für die Hoftafel Käseeis machen lassen. Als er die Anwesenden über den Geschmack der ungewohnten Speise befragte und alle sich in Lobeserhebungen ergingen, wandte er sich zuletzt an Reigersberg, der allein geschwiegen hatte, und der nun die Antwort gab: „Ja, wenn Majestät befehlen, kann ich nur sagen; es schmeckt scheußlich.“ „Reigersberg, erwiderte der König, du bist doch eigentlich ein Grobian (der König nannte seine Vertrauten du), aber, setzte er hinzu, im Kreise herumblickend, der einzige, der die Wahrheit sagt, es ist wirklich scheußlich.“ Ein andresmal als bei der Säkularisirung des Klosterguts verschiedne Herren des Hofes Dotationen aus der Masse vorab bekommen sollten, schob der König auch Reigersberg das Papier hin, damit er sich mit einer bestimmten Summe eintrage. Als dieser sich weigerte, sagte der König: „Was hast du denn wieder für Mucken, brauchst du kein Geld?“ „Das Geld gehört nicht Eurer Majestät persönlich, sondern es sind Staatsgelder, die nicht verschenkt werden können!“ „So, aber der und der hat sich doch hingeschrieben.“ „Majestät, das ist denen ihre Sache, ich bitte nach meiner Überzeugung handeln zu dürfen.“ Der König wandte ihm mit einem derben Ausruf den Rücken, kehrte sich dann noch einmal um und sagte:

Digitized by Google

„Reigersdorf, du kommst heute zur Tafel, das bitt ich mir aus.“ Und später bei der Tafel erhob der König plötzlich sein Glas und rief, dem Grafen zutrinkend, mit lauter Stimme: „Reigersberg, du bist der ehrlichste Mann, den ich bei Hofe habe.“ „Weißt du, sagte der Großvater später seinem Enkel, es hätte doch weder mir noch euch Glück gebracht, wenn ich damals mir ein paarmal hunderttausend Gulden angeeignet hätte. Wenn ihr auch weniger erbt, das macht nichts.“ Als Antwort küßte ich, es war so bei uns Sitte, dem alten Herrn die Hand, bemerkt der Verfasser.

Eine allerliebste Geschichte vom König Max. Dieser traf einst auf einem Spaziergang bei Tegernsee einen Steinklopfer, der auf seinem umgekehrten Karren sein Mittagbrot verzehrte, und rief: „Guten Appetit.“ „Sag Dank, gnädiger Herr Kini! Mitgehalten?“ Und der König setzte sich zu dem Manne und aß von seinem Essen. Der aber kniete außer sich vor Freude nieder und faltete die Hände: „Gnädiger Herr Kini, thun kann i für Enk nix als was beten,“ und der König erwiderte: „Ja ja, bete fleißig für mich, ich will für dich auch noch etwas andres thun.“ Dies andre war ein Gnadengehalt, das dem Arbeiter bis an sein Lebensende zu teil wurde.

Erinnerungen an Karl Mathy. Er lernt ihn als Student 1843 in Mannheim im Schwimmbade kennen, wird dann im April 1849 plötzlich in München in ein Hotel bestellt, um dem nunmehrigen Abgesandten des Frankfurter Parlaments an König Max einen Bericht nach Frankfurt abfassen zu helfen; der König hatte die ihm angebotne Kaiserkrone abgelehnt und sich bei der Audienz mit einer Deputation von Münchner Bürgern umgeben, die wie die Elefanten des Pyrrhus durch ihr Gebrüll den Reichsgesandten in Schrecken versetzen sollten. Der Verfasser war damals noch Anhänger der Triasidee, Mathy schon ganz für die preußische Spitze. Bekanntlich schloß der einstige Oppositionsmann 1867 als Minister Baden an den Norddeutschen Bund an. — Etwas aus dem Leben Lassalles. Der Verfasser war schon seit Anfang der fünfziger Jahre bei den Dönniges Hausfreund und wurde später Helenens Berater und Vertrauter, sodaß sie ihm vieles erzählte, was bisher nicht bekannt geworden war. Lassalle wollte im Frühling 1863 mit etwas ganz besonderm vor den zu berufenden allgemeinen deutschen Arbeiterkongreß treten. „Weißt du, sagte er zu Helene, wenn ich spreche, dann muß es durch Deutschland hallen wie ein Donnerschlag, mit Gewöhnlichem ist es da nicht gethan, ich muß etwas Großartiges, Packendes hinausrufen, und, ich schäme mich, mir fällt nichts ein.“ Er war in der That tagelang sehr niedergeschlagen, seine Verehrerin zweifelte aber nicht, daß er das Richtige schon finden werde. Eines Morgens trifft er sie, wie sie auf ihrem Fensterbrett ihre Sperlinge füttert, deren täglich mehr werden, sodaß das allwöchentlich vermehrte Futter doch nicht für alle reicht. „Es scheint, so wendet sie sich an Lassalle, als ob mein Füttern nicht den Bedarf verringere, sondern nur die Zahl der Bedürftigen

Digitized by Google

vermehre. Du mit deinem Adlerblick wirst das Rätsel lösen." Eine Weile steht der sinnend, plötzlich nimmt er ihren Kopf zwischen seine Hände, küßt sie auf Augen und Mund und ruft: „Helene, Göttin, Goldkind, du hast mir das erlösende Wort auf die Lippen gelegt, ich habe den Punkt gefunden, von dem aus ich die politische Welt aus den Angeln heben werde. Was du mir an deinen Sperlingen gezeigt hast, das ist das grausame, eherne Gesetz, das die Mehrheit der Menschen zu Hunger und Elend verurteilt, und von dem die Menschheit zu befreien der Sozialismus berufen ist. In diesem Zeichen werde ich siegen, und dieses Zeichen verdanke ich dir." So also entstand das berühmte Antwortschreiben des Breslauer Israeliten Lassel an das Zentralkomitee vom 1. März 1863 und das Gesetz, auf das heute die Tausende von Arbeitern schwören, während uns der Verfasser in einigen weitern Bemerkungen, die beherzigt zu werden verdienen, auf den Unterschied von Menschen und Sperlingen hinweist.

Seit Januar 1867 war Fürst Hohenlohe Minister des Äußern; der Verfasser, sein warmer Verehrer, wurde gleich darauf sein vortragender Rat. Ende Februar 1870 wurde das Ministerium Hohenlohe gestürzt, und im Juli brach der Krieg aus. Der Verfasser bringt über diese ganze Zeit sehr viel Beachtenswertes. Er selbst war schon früh liberal gerichtet und folgte mit Teilnahme der Bewegung von 1848; für die preußische Hegemonie gewannen ihn erst die Erfahrungen des Jahres 1866. Die Art, wie nun Bayern ohne Verletzung des Prager Friedens an Norddeutschland angegliedert werden könnte (Südbund, Militärkonvention, Zollparlament), beschäftigte seine Gedanken vielfach; er ist ein guter Bayer und möchte nicht mehr aufgeben, als notwendig ist. Hohenlohes Verdienste um die deutsche Sache sowohl wie um sein engeres Vaterland in einer für jeden kleindeutsch gerichteten Bayern schweren Zeit werden von ihm zugleich mit einer Polemik gegen Sybels sechsten Band in helles Licht gesetzt. Öfter wird Bismarcks gedacht. Der Verfasser wurde 1868 zu ihm geschickt und rühmt seine vorurteilsfreie Einsicht auch in die bayrischen Angelegenheiten. Während man sonst in Berlin Zweifel nicht in den guten Willen, aber in die Leistungsfähigkeit der bayrischen Verbündeten gesetzt hätte, sei Bismarck niemals mißtrauisch gewesen, und sein Verdienst sei es auch, daß der Kriegsminister von Prandt nicht durch einen sogenannten national gesinnten General ersetzt worden wäre. In einer Aufzeichnung giebt er Äußerungen Bismarcks über die Leiden des Krieges wieder, deren Eindruck ihn ganz persönlich und menschlich zwänge, Frieden mit Frankreich zu halten, solange es ginge. Man hat ja ähnliches öfter gelesen, aber es ist von Wichtigkeit, wenn, wie in unserm Falle, ein bedeutender und sehr selbständiger Gewährsmann durch solche Zeugnisse bewegt wird. Über die Ereignisse in Bayern kurz vor dem Ausbruche des französischen Krieges und bis zur Kaiserproklamation, über des Königs Verhalten und den bekannten Brief haben wir

Digitized by Google

wieder wertvolle Mitteilungen; der damalige Kabinettssekretär Ludwigs II. war einer der Intimen aus des Verfassers Studentenzeit. Der König entschloß sich schwer zu dem, was er that, und that nicht soviel, wie ihn die früher wenigstens gangbare Überlieferung thun läßt. Der Verfasser berührt mehrfach den Wert der aufgegebnen Sonderrechte; wir könnten uns darüber recht wohl mit ihm verständigen, wenn wir hier näher auf den Gegenstand eingehen dürften. Wir empfehlen ihn der Aufmerksamkeit unsrer Leser, denn es ist etwas durchaus andres als der gewöhnliche bayrische Partikularismus. Außerdem wirkt die Schilderung durch vielerlei neues Detail sehr intim, aber sie bleibt vornehm und geht nicht in Klatsch über. Was sich wirklich auf komische Weise zugetragen hat, wird allerdings auch ebenso erzählt, z. B. der Sturz des Ministers Hohenlohe infolge eines ungefügigen „Stiefelstrupfens," wobei es so zuging. Der Führer einer ultramontanen Deputation bemerkt während der Audienz, daß sein „Strupfen" unter dem Beinkleid hervorschaut, sucht ihn vergebens durch Schlenkern des Beines unsichtbar zu machen, schlenkert immer häufiger und heftiger, gerät in Unruhe, und mit ihm die Deputation. Obwohl der Fürst einen unerschütterlichen Ernst bewahrte und sein vortragender Rat ebenfalls seine Lachmuskeln im Zaume hielt, verschlechterte sich doch die Stimmung rasch, und der Versöhnungsversuch, zu dem die Deputation entsandt worden war, verlief ergebnislos. Sofern also die Franzosen den Krieg unter der Voraussetzung eines mit Preußen marschirenden Bayerns, also solange Hohenlohe Minister war, jedenfalls nicht begonnen haben würden, meint der Verfasser nicht mit Unrecht, eine Viertelstunde lang habe die Weltgeschichte an dem Stiefelstrupfen eines Bamberger Advokaten gehangen.

Mit das Hübscheste sind die Erinnerungen aus der Studentenzeit. Eine kleine Zahl vornehmer junger Männer, ruhig ihrem Fachstudium ergeben, politisch angeregt, dabei musizirend, dichtend, kritisirend und überaus lebenslustig, zu jedem Vergnügen aufgelegt, zu Scherz und Spott geneigt, aber ohne Blasirtheit und Geckerei: aus solchem Kreise können wohl tüchtige Menschen hervorgehen.*) Mit Liebe hat der Verfasser seines Freundes Oskar von Redwitz Bild gezeichnet und viele Briefe des feinsinnigen und in seiner Persönlichkeit ganz naiven Mannes dazu gegeben, der alle, mit denen er zusammenkam, angezogen hat. Man muß wirklich diese Schilderungen lesen, um die landläufige Vorstellung des Tendenzdichters gründlich loszuwerden. Das Katholisirende, was die meisten ganz allein der Amaranth nachzusagen wissen, war für den natur-

*) Für Freunde der Gattung setzen wir eine kostbare kleine Anekdote über Gotthilf Heinrich von Schubert hierher, der ältern Lesern noch bekannt sein wird aus seiner prächtigen Selbstbiographie und einigen naturphilosophischen Büchern. Er war sehr gutherzig, wie sich denken läßt. Einem Examinanden legte er einst zwei Baumblätter vor mit der Aufforderung: „Sogen Sie, Herr Kondidot, welches ist dos Buchenblott und welches dos Lindenblott?" — „Gonz recht, Herr Kondidot, Sie hoben nur die beiden Blätter verwechselt."

Digitized by Google

wüchsigen, zartempfindenden Studenten und Rechtspraktikanten von oberfränkischem Blute und pfälzischer Erziehung nichts gesuchtes und absichtsvolles, sondern zunächst Einkleidung, es gehörte zu dem Kostüm der Kreuzzugszeit, sodann aber wurde es ihm der Ausdruck einer reinen Empfindung und einer hohen Vorstellung vom deutschen Leben, von Frauenart, Ehe und Familie. „Er schuf aus seiner Dichterphantasie das entzückende, stille, einfache, fromme Mädchen, und sein guter Stern führte ihm Jahre nachher eine Braut zu, die diesem Ideale völlig entsprach." Er hat nicht, wie der Verfasser uns aus seinen Briefen zeigt, der damaligen Mode zuliebe seine Richtung genommen, seine Tendenz wäre der Zeit, wo die Dichtung entstand, 1846/49, ganz entgegengesetzt gewesen, und hätte er gleich einen Verleger gefunden und wäre sein Sang sofort nach seiner Vollendung gedruckt worden, wer weiß, wie dessen Schicksal gewesen sein würde? Er konnte nicht wissen, was auf die Stürme von 1848 folgen werde, aber er war, was ja der echte Dichter sein soll, ein vates, ein vorausahnender Geist. „Er fühlte inmitten der Stürme der Gegenwart instinktiv, was nach dem Tageslärm, nach dem unausbleiblichen Schiffbruche die Welt bedürfen werde: Trost und Erquickung durch Ideale, die ihm im warmen überzeugten Herzen blühten." So erklärt uns der Verfasser den ungeheuern Erfolg der Amaranth, vier Auflagen 1849 und 1850, und im ganzen über vierzig, und er macht uns zugleich aufmerksam auf den gewissenhaften Fleiß, den die Formvollendung des Gedichtes zur Voraussetzung hat. An den Erfolgen nahm der Freundeskreis teil. Sie wurden nicht leicht errungen. Cotta lehnte ab, und ganz zufällig fand sich in Mainz ein Verleger. Das alles soll hier nur angedeutet werden. Wir möchten, daß unsre Leser in diesem Teil des Buches ein wertvolles Stück lebendiger Litteraturgeschichte selbst aufsuchten und erkennten. Sie werden den Dichter der Amaranth daraus lieb gewinnen lernen und seinem feinsinnigen Freunde für die Belehrung dankbar sein.

Es wird uns nicht leicht, aufzustehen von einer so reich gedeckten Tafel, und doch können wir unmöglich von allen Gerichten kosten. Nur noch eine Probe zum Schluß, die uns an einem wirklichen Gastmahl teilnehmen läßt. Der Verfasser beansprucht Sachkenntnis in kulinarischen Dingen, er hebt dies oft hervor, aber seine Gastronomie schafft nicht nur Genüsse, sie dient auch der Lebensweisheit. Die Tochter eines seiner Freunde hatte sich zum Kummer ihres Vaters in einen jungen Mann mit einem schönen schwarzen Bart verliebt, der übrigens ein höchst gewöhnlicher Mensch war. Da lädt ihn der Vater auf des Verfassers Anraten zu Tische, aber unter der Bedingung, daß er rasirt komme, und setzt ihm ebenfalls auf des Verfassers Rat eine Suppe mit langen, dünnen Nudeln vor, und als nun der Gegenstand der Liebe die rechts und links herabhängenden Fäden mit begierigem Zungenschnalzen einschnappt, verschwindet plötzlich das Fräulein von der Tafel, die Liebe ist ver-

Digitized by Google

flogen, das Verlöbnis wird gelöst, und so haben Kochkunst und Philosophie im Bunde ein unkundiges Menschenkind vor einem wahrscheinlich unglücklichen Leben bewahrt.

Viktoria!

Von Wilhelm Rolfs

Stolz und wehmütig hatte der große Künstler die letzte seiner Siegesgöttinnen aus der Werkstatt fortgehen sehen. Hoch oben im Waldesdunkel über dem sagenumwobnen deutschen Strom hatte der kunstsinnige König ihnen eine prachtvolle Stätte erbaut, die sie schmücken und deren höchster Ruhm sie werden sollten.

Ruhm! Er hatte ihn. Die Höchsten der Erde sandten ihm Ordenszeichen und Aufträge, die Künstler verehrten ihn als ihr unbestrittnes Oberhaupt, und das Volk jubelte ihm zu, wie es von alters her dem Vielgerühmten zujauchzt. Er war berühmt, sein Name ging stolz durch die Lande, und jene herrlichen Siegesgöttinnen, die die königliche Walhalla schmückten, waren sein Bestes, das er zu geben vermochte. Und nun quälte ihn der Zweifel: würde sein Name dauern aere perennius; würde man ihn auch noch nach Jahrtausenden zu den Großen zählen, wie man einen Praxiteles und einen Skopas und die vielen herrlichen Griechen dazu zählte, selbst wenn man ihre Werke nicht mehr schauen durfte? Würden seine Viktorien, wenn der Klang seines Namens in dem Gewirr und Geräusch der Tausende, deren vordringlicher Lärm selbst vor dem Richterstuhl der Geschichte oft erfolgreicher bleibt als der stolze, stille Ruhm des Echten, wenn sein Name verklungen war im weiten, weiten All — würden dann seine Werke noch für ihn reden und sprechen: Das war ein Großer, der das geschaffen?

Nachdenklich setzte er sich nieder und starrte ins Leere. Vor ihm tauchte ein Bild auf: ein weibliches Haupt; darauf die großen ernsten Blätter eines Eichenkranzes. Wie mannigfaltig hatte er in den stolzen Figuren, die nun in dem hellen griechischen Bau hoch oben über der Donau aufgestellt waren, den Sieg, den gewaltigen, den jubelnden, den leuchtenden, den gerechten Sieg zu verkörpern gewußt! Eine jede Gestalt anders im klassisch fließenden Gewande, und doch ein voller Akkord aus der schwellenden Symphonie des Sieges des Lichts über die Finsternis, der Kraft über die schleichende Schwäche, der Gerechtigkeit über Tücke und Lug und Trug; eine jede der neue Ausdruck gewaltiger deutscher Künstlerkraft, des Herrschens, der Macht; und nicht bloß dies, sondern auch des mit aller göttlichen Macht verbundnen Menschlichen, der höchsten Tugend, um deren Preis Götter und Menschen sich streiten: des allumfassenden, des segnenden Mitleids.

Und wie anders nun das Bild, das sich in dem Sonnengewebe der staubigen Werkstatt vor dem geistigen Auge zeigte. Auch eine Viktoria; noch eine Siegesgöttin — da er doch mehr als einmal gemeint hatte, den ganzen Quell seiner künstlerischen Gedanken geleert zu haben mit den sechs Gestalten in jener hellen Traumburg des Griechentums eines deutschen Königs!

Digitized by Google

Noch ein Göttinnenantlitz, noch eine Siegerin. Aber wie anders sah dieses Bild ihn an! Die großen Augen blickten voll schwerer Wehmut, der Mund trotz seines schönen Schwunges war herb, streng und still, die Stirne festgefügt, das Haupt geneigt, von dem der Eichenkranz langsam herunter zu gleiten schien. Und neben diesem Antlitz tauchte der Schwester Bild aus den flimmernden Sonnenstäubchen auf; neben ihm saß die unsterbliche „Melancholie" des großen Nürnberger Meisters auf dem niedrigen Schemel und versuchte, ach so vergeblich die grundlosen Tiefen der Ewigkeit zu erforschen und dem heißen Warum der Menschen endlich die letzte, die einzige, die wahre Antwort zu geben.

Leise mischten sich die Züge der geschauten und der erinnerten Gestalt, und noch an demselben Tage fing der Meister an, in der Werkstatt an dem Haupte seiner neuen Viktoria zu arbeiten.

* * *

Keiner seiner zahlreichen Schüler und Gehilfen bekam sie zu Gesicht. Kein fremder Meißel durfte den keuschen Stein berühren, aus dem sein Bestes herauswuchs, kein entweihender Blick die Gedanken stören. Hier sollte zum Ausdruck kommen, wie über alles Weh und Leid der menschliche Wille siegend dahinschreitet, hier sollte höchstes menschliches Können sich messen mit dem Geschick, das unser Geschlecht in die ehernen Bande des Unbegreiflichen schließt, hier sollte die Seele siegen über den Stoff, hier sollte die Ewigkeit ihren Ausdruck finden, so wie sie aus des Künstlers innerstem Empfinden quillt. . . .

Und wenn alles das unmöglich wäre? Wenn nun der größte und stärkste Wille und der tiefste und gewaltigste Gedanke erlahmen mußten vor dem Geschick, vor der Gottheit, vor der Ananke, die nach dunkeln, unfaßbaren Gesetzen den Faden unsers Lebens spinnt . . . wenn das Glück sich niemals bannen ließe, wenn es nicht einmal in unsrer Gedankenwelt einen bleibenden Wohnsitz finden dürfte? Wenn nun doch dem Geschicke der Sieg bliebe? Über solchen Gedanken vollendete der Meister sein Werk. Es war ein Antlitz, das alle die Züge jener sechs Siegerinnen zu vereinigen schien. Aber das Haupt war geneigt, der Eichenkranz glitt etwas herab, und er nannte das Werk im stillen „Entsagung."

* * *

Nur den beiden besten Freunden zeigte er es, dem weltberühmten Arzt und dem glänzenden Musiker, dessen farbenreiche Tondichtungen die Welt mit rauschendem Entzücken erfüllten. Das waren seine einzigen und darum seine besten Freunde. Eines Morgens, als sie die Werkstatt betraten, schlug er einen grünen Vorhang zurück und zeigte ihnen die herrliche Arbeit. Auf dem Sockel stand „Viktoria."

Sie schwiegen das Schweigen, das alle echte Kunst gebietet.

Dann unterbrach der leidenschaftliche Musiker die Stille mit heftiger Begeisterung.

Noch eine? Ist es denn möglich? Hat denn deine Phantasie keine Grenzen? Noch eine Göttin des Sieges, und doch: wie ganz anders. Und wie über die Maßen schön!

Ja, sagte der Meister, wie zu sich selbst, sie ist anders; ich weiß nicht einmal mehr, ob es wohl eine Viktoria ist. Aus einem dunkeln Drange heraus habe ich sie geschaffen und sie lieb gewonnen, als wäre sie mein eigen Fleisch und Blut. Weit über die sechs hinaus. Die sind in die Fremde gegangen, wie die erwachsenen Kinder, die das Elternhaus bald vergessen. Dieses hier ist mein Schmerzenskind. . .

Digitized by Google

Und es soll bei mir bleiben bis ans Ende meiner Tage; denn nicht um eine Welt ist es mir feil, und es soll mich trösten, wenn die Hand zittrig und das Auge unsicher wird, wie ein guter Freund — das Beste, das wir haben und können.

Der große Arzt sagte kein Wort. Schweigend drückte er dem Freunde die Hand, und eine Thräne rann über das Antlitz, auf dem sich edles Menschtum und tiefes Erkennen paarten. Der Musiker sah diese Thräne und behielt die Worte, die ungestüm seiner lebhaften und empfindlichen Seele entströmen wollten, für sich.

* * *

Als der Arzt zu Hause angekommen war, stieg er gleich in das obere Stockwerk hinauf, wo sein Sohn wohnte. Der war selber schon zu einem gelehrten Naturforscher herangewachsen, und sein Sinn stand darauf, in der unerforschten Welt der Tropen wie sein großes Vorbild Humboldt wichtige Forschungen anzustellen. Er war der Stolz seines Vaters, und kindliche Liebe kämpfte mit der sehrenden Begeisterung für die Wissenschaft in seinem reinen Herzen den schweren Kampf, aus dem er keinen Ausweg finden konnte.

Mein Sohn, sagte der Arzt und legte seine Hand wie segnend auf dessen Haupt, zieh mit Gott. Ich habe nun alles wohl überlegt. Du hast meine volle Zustimmung: es wäre thöricht und eigensüchtig von mir, wollte ich dich, weil du mein Einziger bist, bei mir zurückhalten. Geh und erwirb dir den Namen eines der Wahrheit dienenden Mannes.

Dann wandte er sich schnell zum Gehen. In seinem Arbeitszimmer trat die „Viktoria" des Freundes vor seine Seele, und er ließ den Thränen freien Lauf.

Die Vorbereitungen zur weiten Fahrt waren bald getroffen. In wenigen Monden segelte das Schiff zur afrikanischen Küste und trug das Glück und den Stolz des alten Mannes mit sich fort. An seinem Bug glitzerte über den rauschenden Wassern der stolze Name „Viktoria."

* * *

Die Wochen und Monate verstrichen, dann erst kamen die ersten glücklichen Nachrichten. Damals war es noch ein ganz andres Wagnis als heute, wo kühne Pfadfinder den dunkeln Erdteil durchstreift haben, und die Ansiedlungen der Weißen sich an Küste und Strom hinziehen. Die gewaltige Tropenwelt mit ihren übermächtigen Geheimnissen hatte den jungen Forscher aufgenommen, und seine Briefe waren voll der Begeisterung an der herrlichen und schweren Arbeit und des Zaubers der tropischen Wunder. Unter der Büste der Viktoria aber saßen die drei Freunde und lauschten den Schilderungen des Urwaldes und der farbenprächtigen Welt des Sonnenlandes. Und der Musiker erfand eine mächtige Dichtung, die an der fernen Küste im Schatten der Palmen spielte, und berauschte seine Phantasie mit den Schilderungen des Forschers. Der bahnte seinen Weg durch das Dickicht und schien auch gegen das tückische Klima gefeit.

* * *

Eines Tages hatten sie wieder zusammen geplaudert. Ein ganzer Stoß von Briefen war nach langer Pause angehäuft zu gleicher Zeit angekommen. Der Arzt las sie mit freudig bebender Stimme vor. Der Bildhauer lächelte befriedigt über den Stolz seines Freundes. Des Musikers Geist durchzogen wilde, glänzende Melodien. Und die Viktoria lächelte schwermütig darein. . . .

Grell erklang die Hausglocke. . . Für den Arzt.

Digitized by Google

Gewiß holen sie dich wieder zum Könige, sagte der Meister.

Nein, es war ein Telegramm. Und in dem Telegramm stand, daß von London aus die Nachricht eingetroffen sei, der Naturforscher Dr. S. sei vor zehn Tagen am Tropenfieber gestorben. Weitere Nachrichten fehlten. . . .

* * *

Es hat dem berühmten Arzt das Herz gebrochen. Wohl gab er nicht gleich nach: die Pflicht, die ihn durchs Leben geführt hatte, hielt ihn aufrecht. Als er aber merkte, daß das Gift des Schmerzes anfing, seine Einsicht zu trüben und die Hand unsicher zu machen, da faßte er den Entschluß, aus der Hauptstadt wieder in die stille Heimat überzusiedeln, von der er, ein einfacher Mann, einst ausgezogen war. Es war nun genug. Er hatte alles gethan für die Menschheit, Könige kurirt, um der Armen willen die Nächte durchwacht; er hatte auch sein Teuerstes, sein Kind, seinen Stolz dahingegeben. . . .

Als er einzog in die heimatlichen Räume, da stand in einer Ecke des großen Hauptzimmers zwischen Blumen die Viktoria seines Freundes, die der Musiker dort hatte aufstellen lassen.

* * *

In dem Hause ist sie geblieben, die Siegesgöttin der Entsagung. Und die Männer, von denen wir schreiben, tragen die Namen: Schönlein, Meyerbeer, Rauch.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Neue Folge

10. Der Drang nach Höherm

Der alte Johann August Zausch, der nun schon lange tot ist, war seines Zeichens Buchbindermeister gewesen, aber er hatte von jeher einen Drang nach etwas Höherm in seinem Busen getragen. Diesem Drange folgend hatte er seinen Buchbinderladen zu einer „Buchhandlung“ erweitert, in der man Gesangbücher, Schulbücher, Kalender und eine schöne Auswahl von Nieritzschen und Hoffmannschen Schriften fand. Laden und Wohnung lagen im ältesten Teile der Stadt. Das Haus war ein großer, schwarz geräucherter Kasten, und der Laden sah aus, wie eben Kramläden aus dem Anfange dieses Jahrhunderts auszusehen pflegen. Ihr kennt sie ja, die breiten, oben flachrunden Thüren — weißgestrichen, mit kleinen Fensterscheiben —, deren eine Hälfte den Eingang bildet, während hinter den Scheiben der andern Hälfte allerlei schöne Dinge aufgehängt sind. Hinter dem Laden befand sich die Buchbinderwerkstatt und dahinter die gute Stube. Laden, Werkstatt und Stube

Digitized by Google

haben nie einen Sonnenstrahl gesehen und haben darüber ein mürrisches Wesen angenommen, sie haben alle Farbe verloren und sehen grau und braun aus. Und ähnlich ist es auch Johann August Zausch gegangen, der sein Lebtag in diesen Räumen gehaust hat und zuletzt ebenso grau und verwittert aussah wie sein Laden.

Johann August Zausch war auch Musiker, ja sogar Musikus. Er hatte irgendwo auf der Wanderschaft Klarinette gelernt und war später zum Fagott übergegangen. Als Fagottist war er nicht allein ein geschätztes Mitglied des Dilettantenorchesters, er wurde auch in der Stadtkapelle aushilfsweise beschäftigt, wenn sein Kollege vom Fagott Posaune oder Horn blasen mußte. Es gehörte zu den großen Augenblicken seines Lebens, wenn er im alten Stadttheater, das nun auch längst verschwunden ist, seinen erhöhten Platz auf dem äußersten linken Flügel angesichts des gesamten anwesenden Publikums einnahm, seine Lampe hochschraubte und probeweise dem Instrumente wundersame Töne entlockte. An solchen Abenden kam das Fagott zu ganz besondrer Geltung. Wenn es aber die weiße Dame mit ihren berühmten Fagottsolos gab, so schwamm er in Wonne, und man konnte in der Schulgasse am andern Tage die bedeutsamen Fagottstellen, freilich ohne weiteres musikalisches Beiwerk durchs Fenster auf die Straße klingen hören.

Johann August Zausch hatte auch einen Sohn, dem er, seinem Drange nach Höherm folgend, den Namen Feodor gegeben hatte. Als er starb, hinterließ er seinem Feodor freilich keine Reichtümer, dagegen einen Laden, der seinen Mann nährte, sowie drei Fagotts, ein halbes Dutzend Klarinetten und ein Waldhorn. Feodor war ein etwas schüchterner Mensch von farblosem Gesichte und strohbleichen Haaren, der wenig redete, aber in seinem Innern den vom Vater ererbten Drang nach etwas Höherm hegte. In diesem Drange entfernte er nach seines Vaters Tode die Werkzeuge aus dem Ladenzimmer und erhob seinen Papier- und Buchladen zu einer Musikalienhandlung, in der die neuesten Lieblingswalzer und Salonstücke, sowie Notenpapier und Violinsaiten zu haben waren, desgleichen alle Musikalien, die man bestellte, vorausgesetzt, daß man vierzehn Tage Geduld hatte. Die Fagotts, die Klarinetten und das Horn vereinigte er mit Hilfe von rosa Seidenband zu einer Gruppe, die er über dem Sofa in der guten Stube anbrachte. Darüber hängte er eine Papptafel mit der Inschrift: In memoriam patris optimi. Soviel Latein hatte er nämlich auf dem Gymnasium gelernt.

Ob ihr es nun für wahrscheinlich oder nicht wahrscheinlich haltet, Thatsache ist, daß Feodor auch eine Braut hatte, ein bescheidnes, gutherziges Mädchen. Sie war Stricklehrerin an der Töchterschule und hatte ein Puppenlazarett. Er wie sie waren nicht mehr jung. Als nun der alte Zausch gestorben war, sagte Feodor zu seiner Braut: Linchen, jetzt heiraten wir.

Wenn du meinst, Feodor?

Ja Linchen, jetzt heiraten wir. Aber das Trauerjahr müssen wir abwarten, und inzwischen muß die gute Stube neu tapeziert werden. Auch einen Nähtisch und ein Büffet mußt du haben. Das besorgen wir in diesem Jahre, und zu Ostern heiraten wir.

Linchen wars zufrieden. Aber es kam anders, die Fagotts an der Wand und der Drang nach etwas Höherm haben es nicht zugelassen.

Bei der Regulirung des Nachlasses seines Vaters fand sich eine uneinbringliche Forderung von fünfzig Thalern an seinen Fagottkollegen in der Stadtkapelle. Der Kollege, der sein Einkommen in Getränken anzulegen pflegte, hatte nichts weiter als ein altes Spinett. Das nahm Feodor, um wenigstens etwas zu erhalten, in Zahlung an und stellte es in seine gute Stube. Es war früher einmal

Digitized by Google

ein Prachtstück gewesen, hatte goldne Schnörkel und Verzierungen sowie Malereien auf dem Deckel gehabt, war aber jetzt inwendig und auswendig in übler Verfassung. So konnte das Instrument nicht bleiben, wenn es Linchens gute Stube zieren sollte. Feodor, der von jeher ein Bastelhans gewesen war, machte sich daran, es auszubessern, was ihm auch mit Aufwand von viel Zeit und Mühe gelang. Das Spinett sah aus wie neu, es hatte alle seine Tasten und Saiten und klang — nun wie ein Spinett klingt. Aber für Feodor waren die klimpernden Tönchen Sphärenmusik, sie gefielen ihm besser als die Klänge des schönsten Blüthnerschen Flügels. Das Spinett hatte ja auch vor dem Blüthner etwas wesentliches voraus, es war alt. Wer je Altertümer gesammelt oder studirt hat, weiß, welcher geheimnisvolle Zauber im Alter liegt. Feodor schaffte für seine Musikalienhandlung alte Gavotten und Menuetts an, die ihm hernach kein Mensch abkaufte, er konnte stundenlang vor seinem Spinett sitzen und klimpern, er prüfte immer wieder von neuem, wo etwas noch zu bessern war, und verliebte sich in sein Instrument, wie sich sein Vater in sein Fagott verliebt hatte.

Als Ostern kam, war die gute Stube nicht tapeziert, kein Nähtisch, kein Büffet angeschafft, dagegen standen in der guten Stube drei alte Spinetts, ein Clavicymbel und eine Baßgeige von riesigem Maße. Die Ladenstube war wieder zur Werkstatt eingerichtet, in der zahlreiche Werkzeuge die Wände bedeckten, und in der der Leimtopf nicht kalt wurde. Es war unmöglich gewesen, die günstige Gelegenheit, jene unschätzbaren Altertümer zu kaufen, vorübergehen zu lassen. Sie hatten zwar viel Geld gekostet, allein man konnte sich ja einschränken und das Geld nachträglich verdienen. Leider mußte nun die Hochzeit aufgeschoben werden.

Wenn du meinst, Feodor, sagte Linchen.

Ja leider, Linchen, es geht eben nicht anders, aber zu Michaelis heiraten wir. Und wir suchen eine schöne Tapete aus, und du bekommst deinen Nähtisch und dein Büffet.

Linchen wars zufrieden und zog geduldig weiter am Tage in ihre Strickschule, und abends besserte sie ihre Puppen aus.

Michaelis kam, aber an die Hochzeit war nicht zu denken. Denn die Sammlung war so sehr gewachsen, daß für sie im obern Stockwerke des Hinterhauses eine besondre Wohnung gemietet werden mußte. Und das hatte zur Folge gehabt, daß im Laden ein Gehilfe eingestellt werden mußte. Feodor hatte sich nun zwar mit einem Markthelfer begnügt und hatte auch einen glücklichen Griff gethan, denn der Markthelfer fand sich schnell in seine Aufgabe und machte seine Arbeit so gut wie der beste Gehilfe, aber alles das hatte wieder viel Geld gekostet. Die gute Stube war nicht tapeziert, und der Nähtisch und das Büffet waren noch immer nicht angeschafft, und die Hochzeit mußte verschoben werden.

Und Linchen seufzte zwar, aber sie war es zufrieden.

Eine Reihe von Jahren ist seitdem vergangen. Die Sammlung von Feodor Zausch ist ins riesenhafte gewachsen, sie führt den stolzen Namen historisch-musikalisches Museum und füllt eine ganze Etage des Hinterhauses. Wenn man den schattigen Hof überschritten, ein Geruchskonzert von allerlei hinterhäuslichen und gewerblichen Düften genossen und drei enge Treppen erstiegen hat, so kommt man an die geschlossene Thür des Museums, die sich, nachdem man geklingelt hat, unter Harfentönen von selbst aufthut. Man blickt in eine Reihe von Zimmern, die mit alten Instrumenten angefüllt sind. An den Wänden hängen schön gruppirt alte Trompeten und Zinken, Klarinetten, Rauschflöten, Fagotte, Serpente von den wunderlichsten Formen, Lauten, Geigen und Flöten; in den Ecken lehnen Baßgeigen und

Digitized by Google

Harfen und stehen Kesselpauken, und die Mitte des Zimmers nehmen Clavicymbeln, Regale, Spinetts und alte Klaviere ein. In diesem Reiche hauste Feodor Zausch, unermüdlich bessernd, leimend, feilend und arrangirend. Wenn er es nach unsäglicher Mühe soweit gebracht hatte, daß ein altes Regal, das ist eine Zungenstimmenorgel, statt bescheiden zu schweigen, zu quäken anfing, so schwellte ein stolzes Gefühl von Schöpferkraft seine Brust, wie es ein Prophet fühlt, wenn er einen Toten auferweckt hat. Und wenn er seine ganze Sammlung übersah, so konnte er sich mit innerer Befriedigung sagen, daß er Großes geschaffen, daß er eine ganze untergegangne Welt aus dem Staube wieder zusammengesucht habe. Zwar hatten diese alten Instrumente einen sehr fragwürdigen Klang, aber sie waren alt und darum ehr- und bewunderungswürdig; zwar hatten seine Bestrebungen noch nicht die öffentliche Anerkennung gefunden, die sie verdienten, aber das war ja nur eine Frage der Zeit. Es war sein fester Glaube, daß seine Sammlung einst seinen Ruhm verkünden werde. Und so sammelte und reparirte er unermüdlich weiter. Das Leben, das draußen vorüberflutete, klang nur als dumpfes Rollen in seine Welt hinein; Sonnenschein und Regen wechselten, aber ihn umgab immer dasselbe dämmerige Licht, dieselbe kühle Luft; die Blumen blühten und verblühten, im Museum roch es jahraus jahrein nach Lack und Leim. Unten im Laden wirtschaftet der Markthelfer, der inzwischen auch alt geworden ist, und bedient die Kunden mit mehr Geschick, als es Feodor je fertig gebracht hätte. Er ist die Seele des Geschäfts und bringt es in die Höhe, besonders seit er sich auf den Verkauf von Bildern von Balletdamen und anderm leichtsinnigem Volke gelegt und einen Handel mit Theaterbillets eröffnet hat, aber alles, alles verschlingt die Sammlung im dritten Stock. Und die gute Stube ist noch immer nicht tapeziert, und die Hochzeit mußte noch immer verschoben werden.

Und Linchen wars zufrieden. Wenn du meinst, Feodor. Und Linchen wartete geduldig von Jahr zu Jahr, und die Hochzeit wurde ihr eine Sache, an die man glaubt, wie man ans Ende der Welt glaubt, das ja auch einmal kommen soll.

Der Drang nach Höherm hatte also bei unserm Feodor einen bestimmten Inhalt gefunden, die Sammlung. Was ihn erfüllte war nicht unverständige Sammelwut, es war der Eifer des Forschers. Und was er zusammenkaufte, was er leimte, was er suchte und sichtete war nicht verlorne Mühe, sondern hatte Erfolge. Es gelang ihm ein zwischen Bratsche und Violoncello stehendes gänzlich ausgestorbnes und verloren gegangnes Instrument wieder aufzufinden. Er entdeckte bisher übersehene Vorläufer und Zeitgenossen der Cremoneser Geigenbauer, er brachte in die verwickelte Verwandtschaft der Diefenbachs, auch einer Geigenmacherfamilie, Klarheit, er studirte die Quellen des syntagma musicum des Prätorius. Er konnte es sich ohne Ruhmredigkeit sagen, daß niemand in diesen entlegnen Winkeln der Kulturgeschichte und Kunstgeschichte so gut Bescheid wußte wie er. Freilich mußte er die betrübende Erfahrung machen, daß sich von der jetzt lebenden Menschheit kaum einer für die wichtigen Fragen, die ihn erfüllten, interessirte. Aber das konnte ja nicht so bleiben. Das wichtige, jetzt noch vernachlässigte Gebiet mußte ja zur Geltung kommen, und seinen unermüdlichen Arbeiten konnte doch die Anerkennung nicht ausbleiben. Diese Hoffnung erfüllte ihn gänzlich; und ihr opferte er ohne Bedauern Geld und Gut und Arbeitskraft und Wohlbefinden, opferte er jeden selbstischen Gedanken, auch den Gedanken an die so oft verschobne Heirat. In der Woche hauste er in seinem Museum, am Sonnabend und Sonntag ging er auf Reisen, um alte Instrumente zu entdecken und zu kaufen, kroch er auf

Digitized by Google

Kirchenböden herum, um nach alten Posaunen und Pauken, die man sonst zu den Kirchenmusiken gebraucht hatte, zu forschen, stieg er auf Kirchtürme, um das Inventar des Stadtpfeifers zu revidiren, oder suchte er die Rumpelkammern alter Schlösser auf, um zu sehen, ob sich da nicht alte Klaviere oder Harfen fänden. Den bittersten Schmerz bereitete es ihm, wenn er etwas „unschätzbar wertvolles" gefunden hatte, und man ihm sagte, man verkaufe nicht. Er, der schüchterne Mann, konnte dann, obwohl wiederholt abgewiesen, immer wieder kommen und eine Beharrlichkeit im Reden entwickeln, die man ihm nicht zugetraut hätte. Da stand in einem Schlosse bei Dresden ein altes Klimperkästchen, ein echtes Schrödtersches Klavier, man bedenke, ein von dem Erfinder des Klaviers herrührendes Instrument, vielleicht das älteste aller Hammerklaviere, aber die alte Dame, der es gehörte, wollte sich auf nichts einlassen, sie verkaufte überhaupt nichts.

Wenn nun Feodor am Sonntage zu Hause war, ließ er es sich nicht nehmen, sein Linchen aufzusuchen und am krummen Arme mit etwas altväterischer Galanterie in den Stadtgarten zu führen und ihr Kaffee und Kuchen vorzusetzen. Hier packte er seine Pläne und Hoffnungen aus, und dabei konnte er gewiß sein, eine aufmerksame Zuhörerin zu finden, die es an Geduld und Verständnis nicht fehlen ließ, wenn das Ende vom Liede auch immer wieder war: Linchen, wir müssen noch warten. Aber nächstes Jahr kommt die große Wendung. Es ist schon so gut wie gewiß. Dann kaufen wir uns ein Haus in der Linnéstraße, und du bekommst deinen Nähtisch und dein Büffet, Prachtstücke, die mindestens hundert Jahre alt sein müssen.

Linchen wars zufrieden.

Es war ein großer Augenblick gewesen, als er, erfüllt von den rosigsten Hoffnungen, seinem Linchen die neuste Nummer des Tageblatts vorlegen konnte, worin eine Beschreibung seines Museums enthalten war, die mit der vorwurfsvollen Ermahnung schloß: So etwas gebe es in der Stadt, Museen, um die uns die Hauptstädte Europas beneiden müßten. Es sei darum nicht zu billigen, daß die Bürgerschaft so wenig Interesse zeige. Man möge seine Gleichgiltigkeit überwinden und fleißig das Museum besuchen, man werde staunen. Es hatte viel Mühe gekostet, den Redakteur des Tageblattes von der Wichtigkeit und Nützlichkeit der Sache zu überzeugen, noch mehr Mühe hatte es gemacht, jemand zu finden, der für Geld und gute Worte den Aufsatz fertig brachte, ohne bei der Beschreibung der Raritäten allzugroßen Unsinn zu schreiben. Endlich war es gelungen. Und endlich hatte es Feodor durchgesetzt, daß sein Museum im Tageskalender der Zeitung unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt aufgeführt wurde. Nun war es „so gut wie gewiß," daß die Menschen herzuströmen würden. Die Eintrittsgelder konnten auf Tausende geschätzt werden. Mit diesen Geldern konnte man das Museum in großartiger Weise erweitern. Der Herr Minister müsse doch auch aufmerksam werden und werde gewiß für die Sammlung eine unglaubliche Summe zahlen.

Aber es kam keiner — kein Mensch. Die Klingel und die Harfentöne an der Thür blieben stumm von früh bis zum Abend. Ab und zu kam einmal ein Fremder, ein gewissenhafter Tourist, eine englische Familie, die die Sehenswürdigkeiten der Stadt methodisch „absuchten" und die Sammlung mit demselben Interesse beaugenscheinigten wie das Schlachthaus oder eine Folterkammer. Und den Minister oder sonst eine Behörde zu interessiren wollte trotz wiederholter Schreiben und Zeitungsartikel nicht gelingen. Oft wechselten die Aussichten, oft war es „so gut wie gewiß," daß das Museum seine Würdigung finde, zuletzt wars aber wieder

Digitized by Google

und wieder nichts. Und darüber verging Jahr auf Jahr; Linchen hatte graue Haare bekommen, und Feodor, der sich nie durch blühende Farbe ausgezeichnet hatte, war ganz verschossen und vergilbt geworden.

Endlich gelang der große Wurf aber doch. Der Minister zeigte sich geneigt, die Sammlung für das Landesmuseum zu erwerben, und machte ein Angebot; aber die Verhandlungen zogen sich endlos in die Länge. Das Ergebnis war, daß sich der Handel zerschlug. Denn Feodor konnte sich nicht entschließen, sich von seinem Schatze, an dem er sein Leben lang gesammelt hatte, zu trennen. Der Herr Minister hätte Feodor Zausch mit kaufen müssen, und das war ihm denn doch zu teuer.

Schadet nichts, Linchen, sagte Feodor, so warten wir noch ein Jahr.

Wenn du meinst, Feodor.

Die Sammlung war auch noch nicht vollständig. Du mußt doch zugeben, daß sie noch große Lücken hat. Vor allem fehlt noch das Schrödtersche Hammerklavier. Erst wenn dieses Klavier darin ist, kann sich das Museum überall sehen lassen. Wir können dann auch einen viel höhern Preis fordern. Weißt du, ewig wird ja die alte Dame in Schloß Krieschwitz doch nicht leben.

Aber sie lebte noch lange.

Es war in einem sehr unfreundlichen Februar, als Feodor erfuhr, daß die alte Dame tot sei, und daß die Erben demnächst die Erbschaft teilen würden. Hier war Gefahr im Verzug. Obgleich kaum von einem Influenza-Anfalle genesen, machte sich Feodor auf den Weg, reiste nach Krieschwitz und kaufte das Instrument, dessen antiquarischen Wert niemand kannte, für einen Spottpreis. Er hätte ohne Murren das zehnfache dafür gegeben. Darauf packte er seinen kostbaren Schatz in eine Kiste, um ihn sich nachsenden zu lassen, und kam frostschüttelnd spät abends heim. Noch an demselben Abend stieg er mit einem Lichte in der Hand hinauf in sein Museum und sah sich den Platz an, wo das Hammerklavier stehen sollte. Darauf legte er sich mit innerer Befriedigung zu Bett — und stand nicht wieder auf. Linchen pflegte ihren Feodor, sie saß an seinem Bette und hatte seine Hand in der ihren. Der Kranke warf sich unruhig hin und her. Offenbar quälte ihn etwas, aber er konnte es in seinem Fieber nicht festhalten und aussprechen. Als er gegen Morgen etwas ruhiger geworden war, hob er den Kopf und sah um sich.

Linchen, sagte er, Linchen, bist du hier?

Ja, mein Feodor.

Linchen, das Hammerklavier. Es steht gewiß auf dem Bahnhofe im Regen.

Aber es regnet ja gar nicht.

Linchen, das Hammerklavier, daß nur das Hammerklavier unbeschädigt hereinkommt.

Sei nur stille, Feodor, wir werden es gleich am Morgen holen lassen. — Aber es dauerte noch Tage und Stunden, ehe der Rollwagen vorfuhr, ehe man die Kiste ablud und sie unter dem Fenster des Kranken vorüber ins Museum trug. Der Kranke, mit dem es schon zu Ende ging, lebte noch einmal auf und verfolgte, auf die schweren Tritte der Männer horchend, in Gedanken den Transport.

So, sagte er, so, so, so, immer nur vorsichtig, und fest anfassen. So, nun niedersetzen. Aber sachte. So! Gott sei Dank. Bist du hier, Linchen.

Ja, Feodor.

Siehst du, Linchen, jetzt ist die Sammlung vollständig. Nun können wir heiraten. Und du sollst deinen Nähtisch haben und eine neue Tapete — eine Tapete — eine Tapete — Das waren seine letzten Worte.

Digitized by Google

Kaum war er tot, so kamen die entfernten Verwandten an, um den Verstorbnen und seine Hinterlassenschaft in Besitz zu nehmen. Man setzte in die Zeitung einen fettgedruckten Nachruf und bestellte ein Begräbnis erster Klasse. Der Herr Archidiakonus, der die Trauerrede hielt, beschränkte sich, weil er von Feodor Zausch nicht viel in Erfahrung bringen konnte und mit dem, was er erfuhr, nicht viel anzufangen wußte, auf etliche altbewährte Gemeinplätze, und man ging wohlgetröstet nach Hause. Schleunigst wurde die Musikalienhandlung und das Museum verkauft. Der Ertrag des Sammeleifers eines ganzen Lebens flog an einem einzigen Auktionstage in alle Welt, etliches nach Rußland, etliches nach Amerika, aber das meiste kam nach England, wo es ein steifer, Antiquitäten sammelnder Lord in einem seiner Schlösser begrub.

An Feodor Zausch dachte kein Mensch mehr, außer Linchen, die getreulich an den Nachmittagen, an denen sie sonst mit ihrem Feodor im Stadtgarten Kaffee getrunken und Kuchen gegessen hatte, zum Kirchhofe hinausging und sich an sein Grab setzte, häkelte und ihren Gedanken nachhing. Ein Gedanke war es, der ihr immer klarer vor die Seele trat: Wenn alle die alten Fagotts und Baßgeigen da unten im Grabe lägen statt ihres Feodors, oder wenn sie nie aus dem Staube zusammengesucht worden wären, die Welt würde um nichts ärmer, sie aber um vieles reicher geworden sein.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Jenseitiges. Nietzsches leidenschaftlicher Kampf gegen die „Hinterweltler“ ist ein Schlag ins Wasser gewesen. Kaum zu irgend einer andern Zeit sind die Menschen in den Mußestunden, die ihnen die Balgerei und Plackerei um Brot und Geld frei läßt, so erpicht darauf gewesen, zu ergrübeln, was eigentlich hinter der Welt der Erscheinungen steckt. Aus dem Haufen neuer Bücher, die dieser Grübelei gewidmet sind, fischen wir ein paar Proben heraus. Karl August*) und C. A. Friedrich**) greifen beide dem Weltwesen an die Nieren und fassen es physikalisch an; jener konstruirt die Welt als ein System von Druck und Gegendruck, dieser als einen Strom vom Zentrum ausgehenden und als einen Gegenstrom zurückkehrenden Lebens. Mit Hilfe seines Mechanismus spinnt jeder von beiden aus dem Weltwesen die Welt und die Menschheit samt Kunst und Wissenschaft, Religion und Sittlichkeit und Politik heraus. Natürlich spinnt jeder nur heraus, was er vorher hineingewickelt hat. Und so bekommt der zweite einen persönlichen Gott (er geht, wie wir, von der Überzeugung aus, daß die Ursache die Wirkung enthalten, also größer und vollkommner sein müßte als diese, daß also der bewußte Geist nicht aus einem unbewußten und noch weniger aus der Materie stammen könne), während August nicht recht zu wissen scheint, ob er seinen Gott bewußt oder unbewußt nennen soll. Er führt für die „Weltbausteine“ die neue Bezeichnung

*) Die Welt und ihre Umgebung, bei Paul Zillmann, Berlin-Zehlendorf, 1897.
**) Die Weltanschauung eines modernen Christen, Leipzig, Wilh. Friedrich, 1897.

Digitized by Google

Monen ein und schreibt nun S. 241: „Das ganze Monenmeer befindet sich in demjenigen Zustande, welchem die Tierseele angewöhnt ist, nur fehlt es an Brennpunkten des Bewußtseins, da die aus den Atomanhäufungen tretenden Druckstrahlen auseinander laufen. Man kann daher mit Fug und Recht sagen, die Weltseele sei unbewußt und steige in den Lebewesen der Atomwelt zum Bewußtsein empor. Woher dann aber der durch sie in höchster Zweckmäßigkeit bewirkte Aufbau der Atomwelt? .... Ohne Idee ist kein Zweck möglich. .... Es bleibt nichts übrig, als das Vorhandensein einer Mone anzunehmen, welche das ganze Monenmeer umgiebt und daraus ihr Bewußtsein erhält. Eine solche Mone würde jede Weltveränderung als einen Wechsel ihres eignen Empfindungszustandes unmittelbar wahrnehmen. .... Diese Mone würde der Geist Gottes sein, wie die im Menschenleibe sich selbst als Ich denkende Mone der Geist des Menschen genannt werden muß. Das Monenmeer ist Gottes Seele, die Atomwelt Gottes Leib, der Gottheit lebendiges Kleid." Da hätten wir Leibnizens Zentralmonade verbunden mit der Weltkonstruktion Dantes, der ebenfalls Gott als das die Welt Umschließende darstellt. Das Bewußtsein Gottes, heißt es dann S. 247, „haben wir uns etwa so vorzustellen wie unser selbstvergessenes Bewußtsein bei Anhörung einer Beethovenschen Symphonie. Sein Selbstbewußtsein erwacht durch Einmischung der willenwidrigen Selbstsuchtideen etwa in derselben Weise wie das unsrige, wenn das mißtönende Geschrei eines Esels in die Musik hineindröhnt." Da nun aber Millionen selbstsüchtiger Esel unaufhörlich schreien, wie soll da Gott wohl die Weltsymphonie auch nur einen Augenblick genießen? Natürlich kann bei dieser Auffassung von einem bewußten Dasein Gottes *vor* der Welt keine Rede sein; diese ist, wie bei Schopenhauer, aus einem blinden Willensdrange Gottes hervorgegangen, und das Ziel ihrer Entwicklung ist die Erlösung Gottes, durch die aber dieser, anders als bei Schopenhauer und Hartmann, sein Bewußtsein nicht einbüßen soll. Die Erlösung geschieht durch Liebe, die alle zur Willenseinheit verschmilzt. Der Gedanke, den wir bei einer andern Gelegenheit ausgesprochen haben, daß Gott selbst der Himmel und die Hölle seiner Geschöpfe sei, findet sich auch bei August. Die persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode leugnet er entschieden, während sie Friedrich ebenso entschieden behauptet. Hübsche Betrachtungen über allerlei menschliche Dinge findet man bei beiden, z. B. bei August eine über das Glück der Dummen, und bei Friedrich eine über die Aufgaben des Staates. — Ganz anders klingt das Lied eines englischen Weisen: G. H. *Pember*, M. A. Sein Buch ist betitelt: *Die ersten Zeitalter der Erde* in ihrer Verbindung mit dem Spiritismus und der Theosophie unsrer Zeit. (Autorisirte Übersetzung von Gräfin L. *Groeben*. Leipzig, Wilh. Friedrich, ohne Jahreszahl.) Die ersten Zeitalter liegen zwischen dem ersten und dem zweiten Verse der biblischen Schöpfungsgeschichte. Gott hat Himmel und Erde sich nicht allmählich entwickeln lassen, sondern, wie der erste Vers besagt, fertig geschaffen. Das Tohu Wabohu des zweiten Verses bezeichnet nicht etwa ein Chaos von Atomen, aus dem sich die Welt erst zu entwickeln gehabt hätte, sondern einen Trümmerhaufen. Die Geschöpfe der ersten Erdperiode haben nämlich gesündigt und dadurch jene furchtbare Katastrophe herbeigeführt, deren Spuren wir in den Fossilien sehen. Die Hemmung der Wirkung der Sonnenstrahlen hat die Eiszeit herbeigeführt. Seitdem ist Satan mit seinen Engeln der eigentliche Herr der Welt, und es „wäre nicht unwahrscheinlich, daß sich der Thron dieses Fürsten in der Luftsphäre der Sonne befände." Seine Dämonen sind es, die sich von den Heiden als Götter verehren lassen, und sie sind es wiederum, die die heutige Menschheit mit Spiritismus und Theosophie verführen und damit den

Digitized by Google

großen Abfall vorbereiten, auf den das Weltgericht folgt. Skepsis und Unglauben sind nicht der Endzweck der satanischen Wirksamkeit, sondern nur Mittel, die Seelen von Gott abzuziehen und dadurch zur Anbetung der bösen Engel geschickt zu machen. Das alles wäre nun an sich nichts besondres; warum sollte es einem gläubigen Leser der Bibel nicht begegnen, daß er an der Dämonologie dieses Buches hängen bliebe und von dieser aus die Welt zu erklären versuchte? Aber zwei Umstände verleihen der Sache einige Bedeutung. Einmal der, daß das Buch im Englischen schon fünf Auflagen erlebt hat, und die deutsche Übersetzung schon die zweite, zusammen mit dem gewaltigen Anschwellen der theosophischen Litteratur, die Pember bekämpft, wobei es uns allerdings einigermaßen tröstet, daß Deutschland noch am wenigsten von der Seuche angesteckt zu sein scheint; Russen wie die in Wüsten Thee samt Tasse aus Luft schaffende Madame Blavatsky und Engländer, auf diesem Gebiete innig geeint, haben die Führung. Beiden scheint der lebhafte Verkehr mit Innerasien zum Fallstrick geworden zu sein. Der andre Umstand, der bedenklich macht, ist der, daß auch Gelehrte, denen die strenge Wissenschaftlichkeit nicht abgesprochen werden kann, (der schon verstorbne) Steffenson (siehe Jahrgang 1895 der Grenzboten S. 199 des zweiten Bandes) und Rocholl (zweiter Band des Jahrgangs 1893 S. 478) gnostisch-manichäische Bahnen wandeln (ganz gnostisch ist auch die Ausstrahlung des Lebens aus Gott und seine Zurückführung bei Friedrich dargestellt). Die genannten beiden Männer würden nun zwar ebenso wie Pember sehr entschieden gegen die Bezeichnung „Gnostiker" protestiren — der zuletzt genannte rechnet auch die Gnosis zum Satanswerk —, aber es kommt doch wenig darauf an, ob man die ungöttlichen Wesen, von denen man die Welt beherrscht sein läßt, gefallne Engel oder Äonen nennt. Übrigens kämpft auch Pember ausgerüstet mit dem ganzen Wissen des Jahrhunderts und ist namentlich in orientalischer Philologie und Archäologie sehr stark; seine Berichte über das spiritistisch-theosophische Treiben unsrer Zeit und früherer Jahrhunderte sind als Material nicht ohne Wert.

Daß der Spiritismus nichts neues ist, sondern wesentlich dasselbe wie die Hexen- und Heiligenwunder des Mittelalters und die Zaubereien des Altertums, hebt auch Eduard von Hartmann hervor, der mit seinem bekannten Scharfsinn dem Spuk streng naturwissenschaftlich zu Leibe geht. Seine Schrift: Der Spiritismus ist, wie er im Vorwort zur zweiten Auflage*) schreibt, „in spiritistischen Kreisen als der schwerste bisher gegen den Spiritismus geführte Angriff anerkannt worden, weil er die Thatsächlichkeit der Erscheinungen nicht in Bausch und Bogen bestreitet, sondern dahin gestellt sein läßt, und nur die aus ihnen eventuell zu ziehenden Schlußfolgerungen erörtert." Der Spiritismus, führt er dann aus, sei nur „die Wiederbelebung eines bei allen Völkern und zu allen Zeiten bekannten Erscheinungsgebietes, welches durch die Machtsprüche der Aufklärungsperiode gewaltsam verneint worden war." Diese Periode habe gar keinen Respekt vor Thatsachen gehabt; „sie stellte die Welt auf den Kopf, d. h. konstruirte a priori aus der Aufklärungsvernünftigkeit, was sein solle und dürfe und was nicht. Gegenwärtig liegt diese seicht rationalistische Denkweise im Kampfe mit der wiedererwachten Achtung vor der Wirklichkeit, von welcher die schwache menschliche Vernunft erst zu lernen hat, was möglich ist." Was wirklich ist, muß natürlich auch möglich sein, und die wirklichen Thatsachen zu ermitteln, behauptet Hartmann, sei Aufgabe

*) Leipzig, Hermann Haacke, 1898. Das Datum der ersten Auflage wird nicht angegeben, wenn wir uns recht erinnern, ist sie vor etwa zwölf Jahren erschienen.

Digitized by Google

der amtlichen Vertreter der Wissenschaft, die vom Staate dazu angehalten werden müßten, denn es handle sich bei den spiritistischen Versuchen um Gefährdungen der geistigen und leiblichen Gesundheit einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Menschen. Der Staat und die Wissenschaft sind dieser schon in der ersten Auflage erhobnen Forderung bis heute noch nicht nachgekommen. Selbstverständlich schließt Hartmann auch für den Fall, daß die Thatsächlichkeit aller von den Spiritisten behaupteten Erscheinungen festgestellt würde, jeden übernatürlichen Erklärungsversuch aus, also namentlich „den der katholischen Kirche, welche sie auf teuflische Einflüsse zurückführt, zweitens den der modernen Theosophie oder des Okkultismus, der sie als Bethätigung von Elementargeistern unterstittlicher Art deutet, und drittens den des Spiritismus, der sie als ein Hereinwirken verstorbner Menschen aus dem Jenseits ins Diesseits auffaßt.“ Statt „der katholischen Kirche“ wäre hier zu schreiben gewesen: der orthodoxen Kirchen, denn der Teufel und damit natürlich auch die Möglichkeit teuflischer Einwirkungen gehören theoretisch wenigstens auch noch zu den Glaubenssätzen der evangelischen Kirche, wenn diese auch seit dem Siege des Rationalismus über die Orthodoxie im vorigen Jahrhundert keinen praktischen Gebrauch mehr davon macht; Pember ist, nebenbei bemerkt, Protestant und behandelt den Katholizismus nicht eben freundlich. Die natürliche Erklärungsweise Hartmanns geht aus einerseits von der Annahme, daß eine krankhafte Unabhängigkeit der mittlern Hirnteile von den obern, in denen der bewußte Wille waltet, Halluzinationen und Illusionen erzeuge, andrerseits von der Vermutung, daß den Nerven eine noch nicht wissenschaftlich erforschte Anziehungs- und Abstoßungskraft innewohnt, die der elektrischen und magnetischen ähnlich ist und zu dieser in Beziehung steht. Wie die Kraft, in andern Menschen Halluzinationen hervorzurufen, praktisch verwertet werden kann, zeigt der S. 54 angeführte Kesselflicker, der die Hausfrauen an ihren Töpfen nicht vorhandne Löcher sehen läßt. — An der Minderwertigkeit des Buddhismus und des Islam im Vergleich zum Christentum kann ein historisch gebildeter Mann so wenig zweifeln wie einer, der die Bibel, den Koran und einige buddhistische Schriften kennt. Da es aber heutzutage Philosophen und Theosophen in nicht geringer Anzahl giebt, die dem unwissenden Volke den Buddhismus als die vollkommenste Religion anpreisen, von der das Christentum nur eine unvollkommne Nachahmung sei, und da auch der brave Türke warme Freunde unter uns hat, so ist es keine überflüssige Aufgabe, nachzuweisen, daß das Christentum seinen beiden Konkurrenten in jeder Beziehung überlegen ist. Robert Falke hat die Aufgabe in dem Buche: Buddha, Mohammed, Christus (Gütersloh, C. Bertelsmann, 1897) sehr schön gelöst. — Zum Schluß erwähnen wir ein Werkchen, das streng genommen nicht hierher gehört: Lebenskunst und Lebensfragen. Ein Buch fürs Volk von Max Haushofer. (Ravensburg, Otto Maier, ohne Jahreszahl.) Es handelt bloß vom Diesseits und enthält hausbackne Lebensregeln, die nichts weniger als neu sind, kann aber eben deshalb solchen, die sich an Philosophie und Theosophie den Magen verdorben haben, als Gegengift empfohlen werden. Die Darstellung ist anspruchslos aber nicht uninteressant; hie und da mit hübschen Geschichtlein durchflochten. S. 216 wird eine alberne neue Mode getadelt, die uns auch schon oft geärgert hat, daß nämlich heutzutage die Schustergesellen, die Lehrbuben und die Schuljungen keine Kameraden mehr haben, sondern nur noch Kollegen. Aber der Nachweis des Unsinns dieser Mode ist bei Haushofer nicht ganz genau. Er sagt, Kollegen dürfen sich nur solche nennen, die zusammen in einem Kollegium säßen. Umgekehrt wird ein Schuh daraus! Kollegium ist eine Gesellschaft, die aus Kollegen besteht; ein Kollege aber (wörtlich ein Miterlesener) ist ein Amtsgenosse,

Digitized by Google

und Amtsgenossen sind auch die Gerichtspräsidenten, die zusammen kein Kollegium bilden, und die römischen Konsuln waren welche, die kein Kollegium bilden konnten, weil ihnen der dritte fehlte. Kollege kann keiner sein, der nicht ein Staats- oder Kommunalamt hat.

Eine Verdeutschung Verlainischer Gedichte. Wenn man unter einem Décadenten einen Menschen versteht, der gleich dem jüngst verstorbnen Mallarmé baren Unsinn drucken läßt, so gehört Paul Verlaine nicht zu dieser Klasse von „Dichtern," denn er ist ein wirklicher Dichter. Versteht man aber darunter einen Dichter, der an seiner Natur zu Grunde geht, so darf man den Begriff des Décadententums nicht auf Erscheinungen des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts beschränken, denn unglückliche Genies hat es in allen Jahrhunderten gegeben. Ihre verhältnismäßig große Anzahl und der Umstand, daß selbstverständlich jedes Genie, auch das erfolgreiche, im Fühlen, Denken und Leben vom Durchschnitt abweicht, hat ja Veranlassung zu der gar nicht neuen, aber von Lombroso neu ausstaffirten Ansicht gegeben, daß Genie eigentlich Wahnsinn sei. Jedenfalls ist das Pathos das, was sein Name so gut wie das deutsche Wort Leidenschaft besagt, ein Leiden, also ein Krankheitszustand, und in Rücksicht darauf hat auch Heine recht mit dem Ausspruch, eigentlich sei doch erst der kranke Mensch der vollkommne Mensch; ein schiefer und leicht mißzuverstehender Ausdruck der Wahrheit, daß sich der Mensch in allen möglichen Lagen und Zuständen befunden haben und namentlich auch krank gewesen sein müsse, wenn alles zum Vorschein kommen soll, was in ihm liegt. Und gerade die höchsten Offenbarungen der Kunst sind ohne tiefes Leid nicht denkbar. Notwendig ist es dabei nicht, aber leicht möglich, daß Leid und Leidenschaft das Übergewicht gewinnen über Vernunft und Selbstbeherrschung, und daß der mit den gefährlichen Gaben zarter, inniger Empfindung, leichter Reizbarkeit und lebhafter Phantasie Begnadigte im Leben Schiffbruch leidet. Hans Kirchner, der aus Coppés Auswahl Verlainischer Gedichte eine Auswahl deutsch nachgedichtet hat,*) charakterisirt in einer kurzen und guten Einleitung den unglücklichen Dichter vortrefflich, indem er ihn einem kernfaulen Pfirsichbaum in seines Vaters Garten vergleicht, der die letzten Jahre vor seinem Absterben im Frühjahr durch reichen Blütenschmuck und im Herbst durch die Fülle der wundervollsten Früchte entzückt hat. Als Übersetzungsprobe geben wir Strophen eines Gedichts aus der Zeit, wo Verlaine fromm und weise — geworden zu sein wähnte.

Das echte Glück will ich euch singen,
Das aus der Herzensgüte blüht,
Das andre wird der Tod bezwingen,
Die Lust verglüht, der Haß verglüht.

Ich sing vom Glück, das dem beschieden,
Der des Entsagens Kunst erlernte,
Vom heitern goldnen Hochzeitsfrieden,
Der nicht des Sieges blutige Ernte.

*) Gedichte von Paul Verlaine, übertragen von Hans Kirchner. Nr. 1182. 1183 der bei Otto Hendel in Halle erscheinenden Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Litteratur

Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache als Grundlage für ein System der Bedeutungslehre. Nach Heynes Deutschem Wörterbuch bearbeitet von Dr. Bruno Liebich. Erste und zweite Lieferung. Breslau, Preuß und Jünger, 1898

Wundt hat den Wissenschaften folgende methodische Reihenfolge angewiesen. Naturwissenschaften: Physik, die mit der Mechanik zu beginnen hat, Chemie, Biologie; Geisteswissenschaften: Psychologie, Geschichte, Gesellschaftswissenschaften, Philosophie; zwischen den Natur- und den Geisteswissenschaften steht beider Helferin, die Mathematik. Liebig will im Gegensatz dazu die Psychologie als Ziel- und Gipfelpunkt der Geisteswissenschaften, die Philosophie als die Zusammenfassung beider Zweige des menschlichen Wissens behandelt haben und hält die Sprachwissenschaft, „die mit der Philologie keineswegs identisch ist," für die Grundlage der Geisteswissenschaften. Keine der übrigen Geisteswissenschaften könne die Sprachwissenschaft entbehren. Er weist in der höchst interessanten Einleitung zu seinem Wörterbuch darauf hin, „wie die Feststellung des Wortschatzes der Urgemeinschaft uns Rückschlüsse auf die sozialen Verhältnisse unsrer primitiven Vorfahren gestattet, die auf keine andre Weise, auch nicht durch Archäologie und Prähistorie zu gewinnen wären; wie selbst zu den Künsten, den feinsten Blüten des Menschengeistes, mehr oder minder deutliche Fäden führen, „indem die Dichtkunst sich des Wortes als ihres Instruments bedient, die Sprache selbst mit ihrem Rhythmus und ihrer Melodie gleichsam eine herabgestimmte, zwischen engen Grenzen sich bewegende Musik ist, während sich die Schrift, der stete Begleiter der Sprache, dem Auge des Forschers als ein stilisirtes Gemälde enthüllt, hervorgegangen aus einer Bilderschrift, die, die rohe bildende Kunst eines Naturvolks, ursprünglich die durch das Wort bezeichneten Gegenstände wiederzugeben und dem Gedächtnis der Nachkommen aufzubewahren trachtete." Während nun für den einen der beiden Zweige der Sprachwissenschaft, die Lautlehre, schon eine brauchbare Grundlage geschaffen sei, müsse der andre, die Bedeutungslehre, noch als Neuland bezeichnet werden. Das System dieser Wissenschaft sei gegeben im Wortschatz, in den Wurzeln. Die Vorarbeit für eine vollständige Bedeutungslehre habe also darin zu bestehen, daß für jede Sprache ein Verzeichnis angefertigt werde, das die aus derselben Wurzel entsprossenen Wörter zusammenstellt. Er habe, um mit dieser Vorarbeit einen Anfang zu machen, das Hochdeutsche gewählt, dessen Wortschatz hinlänglich durchforscht sei und daher bei der Arbeit des Aufsuchens der Wurzeln Erfolg verspreche, nicht das noch zu wenig durchforschte Sanskrit, das seine Spezialität ist. Und er habe bei der alphabetischen Anordnung nicht die Wurzeln zu Grunde gelegt, die ja eben erst ermittelt werden sollen, und die, soweit welche genannt werden, meist hypothetisch sind, sondern die heut gebräuchlichen Wörter. Die Fremdwörter, die nun einmal thatsächlich zu unsrer Sprache gehören, konnten nicht ausgeschlossen werden. „Die Scheidung von Lehn- und Fremdworten mag pädagogische Vorteile haben, wissenschaftlich ist sie hinfällig, und wo ist die Grenze zwischen Lehnworten und wirklich einheimischem Sprachgut? . . . Hier können wir von den Botanikern lernen. Der Unterschied zwischen einheimischen, Lehn- und Fremdworten kehrt dort in dem Gegensatz der einheimischen, angebauten und eigentlichen Park- und Gartenpflanzen wieder." Diese letzten seien in den ältern deutschen Floren ausgeschlossen gewesen, in die neuern habe man sie endlich aufnehmen müssen. Das Werk ist ja wohl für Sprachforscher geschrieben, aber auch der Laie interessirt sich doch für solche Dinge, und dem wird

Digitized by Google

manches unverständlich bleiben. So z. B. wird sich dieser zwar nicht wundern, unter „faktisch“ nicht bloß Effekt, sondern auch Konterfei und Offizier zu finden, dagegen wird er kaum verstehen, wie Kredit, Kommandant und addiren damit zusammenhängen. Die vorliegende zweite Lieferung reicht bis „happ.“ Wenn es einmal gelingen sollte, die Wurzeln der Ursprache zu ermitteln und die Verzweigung der Sprößlinge dieser Wurzeln in allen toten und lebenden Sprachen darzustellen, so würden die Beschauer dieses Stammbaums ein wunderbares Schauspiel genießen, das in dem nicht mehr bloß hypothetischen Stammbaum der Organismen seine Ergänzung finden müßte.

Kirchengeschichte Deutschlands. Von Dr. A. Hauck. Erster Teil. Zweite Auflage. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1898

Einer neuen Empfehlung des schönen Hauckschen Werkes, von dessen erstem Teile nun seit einiger Zeit schon die zweite Auflage vorliegt, bedarf es eigentlich nicht mehr. Die staunenswerte Beherrschung des Quellenmaterials wie die geistvolle kritische Untersuchung seines Wertes, die Kunst der Verarbeitung großer Stoffmassen wie der eindrucksvollen Zeichnung der Charaktere, nicht zum wenigsten endlich die edle, durchaus klare und schlichte Sprache — wie alle diese Vorzüge eines bedeutenden Historikers im reichsten Maße Hauck auszeichnen, ist allgemein bekannt. Sollen wir an Besondres aus diesem ersten Teile der deutschen Kirchengeschichte erinnern, der die Vorgeschichte behandelt bis zum Tode des Bonifatius, so nennen wir die Darstellungen der allgemeinen religiösen und sittlichen Verhältnisse in der gallischen und fränkischen Kirche in der Zeit vom vierten bis zum sechsten Jahrhundert, wo die Verarbeitung der Quellen zu einem lebendigen Gesamtbild in besonderm Maße Bewunderung erregt; weiter etwa die fesselnden Charakter- und Lebensbilder der großen Männer des geschilderten Zeitraums: Chlodowechs, Columbas, Bonifatius. Haucks Urteil über die Bedeutung des Bonifatius besonders, das sich von der römischen Überschätzung des sogenannten „Apostels der Deutschen“ wie von der auf protestantischer Seite mehrfach zu Tage getretnen Unterschätzung gleich fern hält, darf man wohl für dauernd maßgebend ansehen.

Die neue Ausgabe dieses Bandes, die übrigens auch in zahlreichen neugestalteten Anmerkungen und einigen Beilagen mit Behandlungen spezieller Fragen die strengste Sorgfalt der nachprüfenden Hand verrät, hat Hauck der philosophischen Fakultät der Leipziger Universität gewidmet zum Dank für die ihm verliehne Ehrendoktorwürde; gewiß nicht ohne Bedeutung, da die Verleihung dieser Würde wohl besonders dem Verfasser der Kirchengeschichte Deutschlands galt.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Kaiserfahrt nach dem Orient

Seit Monaten, und in gesteigertem Grade in den letzten Wochen, sind die Augen der Welt nach dem türkischen Osten gerichtet. Denn unser Kaiser hat als hochgeehrter Gast des Sultans Konstantinopel besucht und ist am 29. Oktober feierlich in Jerusalem eingezogen, um am 31., am Reformationsfeste, die hochragende evangelische Erlöserkirche auf dem Muristan, dem alten Boden des Johanniterordens, einzuweihen. Wenn sein Besuch in Stambul nur eine Wiederholung des schon 1889 hier abgestatteten ist, so bringt sein Erscheinen in der uralten Stadt Davids, die den Bekennern der großen monotheistischen Weltreligionen gleich heilig ist, etwas ganz neues. Zum erstenmale seit dem 17. März 1229, seitdem vor fast 670 Jahren Kaiser Friedrich II. der Hohenstaufe sich die Königskrone von Jerusalem aufs Haupt setzte, verweilt ein deutscher Kaiser in Jerusalem. Auch Friedrich II. kam, obwohl als Kreuzfahrer, doch als Freund der Mohammedaner, denn er nahm die Krone kraft eines friedlichen Vertrages, aber er kam eben doch, um die Herrschaft über Stadt und Land zu gewinnen. Kaiser Wilhelm ist als Freund des Khalifen, aber nicht als Eroberer, sondern als das Haupt der evangelischen Christenheit gekommen, deren Vertreter er um sich versammelt hat. Zum erstenmale in der Geschichte ist in diesen festlichen Tagen die vielgespaltne evangelische Kirche aller Zungen gewissermaßen als ein Ganzes an dieser weltgeschichtlichen Stätte aufgetreten und hat sich damit ebenbürtig neben die ältern und einheitlicher organisirten Kirchengenossenschaften gestellt. Zugleich erscheint dabei die evangelische Kirche Deutschlands unabhängig von dem englisch-preußischen Bistum Jerusalem, Friedrich Wilhelms IV. romantischer Schöpfung (1841), der die deutschen kirchlichen Interessen im Morgenlande willig dem englischen Hochmute unterwarf, bis das gesteigerte Selbstgefühl der Nation dieses unwürdige Verhältnis 1889 auflöste.

Digitized by Google

Selbst wenn sich die Bedeutung der Kaiserreise darauf beschränkte, wäre sie groß genug. Aber sie geht weit darüber hinaus. Denn sie ist nichts Geringeres als die nachdrückliche Ankündigung, daß Deutschland in die Reihe der Mächte eingetreten ist, die einmal die Geschicke des türkischen Orients entscheiden werden. Es will nicht erobern, aber es fordert auch hier seinen Platz an der Sonne. Und das beruht nicht auf irgendwelchem fürstlichen Ehrgeiz, sondern auf einer langen geduldigen, vielseitigen deutschen Kulturarbeit von mehrern Jahrzehnten. Wir stehen heute ganz anders zum Morgenlande als noch vor zwanzig oder dreißig Jahren, und mag das Wort Fürst Bismarcks von den Knochen des pommerschen Grenadiers auf Bulgarien noch heute Anwendung finden, so kann es doch für den Orient überhaupt nicht mehr gelten. Die Zeiten haben sich gewandelt. Wo auch das Kaiserpaar erscheint, wird es von ansässigen deutschen Landsleuten begrüßt. Die deutschen kirchlichen Institute beider Konfessionen im heiligen Lande haben den Anfang gemacht, und die plötzliche Betonung des auf ganz andern, meist verschwundnen Voraussetzungen beruhenden französischen Protektorats, das im letzten Grunde auf die Kreuzzüge, die Gesta dei per Francos zurückgeht und von Deutschland natürlich mit Entschiedenheit zurückgewiesen wird, beweist am besten die Bedeutung dieser Stiftungen für die Stellung der Nationen, denen sie angehören, im Orient. Daran aber haben sich im ganzen Morgenlande nicht nur Gemeinden, Schulen und Krankenhäuser geschlossen, sondern noch etwas andres, dessen sich kein andres Volk des Abendlandes dort rühmen kann, die blühenden Ackerbaukolonien der württembergischen Templer (seit 1868) in Haifa, Jaffa, Saron, Ramleh, Nazareth, Beirut, Jerusalem (Rephaim), die 1884 insgesamt schon 1300 Köpfe umschlossen, heute in Jerusalem allein 300 Köpfe zählen und vor wenigen Jahren die Verwandlung ihres Grundbesitzes in freies Privateigentum (Mülk) von der türkischen Regierung erlangt haben. „Wohin ich blicke, sehe ich deutsche Kultur," hat kürzlich ein Franzose in Palästina geäußert, „während ich in Jaffa nur vier Franzosen fand." Wenn der Kaiser jetzt in Haifa, gegenüber der alten Kreuzfahrerfeste Akkon, gelandet ist, wenn er von Jaffa die Reise nach Jerusalem angetreten hat und hier lagert, wenn er von Beirut nach Damaskus zieht und sich dort zur Heimreise einschifft, so hat er überall auf deutschem Kolonialboden gestanden. Und wenn er von Konstantinopel aus nach Haidar-Pascha bei Skutari und von dort auf der anatolischen Bahn nach Hereke vor Ismid, dem alten Nikomedia, fuhr, so umgaben ihn deutsche Beamte und Unternehmer, trugen ihn deutsche Wagen auf deutschen Schienen. Bis Angora und bis zur alten Sultansstadt Konia, wo einst vor mehr als siebenhundert Jahren, am 18. Mai 1189, Kaiser Friedrich Barbarossa seinen letzten und glorreichsten Sieg erfocht, längs der Straßen, die einst die Kreuzheere zogen, dehnt sich schon ein Eisenbahnnetz von mehr als 1000 Kilometern, das deutsche Unternehmer erst seit zehn bis elf Jahren mit einem Kapital von

Digitized by Google

150 Millionen Franken geschaffen haben, und das schon jetzt einen Park von 50 Lokomotiven und 1450 Wagen unterhält. Schon ist die Konzession zum Weiterbau bis Cäsarea unweit des Taurus erteilt, und die Zeit darf nicht mehr fern sein, wo die deutschen Schienenstränge den obern Euphrat erreichen und der kürzeste Weg nach Indien in den Händen einer deutschen Unternehmung liegt. Und wie hier die Deutschen die verschütteten uralten Verkehrsstraßen wieder beleben und diese verödeten Kulturlande wieder in die Kreise des Weltverkehrs hereinziehen, so haben sie seit 1880 die türkische Armee in ihre Schule genommen und sie zu einer leistungsfähigen, vorzüglichen Truppe umgebildet, die 1897 mit Leichtigkeit den übereilten, schlecht vorbereiteten Angriff der Griechen zurückwarf und auch einem weit stärkern Gegner einen ganz andern Widerstand entgegensetzen würde, als den doch auch schon recht schwer überwindlichen von 1877 und 1878. Dazu kommt der Aufschwung in der Einfuhr deutscher Waren, der z. B. im Waffenhandel die englische Industrie fast gänzlich verdrängt hat.

Woher diese Erfolge, an denen die Diplomatie doch nur einen helfenden und fördernden, keineswegs den entscheidenden Anteil hat? Wir verdanken sie der deutschen Redlichkeit, Arbeitsamkeit und Pflichttreue. Wir wollen nicht erobern und nicht durch unsaubre Wühlarbeit das türkische Reich untergraben; wir wollen zu seinem und unserm Vorteil seine wirtschaftlichen und militärischen Kräfte entwickeln, damit es sich behaupten kann, was um so eher möglich sein wird, wenn sein Umfang sich auf die wesentlich von Mohammedanern bewohnten Länder beschränkt. Das ist die einzige vernünftige Lösung der unsterblichen orientalischen Frage, denn nur ein starker Staat kann dieses Völkergeschiebe zusammenhalten, ein wirklich nationales Reich ist hier unmöglich, und wir Deutschen haben durchaus keinen Grund zu wünschen, daß diese Länder das Anhängsel einer alles verschlingenden Weltmacht werden. Ob die Türkei die ihr jetzt geöffneten Wege entschlossen betreten und bis zum Ziele verfolgen wird, das hängt freilich von ihr selbst ab, vor allem von der Möglichkeit, ihre verlotterte Verwaltung zu reformiren. Was für uns selbst weiter zu erstreben ist, das mögen im einzelnen Sachkenner, Geschäftsleute und Staatsmänner beurteilen. Uns will scheinen, als wenn das Wichtigste nicht die Erwerbung einer Kohlenstation wäre, so wünschenswert diese an sich auch sein mag, sondern die Vermehrung der deutschen Schulen auch für die Eingebornen, um die Kenntnis der deutschen Sprache möglichst zu verbreiten, die Erweiterung und Vermehrung der Konzessionen für wirtschaftliche Unternehmungen, also vor allem der Ausbau der anatolischen Bahnen, der schon in Aussicht genommne Handelshafen bei Haidar-Pascha (Skutari) und die Begründung weiterer deutscher Ackerbaukolonien unter Reichsschutz, die freilich feste Rechtsverhältnisse voraussetzen, aber, wie das Beispiel der Templer beweist, solche doch auch erlangen können. Auch die Einrichtung deutscher Dampferverbindungen nach den

Digitized by Google

anatolischen und syrischen Häfen, wo sie noch gänzlich fehlen, gehört in diesen Zusammenhang. Und diese Fortschritte der deutschen Kulturarbeit müssen um so wertvoller erscheinen, da wir ihre Schauplätze in wenigen Eisenbahntagereisen erreichen können, und dieser Weg uns von keiner Seemacht abgeschnitten werden kann. Die deutsche Presse thäte daher wirklich besser, diesen Dingen mehr Beachtung zu schenken, als immer wie hypnotisirt nur nach der Delagoabai zu starren.

Die Kaiserreise kann all diesen Plänen nur förderlich sein, denn sie hat das Ansehen Deutschlands im Osmanenreiche auf seinen Gipfelpunkt gehoben. Und das weiß der Kaiser, und er wird es benutzen, so vorsichtig er sich auch dort geäußert hat, wo er Gelegenheit gehabt hat, öffentlich darüber zu sprechen. Die Politik der vier „Kretamächte" erweist uns dabei die schätzbarsten Dienste. Wir haben uns von Kreta zurückgezogen, weil wir dort keine eignen Interessen hatten, und den vier Mächten die dornenvolle Aufgabe überlassen, die unglückliche Insel zu „pazifiziren" und den Sultan durch die Verdrängung seiner Garnisonen zu brutalisiren. Wir haben ihnen zu beidem nicht geholfen, sind ihnen aber auch nicht entgegengetreten, wir behalten uns nur vor, unsre Zustimmung zu einer neuen haltbaren Ordnung zu geben. Die Stellung Deutschlands ist also durchaus korrekt und politisch unanfechtbar. Es ist eine Politik der „meisterhaften Unthätigkeit." Denn glaubt man etwa, daß der gewiegte Staatsmann im Jildiz-Kiosk den vier Mächten und dem deutschen Kaiser diese so ganz verschiedne Haltung je vergessen wird? Er weiß jetzt mehr als je, wo er seine wahren Freunde zu suchen hat. Wir aber meinen, daß selten eine zugleich so kluge und so rechtschaffne Politik verfolgt worden ist wie diese deutsche, die der Kaiser mit vollem Nachdruck als die Fortsetzung der Politik seines Großvaters, also auch Fürst Bismarcks, bezeichnen durfte.

Wir Deutschen erscheinen den Mächten, die sich schon daran gewöhnt haben, Kleinasien als russisches, Syrien als französisches, Mesopotamien als englisches Zukunftsgebiet zu betrachten, natürlich als Eindringlinge. Allerdings, dieser Gedanken werden sie sich, wenn die Türkei fähig ist, die ihr dargebotne starke Hand zu ergreifen, entschlagen müssen. Sie werden sich daran zu gewöhnen haben, daß Deutschland auch in diesen Dingen künftig mehr als bisher mitsprechen wird und dabei nicht englische oder russische Politik macht, sondern deutsche. Vielleicht werden sie sich diese Erkenntnis einigermaßen erleichtern, wenn sie sich daran erinnern wollen, daß unsre historischen Beziehungen zu diesen Ländern ebenso alt sind wie die der Franzosen und viel älter als die der Engländer und Russen. Denn an den Kreuzzügen haben bekanntlich die Deutschen einen recht ansehnlichen Anteil gehabt, drei unsrer Könige haben die „liebe Reise über See" nach dem heiligen Lande angetreten, Zehntausende von Deutschen haben hier ihren Tod gefunden, Friedrich Barbarossa auch sein unbekanntes Grab. In Beirut haben gerade vor siebenhundert Jahren,

Digitized by Google

1198, deutsche Fürsten im Auftrage Kaiser Heinrichs VI. den deutschen Ritterorden zu St. Marien gestiftet, über den Zinnen von Akkon und wenige Meilen landeinwärts auf der Starkenburg (Montfort) hat dieser Orden das schwarze Kreuz im weißen Felde aufgepflanzt, über Jerusalem hat einst der deutsche Kaiseradler geschwebt. Rechtsansprüche lassen sich natürlich auf solche historischen Thatsachen nicht gründen; aber in einer Zeit, wo Frankreich seiner eignen mittelalterlichen Thaten so pietätvoll gedenkt, muß es auch uns Deutschen erlaubt sein, daran zu erinnern, daß auch wir überall im Orient den ruhmvollen Spuren unsrer Väter begegnen. *

Theodor von Bernhardi als Nationalökonom

(Schluß)

4

So schädlich die berührten Irrtümer und Einseitigkeiten der englischen Lehre auch gewirkt haben, ihre unheilvollsten Folgen auf dem Gebiete des praktischen Lebens haben sich erst aus der Stellung ergeben, die der menschlichen Arbeit zugewiesen wurde. Die Engländer gehen dabei von dem Satz aus, daß die Arbeit die Grundlage alles Tauschwertes sei, daß die Güter allein deshalb, weil Arbeit auf ihre Erzeugung verwandt worden ist, und nur insoweit dies geschehen ist, überhaupt Tauschwert haben. Daraus folgern sie, daß das Wertverhältnis der Güter zu einander durch die Arbeitsmenge bestimmt wird, die auf jedes verwandt worden ist, und weiter, daß also die Arbeit das absolute Wertmaß aller Dinge ist. Sobald Kapitale gesammelt sind, werden nach der englischen Anschauung deren Besitzer Arbeiter mieten, sie mit allem „Nötigen" versorgen, auf ihre Rechnung arbeiten lassen und dann beim Verkauf der Erzeugnisse einen Gewinn zu machen suchen. Dieser Gewinn gebührt dem Kapitalisten, für den Arbeiter haben gleiche Quantitäten Arbeit zu allen Zeiten und an allen Orten den gleichen Wert, da sie gleiche Opfer an Bequemlichkeit und Unabhängigkeit fordern. Die Arbeit ist als Produkt gedacht, das zum Verkauf produzirt wird, und dessen Erzeugung immer die gleichen, den Tauschwert bestimmenden Produktionskosten oder Auslagen in Anstrengung erfordert. Daraus ergiebt sich dann, daß der Arbeitslohn eine schlechthin und unter allen Umständen unveränderliche Größe ist. Wie leicht zu ersehen ist, beruht diese Auffassung auf der im vorigen Abschnitt berührten Vermischung von Wert und

Digitized by Google

Preis, von Produktion und Erwerb, mit ihr ist aber die gemeinschaftliche Grundlage sowohl der Manchesterlehre wie der sozialdemokratischen Doktrin gegeben.

Bernhardi setzt dem prinzipiell entgegen, daß die Arbeit keineswegs als das absolute Wertmaß aller Dinge gelten kann, daß vielmehr ihr eigner Wert wie der jeder Produktionsquelle von ihrer Ergiebigkeit abhängt. Das Ergebnis jeder Produktion gehört den zusammenwirkenden Mächten insgesamt an, daher steigt und fällt der Wert und der Anteil aller und jedes einzelnen mit der verhältnismäßigen Ergiebigkeit der Produktion, d. h. er hängt von ihrer Ergiebigkeit im Vergleich mit den aufgebotnen Kräften ab. In welchem Verhältnis der Gewinn zu verteilen ist, welcher Teil namentlich der Arbeit zukommt, dafür fehlt es an einem festen Anhaltspunkt. Was den Wert der Arbeit in der Anwendung bestimmt, das ist nächst ihrem Wert an sich die Möglichkeit, sie auf die Benutzung reicher Naturfonds zu verwenden. Es gilt doch nur, Güter zu produziren, die einem wirklichen Bedürfnis entsprechen, daher entscheiden über die Ergiebigkeit vornehmlich der Reichtum der Naturfonds und günstige Absatzverhältnisse.

Anstatt also, wie die Engländer thun, die Naturschätze mit Stillschweigen zu übergehen und nur von Kapital und Arbeitsteilung zu sprechen, darf man dem Kapital nur nach dem Stammvermögen seinen Platz anweisen, das dem Menschen in den aufgespeicherten Schätzen des Erdinnern und in den organischen Kräften, die in der Erdrinde leben und weben, als Ausstattung gegeben ist. Nur durch die Arbeit wird das Kapital belebt, nur in seiner Anwendung auf die Natur wird es eine Macht. Erst aus dem, was die Natur gewährt, was die Arbeit ihr ablockt, was dem Menschen über das unmittelbare Bedürfnis hinaus zuteil wird, können Kapitale hervorgehen. Deshalb setzen Kapitale allgemein reiche Naturfonds voraus. Nur in einem reich ausgestatteten Lande gewährt die Natur einen Überschuß über das Bedürfnis, gegen den nicht nur Gegenstände des unmittelbaren Genusses eingetauscht zu werden brauchen, für den sich vielmehr Dinge eintauschen lassen, die künftiger Produktion dienen. An die Unterstützung der Arbeit durch das Kapital reiht sich, ihre Macht steigernd, eine entwickelte innere Organisation der Arbeit, ein Begriff, der zu eng gefaßt erscheint, wenn man nur von Teilung der Arbeit spricht. So ergiebt sich aus dem Überblick, daß auch bei einem und demselben Volke die Arbeit unter verschiednen Verhältnissen einen sehr verschiednen Wert haben kann.

Höchst bezeichnend für die Betrachtungsweise Bernhardis ist es, wie er bei seiner Polemik gegen die manchesterlichen Deduktionen immer den festen Boden geschichtlicher Entwicklung unter den Füßen behält. Er wird dadurch zum Vorläufer der deutschen positivistisch-historischen Schule, steht aber durch die Festhaltung der allgemeinen staatswissenschaftlichen und zivilisatorischen Grundsätze schon über ihr. Wir wollen mit dem Worte zivilisatorisch hier nach Ratzenhofers Vorgang das bezeichnen, was von unsern ersten Historikern bald

Digitized by Google

als das Walten Gottes in der Geschichte, bald als immanente sittliche Weltordnung, bald als geistiges Entwicklungsgesetz bezeichnet worden ist. Diese Entwicklung, aber auch nur diese allein, kann man nun allerdings als eine soziale und historische Notwendigkeit bezeichnen; die Geschicke jedes Volkes sind aber davon abhängig, inwieweit es sich zum Träger dieser Entwicklung zu machen weiß.

In Bezug auf die geschichtliche Entwicklung der mitteleuropäischen Zustände wird von Bernhardi gezeigt, wie auf den Trümmern der großen, von germanischen Eroberern gegründeten Reiche die halbsouveränen und zuletzt souveränen Staaten in dem Sinne von Privateigentum großer Grundherren entstanden sind. Erst in neuerer Zeit ist der gleichsam verlorne Begriff des Staates wieder erwacht und hat sich von privatrechtlichen Anschauungen losgerungen. Wenn der Staat beginnt, bestimmte öffentliche Zwecke zu verfolgen, bedarf er auch der Mittel, die ihm deren Erstrebung ermöglichen, d. h. eines jährlichen Überschusses an Gütern, der nicht von den Produzenten des Nationaleinkommens verzehrt oder genutzt wird, sondern dazu dient, die Klassen zu erhalten, die den Zwecken des Staats leben. Die allgemeinen Verhältnisse, die die Nationalökonomie häufig ganz unbefangen als die natürlichen ansieht, sodaß sie alle abweichenden nur als Ausnahmen gelten läßt, sind in Wirklichkeit überall verhältnismäßig neu. Spät erst kann sich das Leben der Völker so gestalten, daß die Arbeit, die der Mensch nicht sich selbst, sondern einem andern leistet, von dem, der sie leisten will, selbst für eigne Rechnung ausgeboten und ihm selbst bezahlt wird; das kann nur eintreten, nachdem der Mensch freier Herr über seinen Leib und seinen Willen geworden ist. Wo diese Periode des Lebens der Gesellschaft anbricht, da wird sie zunächst die Lage der Arbeiter wesentlich verbessern und die ganze Klasse einem erweiterten Leben entgegenführen. Im weitern Verlaufe scheint aber ein Wendepunkt eintreten zu müssen, von dem an sich das Schicksal dieser Klasse verschlechtert, wenn sich nämlich die Arbeiterschaft rascher vermehrt als das Nationaleinkommen. Sowohl der Wettbewerb der Unternehmer — der Lohnherren — unter einander, der die Verbilligung der Produktionskosten erheischt, wie das vermehrte Angebot von Arbeitskräften drückt den Arbeitslohn hinab. Dazu kommt, daß das Kapital mit jeder Verbesserung der Verkehrsverhältnisse aus weitern Kreisen des Weltmarkts Arbeit heranziehen kann. Nur insoweit der Arbeiter selbst Konsument der wohlfeiler gewordnen Güter ist, kommt ihm diese fortschreitende gewerbliche Entwicklung zu statten. Es kann da den Arbeitern nichts helfen, wenn ihnen die Theorie vorschreibt, sich nur soweit zu vermehren, als es das Nationalvermögen erlaubt. Bernhardi hebt nun hervor, daß Arbeit und Kapital zwar überall in engster Verbindung thätig und gemeinsam an der Ergiebigkeit der Arbeit interessirt, aber in Bezug auf die Verteilung des Gewinns unter sich wirtschaftliche Gegner sind, denn was dem einen zufällt, das muß notwendigerweise dem andern entgehen. Natürlich — sagt er — wird die Verteilung.

Digitized by Google

wie sie wirklich geschieht, immer das Ergebnis eines Kampfes zwischen den Arbeitern und den Kapitalbesitzern sein, worin bei der fortwährenden allmählichen Umgestaltung der wirtschaftlichen Lage jeder Teil sucht, sich so viel anzueignen, als er kann, bei jeder Änderung so viel zu gewinnen oder so viel zu verdienen als möglich. Ein unbefangner Blick auf die vorliegenden Verhältnisse muß uns davon überzeugen, daß die Arbeiter ohne Vergleich die schwächere der kämpfenden Parteien sind. Ob nicht der Staat, wie in so manchem andern, so auch in Beziehung auf wirtschaftliche Verhältnisse für den Schwächern eintreten und ihn schützen sollte, damit der Kampf, wenn nicht strengem Recht gemäß, dessen Gebote auf diesem Boden nicht mit genügender Schärfe nachgewiesen werden können, doch durch Vernunft und Billigkeit, nicht durch rücksichtslos gebrauchte Übermacht entschieden werde — das ist eine Frage, die wohl noch nicht abschließend erledigt ist, selbst wenn man erwägt, was A. Smith gegen das Unheil staatlicher Einmischung und für die natürliche Notwendigkeit und den Segen eines in jeder Beziehung vollkommen freien Wettbewerbes sagt.

Heute, fünfzig Jahre später, haben wir erkannt, daß die Lehre von der innerlichen Korrektur aller Übel durch die unbeschränkt frei wirkende Individualität die große Lüge des freisinnigen Zeitgeistes war. Nachdem dieser Zeitgeist alle Individualitäten der Gesellschaft in den politischen Kampf geführt hat, hat er sein Werk gethan, und eine soziale Anschauung wird zur Notwendigkeit, wenn nicht der verderbliche Kampf aller gegen alle, der Deutschland schon einmal zu Grunde gerichtet hat, wieder entbrennen soll. Inwieweit der Staat für die Arbeiter in ihrem wirtschaftlichen Kampfe Partei nehmen soll und darf, darüber läßt sich im allgemeinen nur sagen: soweit als die Interessen der Arbeiter mit den Interessen der Gesamtheit und denen der Zukunft übereinstimmen. Jedenfalls soll der Staat aber auch nur so weit und nicht weiter die Partei der Arbeitgeber, der Kapitalisten nehmen, sondern vielmehr alles begünstigen, was geeignet ist, eine friedliche Übereinkunft, eine Vereinbarung der Parteien auf gesetzlichem Boden zu fördern. Jede Verschärfung der Gegensätze widerspricht seiner Aufgabe. Wir erkennen es als einen verheißungsvollen Fortschritt, wenn die Taktik leidenschaftlicher Aufrufe aufgegeben und die ganze Frage in das ruhigere Fahrwasser nüchterner und sachlicher Erwägungen geleitet worden ist. Nur das ist wahre, eines großen Kulturstaats würdige Politik.

Gerade die englische Manchesterlehre ist es, die alle Grundlagen der spätern sozialdemokratischen Doktrin enthält; daß die Arbeiter andre Schlüsse daraus ziehen als die Unternehmer, zu deren Vorteil sie ursprünglich aufgestellt wurde, das kann niemand Wunder nehmen. Hier sitzt also die Wurzel des Übels, und um es zu beseitigen, gilt es, den Fehler beiden Teilen zu zeigen und eine Vereinigung von einem höhern Standpunkt aus zu ermöglichen. Die

Digitized by Google

englische Lehre hat für die Unternehmer etwas überaus bequemes, indem sie den arbeitenden Klassen allein die Sorge für die Gestaltung ihrer Lage zuweist. Sie sollen selber zusehen, wie sie bestehen in dem Wettbewerb um einen möglichst großen Anteil an dem Gewinn. Eine Vereinigung der Arbeiter, um gemeinsam einen höhern Lohn zu erringen, wurde damals als ein heilloser Unfug abgelehnt, aus dem nichts als allgemeine Verarmung hervorgehen könne. Das Verhältnis zwischen Arbeitern und Unternehmern soll ganz dem freien Wettbewerb überlassen bleiben und keine Einmischung der Gesetzgebung erlaubt sein. Das schloß nicht aus, daß die Unternehmer gegen etwaige Gewaltsamkeiten der Arbeiter die Staatshilfe für sich in Anspruch nahmen und ihre Fabriken in festungsartiger Weise armirten. Die Arbeiter haben sich dadurch zu helfen, daß sie bei ihrer Vermehrung mit dem Kapital Schritt halten; wenn sie es darin versehen, so ist niemand verpflichtet, ihnen in ihren selbstverschuldeten Verlegenheiten beizustehen.

Wie in den übrigen Ausführungen der Manchesterschule, so liegt auch hierin ein Korn Wahrheit, wie Bernhardi gerecht genug ist, anzuerkennen, denn bei der billigsten Verteilung des Gewinns wird doch immer die Gefahr der Übervölkerung bestehen bleiben, und nur ein allgemein verbreitetes Gefühl der menschlichen Würde und eine diesem Gefühl und echter, d. h. der Charakterbildung entstammende Besonnenheit, ein moralischer Verzicht, können ihr begegnen. Aber die Lehre giebt ein völlig verzerrtes Bild der Wirklichkeit, indem sie nur die eine Seite des Problems sieht und von weiter nichts wissen will, und zwar gerade von den Dingen nicht, die zu ihren Interessen nicht passen. Ebenso einseitig ist es, wenn gezeigt wird, wie ein kapitalreiches Land, obgleich Arbeit dort teuer ist und die Edelmetalle einen geringern Tauschwert haben als anderswo, den Wettbewerb mit andern Ländern, in denen die Arbeit wohlfeil ist, in Bezug auf industrielle Erzeugnisse auf dem Weltmarkt dennoch bestehen kann, wenn aber nichts davon verlautet, was für Zustände sich aus diesem Wettbewerb für die innern Verhältnisse des Landes ergeben müssen. Die sehr bedenkliche Seite der englischen Volkswirtschaft im ganzen, die gezwungen ist, für einen sich immer mehr erweiternden Markt zu arbeiten, für Bedürfnisse, die erst aufgesucht und hervorgerufen werden müssen, wird gar nicht erwähnt.

Nicht aus dem, was der Einzelne in den Verkehr hineinwirft und zum Nationalvermögen beiträgt, sondern aus den Teilen, die der Einzelne daraus herauszieht, wird das Nationalvermögen und Einkommen fälschlich berechnet. Infolge aller dieser Einseitigkeiten gelangen die Engländer dazu, den lebendigen Organismus der Gesellschaft als einen einförmigen Mechanismus anzusehen, worin es auf das Ansammeln von Kapital ankommt, nach Maßgabe dessen sich die Bevölkerung zu regeln hat, während in der Wirklichkeit die wirtschaftliche Lage neben dem Reichtum der Natur weit mehr abhängt von der Er-

Digitized by Google

ſtarkung der ſittlichen Triebe im Menſchen, von der Energie ſeines Strebens, von der Entwicklung ſeiner Intelligenz und von der ſteigenden Gewalt über die Natur, die ihm ſolche Erweiterungen ſeines geiſtigen Vermögens verleihen. Da es ſich ferner nicht nur um die Erzeugung, ſondern auch um eine den Zwecken des Ganzen entſprechende Verteilung der ſachlichen Reichtümer handelt, ſo iſt auch die Geſtaltung der Geſellſchaft, wie ſie aus der Vergangenheit hervorgegangen iſt, von größerer Bedeutung, als die Engländer meinen. Wenn dann, um dieſe Lücke zu verdecken, verſucht worden iſt, die Ergebniſſe der intellektuellen und moraliſchen Triebe mit unter den Begriff des Kapitals zu bringen, wenn von immateriellem Kapital geſprochen wird, von der Rente der natürlichen Talente, von den Zinſen eines Kapitals von Kenntniſſen in Geld und Gütern, ſo iſt es klar, daß dieſe Anſchauung durchaus auf materialiſtiſcher Grundlage beruht und auf Materialismus hinausläuft. Darnach iſt der Menſch dazu da, eine Portion Kapital anzuſammeln, das iſt ſeine Beſtimmung; der Erwerb, dem alle übrigen Triebe zu dienen haben, und worin ſie den Ausdruck ihrer Bedeutung finden, iſt die Hauptſache. Wird ſich ein vernünftiger Menſch wundern, daß ſich auch die Arbeiter dieſen Lehren zuwandten, und ſie ſich nur in etwas gröblicherer Weiſe zurechtlegten? So hat man Wind geſät und mußte natürlich Sturm ernten.

Überall ſtrebte die Schule nach möglichſt allgemeinen Geſetzen und vernachläſſigte das Grundgeſetz aller praktiſchen Politik, das darin beſteht, jeder Individualität nach ihrer Art gerecht zu werden. So wenn gelehrt wurde, ein reiches, ſtark bevölkertes Land müſſe ſeine zuwachſenden Kräfte der Induſtrie zuwenden, nicht dem Landbau, weil in der Induſtrie jede zuwachſende Arbeitsmenge mehr Güter erzeuge als die frühere, während für den Ackerbau das Geſetz abnehmender Erträge gelte. Aber auch in der Induſtrie iſt die Ergiebigkeit von der vermehrten Einſicht bei der Anwendung neuer Arbeitsmengen abhängig, und wenn erwieſen werden ſoll, ein beſtimmtes Verfahren ſei für ein beſtimmtes Land das vorteilhafteſte, ſo müſſen die Gründe dafür in den Vorteilen der allgemeinen territorialen Arbeitsteilung geſucht werden, in der geſamten wirtſchaftlichen Lage des Landes, wie die Geſchichte ſie entwickelt hat, und in den Verhältniſſen der einheimiſchen Betriebſamkeit zum Weltmarkt. Für England wird ſich nach Bernhardis Meinung der Beweis wohl führen laſſen, daß es nicht zweckmäßig wäre, Arbeit und Kapital künſtlich dem Ackerbau zuzuführen, für andre Länder wird dieſer Beweis ſchwieriger ſein.

Je weiter ſich die Lehre entwickelt, deſto klarer ſtellt ſich heraus, daß die Lehre weiter nichts iſt, als die theoretiſche Rechtfertigung der Sonderintereſſen eines Standes, und zwar des Standes der Kapitaliſten und gewerblichen Unternehmer. Aber jedes Sonderintereſſe, im Sinne einſeitiger Selbſtſucht aufgefaßt, ſtellt ſich dem der Geſamtheit und des Staats, deſſen Aufgabe die Herbeiführung einer beſſern Zukunft iſt, feindlich entgegen. Von ihrem Stand-

Digitized by Google

punkt ganz folgerecht kommt die Theorie dazu, die Verringerung der Grundrente als einen Segen zu preisen und mitunter sogar die Grundeigentümer für die natürlichen Feinde der Gesellschaft zu erklären. Da der Profit, der Gewinn vom Kapital als das einzige wahre Einkommen gilt und der Zweck aller Bestrebungen ist, so ist die Erhaltung der Arbeiter auch nur Mittel zum Zweck, und der Arbeitslohn im Grunde ein notwendiges Übel. Die Wohlfahrt und Ruhe der Arbeiter ist nicht um ihrer selbst willen zu fördern, als ob sie diesen nicht ebenso wichtig wäre wie den Unternehmern, nur der ungestörten Produktion halber ist sie zu berücksichtigen.

Bernhardi sieht völlig klar darin, daß in diesen Lehren die Grundlage der sozialdemokratischen Doktrin gegeben und zugestanden ist: der Arbeiter müßte, um wirklich vollständig bezahlt zu sein, in seinem Lohn genau ebenso viel verkörperte, in Gütern fixirte Arbeit erhalten, als er unmittelbare Arbeit leistet. Bei einer solchen Bezahlung der Arbeit könnte sich wohl allenfalls eine Grundrente, niemals aber ein Gewinn für den Kapitalbesitzer ergeben. Dieser Gewinn, worin wir den eigentlichen durch die Betriebsamkeit gewährten Vorteil sehen sollen, um dessen Einbringung es sich vorzugsweise handelt, kann sich nur daraus ergeben, daß die Arbeit nicht vollständig, nicht nach ihrem wahren Werte bezahlt wird. Die Engländer finden darin nichts Bedenkliches, halten es vielmehr für richtig, daß bei dem Arbeiter nur von seinem Bedürfnis gesprochen wird; so konnten die Sozialisten ihre Mehrwerttheorie und das eherne Lohngesetz in bequemster Weise völlig fertig dem Arsenal ihrer Gegner entnehmen.

Wir erinnern an das Bismarckische Wort, daß der Freisinn die Vorfrucht der Sozialdemokratie sei; es ist in einer viel tiefern Bedeutung wahr, als gewöhnlich angenommen wird. Wie sollten die Verfechter der Arbeiterinteressen nun nicht darauf verfallen, ihrerseits den Kapitalgewinn als ein notwendiges Übel darzustellen, das jedenfalls auf das geringste Maß zurückgeführt werden müsse, wenn eben der Marktpreis der Arbeit doch immer unter ihrem eigentlichen Werte steht?

Das ergiebt sich ganz folgerichtig aus dem Versuch, die Anschauung zu begründen, das Heil der Welt beruhe auf einem hohen Gewinnsatz, das Steigen der Grundrente und des Arbeitslohns seien zwar natürliche, aber unerwünschte Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens. Öffentliche Wohlfahrt und hoher Gewinnsatz sind zu gleichbedeutenden Worten geworden, und der Besitzer des beweglichen Reichtums, der kapitalreiche Gewerbsherr nimmt infolge dessen die erste Stelle in der Gesellschaft ein. Auf ihm beruht das Wohl des Ganzen, das er im Grunde allein erhält, Grundbesitzer und Arbeiter müßten untergehen, wenn ihnen nicht der Kapitalist zu Hilfe käme. Der Gewerbsherr allein erhält den Staat und giebt der Regierung die Mittel, die nationale Unabhängigkeit zu wahren und ihre Macht zu steigern, dafür hat sie sich ihm ge-

Digitized by Google

fügig zu zeigen. Die Grundherren sind ein bloßer Ballast, die arbeitenden Klassen Werkzeug, der Stand der Gewerbsherren und Kapitalisten ist die eigentliche Nation, wem anders kann also die politische Herrschaft gebühren?

Der Kapitalist kauft für sein Geld seinen Bedarf an Sicherheit nach außen und innen, er rechnet die Steuern dafür seinen Produktionskosten zu. Natürlich sind Güter wie nationale Unabhängigkeit und Macht, Rechtspflege und allgemeine Bildung als dem Erwerb dienstbar gedacht und erscheinen daher als bezahlte Hilfsmächte der Kapitalsproduktion. Ursprung und Entwicklung dieser Anschauung, sowie ihr Zusammenhang mit der Entwicklung der modernen Gesellschaft sind ihr an die Stirn geschrieben. Es ist die Entwicklung des tiers état; dieser ist in dem Maße gestiegen, als der Geldreichtum sich dem Landeigentum genähert und es überwogen hat, und Geldsteuern die persönlichen Dienste und die Naturalabgaben verdrängten. Die ganze Anschauung ist nichts andres als die Umschreibung der berühmten Sieyèsschen Antwort auf seine Frage: Was ist der tiers état? Bisher war er nichts, in Wirklichkeit ist er alles in allem!*) Und mit dieser Übertreibung und Überhebung gerät er natürlich in Gegensatz zu den allgemeinen Interessen und fordert den Widerspruch der andern Interessenten heraus.

Giebt man erst zu, daß das Nationalvermögen im Reingewinn besteht, so läßt sich kaum viel gegen die Folgerungen einwenden. Nun macht aber schon Bernhardi geltend, daß diese Auffassung falsch ist, daß es der Rohgewinn und seine gerechte Verteilung ist, worauf die Schätzung des Nationalvermögens fußen muß, und daß es dabei auf die Befähigung eines Volks ankomme, sowohl das von der Natur gegebne, wie das dadurch und dazu erworbne Stammvermögen mit voller Energie und entsprechender Intelligenz zu benutzen. Ohnedies kann sich die Gesellschaft zwar vermehren, niemals aber das gesellschaftliche Leben sich zu einer höhern Stufe gesitteten Daseins erheben. Und dies ist eben die Hauptsache von allem!

Bei sehr ungleicher Verteilung des Vermögens vermag die inländische Produktion gewiß nicht unmittelbar dem Bedürfnis der Verzehrer zu entsprechen, sie ist vielmehr notwendig darauf angewiesen, für die Fremde zu arbeiten, wahrscheinlich um von dort Gegenstände herbeizuschaffen, die als fremd und kostbar dem Luxus genehm sind und der Geldeitelkeit Mittel bieten, den vorhandnen Reichtum zur Schau zu tragen.

Wenn die Engländer in einem auf das äußerste gesteigerten Fabrikwesen

*) Auch Sieyès teilt die produzirenden Klassen der Nation in Personen, die beschäftigt sind 1. bei der Urproduktion, 2. den Gewerben, 3. dem Handel und 4. den Arbeiten und Diensten für den unmittelbaren Nutzen oder die Annehmlichkeit der Person. Diese vierte Klasse umfaßt, wie er hinzufügt, alle Berufsarten, von den höchsten der Wissenschaft und Kunst bis zu den geringsten häuslichen Diensten — also Kant und Goethe, Dürer und Mozart, die Humboldts und Grimms ebenso wie Lakaien, Reitknechte, Barbiere und Stiefelputzer.

Digitized by Google

den besten aller Zustände in der besten aller Welten sehen, so macht unser Autor schon darauf aufmerksam, daß vielleicht eine Zeit kommen wird, wo wir zu der Einsicht gelangen, daß bei der unabsehbaren Steigerung der Produktion, die eine ungünstige Verteilung des Nationaleinkommens und Vermögens zur Grundlage hat, und die notwendigerweise eine immer ungünstigere Verteilung zur Folge haben muß, eben auch kein Segen ist; daß die Regierungen wenigstens ganz und gar nicht berufen sind, das Gewicht ihrer Macht und ihres Ansehens in die Wagschale zu legen, um die wirtschaftliche Thätigkeit der Völker in solche Bahnen zu lenken. Auf Grund einer billigen Verteilung des Einkommens sind vor allem energisch strebender Sinn, allgemeine Gesittung und das Bewußtsein menschlicher Würde zu pflegen. Die Lösung der Spannung, die wir heute, ein halbes Jahrhundert später, allgemein als krankhaft empfinden, kann Bernhardi nur in einer bessern Verteilung des nationalen Einkommens, die dem Markt im Innern einen veränderten Charakter und eine gleichgewichtige Haltung gäbe, erkennen. Freie Einfuhr billigen Getreides und weiteres Hetzen nach Exportproduktion allein wird ausdrücklich verworfen. Am Schluß der Kritik der Reinertragslehre nimmt Bernhardi in geradezu prophetischer Weise die Entwicklung der sozialistischen Theorie, wie sie seither stattgefunden hat, samt ihren Folgen vorweg. Der Stand der Geldreichen — sagt er —, seine Männer der Wissenschaft an der Spitze, rücksichtslos auf sein Ziel losschreitend sieht nicht, daß sich hinter ihm eine feindliche Partei drohend erhebt, von der man erwarten darf, daß sie ganz anders leidenschaftlich und zerstörend auftreten wird, und daß er selbst es ist, der diesen gefährlichen Feinden die Waffen schmiedet. Gerade auf die Lehren Ricardos und McCullochs können sich die Fanatiker berufen und sagen: Wenn die Grundrente ein Unheil und eine Ungerechtigkeit ist, wie ihr sagt, wenn es also kein Grundeigentum geben muß, warum soll uns das Kapital heiliger sein als der Grundbesitz, die Kapitalrente heiliger als die Grundrente? Wodurch entsteht die Kapitalrente? Nach eurer eignen Lehre dadurch, daß der Arbeiter seine Arbeit nicht nach ihrem vollen Werte bezahlt erhält. Neue Kapitale werden auf Kosten der Arbeiter gespart, denen allein fällt die Entsagung, die Ersparung neuer Kapitalien zu. Ist aber das Kapital auf Kosten der Arbeiter gespart, so muß es auch zu ihrem Vorteil und für ihre Rechnung genützt werden.

Das seit dem Erscheinen des Buchs verflossene halbe Jahrhundert hat über die Richtigkeit der Prophezeiung keinen Zweifel mehr gelassen; wir können es heute nur aus der damaligen Macht und dem Einfluß der gegnerischen Interessen erklären, wenn das Buch nicht die seiner Bedeutung entsprechende Würdigung gefunden hat. Mit Aufrufen zur Sammlung kommen wir der Notlage nicht an die Wurzel; wir glauben, daß Bernhardi mit seiner Kritik der Reinertragslehre den Weg positiver Maßnahmen richtig bezeichnet hat.

Digitized by Google

Kurz zusammengefaßt lauten die Resultate seiner Untersuchung: Die Lehre vom Reinertrag ist falsch, wichtiger ist das Gesamteinkommen und eine Verteilung, die einer zahlreichen Bevölkerung ein frohes, unabhängiges und kräftiges Dasein gewährt. Alle Produktion ist nur Mittel, nicht Zweck; sie ist das Mittel, einen bestimmten, unter den gegebnen Verhältnissen besten Zustand der Gesellschaft zu gründen, dem sie dienstbar bleiben muß; keineswegs darf im Interesse der Produktion der gesellschaftliche Zustand verlangt werden, der ihr am förderlichsten ist. Der Arbeitslohn ist nicht, wie es die Lehre will, eine konstante Größe, die durch die notwendigen Bedürfnisse des Arbeiters bestimmt wird und lediglich den Produktionskosten beizuzählen ist; er ist vielmehr ein Teil des nationalen Einkommens, von dem das Maß von Zufriedenheit und Behagen eines großen Teils der Nation abhängt.

Insofern die höhere Kapitalrente aus einem geringern Gesamteinkommen hervorgeht, als andre Eigentumsverhältnisse unter sonst gleichen Umständen erlauben würden zu gewinnen, scheint die Gegenwart einer fort und fort hinausgeschobnen Zukunft aufgeopfert, und zwar einer Zukunft, die auch nicht die wünschenswertesten Aussichten zeigt, wenn sich die neuen Kapitalien in den Händen einer geringen Zahl von Unternehmern häufen müssen.

Schließlich würden die arbeitenden Klassen überhaupt als überflüssig angesehen werden müssen, wenn das Kapital sich in einen Mechanismus verwandeln ließe, der zum Nutzen des Besitzers ein reines Einkommen erzeugte, denn der arbeitende Mensch ist nach dieser Auffassung nichts als Werkzeug.

Das rohe Einkommen und nicht das reine muß also als der jährliche Gewinn der Gesamtheit, der jährlich geschaffne Nationalreichtum angesehen werden. Nicht Produktion und Konsumtion sind der Zweck der ganzen Schöpfung; der Mensch ist nicht geschaffen, um sich in diesem mühseligen Geschäft rastlos abzuhaspeln. Erhaltung und Veredlung des menschlichen Daseins um seiner selbst willen müssen als Zweck alles wirtschaftlichen Strebens anerkannt werden. Eine Verteilung der gewonnenen Reichtümer, die der größtmöglichen Zahl von Menschen ein selbständiges Dasein gewährt und nicht dahin wirkt, die unvermeidliche Ungleichheit des Besitzes ins Unabsehbare zu steigern, ist vor allem von Wichtigkeit.

Gerade im Interesse der Gesellschaft im ganzen und des Staates will Bernhardi diese Sätze zur Geltung bringen; er ist weit entfernt davon, auf sozialistischem Boden zu stehen oder auch nur ein Vertreter einseitiger Arbeiterinteressen zu sein. Auf das eindringlichste erhebt er seine Stimme auch gegen die Verwechslung dieser Interessen mit denen der Gesamtheit: Vielleicht steht auch noch einem Teil Europas die traurige Erfahrung bevor, daß die Sonderinteressen der Arbeiter, da wo sie mit rücksichtsloser Selbstsucht verfolgt das Gesetz geben, am allerzerstörendsten wirken, und nicht etwa nur beschränkten Druck, beschränkte Leiden herbeiführen, sondern allgemeine und gänzliche Verarmung,

Digitized by Google

möglicherweise den völligen Untergang aller europäischen Gesittung und eine neue Periode der Barbarei.

Wir dürfen heute hoffen, daß die Einsicht der Regierungen uns vor dem Eintreffen auch dieser Prophezeiung bewahrt, indem sie das, was in der Arbeiterbewegung sittlich berechtigt ist, rechtzeitig in ihre Politik aufnehmen. Die bestehenden sozialdemokratischen Verbände, wie sie sich auf der Grundlage der von Bernhardi bekämpften Anschauungen entwickelt haben und entwickeln mußten, sind in der That weder zivilisatorisch, noch wahrhaft sozial, sie sind vielmehr durchaus individualistisch, materialistisch und doktrinär wie ihre geldbürgerlichen Lehrer und Väter; das ergiebt sich am deutlichsten aus ihrer oft so unbegreiflichen Stellung zu allen staatlichen Forderungen wie aus ihrer Verleugnung des innern religiösen Bedürfnisses. Es sind Gestaltungen des bis in die untersten Schichten durchgedrungnen Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts mit seiner blinden Überschätzung des Individuums und der Gegenwart. Wie zu erwarten war und nicht verkannt werden darf, hat sich in der neuesten Zeit der rechte Flügel der Sozialdemokratie von diesem Standpunkt und der doktrinären Phrase abgewandt und vernünftiger Einsicht zugänglicher gezeigt. Denn der wahre Sozialismus als Weltanschauung ist nichts als die vernünftige Einschränkung des strebenden Individualismus, der unausrottbar in der menschlichen Natur liegt und der Sauerteig aller Zivilisation ist. Diese wirklich soziale Anschauung birgt, wie der bedeutendste der neuern politischen Schriftsteller (Ratzenhofer) ausführt, keine sozialen Gefahren und keine Übertreibung in sich, wie die individualistische, weil sie immer nur die führenden Geister der Menschen beherrschen und in den Massen nur als Veredlung der Sitten, als Pflichtbewußtsein und Ehrgefühl auftreten kann.

Bei allen gesellschaftlichen und staatlichen Fragen handelt es sich nach Bernhardis Überzeugung aber nicht darum, der „natürlichen" Entwicklung der Dinge ihren Lauf zu lassen, sondern darum, eine bestimmte Aufgabe mit Bewußtsein zu lösen. Sein geläuterter Sozialismus ist nicht der landläufige Kathedersozialismus der letzten Jahrzehnte, es ist wahre soziale Gesinnung, die sich in vollendetster Form fast vierzig Jahre später in der Mahnung des Vierundachtzigjährigen auf seinem Sterbelager an den Sohn ausspricht: niemals zu vergessen, daß alles Streben und Erringen im Leben des Einzelnen eine wirkliche und wahre Bedeutung nur dann gewinnt, wenn es in bewußter Beziehung steht zum Allgemeinen.

Digitized by Google

Kirchenpolitik und Zentrum

(Schluß)

3

Es ist nicht das Verdienst der katholischen Hierarchie oder unsrer Ultramontanen, daß sich unsre katholischen Heerführer, Offiziere und Mannschaften ebenso tüchtig gezeigt haben wie die von evangelischem Bekenntnis. Aber schon vor dem Friedensschluß, noch im Hauptquartier von Versailles, erschien der spätere Kardinal Ledochowski, um das Eintreten des neuen Reichs für die weltliche Herrschaft des Papstes zu erwirken; die Erfüllung dieser hierarchischen Forderung war nichts andres als die Gefahr eines neuen Krieges. Im ersten deutschen Reichstage schlossen sich die Ultramontanen zu der Parlamentspartei des Zentrums zusammen, unter der maßgebenden Beteiligung eines welfischen Parteigängers; der erste Antrag der neuen Partei ging dahin, der Reichsverfassung die preußischen Verfassungsbestimmungen über Kirchenfreiheit einzufügen, Bestimmungen, über deren Mißbräuchlichkeit und thatsächlichen Mißbrauch sonst jedermann in Preußen einig war. In den polnisch sprechenden Landesteilen Preußens wurde immer sichtlicher die von Gesetzes wegen bestehende Lokalschulinspektion der Geistlichen von ihnen dazu benutzt, großpolnische Propaganda zu treiben, ohne daß die Kirchenobern dagegen eingeschritten wären, um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen. Ein Bischof entzog einem staatlich bestellten Religionslehrer nicht nur die missio canonica, sondern ging zugleich in der schroffsten Weise, unter Mißachtung der Staatsrechte und jeder Rücksicht auf den Staat, gegen den Staatsbeamten vor. So viel über die Schuld am Kulturkampf: er ist dem Staate aufgedrängt worden. Mit der Schuld im Kulturkampf verhält es sich anders: die fällt auf beide Teile.

Der Aufhebung der katholischen Abteilung des Kultusministeriums und dem Schulaufsichtsgesetz, die nur Abwehrmaßregeln waren, und zwar ungenügende, folgte die Offensive, genauer gesprochen, der Gegenangriff. Die Maigesetze und die andern kirchenpolitischen Gesetze bilden eine Kette von Maßregeln, worin die ersten Glieder von den später angesetzten überboten werden. Bei der Abfassung aller rächte es sich, daß der Staat nicht einmal für die Spitze über Männer ver-

Digitized by Google

fügte, die die katholische Kirche sozusagen an der Quelle, in ihren täglichen Lebensäußerungen, in ihrer regelmäßigen Einwirkung kennen gelernt hatten; Dr. Falk und Dr. Förster haben ihre schwierige Aufgabe gewiß mit allem Mut und mit sittlichem Ernst angefaßt, wofür ihnen noch heute Dank gebührt, aber es fehlte ihnen die eigne Kenntnis der „Materie," und sie griffen deshalb zu den Rezepten protestantischer Kirchenrechtslehrer, namentlich zu den Ausgrabungen des Doctor finium regundorum. Es lag das übrigens damals in der Luft. Als Juristen wollten sie etwas technisch Vollkommnes schaffen und vergaßen sie keine rechtliche Kautel, aber hier wäre wirklich einmal die Hälfte, wirksam formulirt, mehr als das Ganze gewesen; das, was man juristisch lex imperfecta und lex minus quam perfecta nennt, hätte sich wirksamer erwiesen als die lex perfecta. Bei der Anzeigepflicht z. B., die immer als der Kernpunkt angesehen worden ist, kam es darauf an, daß die Bischöfe gezwungen würden, jede Ernennung zu einem geistlichen Amte den Oberpräsidenten anzuzeigen, damit diese unwürdige oder hetzerische Persönlichkeiten ausschließen könnten. Das Zwangsmittel, das gewählt wurde, war Strafe für jeden nichtangezeigten Ernennungsfall und Nichtigkeit jeder nicht angezeigten Ernennung; das letzte mit der Folge, daß der Ernannte von Staats wegen zu hindern war, das Amt anzutreten, ins Pfarrhaus zu ziehn, Messe zu lesen, die Sakramente, darunter auch die letzte Ölung, zu spenden. Nun mußte doch mit dem gegebnen Bestand von Kandidaten gerechnet werden. Davon wäre der Oberpräsident nicht in der Lage gewesen, mehr als fünf von je hundert auszuschließen — hochgegriffen. Für diese fünf Verworfnen mußten nach der lex perfecta auch die fünfundneunzig Gerechten büßen, und mit ihnen die Gemeinden, die doch ganz unschuldig waren, Gewissensnot leiden. Ohne Vermittlung des Geistlichen ist ja für den Katholiken kein gottseliges Leben und Sterben möglich.

So mußte das, was wir Juristen kühlverständig Nichtigkeit und Nichtigkeitsfolge nennen, vom katholischen Volke als harte und unverdiente Strafe gefühlt werden. Die juristische Folgerichtigkeit ging noch weiter: die weltliche Gesetzgebung schrieb den Bischöfen die Wiederbesetzung vor. Das war sehr wohlwollend gemeint, aber hieß es nicht zugleich päpstlicher sein wollen als der Papst? Stand dem nicht, rein juristisch genommen, der Satz entgegen: beneficia non obtruduntur, und, was wichtiger ist, mußten nicht dadurch die Kirchenobern dem katholischen Volke, dem ihre Stellung heilig ist aber in der Regel in ehrwürdiger Ferne bleibt, viel näher gerückt werden, so nahe, daß ihr Geschick unmittelbar mitempfunden wurde, als ein Stück des eignen und täglichen Lebens? Denn die Folgen des Wohlwollens waren zunächst wieder Strafen für die Kirchenobern, sehr schwere Strafen; als solche waren sie greifbar, als Ausflüsse des Wohlwollens unverständlich. Ist es nur retrospektive, also wohlfeile Kritik, wenn wir die Meinung aussprechen, daß sich ein ganz andres Verfahren empfohlen hätte? Das folgende: Strafe gegen den nichtanzeigenden Kirchenobern, Strafe gegen

Digitized by Google

den nichtangezeigten Geistlichen, der ohne staatliche Erlaubnis das Amt antritt, aber Giltigkeit aller Ernennungen, die keinen Einspruch rechtfertigen, Konzentrirung der staatlichen Zwangsgewalt auf die wenigen Fälle von Ernennung unwürdiger, hetzerischer Persönlichkeiten, Steigerung bis zum äußersten Zwang in diesen wenigen Fällen. Bei diesem Verfahren wäre niemals eine „Verwüstung" eingetreten, die betroffnen Gemeinden hätten von Nachbargeistlichen versorgt werden können; sie würden ihre Klagen wohl nicht allein gegen den Staat gerichtet und bei der großen Mehrzahl des katholischen Volkes kaum mehr als das sehr gemäßigte Mitgefühl gefunden haben, das der Mensch fremdem Leiden entgegenbringt, wenn er sich selber geborgen weiß.

Um den Unterschied klar zu machen, verweisen wir auf das, was ein sehr genauer, als Kirchenrechtslehrer auch von den Katholiken geschätzter Kenner, Paul Hinschius, gesagt hat, daß „etwa 99 Prozent der Verwüstungen, welche der Kulturkampf in Preußen angerichtet hat, aus der Nichtbeobachtung der . . . Anzeigepflicht . . . entstanden" seien. Wie sehr wären diese 99 Prozent zusammengeschmolzen! Der Staat wäre nicht in die Versuchung gekommen, ein Zwangsgesetz durch das andre zu überbieten, und der berechtigte Kern der Anzeigepflicht sowohl als der andern kirchenpolitischen Gesetze wäre von dem Stachel, der sie verhaßt machte, freigeblieben. Wir schätzen diesen Kern sehr hoch und sind noch jetzt der Meinung, daß der kirchliche Gerichtshof eine Schutzwehr gegen beiderseitigen Mißbrauch war; daß der Staat verpflichtet ist, sich seiner Bürger gegen die Überspannung kirchlicher Zuchtmittel, und der Geistlichen gegen tyrannische Kirchenobere anzunehmen; daß der Jesuitenorden als grundsätzlicher Gegner der Toleranz und der Parität diese ebenso wenig anrufen darf wie die Sozialdemokratie das Recht der politischen Partei; daß die andern Orden nicht nieder-, aber in Schranken zu halten sind; daß eine vom Staat nicht beeinflußte Erziehung der künftigen Geistlichen zu gefährlicher Einseitigkeit führen muß. Die entsprechenden Aufgaben können ja nicht alle zugleich, oder nicht vollständig erfüllt werden, in Preußen und im Reich liegen jetzt andre Aufgaben näher, aber jene sind unverjährbar, der Pflicht nach nicht weniger als was die Befugnis anbelangt, und ein Augenblick wie der jetzige, wo sie unpopulär sind, fordert wenigstens dazu auf, den Bestand, der dauernden Wert hat, ins Gedächtnis zurückzurufen und der immer größer werdenden Verdunklung des wirklichen Hergangs im Kulturkampf entgegenzutreten. Dessen Verlauf und die Erfahrungen daraus sollen wohl beherzigt werden, dürfen jedoch nicht davon abschrecken, feststehende Staatspflichten im Auge zu behalten, und, mag auch in der augenblicklichen politischen Lage für den zum Handeln berufnen Staatsmann ein gewisser Dispens liegen, so hat er doch auf der immer abschüssiger werdenden Bahn schwächlicher Zugeständnisse innezuhalten. Der politische Schriftsteller vollends darf nie das kirchenpolitische Programm des Staats als Ganzes aus den Augen verlieren, soll jede Gelegenheit, dafür zu wirken, benutzen. In

Digitized by Google

dieser Absicht, die nicht negiren, sondern fördern will, ist hier Kritik geübt worden. Es wäre leicht, sie auf die andern kirchenpolitischen Gesetze auszudehnen; auch diese Kritik wäre fruchtbar, geht aber über den Rahmen dieses Aufsatzes hinaus. In diesen gehört nur noch die Bemerkung, daß auch diese andern Gesetze durch das Streben nach juristischer Vollkommenheit und Vollständigkeit an Wirksamkeit verloren haben, und daß sich damit bei dem Gesetz über die Vorbildung der Geistlichen der schulmeisterliche Zug verbunden hat, der uns Deutschen im Blute steckt. Das Ergebnis ist darnach gewesen: dieses Gesetz war das unzweckmäßigste von allen, aber das Wohlwollen, das im Grunde alle Maßregeln des Staates beseelte, ist gerade bei dieser Maßregel besonders lebhaft gewesen, und auf keine andre sind größere und allgemeinere Hoffnungen gesetzt worden. Also, auf Seiten des Staats Wohlwollen, auch im erbittertsten Streit; niemals verleugnetes, obgleich nicht immer erleuchtetes Wohlwollen. Wie stand es damit bei der Kirche und ihren Anhängern im Kulturkampf?

Der Anzeigepflicht unterwirft sich die Kirche nicht bloß in überwiegend katholischen, sondern auch in überwiegend protestantischen Staaten, in Württemberg z. B.; der Umfang der Kirchenhoheit, den Preußen, auch auf der Höhe des Kulturkampfes, in Anspruch nahm, überstieg überhaupt nicht das Maß, das die Kirche in andern Staaten anerkennt und üben läßt, widerspruchslos und willig. Es reicht sogar nicht entfernt heran, wenn man Frankreich und Bayern zum Vergleich heranzieht. Woher denn der erbitterte, aufs äußerste gesteigerte Widerstand der Kirche in Preußen, gegen jedes Zugeständnis? Daher, hieß es kirchlicherseits, daß der Staat das Verhältnis einseitig regelt, ohne sich mit der Kirche verständigt zu haben. Aber in Frankreich und in Bayern war das auch so geschehen, denn ihre Kirchenhoheit ist durch einseitig erlassenes Staatsgesetz über das konkordatsmäßig zugestandne Maß ausgedehnt worden, in Bayern sogar im schärfsten Widerspruch mit dem Konkordat. Also, das war nicht der Grund, sondern beleidigte Herrschsucht, und dann Abneigung gegen diesen Staat, von dem man bisher nur Wohlthaten und seit 1840 — Schwäche erfahren hatte. Darum ließ man es auf eine Kraftprobe ankommen. Man kann das politisch verstehen und vom kirchlichen Standpunkt aus auch rechtfertigen. Aber die Mittel!

Die katholische Kirche gesteht dem evangelischen Bekenntnis diesen Namen nicht zu, weil auch sie evangelisch sein will; wir sind höflicher und geben ihr den Namen, den sie beansprucht, so hinfällig auch der Anspruch ist. Nun wohl, war es evangelisch, daß die Hierarchie eine auf dem Gebiet des Weltlichen auszufechtende Machtfrage zu ihrem Vorteil hinter dem Bibelwort versteckte, daß man Gott mehr als den Menschen gehorchen müsse? Es war Frevel gegen das Evangelium. Die Kirchenobern ließen die Anzeigepflicht unbeobachtet und bewirkten dadurch die „Verwüstung," daß Hunderte von Gemeinden keine Seelsorger

Digitized by Google

hatten. Deren Gewissensnot war für die Hierarchie Kampfmittel. Und die Kampfmittel niederer Ordnung, z. B. das Stichwort von der diokletianischen Kirchenverfolgung? Ist es auf den hierarchischen Anhang in Presse und Parlament beschränkt geblieben? Wer hat offenbare Rebellion zuerst passiven Widerstand genannt? Es wird schwer festzustellen sein, aber durch offizielle Annahme hat die Unwahrheit gleichsam die Weihe der Taufe erhalten. Niemals hat man gehört, daß die Hierarchie Mäßigung empfohlen hätte; Kampfmittel wurden als Kampfmittel benutzt, rücksichtslos. Eben das von der diokletianischen Kirchenverfolgung war besonders im Schwange, obgleich die Unwahrhaftigkeit des Vergleichs in die Augen sprang. Wurden doch nach wie vor in Preußen die katholischen Soldaten zum Kirchenbesuch und zur Übung ihrer sonstigen kirchlichen Pflichten befohlen. Die Kinder der Volksschulen wurden nach wie vor zum Besuch der täglichen Morgenmesse angehalten, in keiner Realschule und in keinem Gymnasium mit katholischen Schülern schaffte der Staat den von ihm bezahlten katholischen Religionslehrer ab. Man muß lachen, wenn man sich die entsprechenden Zustände im diokletianischen Rom vorstellt, aber nur über die Geschmacklosigkeit des Vergleichs; in jeder andern Beziehung ist die Sache sehr ernst. Und auch da fehlte nicht der offiziell-kirchliche Stempel, wurden jedenfalls die Verbreiter der hetzerischen Unwahrheit von oben nicht verleugnet, bekamen sie eher eine gute kirchliche Note. Ähnlich stand es mit den festlichen Einholungen von Geistlichen, die ihre Strafzeit abgebüßt hatten. Wer hat sie veranstaltet oder befördert? Ist darauf Rücksicht genommen worden, daß Massenveranstaltungen unter solchen Umständen immer die Gefahr des direkten Aufruhrs in sich bergen? Alles Kampfmittel, Mittel zur Stärkung des „katholischen" Bewußtseins, Rührtrommel auch für die nächsten Wahlen: also willkommen, oder wenigstens des tolerari potest wert. Wahrlich, noch niemals hat sich diese Ermächtigung weniger wählerisch gezeigt, noch nie ist mit heiligen Worten und irregeleitetem Gehorsam mehr Mißbrauch getrieben worden.

Die so verfuhren, sind damals Staats- und Reichsfeinde genannt worden. Mit Recht, denn sie waren es damals wirklich, und sie waren es, die diokletianische Härte gezeigt haben, gegen die Katholiken nämlich, die den der Obrigkeit zu leistenden Gehorsam beobachteten. Es ist gut, daß die Kampflosung von der Reichsfeindlichkeit mit dem Kampf immer mehr verstummt ist, aber wenn die, die sich darüber beklagen, daß die Kampflosung jemals aufgekommen ist, zugleich mit ihrer damaligen Aufsässigkeit als einem Verdienste prahlen, so haben sie es sich nur selber zuzuschreiben, daß das Schuldkonto wieder einmal nach beiden Seiten hin aufgemacht wird. Günstig schließt es für keinen Teil ab, aber der Staat hat dem ewigen Gehalt der katholischen Kirche, ihrem christlich-religiösen Wert, mehr Rücksicht erwiesen als die Kirche selbst. Zum Renommiren hat kein Teil Anlaß, und zu einem

Digitized by Google

gewissen Stolz nur der Teil, der am wenigsten ans Renommiren denkt und nur immer wieder vorgeschoben wird. Wir meinen die niedere Geistlichkeit, die zu leiden gehabt hat, und noch mehr die vielen lange verwaisten Gemeinden. Sie haben in der That Begeisterung, Opfermut und Treue bewiesen. Wir freuen uns über diese Eigenschaften auch bei den Gegnern und sehen darin einesteils einen versöhnenden Zug, andernteils eine Gewähr für die Zukunft. Das letzte namentlich dann, wenn das kirchliche Interesse, das durch den Kulturkampf unzweifelhaft erhöht worden ist und manche bisher gleichgiltigen Kreise ergriffen hat, darauf geleitet wird, die Quelle, aus der diese Eigenschaften den Hauptzufluß erhalten, das regelmäßige Leben und Wirken der katholischen Kirche, unmittelbar kennen und dadurch schätzen zu lernen.

Für den Ausfall der Kraftprobe war natürlich das größere Wohlwollen des Staats ein Element der Schwäche, ein Bundesgenosse seiner Gegner. Das landesväterliche Herz unsers alten Kaisers litt unter der Seelennot seiner katholischen Unterthanen mit. Es war ja nicht die Aufstellung, sondern die Mißachtung der Anzeigepflicht, die die Verwüstungen angerichtet hatte und steigerte, aber die Verwüstungen waren da und beschwerten das Gemüt des Herrschers mehr als Rechthaberei, während die Gottesstreiter mehr den Vorteil berechneten, der daraus für die Austragung des Streites in ihrem Sinne erwuchs. Dieses Verhältnis der Gemütsbeteiligung ist bis zum Friedensschluß, bis zum „Gang nach Kanossa" unverändert geblieben; es ist wiederum dasselbe, das wir schon konstatirt haben: auf Seiten der katholischen Führer weniger, auf Seiten des Staats mehr Wohlwollen und Herzensanteil an der Gewissensnot der betroffnen Katholiken, die Umkehrung des natürlichen Verhältnisses. Daß daran auch Fürst Bismarck, und in derselben Weise wie sein kaiserlicher Herr, mit dem Gemüt teilgenommen hat, weiß jeder, der die vom echtesten und tiefsten Christentum erfüllten Briefe gelesen hat, die Bismarck an seinen Schwager, als diesem ein Sohn gestorben war, und bei einer andern Gelegenheit an Andre von Roman geschrieben hat; die Ultramontanen richten auch hier nach einem andern Maßstab, nach dem etwa, den sie an das „unkirchliche" Sterben Bismarcks anlegen, und nach der Art, wie sich bei ihnen das Schillersche Wort abspiegelt: Willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz.

Neben dem Mitgefühl machten sich, je länger je mehr, auf Seiten der Staatsregierung noch andre Rücksichten für den Wunsch geltend, durch Verständigung und Nachgeben zum Frieden oder, um bismarckisch zu reden, zu einem Waffenstillstande zu gelangen. Die Gefolgschaft, mit der die Regierung den Kulturkampf führte, bestand wesentlich aus Parteien, die ihre Sonderzwecke immer höher stellten und außerdem großenteils religiös gleichgiltig oder gar kirchenfeindlich waren; Glaubenskämpfe aber — dazu war der Kulturkampf für die meisten Katholiken geworden infolge der verhängnisvollen Entwicklung, die wir darzulegen versucht haben —, Glaubenskämpfe schlägt man nur mit Hilfe von

Digitized by Google

glaubensstarken Soldaten. Dann gab es für den Staat wohl noch ein Kampfmittel, das den Sieg möglich gemacht hätte: eine allgemeine und unbeschränkte Vollmacht an die Verwaltung, je nach der Verschiedenheit der Fälle die Kampfgesetze schärfer anzuziehen oder von ihrer Anwendung abzusehen, überhaupt über alle Machtmittel des Staats frei zu verfügen. Dadurch würden die Waffen im Kampfe einigermaßen ausgeglichen worden sein, denn die Hierarchie hat auf ihrem Gebiete diese freie Verfügung. Aber Dispensationsgewalt und sonstige Stärkung der Regierung und Verwaltung stehen auf dem konstitutionellen Index, und so fand das Gesetz vom 14. Juli 1880, das den Ansatz zu ihrer Gewährung machte, keine Nachfolge, trotz seiner günstigen Wirkungen; war doch auf Grund seiner Ermächtigungen die Besetzung von 953 Pfarreien, dem größten Teil der erledigten 1103, zugelassen worden. Unter diesen Umständen blieb nichts übrig als eine Lösung, wodurch das Zentrum zwar nicht gewonnen wurde, aber für die zunächst notwendige Staatsthätigkeit gegen die Selbstsucht und Unbelehrbarkeit andrer Parteien ausgespielt werden konnte; seine Selbstsucht erschien für den Augenblick als die weniger gefährliche. So kam es zum Kompromiß und vorläufigen Stillstande. Die Schmähungen der Kampfgenossen und das Siegesgezeter der Gegner legte Fürst Bismarck gelassen zum übrigen; seine Sammlung von dergleichen war ja so groß, daß es ihm auf ein Mehr oder Weniger nicht ankam. Aber auf die salus publica, und nur auf sie, kam es ihm an, und die schuldet ihm, hier wie immer, Dank.

Daß nicht der Staat gesiegt hat, ist sicher. Immerhin war erreicht worden, daß die durch Staatsgesetz aufgestellte Anzeigepflicht von der Kirche beobachtet wurde, und noch einige andre notwendige Attribute der Kirchenhoheit blieben bestehen. Unsers Erachtens ist überhaupt nicht die von der Kirche durchgesetzte Beschränkung der gesetzlichen Einwirkung des Staates das, was von dessen Standpunkt aus am meisten zu beklagen ist, denn das Prinzip der Staatssouveränität ist gewahrt, und es giebt ja noch eine Zukunft. Sondern die schlimmste Folge von dem Verlauf und dem Ausgang des Kulturkampfs ist die, daß die Staatsverwaltung eingeschüchtert ist und sich deshalb scheut, von ihren Befugnissen, namentlich der des Einspruchs, Gebrauch zu machen, und daß das Verständnis der evangelischen Staatsbeamten für die nicht sowohl herrschende als religiös fördernde Seite der katholischen Kirche durch die Hitze des Kampfes und durch den spätern Unmut noch mehr gehemmt wurde. Aber auch der Sieg der katholischen Hierarchie hat mehr scheinbaren Glanz als wirklichen Wert, sei es kirchlichen, sei es gar religiösen Wert. Denn die Verwüstungen waren arg, ihre wirkliche Ursache wird, auch den Katholiken, nicht immer verborgen bleiben und nicht als Saat der Ehrfurcht wirken, das Stigmatisiren der „Auchkatholiken“ wird sich noch einmal verdientermaßen rächen, und wenn auch einstweilen die Einmütigkeit des Laienelements mit den Kirchenobern noch zu wachsen scheint, so ist doch seine feste Zusammenfassung unter eignen Häuptern

Digitized by Google

kirchlich nicht unbedenklich: Zentrum und Katholikentag könnten auch einmal Kirchenparlament spielen wollen, an Anzeichen dafür fehlt es nicht.

Sehr bestimmt tritt schon jetzt bei einem erst durch den Kulturkampf großgezognen Bundesgenossen große Selbständigkeit und jeweilige Neigung zur Unbotmäßigkeit hervor, bei der ultramontanen Presse. Die Namensvariante dafür „Kaplanspresse" deutet auf die Gefahr hin: das Preßtreiben der Geistlichen ist ein Keil in die geistliche Disziplin, ein schlimmerer Konkurrent als die Staatsaufsicht über geistliche Seminare und Konvikte und als der studentische Umgang katholischer Theologen mit Kommilitonen evangelischen Bekenntnisses. Es wird erzählt, der Bischof von Trier, Korum, habe den Zustand des Friedens für die Kraftерhaltung in der Kirche als nicht wünschenswert bezeichnet. Wir glauben es gern, daß er die ecclesia militans vorzieht und vor seinem Oberpräsidenten, wer es auch sein möge, keine Furcht hegt, hat er doch jedenfalls nicht in seiner Heimat, dem Elsaß, die Achtung vor der deutschen Obrigkeit eingeprägt erhalten; dagegen sind wir der Meinung, daß ihn manchen Anhängern gegenüber nicht selten so etwas wie Furcht überkommt. Irren wir uns nicht, so ist der Preßorganisator Dasbach in seiner Diözese heimisch; gegen den würde sich Herr Korum nur sehr schwer zu disziplinarischer Strenge entschließen, obgleich Herr Dasbach kein hochstehender Geistlicher ist. Noch schlimmer an dem Treiben der ultramontanen Presse ist, daß sie bei ihrer Besprechung des Tagesklatschs, des politischen und des sonstigen, religiöse Empfindungen anzurufen pflegt. Das ist eine Profanirung, die uns, und sicher nicht uns allein, als gewohnheitsmäßige Übertretung des zweiten Gebots erscheint. Also, den Hauptvorteil aus dem Kulturkampf hat nicht die Kirche gehabt, den Treffer hat das Zentrum gezogen.

4

Wir sind nicht der Meinung, daß das Zentrum als unpatriotische Partei gegründet worden sei. Die Praxis des Zentrums sieht freilich noch jetz manchmal darnach aus, in den Fragen der Wehrhaftigkeit des Reichs z. B. und dann, wenn das Zentrum bei seiner Unterstützung der Polen und Elsässer eine ihm sonst gar nicht eigne Blindheit zeigt, gar kein Auge dafür hat, daß diese Schützlinge doch sicher Feinde Deutschlands sind. Aber es wäre Unrecht und Verdächtigung, anzunehmen, daß sich solche Männer wie die beiden Reichensperger, wie Mallinckrodt und Schorlemer-Alst mit Bewußtsein und Absicht an der Gründung eines unpatriotischen Unternehmens beteiligt hätten. Und ähnlich wie sie war die Mehrzahl der Mitglieder gesinnt: sie fühlten sich als gute Deutsche; die Ausnahmen können hier außer Betracht bleiben. So ist es noch; selbst die Minderzahl muß jetzt in dieser Hinsicht mit ihren Wählern rechnen, denn diesen kann man zwar noch in einigen Gegenden Schimpfereien gegen das Deutsche Reich auftischen, aber keine thätliche Feind-

Digitized by Google

seligkeit dagegen mehr ansinnen. Etwas andres ist die Pose des Patriotismus, die das Zentrum als Neophyt der „staatserhaltenden" Parteien so gern annimmt. Diese Pose steht niemand gut, dem Zentrum aber noch schlechter als andern, und unter diesen hat ein Teil das wohlerworbne Recht, dem Zentrum — von dessen Wählern sprechen wir nicht — erst noch weitere Proben abzuverlangen.

Nicht in dem Patriotismus also liegt das Unterscheidende des Zentrums, sondern in der Staatsauffassung. Die Staatsauffassung des Zentrums ist anders als die Staatsgesinnung, von der die Gründung des Reichs vorbereitet und geleitet worden ist. Die Zentrumsauffassung legt auf das Besondre im Volksleben, auf dessen soziale Differenzirungen, wenn der Ausdruck gestattet ist, das entscheidende Gewicht und setzt ihrer Zusammenfassung und Beherrschung durch den Staat ganz andre Schranken, als früher gemeingiltig waren, indem sie zugleich deren Überschreitung als Staatsomnipotenz verurteilt. Die Grenzen, die der Staat wahren soll, steckt die Zentrumsauffassung bald enger, bald weiter, je nach der Verschiedenheit und Wichtigkeit der betreffenden Sozialbildungen. Als bestimmende Regel für die notwendigen stellt sie den Satz auf, daß die Entfaltung ihres Lebens vom Staat nicht verkümmert werden dürfe, und daß ihre eigne Meinung über die ihnen zukommende Freiheit berücksichtigt werden müsse. Außerdem sind die sozialen Bildungen und Einflüsse, die von der Zentrumsauffassung bevorzugt werden, andre als die, die beispielsweise von der im zweiten Abschnitt charakterisirten altpreußischen Staatsgesinnung vorangestellt werden. In erster Reihe steht für die Zentrumsauffassung die katholische Kirche. Sie verlangt zwar nach ihrem Programm formell für die katholische Kirche nur Parität, aber, da die Kirche eben darnach frei sein und das ihr zukommende Maß von Freiheit selbst bestimmen soll, so läuft die rechtliche Parität thatsächlich auf vollständige Unabhängigkeit vom Staate hinaus. Das ist auch die wahre Meinung. Aber noch mehr. Die nichtkirchlichen Gemeinschaften sollen, wenn ihr Dasein berechtigt ist, nach der Meinung des Zentrums ebenfalls Freiheit der Bewegung haben, ihnen gegenüber soll zwar die Einwirkung des Staats größer sein, und der Staat ihnen sowohl die Grenze als das Gesetz des Handelns vorschreiben dürfen, aber das wichtigere: das Handeln selbst, die Lebensbethätigung, die Ausführung und Verwaltung, darauf soll wieder, wenn und wieweit Katholiken beteiligt sind, die katholische Kirche Beschlag legen. Nicht unmittelbar, aber auf Umwegen, durch die Vereinsform. Daher die eifrige Vereinsthätigkeit der katholischen Geistlichkeit, daher die katholischen Bauern-, Handwerker-, Gesellenvereine usw. Diese Vereinigungen sind an und für sich gewiß etwas gutes, dem Zentrum jedoch nur dann, wenn sie ausschließlich aus Katholiken bestehen und die geistliche Direktive anerkennen. Das steht nicht im Zentrumsprogramm, aber da springt als Bundesgenosse der jährliche Katholikentag ein, mit seinen vielen

Digitized by Google

Satelliten, von denen wir nichts merken, und mit der unermüdlichen Kaplanspresse. Daher auch der Haß gegen die „Auchkatholiken," mögen sie es mit ihren kirchlichen Pflichten noch so ernst nehmen, denn sie gehen in staats-, wirtschafts-, sozialpolitischen Dingen nicht mit, ziehen wohl gar Vereinigungen vor, an denen Deutsche andrer Bekenntnisse teilnehmen. Das ganze Leben „katholisch," auf allen Gebieten, in allen seinen mannigfaltigen Formen, katholisch ohne Beisatz, das ist die soziale Ergänzung zu der Staatsauffassung einer Partei, die die Bezeichnung als konfessionelle Partei von sich weist.

Etwas ganz neues im heutigen Deutschland, und doch, genauer betrachtet, etwas altbekanntes: die mittelalterliche Staatsauffassung, nur durch einen modern zurechtgeschnittnen Schleier verhüllt. Die Staatsauffassung, wonach der Staat seinem Wesen nach auf Heerbann, advocatia und Blutbann beschränkt ist und die Richtung sowohl wie den Inhalt seiner Thätigkeit von den selbständig gestellten Gesellschaftsmächten empfängt. Welche darunter die Oberhand hat, den größten Einfluß auf den Staat übt, ist eine Machtfrage. Daß diese Machtfrage immer möglichst zu Gunsten der katholischen Kirche ausfalle, mit allen ihren Ansprüchen, das ist der dauernde Zweck des Zentrums. Jeder Sieg des Zentrums befestigt die Herrschaft der katholischen Kirche und dehnt sie aus, und umgekehrt. So ist es wenigstens gedacht, wenn auch natürlicherweise die Identität nicht immer klappt, und bald der eine, bald der andre Teil mehr abbekommt. Auch dieses Verhältnis zur katholischen Kirche steht wieder nicht im Zentrumsprogramm, aber daß es sich so verhält, weiß oder fühlt jeder; es ist vollständig sicher.

Man ist deshalb versucht, das Zentrum als klassisches Beispiel dafür anzuführen, daß die Sprache den Menschen dazu gegeben sei, ihre Gedanken zu verbergen. Das Hauptstück wird verschwiegen, bleibt aber immer das Entscheidende; der Schleier um die Fahne verhüllt sie nur für Nichteingeweihte. Im Verhältnis dazu sind die offiziell aufgestellten Programmpunkte nur Nebendinge, taktische und Lockmittel, Zwischenstationen zum Endziel. Das gilt gerade von dem, womit das Zentrum am meisten Staat macht: von der bürgerlichen und politischen Freiheit, die es fordert, von der Parität und Selbständigkeit der andern Kirchen, von der Freiheit der Presse, der Vereine und Versammlungen, von den wirtschaftlichen Reformbestrebungen. Selbstverständliche Zugabe ist die Versicherung, daß das Zentrum das Gemeinwohl fördern wolle; diese Versicherung fehlt ja in keinem Parteiprogramm. Es liegt uns fern, an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln.

Bisher hat sich die Taktik des Zentrums sehr gut bewährt, es ist immer mächtiger geworden, auch nachdem die ausgezeichnete Defensivstellung, die ihm der Kulturkampf gewährte, den unmittelbar wirkenden Wert verloren hat. In Windthorst hatte das Zentrum einen Meister der parlamentarischen und außerparlamentarischen Mache als zuletzt unbestrittnen Führer; sein Beispiel

Digitized by Google

ist nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen, sondern wird als Überlieferung von den Epigonen eifrig gepflegt und nachgeahmt. Das Zentrum hat aber auch Bundeshilfe gefunden. Am wenigsten noch bei der Sozialdemokratie, obgleich diese recht häufig bei den Abstimmungen und bei den Wahlen mit dem Zentrum gegangen ist. Die andern Parteien dagegen haben ihm nicht nur dabei geholfen, die Staatslenkung entweder zu schwächen oder zu beeinflussen, sondern dienen auch dem Zentrum zum Relief, sodaß es als Partei in der That den ersten Rang einnimmt. Die Staatsauffassung, die von ihnen vertreten wird, ist zwar auf demselben geschichtlichen Boden gewachsen wie das Deutsche Reich, aber sie werden von den einzelnen Forderungen ihrer Parteiprogramme beherrscht, mögen diese auf „Freiheit“ oder „Autorität“ den Nachdruck legen, und diese Unfreiheit gegen die Mittel des politischen Handelns wird noch durch Kliquenwesen und durch ihr schlechtes Gewissen erhöht. Auch sie nämlich haben uneingestandne Ziele, aber diese sind nicht wie das des Zentrums idealer Art, sondern beruhen auf wirtschaftlicher Selbstsucht, die sich sogar vor der Mehrzahl der eignen Parteigänger verstecken muß, weil ihre Erfüllung nur einem Teil davon zu gute kommen würde. Daraus muß wohl wüstes Gezänk, kann aber weder feste Parteihaltung, noch gar eine relativ berechtigte „Fraktion“ echter Staatsgesinnung entstehen. Man streicht sich wohl mit seiner Staatsgesinnung selbst heraus, indem man sie zugleich den andern Parteien abstreitet, aber in Wirklichkeit wird überall der davon einst vorhandne Bestand immer mehr von Parteisucht überwuchert. Gegen solche Zerfahrenheit erscheint das Zentrum groß, ja sogar zur Regierungsstütze geeignet. Hat es sich doch zur „staatserhaltenden“ Partei zu mausern gewußt, und ist diese Mauserung auch fast allgemein anerkannt worden, obgleich das Zentrum dabei nicht ein Jota von seiner Vergangenheit oder von seinen Zielen verleugnet und aufgegeben hat. Im Gegenteil, es prunkt mit seiner Vergangenheit, und seine damalige Aufsässigkeit dient ihm als Pressionsmittel, eine Einräumung nach der andern zu erlangen, sich auf Kosten des Staats zu stärken.

Wir schließen für diesesmal unsre Erörterungen. Bei ihrer Fortsetzung wird mehr die sozial-wirtschaftliche als die kirchliche Seite der politischen Lage zu betrachten sein. Doch auch auf diese wird die Erörterung zurückzukommen haben, denn das Zentrum ist politisch ein so mächtiger „Faktor“ geworden, daß sein Hauptgebiet nicht unberührt bleiben kann. Wir würden bedauern, wenn diese Erörterungen den Eindruck machten, als ob wir für dieses Gebiet an neue Gesetze und überhaupt daran dächten, eine Brüskirung des Zentrums zu empfehlen. Unsers Erachtens läßt sich vielmehr, wie jetzt die Dinge liegen, das Zentrum als Gegner berechtigter Staatseinwirkung auf das kirchliche Leben nur durch eine mit diesem vertraute Verwaltung bekämpfen, nicht durch Gesetze. Und was die andern Gebiete der Staatsthätigkeit anbelangt, so ist ja Gesetzgebung nötig, und dabei kann und sollte die agrarische Schwäche des Zentrums aus-

Digitized by Google

genutzt werden, aber es ist immer mit ihm zu rechnen. Auch darum sollte man sich davor hüten, das Zentrum schroff zu behandeln, weil zwar auch bei ihm Gewählte und Wähler, Führer und Geführte nicht eins sind, aber das Band zwischen ihnen besonders eng ist, und weil die Wählerschaft des Zentrums, im ganzen genommen, zum Kern der Bevölkerung Deutschlands gehört. Mit dem Zentrum als Partei fertig zu werden, es dauernd zu überwinden, ist nur durch die Verbindung von Eifer und Ausdauer mit echter Staatsgesinnung möglich. Derselbe Eifer und dieselbe Ausdauer sind erforderlich, von denen sich die Anhänger des Zentrums beseelt zeigen, jetzt schon seit siebenundzwanzig Jahren, und als Staatsgesinnung die des Fürsten Bismarck, der die Einseitigkeiten der altpreußischen überwunden, ihren Kern erweitert und veredelt hat. Wir sogenannten Gebildeten verehren die Wahrheit nur als ruhende Größe; sie bedarf der Streiter, um zu siegen.

Die deutsche historische Landschaft

Von Friedrich Ratzel

Auf deutschem Boden ist aus Sümpfen und dichten Wäldern eine Kulturlandschaft herausgewachsen, die voll ist von den Zeichen der Arbeit, die ein Volk in seinen Boden hineinrodet, hineingräbt und hineinpflanzt, und womit es sich diesem Boden immer enger verbindet. Wir sehen unendlich viele kleine, einander ähnliche Wirkungen der in unendlich vielen kleinen Bezirken mit ähnlichen Mitteln wirkenden Kraft eines arbeitenden und fortschreitenden Volkes. Das Land, das sich einst einförmig hinstreckte, ist in eine Menge von Stücken zerteilt worden, die alle im Verhältnis zum Ganzen sehr klein sind. In ihnen zeigen die scharfen Furchen der Äcker, die schnurgeraden Gräben der Bewässerungsanlagen und selbst die reinlichen Umrisse der Strohschober die Sorgfalt einer emsigen Arbeit von langer Tradition und Übung, die sich das ganze Land vom Rhein bis zur Weichsel unterworfen hat. Gerade diese Gleichmäßigkeit ist bezeichnend. Es giebt auch in Deutschland Flächen ohne Kultur, aber nur wo der Anbau vollkommen unlohnend ist. Wir haben keine Campagna und keine Despoblados. Die Dünen werden bepflanzt, und die Moore mit Wegen und Gräben durchzogen. Auch sind nirgends Weizenäcker in Jagdgehege oder Schaftriften verwandelt, wie in England und Schottland. Das Viertel des deutschen Bodens, das noch mit Wald bedeckt ist, der eingeengte, zusammen-

Digitized by Google

gedrängte, durch Lichtungen jeder Form und Größe durchbrochne und zerschnittne Rest des alten germanischen Urwaldes, der einst undurchdringlich genannt wurde, kann heute ebenso gut als Kulturland gelten wie Äcker und Wiesen. Die Waldkultur nützt den Boden aus, der sonst unergiebig wäre, und ist an andern Stellen unentbehrlich für die Erhaltung eines gesunden klimatischen und hydrographischen Zustandes. Ja, man wird füglich sagen dürfen, der Ackerbau sei in vielen Teilen Deutschlands schon weiter gegen den Wald vorgedrungen, als Boden und Klima zulassen. Die armen, steinigen Hafer- und Kartoffelfelder auf dem Rücken des Erzgebirges, im Harz, in den südlichen Vorbergen des Thüringerwaldes oder auf manchen steinigen Muschelkalkhochebnen über dem Main und der Tauber bieten ihren Bebauern geringen Nutzen. In die Landschaft bringen diese kärglich bewachsenen Wölbungen mit ihren grüngrauen flechtenbewachsenen Felsgraten oder ihren seit Generationen herausgepflügten und zu breiten Steinwällen aufgeschichteten Kalksteinfladen, die die geringe Tiefe der Ackererde bezeugen, einen Zug von Armut, den in unsrer Zone selbst die braune Heide nicht kennt. Sie verkünden das Vorhandensein einer dichtern Bevölkerung, als dieser Boden verträgt.

Die ältesten Spuren und Reste der Bewohner des deutschen Bodens in Höhlen, Pfahlbauten, Küchenresten, Gräbern jeder Art zeigen immer nur kleine Völkchen in weiter Zerstreuung. Sie haben auch keine so zahlreichen Steinpfeiler, Steinkreise und Dolmen aufgerichtet wie in manchen Teilen Westeuropas. Wir haben auf deutschem Boden kein einziges prähistorisches Denkmal von wahrhaft monumentalem Charakter. Nur im Tiefland ist noch da und dort eine Steinsetzung an einsamer Stelle erhalten, die das Grab eines großen Mannes bedeckt, und wenige Höhen des Mittelgebirges sind von Ringwällen umzirkelt, deren schönste Beispiele der Altkönig im Taunus bietet. Auch das Fichtelgebirge hat schöne Reste davon. Manche, die in einst slawischen Gebieten gefunden werden, ragen deutlich in die geschichtliche Zeit herein.

Wohl werden auch in grauer Vergangenheit Völkerwellen von Osten, Süden und Norden her das in der Mitte Europas gelegne Land überschwemmt haben; aber sie konnten dieses Land noch nicht bedecken. Sie breiteten sich in den natürlichen Lichtungen der Heiden und längs den Flußläufen aus. Die ältesten Wege auf deutschem Boden können nur Waldpfade gewesen sein, die die Lichtungen mit einander verbanden. Sie waren ebenso vereinzelt und abgebrochen, wie sich der Verkehr auf die Verbindung der einander nächstgelegnen, durch alte, geheiligte Formen die Gemeinsamkeit des Ursprungs bewahrenden Stämme beschränkte. Selbst diese ließen weite Wildnisse, die höchstens Jagdgebiete sein konnten, zwischen sich bestehen, in denen an wenig Stellen bewachte Durchgänge offen gehalten wurden. Im Osten dürfte der von der Adria zum Samland die kürzesten Entfernungen suchende Bernsteinhandel am frühesten einzelne Pfade zu einem Wege vereinigt haben, der von

Digitized by Google

der Donau zur Elbe, Oder und Weichsel führte. Im Westen haben dann die Römer Verkehrswege in einer Weise durchgeführt, daß noch heute Römerstraßen und römische Warttürme in der historischen Landschaft wirksam erscheinen. Wir haben aber keinen Rest von den alten Knotenpunkten dieses Verkehrs, denn dieser hatte vor der Römerzeit auf deutschem Boden noch nicht die nachhaltige Kraft, die zur Städtebildung notwendig ist. Höchstens zeigt eine auffallend zusammengehäufte Menge von Bronze- oder Bernsteingegenständen an einer Stelle, ein sogenannter Depotfund, den Rastplatz eines Handelsmanns an.

Erst der Ackerbau trug in das Leben der mitteleuropäischen Völker eine Entwicklung hinein, die die Zahl der Menschen auf demselben Boden immer weiter wachsen und zu einzelnen Gruppen sich zusammenschließen ließ. Da der Ackerbau nicht überall gleichartig war, sondern aus verschiednen Quellen stammte, so sind bis auf den heutigen Tag auch seine Spuren verschiedenartig. Die verschiednen Dorf- und Hofanlagen und Gemarkungen sprechen von Stammeseigentümlichkeiten, die besonders weit auseinander liegen in den slawischen oder einst slawischen und den germanischen Teilen unsers Landes. Man glaubt sogar keltische Reste in den westfälischen Langhäusern zu erkennen, wo Wohnräume und Stall unter demselben Dach und in Einer Flucht liegen. Römische Einflüsse können in dem Bau und der Anlage der Wohnstätten und Dörfer in Süd- und Westdeutschland deutlich nachgewiesen werden. Und von spätern Einwirkungen sind besonders die flandrischen nicht zu verkennen, die durch die mittelalterliche, von Westen nach Osten gerichtete Kolonisationsbewegung ihren Weg bis weit über die Elbe hinaus gefunden haben. Wer sich mitten in Pommern durch Straßenzeilen mit saubern roten Backsteinhäusern mit großen Fenstern, niedern Mauern und hohem Dach angemutet fühlt, steht denselben von Westen her übertragnen Einrichtungen gegenüber, die wir in einer bestimmten Gemarkungsform und in ganz andrer Ausprägung in den Anklängen an holländische Hafenstadtanlagen finden, wie sie in allen unsern Seestädten wiederkehren. Nur wenig hat der Boden diese Unterschiede beeinflußt. Das Wohnen in Einzelhöfen und kleinen Hofgruppen (Weilern, Zinken), das der Alpen- und Voralpenlandschaft einen so reich belebten Charakter giebt, ist auch in den Vogesen und im Schwarzwald üblich, aber nur, wo Alemannen und Schwaben vorwiegen; es verschwindet in den fränkischen Gebieten und kehrt dann in Nordwestdeutschland, besonders in Westfalen, wieder, allerdings mit einer ganz verschiednen Anlage des Hauses. Den schärfsten Gegensatz zu dieser Zerstreuung, die den engsten Anschluß der menschlichen Wohnstätten an die Natur bedeutet, zeigen die befestigten, auf Hügeln oder halbinselartigen Höhenvorsprüngen zusammengedrängten Dörfer, die auf dem eigentlich deutschen Boden nirgends so verbreitet sind, wie in den von Mongolen- und Türkenstürmen bis ins vorige Jahrhundert immer wieder heimgesuchten deutschen Kolonialgebieten Siebenbürgens mit ihren burgenartigen, befestigten Kirchen.

Digitized by Google

Die weitaus größte Zahl der deutschen Städte und Dörfer reicht um ein Jahrtausend zurück, aber jede einzelne Siedlung, mit wenigen Ausnahmen, ist gewachsen. Man ist erstaunt, wie früh selbst die Namen von Höfen und Hütten der hintersten Alpenthäler vorkommen. Eine Karte, auf der jede Siedlung durch einen Punkt bezeichnet wäre, würde für das Jahr 900 viele Teile von West- und Süddeutschland nicht viel anders zeigen, als sie heute sind. Ganz anders, wenn wir die Größe berücksichtigen. An die Stelle einer ältern Ungleichheit der Bevölkerungsverteilung, die zwischen die am frühesten urbaren sonnigen Hänge und natürlichen Lichtungen der Flußthäler weite menschenleere Strecken liegen ließ, ist seit Jahrhunderten eine andre immer wachsende Art von Ungleichheit durch den Wechsel von dicht und dünn bewohnten Gebieten getreten. Stärker als je hat der Zug nach den Städten unsre Bevölkerung erfaßt. Das war nicht immer so. Das Deutschland der sächsischen und schwäbischen Kaiser war viel städteärmer, und seine Städte waren eng und von halb dörflichem Wesen und durch weite unbewohnte Räume getrennt. Aber da sich die Städte niemals wie die Dörfer an den Wald und das Feld anschmiegen und gleichsam organisch mit ihrem Boden verwachsen, sondern vielmehr mit der Natur um den Vorrang kämpfen und etwas Selbständiges und Dauerndes in der Landschaft darstellen, so sind aus der frühesten Städtezeit Mauern, Thore, Türme, Brücken, Paläste, Kirchen erhalten, und so aus allen folgenden. Deshalb gehören städtische Bauten aus allen Zeiten zu den hervortretendsten Zügen der deutschen Landschaft und tragen am allermeisten zu ihrem geschichtlichen Charakter bei. Jedes Jahrhundert, jede geschichtliche Gruppirung, jeder Stil hat seine Spuren in ihnen zurückgelassen. Abstrakt angesehen ist ja jeder Städtebau eine Erhöhung über die Umgebung, aber die alten Burgen, Kirchen, Schlösser suchten von vornherein höhere Punkte auf, von denen sie zu Schutz und Augenlust einen weiten Bereich überblicken konnten. Wenn dann im Laufe der Jahrhunderte das Schutzbedürfnis ab- und die Volkszahl zunahm, stiegen alle die jüngern Teile in die Ebne hinab, und so sehen wir, wie in Jahresringen das Wachstum nach unten und außen sich ausbreitet. Wir steigen in Baden und Heidelberg von den Römertürmen zu den alten Burgen und von diesen zu den neuen Schlössern hinunter und sehen heute die einst am Bergabhang aufgebaute Stadt breit in die Ebnen der Oos und des Neckars hinausziehen.

Je neuer die Städte sind, desto tiefer liegen sie in der Regel. Die jüngsten Städte, deren Keime der wirtschaftliche Aufschwung des letzten Halbjahrhunderts ausgestreut hat: Bremerhaven, Ludwigshafen, sind von Anfang an breit ans Wasser hingebaut. Sie sind nicht bloß hinabgestiegen, sie haben sich auch aus dem Schutze zurückgezogner Lagen herausgewagt, wie ein Vergleich zwischen Stettin, das eine der natürlich geschütztesten Lagen unter den Ostseestädten hat, und Swinemünde zeigt. Dagegen liegen selbst im Tiefland die alten

Digitized by Google

Städte auf den Wölbungen des Bodens und ragen nicht selten wie türmende Inseln aus flachem Tieflandhorizont hervor. Weite Gebiete von sonst einförmigen Linien gewinnen ungemein durch ihre von weither sichtbaren turmreichen Städte. Und soweit man sie sieht, soweit legt sich auch der Hauch ihrer geschichtlichen Erinnerungen über die Landschaft. So schauen Halberstadt, Merseburg, die Marienburg weit ins Land hinaus, wie Lübeck und Stralsund von der hohen See her lange sichtbar sind, aus der ihre stolzen Türme unmittelbar aufzutauchen scheinen. Deutlich erkennt man vor allem an den ostelbischen Städten den fast allgemeinen Ursprung aus den Befestigungen. Und Leipzig, Brandenburg, Posen liegen wohl inmitten sumpfiger Flußgeflechte, aber zugleich leicht erhöht. Sehr häufig erinnert der Gegensatz der buckligen Straßen der Stadt zu den flach hinlaufenden Chausseen draußen an die unebne Unterlage, auf die der erste Gründer seine Stadt gestellt hat.

Überall in Deutschland haben die zwei das Land beherrschenden Stände des Mittelalters, Kirche und Landadel, die freien, aussichtsreichen Lagen zuerst herausgefunden. Daher auch hier die lang nachwirkende Verbindung zwischen den Klöstern, Kirchen, Kapellen, Burgen und den malerischsten Punkten der Landschaft. Das östliche Mitteldeutschland zeigt davon nicht soviel wie das westliche, wo schon die Römer mit ihren Warttürmen und Merkurstempeln vorangegangen waren. Aber die Katharinenkirche über Wunsiedel, die heute als der schönste unter den leicht erreichbaren Aussichtspunkten des Fichtelgebirges gilt, oder die Trümmer von Paulinzelle im Thüringerwald, die Rudelsburg und Giebichenstein an der Saale, die hochragende Landeskrone bei Görlitz sind aus tausend herausgegriffne Beispiele, wie das moderne Naturgefühl und Erholungsbedürfnis die Wohnstätten der Alten aufsucht.

Diese Alten stellten nicht nur ihre Bauten mit Vorliebe auf erhabne Punkte, sie bauten auch selbst hochstrebende Türme und Giebel. „Scharfzinnige" Gassen sind für Städte wie Lübeck, Hildesheim, Nürnberg ebenso bezeichnend wie eine gewisse Flachheit für die jüngern. Kein Stil hat die deutsche Landschaft so beeinflußt wie der gotische. Werke der Gotik sind nicht nur die hochragenden Türme von Köln, Straßburg, Freiburg, Ulm, Regensburg und die einfachern Türme der großen Backsteinkirchen des Nordens; auch die schlanken spitzen Türme einfacher Dorfkirchen sind Kinder und Enkel dieser Familie. Der herrliche durchbrochne Turm des Straßburger Münsters herrscht königlich über der Landschaft des mittlern Elsasses. Er ist in dem Tieflande sichtbar vom Fuß der Vogesen bis zum Fuß des Schwarzwalds. So beherrscht aber auch jeder Kirchturm seinen Umkreis, in dem er das hervorragendste und idealste Bauwerk ist. Es ist also wichtig, daß er hoch hervorragt. Im ganzen hat Oberdeutschland mehr hochragende spitze Kirchtürme als Niederdeutschland, und vielleicht sind die schlanksten von allen am Rande der Alpen zu finden. Die grüne Farbe der schmalen spitzen Kirchtürme ist einer der

Digitized by Google

freundlichsten Züge in der Voralpenlandschaft. Am Neckar und am Oberrhein herrschen die Kuppen und Zwiebeltürme von oft sehr feinen Kurven vor. Unter den niederdeutschen sind dagegen die Türme der vorpommerschen und rügischen Dorfkirchen massig; Eckkrönungen sind häufig angebracht, um den schweren Eindruck zu mildern. Fast kastellartig sind in Mitteldeutschland die Kirchtürme des Werralandes, während weiter östlich die Mannigfaltigkeit der Kirchturmformen manch einförmiges Bild des Wellenlandes zwischen Harz und Erzgebirge belebt. Der zwischen zwei einander überragenden langen Höhenwellen hervorschauende Kirchturm ist immerhin eine edlere Staffage als die Flügel einer Windmühle.

Die katholischen Gegenden Deutschlands haben allein in ihren Feldfluren und auf ihren Anhöhen manche andern Zeugnisse ihres Glaubens bewahrt, der sich oft wunderbar feinfühlig mit einem alten, unbewußten Natursinn verbindet. Wer wissen will, wie tief das Naturgefühl in der deutschen Seele wurzelt, der sehe sich einmal die Lagen der einfachsten Kapellen, Kreuzwege und Wallfahrtskirchlein an; kaum eines, das nicht den Blick über ein weites, fruchtbares Land, oder die von selbst zur Umschau anregende Lage auf einem Gebirgskamm, oder die Schauer einer Waldestiefe mit dem religiösen Empfinden zu vereinigen gesucht hätte. Außerdem hat jeder alte Bischofssitz und haben viele Klöster mit den religiösen auch künstlerische Anregungen ausgestrahlt. Welcher Wandrer, der durch das Rhönland gezogen ist, hat nicht empfunden, wie die von der Bischofsstadt ausgehende Kunstübung in der Gegend von Fulda selbst die „Bildsteine" reicher gestaltet, mit gewundner Säule, Reblaubgewinden und reichem Schmuck kleiner Figuren ausgestattet hat. Die alte christliche Kultur breitet überhaupt einen vergeistigenden Hauch über das ganze Fuldaerland aus. Der Petersberg mit seinem pyramidenförmigen Aufbau, den die weit überragende Kirche krönt, ist ein echter heiliger Berg. Bis auf die Gipfel der Rhön haben Waller die Pfade gebahnt. Bildsteine und Kruzifixe ersetzen die Wegweiser; die Kapelle und die Steinkanzel auf der stillen Höhe der Milsenburg vollenden diesen religiösen Charakter der ganzen westlichen Rhönlandschaft.

So hat sich auch die geschichtliche Verwandtschaft der Städte in dem Stein der Bau- und Bildwerke dauernde Denkmale geschaffen. Der Charakter der Städte wechselt von Landschaft zu Landschaft. Verwandte Geschicke, verwandte Bilder. Unmittelbare Nachahmung hat in leicht kenntlicher Weise die Ostseestädte einander ähnlich gemacht. Lübeck ist in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts die Musteranlage für zahlreiche Städtegründungen in den Ostseeländern geworden, wie Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald, Stettin, Anklam, Stargard, Kolberg. Die Anklänge an die Lübecker Marienkirche reichen in den alten Hansestädten noch weiter nach Osten und binnenwärts. Wie die Leuchttürme schauen zum Verwechseln ähnlich die Türme der

Digitized by Google

Kirchen auf die blaue Ostsee hinaus. Eine andre Familienähnlichkeit umfaßt tiefergehend alle Seestädte. In den Seestädten riß der Faden der Entwicklung niemals so leicht ab wie in den Binnenstädten. Lübeck und Danzig zeigen unter allem Wechsel der Geschicke eine ruhige, wenn auch ebbende und flutende Entwicklung, während Augsburg und Nürnberg nach regstem Leben zuweilen in Schlaf sinken. Das Meer erlaubt nicht die vollständige Wegleitung und Abdämmung des Verkehrsstroms. Daher haben die Binnenstädte monumentale Zeugnisse ihrer Blüte aus wenigen Jahrhunderten, oft nur aus einigen Jahrzehnten, während in den Seestädten kein Jahrhundert ohne neue Schöpfungen vorbeigegangen ist, die sich an dem nie ganz abreißenden Lebensfaden aufreihen. Viel mehr Besonderheiten zeigen trotz der gemeinschaftlichen römischen Grundlagen die rheinischen Städte mit ihren herrlichen romanischen und noch mächtigern gotischen Bauten. Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Köln zeigen, daß der Rhein einst die Lebensader des römischen Germaniens und des Reiches der Karolinger war und es mit Unterbrechungen in der ganzen großen Zeit der deutschen Kaiser aus fränkischem und schwäbischem Stamme geblieben war. Trier und Frankfurt gehören in diese Familie. Daß aber dieses „deutsche Kanaan" nicht immer eines der blühendsten Länder der Christenheit war, sondern schwere Kriegsstürme über sich hinziehen lassen mußte, zeigt die schwermutsvolle Größe so manches Bildes, das dort an unsern Augen vorüberzieht, wo auf den altersgrauen Dom das zerstörte Schloß hinabschaut.

Die zahllosen Burgen und umtürmten Städtchen am Rhein und an seinen Nebenflüssen erzählen eine andre Geschichte: sie sind Zeugnisse der Zerklüftung und Zersplitterung, die mit hundert Schlagbäumen und Sperrketten die mächtige Lebensader unterband und kaum eine Brücke für den Verkehr von Ufer zu Ufer bestehen ließ. Wie anders ist wieder die Sprache jüngerer und jüngster Städte, wie Mannheim und Ludwigshafen und der neu hinzugewachsenen Quartiere von Straßburg, Köln oder Düsseldorf, in denen der alte Kern der Stadt fast verschwindet: sie sind aus dem Bedarf eines großen fesselnden Verkehrs entstanden, dem die blühendste Vergangenheit nichts an die Seite zu stellen hat, modern, regelmäßig, unmalerisch im höchsten Grade, großenteils nur Augenblicksschöpfungen und dem Augenblick aufs stärkste imponirend. In manchen Beziehungen sind ihnen die zahlreichen kleinen und großen Residenzstädte verwandt, die ja zum Teil auch ganz künstliche Schöpfungen sind; aber fast allen fehlte einst das mächtige Verkehrsleben, das durch jene pulst; und manche sind auch, abgesehen von Schloß und Zubehör, nicht viel mehr als Landstädtchen von auffallender Regelmäßigkeit und Stille. Nur wenige hat ein Strahl der Geschichte hell und für immer erleuchtet. Weimar hat seines gleichen nicht in der Welt. Wie eine Dämmerung liegt es dagegen nur auf kleinern der Gattung wie Rastatt, Ludwigsburg, Wolfenbüttel, Blankenburg. Dabei durchdringt der allgemeine Charakter ihrer Landschaft diese Städte. Haben nicht

Digitized by Google

die thüringischen Städte ursprünglich alle etwas von thüringischer Enge und von der Armut des Gebirges an sich? Man muß nicht die mit Villenkränzen umgebnen neu aufgeblühten, wie Eisenach, Weimar, Koburg oder Naumburg, sondern die im alten Zustand erhaltnen wie Schmalkalden betrachten. Dazu trägt ähnlich wie auch in den alten hessischen Städtchen der vorwaltende Fachwerkbau bei, der leichter einen verfallnen Charakter annimmt als der reine Steinbau.

So wie die Städte und Marktflecken durch den Verkehr entstanden oder wenigstens gewachsen sind, so sprechen sich auch in ihrer Anlage die von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselnden Bedingungen des Verkehrs aus. Die älteste Blüte des Städtewesens finden wir in den Gegenden, wo der Verkehr am frühesten aufblühte, und mit der Verdichtung des Netzes der Verkehrswege wuchs auch die Zahl und Größe der Verkehrsmittelpunkte. Um nur eine neuere, in die Gegenwart hereinragende Entwicklung zu nennen, lagen in dem Netz der deutschen Poststraßen vor der Zeit der Eisenbahnen Tausende von Ruhepunkten des Verkehrs; daher aller zwei bis drei Meilen die mit behaglichen Postwirtshäusern ausgestatteten Städtchen und größern Dörfer, an denen der Eisenbahnverkehr, der so kurze Pausen nicht liebt, jetzt vorbeisaust, um wenigere, größere Verkehrsmittelpunkte zu schaffen. Ein andrer Unterschied, der schon tiefe Spuren in unsrer Landschaft gemacht hat, liegt darin, daß der alte Wagen- und Botenverkehr in die Städte hineinführte, wo der Marktplatz ihm breiten Raum bot, während der viel anspruchsvollere Eisenbahnverkehr sich seine „Stationen“ in der Regel außerhalb der Städte schaffen mußte. Daher sehen wir in vielen Städten die Marktplätze veröden oder die in süddeutschen, besonders bayrischen Städten häufigen breiten Straßen, wo einst Märkte gehalten wurden, und an ihre Stelle einen Bahnhofstadtteil treten, der als der Inbegriff des Neuen, Modernen und Unfertigen der alten abgeschlossenen Stadt ganz unorganisch angegliedert ist.

Gehören nicht auch Tausende von Meilen Landstraßen und Wege samt ihren Brücken aus Holz oder Stein, Fähren usw., die neben den Eisenbahnbrücken wie Spielzeug aussehen, schon zur historischen Landschaft? Ihnen reihen sich die Telegraphenlinien als ein absolut neuer Zug in unsrer Landschaft an. Wenn man erwägt, daß Deutschland heute mehr Eisenbahnen besitzt als noch im zweiten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts Kunststraßen, und daß die schönsten Straßenbauten heute neben den Aufschüttungen, Einschnitten, Brücken und Viadukten der Eisenbahnen verschwinden, ferner, daß wesentlich den Eisenbahnen jene Steigerung der Beweglichkeit der Bevölkerung zugeschrieben werden muß, die eine ganz neue Verteilungsweise über das Land bewirkt, so muß man wohl auch im landschaftlichen Sinne unsre Zeit das Zeitalter der Eisenbahnen nennen.

Die Geschichte jeder Stadt und jeder Landschaft lehrt die fortreißende Gewalt kennen, die in jedem kleinsten Äderchen dieses modernen Verkehrssystems

Digitized by Google

wirksam ist. Sie gehören alle einem einzigen Strome an, und so sind sie auch überall dieselben und streben überall die Ausgleichung jener in zwei Jahrtausenden angesammelten Verschiedenheiten an, die den wesentlichen Charakterzug der deutschen historischen Landschaft, die Mannigfaltigkeit, ausmachen. Viel davon ist schon ausgeebnet und abgeglichen. Unsre Kulturlandschaft ist heute unvergleichlich viel einförmiger als im Beginn unsers Jahrhunderts. Später erst werden jene Spuren der politischen Mannigfaltigkeit verschwinden, die in der Zeit der staatlichen Zersplitterung den deutschen Boden mit zahllosen politischen Mittel- und militärischen Stützpunkten kleinsten Formats, mit Schlagbäumen und Grenzpfählen in allen Farben und mit allen jenen Abstufungen der staatlichen Leistungen und Attribute bedeckt hat, die wir z. B. noch sehr deutlich in der Güte der Landstraßen von der Rheinpfalz durch Baden und Württemberg nach Altbayern wahrnehmen. Mit der Zersplitterung zusammen ging ein Überwuchern der politischen Züge in der historischen Landschaft, Zeugnis der Vielregiererei und Bevormundung, die zum Glück großenteils der Vergangenheit angehört. Es bezeugt ein gesünderes Leben, daß die in der Lage und den Bodenverschiedenheiten liegenden Kulturunterschiede jene Merkmale künstlicher, willkürlicher Sonderungen immer mehr verdrängen, und daß damit die historische Landschaft immer treuer den organischen Zusammenhang des Volkes als eines Ganzen mit seinem Boden abspiegelt.

Ichbücher

Der Ausdruck klingt sehr affektirt, aber man wird ihn auf die Dauer nicht grundsätzlich vermeiden können, wenn man die Sache kurz bezeichnen und Bücher unter einem Generalnenner zusammenfassen will, die bei sehr verschiedenartigem Sachinhalt eine neuerdings häufig auftretende durch den Ausdruck zu kennzeichnende Mitteilungsform miteinander gemeinsam haben. Memoiren kann man sie nicht nennen, weil sie nicht Erlebnisse enthalten, sondern Eindrücke, Stimmungen und Urteile sehr subjektiver Natur, denen die mitgeteilten Dinge nur als Unterlage dienen; es sind etwa Materialien zu einer Weltanschauung der einzelnen Verfasser. Dem Leser, der nach einem dem Stoffe nach abgeschlossenen Ganzen verlangt, wird es nicht immer leicht werden, sich in dem Zentrum der Betrachtung zurechtzufinden, und vielleicht wird auch der Autor sein Ich unter der Wirkung der Beleuchtung, in die er es gesetzt hat, nicht immer wieder erkennen. Es kann eben jemand auch bei dem besten Willen nicht ganz in eines andern Haut schlüpfen.

Wenn z. B. Einer Erinnerungen an Kaiser Friedrich mit politischen Betrachtungen und menschlichen Ermahnungen erbaulicher Art verbindet, so wird

Digitized by Google

er, auch ohne neues zu bringen, damit zwar manchen wohlthuenden Eindruck erwecken können. Vergleicht er aber außerdem noch Kaiser Friedrich Schritt vor Schritt mit dem römischen Kaiser Marc Aurel, und zwar so, daß er immer seinen Vergleich, weil er nicht paßt, rechtfertigen, einschränken und entschuldigen muß, so wird der Leser am Schluß zwar allerlei über die beiden Persönlichkeiten gelernt haben, im Grunde seines Herzens aber doch wohl wünschen, er hätte jede der beiden Abteilungen für sich vorgesetzt bekommen, und wird froh sein, wenn der wohlgemeinte, aber etwas schwierige Eiertanz zu Ende ist. Den Vergleich zwischen Kaiser Friedrich und Marc Aurel hat zuerst ein englischer Geistlicher in einer Gedächtnisrede kurz angedeutet und dadurch die Anregung gegeben zu einer vollständig ausgeführten Chrie, denn eine solche ist das Buch: Kaiser Friedrich und Marc Aurel, eine Vergleichung von Friedrich Crönert (Halle, Hendel). Der Verfasser hat das gut geschriebne und fein ausgestattete Buch mit großer Liebe und offenbar zu seiner eignen aufrichtigen Befriedigung abgefaßt. Wir wollen seinen Empfindungen, soweit sie Sache des Gemüts sind, nicht störend in den Weg treten, er wird darin Teilnehmer finden. Sein Urteil aber, wo es auf das politische Gebiet hinübergreift, müssen wir notgedrungen als wunderlich bezeichnen. Damit das nicht hart erscheine, sei auf das Engländertum verwiesen, über das er sich Seite 40 ergeht in einem Tone, als ob er niemals Bismarcksche Reden oder Zeitungsartikel oder Verhandlungen des Kolonialrats gelesen hätte. Man nennt so etwas himmelblauen Optimismus, und läse man es nicht gedruckt, so würde man nicht glauben, daß es das noch gäbe. German blue, sagt vielleicht der Engländer.

Ein eigentümliches, inhaltreiches, ernstes Buch sind die Nächte. Gassen- und Giebelgeschichten, Bilder aus Zeit und Zukunft, von einem Mitmenschen, Kurt Geucke (Berlin, Hermann Walther). Der Dichter erhält auf seiner Dachkammer Besuche von personifizirenden Gestalten: Not, Gram, Liebe usw., die ihm erzählen oder ihn dahin führen, wo er das Beschriebne erlebt. Es sind darunter recht hübsche Geschichten: Der gute Doktor, An den Wassern Babylons, auch kurze Skizzen, in denen uns Beobachtetes mitgeteilt wird. Zwischen der Prosa des Verfassers stehen selbstgemachte Verse, zum Teil recht gute, auch Zitate und Auszüge aus einheimischer und fremder Litteratur. Die einzelnen „Nächte“ sind in Gruppen zusammengefaßt: Buch der Thränen, des Kampfes, der Sterne, Lyrisches Zwischenspiel. Die Empfindung ist nicht erkünstelt, sondern durchaus aufrichtig, die Form sorgfältig und gut. Es ist nicht jedermanns Sache, sein Inneres aufgezeichnet und gedruckt andern zur Betrachtung vorzulegen, und viele werden für diese Aufrichtigkeit nur ein blasirtes Lächeln übrig haben. Vielleicht hätte auch der Verfasser in den Quellen seiner Erbauung, den vielerlei Litteraturzitaten noch mehr Auswahl und Beschränkung walten lassen können. Sein religiöser Glaube (Pantheismus, Präexistenz) ist vollends eine Sache für sich. Hervorstechende Eigenschaften sind aufrichtiges Wohlwollen und große Menschenliebe. Ernstgerichtete Leser werden vieles finden, was sie anspricht.

Geschenktes und Erkämpftes, Stimmungsbilder und Ewigkeitsgedanken, von Ernst Rolffs (Heilbronn, Salzer) sind Betrachtungen und Ansprachen eines Geistlichen, zum Teil an Bibeltexte angeschlossen und hie und da unterbrochen durch novellenartig eingekleidete kleine Erlebnisse und Hinweise auf Schopenhauer und Nietzsche, dem Inhalt nach durchaus für Christenmenschen bestimmt, in der Einkleidung aber so eingerichtet, daß auch Kinder der Welt

Digitized by Google

daran ihre Freude wohl haben könnten. Es ließe sich denken, daß beide Teile nach der Lektüre des eleganten Büchleins das Gefühl hätten, nicht recht auf ihre Kosten gekommen zu sein. — Angewandtes und für jedermann brauchbares Christentum könnte man Tony Schumachers „Du und deine Hausgenossen“ (Ravensburg, Otto Maier) nennen. Den Inhalt sieht man aus den einzelnen Abteilungen von den Großeltern bis zu den Gästen im Hause, von den Kindern, Gouvernanten und Dienenden bis zu den Hunden, Katzen und Papageien, aber was dieses Buch von ähnlichen über den guten Ton unterscheidet, ist nicht die Mannigfaltigkeit der Fälle, sondern die feine Gesinnung, die aus den sehr einfachen und als Gegenstand der Lektüre einleuchtenden Vorschriften spricht. Wir wissen leider, daß mit solchen Mitteln die Leiden zusammenlebender Mietbewohner nicht gehoben werden können, sonst würden wir jedem raten, das Buch zu kaufen. Aber wir finden wirklich über manche Punkte hier so außerordentlich vernünftig gehandelt, daß wir uns folgende Anwendung des Büchleins möglich denken könnten. Bekanntlich machen, wenn einmal unter Hausgenossen gewisse Verstimmungen stattgefunden haben, Versuche zum Aussprechen das Übel eher noch schlimmer; man ist nicht mehr unbefangen, und jeder Teil rechnet mit der Möglichkeit einer Kriegserklärung. In einem solchen Falle würde ein Exemplar von Tony Schumacher mit einem Zeichen zwischen den betreffenden Blättern, wo eine heilsame Vorschrift steht, und mit der Bitte um freundliche Rückgabe wahrscheinlich eine gute Aufnahme finden. Die Behandlung der Konflikte ist unparteiisch, jedem wird sein Teil an Verweis und Ermahnung zugewogen. Und es ist ja richtig, wenn der eine sich sagte, daß er seinen Hund nicht mit Schmutzpfoten über die Treppen des andern laufen lassen darf, und der andre es nicht so gar schlimm findet, wenn der Hund es trotzdem thut, so giebt es über solche Dinge keinen Verdruß mehr. Nur nach dem letzten Kapitel zu urteilen, scheint uns die Verfasserin in Bezug auf die Haustiere von den Wegen der Gerechtigkeit um einige Fingerbreiten abgewichen und des Besitzes einer Hauskatze einigermaßen verdächtig zu sein.

Anton Bettelheim hat unter dem Titel Acta diurna (Wien, Hartleben) eine Neue Folge gesammelter Aufsätze aus Zeitungen, namentlich Litteraturberichte der Kosmopolis herausgegeben. Die Frage nach der Berechtigung der Sammlung, die der Verfasser selbst aufwirft, brauchte ihm keine Sorge zu machen, denn sein Buch enthält vielerlei Gedanken und zeigt ein auf festen Ansichten ruhendes Urteil. Ein zusammenhängendes Gebiet bilden die Berichte über das Burgtheater mit Rücksicht auf bedeutende Schauspieler (Mitterwurzer, Charlotte Wolter) und die Personen der Leitung seit Laube. Andres hängt mit der Judenfrage zusammen. Der Verfasser, der „als geborner deutscher Jude mit Leib und Seele an seinen Familienerinnerungen ebenso treu hängt wie an seiner Heimat,“ spricht sich energisch gegen den Zionismus aus (Theodor Herzl, Max Nordau), über den die Juden unter sich fertig werden mögen. Als alten und unbeteiligten Beobachter hat mich eine kurze Bemerkung Bettelheims an einer ganz andern Stelle, nämlich bei der Besprechung der Briefe Billroths eigentümlich berührt. Am Ende der sechziger Jahre ging in litterarisch interessirten Kreisen Berlins, namentlich auch in orientalisch gerichteten eine namenlos erschienene Broschüre um, die man Lasker zuschrieb, den jemand an einer einzigen Wendung darin erkannt hatte. Diese „Bekenntnisse einer Mannesseele“ fanden die meisten rührend, manche aber auch wenig männlich, insofern, deutlich gesagt, der Bekenner in einem Hause, wo er als

Digitized by Google

Schwiegersohn unerwünscht war, als Gast und Tischgenosse ruhig weiterlebte. Ich habe nicht geglaubt, daß sich um dieses süßliche Machwerk noch jemand gekümmert hätte, hatte auch nicht darauf geachtet, als ich vor zwei Jahren Billroths Briefe las, bis ich nun hier „Laskers von Billroth hochgehaltne Erlebnisse einer Mannesseele“ ausgegraben wiederfinde, neben Rosegger und Turgenjew gestellt und zum Beweis der „eigenrichtigsten Geschmacksurteile“ des großen Wiener Chirurgen angeführt. Das nennt man freilich alliance israélite! Ein andresmal verdrießt es den Verfasser, daß zwei so verschiedne Männer, wie Nietzsche und Treitschke, David Strauß einen Philister genannt haben, insonderheit mit Rücksicht auf das platte Buch vom alten und neuen Glauben, das Bettelheim in beinahe herausfordernder Weise erhebt. „Beidemale traf der Furchtlose buchstäblich ins Schwarze. Beidemale büßte er seine Weltbeichte durch maßlose Gehässigkeit schonungsloser Gegner“ usw. Dies sollte er lieber den Christen unter einander auszumachen überlassen. Ein Gebiet seiner besondern Neigung berührt er in „Fragen der Volksbildung,“ nämlich Volksbibliotheken und billige Konzerte, und in demselben Sinne spricht er sehr unterrichtend über Reclams Universalbibliothek. — Aus Zeitungsartikeln hat auch sein Landsmann Ludwig Hevesi sein Buntes Buch zusammengestellt, Humoresken aus Zeit und Leben, Litteratur und Kunst (Stuttgart, Bonz u. Komp.). Es enthält geistreiche Plaudereien über alles mögliche, kleine Novellen, Reisegeschichten und Satiren. Alles ist scherzhaft behandelt, und der Scherz wirkt. — Ein ähnlicher Ton, wie hier, wird in Richard von Wilperts Sprachheiterkeiten (Leipzig, Oswald Mutze) angeschlagen, aber nicht mit dem gleichen Erfolg. Der Verfasser hat mit dem, was er will, meistens Recht, nur sind seine Heiterkeiten alles andre als heiter, wenn sie ihm selbst auch so erschienen sein mögen. Selbst jüngere Jahrgänge dürften in dieser Hinsicht mehr beanspruchen. Wir meinen, er würde seine Absicht in einer einfachen, ernstgehaltnen Abhandlung besser erreicht haben.

Ein überaus seltsames Büchlein hat den Titel Wandlungen, deutsche Ausgabe, von Cesare Augusto Levi (Leipzig, August Schultze). In einem vorgedruckten Briefe an den Verfasser sagt Max Nordau unter anderm: „Sie sind einer vom großen Schlage jüdischer Dichter und Seher; Ihre Vorfahren heißen Jesaias, Jehuda ben Halevy, Spinoza, Heine. Dank für die hohen Geistesfreuden, die Sie mir geboten haben, und zählen Sie mich zu Ihren aufrichtigen Bewunderern.“ Ein Vorwort belehrt uns weiter, daß Cesare Augusto Levi, Archäolog, Dichter und Schriftsteller, Inspektor der Ausgrabungen, Direktor des Landesmuseums usw., Verfasser vieler aufgeführter wissenschaftlicher und schöngeistiger Schriften, den Palazzo Marino Falieri am Canal Grande in Venedig und ein Landhaus in Monastier di Treviso erb- und eigentümlich besitzt, und daß diesem Werke des von dem Gotte der Juden so hoch Begnadeten demnächst einige andre in gleicher zierlicher Ausstattung folgen sollen. Wir haben alle diese kleinen Skizzen mit ihren wunderlichen, gesuchten Überschriften: Das Weinen der Dinge, Das männliche Schicksal, Die Rache des Schattens, Das schwarze Wasser usw. aufmerksam gelesen und uns bei jeder vergebens gefragt, was sie bedeuten sollen. Wir müssen uns zur Abgabe eines Urteils für unzuständig erklären und haben uns ebenso vergeblich bemüht, in dem „Einbegleiter“ dieser seltsamen Nichtigkeiten, Max Nordau, den scharfsinnigen Kritiker so mancher litterarischen Modethorheiten wiederzuerkennen.

Ein Heft Essais und Skizzen von Karl Strecker (Berlin, Th. Schoenfeldt) nennt sich „Frühtau.“ Was das bedeuten soll, wissen wir nicht zu

Digitized by Google

sagen. Der Inhalt ist sehr gemischt: Humor (eine populärphilosophische Abhandlung), Was der Heilbronner Marktbrunnen rauschte und Ein Sonntagmorgen auf meinem Turm (hübsche Stimmungsbilder aus dem Volksleben und Natureindrücke), Jesus im Abendlichte des Jahrhunderts (über moderne Jesusdarstellungen in Kunst und Litteratur), Varziner Erlebnis (ein Besuch bei Bismarck). Alles ist lebendig, manches geistvoll, vieles aber auch ziellos und zerfahren.

Zwei unter einander sehr verschiedne Bücher: Der Schönheitswandrer, Novellen und Skizzen von Erich Schlaikjer (Berlin-Leipzig, Kundt) und Die Wohnung des Glücks von Timme Kröger (Schuster und Löffler, Berlin) treffen in manchen Punkten zusammen, vor allem in einem für unsre Zeit charakteristischen Zuge. Das Leben drängt die Menschen vom Lande in die Städte, hier finden sie ihren Beruf und suchen äußere Annehmlichkeiten oder geistige Genüsse, die das Land nicht bietet. Sie können nicht zurück, möchten es auch wohl nicht, aber ihre Gedanken zieht es heimwärts, und wenn sie gar Bücher schreiben, so zeigt sichs, was sie ihrer alten Heimat verdanken. In dem Wie machen sich dann nach Beruf, Temperament oder Lebensalter Unterschiede bemerkbar. So bei den Verfassern unsrer beiden Bücher. Beide sind Schleswig-Holsteiner. Der Schönheitswandrer Schlaikjer ist ein lebensfroher Journalist, der die Reize der Großstadt noch lange nicht ausgekostet hat: „Journalistenfrühling," „Drei Abende im Theater" sind heitere Bilder aus Berlin, das zweite mit einer sehr ansprechenden Schilderung einer Wallensteinaufführung, in der der einfach große Stil Schillers und Shakespeares Geist gegenüber der modernen Theaterdichtung zu Ehren gebracht werden. „Berliner Tage" behandeln den Untergang eines arbeitslosen Eingewanderten sehr ergreifend, „Als ich enthaltsam war" einen Aufenthalt des Verfassers in Kopenhagen unter Mäßigkeitsvereinlern witzig und übermütig. „Unterwegs gestorben" macht uns mit einem jungen Schleswig-Holsteiner bekannt, der als verfehlte Existenz in einem Chambregarni von Hamburg sein Ende findet, „Schatten des Todes" endlich heißt eine schwermütige Geschichte, die ganz in die Heimat des Verfassers zurückverlegt wird. Alles dies sind nur bescheidne Anfänge und Ansätze zu etwas Größerm, das dem Verfasser bei seinem schönen Talente hoffentlich noch gelingen wird. Seine Schilderung ist kräftig und lebensvoll und frei von allem, was man abgegriffne Phrase nennt. Vielleicht nimmt er sich an seinem Landsmann Timme Kröger ein Vorbild, dessen ruhige, abgeklärte Vortragsweise etwas ungemein wohlthuendes hat. Kröger hat, so denken wir uns, seinen Beruf in der Stadt gefunden als Beamter oder als Lehrer, im Herzen aber ist er der Bauerssohn geblieben und denkt an den väterlichen Hof, den nun der Bruder besitzt, mit denselben Gefühlen zurück, als gehörte er ihm selbst. Denn „Heimweh ist die Krankheit der Jugend. Gewisse Leute kommen aber überhaupt nicht aus diesem Entzündungszustand des Gefühls heraus. Von einem Weh ist dann freilich kaum noch zu reden: die Heimatliebe ist zu einem Schatz gebundner Gefühlswärme geworden, die man mit der Zuversicht aufbewahrt, sie zu jeder Zeit in flüssige Zuneigung umsetzen zu können." In solcher Stimmung sucht er dann bisweilen die alte Heimat auf, dort in der Mitte Holsteins, wo nicht, wie in dem seiner Schönheiten wegen bekanntern Osten, die großen Güter liegen mit ihren Gemeinden von Tagelöhnern, sondern Höfe freier, stolzer sächsischer Bauern, an deren Gebiet dann wieder westlich die reichen Dithmarschen grenzen. Die Wasserläufe haben sich verändert, seit der schnurgerade Kanal sie durchschnitten hat, auch

Digitized by Google

die anliegenden Dörfer und Höfe sehen sich von der neuen Verkehrsstraße aus zunächst anders an. Aber die Heide ist die alte, und die Bäume stehen noch, die Felder breiten sich aus wie früher, wenn sich auch in der Art der Bestellung und des Einerntens manches geändert hat. So trifft der Stadtmann nach langer Zeit wieder auf dem alten Hofe bei den Seinen zum Besuch ein und pflegt dort die Erinnerungen seiner Kindheit. Nun erzählt er uns von seinen Eindrücken, von dem Naturbilde und den Menschen, an deren friedlichem Leben er sich aufs neue erfreut, von einzelnen seiner Jugendbekannten, viele sind es nicht mehr, denn auch dort hat die Zeit nicht stille gestanden, wie wir es uns aus der Ferne zu denken pflegen in Bezug auf Orte, die wir nicht mehr gesehen haben, und so entsteht ein Buch. Viel hat Kröger nicht veröffentlicht, er braucht es wohl nicht und schreibt nur dann, wenn ihm darnach zu Mute ist. Es wird darum desto besser.

Den ersten Teil der „Wohnung des Glücks" bilden kleine Ausschnitte aus dem Landleben, ihr Mittelpunkt ist der väterliche Hof, von wo aus der Verfasser die Gegend durchstreift. Darauf folgt eine ausgeführte Bauerngeschichte: „Das Glück auf der Offensether Heide," die ungewöhnlich schön ist, nicht derb und doch natürlich, zart von Empfindung und von großer Kunst der Darstellung. Man höre z. B. in der Schilderung des Bauern, der sich mit seinem ganzen Besitz für einen andern verbürgt hat, und es jetzt eben tief in der Nacht seiner Frau gesteht, folgende Personifizirungen: „Und auf dem Lager des gepeinigten Mannes machten die Sorge und das Gewissen es sich bequem. Das Gewissen war ein kleines Männchen mit grotteskem Angesicht. Es stand am Fußende des Lagers; in seiner Hand blitzte etwas blankes. Peter wurde freundlichst ersucht, seinen Fuß auf die Spitze des blanken Instruments zu setzen; dann sei es nicht schwer, den Fuß im Gleichgewicht zu halten, nur müsse die Spitze recht tief eindringen, bis auf den Knochen. Die Sorge war ein graues Weibsbild. Das zog ihm eine Nadel mit schnellen Stichen durch die Rückenwirbel. Es sei dort etwas schadhaft, versicherte es, hätte schon längst gestopft werden müssen; nun aber könne es noch lange halten." Auch in jene kleinen Abschnitte sind Bilder einzelner Personen eingelegt, z. B.: „Harder mit der verlornen Jugend," ein Spiel- und Schulkamerad, dem sein eigner Bruder die Braut wegheiratete, und der dann in Chile ein reicher Mann wurde und wiederkam, weil er doch in der Heimat sterben wollte. Sehr gelungen sind die gar nicht wortreichen Mitteilungen über Natureindrücke. Daß man tief im Walde nur noch selten Singvögel hört, weiß jeder, wenn ers auch vielleicht noch nicht bedacht hat; vielleicht ist er auch unsicher, ob er das Folgende für Dichtung oder Naturforschung nehmen soll. „Singvögel sind eitel, sie lieben nicht so sehr den Menschen wie seine Bewunderung. Wenigstens hörte man Vogelgesang eigentlich nur am Waldrand, wo noch Hausdächer durch das Gebüsch schimmern, und die Landstraße sich an das Säulendach der Baumstämme herandrängt. Dringst du aber tiefer in den Schatten ein, dann wirds still." Eine Beschreibung einer Nacht, die der Verfasser einst mit zwei andern Kindern, da sie sich verirrt hatten, in einer Waldhöhle verbrachten, schließt folgendermaßen: „Was der Morgen brachte, machte mich herzlich lachen. Wie der erste Lichtstreif von Osten die Baumspitzen erhellte und all die verschlafnen Vogelstimmen in den Baumkronen und im Gezweig wach küßte, da trippelte es von der Hügelwand gegenüber herab, ein langer Zug von kleinen, fußhohen Erdgeistern in großen, possirlichen Zipfelmützen. All die Wichtelmännchen, soviel nur das große Gehege barg,

Digitized by Google

machten uns ihre Aufwartung. Das zog spaßhaft, ernsthaft, endlos vorüber. Jeder riß vor unsrer Höhle sein Mützchen vom Kopf usw.“ Der Kinderphantasie, die das für möglich hält, ist also die Erzählung gefolgt und setzt es in Wirklichkeit um. Auch allmählich absterbender Sitten wird gedacht, aber nicht in langweilender Beschreibung, z. B. der Sippengenossenschaft des „Bloog.“ Sie „vertrat in der allgemeinen Schwermut den frischen Mut zum Leben. Auch bei den thränenreichsten Todesfällen war sie schon, wenn noch der Trauerzug langsam dahinschaukelte, beschäftigt, die von der Unabwendbaren zerschnittnen Fäden neu anzuknüpfen.“ Das führt uns unmittelbar auf das Verfahren des Verfassers unsers Buches. In Wirklichkeit stimmt ja unser Gemüt die uns umgebende Natur und nimmt von ihr und aus ihr den Ton, der zu seiner Stimmung paßt. Dem schwersten Leid nützt kein Sonnenschein, und dem Glücklichen ist der Himmel leicht hell genug. Ob das Landleben heute den Frieden, den wir in der Stadt vermissen, in Wirklichkeit noch hätte und gäbe, bleibt höchst ungewiß. Unsre Gedanken suchen etwas für das Verlorne oder vielleicht auch nur Vermißte, alles war ja überhaupt nicht Wirklichkeit, etwas that auch die vergoldende Erinnerung hinzu. Wer doch aus solchem Gespinst festere Fäden gewinnen und mit ihnen das Verschwundne, Vergangne oder auch nur Wünschbare und Ersehnte so an unser Leben knüpfen könnte, daß es im glücklichsten Falle sogar zu erreichen schiene! Das thut unser Verfasser. Er giebt uns von seinem Sonnenschein und seinem Frieden, und wir gehen wieder an unser Tagewerk. Er ist ein Dichter, wie wir ihn brauchen. Seine Weltanschauung ist gesund und frisch; sie kann auch erfrischend und gesundmachend auf andre wirken.

Senectus loquax

Plaudereien eines alten Deutschen

7

Es geschehen keine Wunder mehr, könnte heutzutage in ganz anderm Sinne gesagt werden, als der Dichter es sagen läßt, z. B. auch insofern, als die Gegenwart mit bewundernswürdigen Ergebnissen der Forschungen dermaßen überschüttet wird, daß sie über nichts mehr erstaunt. Namentlich Personen, die von den Mitteln und Wegen der Untersuchungen, dem Scharfsinn und der Kühnheit, womit auf neue Thatsachen die wichtigsten Schlüsse gebaut werden, gar keine Vorstellung haben, glauben das nil admirari zu ihrem Grundsatz machen zu müssen und würden die Mitteilung, daß eine elektrische Bahn zum Monde möglich geworden ist, vielleicht mit Achselzucken und einem „Endlich! Es war auch schon hohe Zeit!“ aufnehmen. So wehrte ein zum erstenmal nach Paris gekommner französischer Bauer alle Zumutungen seiner zur Pariserin gewordnen Tochter, Staunen zu äußern, beharrlich ab, und entschloß sich endlich vor dem damals neuen Opernhause nur zu dem kühlen Lobe: Pas mal construit ce bâtiment. Den großen wissenschaftlichen und mechanischen Neuerungen, die um die Wende der beiden letzten

Digitized by Google

Jahrhunderte auftraten, erging es bekanntlich anders. Man war sehr geneigt zu Mißtrauen und Unterschätzung und sehr wenig zu Unternehmungsgeist und Förderung, sodaß meistens Jahrzehnte vergingen, bis die größten Erfindungen über das Stadium der Versuche hinausgelangen konnten. Küstenbewohner würden vermutlich nicht, wie zwei gelehrte Gesellschaften, das Dampfschiff für eine nutzlose Spielerei erklärt haben; aber als etwa um die Mitte der dreißiger Jahre eines Abends ein Stranddorf durch die Nachricht in Bewegung gesetzt wurde, man könne ein Dampfboot mit dem Kaiser Nikolaus vorüberkommen sehen, eilte noch jedermann auf die Düne, um das völlig neue Schauspiel zu genießen. Viel hatten wir davon allerdings nicht, da nur ein Rauchstreif zu erkennen war.

Rascher bekannt werden und sich einbürgern konnten natürlich die Neuerungen für den bürgerlichen Haushalt. Auf den wichtigen Gebieten der Beleuchtung und Erwärmung war Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang kein wesentlicher Fortschritt geschehen. Zwar hatte man nicht mehr nötig, harte und weiche Hölzer so lange aneinander zu reiben, bis ein Fünkchen hervorsprang; allein das in jeder Küche vorhandne „Feuerzeug," ein Blechkästchen mit dem Stahl, dem kantig zersprengten Feuerstein und einem Häufchen Zunder, erforderte auch noch Aufmerksamkeit und Mühe, um den Funken mit dem Schwefelfaden aufzufangen und durch Hobelspäne oder dergleichen auf das Holz des Herdes oder des Ofens zu übertragen. Wie oft mußte die Köchin vor dem Ofen- oder Herdloche knieend ihren ganzen Atem aufbieten, um eine helle Flamme hervorzurufen! Erleichtert wurde der Prozeß durch die Erfindung der Schwefelhölzer, die in Asbestfäden getunkt wurden, die mit Schwefelsäure gesättigt waren, und durch die elektrischen Zündmaschinen; aber beide Apparate waren selten in Ordnung, weil die Materialien bald aufgezehrt wurden, und bei beiden mahnte die Gefahr der Selbstentzündung und Explosion zu großer Vorsicht. Auch die Reibhölzer galten lange Zeit für sehr gefährlich, im Königreiche Sachsen waren sie noch in den vierziger Jahren verboten.

Die Lampe, eine flache Schale mit Öl oder Thran auf einem Ständer und einem aus Fäden zusammengedrehten Dochte, erinnerte noch gänzlich an die antiken Lampen, wie sie bei Ausgrabungen in Unteritalien in großen Mengen an die Oberfläche gekommen sind, nur waren die Formen plumper; auch manche Züge, denen man noch jetzt in Italien oder in Nordafrika begegnen kann, Ornamente mit sinnigen Beziehungen, Vervielfachung der Schnäbel, Einrichtungen zum Anhängen des Gerätes, waren der Lampe auf ihrer Wanderung gegen Norden verloren gegangen. Daher qualmte sie auch nur noch in der Küche, als die Zimmer schon handlichere und mehr Licht ausgebende Konstruktionen erhalten hatten. Sehr angesehen war die sogenannte Studirlampe, deren Blechschirm einen scharf begrenzten Lichtkreis auf den Tisch warf, doch damit zugleich den weitern Raum verdunkelte, sodaß das Auge beim gelegentlichen Aufblicken des Arbeitenden unter dem jähen Wechsel leiden mußte. Diesen Fehler suchten verschiedne Konstruktionen zu vermeiden, die zugleich den Schatten des Ölbehälters aus dem Gesichtskreis entfernen sollten: Moderateurlampen mit Pumpwerk, Astrallampen mit ringförmigem Ölbehälter, Schiebelampen, die an einer dünnen Säule höher oder niedriger befestigt werden konnten und den Schatten des den Docht speisenden Kastens über die Köpfe hinweg an die Wand warfen, u. a. m. Alle solche Erfindungen waren sinnreich, aber mehr oder weniger kostspielig und verhüteten nicht das Vorkommen der allerseits verhaßten Ölflecke. Deshalb behauptete sich neben allen Verbesserungen die alte Talg-, Unschlitt-, Inseltkerze, die sich wenig verändert aus dem Altertum erhalten hatte. Dürfte Jean Paul noch zu den gelesenen Autoren gezählt werden, so genügte eine kurze Erwähnung der kleinen Leiden des Armen-

Digitized by Google

advokaten Siebenkäs, um den Leser an den Unterschied zwischen gezognen und gegossenen Kerzen zu erinnern, an die verschiednen Theorien des Anzündens (nämlich am dicken oder am dünnen Ende), an die Unentbehrlichkeit der Lichtschere und die Verstimmungen, die durch zu seltnes oder zu häufiges Schnäuzen des Dochtes veranlaßt werden können. Aber wenn, wie erzählt wurde, das Standbild in Baireuth schon in Gefahr gewesen ist, für Richard Wagner angesehen zu werden, so ist an gute Bekanntschaft mit den Werken des einst übermäßig verherrlichten Dichters schon gar nicht mehr zu denken. Und wer es nicht noch selbst erlebt hat, wie eine ganze Familie um den Tisch saß, und für Lesen, Schreiben, Handarbeiten, Kupferstichebetrachten eine Talgkerze genügendes Licht verbreitete, der wird meistens die Möglichkeit leugnen oder mindestens die Bedeutung der damals erforderlichen Gerätschaften nicht zu würdigen vermögen: den Messingleuchter, worin die Kerze nach Bedarf hinauf- oder hinabgeschoben wurde, den Leuchterknecht, auf dessen Dorn das zu Ende gehende Stümpfchen befestigt wurde, die Lichtschere, die den verkohlten Teil des Dochtes, den schwarzen „Räuber“ oder, wenn das Ende der Schnuppe glühte, den „Geldbrief,“ wegschnitt und gleich in ein Kämmerchen sperrte. Solche Gerätschaften sind kaum noch bei Raritätensammlern zu sehen, manche sind offenbar nie in den sogenannten untern Klassen verbreitet gewesen. So wurde einem Bauern nachgesagt, er habe die ihm fremde Lichtputze sehr bewundert, die Schnuppe nach seiner Gewohnheit mit befeuchteten Fingern abgerissen, sie dann sorgsam in das Gehäuse der Schere gelegt und das Verfahren als sehr praktisch anerkannt. Als der Empirestil herrschte, kamen dann die kandelaberartigen Leuchter mit Gefolge auf, alles lackirt, denn Lack verbirgt ja das wertlose Metall, läßt es freilich um so ärgerlicher wieder erscheinen, sobald er von einem heißen Tropfen berührt wird. Und in diesem Punkte war auch der Reiche nicht besser daran, der sich erlauben konnte, Wachskerzen zu brennen. Dieses wohlthätigste von allen Lichtern scheint jetzt nur noch dem Namen nach bekannt zu sein, denn wo es nicht durch Gas und Genossen verdrängt ist, da soll es wenigstens nicht mehr unverfälscht vorkommen. Das dankt man dem Stearin, Paraffin und andern chemischen Präparaten, die bis zur Einführung des Petroleums Oberwasser hatten. Auf den Gedanken, das Steinöl, das an so vielen Stellen aus dem Boden quillt, zu raffiniren, ist man merkwürdig spät verfallen, denn erst seit der Londoner Ausstellung von 1862 gewann es mit seinen neuen Lampen (und natürlich auch dem lateinischen, mit Vorliebe falsch betonten Namen) den Markt.

Daß auch die Gasbeleuchtung geraumer Zeit bedurfte, um allgemein zur Anerkennung zu kommen, ist wohlbekannt. Ein sächsischer Artillerieoffizier, der zu den Besatzungstruppen in Frankreich nach 1815 gehörte und die Gelegenheit zu einem Besuche in England benutzte, schilderte in Briefen in die Heimat die große Bedeutung des neuen Beleuchtungsmaterials mit solcher Lebendigkeit, daß er damit in Dresden Aufsehen machte und auch der Prinz Friedrich August, der spätere Mitregent, sich dafür interessirte und die frühzeitige Einführung des Gaslichtes veranlaßte. Aber noch in den zwanziger Jahren äußerte Börne in Paris außer seiner Bewunderung auch Bedenken über das scharfe, blendende Licht und sagte voraus, daß infolge dessen „unsre Enkel blind sein würden.“ Die Zunahme der Kurzsichtigkeit, die Menge von Brillenträgern schon in den Schulen scheinen seiner Befürchtung Recht zu geben. Alle Steigerungen der Leuchtkraft genügen dem Bedürfnis nicht mehr, und einen gewissen Maßstab der Vergleichung liefert uns die Erinnerung an die Helligkeit, die vor fünfzig Jahren in großen Räumen, Theatern, Konzertsälen usw. ganz ausreichend gefunden wurde.

Ein Theater hatte natürlich meine Vaterstadt zu gewissen Zeiten des Jahres

Digitized by Google

auch. Eine Scheune in einem Gasthausgarten war höchst notdürftig mit Holzbänken und einem Bühnenraum ausgestattet, und wenn die Treppen in einem Halbdunkel lagen, so schien der Bühnenraum durch die Talgkästchen in ein Strahlenmeer getaucht zu sein. Die Illusion litt durchaus nicht darunter, daß der Hermelin eigentlich schwarzgefleckter Schafspelz war. Mir verhalfen besondre Umstände frühzeitig zu einer genauern Kenntnis dieses Bühnenwesens in bescheidnen aber anständigen Grenzen. Wir wohnten nämlich dem Musentempel gegenüber, und der „Requisiteur und Zettelträger," auch in historischen Stücken Darsteller des „Volks," pflegte in unsrer Wohnung nach Requisiten zu forschen, über die der fundus instructus der Gesellschaft selbst nicht verfügte. Wie oft konnte ich unsern roten Tischteppich als Purpurmantel bewundern, und ein eigentlich ausrangirtes schmales, steifbeiniges Kanapee diente nicht nur als elegantes Möbel im Salon, sondern auch dem großen Napoleon als letztes Ruhebett. Dafür erhielt ich nicht nur gelegentlich Freikarten, sondern wurde auch hinter den Kulissen geduldet. Und eine Folge davon war, daß der Zauber des Theaters auf mich nicht so mächtig wirken konnte, wie er von zahlreichen Schriftstellern dargestellt worden ist. Ich kannte ja sämtliche Künstler und Künstlerinnen auch im bürgerlichen Kleide, und wurde durch die derb aufgetragne Schminke nicht getäuscht. Und mit Recht hat schon Tieck, wenn ich nicht irre, darüber geklagt, wie sehr die dramatische Kunst darunter leide, daß das Publikum sich gewöhnt habe, den Darsteller trotz aller Masken als den Privatmenschen X zu sehen. Uns Kleinstädtern blieben natürlich die Privatverhältnisse der Mimen wenig verborgen, aber der „Schmiere," die neustens so oft (vermutlich von ehemaligen Schauspielern) lächerlich gemacht wird, glich das Leben und Treiben doch nicht; und wie ich es später in Gebirgsländern kennen gelernt habe, verdiente die Tapferkeit mitten im Elend gewiß keinen Spott, wenn beispielsweise eine Schauspielerin, die gewiß einst bessere Tage gesehen hatte, zuerst an der Kasse saß und dann — den alten Moor spielte. „Verhältnisse" werden ohne Zweifel auch bei uns angeknüpft worden sein, ohne so bekannt zu werden, wie in einem Falle, wo ein geckenhafter Sekundaner einer hübschen Soubrette für eine Knabenrolle seine eleganten Kleider geliehen haben sollte. Er wurde dafür zumal von den untern Klassen gröblich verhöhnt, und als er sich in hochmütigem Tone alle Zurufe verbat, machte ein vierschrötiger Tertianer sich erbötig, das mißbrauchte Gewand (die „Jacke") auszuklopfen, aber auf seinem Leibe. Auf einen derartigen Zweikampf mochte sich der junge Aristokrat, der später im diplomatischen Dienste zu einer eigentümlichen Berühmtheit kam, nicht einlassen.

Einen einzigen von meinen Kameraden ergriff das Theaterfieber und ließ ihn auch nicht mehr los. Und als er endlich mit bitterm Schmerze erkannt hatte, daß auf den Brettern für ihn keine Lorbeeren blühten, verpflichtete er sich, um dem ersehnten Schauplatze wenigstens nahe zu bleiben, einem Theateragenten, der sein hübsches, immer bereitwilliges Talent für Prologe und überhaupt für Gelegenheitsdichtungen bei dürftigem Honorar kräftig auszunützen verstand.

Um jedoch zur Frage der Beleuchtung zurückzukehren: Gas und Elektrizität haben auf der ganzen Linie gesiegt, aber es giebt noch immer Leute, die mit Wehmut der guten alten Öllampen, zum Beispiel im alten Wiener Burgtheater, gedenken und vielleicht mit Unrecht manches, was ihnen jetzt nicht gefallen will, auf Rechnung des grellen Lichts schreiben.

8

Vor zehn oder zwölf Jahren sagte Fürst Bismarck in Kissingen, als sich seine Tischgäste einstimmig als Nichtraucher bekannten, scherzhaft parodirend: „Was

Digitized by Google

soll denn aus dem Tabaksmonopol werden, wenn keiner mehr rauchen will?" An die Gefahr, daß der Deutsche sich das Trinken abgewöhnen werde, glaubt niemand; da jedoch vielfach die Beobachtung gemacht wird, die Menschheit rauche weniger als sonst, ist es ja denkbar, wiewohl wenig wahrscheinlich, daß das neunzehnte den Beinamen des Tabakjahrhunderts verdienen werde. Zu meiner Knabenzeit teilten noch viele gebildete Männer Goethes Abscheu gegen das virginische Kraut, und z. B. mein Vater äußerte oft sein Mißvergnügen über die Gewohnheit seiner Söhne, bei Spaziergängen die gute Feld- und Waldluft durch Qualm zu verderben. Die lange Pfeife gehörte wie der Schlafrock zu den festen Attributen des Landpastors; Soldaten und Jäger pflegten den Nasenwärmer zu bevorzugen; der Student brachte die Pfeife mit langem zugespitztem Wassersack und dem mit Emblemen und Widmungssprüchen bemalten Porzellankopf in die Heimat mit und eiferte durch sein Beispiel die „Pennäler" an, sich durch gleiche Ausrüstung für das höhere Studium vorzubereiten. In den Städten war das öffentliche Rauchen nicht aus ästhetischen Rücksichten, sondern wegen der Feuersgefahr streng verboten, was seinen guten Grund vornehmlich in der Nähe von strohgedeckten Scheunen u. dergl. hatte, und daher stand in dem Programm der revoltirenden Schneidergesellen in Berlin laut Chamisso an erster Stelle die Rauchfreiheit, natürlich nur für Schneider. Das Verbot, das mit doppelter Strenge für Schüler bestand, machte auch ihnen den „beizenden Tobak" zur süßen Frucht.

In einem Hymnus auf den Tabak lautet eine Strophe:

Der Bub, zum Rauchen noch nicht reif,
Entwendet dem Vater Tabak und Pfeif
Und freut sich sehr
An der Stadtmauer
Bei einer Pfeif Tabak.

Das Bild ist unstreitig gelungen. Die Gassen an der alten Stadtmauer zwischen ärmlichen Häusern hatten geringen Verkehr, und man hatte daher nicht die Begegnung eines unnachsichtigen Lehrers zu befürchten, und etwaige bittere Folgen des heimlichen Genusses konnten im Verborgnen überstanden werden. Aber heldenmütig trotzte die Jugend allen Gefahren und Beschwerden. Sogar ein Stück des spanischen Rohres, das sonst nur als Besserungsmittel geschätzt war, mußte gelegentlich Pfeife und Knaster zugleich ersetzen; es ähnelte auch einigermaßen der erst in die Mode gekommnen Cigarre. Deren Vorherrschaft machte, daß kleine Industrien verkümmerten und andre aufwuchsen. In der Nachbarschaft des Südostens hielt sich noch längere Zeit der Tschibuk und der bei sorgfältiger Behandlung sich schön färbende Meerschaumkopf, wie in Frankreich und an dessen Grenzen die Thonpfeife mit schwärzlicher Culotte, aber die Mengen von Cigarren, die aus der Mark Brandenburg, der Pfalz usw. nach Amerika geschickt und wieder „importirt" wurden, konnten für die Länge dem türkischen Tabak nicht Widerstand leisten. Der Sieg der Cigarette über das schändliche Kraut in Frankreich und Italien kann noch als ein Sieg der Kultur gepriesen werden, aber mit Recht feindet man die Cigarette wegen des nervenangreifenden Aromas und wegen der Verbreitung an, die sie in der Damenwelt erstritten hat. Alles in allem betrachtet muß das Monopol als eine Luxussteuer gewiß berechtigt erscheinen, allein es hat sich erwiesen, welche Gewalt eine Agitation für Privatinteressen ausüben kann. Man wurde Jahre lang in jedem Eisenbahnwagen in Deutschland nach der höflichen Frage, ob Geneigtheit zu „einem kleinen Skat" vorhanden sei, von erregten Gesprächen über die schnöde Tyrannei begrüßt, die Pfeife des armen Mannes verteuern zu wollen. In Wahrheit han-

Digitized by Google

delte es sich zwar sehr wenig um den armen Mann. Doch auch Leute, die sich eine teurere „Marke“ gewähren konnten, liehen ein zu willig Ohr den Lehren der „Fachmänner,“ die versicherten, daß die in Aussicht stehenden Staatsfabriken alle Deutschen vergiften und die unabsehbaren Mengen von Cigarrenhändlern zu Grunde richten würden. Der schüchtern vorgebrachte Einwand, daß man den deutschen Beamten doch gewiß dasselbe Zutrauen schenken könne wie den österreichischen, daß es in Österreich keinem Menschen einfalle, die Abschaffung des Monopols zu fordern, sondern der Vorzug gleicher Qualität bei gleichen Preisen im ganzen Reiche geschätzt werde, während in Deutschland der Liebhaber gänzlich abhängig sei vom einzelnen Händler: solcher Einwand stieß auf die einstimmige Beteuerung, solch miserables Kraut werde sich ein freisinniger Deutscher niemals aufnötigen lassen. Der deutsche Raucher stehe eben auf einer höhern Stufe der Kultur. Über den Geschmack läßt sich nicht rechten, doch wird es für mich immer eine heitere Erinnerung bleiben, daß ich einen bittern Feind aller österreichischen Cigarren eines Tages überraschte, wie er in der Münchner Niederlage von „Regiecigarren“ Vorrat zur Heimreise aus Tirol einkaufte. Übrigens dürfte das Schicksal des Monopols noch nicht endgiltig entschieden sein. Ihm sind unvermutet Mitstreiter erwachsen gerade aus den Reihen der Händler. Wenn, wie in Berlin, große Händler Verschleißorte in allen Teilen der Stadt einrichten, so ist damit der erste Schritt zum Monopol gethan, und die schwierige Aufgabe der Ablösung der Privatgeschäfte wäre bedeutend erleichtert. Indessen überlassen wir das der Zukunft!

Auf der Schule sangen wir mit andern Burschenliedern auch das „Ça ça geschmauset“ gewissenhaft mit und nahmen keinen Anstoß daran, daß Apollo höchstpersönlich Knaster den gelben fabrizirt und uns rekommandirt haben sollte; und so wird es wohl auch noch sein, obwohl Apolda mittlerweile als Bahnstation bekannter geworden ist, und das Wort Knaster kaum noch in unsrer Sprache vorkommt. Und wie viele Gebrauchsgegenstände sind uns fremd geworden! Die verkleinerte Häckselmaschine, auf der man den Rollentabak für den Pfeifenkopf zurechtschnitt — der Zinnteller für den geschnittnen Knaster — die Spiritusflasche nebst dem Wergpfropfen zum Entzünden des Tabaks —, sie alle sind als verschollen anzusehen. Beweise hierfür liefern häufig dunkle Ausdrücke in ältern Schriftstellern. So ist in einem Neudrucke von Pfeffels „Gott grüß euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?“ der einst vielverbreitete türkische „Blumentopf mit goldnen Reifchen“ aus rotem Thon in einen „Blumenkopf“ verwandelt worden. Ja selbst der Fidibus ist ebenso unbekannt geworden, wie es der Ursprung seines Namens zu sein scheint. Wenigstens überraschte es mich unlängst, aus dem Munde einer ältern Dame zu hören, daß sie die allgemeine Verschwendung der Zündhölzer nicht mitmache, weil der aus einem Papierstreifen, z. B. aus erledigten Postkarten und Briefumschlägen, zusammengefaltete Fidibus beim Lampenanzünden reinlichern und ungefährlichern Dienst leiste und viel wohlfeiler noch sei als die an sich so unbegreiflich wohlfeilen Hölzchen; an wertlosem Papier leide man ja keinen Mangel, bemerkte sie lächelnd.

Die Industrie hat sich allerdings zu helfen gewußt und die freigewordnen Plätze zehnfach neu besetzt. Fast jeder Raucher führt ja ein ganzes Arsenal „unentbehrlicher“ Gerätschaften in der Tasche mit, „Necessaires“ aller Art, Büchschen mit Hölzern und Lunten, Guillotinen zum Köpfen der Cigarren, Gefängnisse für noch glühende Cigarren, die in geschlossene Räume nicht mitgenommen werden dürfen u. a. m. Von den Geschwistern des Rauchtabaks mag der Kautabak, das „Primchen“ des Matrosen, auf Segelschiffen sich noch ungestört seines Lebens freuen, während auf Dampfbooten der Offizier die eine Cigarette im Munde

Digitized by Google

schon die Nachfolgerin zwischen den Fingern zu drehen pflegt. Dagegen scheint der früher so mächtige Schnupftabak auf den Aussterbeetat gesetzt zu sein. Aus Rußland kommen noch hübsche Döschen mit nationalen Bildern in Lackfarben auf Metallfolie gemalt. Aber die beliebten „Dosengesichter," niedliche Mädchenköpfe auf runden oder eckigen Dosen, werden schwerlich noch anderswo als bei Sammlern, deren es einst viele gab, zu finden sein, ebenso wie die lasciven Szenen, die eigens für alte Herren angefertigt und nur Eingeweihten vorgewiesen wurden. Damals war auch beim Tabakskrämer eine stehende Figur der Liebhaber, der „seine Sorte" forderte, Rapee und Parfümirten gemischt, oder dergleichen. Und die Zahl der Schnupfer, auch der Schnupferinnen, war gewiß sehr groß in Deutschland, wenn auch vielleicht weniger als in Spanien, das Lichtenberg (beiläufig bemerkt auch ein Schriftsteller, der noch gelesen zu werden verdiente) in einer Spottode auf die Belagerung von Gibraltar durch Brillen und Dosen charakterisirt. Einen Genuß muß das Tabakschnupfen unter allen Umständen so gut wie das Rauchen gewährt haben; herzhaftes Niesen kann, wie jedermann weiß, unter Umständen sehr wohlthuend sein, und die meisten Schnupfer redeten sich gern auf Katarrhe aus. Allein die „Schnupftabaksnase" brachte mit der Zeit das Medikament in Mißkredit, und sollte nicht einer von unsern Wunderärzten für alle und noch einige andre Leiden die Heilkraft des Schnupftabaks neuerlich entdecken, so wird ihm kaum zu helfen sein. Ohnehin ist die Stelle der fürstlichen Geschenkdosen von Gold oder Silber, die so oft unmittelbar an den Goldarbeiter zurückwanderten, schon glänzend ausgefüllt durch Ehrenzeichen, die nach des Empfängers Tode an den „Verleiher," nicht Geber, wieder abzuliefern sind. Wenigstens verlautet nicht mehr, daß ein Herrscher sein Bildnis auf einem Dosendeckel verschenkt habe.

In dem Kapitel der Gesundheitspflege darf billigerweise nicht unbesprochen bleiben, daß in einem Punkte sehr erfreuliche Verbesserungen zu verzeichnen sind. Das Baden war in meinen Knabenjahren fast ausschließlich als See- oder Flußbaden gebräuchlich. Ein Wannenbad im eignen Hause gewährten sich kaum sehr vermögende Leute. Für den Notfall konnte man ja, freilich tags vorher! ein warmes Bad in der Anstalt bestellen, vorausgesetzt, daß eine solche überhaupt vorhanden war. „Schneidersche Badeschränke" oder Zinkeimer m't Brause blieben noch lange Zeit Luxuseinrichtungen, für die der Mieter der Wohnung selbst Sorge tragen mußte. In dieser Beziehung wenigstens dürfen wir mit einiger Befriedigung auf die jüngste Vergangenheit zurückblicken, wenn auch nicht auf das berüchtigte finstere Mittelalter, wo bekanntlich öffentliche Badestuben sogar in kleinen Städten etwas gewöhnliches waren.

Litteratur

Aleander und Luther auf dem Reichstage zu Worms. Von Adolf Hausrath. Berlin, G. Grote, 1897. Groß-Oktav. 392 S.

Was dieses Werk Hausraths wertvoll macht, ist nicht die Aufdeckung von neuen Quellen, sondern die reiche Verarbeitung eines weitern Kreisen noch wenig bekannten Quellenmaterials. Wenn freilich solche die Bewegungen großer Tage unmittelbar und bis ins einzelnste wiederspiegelnden Urkunden wie die Depeschen Aleanders

Digitized by Google

auch denen zugänglich gemacht werden sollen, die sich nicht mit dem Studium der Quellen selbst befassen, so muß es eben wie hier in der Form einer Monographie geschehen, die alles zu Gebote stehende Material erschöpfend verwenden kann. Das ist eine dankbare, aber deshalb nicht allzu leichte Aufgabe. Hausrath bietet uns ein Werk, das jeder mit großem Genuß lesen wird, der ein Verständnis für die Kunst hat, mit der die Notizen der Quellen hier zu einer Reihe der lebendigsten Bilder zusammengearbeitet sind. Wir wollen nur ein Lob damit ausgesprochen haben, wenn wir sagen: das Buch liest sich wie ein Roman; geben uns doch die beständigen Hinweise auf die Quellen dabei das wohlthuende Gefühl, daß wir auf dem sichersten Boden gehen.

Vom Beginn der Nuntiatur Aleanders bis zum Abschluß des Ediktes schildert uns Hausrath die Vorgeschichte und die Geschichte der Wormser Verhandlungen. Wie gewaltig treten uns hier die großen Gegensätze vor Augen, die dieser Zeit ihr wunderbares Gepräge geben! Wir sehen hinein in das Herz des Volkes, das von ehrlichem Haß gegen alles Römische bis zum Überschäumen erfüllt ist, und daneben steht jener Hof Karls, an dem das diplomatische Ränkespiel jeden Tag auch den Eingeweihten Überraschungen bringt, und als dritter im Kreise der ferne römische Pontifex, der sich auch nicht die geringste Vorstellung von dem machen kann, was das deutsche Volk im tiefsten Grunde bewegt. Und welche Fülle interessanter Charakterköpfe, die uns Hausrath zeichnet: der junge gelangweilte Kaiser, der „nicht vier Krüppel" von Soldaten hat und doch durch sein Wort das Schicksal Europas entscheidet; Friedrich von Sachsen, der große Schweiger und Zauderer; Sickingen, durch sein Heer der Schrecken aller Fürsten; Hutten, der erbittertste Feind Roms in maßloser Heftigkeit; Glapion, der schwankende, an so verantwortungsvoller Stelle stehende Beichtvater Karls; endlich der nie ermüdende Legat Aleander selbst, der Vater des Wormser Edikts, der uns in seinen Briefen eine so unübertreffliche Selbstcharakteristik hinterlassen hat, daß man sein Bild nicht mühsam zu zeichnen braucht. Und nun gegenüber diesen Männern, deren Namen ebenso viel Parteien bedeuten, die monatelang um das Schicksal des Wittenberger Mönchs streiten — gegenüber ihnen allen Luther in Kindesoffenheit und Mannesfestigkeit, der still daheim seines mühevollen Amtes wartet und gerade einen erbaulichen Traktat zum Lobe der heiligen Jungfrau in den Druck giebt, während in Worms das Schicksal seiner Sache von allen Wechselfällen der Politik abhängig gemacht werden soll, der dann freudig kommt und unbefriedigt geht, ohne diese Wormser Reise als einen Wendepunkt oder Höhepunkt seines Lebens zu beurteilen.

Nun, man lese selbst und freue sich an diesem Buche; es ist nicht nur für Theologen und Historiker von Fach geschrieben. Daß der Verfasser im Vorwort offen bekennt, daß sein Werk auch eine polemische Aufgabe erfüllen soll, wird niemand wunder nehmen, der weiß, wie auf römischer Seite zum großen Teile Geschichte geschrieben wird. Der Ton des Buches selbst ist durchaus unpolemisch, es will lediglich durch seine schlichten Ergebnisse wirken. Von denen aber gilt der Satz, mit dem Hausrath sein Vorwort schließt: Wer seine Ergebnisse gelten läßt, wird nicht mehr fragen, ob Martin Luther im Recht war oder im Unrecht.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Von Weißenburg bis Metz

Von Otto Kaemmel

Für den, der sich aus den Zügen der Landschaft und den Berichten über historische Ereignisse ein Bild zusammenzusetzen versteht, kann es nichts Interessanteres und zugleich Erschütternderes geben als ein Schlachtfeld. Denn nirgends treten die Kräfte und die Art eines Volkes sichtbarer, handgreiflicher hervor als im Kriege, vor allem bei der gewaltsamen Entladung der höchstgespannten physischen und geistigen Kräfte, die wir eine Schlacht nennen, und die Entscheidungen, die hier, oft binnen wenig Stunden, gefallen sind, wirken auf Menschenalter, ja auf Jahrhunderte hinaus. Landschaftlich ist allerdings eine solche Wanderung meist wenig lohnend, denn eine große Schlacht verlangt vor allem ein ebenes Gelände. Selten ist ein Schlachtfeld so malerisch wie etwa die Gegend von Düppel mit ihrer weiten, mannigfachen Aussicht über Land und See oder die von Trautenau mit dem Riesengebirge und dem stolzen Kegel der Schneekoppe im Hintergrunde, und immer sind die Felder moderner Schlachten so groß, daß ihr Besuch viel Zeit und Mühe kostet. Denn die Ausdehnung der Schlachten ist mit der Entwicklung der Fernwaffen, der dadurch veranlaßten Veränderung in der Taktik und der Größe der Heere beständig gewachsen. Daher sind die Schlachtfelder des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts im Durchschnitt noch verhältnismäßig klein, denn die damaligen Heere überschritten selten die Größe eines modernen Armeekorps und standen im Zeitalter der geschlossenen Lineartaktik viel gedrängter als heute. Erst als sie mit der französischen Revolution auf die allgemeine Aushebung begründet wurden, und sich damit die Schützentaktik und die Wirkung großer Artilleriemassen verbanden, wuchs mit der Größe und der veränderten Aufstellung der Heere auch die räumliche Ausdehnung der Schlachtfelder.

Digitized by Google

Freilich kann dies Wachstum kein grenzenloses sein, weil die Natur der Dinge die Lenkbarkeit großer Heeresmassen trotz aller technischen Verbesserungen beschränkt: eine halbe Million Streiter kann ein Feldherr weder auf einem Punkt zur Schlacht vereinigen noch leiten, denn sie kann weder verpflegt noch übersehen werden. Daher ist die Schlacht bei Leipzig auch durch die großen Schlachten der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in der Größe der verwandten Truppenmassen und in der Ausdehnung des Gefechtsfeldes nur sehr selten erreicht und kaum jemals überboten worden. Auch die deutsch-französischen Kämpfe bleiben dahinter zurück; nur die Schlacht bei Königgrätz kam in der Truppenzahl der Leipziger fast gleich und ist die nächst größte des ganzen Jahrhunderts.

Uns Deutschen bieten natürlich die Schlachtfelder unsrer Einheitskriege das größte Interesse, schon deshalb, weil die beständigen Veränderungen, die ein Schlachtfeld durch die Bodenkultur und die wachsende Bebauung erleidet, das ursprüngliche Bild noch nicht so wesentlich verändert haben, wie die Schauplätze weiter zurückliegender Kriege. Verhältnismäßig am wenigsten ist dies bei denen des deutsch-französischen Krieges der Fall, und außerdem hat hier die Pietät für die möglichste Erhaltung des Zustandes und für Erinnerungszeichen gesorgt, am meisten natürlich bei den Schlachtfeldern, die auf jetzt deutschem Boden liegen. Dies aber sind zugleich die, auf denen der Krieg thatsächlich entschieden wurde, denn diese Entscheidung fiel zeitlich in den Tagen zwischen dem 4. und dem 18. August 1870, räumlich zwischen Weißenburg und Metz.

Wer diese Schlachtfelder in der geschichtlichen Reihenfolge und zugleich mit sich steigernden Eindrücken besuchen will, der muß mit Weißenburg beginnen, also von der bayrischen Pfalz herüberkommen. Dort kann er auch noch etwas von dem Nachhall der Stimmung finden, die im Juli 1870 unmittelbar nach dem Ausbruche des Krieges vorhanden war. Im altehrwürdigen Speier, wo der Kronprinz im Regierungsgebäude an der Maximilianstraße gegenüber dem alten Kaiserdome sein Hauptquartier hatte, erzählte mir der Wirt des Rheinischen Hofes, vom 16. bis zum 23. Juli hätten sie angstvolle Tage verlebt. Das Land war offen und schwach besetzt, denn es standen zunächst nur ein Infanterie-, ein Reiter- und ein Artillerieregiment da, meist in Germersheim. „Wenn die Franzosen sofort einrückten und zwei Regimenter vor die Festung legten, dann war die Sache erledigt.“ Und gerade in dieser vielgeplagten Landschaft stieg die Erinnerung an die Schandthaten der Franzosen im Jahre 1689 drohend auf; täglich brachten die Zeitungen Artikel darüber, denn wer bürgte angesichts der rohen Drohungen und des Turkogesindels drüben dafür, daß sich ähnliches nicht wiederholte? Die Angst legte sich erst, als seit dem 23. Juli die ersten norddeutschen Truppen eintrafen, von unendlichem Jubel begrüßt, denn sie erschienen als Retter.

Digitized by Google

Wenn man von Karlsruhe her bei dem Hafen von Maxau den Rhein überschreitet, an der Stelle, wo 1870 Napoleon III. dies thun wollte, um Süddeutschland zu überrennen, so tauchen über dem Röhricht, den Weidenbüschen und den fruchtbaren Feldern der Stromniederung in blauer Ferne bald die malerischen Umrisse der Hardt und der Vogesen auf, und je mehr man sich ihnen nähert, desto deutlicher heben sich die dunkeln Waldungen über den lichten Rebgeländen ab. Da, wo die Lauter aus den Vorbergen der Vogesen in die Ebene heraustritt, liegt das uralte Weißenburg, um den starken, spitzen Turm der Stiftskirche zu St. Peter und Paul zusammengedrängt und dicht an die Höhen geschmiegt, die, von Weinpflanzungen und kleinen weißen Winzerhäuschen bedeckt, bis unmittelbar an die Stadt herantreten. Meist enge, unregelmäßige Gassen mit offnen Rinnsteinen laufen zwischen durchschnittlich einstöckigen Häusern von den Thoren nach dem Markte und dem sich unmittelbar daran anschließenden Kirchplatze zusammen. Dort ragt die Stiftskirche auf, ein massiger Bau von romanischer Anlage mit dem Hauptturm über der Vierung und einem noch ganz romanischen Glockenturm an der Westseite, aber gotisch umgebaut und an der Nordseite mit einem gotischen Kreuzgange umgeben. Dicht daneben liegt das Bezirksamt; es trug, wie alle Amtsgebäude im ganzen Reichslande in diesen ersten Augusttagen, die Reichsflagge auf Halbmast zu Ehren Bismarcks. Weißenburg ist eine kleine verschlafne Stadt ohne rechtes Leben, aber Französisches ist nichts mehr an ihr. Nur die Apotheke nennt sich noch Pharmacie, und der „Gasthof zum Schwan“ am Markte Hôtel au Cygne; sonst sind alle Firmenschilder ausschließlich deutsch, die Einwohner reden nicht nur ihr Elsässer „Ditsch,“ sondern auch Hochdeutsch, auf den Gassen bewegen sich unsre Soldaten wie in irgend einer märkischen Garnison, im „Schwan“ speisen die Offiziere, große Kasernen sind am Landauer Thore entstanden, andre vor dem Hagenauer Thore im Entstehen begriffen, daneben stattliche Villen, besonders wohl für Offiziere, denn seit kurzem ist das gesamte 60. Regiment hier vereinigt, und am ehemaligen, jetzt geschleiften Hagenauer Thore erhebt sich der schöne Neubau der kaiserlichen Post. Daß Weißenburg noch vor dreißig Jahren französisch war, kann ihm heute niemand mehr ansehen. Beziehungen zu Frankreich bestehen natürlich noch. Der Schwiegersohn des jetzigen Bürgermeisters ist ein französischer Offizier, der übrigens, wenn er auf Urlaub herkommt, kameradschaftlich mit unsern Offizieren verkehrt, und in der angesehenen Familie Sch., der ein Teil des Geisberges gehört, meint man, wenn von „unsern Verhältnissen“ die Rede ist, die französischen, aber sie verschmäht nicht den Umgang mit unsern Offizieren, und es ist doch immerhin bezeichnend für die Bevölkerung der Stadt und des Kreises, daß sie dem ersten deutschen Kreisdirektor Stichaner wegen seiner Verdienste um den Bezirk ein Denkmal an der Straße nach dem Bahnhofe gesetzt hat. Das dauerhafteste, was die französische Herrschaft der Stadt hinterlassen hat, sind die Festungs-

Digitized by Google

wälle. Sie sind schon vor dem Kriege von 1870 aufgegeben worden, aber noch zum allergrößten Teile erhalten, nur in friedliche Spaziergänge und Trockenplätze verwandelt; auch die trotzigen mittelalterlichen Thorbauten stehen meist noch aufrecht, vor allem das Landauer Thor, ein Turm mit spitzem Dach und niedrigerm Vorbau.

Durch die zerschmetterten Flügel dieses Thors drangen am 4. August 1870 die Bayern in Weißenburg ein, die Vorstadt Bannacker herein und dann die gerade breite Straße nach dem Markte hin. Denn dort hinaus steigt die Straße nach dem großen Dorfe Schweigen hinauf, das am Berghange schon auf pfälzischem Boden liegt; dort erhebt sich das Bayerndenkmal, ein Löwe auf einer Säule, um die Stelle zu bezeichnen, von der die Division Bothmer am nebligen Morgen des 4. August den Angriff auf Weißenburg eröffnete, und der Kronprinz von Preußen das erste Gefecht leitete. Aber der Hauptkampf war nicht der um die Stadt. Wenn man vom Hagenauer Thore her am Bahnhofe vorüber die schnurgerade Pappelallee nach Osten geht, so liegt links von der Straße ganz in der Ebne das ansehnliche Dorf Altenstadt, rechts aber, jenseits der gleichlaufenden Eisenbahn erhebt sich ein langgestreckter, flach nach Osten verlaufender, mit Feldern, Baumgruppen und einzelnen Hopfenpflanzungen bedeckter Höhenzug, auf dessen westlichem Ende drei einsame Pappeln stehen. Das ist der Geisberg, die Hauptstellung der Franzosen am 4. August. Ihre Stärke lag gar nicht in der Steilheit der Abhänge, sondern vielmehr in der sehr allmählichen Senkung, die die deutschen Truppen zu einem langen, schutzlosen Anlauf nötigte. Sie umfaßten den Geisberg im Halbkreis von drei Seiten. Von Altenstadt und Schweighofen kamen über die offne Wiesenebne der Lauter die Kolonnen des V. Armeekorps heran, von Osten her, gedeckt durch den breitausgedehnten Niederwald, das XI. Armeekorps. Doch die Hauptarbeit thaten hier die tapfern Niederschlesier. Wie viel Blut sie schon der erste Anlauf noch in der Ebne am Bahnhofe und an der Straße gekostet hat, bezeugen zwei Gräber dicht an der Straße gegenüber Altenstadt. Das eine, mit einem kleinen Obelisken ausgezeichnet, ist die letzte Ruhestätte von fünf Offizieren, vier Unteroffizieren und dreiundfünfzig Soldaten des 3. Posenschen Infanterieregiments Nr. 58; weiter östlich trägt eine hohe, mit dem Eisernen Kreuze geschmückte Spitzsäule auf der einen Seite die bezeichnende Aufschrift: „Das erste Preußengrab für Deutschlands Einheit," auf der andern unter den Namen der Toten von demselben 58. Regiment die Worte: „Der Schwur auf die Fahne führte sie alle zum Heldentode fürs Vaterland. Gott verleihe den Helden droben die Siegespalme." Nichts wirkt auf allen diesen deutschen Schlachtfeldern so veranschaulichend zugleich und erschütternd, als diese Grabstätten und Denkmäler, die weithin verstreut noch heute die Richtungen des Angriffs, des Kampfes und der Verfolgung mit furchtbarer Deutlichkeit zeigen. Wenige hundert Schritt von jenen beiden

Digitized by Google

Gräbern zweigt rechts südwärts eine Fahrstraße ab, die am Ostabhange des Geisberges hinführt. Dort, wo der Gutleuthof liegt — in dessen Mauern die ersten Granaten aus den deutschen Batterien vor dem Niederwald fuhren —, steigt ein Fahrweg westwärts zum Geisberge hinauf, der teilweise den Charakter eines Hohlwegs trägt. So fanden die anstürmenden Bataillone besonders der Königsgrenadiere einige Deckung, als sie von dieser Straße her den Fahrweg und über die Abhänge hinauf drangen. Erst wenn man die Höhe erreicht hat, übersieht man ganz die Schwierigkeiten des Anlaufs auf diesem kahlen, hier und da von Senkungen und Bodenrissen durchzognen Abhang und vermag die unwiderstehlich vorwärts drängende Wucht des Stoßes zu ermessen, die alle diese deutschen Angriffsschlachten des Jahres 1870 kennzeichnet, und keine mehr als diese erste.

Erst dort oben wird man auch des Schlosses Geisberg gewahr, des stärksten Stützpunktes der Franzosen, denn es liegt etwas seitab südlich von jenem Fahrwege in einer Senkung, die nach Osten steil abfällt. Bis zur großen Revolution war das Gut ein stattlicher Edelsitz, ist aber damals zerschlagen worden und jetzt im Besitz von vier Bauernfamilien, die auch das Schloß gemeinsam bewohnen. Das Ganze bildet ein längliches, ummauertes Viereck mit den Schmalseiten nach Osten und Westen. Im Westen legt sich ein langgestreckter Wirtschaftshof vor; tritt man durch das innere Thor, so gelangt man in einen zweiten, fast quadratischen Hof, der von allen Seiten von niedrigen massiven Wohn- und Wirtschaftsgebäuden eingeschlossen ist. Das dem innern Thore an der Ostseite gegenüber liegende Gebäude war das Herrenhaus. Nach dem Hofe zu ist es nur einstöckig, aber die Ostfront öffnet sich nach dem Garten zu in zwei Stockwerken unter einem hohen Dache mit einem vorspringenden Mittelbau, von dem nach rechts und links Freitreppen in den Garten hinabführen, einer ansehnlichen Anlage im Stile des achtzehnten Jahrhunderts, nach den drei Außenseiten mit einer Sandsteinbalustrade abgeschlossen, die an den beiden Enden der Ostseite kleine turmartige Pavillons trägt. Dort, nach außen hin, krönt sie eine Terrassenmauer, die mindestens ein Stockwerk hoch ist, da sich dort der Abhang rasch senkt. Das Ganze trägt jetzt alle Spuren der Verwahrlosung und des Verfalls, namentlich der Garten. Denn zwar sind hier die alten Gänge erhalten und in der Mitte ein großes, rundes Wasserbecken, aber dieses ist längst ausgetrocknet, und an Stelle der Blumenrabatten bedecken Weinreben und Gemüsebeete den Boden. Nur die Aussicht ist geblieben, eine Aussicht, wie sie das achtzehnte Jahrhundert liebte, der Blick in die fruchtbare, reich bebaute Ebne hinaus und auf die dunkeln Massen des Niederwaldes, aus dem heute die Signalübungen der Weißenburger Garnison herüberklangen; ganz in der blauen Ferne zeigen sich die langgestreckten Bergzüge des nördlichen Schwarzwaldes. Ein Bild tiefsten Friedens und blühender Kultur! Wie anders am 4. August 1870, wo von dieser Gartenterrasse aus das Auge überall die

Digitized by Google

dunkeln feindlichen Kolonnen herankommen sah! Von dieser Seite ist das Schloß allerdings nicht angegriffen worden. Der Stoß kam vielmehr von der ebnen Nordseite her durch die vorliegenden Hopfenpflanzungen gegen das Gartenthor, das dort hinausführt, und gegen das Thor des ersten Hofes. Noch ist die Mauer des Thorhauses dort von Kugeln zerfetzt, und reichliche Kugelspuren trägt auch die Gartenfront des Herrenhauses, wo die Reste der verzweifelt fechtenden Verteidiger gegen zwei Uhr endlich die Waffen streckten, als auf der Höhe im Nordwesten des Schlosses Artillerie auffuhr. Dort, auf dem höchsten Punkte des Geisberges, erhebt sich jetzt inmitten einer parkartigen, von dichten Hecken umgebnen Anlage auf dem deutschen Massengrabe das Armeedenkmal, ein hohes Kreuz, von vier liegenden Löwen bewacht, mit der Inschrift am Sockel: „Den gefallenen Kameraden die dritte Armee." Wenig hundert Schritt weiter südwestwärts stehen die drei Pappeln, die jetzt das Denkmal der Königsgrenadiere bezeichnen; hier hielt am Morgen des 4. August hinter seiner Mitrailleusenbatterie der General Abel Douay, obwohl er von hier aus die deutschen Anmarschlinien nur unvollkommen übersehen konnte. Er hatte vor der Schlacht in Steinseltz hinter dem Geisberge sein Quartier gehabt; als er hier am Morgen des 4. August den Kanonendonner hörte, sagte er voll trüber Ahnungen zu seinem Wirte: „Ich steige jetzt zu Pferde, aber ich komme nicht wieder." In der That kehrte er nicht zurück; oben bei den drei Pappeln, als er entsetzt das unaufhaltsame Andringen seiner Gegner sah, wurde er tödlich verwundet und verschied im Schafbuschhofe, dessen Dächer eine kurze Strecke weiter südwärts an der Straße nach Hagenau sichtbar werden. Verfolgt man diese Straße in der Richtung nach Weißenburg, wohin sie allmählich fällt, so öffnet sich das anmutigste Panorama: im Mittelgrunde die Stadt, dahinter die bewaldeten Vorberge der Vogesen, rechts die reichbebaute Ebne. Der Geisberg flacht sich nach dieser Richtung in Wiesen und Feldern ab. Mitten aus ihnen erhebt sich rechts von der Straße das Denkmal, das die Stelle bezeichnet, wo die 5. schlesischen Jäger, von der Eisenbahn heraufdringend, das erste französische Geschütz im Feuer nahmen.

Als General Douay die Schlacht bei Weißenburg annahm, wußte er, daß seine Division sozusagen in der Luft stand. Denn Mac Mahon hatte die Hauptmasse seiner Armee mehrere Meilen weiter südwärts zusammengezogen in einer an sich strategisch wie taktisch sehr geschickt gewählten Stellung, in der er den nördlichsten Paß der Vogesen, die Straße und die Eisenbahn nach Bitsch, deckte und jedes deutsche Heer, das weiter südlich in den Elsaß vordrang, in der rechten Flanke bedrohte. Gerade deshalb mußte und wollte ihn der Kronprinz angreifen, allerdings nicht am 6., sondern erst am 7. August. Er hatte sein Hauptquartier nach Sultz unterm Wald verlegt, einem ansehnlichen, stadtähnlichen Dorfe mit wohlhäbigen, großen Bauernhöfen und einer stattlichen neuen Synagoge, denn das jüdische Element ist in der ganzen Gegend

Digitized by Google

stark und angesehen. Von dort führt die Straße nach Wörth, die Anmarschstraße des V. Armeekorps, zunächst durch ein flaches Wiesenthal zwischen sanften Höhen ostwärts, dann über welliges, fruchtbares Land zwischen Weizenfeldern, Hopfenpflanzungen und Obstgärten durch stattliche Dörfer dahin. Herrliche alte, breitästige Nußbäume treten erst einzeln, dann in Alleen auf und schützen die Straße wohlthätig gegen den Sonnenbrand. Ein Geschäftsmann aus Sultz, der den Wandrer freundlich in seinem flotten Einspänner ein Stück mitnahm, erzählte, früher seien diese schönen Bäume noch viel häufiger gewesen, jetzt würden sie vielfach verkauft, um Holz zu Gewehrschäften zu liefern, weil sie gut bezahlt würden, das Stück zu 80, 100, 120 Mark. Er hatte 1870 in Sultz mit durchlebt, und der stärkste Eindruck, der ihm davon geblieben war, war der einer furchtbaren Verwüstung. „Sehen Sie, sagte er, auf die schweren braunen Ähren der ausgedehnten Weizenfelder weisend, dieselbe schöne Ernte wie heute stand damals auf den Feldern; das war nachher alles in Grund und Boden gestampft. . . .“ Denn wir näherten uns rasch dem Schlachtfelde von Wörth. Schon wurden unten im Grunde rechts von der Straße die roten Dächer des langgestreckten Preuschdorf sichtbar, durch das noch am Nachmittage des 6. August 1870 die zweite bayrische Division herankam, darüber der Bergrücken des Hochwaldes, links, in Bäumen versteckt, auf der Hochebne Diefenbach, wo sich damals das V. Korps zum Angriff entwickelte; gerade vor uns aber tauchte der Turm der „Friedenskirche“ von Fröschweiler auf, das am weitesten sichtbare Wahrzeichen des Schlachtfeldes, und darüber stiegen die dunkeln Waldberge der Vogesen empor. Von Diefenbach an senkt sich die Straße in weitem Bogen den flachen Abhang der Hochebne nach dem Thale der Sauer hinab. Als ich einen Bauern am Wege nach dem Denkmale des Kaisers Friedrich fragte, da wies er mit der Hand voraus und sagte: „Dort ists, das Pferd mit dem Kaiser drauf.“ Ein überraschender Anblick: ein riesiger goldglänzender Reiter schien durch die Felder zu sprengen, denn von dem hohen Felsgestell, das ihn trägt, sah man hier noch nichts. Links von der Straße öffnet sich ein weiter, eingefriedigter halbkreisförmiger Platz, und im Hintergrunde, am aufsteigenden Hange erhebt sich ein mächtiger Unterbau aus dem roten Sandsteinfels der nördlichen Vogesen. Droben hält „unser Fritz,“ als ob er eben herangesprengt wäre, mit der Linken das Roß zügelnd, mit der Rechten nach dem Feinde weisend; unter ihm, an der Vorderseite des Felsens, reichen sich zwei kraftvolle altgermanische Krieger über feindlichen Waffenstücken die Hand, denn

— — — geschmiedet in eins
Sind dort im Feuer wir worden.

Es ist die Stelle, wo am 6. August seit ein Uhr mittags der Kronprinz hielt, hinter der langen Linie von vierzehn Batterien des V. Korps, die zu beiden Seiten der Straße aufgefahren waren. Von hier aus übersah er das ganze,

Digitized by Google

landschaftlich überaus malerische Schlachtfeld, eine so ganz deutsche Gebirgslandschaft, daß man Mühe hat, sich vorzustellen, sie sei jemals französisch gewesen: unten am Abhange links Gunstett, rechts Görsdorf, darüber der Hochwald mit dem Liebfrauenberge, gerade voraus das breite grüne Wiesenthal der Sauer, im Mittelpunkte das Städtchen Wörth mit seinen roten Dächern und dem spitzen Kirchturm, ganz links Morsbronn, darüber langgestreckt der Höhenzug, auf dem Fröschweiler und etwas weiter links Elsaßhausen liegen, auf drei Seiten von dunkelm Wald umrahmt, und weiter im Hintergrunde die blauen Vogesen. Das war die Stellung Mac Mahons auf einer südnördlichen Linie von etwa fünf Kilometern. Er selbst hielt auf der Höhe östlich von Elsaßhausen bei einem der großen Nußbäume, der, weithin sichtbar, seitdem in der ganzen Gegend der Mac-Mahonbaum heißt; von dort aus konnte er die Stellungen und das Vorgehen der Deutschen deutlich einsehen und verfolgen, denn die östlichen Höhen des Sauerthales sind niedriger und flacher als die westlichen; ja er hat den Stab des Kronprinzen erkennen können, denn die Entfernung beträgt in der Luftlinie kaum eine halbe Stunde. Heute erhebt sich in diesem Herzen der französischen Stellung das Denkmal der dritten Armee, eine hohe Säule mit dem fliegenden Adler darauf. Ein andres Denkmal in der Nähe von Morsbronn gilt dem heldenmütigen, aber im Grunde unsinnigen Angriff der französischen Kürassierbrigade Michel, die den bewachsenen, von Hecken und Gräben durchschnittenen Abhang hinunterjagte und am Schnellfeuer der Vierundneunziger zerschellte. Auch andre Denksteine tauchen hie und da aus dem Gelände auf, zu zahlreich, sie alle zu nennen.

Einen vollen Einblick in die Schwierigkeiten und die auch hier unwiderstehliche Wucht des deutschen Angriffs gewinnt man erst, wenn man die schmale, aber tiefe und rasche Sauer überschreitet und von Wörth die Straße nach Fröschweiler hinaufsteigt, die, von der andern Seite des Thales aus gesehen, fast senkrecht erscheint und in der brennenden Mittagssonne nichts verlockendes hatte. Unmittelbar vor dem Anstieg, am westlichen Ende des Städtchens, erhebt sich auf einem besondern Friedhofe das schöne bayrische Denkmal, eine quadratische Grabkammer aus grauweißem Marmor mit einer bronzenen Viktoria darauf, die über einen sinkenden Krieger den Siegeskranz hält. Die Abhänge nach Fröschweiler hinauf sind im gewöhnlichen Sinne nicht gerade steil zu nennen; aber von kleinen Senkungen durchzogen, von Hecken, Baumgärten, Wein- und Hopfenpflanzungen bedeckt, boten sie den Angreifern Schritt für Schritt schwere Hindernisse, die Ströme von Blut kosteten. Die Straße selbst, auf längerer Strecke ein Hohlweg, forderte zahlreiche Opfer. Daher steht auch hier links das Denkmal des 37. Regiments, und etwas weiter hinauf rechts das französische Armeedenkmal, ein achteckiger Bau, der nach oben kegelförmig zuläuft und ein Kreuz auf der Spitze trägt. Nach etwa zwanzig Minuten erreicht man die ersten Häuser von Fröschweiler. Es ist ein großes, in flachem, nach

Digitized by Google

Nordosten offnem Bogen gebautes Dorf; am Scheitelpunkte links steht jetzt (seit 1876) die schöne „Friedenskirche," in gotischem Stil aus dem roten Vogesensandstein aufgeführt an Stelle der viel kleinern, die am Schlachttage in Brand geschossen wurde, daneben das elegant erneuerte Schloß des Grafen Türckheim, von einem ausgedehnten, wohlgepflegten Park umgeben. Wenig hundert Schritte weiter ins Dorf hinein, dicht an der Straße, liegt das alte Pfarrhaus des Pastors Klein, dessen weltbekannte „Fröschweiler Chronik" diese Tage so eindrucksvoll und anschaulich schildert. Er selbst ging 1882 nach Nördlingen, verfiel aber dort schon 1883 in Irrsinn und ist nach langen Leiden erst im Sommer 1898 gestorben. Seine Schwester, Katharina Klein, hat 1896 „Ergänzungsblätter" zu der Chronik herausgegeben.*) Jetzt ist die Pfarre verlegt, und das ehemalige Pfarrhaus ein gutes Gasthaus „Zur Jägerzusammenkunft." Der jetzige Wirt ist ein Rheinländer, wie so viele seiner nähern Landsleute im Reichsland eingewandert, früher kaiserlicher Förster in Saarunion und Mitkämpfer von 1870/71, wo er sich bei den 8. rheinischen Jägern in der Schlacht bei Amiens das Eiserne Kreuz geholt hat; seine Frau — eine typische Verbindung! — stammt aus dem Orte und hat die Schlacht als zehnjähriges Kind mit durchlebt, bewahrt auch noch manche starken Eindrücke aus diesen Schreckenstagen, denn das waren sie für Fröschweiler. „Ich lebte damals, erzählte sie in ihrer schlichten und klaren Weise, im Hause meines Großvaters, eine Strecke weiter ins Dorf hinauf. Ein französischer General war bei uns im Quartier. Der lag am 6. August früh $^1/_2$9 oben noch im Bett, als man schon den Kanonendonner hörte. Mein Großvater ging hinauf, um ihn zu wecken, und sagte zu ihm: Mein General, die Schlacht beginnt. Ah non, entgegnete der Franzose, c'est une fausse alerte! und blieb ruhig liegen. Als es schlimmer wurde, flüchteten wir in den Keller. Endlich legte sich der Lärm, und auf einmal hörte man das Hurra. Das sind die Deutschen, sagte der Großvater, da muß ich hinauf und nachsehen. Ich laufe ihm nach, und wie er die hintere Thür nach dem Hofe öffnet, sieht er, daß die Deutschen erst im Nachbarhause sind, und wollte wieder zumachen. Da aber drängen sich zwei Turkos herein, ganz erschöpft, und gehen unten in die Stube, ich gehe ihnen neugierig nach. Gleich darauf krachen Kolbenschläge an die Hausthür, und wie der Großvater öffnet, stehen zwei deutsche Soldaten davor und rufen: Hier sind Turkos im Hause, wir haben sie hineingehen sehen. Meine Herren, sagt der Großvater, sie sind da, aber meine Enkelin ist bei ihnen in der Stube; wenn Sie ihnen jetzt nachgehen, kann das Kind zu Schaden kommen; ich werde dafür sorgen, daß die Turkos Ihnen die Gewehre abliefern. Das thaten die denn auch, und er brachte sie mit hinaus. Ein andrer Turko lag schwer verwundet in unserm Garten, der schrie die ganze Nacht zu Mahomet,

*) Fröschweiler Erinnerungen. München, C. H. Beck, 1896.

Digitized by Google

das ist ihr Gott.“ Während dieser Unterhaltung beim Mittagessen setzte sich ein graubärtiger alter Knabe an den Nachbartisch, und als er sah, daß ich in der illustrirten Jubiläumsausgabe der Fröschweiler Chronik blätterte, die mir die Wirtin freundlich gebracht hatte, rief er zu mir herüber: „Da bin ich auch drin, Seite 34 und 215; mich haben sie besonders photographiren lassen; ja ich bin in der ganzen Welt berühmt,“ setzte er in naivem Selbstbewußtsein hinzu. Auf die Frage, wer er denn sei, erklärte er: „Ich bin ja der Wodlijörri, ich war schon damals Gemeindediener, und das bin ich noch!“ Seine Angaben stimmten; im übrigen wußte er nicht viel mehr zu berichten, als daß am Abend des 6. August in Fröschweiler 26 Häuser gebrannt hätten. Nachher führte er mich noch in das sogenannte Schlachtenmuseum im Gemeindehause, eine bescheidne Sammlung von Ausrüstungsgegenständen, Waffen, Geschossen und Bildern; unter diesen befand sich auch eins von Kaiser Friedrich und vom Weißenburger Kreisdirektor Stichaner.

Der fluchtartige Rückzug der Franzosen ging um die vierte Nachmittagsstunde auf der Straße nach Reichshofen, die Fröschweiler am westlichen Ende verläßt und über die Hochebne nach dem Großen Wald (Neuwald) führt, einem Laubgehölz von Eichen und Buchen. Noch innerhalb des Holzes senkt sie sich und steigt dann in Windungen durch ein flaches, offnes Wiesenthal nach Reichshofen hinab, das mitten drin an der Einmündung des Schwarzbachs in den Falkensteinerbach liegt. Dort, wo die Straße am Sägewerk vorbei den Schwarzbach überschreitet, steht am Wasser ein Denkstein, um an das Rückzugsgefecht am 6. August zu erinnern, denn die hier sehr energische Verfolgung ging bis in den sinkenden Abend hinein und kam erst bei Niederbronn zum Stehen, als ihr dort die Division Lespart von Faillys Korps entgegentrat. Doch zog sich die Hauptmasse der geschlagnen Armee nicht auf Bitsch zurück, sondern bog bei Niederbronn südlich ab, um durch das Gebirge und an seinem Ostrande hin Zabern zu erreichen und dann durch den Paß von Zabern auf Nancy zu marschieren. Neben diesem wichtigsten und bequemsten Vogesenpasse und dem nördlichsten nach Bitsch kam noch die zwischen beiden laufende Gebirgsstraße von Hagenau über Ingweiler und Lützelstein in Betracht. Alle drei Straßen wurden durch kleine, freilich veraltete Festungen gesperrt oder wenigstens bedroht: Pfalzburg auf seiner waldumkränzten Hochebne etwa eine Stunde nördlich von der erst später angelegten Straße durch die Zaberner Senke, Lützelstein mitten in den Nordvogesen und das Felsennest Bitsch. Das zwischen beiden liegende Bergfort Lichtenberg sperrte keinen Paß. Die Deutschen, die wegen der einbrechenden Nacht die Fühlung mit dem Feinde verloren hatten, überschritten das Gebirge auf vier Straßen. Die bayrischen Korps marschierten geradeswegs auf Bitsch oder auf einer südlichen Parallelstraße (Bärenthal-Lemberg), das V. Korps über Lützelstein, das XI. Korps mit der vierten Kavalleriedivision über Zabern; die württembergische Division schlug von Ingweiler aus

Digitized by Google

eine Nebenstraße über Lichtenberg ein. Die Hauptetappenstraße ging von Ingweiler über Lützelstein nach Saarburg; ihr folgte auch das Hauptquartier des Kronprinzen.

Es ist ein schönes, reizvolles Mittelgebirgsland, das damals der Schauplatz dieser Märsche und Kämpfe war, charakterisirt durch den Wechsel zwischen breiten Hochflächen und tief eingesenkten Thälern, durch den überall mauerartig hervortretenden roten Sandstein, der für Elsaß und Lothringen ein so treffliches Baumaterial liefert, und durch prächtige, ausgedehnte Laubwälder von Buchen und Eichen. Nur an den Osträndern gedeiht auch der Wein, aber bis weit hinauf bezeugen Nußbäume und Edelkastanien die Milde des Klimas, das den Getreidebau noch auf den Hochflächen erlaubt. Daher tragen auch die Dörfer das Gepräge einer gewissen Wohlhabenheit. Am Ausgange des tiefeingeschnittnen Zornthales breitet sich in reizender Lage Zabern aus, einst die Residenz der Fürstbischöfe von Straßburg, die sich hier, der drohenden Anzeichen der Zeit nicht achtend, noch kurz vor der französischen Revolution ein großartiges Schloß in rotem Sandstein bauten und damit dem jetzt hier liegenden deutschen Regiment ein prächtiges Offizierkasino. Mitten durch die Stadt schneidet der Rhein-Marnekanal, und seine hier liegende Schleuse hebt und senkt tagtäglich zahlreiche große, meist mit Kohlen aus dem Saarbecken und Sandstein aus dem Gebirge beladne Kähne; über ihr aber ragen auf den Waldhöhen rechts und links von der Gebirgslücke die Trümmer einst fester Burgen, die den Durchgang bewachten und beherrschten, auf der Nordseite der Greifenstein, auf der Südseite Hoh-Barr, Groß- und Klein-Geroldseck. Wer etwa an einem hellen Sommermorgen, wenn der Sonnenglanz auf der elsässischen Ebne und der malerischen Ostseite des Gebirges liegt, vom Hoh-Barr hinunterschaut, der muß das Land lieb gewinnen. Tief unten zieht sich die Zaberner Senke zwischen hohen bewaldeten Bergkulissen und roten Sandsteinwänden dahin, gerade breit genug, der Zorn, dem Kanal, der Straße und der Eisenbahn neben einander Platz zu lassen, und überraschend genug nimmt es sich aus, wenn in der Bergenge plötzlich ansehnliche Schiffe auftauchen. An dem bewaldeten Osthange der nördlichen Paßwand klimmt in steilen Windungen, kenntlich an den schlanken italienischen Pappeln, den Lieblingsstraßenbäumen Napoleons I., die „Zaberner Stiege" auf den Spuren der alten Römerstraße nach der Hochfläche von Pfalzburg hinauf. Das Gebirge aber umschließt in einspringenden Buchten wie schützend das ebnere Land, und zwischen den Feldern und Wiesen, den Baum- und Rebengärten schimmern die freundlichen Ortschaften mit ihren Kirchtürmen hervor, nordwärts Zabern, Eckardsweiler, St. Johann, Ernolsheim u. a. m., südwärts vor allem Mursmünster mit seiner alten Benediktinerkirche und Wasselnheim; im Gebirge aber schiebt sich ein bewaldeter Rücken über dem andern empor, bis weit im Süden zum blauen Odilienberge, und im Westen grüßen in der Ferne die langen

Digitized by Google

Züge des Schwarzwalds. So sah das Land auch aus, als es die flüchtigen Scharen der Franzosen, in buntem Gewimmel auf all diesen weißschimmernden Straßen und durch die dunkeln Waldungen einherziehend und sie mit weggeworfnen Gewehren und Tornistern, mit verlassenen Geschützen und Wagen bedeckend, für immer räumten, und ihnen auf dem Fuße dort von Steinburg her die vierte Kavalleriedivision, dreißig Schwadronen unter Prinz Albrecht, folgte. Da Pfalzburg die Hauptstraße nicht sperrte, so begnügte sich die deutsche Heeresleitung nach einer vergeblichen Beschießung (10. bis 14. August) damit, es einzuschließen, was indes erst am 12. Dezember zur Kapitulation führte.

Einen ganz andern Charakter als die Zaberner Straße trägt die nach Lützelstein, denn sie erklimmt in kurzer Steigung die Hochfläche und geht dann auf dieser stundenlang mit geringen Senkungen dahin, fast immer durch schönen Buchenwald mit gelegentlichen Blicken in einsame Waldthäler, bis plötzlich in einer Lichtung Lützelstein auftaucht. Die eigentliche Festung liegt auf einer teilweise bewaldeten Bergnase, die nach drei Seiten steil in Wiesenthäler abfällt und nur auf der östlichen mit der Hochfläche zusammenhängt, am Westende überragt von dem alten Schlosse, jetzt dem Sitze eines kaiserlichen Oberförsters. Hohe Sandsteinmauern mit vorspringenden Bastionen umgeben den kleinen unansehnlichen Ort, eine einzige dürftige Straße und die spitztürmige Kirche am Schlosse. Ganz davon getrennt liegt auf dem Rande der Hochebne das Städtchen, nur ein paar breite Gassen, doch hat es außer zwei kaiserlichen Oberförstereien ein Amtsgericht und ist der Sitz eines Kantonalarztes, also der Mittelpunkt eines kleinen Bezirks. Einsam genug ist es da oben, und im Winter hemmen oft Schneemassen den Verkehr. Ein solches kriegerisches Getümmel wie in den Tagen nach der Schlacht bei Wörth hatte Lützelstein überhaupt noch nicht gesehen. Denn schon am 7. August biwakirte Failly mit zwei Divisionen hier und gab der kleinen Besatzung des Forts den Befehl, den Platz, der die wichtige Straße völlig sperrte, weil sie geradezu unter seinen Geschützen lag, bis aufs äußerste zu halten. Aber als am 9. August die Vortruppen des V. Armeekorps hier eintrafen, fanden sie die Festung verlassen und sogar sechs Geschütze mit aller Munition und Lebensmittel, ja noch Nachzügler, das Archiv und die Pläne vor. In den nächsten Tagen folgten unabsehbare Heersäulen des V. Armeekorps, am 10. August ging das Hauptquartier des Kronprinzen durch, der selbst in die Festung hineinritt. Fast den ganzen Schauplatz dieser Vorgänge übersieht man von der über dem Orte sich erhebenden sogenannten Altenburg aus, dem südlichen Vorsprunge der Hochfläche, auf der Lützelstein liegt. Eine echte Vogesenlandschaft, doch ganz anders als vom Hohbarr aus! Langgestreckte bewaldete Bergrücken schieben sich übereinander, dazwischen ziehen sich tiefe Wiesenthäler und bebaute Hochflächen, aber sehr wenig Ortschaften. Im Süden ist Pfalzburg in einer waldumgebnen Lichtung mit seinen Wällen deutlich sichtbar, im Nordosten ragen über den Waldungen hervor die hohen Trümmer

Digitized by Google

des Bergschlosses Lichtenberg, das württembergische Feldbatterien am 9. August in Brand schossen und zur Übergabe nötigten, worauf es gänzlich zerstört wurde; im Norden erkennt man an den Baumreihen die auf der Hochebne eine lange Strecke offen hinlaufende Straße nach Petersbach, den Heerweg der deutschen Kolonnen nach Lothringen hinein. Dort in dem ansehnlichen Dorfe hatte der Kronprinz am 10. und 11. August sein Hauptquartier in einem stattlichen sechsfenstrigen Hause an der Hauptstraße. Er muß sich rasch die Sympathien der Ortseinwohner gewonnen haben; bewahrt doch die Tochter des frühern Besitzers eine Serviette, die er zurückgelassen hatte, als ein Heiligtum auf, und im Gemeindehause hängt sein Bild.

(Schluß folgt)

Verbesserter Smithianismus

Konservative und Ultramontane pflegen den Liberalismus bald Vorfrucht, bald Wurzel, bald Vater des Sozialismus zu schelten. Die Liberalen können den Vorwurf zurückgeben, denn gleich der modernen Chemie braut der weltgeschichtliche Prozeß jedes aus jedem, und es müssen zwar keineswegs alle Wege nach Rom führen, wohl aber alle Strömungen der Vergangenheit in die Gegenwart münden. Es ist also thöricht, gewissen Personen und Parteien aus historischen Notwendigkeiten einen Vorwurf zu machen. Aber den Zusammenhang der verschiednen Strömungen zu erforschen, das ist theoretisch interessant und für die Praxis wichtig; das zweite deswegen, weil wir, wenn wir auch den Lauf der Entwicklung weder zu hemmen noch zu lenken imstande sind, wenigstens aus dem Studium dieses Laufes seine nächsten Wendungen einigermaßen zu berechnen und durch allerlei Vorkehrungen die den lebendigen Tropfen des Stromes drohenden Stöße einigermaßen abzuschwächen vermögen. Oppenheimer ist, von Adam Smith ausgehend, zum Agrarsozialismus gelangt, und wer möchte im Hinblick auf die agrarsozialistischen Bauern Ungarns, die nicht einmal lesen können, die also Smith wahrscheinlich nicht studirt haben, wer möchte da bestreiten, daß sich auch in diesem Theoretikerkopf nur ein Stück Wirklichkeit spiegelt? Das jüngst erwähnte zweite Werk Oppenheimers: Großgrundeigentum und soziale Frage (Deutsches Verlagshaus Vita in Berlin) soll nur seinen Siedlungsgenossenschaften die Wege bereiten. Wir lassen diese, da sie schon kurz gewürdigt worden sind, ganz beiseite und be-

Digitized by Google

leuchten nur ein wenig die mit erstaunlicher Abstraktionskraft aufgebaute und mit fleißig gesammeltem geschichtlichem Material gestützte Theorie des Verfassers.

Eine reine freie Tauschgesellschaft, wofür Adam Smith die zu seiner Zeit schon vorhandne moderne Gesellschaft ansah, würde nach Oppenheimer wirklich die soziale Harmonie erzeugen. Aber die moderne Gesellschaft ist leider noch nicht die reine Tauschgesellschaft, sondern eine Mischung der Tauschgesellschaft mit der nach „Nomadenrecht" aufgebauten Feudalgesellschaft, die sie in jahrhundertelangem Ringen bis heute noch nicht zu überwinden und auszustoßen vermocht hat. Die Nomaden, unsre germanischen Urväter eingeschlossen, sind nämlich nicht, wie man gewöhnlich glaubt, bei der Niederlassung gleichberechtigte Gemeinfreie gewesen, sondern sie hatten schon als Nomaden Sklaven erworben, hatten das Herrenrecht ausgebildet und trugen, als sie seßhaft wurden, nicht allein das nomadische Herrenrecht und den Standesunterschied sofort in die nun entstehende Agrarverfassung hinein, sondern schufen auch den Großgrundbesitz, indem der Adliche, um seine Sklaven ansiedeln zu können, ein weit größeres Stück Land in Beschlag nahm, als er für sich und seine Familie gebraucht hätte. Die reine Tauschgesellschaft ist also, darin hat Oppenheimer recht, niemals vorhanden gewesen, sie muß in Gedanken konstruirt werden, wenn man ihre Lebens- und Entwicklungsgesetze erforschen will.

Er findet nun ein die ganze Entwicklung beherrschendes Naturgesetz der Gesellschaft: die Menschen verhalten sich, darin alle gleich, genau wie die Tropfen einer Wassermasse, die bei jeder Gleichgewichtsstörung durch ihre Schwere gezwungen werden, solange zu fallen oder zu rinnen, bis das Niveau der ganzen Masse wieder eine Ebne und das Gleichgewicht wieder hergestellt worden ist; „die Menschen strömen vom Orte höhern wirtschaftlichen Druckes zum Orte geringern wirtschaftlichen Druckes auf der Linie des geringsten Widerstands." Er stellt nun dar, wie sich, vom ersten Augenblick der Niederlassung an, die Bevölkerung verteilen und befinden müßte, wenn die Wirksamkeit des Naturgesetzes durch keinerlei Eingriffe eines Herrenrechts und sonstiger politischer Einrichtungen zerstört würde. Er legt dabei das Schema des isolirten Staats zu Grunde. Thünen hat sich bekanntlich die Gewerbe in eine einzige Stadt zusammengedrängt und um sie herum die Urproduzenten in konzentrischen Ringen gelagert gedacht. Er läßt, von der Stadt ausgehend, auf einander folgen: 1. Freie Wirtschaft mit Garten-, Gemüsebau und Milchproduktion, 2. Forstwirtschaft, 3. Fruchtwechselwirtschaft, 4. Koppelwirtschaft, 5. Dreifelderwirtschaft, 6. Viehzucht. Jenseits des letzten Ringes liegt Urwald und sonstiger herrenloser Boden. Jeder Art der Urproduktion und jeder Betriebsform wird ihr Standort angewiesen durch das Maß des Reinertrags, den ein Erzeugnis bei einer gewissen Entfernung vom

Digitized by Google

Markte abwirft.*) Oppenheimer findet es mit Recht sonderbar, daß die Nationalökonomen noch niemals auf den Gedanken geraten sind, das Thünensche Schema umzukehren, da doch die Entstehung und die Verteilung der Gewerbe in demselben Maße durch die Urproduktion bestimmt werden, wie deren Standort und Betriebsform durch den städtischen Markt (selbstverständlich ist mit Urproduktion hier vorzugsweise die Landwirtschaft gemeint schon aus dem Grunde, weil der Fischerei und noch mehr den Salinen und dem Bergbau ihre Standorte von der Natur angewiesen sind). Oppenheimer findet nun, immer den freien Boden und die ungestörte Wirksamkeit des Naturgesetzes in der reinen Tauschgesellschaft, also auch die Freizügigkeit, vorausgesetzt, der Hauptsache nach folgendes: Alle Waren haben ihren natürlichen Preis (oder oszilliren wenigstens um ihn), das heißt, sie tauschen sich nach der in ihnen steckenden Menge Arbeit aus. Jede Ungleichheit, die entsteht, gleicht sich bald von selbst wieder aus. Sinken z. B. die Lebensmittel im Preise, so wandern Landwirte in die Stadt, als an den Ort des geringern Drucks, und beteiligen sich an der Produktion von Industrieerzeugnissen. Sinkt der Preis für Gewerbeerzeugnisse, so tritt die umgekehrte Strömung ein. Bei wachsender Bevölkerung steigen die Preise der Lebensmittel, aber diese Preissteigerung wird mehr als ausgeglichen durch die fortschreitende Produktivität der gewerblichen Arbeit, die die Kaufkraft der städtischen Bevölkerung erhöht. Die steigende Produktivität der gewerblichen Arbeit wirkt steigernd auf die der landwirtschaftlichen ein, da einerseits der Fortschritt der Gewerbe den Landwirt der Notwendigkeit, seine Zeit auf Nebenarbeiten zu verschwenden, überhebt und ihn mit immer vollkommnern Werkzeugen und Methoden ausrüstet, andrerseits die gesteigerte Kaufkraft der Stadt jede auf die Landwirtschaft verwandte Mehrarbeit rentabel macht. Die intensivere Kultur in der Nähe der Stadt verkleinert die vom einzelnen Wirt bebaute Parzelle und verdichtet die Bevölkerung. Denn wollte ein Landwirt im innersten Ringe seine dreißig Morgen — soviel hat bei der Niederlassung jeder Hausvater bekommen — zum Ackerbau benutzen, so könnte er diesen mit seinen Händen und denen seiner Angehörigen nur sehr unvollkommen betreiben, und der Reinertrag dieser dreißig Morgen würde geringer sein als der von fünf Morgen Gartenland. Mietet er aber Arbeiter, so muß er diesen an Lohn so viel gewähren, wie das Einkommen des Besitzers einer Hufe beträgt; bietet er weniger, so gründet der Arbeiter lieber eine eigne Wirtschaft, sei es in seiner Mark, oder wenn die Mark schon aufgeteilt ist, jenseits

*) Anerkannt wird von der heutigen Wissenschaft das von Thünen aufgestellte Grundgesetz und ein großer Teil seiner Einzelfestsetzungen. Mehrere von diesen sind aber durch die Fortschritte der Technik umgestoßen worden. Die Entfernung vom Markte hat heute nicht mehr die Bedeutung wie vor siebzig Jahren. Die Stellung, die Thünen der Forstzone anweist, kommt uns Heutigen geradezu unsinnig vor; damals aber war Holz noch das einzige Brennmaterial, und sein Transport sehr teuer.

Digitized by Google

der Peripherie des isolirten Staates. Mietet nun der Bauer fünf Gehilfen, die jeder so viel bekommen wie ein freier Hufner verdient, so behält er eben nur den Ertrag seiner eignen Arbeit auf fünf Morgen übrig. Es kommt also zu keiner „Ausbeutung." Die Bearbeiter der Hufe sind gleichberechtigte und gleichgestellte Mitglieder einer Produktivgenossenschaft, und jeder bezieht das Einkommen, das dem Bearbeiter eines Grundstücks zukommt, dessen Größe der in der fraglichen Zone geforderten Intensität der Bearbeitung entspricht. Je nachdem ein Bauer näher an der Stadt oder entfernter von ihr wohnt, wird er bei beginnendem Druck lieber in die Stadt abwandern oder in die jenseits des Staats gelegnen Gegenden auswandern; stetige Ab- und Auswandrung gehört selbstverständlich zum Lebensprozeß eines wachsenden Volksorganismus. Mit der Vergrößerung des Gebiets durch Auswandrung ist aber auch die Notwendigkeit der Gründung neuer Städte gegeben. An diesen Gewerbezentren zweiter Ordnung sammeln sich vorzugsweise die Vertreter solcher Handwerke an, die wenig Arbeitsteilung erfordern; den Anfang pflegt der Dorfschmied zu machen.

Es würde also — immer ein der Neuansiedlung offen stehendes Gebiet, freies Land, vorausgesetzt — zwar einen berechtigten Unternehmergewinn geben, indem z. B. dem Leiter einer freien Produktivgenossenschaft, wenn er durch seine kluge Leitung den Reinertrag über den Durchschnitt erhöhte, das Mehr als Arbeitslohn gebühren würde, aber es fiele kein „Mehrwert" auf Kosten der Arbeiter ab; denn statt sich einen Abzug gefallen zu lassen, würden diese von diesem Orte des höhern wirtschaftlichen Druckes abwandern. (Das hat auch schon Thünen klar gemacht.) Statt des heutigen Zustandes, wo zwei Arbeiter einem Brotherrn nachlaufen, würde man den Zustand haben, dessen sich Nordamerika bis in die Mitte unsers Jahrhunderts erfreut hat, und den Carey als Idealzustand preist, daß nämlich zwei Unternehmer einem Arbeiter nachlaufen. Wie kein unrechtmäßiger Unternehmergewinn, so könnte auch kein Privateigentum an Grund und Boden entstehen; es käme nicht zu dieser Rentenquelle, die Einkommen ergiebt ohne die Arbeit ihres Eigentümers. Man würde beim Kauf von Grundstücken immer nur die Gebäude, das Inventar, die im Acker oder Gartenlande steckende Arbeit bezahlen, aber niemand würde einen Pfennig geben für den bloßen Boden; dieser hätte keinen Tauschwert, weil ja außerhalb des Kulturkreises genug davon umsonst zu haben wäre. Niemand würde etwas geben für das bloße Eigentumsrecht an Grund und Boden, das ja nichts nützte; niemand würde Land auf Spekulation kaufen, da ja einige Quadratmeilen dem Eigentümer nicht mehr Ertrag liefern würden als ebenso viele Morgen; niemand würde Geld auf Hypotheken ausleihen oder erhalten auf den nackten Eigentumstitel hin. So der Verfasser.

Die an sich berechtigte Abstraktion ist hier ganz folgerichtig durchgeführt, aber in Beziehung auf ihr Verhältnis zur Wirklichkeit ist der scharfsinnige

Digitized by Google

Theoretiker vier großen Irrtümern unterlegen. Es ist richtig, daß die Nomaden, wenn sie seßhaft werden, gewöhnlich schon Sklaverei und Standesunterschiede haben, und daß hierdurch Unterschiede in der Größe des Grundeigentums begründet werden. Aber es ist ein Irrtum, zu glauben, daß es auch anders sein, daß ein Staat ohne politische Einrichtungen entstehen könnte, d. h. ein Staat, der kein Staat wäre; die politischen Einrichtungen laufen aber alle auf Über- und Unterordnung, auf Herrschen und Dienen hinaus. Ebenso gut wie einen solchen Staat könnte man sich auch eine Gesellschaft denken ohne Beziehung der Mitglieder zu einander. Eine Beziehung läßt Oppenheimer ja bestehen, den Tausch, aber es ist eben der Grundirrtum der Smithschen Schule, daß eine reine Tauschgesellschaft, eine Gesellschaft, deren Mitglieder durch nichts mit einander verbunden wären, als durch Warentausch im eignen persönlichen Interesse, jemals auf Erden bestanden habe oder bestehen könnte. Sofort beim Anfange der Kultur traten auch andre Beziehungen hervor, und schon die allerursprünglichste, die Pietät zwischen Eltern und Kindern, wirft die Konstruktion der reinen Tauschgesellschaft über den Haufen, denn der Sohn macht es gewöhnlich nicht wie der junge Vogel, fliegt nicht sofort, nachdem er flügge geworden ist, aus, um sich in beliebiger Ferne ein Nest zu bauen, in diesem Falle Neuland zu roden, sondern er hilft den Eltern noch eine Zeit lang und siedelt sich dann, auch wenn in der Ferne größerer Vorteil winkt, lieber in der Nähe an, um ihnen in ihren alten Tagen eine Stütze zu sein. Wenn dann die Gesellschaft nach Hunderttausenden, nach Millionen zählt, so treten unvermeidlich allerlei Herrschaftsverhältnisse hervor, die Vermögensunterschiede begründen. Und darin hat Oppenheimer Recht, daß er die Aufhäufung von Reichtum durch Macht wieder stärker hervorgehoben wissen will, nachdem man eine Zeit lang immer nur davon geredet hat, wie Reichtum Macht verleihe.

Der zweite Irrtum besteht darin, daß er die „abstrakte Menschennatur" des Smithianismus für etwas hält, was allgemein verwirklicht werden könnte. Die Menschen sind eben keine Wassertropfen; sie bewegen sich keineswegs, einem Naturgesetz folgend, unabänderlich nach dem Orte des geringsten wirtschaftlichen Druckes hin, sondern sie sind eigensinnige Dinger, die oft trotz erhöhten Druckes an einem Orte kleben bleiben, wo es ihnen gefällt, und die oft ganz unvernünftigerweise, allerlei Anziehungskräften nachgebend, gerade an den Ort des ärgsten Druckes wandern. Wenn sich ein Bursche und ein Mädel in einander verliebt haben, so geben sie die angenehmsten und einträglichsten Stellen auf, um einander nachlaufen zu können, und stürzen sich nicht selten sehenden Auges ins tiefste Elend. Dazu kommen dann die Pietätsrücksichten, die wir schon als Begründer von Abhängigkeitsverhältnissen erwähnt haben, die Anhänglichkeit an die Heimat, die Vaterlandsliebe, Gewissensbedenken, die aus der Religion entspringen (man will nicht an einen Ort wandern, wo man keinen Gottes-

Digitized by Google

dienst seiner Konfession findet), Rücksichten auf die Erziehung der Kinder (von einem Orte mit guten Schulen nach einem Ort zu ziehen, wo es gar keine oder nur schlechte giebt, und von wo aus höhere Schulen nicht leicht zu erreichen sind, werden sich nichtproletarische Eltern immer nur schwer entschließen), tausenderlei Lebensgewohnheiten, gemütliche und gesellschaftliche Beziehungen, die an den Wohnort fesseln, und endlich die Liebe zum erwählten Lebensberuf verbunden mit den Schwierigkeiten, die der Übergang zu einer andern Berufsarbeit bereitet. Wer schon den Pflug geführt hat, kann nicht so leicht Uhrmacher werden, und der gelernte Uhrmacher taugt nichts zum Bauern. Man kann also nicht beliebig von der Landwirtschaft zum Gewerbe und von diesem zu jener übergehen, wenn man in seinem alten Beruf einen Druck zu spüren anfängt.

Aber allerdings, so unmöglich wie ein Staat ohne Herrschaftsverhältnisse, ist der abstrakte Mensch der Smithschen Schule doch nicht; ja er ist sogar heute in Millionen Exemplaren vorhanden. Der moderne Proletarier ist dieser abstrakte Mensch. Er hat kein Heim, das ihn fesseln könnte, und es ist ihm gleichgiltig, ob die Spelunke, in der er nächtigt, am Oderstrand oder auf einer der rauchenden Schlackenhalden des Ruhrgebiets liegt. Die Pietät ist schwach entwickelt, denn er hat seinen Eltern, wenn er überhaupt solche kennt, wenig zu danken; vom vierzehnten Jahre an, oft schon früher, hat er sich seinen Lebensunterhalt selbst verdient. Luccheni ist als zehnjähriges Kind aus dem Waisenhause entlassen worden mit der Weisung, er habe nun für sein Fortkommen selbst zu sorgen. Die Arbeit des Proletariers ist fast niemals der Art, daß ein vernünftiger Mensch Liebe oder gar Leidenschaft zu ihr fassen könnte; und soweit sie „unqualifizirt“ ist, erfordert sie keine lange Vorbereitung, kann leicht erlernt und leicht mit andern unqualifizirten Arbeiten vertauscht werden. Die einzigen gesellschaftlichen Beziehungen, in denen er steht, sind die zu Kameraden und die zu Mädchen, und die fesseln nicht an einen Ort, denn Kameraden und Mädchen von der Art, wie er sie braucht, findet er überall. Nicht einmal mehr die Unkenntnis fremder Sprachen ist ein Hindernis, weil die Angehörigen der großen Nationen überall in der Welt Landsleute finden, manche kleinern Nationen aber ihrer Muttersprache und alles dessen, was sie sonst an die Heimat fesselte, gewaltsam beraubt werden. Der Proletarier ist also wirklich der Wassertropfen, der, durch keine Anhänglichkeiten oder Beziehungen gebunden, jedem wirtschaftlichen Druck augenblicklich ausweichen kann, und es giebt außer der völligen Mittellosigkeit zusammen mit der polizeilichen Verhinderung des Fechtens nichts, was ihn abhalten könnte, jederzeit den Ort aufzusuchen, wo ihm einige Pfennige Lohnerhöhung winken. Als ideales Subjekt der reinen Tauschgesellschaft könnte der moderne Proletarier, der keine andre Ware zu vertauschen hat als seine Arbeitskraft, freilich nur ironisch bezeichnet werden, aber der abstrakte Mensch, der Wassertropfen, der widerstandslos

Digitized by Google

jedem wirtschaftlichen Druck und Zuge folgt, der ist er in der That. Der Leser mag selbst überlegen, ob nicht die Weltwirtschaft, die Konkurrenzjagd und sonst noch so manches zusammenwirken, auch die Angehörigen andrer Stände der Wassertropfennatur nahe zu bringen. Und noch in einer andern Beziehung wird die zweite Abstraktion von Zeit zu Zeit Wirklichkeit, während die erste immer Abstraktion bleibt. Wenn der wirtschaftliche Druck, den eine ganze Bevölkerungsschicht oder gar ein ganzes Volk zu erleiden hat, einen gewissen Grad erreicht, dann ist er stark genug, diese Schicht, dieses Volk in seiner Gesamtheit vom Boden loszureißen und auf einen andern Boden zu schwemmen. Von dieser Seite gesehen, bilden Völkerwanderungen den Hauptinhalt der Weltgeschichte. Heute erleben wir die beiden sich kreuzenden Strömungen, die Arbeiter von Osten nach Westen und von Süden nach Norden führen, und den über sie hinweggehenden Zug des Kapitals, das sich, vorerst nur einzelne Menschen mit sich führend, von Norden nach Süden und von Westen nach Osten ergießt, das aber, falls es Erfolg haben sollte, dann größere Menschenmassen sowohl in der Heimat als in den okkupirten Ländern in Bewegung setzen würde. Der Druck, der Völkerwanderungen erzeugt, der also ganze Völker vom Heimatboden losreißt, ist natürlich auch stark genug, alle andern Bande zu sprengen; freilich werden diese desto mehr geschont, je zahlreicher die Auswandrermasse ist; denn wenn z. B. eine ganze Bauernschaft auswandert, so bleiben nicht allein die Familien unzerrissen und die Freunde beisammen, sondern die Auswandrer nehmen ihre ganze geistige Heimat mit, soweit diese nicht, wie die Liebe zu den Bergen, an den Boden gebunden ist: ihre Wirtschaftsweise, ihre Lebensgewohnheiten, ihre Sprache, ihr Kirchenwesen (ihre Götter, wie es in alten Zeiten bei der Neugründung von Kolonien hieß).

Der dritte Irrtum besteht darin, daß in der gedachten Tauschgesellschaft weder Ausbeutung möglich sein noch Eigentum an Grund und Boden soll entstehen können. Selbst in dem undenkbaren Falle, daß eine zivilisirte Gesellschaft eine Zeit lang ohne Rechtsinstitutionen sollte leben können, würden sich Ausbeutung, Grundeigentum und die ihnen entsprechenden Einrichtungen bald einstellen. Denn die Einfältigern, Trägern, Schwächern und Furchtsamern würden beim Tausch von den Klügern, Stärkern, Emsigern und Kühnern übervorteilt werden, es würden so Vermögensunterschiede entstehen, und die Reichern würden zum Schutze ihres Erwerbs Gesetze erlassen. Daß aber bei reichlich vorhandnem freien Land der Boden an sich keinen Tauschwert haben könne, ist eine ganz wunderliche Einbildung. Land urbar machen und neue Hütten bauen ist eine sehr mühsame Arbeit, und auf die Vorteile der Kultur verzichten, um sich in der Wildnis eine neue, unabhängige Existenz zu gründen, das erfordert einen heldenmütigen Entschluß. Daran ist daher gar nicht zu denken, daß jeder Bauer oder Handwerker, sobald er Druck zu spüren anfängt,

Digitized by Google

davon laufen und den Urwald roden werde. Der Druck muß schon sehr stark sein, ehe sich der eine oder der andre dazu entschließt, und bis dahin gewinnt der Boden einen Tauschwert an sich, unabhängig von der darin steckenden oder — in Gebäuden — darauf abgelagerten Arbeit; er erwirbt einen Tauschwert bloß deswegen, weil er einen Wohnplatz und eine Arbeitsstätte inmitten einer zivilisirten Gesellschaft gewährt; und weil innerhalb dieser Gesellschaft die Kulturgaben verschieden verteilt sind, so haben die Grundstücke, wie jedermann weiß, je nach ihrer Lage einen verschiednen Wert. Dazu kommen noch vielerlei Rücksichten, die fast jedem Grundstücke seinen besondern Affektionswert verleihen. Das eine wird als Ahnensitz, ein zweites um seiner Naturschönheiten willen, ein drittes wegen der es durchströmenden Wasserkraft geschätzt, ein viertes trägt junge Bäume, die der Besitzer gepflanzt hat, und deren Früchte er sehen und genießen will usw. Nun ist aber die ungestörte Nutznießung eines so geschätzten Grundstücks ohne Eigentumsrecht gar nicht denkbar. Ja auch wo gar kein Affektionswert zustande kommt, und ein Grundstück bloß zur Gewinnung des Lebensunterhalts bebaut wird, kann das Eigentumsrecht nicht entbehrt werden, denn was sonst, außer etwa einem jederzeit kampfbereiten Knüppel, sollte denn den Nachbar verhindern, ein paar Furchen abzupflügen, wenn er sie gerade brauchen kann? Übrigens verschmelzen die Meliorationen, auf die doch der, der sie vornimmt, ein Eigentumsrecht erwirbt, mit dem Naturboden so unlöslich, daß bei kultivirtem Acker-, Garten- und Wiesenland ein Boden an sich, der keinen Wert hätte, gar nicht mehr ausgesondert werden kann.

Bei solcher Lage der Dinge ist es viertens auch ein Irrtum, wenn Oppenheimer glaubt, so lange es nur noch irgendwo auf Erden herrenlosen oder unbenützten Fruchtboden gebe, sei die Menschheit in jenem idealen „Freiland," das zu suchen Hertzka, wie es scheint, seit ein paar Jahren aufgehört hat. Schon vor achtundachtzig Jahren hat ein praktischer Landwirt*) den sanguinischen Optimismus vieler seiner Zeitgenossen mit den Worten abgewehrt: „Dem Mangel an Subsistenz, welchem zu sehr bevölkerte Staaten so oft ausgesetzt sind, wird nicht sogleich dadurch abgeholfen, daß man ihnen zeigt: Neuholland oder der größte Teil von Amerika, Afrika oder Asien biete noch vieles für eine weit größere Bevölkerung dar: man braucht die Hilfe in der Nähe für den daliegenden Ort und auf den jetzt vorkommenden Fall. Ob andre Weltteile mehr oder weniger bevölkert sind, kann einem Volke, welches weit davon entfernt wohnt und diesen Vorteil nicht benutzen kann, wenig frommen." Diese vierte Abstraktion spiegelt jedoch wieder ein Stück Wirklichkeit; das noch unbenutzt daliegende Land ist in der That die Hoffnung der

*) Der anonyme Verfasser des 1810 erschienenen Buches: Der bisherige Güterhandel und seine traurigen Folgen.

Digitized by Google

Zukunft und erspart uns die traurige Notwendigkeit, schon jetzt Malthusianer zu werden. Aber zur Abhilfe gegenwärtiger Notstände kann es nur wenig beitragen, weil einerseits die unter Nr. 3 erwähnten Umstände, andrerseits allerlei Staatseinrichtungen die augenblickliche Benutzung dieses Vorteils hindern.

(Schluß folgt)

Das Schönbrunner Attentat im Jahre 1809

nach unveröffentlichten Quellen

Von Ernst Borkowsky

Im Jahre 1809 machte der junge Friedrich Staps, der Sohn eines Naumburger Predigers, einen Anschlag auf das Leben Napoleons I. Der Plan mißlang, und der Jüngling büßte sein Unterfangen mit dem Tode. Interessanter noch als das psychologische Rätsel — wie in einer leidenschaftfreien und kindlich harmlosen Seele der Entschluß zu dieser That wachsen konnte — bleibt das überaus charakteristische Verhalten des Kaisers gegenüber einem Ereignis, das sich ihm als bedenkliches Symptom eines fanatischen Völkerhasses zeigte. Aber auch der Geist der Knechtschaft, der unter der französischen Herrschaft weite Kreise, namentlich des sächsischen Landes erfüllte, findet in der Geschichte dieses Attentats eine neue Beleuchtung. Der äußere Vorgang ist im allgemeinen bekannt. Eine Schilderung, die bis in die Einzelheiten getreu bliebe, wird durch die Art der Berichterstattung erschwert, die nur auf Memoiren des Napoleonischen Kreises beruht. Über den Tod des unglücklichen Deutschen vollends fehlte bis jetzt jede authentische Kunde. Der folgende Aufsatz vermag diese Lücke aus Aktenstücken zu ergänzen, die im Archive des Naumburger Oberlandesgerichts liegen und bisher unbekannt geblieben sind.

Über den Mordversuch und über das Verhör des Delinquenten haben wir einen Brief Napoleons I. selbst an den Polizeiminister Fouché in Paris (Schönbrunn, den 12. Oktober, correspondance de Nap. I., Tome XIX, 572). Ausführlicher behandeln den Fall die Memoiren von Rapp, Bourienne, Savary, Las Cases. Jean, Graf von Rapp, Napoleons Generaladjutant, war Zeuge des Attentats und des Verhörs, und er als Mitwirkender war daher wie kein zweiter zur Schilderung des kleinen Dramas berufen. Seine Denkwürdigkeiten (Paris, 1823) verweilen auch mit Umständlichkeit und fast bedenklicher Genauig-

Digitized by Google

keit bei diesem Ereignis. Sie werden in einigen Einzelheiten noch ergänzt durch die Memoiren Savarys (Paris, 1828), der als Leiter der geheimen Polizei und als Kommandant der Elitegendarmerie wenigstens beim Verhör zugegen war. Die Aufzeichnungen des kaiserlichen Geheimsekretärs Bourienne (Paris, 1829) fließen nur aus Notizen, die er sich am Tage des Attentats nach einer Unterredung mit Rapp gemacht hat. Auch Las Cases bringt in seinem Memorial (Paris, 1821 bis 1823) nichts neues; es ist die Wiedergabe der Erinnerungen Napoleons I., die er nach dem Diktat auf St. Helena niederschrieb. Aus deutscher Feder liegt keine quellenmäßige Aufzeichnung vor; denn die Biographie, die der hochbetagte Vater des jungen Friedrich Staps entwarf (Berlin, 1843; antiquarisch sehr selten), kann uns nur in die harmlose Kindheit und Jugendzeit seines unglücklichen Sohnes führen; Schuld und Sühne liegen auch hier verschleiert.

Seit dem 14. Juli 1809 befand sich Napoleon schon im Schlosse Schönbrunn, um den Abschluß der Friedensunterhandlungen mit Österreich abzuwarten; sie zogen sich länger hin, als der Sieger von Wagram annehmen konnte. Es war seine Gewohnheit, hier auf dem Schloßhofe täglich einzelne Truppenteile seiner hart mitgenommnen Armee zu besichtigen. Am Morgen des 12. Oktobers, an einem Donnerstage, stand ein Linienregiment in Parade, und das glänzende militärische Schauspiel hatte wie immer die Wiener in Scharen herausgelockt. Der Kaiser stieg die Schloßtreppe hinab und schritt mit seinem Gefolge über den Hof, um auf den rechten Flügel der Kolonne zu gelangen. Der Generaladjutant von Rapp und Berthier, der Fürst von Neufchatel, gingen an seiner Seite. Plötzlich drängte sich aus der Zuschauermenge an den Wachtposten vorbei ein sehr junger wohlaussehender Mann, anscheinend mit der Absicht, dem Herrscher eine Bittschrift zu überreichen. Berthier und Rapp wiesen ihn wiederholt zurück, und als sich der Aufdringliche trotzdem in lästiger Weise dem Kaiser näherte, der jetzt die Front der Soldaten abschritt, ließ ihn Rapp durch einen Gendarmerieoffizier verhaften. Der ganze Vorgang erregte zunächst keinerlei Aufsehen. Aber die Gendarmen fanden in dem Überrock des Verhafteten, den sie nach dem Schlosse abführten, ein großes Küchenmesser; ohne Zögern gestand er vor Rapp und dem General Duroc, die man rief, seinen Plan, den Kaiser zu erstechen. Dem Leiter der geheimen Polizei Savary wiederholte er sogleich darauf sein Geständnis. Der Jüngling hieß Friedrich Staps; er war ein Erfurter Kaufmannslehrling, der siebzehnjährige Sohn eines Geistlichen aus Naumburg.

Nach der Parade teilte Rapp die Entdeckung Napoleon mit. Dieser hörte zuerst ungläubig mit halb spöttischer Miene, dann sichtlich beunruhigt zu; er ließ den Verhafteten vorführen. Rapp, Savary, Bernadotte, Berthier und Duroc standen dabei. Der Gefesselte grüßte ruhig und ehrerbietig den Kaiser, der, von der zarten Jugend seines Feindes augenscheinlich ganz überrascht, mit einer Empfindung des Mitleids ausrief: „O, o! das ist unmöglich, das ist

Digitized by Google

ja fast ein Kind!" Es entspann sich nun ein Verhör, bei dem Rapp den Dolmetscher spielte. Stapfens Antworten waren klar und bestimmt. Kaltblütig, fast stolz enthüllte er seine Absicht, Napoleon zu töten. „Sie sind ein Narr, junger Mensch, Sie sind ein Illuminat — rief der Kaiser —, oder Sie sind krank." (Vous êtes fou, jeune homme; vous êtes illuminé.) Auf die Frage nach seinen Beweggründen erwiderte der Jüngling, er habe seinem Vaterland und dem ganzen Europa einen Dienst erweisen wollen, indem er sie von der Geißel des Napoleonischen Genies zu befreien und ihnen den Frieden wiederzugeben versuchte; ein persönlicher Haß erfülle ihn nicht. Napoleon überlegte; hatte er es hier mit einem Narren oder mit einem Kranken zu thun (fou — ou malade)? Sein Leibarzt Corvisart wurde geholt; er untersuchte den merkwürdigen Menschen, fand den Puls etwas unruhig, konnte aber sonst keine Krankheitserscheinung entdecken. „Dann sind Sie, fuhr der Kaiser fort, ein überspannter Mensch (une tête exaltée); Sie richten die Ihrigen zu Grunde; ich will Ihnen das Leben schenken, wenn Sie um Verzeihung bitten und Ihr Verbrechen bereuen." Aber der Jüngling bereute nichts und wollte auch keine Verzeihung. „Sie zu töten, sagte er, ist kein Verbrechen, sondern eine Pflicht." Und als Napoleon ihn fragte, ob er seine Begnadigung mit Dank annehmen würde, versetzte er mit eisigem Trotz: „Ich würde Sie dennoch töten!" So führte man ihn ab.

Napoleon war von dem Verhalten des Delinquenten viel tiefer erregt, als er bei dem Verhör gezeigt hatte. Er sprach zu seinen Generalen noch viel von dem Vorfall und kam am Abend auch Rapp gegenüber auf das Attentat zurück. Er witterte in dem jungen Staps nur das geleitete Werkzeug größerer Mächte und wollte sich nicht ausreden lassen, daß sich die Fäden nach Berlin oder Weimar spannten. Es stecken Weiber dahinter, sagte er, die Weiber sind zu allem fähig. Das Bild einer Frau, das man bei dem Mörder fand, hatte seine Aufmerksamkeit sofort erregt; es war aber nur die Geliebte des Jünglings gewesen. Auch die Erhebung Schills, die ihm dabei einfiel, leitete Napoleon auf Fraueneinfluß zurück. Noch an demselben Tage schrieb er über das Ereignis an den Polizeiminister Fouché in Paris. Das menschliche Interesse, das er einen Augenblick an seinem jungen Gegner zu nehmen schien, hat er in diesem Briefe schon wieder völlig abgestreift. „Der Wicht, der mir ziemlich gebildet zu sein schien, hat mir seine Absicht gestanden, mich zu morden, um Österreich von den Franzosen zu befreien. Ich habe weder religiösen noch politischen Fanatismus bei ihm gefunden. Er schien mir nicht recht zu wissen, wer Brutus war. Das Fieber der Exaltation hinderte ihn, sich näher auszulassen. Man wird ihn verhören, wenn er abgekühlt und ernüchtert ist. Es steckt vielleicht gar nichts dahinter." Napoleon überwies Friedrich Staps einem Kriegsgericht unter dem Vorsitz des Generals Lauer. Der Verdacht, daß der Delinquent Hintermänner habe, erwies sich als durchaus irrig. Auch die Recherchen, die man später in Naumburg bei seinen

Digitized by Google

Eltern, in Erfurt bei seinem Lehrherrn und seinen Freunden anstellte, blieben erfolglos.

Obwohl der Kaiser den Vorgang bald vergessen zu haben schien, konnten sich seine Gedanken doch nicht aus dem Banne des jungen Schwärmers losringen. Den 16. Oktober, an einem Montag, in der Morgenfrühe brach er von Schönbrunn auf. Er ließ Rapp rufen; beide gingen zu Fuß nach der Heerstraße und sahen dem Vorbeimarsch der französischen Garden zu. Da lenkte der Imperator noch einmal das Gespräch auf das Attentat: „Der unglückliche Staps kommt mir nicht aus meinem Gedächtnis; wenn ich daran denke, werde ich ganz irre (Bourienne) . . . Es ist beispiellos, daß ein so junger Mensch, Deutscher, Protestant und gut erzogen, ein solches Verbrechen hat begehen wollen (Rapp). Sehen Sie mal, da spricht man von den Italienern wie von einem Mördervolke, und doch hat kein Italiener mir nach dem Leben getrachtet. Das geht über meinen Verstand. Erkundigen Sie sich über die Art und Weise, wie er gestorben ist, und geben Sie mir Nachricht davon" (Bourienne). Rapp konnte bald darauf seinem Herrn das Ende des Märtyrers melden, wie er es aus dem Munde des Generals Lauer vernommen hatte: Am 16. Oktober, fast zu derselben Stunde, wo der Kaiser seiner gedachte, war Friedrich Staps schon erschossen. Bis zum letzten Augenblicke hatte er Kraft und Standhaftigkeit bewahrt. Mit den Worten: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutschland! Tod seinem Tyrannen!" war er niedergesunken. Über den Eindruck seines Berichts auf Napoleon melden die Memoiren Rapps nichts; sie erwähnen nur, daß er seinem Generaladjutanten befahl, das Messer des Mörders an sich zu nehmen. Der Schatten des Erschossenen folgte dem Kaiser über Passau nach München. In einem Gespräch mit dem Bayernkönig berührte der Kaiser das Schönbrunner Ereignis und äußerte auffallenderweise die Absicht, dem Vater Staps durch Vermittlung Durocs eine Geldunterstützung zukommen zu lassen. Daß hier der Wunsch nicht zur That wurde, war allein die Schuld seiner Geschäftsträger. Noch im Exil auf Sankt Helena gedachte der Entthronte seines unglücklichen Gegners; aber das rein menschliche Mitgefühl, das ihn einst angewandelt hatte, war hier in seinem verbitterten Gemüt erstickt. „Der Fanatiker von Schönbrunn, sagte er zu Las Cases, war ein wahrhaft wütendes Tier, und man überließ ihn seinem Schicksal."

Außerordentlich charakteristisch ist das Verhalten Napoleons gegenüber der öffentlichen Meinung. Daß ein Jüngling es gewagt hatte, den Gewaltigen mitten unter den Bajonetten seiner siegreichen Armee anzugreifen, konnte den Glauben an die Übermenschlichkeit des Weltbeherrschers zerstören. Und spukte der knabenhafte Held, vom Glorienschein des Märtyrers umflossen, in den erregten Köpfen der unterjochten Völker, dann mochte seine That leicht Nachahmer werben. So ließ Napoleon jede Nachricht über das Ereignis unterdrücken; und schlüpfte das Geheimnis doch aus den Gemächern des Schlosses ins Freie, so sollte die Welt glauben, daß es das lächerliche Unter-

Digitized by Google

fangen eines unzurechnungsfähigen Wahnsinnigen gewesen war. Er schrieb an Fouché: J'ai voulu vous informer de cet événement, afin qu'on ne le fasse pas plus considérable qu'il ne paraît l'être. J'espère qu'il ne pénétrera pas; s'il en était question, il faudrait faire passer cet individu pour fou. Gardez cela pour vous secrètement, si l'on n'en parle pas. Cela n'a fait à la parade aucun esclandre; moi-même je ne m'en suis pas aperçu. P. S. Je vous repète de nouveau et vous comprenez bien qu'il faut qu'il ne soit aucunement question de ce fait.

Der kaiserliche Wunsch und Wille fand in der That eine so gründliche Ausführung, daß der Vorgang und seine Folgen von einem undurchdringlichen Banne des Schweigens umgeben waren. Nur ein unklares Gerücht ging auf unsichern Füßen durchs Land.

Selbst den Eltern gelang es nicht, sich eine beruhigende Gewißheit über den Tod des Sohnes zu verschaffen. Infolge einer Ordre aus Weimar und München stellte man in Naumburg zwei Verhöre mit dem Vater an; dann ließ sich der französische Intendant Vismes zu Erfurt alle Briefe des Sohnes ausliefern, aber hier wie dort vermochten die Angehörigen nicht, auch nur eine Andeutung von dem Vergehen und dem Schicksal des Verschollnen zu erhalten. Ein Brief, den sie an den General Duroc schrieben, blieb ohne Antwort. Erst von privater Seite kam ihnen mit der Verpflichtung tiefster Verschwiegenheit die Nachricht, daß der Sohn erschossen sei. Eine amtliche Bestätigung suchten sie erfolglos. Vergeblich reiste der Vater selbst zum französischen Gesandten nach Dresden; vergeblich schrieb er abermals an Duroc; vergeblich rief er endlich die Vermittlung des sächsischen Ministeriums an: statt des erbetnen Totenscheins erhielt er den Bescheid, man spreche nicht gern davon; es sei ratsamer für alle Teile, die Sache ruhen zu lassen! Es ist sehr bezeichnend für den elenden Knechtsgeist, den die französische Allgewalt in Sachsen gezüchtet hatte, daß weder Privatleute noch Behörden die Nachforschungen der Familie zu unterstützen wagten. Man fürchtete, sich durch solche Sympathie zu kompromittiren; man mied ängstlich die Eltern im bürgerlichen Verkehr und scheute ihre Wohnung wie ein Pesthaus; man gestattete ihnen nicht einmal, die üblichen äußern Zeichen der Trauer zu tragen.

Erst das Jahr 1813 fegte die kriechende Ängstlichkeit aus den Gemütern; nun wurde der junge Predigerssohn mit einem male von der Verklärung des Heldentums umhaucht, und sein Name in die heilige Schar der Tyrannenmörder Brutus, Scävola, Harmodios und Aristogiton eingereiht. Eine Nummer des russisch-deutschen Volksboten, herausgegeben von Kotzebue (vom 29. Mai 1813), brachte unter dem Titel „Der deutsche Brutus" eine Darstellung des Schönbrunner Attentats. Die Genauigkeit, mit der der Verlauf des Verhörs geschildert wird, läßt vermuten, daß der Bericht aus der Erzählung eines der beteiligten Generale geflossen war.

Digitized by Google

Ein beglaubigter Totenschein fehlte den Eltern noch immer. Als im Jahre 1830 über den Nachlaß der Frau Pastorin Staps ein Erbrezeß abgeschlossen wurde, galt ihr Sohn Friedrich noch immer als abwesend und verschollen, und es wurde ihm demgemäß der Anteil an seinem mütterlichen Erbe ausgesetzt. Das Pupillenkollegium des Oberlandesgerichts in Naumburg bestellte daher den Oberlandesgerichtsjustizkommissarius Schulze zu seinem Kurator. Er versuchte vor der Einleitung einer Todeserklärung Nachrichten über das Leben und den Aufenthalt seines Kuranden in Wien einzuziehen, wo dieser dem Gerüchte zufolge 1809 wegen eines Attentats auf den Kaiser Napoleon erschossen sein sollte. Auf sein Ansuchen erwiderte die k. k. Polizeioberdirektion in Wien am 24. Oktober 1830: Die Erschießung des Friedrich Staps nächst dem Dorfe Fünfhaus bei Wien (zwischen der Vorstadt Mariahilf und dem Schlosse Schönbrunn) sei eine bekannte Thatsache; urkundliche Belege aber ließen sich nicht erbringen. Die Untersuchungsakten seien nicht vorhanden, da das Kriegsgericht aus einer französischen Kommission bestanden habe. Auch das Totenbuch des Pfarrers enthielte keine Bemerkung. Die Behörde habe sich daher nach Privatzeugnissen umgesehen und in der That noch einen unverdächtigen Zeugen entdeckt und vernommen.

Das war der Hausbesitzer Joseph Zwirner zu Fünfhaus. Ein Wachtmeister der französischen Gendarmen, ein Deutscher von Geburt, lag 1809 bei ihm im Quartier. Dieser wurde oft zur Dienstleistung nach dem Schlosse Schönbrunn kommandirt. Eines Tages erzählte er, daß ein junger Mensch mit einem Dolche den Kaiser habe töten wollen. An demselben Tage wurde der Delinquent in ein Arrestlokal gebracht, zu dem man die Obstkammer neben der Gärtnerwohnung des Arensteinschen Hauses am Braunenhirschgrunde bestimmt hatte. Es sollte ein Pastorssohn aus Erfurt sein. Nach drei bis vier Tagen wurde er an einem Montage morgens nach neun Uhr von einer Schar Gendarmen auf das Feld hinter dem Karmeliterhof in Fünfhaus geführt. Hier stand württembergische Infanterie aufmarschiert. Der Jüngling war achtzehn bis neunzehn Jahre alt, blaß im Gesicht, von mittlerer Statur; er trug einen braunen Rock, aber keinen Hut. Man hatte ihm die Daumen zusammengebunden, und er mußte so vor einem aufgeworfnen Grabe knieen. Ein Geistlicher war nicht zugegen. Nach dem ersten Feuern verharrte er in dieser Stellung. Da er nicht zum Tode getroffen schien, so feuerten drei Württemberger noch einmal. Er brach zusammen, und man verscharrte ihn sofort, ohne die Daumen zu lösen. Dies alles hatte der Zeuge Zwirner durch die Vermittlung des Gendarmenwachtmeisters mit angesehen. Die Wiener Polizei forschte nun weiter nach dem Gärtner des Barons Arenstein, in dessen Obstkammer das Arrestlokal gewesen war. Er hieß Franz Jelinek, und er war inzwischen nach der Herrschaft Trebitsch in Mähren verzogen. Hier vernahm man ihn am 11. Dezember 1830. Er konnte sich aber nur erinnern, daß im Arensteinschen Hause 1809 der Gendarmeriegeneral Lauer gewohnt hatte, und

Digitized by Google

daß damals die Obstkammer in ein Arrestlokal verwandelt worden war. Es seien, sagte er, damals mehrere Erschießungen erfolgt; von einem Attentat auf Napoleon und von einem Friedrich Staps wußte er nichts. Die Gärtnersfrau hingegen gab zu Protokoll, daß 1809 ein junger Mensch, sechzehn bis achtzehn Jahre alt, groß und schlank, blaß und blond, arretirt und hinter Fünfhaus erschossen worden war. Die Gendarmen hatten ihr von dem Mordversuche erzählt; sie erinnerte sich auch, daß der Mörder ein Pastorssohn gewesen sein sollte; seinen Namen hatte sie nicht gehört.

Auf die Nachricht, daß die Polizeidirektion Nachforschungen in der Stapsschen Angelegenheit anstellte, meldete sich nun zum freiwilligen Zeugnis ein Wiener Bürger, Pankratius Ringloff, der 1809 im Arensteinschen Hause Hausknecht gewesen war. Eines Abends im Oktober gegen zehn Uhr, so gab er zu Protokoll, führten Gendarmen in ein ebenerdiges Zimmer neben dem Salon des Arensteinschen Hauses einen Arrestanten. Ich mußte unmittelbar darauf ein großes Zimmer zum Standgericht herrichten. Ich kam dann noch einmal in dieses Zimmer, als alle Herren beisammen waren. Es waren lauter Offiziere der Gendarmen, die ich persönlich kannte. General Lauer führte den Vorsitz. Ein österreichischer Beisitzer war nicht hinzugezogen. Bis über die Mitternacht dauerte die Sitzung. Am andern Morgen, als ich einzuheizen hatte, mußte ich durch das Zimmer gehen, in dem der Gefangne saß. Er war ungefähr zwanzig Jahre alt, mittelgroß, untersetzt. Er hatte ein wohlgeformtes, rundes Gesicht und wurde hochrot, als ich ihn anschaute. Er trug einen grünen Gehrock, weißes Halstuch und Gilet, dunkle Hosen und enge Stiefel mit Quasten. Als ich mit dem Einheizen fertig war, kamen schon die Soldaten von seiner Hinrichtung zurück und erzählten, er sei erschossen, weil er den Kaiser Napoleon habe erstechen wollen und schon bis zu dessen Thüre zu kommen gewußt habe; er sei aus dem Braunschweigischen und von reichen Eltern.

Das sind die protokollarischen Aussagen über das Ende des jungen Friedrich Staps, die die Wiener Polizeidirektion dem Naumburger Oberlandesgericht übersenden konnte. Sie genügten, um den Verschollnen für tot zu erklären. Da die Akten des französischen Kriegsgerichts wahrscheinlich nicht mehr vorhanden sind, so müssen sie uns heute für das Verlorne einigermaßen Ersatz bieten.

Für Napoleon war die That des jungen Friedrich Staps ein psychologisches Problem; auch uns erscheint es rätselhaft, wie sich ein Menschenkind, das still im Winkel sein Glück zu bauen bestimmt schien, urplötzlich aus ebnen Geleisen herauswirft und den Riesenschritt der Weltgeschichte mit schwachen Händen hemmen will. Aus der Biographie, die der Vater schrieb, lernen wir nur den Knaben kennen. Im engbegrenzten Kreise eines kleinstädtischen Pfarrhauses wächst Friedrich auf. Mit mäßigen geistigen Gaben ausgestattet, aber von rührendem Fleiß und pedantischer Beharrlichkeit geführt, erwirbt er sich

Digitized by Google

eine Bildung, die nicht umfassend sein konnte, da sie schon mit dem vierzehnten Jahre abschloß. Da wird er Kaufmannslehrling in einer Erfurter Fabrik. Strebsam und treu ist er auch hier; die Gottesfurcht des Vaterhauses verläßt ihn nicht; mit zärtlicher Liebe bleibt er seinen Eltern auch in der Ferne zugethan. Als Sechzehnjähriger sieht er Napoleon auf dem Erfurter Fürstentag; ohne die leise Regung eines patriotischen Unmuts erblickt er nur die glänzende Außenseite der Feste und der Herrlichkeiten. Erst im Jahre 1809 interessirt ihn die Politik. Er verfolgt nun gespannt den österreichischen Feldzug; er jubelt bei der Siegesnachricht von Aspern; sein Herz ist voll freudiger Zuversicht. Im August weilt er bei den Eltern zum Besuch. Mit der harmlosen Hingebung eines Kindes genießt er die Freuden des Kirschfestes; seine reine Seele ist noch ungetrübt von der finstern Wolke eines furchtbaren Gedankens. Seine Silhouette aus jenen Tagen zeigt kleine, weiche, runde, mädchenhafte, man möchte sagen, niedliche Züge. Aber dann nach seiner Rückkehr fängt er in Erfurt an zu grübeln. Österreichs Erhebung ermattet. In seinem kindlichen Herzen wächst der grausige Gedanke des Mordes. Man findet ihn wiederholt in die Lektüre der Jungfrau von Orleans vertieft: Gott wird auch in dem Schwachen mächtig, die zarte Kraft ersieht er sich zu seinem Werkzeug, wenn er die Völker befreien will (Brief an seine Eltern, 20. September 1809). Unter allen historischen Schriften, so hat er später dem General Savary gestanden, hat mir nur die der Jungfrau von Orleans gefallen, weil sie Frankreich vom Joch der Feinde befreit hat; ihr wollte ich nachahmen. Ein einziges mal verrät er sein Vorhaben den Freunden; als sie erschrecken und ihn warnen, stellt er sich klug, als sei es ein hingeworfner blasser Gedanke gewesen. Nun beherrscht sich mit unglaublicher Meisterschaft der unreife Knabe, dessen aufrichtigem Gemüt sonst jede Verstellung fremd war. Am 27. September überraschte den Vater in Naumburg die briefliche Mitteilung aus Erfurt, daß sein Sohn ohne Erlaubnis das Geschäft verlassen habe, ohne den Zweck und das Ziel seiner heimlichen Entfernung anzugeben. Ein paar Stunden darauf hielt dann die Mutter einen Brief ihres Lieblings in Händen, den schwärmerische Religiosität und ein nach der Märtyrerkrone trachtender Größenwahn mit der Phraseologie der Jungfrau von Orleans geschrieben hatten. „Es reißt mich fort mit Riesengewalt zu meinem Schicksale hin, dessen Laufbahn bald geendet sein wird; denn dann erwartet mich jene Seligkeit, die mir Gott verheißen hat. . . .“ Gott verlangt ein großes Opfer; der Jüngling will es bringen und lächelnd sterben, wie die Apostel thaten. Auch seiner Geliebten denkt er in diesem Schreiben; mit romantischer Überspanntheit hat er dann ihr Bild mit in den Tod genommen. Was der Prinzipal und der Vater thaten, um des Entwichnen wieder habhaft zu werden, blieb erfolglos. Mit einer staunenswerten Energie, wie sie nur ein frommer Wahn erzeugen kann, schritt er unbeirrt und ungehindert seinem Ziele zu.

Obwohl das Stapssche Attentat schließlich mißlang, so hat es doch

Digitized by Google

auf die politischen Entschließungen des Kaisers in jenen Tagen einen starken Druck ausgeübt. Es ist das ein Punkt, der wohl Beachtung verdient. Napoleon hatte oft genug mit heroischer Sorglosigkeit sein Leben dem Glück preisgegeben, aber die Kaltblütigkeit und der Starrsinn, mit dem hier ein knabenhafter Held seinen Märtyrerpfad ging, schreckten ihn doch auf und zeigten ihm die Gefahren, die ihn überall bedrohten. Wie wenig hatte diesmal zum Gelingen gefehlt! Seine geheime Polizei war ohne Unterlaß beunruhigt und zu verschärfter Wachsamkeit angestachelt, und der Kaiser selbst hatte das unheimliche Gefühl, von hunderttausend Vendéen umgeben zu sein. „Die Aufregung, schrieb Bourienne, machte große Fortschritte, und die jungen Köpfe waren von einem Enthusiasmus eingenommen, der an jenen Fanatismus grenzte, dessen Opfer Heinrich IV. wurde.“ Die patriotischen Insurrektionen in Norddeutschland, Tirol und auf der Pyrenäenhalbinsel legten sich wie drohende Schatten über den Weg des Kaisers. Namentlich den kecken Zug der Schillschen Freischar zog er in seinen Gesprächen damals wiederholt als Parallele zu dem Schönbrunner Attentat. Seine volle Antipathie wandte er aber gegen die Illuminaten. Da der Illuminatenorden damals schon völlig tot war, so verstand Napoleon unter dieser Bezeichnung ohne Zweifel den Tugendbund, dessen Auflösung er denn auch noch in demselben Jahre veranlaßte. „Da habt ihr, sagte er nach dem Stapsschen Verhör zu seinen Generalen, die Resultate des Illuminatismus, der Deutschland beunruhigt. Wahrlich, schöne Grundsätze, schöne Ansichten! Sie bilden die Jugend zu Mördern heran. Es giebt keine Mittel gegen diesen Illuminatismus. Kanonenschüsse schüchtern eine Sekte nicht ein.“

Sofort nach dem Attentat, am 12. Oktober, ließ der Kaiser seinen Minister, den Herrn von Champagny, kommen und fragte nach dem Gange der Friedensunterhandlungen, die durch Österreichs Hartnäckigkeit zu stocken drohten. „Ich will, sagte er, daß sie sofort angeknüpft werden. Schließen Sie ab; ich wünsche den Frieden. Lassen Sie es auf eine Million mehr oder weniger, die ich von Österreich verlange, nicht ankommen. Geben Sie in diesem Punkte nach. Ich will der Sache ein Ende machen!“ Das geschah. Frankreich ermäßigte seine Forderungen von hundert Millionen auf fünfundachtzig Millionen. Am 14. Oktober wurde der Friede in der That zu Wien geschlossen. Schon am 15. Oktober ratifizirte ihn Napoleon, noch ehe die Schüsse seiner Württemberger den jungen Erfurter Kaufmannslehrling niederstreckten, dessen fanatischer Mordversuch für den Kaiser der individuelle Grund seiner Nachgiebigkeit gegen die österreichischen Forderungen geworden war.

Digitized by Google

Taſtbare Malerei

Früher nannte man Sehen und Hören die vorzugsweiſe äſthetiſchen Sinne, und das Berühren der Gegenſtände pflegt in unſern Kunſtſammlungen ausdrücklich verboten zu werden. Die moderne Äſthetik hat jedoch in ihre Terminologie ſchon lange nicht nur das Schmecken aufgenommen, ſondern auch das Riechen. Wir werden uns nicht wundern, daß nun auch mit dem Taſten der letzte Sinn an die Reihe kommt. Wie man Farben hört am Klang der Worte, wie man Symphonien trinkt, Erinnerungen riecht, ſo kann man auch gemalte Gegenſtände betaſten, ohne doch gegen das Muſeumsverbot zu verſtoßen.

Der engliſche Kunſtſchriftſteller Bernhard Berenſon hat vor einigen Jahren in einer lebendig geſchriebnen Studie den Entwicklungsgang des Malers Lorenzo Lotto ganz neu gezeichnet und darin nicht nur eine Anzahl einzelner Wahrnehmungen als Thatſachen zu erweiſen geſucht, ſondern auch allgemeinere äſthetiſche Sätze aufgeſtellt über die oberitalieniſche und die venezianiſche Malerei, die in ihrer etwas ungewöhnlichen Formulirung jedenfalls anregend wirken können. Das Beſtreben nach ſcharfer Erfaſſung führte ihn zu allerlei Seltſamkeiten in der ſachlichen Behandlung ſowohl wie im Ausdruck, ſo wenn er z. B. Lorenzo Lotto einen „Expreſſiviſten“ nannte, weil er deutlicher charakteriſire als z. B. Correggio. Die Sache iſt richtig und war ſchon vor ihm hervorgehoben worden; den neuen Kunſtausdruck hätten wir entbehren können. Neuerdings hat Berenſon die florentiniſchen Maler der Renaiſſance behandelt in einem ähnlichen Eſſay, der jetzt in einer Überſetzung von Otto Dammann vorliegt (Oppeln und Leipzig, Georg Maske). Das Buch iſt von unſern Kunſtbefliſſenen ſehr geprieſen worden. Worin liegt ſeine Bedeutung? Berenſon ſtellt die florentiniſchen Figurenmaler von Giotto bis Michelangelo als eine zuſammenhängende Reihe vor uns hin und bringt die Merkmale ihrer Kunſt unter wenige allgemeine Sätze; wie ſich die einzelnen Maler zu dieſen verhalten, darnach ſchätzt er ihre Größe. Der Maler bringt auf der Fläche die körperliche Erſcheinung hervor, ſeine Figuren treten heraus, runden ſich, löſen ſich vom Grunde ab, man meint, hinter ſie treten, um ſie herumgehen zu können, ſie ſind zum Greifen! So ſind die Figuren der Florentiner, die Maſaccios mehr als die Giottos, noch mehr wieder die Michelangelos; wenn die frühere, mittelalterliche Malerei Umriſſe und Flächen giebt, ſo haben

Digitized by Google

wir bei Michelangelo den Eindruck der vollen Körperlichkeit. Man sollte meinen, das wäre ziemlich selbstverständlich, und wir haben mit dem eben gesagten auch das Neue, was uns Berenson lehrt, noch gar nicht berührt. Es besteht, soweit wir zu urteilen vermögen, auch nicht in einer von der bisherigen abweichenden Erkenntnis der Sache, sondern in einer etwas ungewöhnlichen Terminologie. Gut geprägte Ausdrücke machen Eindruck, namentlich wenn sie oft wiederholt werden; sie wirken dann wie mathematische Formeln auf solche, denen die Mathematik nicht tägliche Beschäftigung ist, sie isoliren die jedesmalige Sachvorstellung und schärfen die Aufmerksamkeit, sie haben etwas von der Wirkung einer Zauberformel in sich, und irren wir nicht, so beruhen der Wert des Berensonschen Buches und der Beifall, den es gefunden hat, auf der wohlangewandten Kunst einer solchen mit ungewohnten Formulirungen arbeitenden Darstellung. Übertragen wir also nun jene oben gegebnen einfachen Sätze über die florentinischen Figurenmaler in die weit interessantere Sprache Berensons!

Die Malerei mit nur zwei Dimensionen konstruirt sich eine dritte. Die Empfindung von der dritten giebt uns als Kindern nicht das Auge, sondern der Tastsinn; später vergessen wir diesen Ursprung und sehen auch mit den Augen dreidimensional. Diese großen florentinischen Figurenmaler regen also unsre Tastvorstellung an, sie veranlassen uns, unsern Netzhautempfindungen „Taktilwerte“ zu geben, wir erkennen Greifbares, also Wirklichkeit. Je vollkommnere Taktilwerte sie darstellen, desto bessere Künstler sind sie. Diese taktile Wirklichkeit erfreut uns im Bilde noch mehr als an dem Naturobjekt. Auf der Empfindung dieses im Bilde wiedergegebnen Taktilen beruht in erster Linie der ästhetische Genuß, erst in zweiter Linie kommen die andern Genüsse der Komposition, der Bewegung, der Gedankenassoziation und der Farbe (die ja in der That bei den Florentinern weniger bedeutet als die Zeichnung und die Form). Die Charakteristik der einzelnen Künstler durch Berenson und die geschichtliche Entwicklung der florentinischen Malerei erfolgt nun hauptsächlich durch die jedesmalige Vorführung der Taktilität, aber so, daß, wie es bei der Anwendung von Formeln zu geschehen pflegt, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen nicht immer zu ihrem Rechte kommt.

Das zeigt sich gleich bei der Behandlung Giottos. Unsre Tastvorstellung, meint der Verfasser, fühle sich durch eine thronende Madonna von ihm, die in der Akademie hängt, sofort zu spielen angeregt. „Unsre Handflächen und Finger begleiten unsre Augen viel rascher als bei wirklichen Gegenständen, indem unsre Empfindungen mit den verschiednen dargestellten Projektionen beständig wechseln.“ In Bezug auf Orcagnas Altarbild in S. Maria Novella heißt es: „wie bei Giotto haben wir Taktilwerte, materielle Signifikanz; die Figuren haben künstlerisches Dasein.“ Und dieses „Gefühl für das Signifikante“ scheint der Verfasser an einer dritten Stelle, da wo er Giottos allego-

Digitized by Google

riſirende Tugenden und Laſter in der Arena zu Padua charakteriſirt, ganz in die Berührbarkeit zu ſetzen. „Was iſt die Darſtellung der Taktilwerte eines Gegenſtandes anders als die Mitteilung ſeiner materiellen Bedeutung?“ Nebenher wird dann bei der Schilderung dieſer berühmten Einzelfiguren Giottos als weiteres Beiſpiel und als Beleg ſeines Sinnes für das Signifikante noch angeführt ſeine „Behandlung von Aktion und Bewegung,“ und es iſt, als ſollte uns nun durch das immer wiederholte Beiwort nachdrücklich beigebracht werden, daß zur Vervollſtändigung unſrer Vorſtellung von der Signifikanz noch etwas nachzuholen ſei. „So verleiht Giotto mit der ſignifikanten Linie, dem ſignifikanten Licht und Schatten, dem ſignifikanten Auf- und Niederblick und der ſignifikanten Geberde uſw. eine vollſtändige Empfindung von Bewegung.“

Wir glauben, daß, wenn dieſe Bemerkungen jemand etwas nützen, oder wenn ſie ihm auch nur verſtändlich ſein ſollen, er ſchon ſehr „feſt im Guten“ ſein müßte, und wir würden lieber das Problem der Giottoſchen „Signifikanz“ von der umgekehrten Seite zu erklären ſuchen. Der erſte und der beſte Eindruck eines Bildes von Giotto beruht gar nicht auf der Taktilität ſeiner Gegenſtände. Mehr als durch Rundung, Körperlichkeit, perſpektiviſche Vertiefung, was alles noch ſehr unvollkommen bei ihm ausgedrückt wird, wirkt er durch den lebengebenden Umriß ſeiner Figuren, durch eine Art zu charakteriſiren, die durchaus auf der Fläche beruht, ja ſogar mit der bloßen Silhouette möglich iſt. Die ſtarke Illuſion der Bewegung, die er hervorruft, iſt alſo, wenn man auf ihre Mittel ſieht, zunächſt nur „zweidimenſional.“ Dann erſt wirken unterſtützend und ganz beſcheiden die Mittel der plaſtiſchen, raumſchaffenden Illuſion: perſpektiviſche Verkürzung, vertiefter Hintergrund, Rundung und Modellirung durch Formſchatten; vom Helldunkel kann überhaupt nicht die Rede ſein. Dieſe ſehr beſcheidne Raumdarſtellung Giottos hat der Verfaſſer unter dem Einfluß ſeiner „Taktilwerte“ übertrieben, ſeine Theorie, ſeine Freude an der Formel hat offenbar ſeinen Blick befangen gemacht.

Und wie leicht geſchieht es überhaupt, daß wir in ſolcher Verfaſſung etwas niederſchreiben, was für eine Beobachtung gelten ſoll, während es höchſtens eine ungenaue Erinnerung iſt, etwas, das wir ſo auszudrücken gar nicht wagen würden, wenn wir das Auge auf den Gegenſtand gerichtet, über ihn mündlich ſprächen! Wie könnte ſonſt Berenſon von Maſaccios bekanntem vor Kälte zitterndem Manne in der Brancaccikapelle das einemal ſagen, er ſei ohne eigentliche Signifikanz, und das andremal, was Maſaccio im Nackten und in der Bewegung leiſtete, das bezeuge gerade dieſer Mann (S. 44 und 59)? So verführt ihn offenbar ferner der Gegenſatz gegen Maſaccio zu der Behauptung, Filippinos Fresken in der Brancaccikapelle ſeien „unüberzeugend und bedeutungslos, weil ohne Taktilwert,“ während wir andern nicht einmal über die Grenzſcheide der beiderſeitigen Arbeit ganz im reinen ſind.

Digitized by Google

Es liegt nun in der That bei den Malern seit Masaccio ein Hauptreiz in der Greifbarkeit ihrer Figuren, und der Verfasser versteht es, uns in anregender und sogar spannender Weise daran zu erinnern, zu zeigen, wie bei Fiesoles überirdischen Gestalten „die Taktilwerte uns zwingen, die Wirklichkeit der Szenen als ausgemacht hinzunehmen, obwohl in einer Welt, wo wirkliche Leute, wir wissen und kümmern uns auch nicht worauf, stehen, sitzen und knieen," wie Masaccios ungeheurer Fortschritt und sein „nie versagendes Gefühl für materielle Signifikanz" ihn veranlaßte, durch einzelne Figuren, Gruppen und landschaftliche Umgebung „gar rasch unsre Tastvorstellung anzuregen," wie Pollajuolo wiederum dieses Gefühl bedeutend gesteigert zeigt und nur noch von Michelangelo darin übertroffen wird. Andre Künstler wieder zeigen umgekehrt „kein echtes Gefühl" für diese Werte, so Filippo Lippi, dessen Reize ganz wo anders liegen, oder Benozzo Gozzoli, dessen kostbares Talent erdrückt wird von „dem Verderben aller Genremalerei, unbedeutendem Detail und positivem schlechtem Geschmack." Nicht gerade passend wird bei diesem an Teniers erinnert. „In seinen Fresken im Palast Riccardi ist er bereits soweit gesunken, daß er des Florentiner Lehrlings Traum von einem Feiertage auf dem Lande am St. Johannistage schildert; aber was für ein naives Ideal von Luxus und Glanz ist das! Hiermit begann der Zauber, in dem er die Welt sah, zu schwinden, und in seinen Pisanischen Fresken haben wir gar manchen leckern Bissen von Genre, aber nie wieder das Feenmärchen!" Gewiß eine berückende Schilderung! Aber wenn der Verfasser darin recht hat, so fragt der nachdenkende Leser verwundert, welches denn „seine frühern Werke" sein sollen, deren Zauber niemand zu widerstehen vermöge? Wir bestimmen Benozzos Anteil an den Aufgaben der florentinischen Malerei wesentlich anders. Ihn, der keine einzige Form anatomisch erschöpfen konnte und wollte (so wenig wie sein Lehrer Fiesole), führte seine Entwicklung natürlich zu einer für ihn besondern Gattung, eben jenen Fresken, leicht, reich und willkürlich in der Erfindung, leichtgeschürzt und schnellgeformt, heiter und anregend zum Ansehen und Weiterdenken. Wir sollen froh sein, daß er, anstatt andern nachzustümpern, sich in seinen Neigungen gehen ließ; sonst wäre die florentinische Malerei um eine reizende Spezialität ärmer. Am schlechtesten kommt Domenico Ghirlandajo weg. Alles, meint Berenson, was Fleiß, was Liebe zu seiner Beschäftigung, was sogar Talent für einen Menschen thun können, thaten sie für ihn, aber unglücklicherweise hatte er auch nicht einen Funken von Genius. Er wußte Masaccios Taktilwerte, Pollajuolos Bewegung, Verrocchios Lichteffekte (?) zu schätzen, und es glückte ihm, alles das so zu überzuckern, daß der Philister von Florenz sagen konnte: Das ist mein Mann. Seine Fresken in S. Maria Novella seien mit unnützen Nebendingen überfüllt wie eine illustrirte Zeitung, undekorativ und nur in einzelnen Figuren signifikant, aber auch diese, darunter die berühmten Familienporträts, seien durch Putz entstellt und so steif, als

Digitized by Google

wären ſie mit einem Kopfhalter photographirt. Die Geburt der Maria ſei noch außerdem verdorben durch ein antikes Relief, womit der Künſtler ſich als Altertumskenner brüſten wolle (aber thun das nicht faſt alle bis Lionardo und Michelangelo?), und durch die allbekannte Figur der Magd, die „in einer Gewandung, als wühlte ein wahrer Wirbelſturm darin herum, Waſſer ausgießt, was Geſchicklichkeit in der Darſtellung von Bewegung zeigen ſoll.“ Wie man ſieht, hat hier dem Verfaſſer ſein Verdruß über den Mangel an Taſtwerten die Freude an den Vorzügen dieſes köſtlichen Freskanten vergällt. Ghirlandajos Kunſt hat nicht nur äußere Pracht, ſondern auch Größe und Ernſt, aber ſie iſt nicht tief, zu den eigentlichen Erfindern gehört Ghirlandajo nicht, auch war er kein Spezialiſt der Form, kein „wiſſenſchaftlicher“ Maler, wie Paolo Uccelli oder Andrea del Caſtagno. Wenn es aber Befriedigung gewährt, das, was viele im Laufe eines längern Zeitraums ſuchen, finden und unter einander verſchieden darſtellen, am Schluß der Periode von einem glücklich zuſammengefaßt zu ſehen, ſo hat Ghirlandajo ganz gewiß ſeinen Platz in der Malerei der Frührenaiſſance ausgefüllt.

Außer der Taſtbarkeit behandelt Berenſon ausführlicher einige andre Eigenſchaften ſeiner Bilder (nicht alle, z. B. nicht die Farbe), vor allem „drei Richtungen,“ in denen die Malerei nach Maſaccio, namentlich durch Pollajuolo und Verrocchio gefördert worden ſei: „Landſchaft, Bewegung und das Nackte.“ Dieſe Zuſammenſtellung, Seite 58, iſt nicht glücklich. Landſchaft und Nacktes ſind Stoffgebiete, Bewegung iſt etwas formales, was auch mit dem Nackten verbunden ſogleich bei Antonio Pollajuolo abgehandelt wird. Die Darſtellung der Bewegung hätte neben die des Raumes (des Verfaſſers Taſtwerte) geſtellt werden müſſen. Ganz gelegentlich erſcheinen beide Begriffe ſo geſtellt einige Seiten früher bei Domenico Veneziano. Aber die Taktilität hat es dem Verfaſſer offenbar derart angethan, daß ſie eine Abteilung für ſich bilden muß und überall als der Demiurg, der Maſchinengott, durchbricht und einſpringt, nicht immer zur Vereinfachung der Sache. Nehmen wir z. B., was Berenſon über die Behandlung der Landſchaft bei den einzelnen Künſtlern ſagt: Giotto, Fieſole, Maſaccio, Filippo Lippi. Das iſt natürlich, hübſch, verſtändlich. Aber nun kommt die Landſchaft Pollajuolos und Verrocchios, modellirt wie Bildhauerarbeit, ſcharf umriſſen, deutlich in den Formen bis in die Ferne, ohne Luftperſpektive und Farbenabtönung; ſie iſt ganz korrekt und als Porträt einer beſtimmten Gegend nicht unintereſſant, aber ohne die Stimmung eines Naturbildes. Der Leſer wird ſich bei dieſen kurzen Worten annähernd denken können, was gemeint iſt. Nun höre er jedoch Berenſons Analyſe. Es ſei wohl ein Genuß, eine derartige Landſchaft zu betrachten, aber nur ein ſolcher, wie er von Taktilwerten vermittelt werde. Anſtatt die Schwierigkeit zu haben, wie in der Natur, ferne Punkte deutlich zu unterſcheiden, ſähen wir ſie hier vollkommen und ohne Anſtrengung und fühlten infolge deſſen eine große Be-

Digitized by Google

kräftigung der Lebenskapazität. Wenn die Landſchaft, wie die meiſten Leute dunkel glaubten, bloß mit den Augen genoſſen würde, ſo könnte Pollajuolos Behandlung nur noch von den frühen Niederländern und Deutſchen übertroffen werden, die meilenweit entfernte Dinge präzis und lokalfarbig ſehen ließen, als ſtünden wir zehn Fuß von ihnen. „Wäre die Landſchaft wirklich dies, dann gäbe es nichts, was unkünſtleriſcher wäre als Abtönung, Atmoſphäre und plein air, was alles dazu hilft, entfernte Objekte weniger klar zu machen, und was deshalb in keiner Weiſe dahin abzielt, unſer Kapazitätsgefühl zu ſteigern. Aber thatſächlich iſt das Vergnügen, das wir an der wirklichen Landſchaft empfinden, nur in beſchränktem Maße Sache des Auges und in hohem Maße die eines ungewöhnlich intenſiven Wohlbefindens. Des Malers Aufgabe iſt daher nicht lediglich, die Taktilwerte der ſichtbaren Objekte wiederzugeben, ſondern raſcher und unfehlbarer, als die Natur das thun würde, das Bewußtſein eines ungewöhnlich intenſiven Grades von Wohlbefinden zu vermitteln. Dieſe Aufgabe, durch rein viſuale Mittel Gefühle mitzuteilen, die hauptſächlich durch nichtviſuale Sinneswahrnehmungen veranlaßt werden, iſt ſo ſchwierig, daß erſt in unſern Tagen uſw.“ Wir glauben, daß es für Leſer, die ein Buch über florentiniſche Malerei verſtehen können, eines ſo weiten Umwegs in einer ſo einfachen Sache nicht bedurft hätte, daß inſonderheit die Taktilwerte hier ganz unnötig waren, außer wenn etwa dem Leſer damit ein Vergnügen bereitet werden ſollte, wie man es vielleicht beim Einüben eines neugelernten Rechnungsanſatzes oder auch beim Probiren eines eben gekauften Kunſtſchloſſes empfinden mag.

Mit großem Genuß haben wir die Charakteriſtiken von Sandro Botticelli, Fra Bartolommeo und Andrea del Sarto geleſen. An Fra Bartolommeo mißfällt dem Verfaſſer das Streben nach dem „Runden um jeden Preis,“ das Koloſſale und Pomphafte; er übertreibt alſo die Taktilwerte. Sandro ſollte ihm eigentlich aus dem entgegengeſetzten Grunde nicht ſympathiſch ſein: er giebt Umriſſe und Bewegung, Dekoration mit Linien und farbigen Flächen, aber kein hohes Relief, keine vertieften Hintergründe, keine Raumilluſion. Berenſon kann ſich aber den Reizen dieſes eindrucksvollen und ganz beſondern Künſtlers nicht entziehen, und er ſchildert ſie lebendig mit natürlichen Ausdrücken ſowohl als mit Hilfe ſeiner Formeln: Sandro habe „in ſeinen glücklichſten Augenblicken eine unvergleichliche Macht, Taſtwerte mit Bewegungswerten zu verquicken.“ Richtiger heißt es gleich darauf: „ſie ſo treu als möglich in Bewegungswerte umzuſetzen.“ Denn das iſts. Sandro verzichtet oft auf Rundung, auf Licht und Schatten und giebt dafür Konturen, Ausdruck der Bewegung, Linien, die an ſich unſre Einbildungskraft, unſre Bewegungsvorſtellung reizen. „Man ſtelle ſich eine Kunſt vor, die gänzlich aus dieſen Quinteſſenzen von Bewegungswerten beſteht, etwas, was ſich zu einer beſtimmten Darſtellung verhält wie Muſik zur Sprache; dieſe Kunſt exiſtirt

Digitized by Google

und nennt sich lineare Dekoration. In dieser Kunst der Künste mag Botticelli in Japan und anderswo im Osten Nebenbuhler gehabt haben, aber in Europa niemals." Weiterhin: „Das repräsentative Element (soll heißen der Bildstoff) war für ihn ein bloßes Libretto, er war am glücklichsten, wenn sein Stoff sich zur Übertragung in das eignete, was man füglich lineare Symphonie nennen kann." Das ist zutreffend, wenngleich etwas orgiastisch ausgedrückt. Darauf heißt es, in einigen spätern Werken, wie den Dresdner Predellen mit der Geschichte des Zenobius, hätten wir „allerdings mehr Bacchanale als Symphonien der Linien." Die Metapher gehört zu den schwellenden, pompösen, wie sie bekanntlich unsre kühlen, rechnenden Stammesvettern auch in ihrer einfachsten Prosa lieben; die Grundlage des Gleichnisses ist jedoch diesmal nicht tragfähig, denn die Dresdner Tafeln sind recht plumpe Werkstattbilder.

Aber der Verfasser ist überhaupt in seinem Bildermaterial, wie z. B. ein dem Buche angehängtes Verzeichnis erkennen läßt, recht weitherzig, und seine Toleranz gegen das Mittelmäßige sticht seltsam ab gegen die Ansprüche und Vorbehalte, mit denen er dann wieder an Werke geht, die andre Menschen ohne Einschränkung zu bewundern und zu genießen pflegen. Man wird vielleicht sagen, daß die ästhetische Genußfähigkeit bei den Einzelnen verschieden sei, und daß jeder für sein Urteil einstehen müsse und werde. Gewiß, und will man darnach Berensons Mitteilungen als subjektive Geschmacksurteile eines geistreichen und in ungewöhnlichem Maße unterhaltenden Mannes schätzen, so sind wir ganz auf dieser Seite. Es kann kaum etwas unterhaltenderes auf diesem Gebiete geben, als Berensons Beobachtungen über Lionardo da Vinci und Michelangelo. „Alles, was er vom Leben begehrte — sagt er von Lionardo —, war das Glück, nützlich zu sein." Wie glücklich ist das gesagt! es macht Eindruck und ist auch, wenn man nachdenken will, richtig. Aber freilich, daß er alles, was seine Vorgänger vollbracht hatten, erreicht und übertroffen hätte, und zwar „ohne die leiseste Spur des Probirens und der mühsamen Anstrengung," das ist wieder keineswegs richtig, sondern eine von den unüberlegten Antithesen, die aus dem Bestreben hervorgehen, einen Gegenstand interessant zu machen. Mit demselben Rechte könnte man sagen: Lionardos ganzes Leben war Anstrengung und Probiren. Er seufzte nur nicht so schwer darunter wie Michelangelo, weil er die Proben beizeiten aus der Hand legte, an neue Versuche ging und dann den ganzen Reichtum seiner Erfindung sorglos am Wege liegen ließ; bis zu den Stufen oder Graden der Ausführung, mit denen Michelangelos Nöte erst anhoben, kam er ja meistens gar nicht. Berenson sagt weiter: „Außer bei Velazquez und vielleicht Rembrandt und Degas(!!) in ihren besten Leistungen werden wir vergeblich nach so anregenden und überzeugenden Taktilwerten suchen, wie die seiner Mona Lisa sind." Das ist wieder so anfechtbar, wie nur möglich, und die Auswahl der Namen durchaus willkürlich. So unterhält uns der Verfasser mit seinen Aperçus, aber wir

Digitized by Google

haben die Verpflichtung, sie uns genau anzusehen, wenn sie uns nützen sollen. Ihre Wirkung beruht zum Teil auf einem Vermischen der Bezeichnungen unsrer Sinneseindrücke. Darin etwas von einer neuen, wünschenswerten und aussichtsvollen Methode sehen wollen, die wir in Deutschland nachzuahmen hätten (wie man hin und wieder schon hat lesen können), ist kindisch. Wir wünschen im Gegenteil, der Verfasser möchte seine Aufmerksamkeit weniger neutralisiren durch solche dem Modegeschmack unterworfnen Neuheiten der Form und sein schönes Talent etwas mehr erziehen zu der Kunst, mit gewöhnlichen Worten ungewöhnliches zu sagen. Er wird dann uns mehr nützen und selbst an seinen Beschäftigungen auf die Dauer dasselbe Vergnügen haben. A. P.

Ein neuer Streiter wider den Naturalismus

Wir sind nicht so verlegen und hilflos in dem Kampfe gegen den Naturalismus in Kunst und Litteratur, der immer noch rastlos wie ein gefräßiger Wurm an den Wurzeln des deutschen Volkstums nagt, daß wir uns schon nach Bundesgenossen umsehen müßten. Wo uns aber einer begegnet, ohne daß wir ihn gesucht haben, heißen wir ihn freudig willkommen — um so wärmer, wenn er aus den Kreisen der Laien hervortritt, die sich jahrelang die Vergewaltigung ihres Schönheitsgefühls, ihres Urteils und ihrer sittlichen Empfindungen durch eine dreiste Minorität entweder haben gefallen lassen, oder nur in Sitzungen kleiner Kunstvereine oder in den Tagesblättern ihrer Wohnorte dagegen protestirt haben. Diese Proteste, diese Rufe der Entrüstung und des Abscheus verschwinden und verhallen leider sehr schnell, weil jede Zeitung, die in dem wütenden Konkurrenzkampf unsrer Zeit nicht unterliegen will, ebenso gefällig einem Gegner das Wort giebt, um es mit keiner der streitenden Parteien zu verderben. Eine Klärung, eine Verständigung, deren Wirkung über den Tag hinausreicht, kann eher in Wochen- oder Monatsschriften, die für eingehendere Erörterungen mehr Raum und auch ein aufmerksameres Publikum dafür haben, am besten aber in selbständigen Heften und Büchern herbeigeführt werden. Dazu haben aber nur wenige Leute Zeit und Lust, und die Erfahrungen, die bis jetzt mit solchen Büchern und Broschüren gemacht worden sind, reizen auch nicht gerade zur Nachahmung. Äußere Erfolge haben eigentlich nur zwei gehabt: Woermanns „Was uns die Kunstgeschichte lehrt“ und Carl Neumanns „Kampf um die

Digitized by Google

neue Kunst.“ Woermanns Versuch, aus einem Rückblick auf die bisherige Entwicklung der Kunst eine Verständigung über die Ziele der Kunst oder vielmehr nur einer gewissen Kunstrichtung unsrer Zeit herbeizuführen, hat eigentlich nur die überzeugt, die von vornherein seiner Meinung waren. Auch Neumanns Buch hat nur den Wert eines geistvollen Vermittlungsversuchs, der beide Teile schonen, den einen zur Duldung des andern bewegen will. Zu einer entschiednen Parteinahme gelangt er nicht und will er vielleicht auch nicht gelangen; denn am Ende bekennt er, daß die Zukunft der Kunst vor ihm liege etwa wie ein im Nebel wogendes Meer.

Trotz des Erfolges dieser beiden Bücher, der jedoch, wie es scheint, schon im Schwinden begriffen ist, wird sich jeder einsichtige und weitschauende Kunstfreund sagen müssen, daß wir in dem Kampfe für und wider die „neue Kunst,“ unter der übrigens, beiläufig bemerkt, jeder etwas andres versteht, mit Halbheiten und Leisetretereien nicht vorwärtskommen, und um so freudiger wird er das kräftige Wort begrüßen, das Carl Pietschker vor kurzem allen, die Ohren haben zu hören, in seiner Schrift Carl Gussow und der Naturalismus in Deutschland (Berlin, Mitscher und Röstell) zugerufen hat. Pietschker ist von Beruf Geistlicher; nach langjähriger Amtsthätigkeit — er war zuletzt zwanzig Jahre Pfarrer in Bornstädt bei Potsdam — ist er in den Ruhestand getreten und widmet jetzt seine Muße ganz dem Studium der Kunst, das ihn schon während der Zeit seiner seelsorgerischen Thätigkeit nebenher beschäftigt hatte. Schon vor zwanzig Jahren hat er davon in einer liebevollen Charakteristik des Schlachtenmalers Georg Bleibtreu, den er im Kriege von 1870/71 kennen gelernt hatte, Zeugnis abgelegt. Der Leser hat jedoch nicht zu befürchten, daß er in dem neuen Büchlein eine fanatische Kreuzzugspredigt gegen den bösen Naturalismus, der ungehört verbrannt wird, über sich ergehen lassen muß. Pietschker betont seinen religiösen Standpunkt, insbesondre den eines evangelischen Christen nur, wenn seine persönlichen Empfindungen durch die Versündigungen des Naturalismus an den Gestalten der heiligen Geschichte verletzt werden, und das ist am Ende der Standpunkt, der von jedem gläubigen Christen eingenommen wird und eingenommen werden muß, gleichviel ob er Geistlicher oder Laie ist. Im übrigen setzt sich Pietschker mit dem Naturalismus in voller Gelassenheit, im Tone eines gebildeten Weltmannes aus einander, an dem auch die Gegner, deren Wortführer zumeist in ihren litterarischen Ausdrucksformen zu wünschen übrig lassen, keinen Anstoß nehmen können. Nichts spricht deutlicher für die Unbefangenheit des Verfassers, für sein Bestreben, durch persönliche Teilnahme allen Erscheinungen in der Kunst gerecht zu werden, als die Thatsache, daß er, wie er gelegentlich einfließen läßt, Mitglied der „Verbindung für historische Kunst“ und — Abonnent des „Pan“ ist. Ein größeres Maß von Vielseitigkeit kann man von einem Kritiker, der sich unterfängt, in ein Wespennest zu stechen, nicht verlangen.

Digitized by Google

Hat sich Pietschker aber dadurch das Recht erworben, zu den Kritikern gezählt zu werden, die sich von Anfang an durch das Studium der Kunstgeschichte und der Kunstwerke methodisch für den Kritikerberuf vorbereitet haben, oder die von der praktischen Beschäftigung mit der Kunst dazu gelangt sind? Diese Frage wird wohl von beiden Gruppen mit Nein beantwortet werden, und Pietschker war auch darauf gefaßt, als er seine Arbeit unternahm. Er erklärt darum in der Vorrede, daß er den Vorwurf des Dilettantismus im voraus ruhig hinnehme, weil er wisse, daß sein Dilettantismus nicht eitel Einbildung, sondern idealem Streben entsprossen sei, und was die Behauptung der modernen Künstler betrifft, „daß nur die Fähigkeit, ein Kunstwerk zu schaffen, auch befähige und berechtige, ein Kunstwerk zu beurteilen," so weist er sie mit dem bekannten Hinweis auf die Kochkunst zurück, der zwar immer, wenn er gemacht wird, die tiefste Entrüstung unter den betroffnen Künstlern hervorruft, der aber noch niemals seine drastische Wirkung verfehlt hat. Nicht der Koch ist der zuverlässigste Beurteiler seiner Speisen, sondern der, dem sie zum Genuß vorgesetzt werden. Es mag noch hinzugefügt werden, daß die besten Kochbücher nicht von Köchen, sondern von Feinschmeckern, also von „Dilettanten" geschrieben worden sind, und von den seit Jahren umlaufenden Hand- und Lehrbüchern der Kunstgeschichte, die von Gelehrten verfaßt worden sind, ist noch keins durch ein von einem Künstler geschriebnes an Verbreitung und an Geltung im Urteil des Publikums übertroffen worden.

Es hat Zeiten gegeben, wo die Künstler in Deutschland durch ihre materiellen Erfolge von so starkem Selbstbewußtsein — wir wollen kein schärferes Wort gebrauchen — erfüllt waren, daß sie jede Gelegenheit benutzten, um in möglichst imponirender Anzahl gegen jede unbequeme Kritik mit scharfen Kundgebungen in den Tagesblättern aufzutreten. Sie trugen natürlich dazu bei, die Gegensätze zwischen Künstlern und Kunstkritikern zu verschärfen, obwohl der „Kunstschreiber," der seinen ständigen Platz in Zeitungen und Zeitschriften hatte, immer das letzte Wort behielt. Eine der heftigsten Fehden dieser Art, auf die auch Pietschker am Schlusse seines Buches anspielt, hat in den Grenzboten ihren Austrag durch einen Aufsatz „Nervöse Maler" gefunden, worin der Verfasser — wir dürfen jetzt wohl sagen, daß es Bruno Bucher war — mit gerechter Hand das Gebiet der Künstler von dem der Kunstkritiker abgrenzte und beiden Teilen einen Raum anwies, auf dem sie sich zur friedlichen Verständigung zusammenfinden können.

Inzwischen haben sich aber die Zeiten geändert. Im Lager der Künstler selbst sind Spaltungen entstanden, die sehr bald zu offnem Kriege geführt haben. Künstlerische und persönliche Gegensätze haben sich so zugespitzt, daß es jetzt in allen Kunststädten zwei Parteien giebt, die einander heftig befehden und dabei von ihrer Parteipresse unterstützt werden. Die Künstler kämpfen also nicht mehr in geschlossenen Reihen gegen die Kunstkritiker. Sie haben

Digitized by Google

dafür den Bürgerkrieg gewählt, und Künstler kämpfen gegen Künstler, Kunstkritiker gegen Kunstkritiker, woraus wenigstens der Vorteil erwachsen ist, daß die Kämpfe mit gleichen Waffen ausgefochten werden.

Welche Stellung soll aber das Publikum, soll der Laie, der von der Kunst Ergötzung und Erhebung erwartet und verlangt, in diesen Kämpfen einnehmen? Als ihr Wortführer ist nun Pietschker in seiner „kunstgeschichtlichen Streitschrift" aufgetreten, und die Gründe, die er für die Notwendigkeit des Eingriffs eines Laien in diesen Streit beibringt, sind so einleuchtend, daß sie selbst den „modernsten" Künstler zur Vernunft bringen werden, vorausgesetzt, daß er noch für die ultima ratio, die Rücksicht auf seinen Geldbeutel, einiges Verständnis hat. „Ohne Wechselwirkung zwischen dem Dilettantismus in gutem Sinne und den ausübenden Künstlern ist eine Blüte der Kunst gar nicht möglich; und die groben Urteile, mit denen die »Neuesten« uns zurückstoßen und uns das Verständnis ihrer Schöpfungen absprechen, müssen schließlich ihrem eignen Kunstleben den Nährboden entziehen. Die kunstliebenden, kaufenden Dilettanten haben mindestens dasselbe Recht wie die schaffenden Künstler, und die Thätigkeit der Künstler wird schließlich doch immer wieder von dem Geschmack und der Aufnahmefähigkeit des Publikums beeinflußt."

Es sind einfache Worte, und viele Künstler werden die darin enthaltne Weisheit vielleicht sogar trivial finden und hochmütig darüber die Achseln zucken. Wer aber etwas tiefer in die Geheimnisse des Kunsthandels, hinter die Kulissen der Kunsthändlermagazine und auch in die Armut vieler Künstlerwerkstätten geblickt hat, der kann sich der Befürchtung nicht verschließen, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo diese triviale Weisheit zur furchtbaren Wahrheit führen wird.

Der Titel des Pietschkerschen Buches kann übrigens leicht irre führen. Er erweckt die Meinung, als richte sich die Streitschrift gegen Gussow und den Naturalismus in Deutschland. Es ist aber nicht so. Gussow ist für den Verfasser nur deshalb der Ausgangspunkt seiner Betrachtungen geworden, weil er durch zufällige Umstände zu ihm in nähere Beziehungen gekommen ist und in ihm einen Künstler kennen gelernt hat, der mit Ehrlichkeit das vertritt, was an dem Naturalismus gesund und gut ist. Wir wollen uns hier nicht weiter bei der Frage aufhalten, ob das Wort Naturalismus das Wesen der so genannten Kunstrichtung wirklich erschöpft oder nicht, ob vielmehr der Naturalismus nur eine Weltanschauung, gleichbedeutend mit Materialismus, aber keine Kunstanschauung ist, zumal da doch jede Kunst irgend ein Verhältnis zur Natur haben muß, also in gewissem Sinne auch naturalistisch ist. Für uns genügt es, daß der Begriff Naturalismus dem großen Publikum, insbesondre den gebildeten Laien, zu denen wir hier reden, geläufig geworden ist als eine bequeme Bezeichnung für eine Anzahl von einzelnen Erscheinungen und Richtungen in der modernen Kunst, die, unter sich verschieden geartet,

Digitized by Google

doch das eine gemeinsam haben, daß sie sich in Gegensatz zu der Überlieferung, insbesondre in Gegensatz zu der Kunstrichtung stellen, die vor ihnen geherrscht hat und zum Teil noch herrscht.

Für Pietschker ist Gussow eine dieser Erscheinungen, und sein Auftreten um die Mitte der siebziger Jahre hatte, namentlich für die Berliner Malerei, etwas Revolutionäres, das bei den jüngern Künstlern schnell volles Verständnis fand und sogar eine gewisse Begeisterung hervorrief, die ihm viele Schüler und Schülerinnen zuführte. Die ältern Künstler und das große Publikum verhielten sich dagegen lange ablehnend, und eine allgemeine Anerkennung in diesen Kreisen fand Gussow eigentlich erst, als er seinen robusten, wie seine Gegner sagten, „struppigen" Naturalismus mäßigte und in seinen Bildnissen, die später in den Vordergrund seines Schaffens traten, sogar eine verschmolzne, fast glatte koloristische Behandlung bevorzugte. Die Verehrer seiner frühern Genrebilder sahen dagegen in den Bildnissen, namentlich in den weiblichen, einen Abfall von der Natur, und es fehlte nicht viel, daß Gussow zuletzt noch in die Kategorie der Modemaler verwiesen worden wäre. Verschiedne Umstände, über die Pietschker in seinem Buche nähere Mitteilungen macht, vereinigten sich, Gussow den Aufenthalt in Berlin zu verleiden. In der Hauptsache waren es persönliche Verstimmungen, die durch wirkliche und vermeintliche Kränkungen hervorgerufen worden waren, und so verschwand ein Künstler, der einst wie eine Bombe in das Berliner Kunstleben hineingeplatzt war, nach einer sechzehnjährigen Thätigkeit mit schwankenden Erfolgen still und geräuschlos aus Berlin und wurde bald vergessen. Erst in diesem Jahre hat er sich auf der großen Ausstellung wieder durch zwei Bilder, die seine große koloristische Fähigkeit noch in voller Kraft zeigten, wieder in Erinnerung gebracht. In München, wo er seinen Wohnsitz genommen hatte, hat er die alte Unabhängigkeit seiner Gesinnung als Mensch und Künstler dadurch bewährt, daß er sich den Sezessionisten angeschlossen hat, obwohl seine Anschauungs- und Ausdrucksweise heute nichts Modernes — wenigstens nicht im Sinne der neuesten Münchner Malerei — an sich hat.

Es kann darnach scheinen, als hätte Pietschker Gussows Bedeutung überschätzt, wenn auch nicht seine persönliche, so doch die Stellung, die er in der Entwicklung der neuern Malerei in Deutschland zu beanspruchen hat. Jedenfalls hat sein Einfluß nicht über Berlin hinausgereicht, und jetzt ist er auch kaum noch in der Berliner Malerei, höchstens noch im Pinselstrich einiger seiner Schüler, nachzuweisen. Pietschker hat sich aber Gussow als Beispiel gewählt, um daran zu zeigen, wie der Naturalismus, wenn er von weiser künstlerischer Überlegung gebändigt wird, zu einer durchaus gesunden Kunstanschauung gelangen kann. In dem Gesamtbild des modernen Naturalismus ist ihm Gussow gleichsam das „Repoussoir," von dem sich die Verirrungen der ungesunden Naturalisten desto greller abheben.

Digitized by Google

Ihnen widmet Pietschker die zweite, für viele Leser vielleicht wertvollere Hälfte seines Buchs, die eine vortreffliche Übersicht über die moderne Kunstbewegung bietet, die durch Max Liebermann, Klinger, F. v. Uhde, Franz Stuck, Exter, L. v. Hofmann, Walter Leistikow u. a. vertreten wird. Für die Parteigänger dieser Künstler und ihrer Richtung ist diese Darstellung natürlich nicht bestimmt. Sie will nur auf das unbefangne Publikum wirken und ihm die Augen über den Abgrund öffnen, vor dem unsre Kunst steht. Es ist die höchste Zeit dazu, da die große Masse des Publikums sichtlich durch einen beträchtlichen Teil der Tagespresse irregeleitet wird, deren Kunstkritiker mit und ohne Überzeugung der Parole des Tages: „Modern um jeden Preis" folgen. Der Verfasser dieser Zeilen hat die Freude, in der Darstellung Pietschkers einen Wiederhall der Meinungen zu sehen, die er hier und an andern Orten ausgesprochen und vertreten hat. Pietschker hat noch manches tiefer begründet, und er konnte sich auch in seinem geschichtlichen Rückblick auf eine höhere Warte stellen, als es der Kunstkritiker vermag, der über die Erscheinungen des Tages in schneller Formulirung seiner Gedanken zu berichten und zu urteilen hat. Die Freude ist um so größer, als das schnell gefällte Urteil durch die seitdem verflossene Zeit noch nicht erschüttert worden ist, und Pietschker, der viel gesehen und gelesen hat und sich ehrlich bemüht, allen Richtungen in der Kunst mit Wohlwollen und Verständnis, aus ehrlichem Herzen entgegenzukommen, hat keine Veranlassung gehabt, auch die schärfsten Urteile zu mildern oder zu berichtigen. Im Gegenteil! Was uns noch vor fünf oder sechs Jahren höchst wichtig vorkam oder gar als ein Zeichen der Zeit angesehen und — je nach dem Standpunkte des Kritikers — bekämpft oder gepriesen wurde, erscheint uns schon heute kleinlich, bedeutungslos, bisweilen sogar lächerlich. Bei einem Rückblick darauf muß ich selbst bekennen, daß ich nicht selten durch den Eifer, einer, wie ich glaubte und noch glaube, guten Sache zu dienen, verleitet worden bin, auf Spatzen mit Kanonen zu schießen. Im Streite der Tagesmeinungen hat man aber nicht Zeit, seine Kampfesmittel sorgfältig zu prüfen; man hat aber auch nicht die Verpflichtung dazu, weil die Tageskritik nur soweit reicht, als sie sachlich und sittlich berechtigt ist. Die ausgleichende Gerechtigkeit übt die Geschichte — auch gegen die Kritik, wenn sie Übergriffe begangen hat, mögen sie auch noch so lautern Beweggründen entsprungen sein.

Es ist darum ein überflüssiges Geschäft und auch eine Überhebung, dem Urteil der Geschichte vorzugreifen, selbst wenn eine Erfahrung von zehn oder gar zwanzig Jahren das Recht dazu zu geben scheint. Wer aber in unsrer Zeit, wo die religiösen, sittlichen und ästhetischen Begriffe arg ins Schwanken geraten sind, noch an unverrückbaren Idealen festhält, der kann der Versuchung nicht widerstehen, seine Wünsche und Hoffnungen in Prophezeiungen auszusprechen. Auch Pietschker hat es nicht vermocht. Er fühlte offenbar das

Digitized by Google

Bedürfnis, sich selbst aufzurichten, als er am Schlusse der trüben Schilderung, die er von dem unheilvollen Walten des Naturalismus in der deutschen Kunst zu entwerfen sich gedrängt sah, die Worte niederschrieb: „Alle Gewandtheit, in Tagesströmungen mitzuplantschen, alle Zeitungsreklamen und Kunsthändlertaktik, aller Kliquenschutz und die Protektion sensationslüsterner Galeriedirektoren — das alles nützt auf die Dauer doch nichts: die Unnatur wird schließlich doch zu Schanden an der der Menschheit innewohnenden Sehnsucht nach Wahrheit und Schönheit, an der immer wieder durchbrechenden Erkenntnis der apostolischen Predigt: »Wir sind göttlichen Geschlechts!«"

Der wackre Streiter ist zugleich ein tapfrer Bekenner, und wir schätzen den Mut seines Bekenntnisses besonders hoch, weil er und wir genau wissen, daß in den Kreisen, gegen die er sich wendet, nichts so sehr mißachtet und bespöttelt wird wie sittliches Pathos. Adolf Rosenberg

Bilder aus dem vlämischen Bauernkrieg (1798)

Von Tony Kellen

Leven de jongens! Leven de patrioten! Het land is an ons!

undert Jahre sind verflossen, seitdem sich Scharen von Bauern in Belgien und in Luxemburg gegen die französische Fremdherrschaft erhoben und mit Flinten, Knütteln nnd Sensen die Ohnehosen zu vertreiben suchten. Bis ins westliche Deutschland, bis nach Prüm und Malmedy dehnten sich die Kämpfe dieser heldenmütigen Bauern aus, die ihr Leben daran setzten, um ihre Heimat von fremdem Joche zu befreien. Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an ihren Glauben waren es, die die Bauern begeisterten. Onze jongens hießen die Soldaten im Bauernkittel bei den Vlämen, patriotes bei den Wallonen, während die Franzosen sie nicht anders als Räuber (brigands) bezeichneten. Es war ja auch kein regelrechter Krieg, es war ein „Klöppelkrieg," wie ihn die Luxemburger nannten, ein Kampf schlecht bewaffneter Haufen gegen einen gut gerüsteten, geschulten Feind. Herzerhebend ist es aber noch heute, die Thaten dieser Männer zu lesen, die für ihr Volk und für die Erhaltung ihrer Sitten ihr Blut geopfert haben.

In Belgien sind vom August bis Oktober dieses Jahres an allen Orten, an denen vor hundert Jahren Kämpfe stattgefunden haben, Gedenkfeiern veranstaltet worden. In Hasselt, Moll, Meerhout, Hulst, Mecheln, Courtrai, Zele usw. werden Denkmäler zu Ehren der gefallnen Bauern errichtet. Auch in Luxemburg hat die Presse das Gedächtnis der Helden aus dem Ösling gefeiert, und durch eine öffentliche Sammlung, an deren Spitze sich die großherzogliche Familie und das Ministerium eingezeichnet haben, sind die Mittel zur Errichtung eines Denkmals in Clerf, einem

Digitized by Google

Städtchen im Norden des Landes, beschafft worden, wo ein Gefecht zwischen den Bauern und den französischen Republikanern stattgefunden hat. Ein Abgeordneter, Namens Prüm, sagte in der luxemburgischen Kammer: „Ich kenne kein Ereignis in der Landesgeschichte, das würdiger und rührender wäre, als dieser Bauernaufstand von 1798. Wenn wir die Hundertjahrfeier jener Ereignisse begehen wollen, so geschieht es weniger, um die Ardenner chouannerie zu verherrlichen, als vielmehr das Andenken jener Helden, jener schlichten, aber großherzigen Kämpfer für Religion und Freiheit vor der Vergessenheit zu bewahren. Heute, wo die verwirrenden und umstürzlerischen Lehren auch bis aufs Land hinaus verbreitet werden, ist es gut, daß wir an den Heldenmut, die Wahrheitsliebe und den unbesiegbaren Glauben erinnern, dessen Beispiel uns sterbend unsre Väter übermacht haben. Wir lehren unsre Kinder in den Schulen die Geschichte des Leonidas und seiner dreihundert Lacedämonier, des Andreas Hofer und der Tiroler Bauern, aber kennen Sie in der Geschichte einen Zug, der dem Beispiele gleichkäme, das uns diese Edeln im Bauernkittel im Angesichte des Todes gegeben haben?"

1. Wie die Republikaner hausten

Fürwahr, wir feiern eine Leidenswoche
Und einen schwarzen Freitag, dessen Sonne
Sobald noch nicht zur Rüste gehen wird.

M. Schweisthal und N. Léonardy, Der Klöppelkrieg

Fünfzig Jahre waren verflossen, seitdem Belgien durch den Aachener Frieden wieder zu Österreich gekommen war. Der Wohlstand hatte sich unter der milden österreichischen Regierung gehoben, aber bald brachen schwere Zeiten über das Land herein. Durch die Schlacht von Jemappes (1792) wurden die Franzosen Herren des Landes. Zwar wurden sie nach Dumouriez Niederlage bei Neerwinden wieder zurückgedrängt, und Erzherzog Karl von Österreich hatte als kaiserlicher Generalstatthalter die Regierung wieder übernommen, aber die Schlacht von Fleurus setzte der österreichischen Herrschaft abermals und zwar für immer ein Ziel. Nun wurde Belgien in Frankreich einverleibt und in neun Departements eingeteilt. Die Belgier hatten aber nur die Pflichten, nicht auch die Rechte französischer Bürger. Ja sie mußten sich alle möglichen Schikanen gefallen lassen, seitdem die Ohnehosen (sansculottes) ihr Land überschwemmt hatten. Erst 1797 wurde es ihnen gestattet, an den Wahlen teilzunehmen, und die Abgeordneten, die nach Paris gesandt wurden, beklagten sich in bitterm Tone über die Bedrückung ihrer Landsleute durch die Republikaner. Als nun auch bei den Gemeinderats- und Bezirkswahlen nur unabhängig gesinnte Belgier gewählt wurden, mochte das Direktorium nicht länger die Beschwerden dieser Vertreter hören, und es setzte deshalb ohne weiteres eine große Zahl ab. Die Männer, die vor seinen Augen Gnade gefunden hatten, weigerten sich aber, mit Fremden zusammen zu arbeiten, die das Land und seine Sitten nicht kannten. Das Volk sah ein, daß man ihm das Wahlrecht nur zum Schein verliehen hatte, und so mehrte sich bei ihm der Groll gegen die Fremdherrschaft.

Dazu kamen noch die Angriffe gegen die Geistlichkeit. Diese hatte sich bis dahin ruhig verhalten, das Volk zur Ruhe ermahnt und auf eine bessere Wendung vertröstet. Nun verlangten die Republikaner aber von den Geistlichen, um sich ihrer Gesinnung zu versichern, sie sollten einen Schwur gegen das Königtum leisten. Das war zuviel verlangt. Die Geistlichkeit fügte sich zwar der neuen Ordnung, aber ihr Gewissen erlaubte es ihr nicht, einen Haß gegen die frühern Herrscher

Digitized by Google

zu schwören. Drei Bischofssitze waren erledigt, und mehrere Bischöfe waren ausgewandert. Nur der Kardinal-Erzbischof von Mecheln, Johann Heinrich von Frankenberg, stand noch an der Spitze seiner Diözese. In einem würdevollen Schreiben weigerte er sich, dem an ihn gestellten Ansinnen zu entsprechen. Nun ließen die Franzosen den altersschwachen, kranken Mann nach Brüssel ins Gefängnis bringen und dann über die preußische Grenze setzen. Der König von Preußen erlaubte ihm in zuvorkommender Weise, sich in Emmerich niederzulassen. Zahlreiche Kirchen in Belgien wurden geschlossen, und viele Geistliche vor Gericht gestellt oder verbannt. Verhältnismäßig gering war die Zahl der Geistlichen, die der Republik den Treueid schworen. So haben von 1556 Priestern der Diözese Mecheln nur 177 den Eid geleistet, und von diesen zogen ihn noch 70 vor dem Konkordat zurück.

Es wurde aber keineswegs nur gegen die Geistlichen gewütet, sondern auch gegen die gewöhnlichen Bürger. In den neun Departements erließ das Direktorium nicht weniger als 10000 Ausweisungsbefehle gegen die Bürger, denen man nicht traute. Jedem, der nicht in das Geschrei der Republikaner mit einstimmte, wurde der Vorwurf des incivisme (Mangel an Bürgersinn) gemacht, und dieses Verbrechen wurde mit der Verbannung bestraft. Eine große Anzahl Geistliche starben in der Verbannung zu Cayenne, wo sie sehr schnell das Opfer des mörderischen Klimas wurden. Die Kirchen und die Sakristeien wurden geschlossen; die kostbaren Kirchengeräte, die Werke hervorragender belgischer Künstler, die alten vlämischen Tapisserien und Gemälde, alles wurde geraubt, nach Frankreich geschleppt und verkauft. Der Sonntag durfte nicht mehr gefeiert werden, weil die Republikaner Wochen zu zehn Tagen eingeführt hatten und nur der Dekadi der Ruhe gewidmet sein sollte.

An einem Sonntagmorgen gingen friedliche Arbeiter in Alsemberg zur Kirche, aber die Thür war geschlossen. Da knieten sie auf dem Kirchhofe nieder, inmitten der Gräber ihrer Eltern und Vorfahren. Während sie gemeinschaftlich ein Gebet verrichteten, fielen französische Soldaten, die plötzlich daherkamen, über sie her und trieben sie mit Säbelhieben und Kolbenstößen auseinander. Wer nur in den Verdacht kam, die Sonntagsruhe einzuhalten, mußte schwer büßen. Einige Wochen nach dem eben erwähnten Vorfall waren in Genappe einige junge Burschen bei einem harmlosen Spiel versammelt. Es war ein „ehemaliger Sonntag," d. h. ein Tag, an dem auf Befehl der Republik nicht mehr gefeiert werden durfte, und als eine Brigade Gendarmen die Burschen sah, sprengte sie zwischen sie mit blankem Säbel und nahm mehrere als Gefangne mit fort. Die Vandalen rissen sogar die Glocken aus den Türmen und zertrümmerten sie. An einzelnen Orten gelang es den Bürgern, die Glocken zu retten, indem sie sie in den Brunnen oder anderswo verbargen.

Für die „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit," wie die Republikaner sie an den Tag legten, hatte das Volk kein Verständnis, und es zeigte schon bald, daß es nicht gewillt sei, eine solche Behandlung länger zu erdulden. Der erste Aufstandsversuch ging von dem Baron Jean Joseph de Meer aus Moorsel aus. Am 2. Januar 1798 hatten zweihundert bewaffnete Arbeiter und Bauern die verlassene Benediktinerabtei von Affligem besetzt. Sie pflanzten dort die österreichische Fahne auf, aber sie waren nur schlecht bewaffnet und in Kriegssachen unerfahren. Noch an demselben Abend kamen von Asche her sechshundert Franzosen mit Kanonen, und von der andern Seite rückte eine Abteilung der Genter Garnison heran. Die Aufständischen mußten flüchten, indem sie zwei Tote und drei Gefangne zurückließen. Zwei von diesen wurden in Brüssel erschossen. Es gelang der Polizei auch, des Barons de Meer habhaft zu werden. Es war ein kleiner, magerer Mann mit

Digitized by Google

kurzen blonden Haaren. Er hatte sich verkleidet, aber er wurde daran erkannt, daß er stotterte. Er gestand zu, den Aufstand geleitet zu haben, und er wurde in Brüssel auf demselben Königsplatz hingerichtet, wo seine Gehilfen gefallen waren.

Inzwischen fuhren die Gewaltherrscher fort, dem Volke den republikanischen Kalender aufzudrängen. Es durfte kein „Märzbier" mehr verzapft und am Dekadi nicht einmal Gemüse verkauft werden. Den Kindern mußte als erstes Buch die Erklärung der Menschenrechte und die Verfassung des Jahres III in die Hand gegeben werden. Durch all diese Maßregeln wurde das Volk so erbittert, daß z. B. die Bewohner von Ostende, als englische Kanonenboote diese Stadt bombardirten, trotz aller Verwüstungen riefen: Bravo den Engländern! Hoch König Georg! Weg met de Franschen!

Als das Gesetz über die Konskription veröffentlicht wurde, durch das alle jungen Leute von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren unter die Fahnen berufen wurden, brach der Unwille des Volkes offen aus. In Belgien hatte nie ein Gesetz die Bürger gezwungen, Soldat zu werden; die Heere hatten von altersher nur aus Freiwilligen bestanden. Für das angestammte Herrscherhaus hätten die Bewohner wohl auf diese ihre Freiheit verzichtet, aber es empörte sie, ihr Leben daran zu wagen für die Franzosen, die sie wie Sklaven behandelten und ihnen alles vernichteten, was ihnen das Teuerste und Kostbarste war. Die Bauernsöhne waren denn auch schnell entschlossen, Widerstand zu leisten. Wenn sie die Waffen ergreifen mußten, so wollten sie wenigstens für die Unabhängigkeit ihres Landes kämpfen. Die Einziehung der Rekruten stieß auf Schwierigkeiten, denn in vielen Ortschaften waren auf einmal alle Heerespflichtigen verschwunden. Sie hielten sich in den Wäldern verborgen und kehrten nur nachts in ihre Häuser zurück. In Kellern und Scheunen hielten sie geheime Zusammenkünfte ab, um sich zu einem Aufstande zu rüsten. Zuerst versuchten die halbamtlichen Blätter den Widerstand zu ignoriren. So schrieb man z. B., in Brüssel hätte sich eine Menge junger Leute einschreiben lassen, sogar der Sohn des Herzogs von Ursel wäre unter ihnen, aber bald konnte man den wahren Sachverhalt nicht mehr verheimlichen. In Wirklichkeit war der junge Herzog, den man dem Lande als Muster vorführen wollte, ruhig zu Hause geblieben, und in Courtrai und manchen andern Orten erschien auch nicht einer von den Gestellungspflichtigen, die für die Ehre der brüderlichen Republik kämpfen sollten.

In vielen Gemeinden wurden heimlich Plakate angeschlagen, auf denen alle, die unter den Franzosen dienen würden, als Verräter bezeichnet wurden. Auch in Brabant hatten die Republikaner keinen Erfolg. Das Militärgesetz wurde von den Mauern gerissen oder mit Kot bedeckt, und in Glabbeek wurden Schüsse auf den Kommissar des Direktoriums abgefeuert, als er sich vor der Thüre zeigte. Einzelne Gemeinden erklärten sogar amtlich, sie weigerten sich, das Gesetz auszuführen. Bald wurde offen zum Kampfe gegen die französischen Barbaren und Tyrannen aufgefordert. Man wies in dem Aufruf auf die Freiheit unter den ehemaligen Herrschern hin und schloß mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser und seine Verbündeten!" Nun suchten die Franzosen die Bewohner mit Gewalt zur Willfährigkeit zu zwingen. Aus manchen Ortschaften flohen die Bewohner aus Furcht vor den Republikanern, die überall wie wilde Tiere hausten. Die Bauern suchten die Wälder auf, um dort wenigstens vor Mord und Brandstiftung gesichert zu sein.

Hendrik Conscience, der vlämische Erzähler, hat uns in seinem Zeitgemälde „Der Bauernkrieg" solche Szenen geschildert. Da erzählt er z. B.: „Der größte

Digitized by Google

Teil der Bewohner von Waldeghem hatte die Nacht in dem Walde am Sandberge zugebracht. Der neue Tag fing im Osten zu dämmern an und vertrieb die trostlose Finsternis, die die armen Flüchtlinge wie ein Grab umschlossen hatte. In dem zweifelhaften Lichte der ersten Morgenstunde konnte man die unbestimmten Umrisse der Leute, die am Rande des Waldes lagen, entdecken — Mütter, Töchter, Kinder, Greise, vor Kälte erstarrt, in unkenntlichen Haufen zusammengekauert, bewegungslos und stumm, als ob der schleichende Tod sein Leichentuch über die Unglücklichen ausgebreitet hätte. So saßen allenthalben unter den Bäumen Häuflein von Menschen, die Köpfe auf die Brust gesenkt, und die starren Blicke in traurigem Nachdenken zu Boden gerichtet. Mutlos und verzagt suchten sie sich gegen die feuchte Nachtluft zu schützen, die jetzt bei dem reichlich fallenden Tau das Wasser in großen Tropfen von den Bäumen auf ihre schon durchnäßten Kleider träufeln ließ. Bisweilen erhob eine Mutter oder ein Greis das Auge und blickte hoffend nach Osten hin, wo sich ein hellerer Lichtkranz zeigte, das Nahen der Sonne, des Borns erquickender Wärme, verkündend; aber ebenso schnell schlugen die Armen dann wieder ihre Blicke zu Boden und zitterten vor Angst bei dem Gedanken an das, was der neue Tag ihnen bringen könnte. Waren sie während der Nacht durch Schlaflosigkeit, durch erstarrende Kälte gequält worden, so verhieß ihnen der Tag auch nichts als Verfolgung, Brand und Mord. . . . Unten am Fuße des Sandberges sah man bereits einige Jünglinge, mit dem Gewehre in der Hand, bei einander stehen, gleichsam als Wachen nach allen Seiten umherschauend, ob sie nichts erblickten. Von Zeit zu Zeit kamen einige ihrer Gefährten aus dem Walde hervor und näherten sich ihnen. Hatten die Ankommenden Gewehre, Pulver oder Blei bekommen, oder brachten sie andre bewaffnete Flüchtlinge mit, dann drückte man sich die Hände und jauchzte mit unterdrückter Stimme über die erhaltne neue Verstärkung."

2. Der Sturm bricht los

Uns locket nicht des Waffenruhmes Glanz,
Wir wünschen keinen blutgen Lorbeerkranz.
Wenn aber Frevelmut auf Knechtung sinnt
Und Ketten für uns schmiedet unverdient,
Dann greifen männlich trotzend wir zur Wehr,
Wir stehn und streiten für des Landes Ehr.
Dann wird im Kampfe Gut und Blut gewagt,
Wir leben und wir sterben unverzagt.

M. Schweisthal und N. Léonardy

Auf den weiten Heideflächen des Kempen- und Waeslandes, auf denen wie eine Todesstille die Angst vor den Republikanern gelastet hatte, wurde es auf einmal lebendig. Die Glocken, die so lange geschwiegen hatten, läuteten jetzt den Sturm gegen die Bedrücker ein. So drohend und so zorneswütig hatten die friedlichen Glocken noch nie geklungen, sie, die bis dahin nur Freude oder Trauer in den stillen Dörfern verkündet hatten. Der Unmut der Bauern fand seinen Ausdruck in diesem Sturmgeläute, das selbst den trägsten Landbewohner aufrüttelte. Überall holte man Gewehre und andre Waffen hervor; manche Mitglieder der von den Franzosen abgeschafften alten Gilden besaßen noch Waffen; diese wurden jetzt eilig wieder instand gesetzt. Von dem Waesland und der alten Herrschaft Mecheln dehnte sich der Aufstand aus um Löwen, bis Tirlemont, bis Brüssel, in das Kempenland, nach Südbrabant, Flandern, bis zu den Grenzen des Lütticherlandes, in die Ardennen und die Eifel, denn auch die 1815 an Preußen gefallnen Teile

Digitized by Google

des ehemaligen Herzogtums Luxemburg und das Fürstentum Stavelot-Malmedy haben an dem Aufstand teilgenommen.

Während die Engländer wieder an den Küsten Flanderns und der Nord- und Pas-de-Calais-Departements auftauchten, fanden aufrührerische Ansammlungen in Obermeiren und Flandern statt. Man brachte Hochrufe auf den Kaiser aus, und die aus Gent herbeigeeilten Soldaten wurden von den Aufständischen zurückgeworfen. Die Bauern triumphirten, und die benachbarten Gemeinden schlossen sich ihnen an. Man läutete jetzt wieder die Glocken, um den Sieg der Aufständischen zu verkünden, und die jungen Burschen fielen über die republikanischen Freiheitsbäume her, um sie in tausend Stücke zu hauen. In Haesdonk fand zwischen den republikanischen Jägern und den Bauern ein Zusammenstoß statt, wobei elf Bauern ihr Leben ließen.

Wie diese Patrioten aussahen, schildert Conscience sehr anschaulich: „Die größte Abteilung der Bauern, oder wie die Franzosen sie nannten, die große Bande der brigands, befand sich bei Sonnenaufgang in einer Waldgegend, einige Stunden Wegs von der Stadt Diest entfernt. Obgleich man dort nichts bemerkte, als einige Haufen bewaffneter Bauern, die als Wachen hier und da ausgestellt waren, so konnte man nichtsdestoweniger leicht erraten, daß sich eine große Anzahl im Walde befand, denn es erhob sich daraus ein verworrnes Geräusch, wie das Gebrause einer tobenden Seeflut. In Wirklichkeit waren auch in diesem Walde nahe an fünftausend Mann gelagert. Wenn jemand dahin gekommen wäre, um zu sehen, was dort vor sich ginge, so hätte er sich gewundert über den Anblick dieser Volksmenge, die aus allen Gegenden des Landes zusammengeströmt war. Zuerst hätte er auf einer offnen Fläche drei- oder vierhundert Bauern zu Pferde auf Befehl ihrer Anführer herumreiten, schwenken und traben sehen. Dies war die Reiterei der Patrioten, die ihre Ackerpferde in den Kriegsmanövern übten. Sie saßen meistenteils zu Pferde ohne Sattel, bekleidet mit ihren blauen Kitteln, und würden dem Zuschauer wie Landleute erschienen sein, die sich auf irgend einer Kirmes vergnügten, hätte nicht ein langes Schwert, welches in ihren Händen erglänzte, und die Pistolen in ihren Gürtelriemen verraten, daß sie es ernstlich meinten.

„Etwas weiter, in der Mitte von etwa hundert Mann, die als Wachen in Kreisen aufgestellt waren, stand eine Menge Karren mit eingespannten Pferden in reisefertigem Zustande. Man bemerkte darunter auch einige Wagen, über denen ein Fähnlein wehte mit der Aufschrift »Pulver«; ebenso auch einige andre, die mit neuen Flinten und mit Säbeln beladen waren, sodaß man daraus schließen konnte, daß die Bauern Überfluß an allem Kriegsgeräte hatten. Weiter im Gebüsch drinnen hörte man ein Jauchzen, das in Zwischenräumen schallend emporstieg und dann wieder aufhörte, um nach einem Augenblick mit erneuter Kraft zu erschallen. Es war dort eine Wiese, die mit Menschen überfüllt war, von jedem Alter und von allen Ständen. Daß hier bereits einige Ordnung bestand, konnte man wohl an den Gewehren bemerken, die in Reihen gegen einandergesetzt standen, dergestalt, daß bei dem ersten Kommandoruf jede Abteilung ihren angewiesenen Standpunkt und jeder Mann seine Waffe ohne Irrtum wieder zurückfinden konnte. Einige Frauen und Kinder, doch in sehr geringer Zahl, zeigten sich hier oder da von weitem in den Gebüschen. Das Jauchzen, das sich von Zeit zu Zeit erhob, hatte eine besondre Veranlassung. Mitten auf der Wiese, auf einem Wagen, der mit Mundvorräten beladen war, stand ein Mann von kräftigem Äußern, der eine Rede an die Umstehenden hielt; so oft er einen Satz beendigt hatte, schlugen die Zuhörer

Digitized by Google

in die Hände und bestätigten das Gesagte durch allerhand Ausrufungen. Er sprach ihnen vom Vaterlande und vom Glauben, von den Sansculotten und von der Gottlosigkeit, vom Kampf und Sieg, von Erlösung und Freiheit! . . .

„Von dort kam man auf den Platz, wo der Stab des Bauernheeres im Kriegsrate versammelt war. Der General Constant aus Rouxmiroir saß am Rande eines tiefen Grabens und hielt eine Landkarte auf den Knieen; die andern Anführer saßen an jeder Seite des Grabens und horchten andächtig auf das, was der Feldherr ihnen sagte. Man beriet hier über die Einnahme der Stadt Dieft und suchte nach der Karte zu berechnen, von welcher Seite man diese Festung wohl am besten überfallen könnte. Die Obersten schienen frohen Muts und voller Hoffnung; mehrmals wurden die Worte des Feldherrn mit jubelnden Ausrufungen begrüßt. So waren überall durch den Wald einzelne Abteilungen des Heeres gelagert."

Im Waeslande versammelten sich die Aufständischen in Sint-Pauwels und in Kemseke. Von Stunde zu Stunde vermehrte sich ihre Zahl. Ihr Führer Macaire Rheins scharte unter seine Fahne sogar zahlreiche Soldaten, die ehemals unter der österreichischen Fahne gedient hatten. In den Straßen von Beveren kam es zu blutigen Kämpfen. Der Kommissar de Kever hatte sich besonders verhaßt gemacht. Sein Haus wurde geplündert und zerstört. Während die Aufständischen ein Faß Wein austranken, das sie in seinem Keller gefunden hatten, rückten dreihundert Franzosen heran, töteten dreißig und nahmen andre gefangen. de Kever wollte die Stadt in Brand stecken lassen, aber sein Plan mißlang. Die Rebellen des Waeslandes teilten sich in zwei Korps. Das erste marschierte gegen Westen mit einer weißen Fahne, auf der ein rotes Kreuz und die Inschrift: „Voor God en Vaderland" prangten. Am 21. Oktober hielt diese Schar ihren Einzug in Hulst und plünderte die Gendarmeriekaserne und das Zollager. Die andre Truppe hatte in Axel weniger Erfolg, da sie von der übrigens nur aus wenigen Mannschaften bestehenden Garnison zurückgetrieben wurde.

In Assenede kam es zu einem greulichen Auftritt. Am 22. Oktober war dort Jahrmarkt. Aus der ganzen Gegend wurden die Bauern durch die Sturmglocke zusammenberufen, und nun wurde das Haus des Kommissars Deneve, eines eifrigen Anhängers der Republik, gestürmt. Man zwingt ihn, die Kirchenschlüssel herauszugeben, und führt ihn gewaltsam in die Kirche. Da er sich weigert, sein Haupt zu entblößen und niederzuknieen, schleppt man ihn zum Freiheitsbaum und erschießt ihn. Assenede mußte diese That mit einer Kriegssteuer von 120000 Franken büßen.

Ringsum erheben sich die Aufständischen, und mögen sie auch an einem Orte eine Reihe von Toten hinterlassen — gleich darauf tauchen sie an einem andern Orte mit ungeschwächtem Mute wieder auf. Ein Bauernweib — eine arme Tagelöhnerin — marschierte mit einer Heugabel unter den Aufständischen. Diese wurden aber in die Flucht geschlagen, und als sich das kühne Weib umwandte, um den Verfolger mit der Gabel zu durchbohren, drang ihr eine Kugel in die Brust, und sie fiel tot nieder. Es war ein blutiger Tag, dessen Erinnerung in Ingelmunster und den anstoßenden Weilern noch jetzt fortlebt. Man nannte ihn den „Brigandszondag."

Nach mehreren Richtungen zogen die Rebellen und hausten fürchterlich. In Zele wurde der republikanische Bürgermeister Pierre Marien von der wütenden Menge erschlagen. Nichts vermochte den Haß dieser wilden Bauern zu besänftigen, die gegen die republikanische Tyrannei aufs äußerste erbittert waren und vor keinen Gewaltthaten mehr zurückschreckten. Termonde wurde von dreitausend brabantischen Bauern eingenommen. Ihr Führer war Emmanuel Rollier, ein wohlhabender Bauer, der sich den Titel „General der Rebellen" beigelegt hatte und seinen An-

Digitized by Google

hängern durch eine indianerhafte Uniform imponirte. Die Bürger von Termonde nahmen die „Jongens“ begeistert auf, und in der ganzen Gegend griff die Bevölkerung zu den Waffen. In ungeordneten Scharen zogen die Bauern durchs Land, ließen sich überall auf ihrem Durchzug die Kirche öffnen, sangen dort Lieder und beteten. Es war das Gebet vor dem Kampfe, die letzte Anrufung Gottes vor der Befreiung oder dem Tode. Überall hörte man die Sturmglocken läuten, und die Scharen zogen dahin, indem sie das alte „lied van 't Patriotiek“ sangen. Sie begeisterten sich durch ihren ersten Erfolg so sehr, daß sie gegen Brügge ziehen wollten, wo General Bonnard die republikanischen Truppen zusammen gezogen hatte, um den Angriff der Engländer abzuwehren. Aber in letzter Stunde entschloß man sich doch, vorläufig davon Abstand zu nehmen.

3. Die Kämpfe gegen die Republikaner

Die Fremdlinge sollen erfahren, was es ihnen kostet, ein einziges Dorf der Kempen in die Sklaverei zu führen.

H. Conscience, Der Bauernkrieg

Bald kamen wichtige Nachrichten aus dem Kempenlande, der Campine. Dort hatten sich die Bauern um flüchtige Geistliche, um den Buchdrucker und Wirt Corbeels, den Notar Anthoni und andre geschart und vertrieben die Republikaner aus mehreren Ortschaften. In der Abtei Tongerloo, die ein Spekulant gekauft hatte, ließen sie Kugeln und Patronen herstellen und bezogen von dort aus während fünf Wochen ihre Waffen. Der General Béguinot verließ am 22. Oktober Mecheln, um gegen die Aufständischen zu ziehen, als die Jongens durch ein andres Thor in die Stadt eindrangen, die zurückgebliebnen Mannschaften entwaffneten und den Freiheitsbaum umstürzten. Aber die Sieger triumphirten nur wenige Stunden, denn Béguinot kehrte mit seiner Truppe zurück und richtete ein furchtbares Blutbad unter ihnen an. Als in Brüssel der Sieg bekannt wurde, feierte man Béguinot wie einen großen Helden. In Mecheln wurde der Belagerungszustand erklärt, aber schon am folgenden Tage kehrten die Aufständischen zurück und versuchten die damals noch mit Wällen umgebne Stadt im Sturm zu erobern. Sie kämpften trotz ihrer unzulänglichen Waffen mit dem größten Mute, als auf einmal aus Antwerpen entsandte Truppen ihnen in den Rücken fielen. So waren sie von zwei Seiten dem Feuer ausgesetzt, und das Blut der Niedergemetzelten floß in Strömen vor dem Antwerpner Thor. Einundvierzig Mann wurden gefangen genommen und noch an demselben Abend auf dem Revolutionsplatz in Mecheln erschossen. Zwei von ihnen waren noch nicht zwanzig Jahre alt, der Älteste war ein Greis von siebzig Jahren. Die Namen dieser Männer, die heldenmütig in den Tod gingen, sind uns erhalten. Es sind lauter vlämische Namen.

Die Republikaner jubelten, die Republik sei noch einmal gerettet! Der Vorsicht halber pflanzten sie aber zahlreiche Kanonen auf den Wällen Mechelns auf, während auch in Antwerpen der Belagerungszustand erklärt wurde. Auch in Brüssel fühlte man sich beunruhigt. Den Beamten und „zuverlässigen“ Bürgern wurden Waffen ausgeteilt, und die Seile und Klöpfel von den Glocken entfernt, damit kein Sturm geläutet werden könnte. An demselben Tage (22. Oktober) fand der Abzug der Konskribirten statt, denen sogar ein republikanisches Festmahl angeboten wurde. Die Abreise mußte beschleunigt werden, denn schon grollte der Sturm vor den Thoren Brüssels. In den umliegenden Ortschaften läutet die Sturmglocke. Die Bauern sind bewaffnet und ziehen mit Kriegsgeschrei einher, zerstören die Freiheitsbäume und bedrohen die Beamten. Mehrere Soldaten, die

Digitized by Google

Steuern eintreiben wollen, werden getötet oder gefangen genommen. Die Bureaus der Steuerempfänger werden geplündert. Die Verbindung zwischen Brüssel und Paris ist bedroht, und im Walde von Soignes tauchen unheimliche Gestalten auf. In Brüssel sucht die Behörde eine freiwillige Garde zu bilden, um die Stadt zu schützen, aber niemand wagt es, zur Stadt hinaus zu reiten, und als sich einige Tage später fünfzig Mann durch das Schaerbeeker Thor hinauswagen, kehren sie mit der Meldung zurück, sie hätten nichts Verdächtiges gesehen.

Auch in den wallonischen Gemeinden wütet der Aufstand. Die Beamten flüchten, und das Heer der Aufständischen wächst wie ein reißender Strom. Es versucht Brüssel, Gent und Antwerpen zu isoliren und die Verbindungen mit Frankreich abzuschneiden. Die Republikaner verlangen von allen Seiten Hilfe. Der Kommandant von Aachen wird um ein Regiment Kavallerie ersucht, und auch nach Holland und Nordfrankreich schickt man Eilboten um Hilfe. Einem französischen Friedensrichter in Brüssel gelingt es, eine kleine Schar Freiwilliger (Gendarmen und Beamte) zusammenzubringen. Er unternimmt mit ihnen einen Streifzug. In einem Dorfe ergreifen sie den ihnen verdächtigen Gemeindevorsteher und quälen ihn so lange, bis er ihnen gesteht, daß der Urheber der Unruhen in der Gegend der ehemalige Bürgermeister von Merchtem ist. Sie ziehen dorthin und greifen eine Schar Bauern an, von denen einundzwanzig getötet und siebzehn gefangen werden. In Londerzeel waren die Rebellen besser bewaffnet; sie empfingen die Freiwilligen mit einem so lebhaften Feuer, daß diese es vorzogen, sich nach Brüssel zurückzuziehen. Londerzeel blieb übrigens nicht lange in den Händen der Bauern, denn General Béguinot bemächtigte sich des Ortes wieder, wobei etwa hundert Patrioten getötet wurden. Die Republikaner metzelten sogar einen achtzigjährigen Greis nieder, den sie in der Kirche antrafen.

In Flandern waren die Unruhen einige Zeit durch die energische Haltung der Verwaltung verhindert worden, bis auf einmal Overmeire, ein unscheinbares Dorf zwischen Gent und Termonde, das Zeichen zum Aufstand gab. Als man ihn dort zu ersticken suchte, loderten die Flammen des Aufruhrs ringsum empor. Die Bauern hatten in den bisherigen Kämpfen bald Siege, bald Niederlagen zu verzeichnen, aber sie sahen ein, daß sie auf dem Wege nicht weiterkommen würden. Die Ortschaften auf dem Lande hatten für sie wenig Wert, und sie wollten daher versuchen, sich der Städte zu bemächtigen. Es hatte ihnen bisher an Stützpunkten gefehlt, an befestigten Orten, hinter deren Wällen sie sich nach einer Niederlage hätten zurückziehen und zu neuem Kampfe hätten rüsten können. So wurde Audenarde belagert, und nach drei Tagen stürmten die Bauern in die Stadt, zerstörten den Freiheitsbaum, das städtische Archiv und plünderten das Haus des Platzkommandanten. Aber schon nach zwei Tagen mußten sie wieder aus der Stadt weichen, nachdem sie vierzig Tote zurückgelassen hatten. Ähnlich erging es den Jongens bei den Angriffen auf Alost, Turnhout und Herenthals. Ein Teil der Rebellen stand unter dem Befehl eines ehemaligen österreichischen Soldaten, Joseph de Troch, der das bescheidne Handwerk eines Eseltreibers ausübte. Unter dem Rufe: Leve de Keizer! Weg met de Franschen! zog er mit seinen Scharen gegen Alost und nahm die Stadt im Sturme ein. Aber die Bauern waren zu unerfahren, als daß sie sich in der Stadt hätten behaupten können.

Mehr Glück hatte ein andrer Führer, Corbeels, seines Zeichens Buchdrucker und Wirt, der Turnhout einnahm und dann in Herenthals mit dreitausend Mann die Franzosen erwartete. Es kam zu einem mörderischen Straßenkampf, der vierundzwanzig Stunden dauerte, bis die Republikaner schließlich die Stadt in Brand schossen. Der französische General, erzählt Conscience, schwor unter den schlimmsten

Digitized by Google

Drohungen, daß sich die „Räuber" seines Durchmarschs durch Herenthals erinnern sollten. Er befahl, die Häuser in Brand zu stecken und keine lebende Seele daraus entschlüpfen zu lassen. Kurze Zeit darauf stiegen die Flammen aus mehr als sechzig Häusern auf; schwarze Rauchwolken verfinsterten das Tageslicht und verbreiteten sich in dicken Massen über die Stadt. Bei dem Brande hörte man zwischen dem Prasseln der Flammen und dem Krachen der einstürzenden Stockwerke das schauderhafte Geschrei der Unglücklichen, die sich an den Fenstern und auf den Dächern zeigten, um dem Feuertode zu entfliehen. Aber von allen Seiten zielten die Gewehre der Soldaten auf sie, und wer den Flammen entkommen wollte, wurde durch die Kugeln getötet. Die Bauern ließen sechshundert Tote, zahlreiche Gefangne und zwei Fahnen zurück. Aber auch die Franzosen hatten schwere Verluste.

(Schluß folgt)

Litteratur

Volkswirtschaftliche Schriften. Die schon stark angeschwollne Litteratur über die industriellen Kartelle und Syndikate ist neuerdings um zwei Bände bereichert worden, die besser zur Orientirung dienen können, als ältere umfangreichere Arbeiten: Die Unternehmerverbände von R. Liefmann (1. Heft der von Fuchs und Herkner herausgegebnen volkswirtschaftlichen Abhandlungen der badischen Hochschulen; Freiburg i. B., bei J. C. B. Mohr, 1897) und: Die Kartelle der gewerblichen Unternehmer. Eine Studie über die großindustriellen Organisationsformen der Gegenwart von Dr. L. Pohle, Privatdozenten an der Universität Leipzig (Leipzig, Veit u. Comp., 1898). Liefmann bemüht sich um genaue Begriffsbestimmungen, scharfe Unterscheidungen (der Verbände von Gesellschaften, Genossenschaften, Vereinen, Ringen, Corners, Fusionen), um übersichtliche Einteilung, liefert eine vollständige Statistik, beschreibt die einzelnen Verbände und wägt die Vorteile dieser neuen Unternehmungsformen gegen die Nachteile ab, wobei er zu dem Ergebnis kommt, daß vorläufig die Vorteile für die Unternehmer wie für das Volk im ganzen noch überwiegen und die Arbeiter wenigstens nicht geschädigt werden. Pohle berichtigt Liefmann in einzelnen Punkten und legt das Hauptgewicht auf die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung der neuen Einrichtung. Diese Verbände gehören zu den interessantesten und wichtigsten Erscheinungen unsrer Zeit. Einerseits sind sie offenbar sozialistische Gebilde. Die „Nachfragekontingentirungen" z. B., wie Liefmann die eine Art nennt, beseitigen vollständig die Konkurrenz; der Käufer ist nicht in der Lage, sich von den vier oberschlesischen Zementfabriken die auszusuchen, bei der er bestellen will, etwa auf dem Wege der Submission; das Kartell übernimmt alle Aufträge und verteilt sie unter die vier Fabriken in der Weise, daß Groschowitz vier Zwölftel, Grundmann und Schottländer je drei, Giesel zwei Zwölftel bekommt. Bei den Eisenbahnbedarfskartellen wird jeder Auftrag einem einzigen Verbandsmitgliede zugewiesen. Und die Unternehmer verlieren ihre Selbständigkeit, sie sinken zu Beamten des Verbandes herab; ja in den meisten Fällen sind sie auch das nicht einmal, sondern die Leitung ruht in den Händen von besoldeten Beamten, und sie selbst sind nur noch Renten- oder Dividendenempfänger, die sich bei der ihnen vom Verbande zugesicherten Dividende bescheiden.

Digitized by Google

Andrerseits schützt der Verband die kleinen Unternehmer, die sich ihm anschließen, vor der Aufsaugung durch die großen, wirkt also dem Vernichtungsprozeß, der den Sozialismus vorbereiten soll, entgegen. Es fragt sich, welche der beiden entgegengesetzten Stömungen zuletzt obsiegen wird; Pohle glaubt, daß es die sozialistische sein wird. Haben solche sozialistische Einrichtungen, schreibt er am Schluß, „einmal die praktische Feuerprobe der Durchführbarkeit bestanden, dann liegt der Gedanke nahe, den Versuch zu machen, die industrielle Beamtenverwaltung nicht bloß dem Interesse des Besitzes dienstbar zu machen, sondern sie auch im Interesse der Gesamtheit zu verwerten. Die organisirte Gesamtheit, der Staat, wird, gedrängt von der öffentlichen Meinung, auf die Dauer nicht ruhig zusehen, wie eine sozialistische Organisation immer größere Teile der Volkswirtschaft erfaßt, die nur den Zweck hat, den Anteil, der dem Renteneinkommen vom nationalen Gesamteinkommen zufällt, in seiner bisherigen Höhe aufrecht zu erhalten oder womöglich noch zu steigern, während das Renteneinkommen gleichzeitig die Grundlagen, auf denen die innere Berechtigung seines Bezugs ruht, immer mehr verliert [da die frühern Unternehmer nichts mehr leisten und nur noch reine Rentenempfänger sind]. . . . Ein großer Industriezweig nach dem andern wird in den Besitz und die Verwaltung des Staates überführt [so!] werden, der dem Kapital nur die landesübliche Verzinsung gewähren, den übrigen Teil des in jedem Produktionszweig alljährlich erzielten Gewinnes aber den Beamten, Angestellten und Arbeitern desselben unverkürzt zu gute kommen lassen wird, selbstverständlich unter Befolgung einer die Interessen der Gesamtheit berücksichtigenden Preispolitik, damit nicht die Konsumenten, wie jetzt von den kartellirten Unternehmern, in Zukunft von den kartellirten Arbeitern geschröpft werden. . . . Vom Standpunkt dieser Zukunftsperspektive aus betrachtet erscheinen die Kartelle als ein Tasten und Suchen nach neuen, vollkommnern, unsrer gegenwärtigen Kulturstufe besser angepaßten Formen der menschlichen Wirtschaft. Ihr Dasein ist eine Bestätigung der Anschauung, daß das System der freien Konkurrenz ebenso wenig als eine für die Ewigkeit bestimmte Wirtschaftsverfassung angesehen werden darf wie die Gesellschaftsordnungen, die ihm vorausgegangen sind."

Zu den unfruchtbarsten Streitfragen der neuern Volkswirtschaftslehre gehört die wegen des Wertes; ja man darf die Streitigkeiten darüber geradezu als schädlich bezeichnen, weil sie die Sache nur verwirren, anstatt sie zu klären, und wir können die kritische Abhandlung über die Arbeitswerttheorie von Dr. Johann von Komorzynski*) trotz alles gewissenhaften Gelehrtenfleißes, der darin steckt, von diesem Urteil nicht ausnehmen. Wir haben wiederholt gesagt, daß es andre Leistungen als die Werttheorie sind, wodurch sich Karl Marx verdient gemacht hat; gerade die Werttheorie ist seine schwächste Leistung; er hat sie andern entnommen und falsch formulirt. Aber die Führer der Sozialdemokraten haben sie zu ihrem Palladium gemacht, weil den Worten Mehrwert und Ausbeutung, die sich aus jener falschen Formulirung ergeben, eine unbezahlbare demagogische Kraft innewohnt, und eben aus diesem Grunde glauben die bürgerlichen Gelehrten das Kind mit dem Bade ausschütten und die ganze Arbeitswerttheorie verwerfen zu sollen. Wie sich die Sache wirklich verhält, hat Rodbertus klar gemacht. In der arbeitsteiligen Gesellschaft kann dem Arbeiter niemals sein ganzes Arbeitsprodukt gehören, weder dieses Produkt in natura, noch sein voller Wert. Das Produkt in natura würde

*) Sonderabdruck aus der von Böhm-Bawerk, Inama-Sternegg und Ernst von Plener herausgegebnen, bei Tempsky in Wien und G. Freitag in Leipzig erscheinenden Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung.

Digitized by Google

ihm gar nichts nützen: was sollte der Nagelschmiedegeselle mit den Nägeln anfangen, die er gemacht hat? Aber auch der volle Wert kann ihm nicht gehören. In der arbeitsteiligen Gesellschaft kann niemand selbständig und für sich allein weder produziren noch Einkommen beziehen. Ein jeder kann nur mit den Materialien und Werkzeugen produziren, die andre, meistens nicht allein in verschiednen Ländern, sondern sogar in verschiednen Erdteilen wohnende Personen hergestellt und auf die Produktionsstätte zusammengeführt haben, und das Einkommen eines jeden setzt sich aus Gütern zusammen, die das Produkt unzähliger, über verschiedne Länder und Erdteile zerstreuter Personen sind. Alle Einkommengüter zusammen machen daher ein Ganzes aus, von dem erstens die Gesellschaftsbedürfnisse befriedigt und zweitens den Renten- und Pensionsberechtigten, sowie den geistigen Arbeitern ihre Anteile zugewiesen werden; nur der Rest kann den unmittelbaren Produzenten, den Handarbeitern, verbleiben. Gleichviel ob mit Sklaven, mit Lohnarbeitern oder in einer kommunistisch eingerichteten Gesellschaft produzirt wird, dieser Abzug vom Produkt der Handarbeiter ist unvermeidlich; wenn jeder sein volles Arbeitsprodukt behalten soll, so müssen wir zum Leben der Wilden zurückkehren, und zwar so roher Wilden, wie solche kaum irgendwo sein werden, wo jeder die Jagdbeute, die er erlegt, die Baumfrüchte, die er gepflückt, ganz für sich allein behalten kann, weil ihm niemand zu ihrer Erlangung geholfen hat. Der berüchtigte Mehrwert ist also eine gesellschaftliche Notwendigkeit und ganz unanstößig. Von diesem Mehrwert bildet der Unternehmergewinn nur einen Teil. Dieser Teil kann zu groß ausfallen im Verhältnis zum Anteil der Arbeiter, sodaß die Teilung den Charakter der Ausbeutung annimmt, er kann aber auch angemessen groß sein und der Gerechtigkeit entsprechen. Das ist eine Sache für sich, eine individuelle Angelegenheit, von der das oben dargelegte große volkswirtschaftliche Gesetz nicht berührt wird. Sowohl Marx als seine Gegner begehen den Fehler, daß sie von dieser individuellen Angelegenheit, von dem Streit zwischen dem einzelnen Unternehmer und dem einzelnen Arbeiter ausgehen, anstatt die Produktion und die Verteilung als das große Ganze zu betrachten, dessen einzelne Akte sich gar nicht von einander absondern lassen, und zu bedenken, daß bei der Verteilung auch alle die Personen, die zur Produktion gar nicht unmittelbar mitwirken: Beamte, Gelehrte, Soldaten, Weiber, Kinder, Greise, Sieche, Schmarotzer, bedacht werden müssen, und die zusammen weit mehr Köpfe zählen, als die Arbeiter und Unternehmer zusammengenommen. Nun ist es offenbar die größte Thorheit, um des sozialdemokratischen Mißbrauchs willen, der mit dem Worte Mehrwert getrieben wird, nicht allein den Mehrwert leugnen, sondern die ganze Arbeitswerttheorie verwerfen zu wollen, obwohl deren Richtigkeit so klar ist wie die Sonne. Weil die Waren heutzutage nur noch den zehnten bis hundersten Teil der Arbeit kosten, die sie vor fünfhundert Jahren gekostet haben, darum sind sie zehn bis hundert mal so wohlfeil wie vor fünfhundert Jahren. Es ist lächerlich, gegen diese weltbeherrschende Thatsache mit solchen ausnahmsweisen Kleinigkeiten zu Felde ziehen zu wollen, wie mit den Qualitätsweinen, die ohne Menschenarbeit bloß durch Lagern Wert gewinnen. Der Ergänzung bedarf die Arbeitswerttheorie allerdings nach zwei Seiten hin. Erstens ist zu bemerken, daß sich der natürliche Wert, der Arbeitswert, nur bei Gewerbeprodukten des Massenverbrauchs, namentlich bei Geweben und ordinären Metallwaren beinahe radikal durchsetzt, daß dagegen Willkür, Moden und Zufälle aller Art desto stärker auf den Preis einwirken, je geringer die Qualität einer Ware, und je mehr diese ein Erzeugnis schwer abzuschätzender individueller Kunstfertigkeit ist. Zweitens, daß neben der Arbeit das Monopol, namentlich das Grundeigentumsmonopol als eine preisbildende Kraft wirksam ist,

Digitized by Google

die zunächst den Boden in demselben Grade zu verteuern pflegt, als die fortschreitende Produktivität der Arbeit die Waren verbilligt, dann aber auch die Bodenerzeugnisse, nur daß bei der Bildung des Preises dieser die beiden Mächte zusammen-, also einander entgegenwirken. Das Getreide, das bei steigender Bevölkerung unter der Einwirkung des Besitzmonopols stetig teurer werden müßte, wird statt dessen mitunter billiger, weil auch in der Landwirtschaft die Produktivität wächst, weil monopolfreier Boden in die Weltproduktion einbezogen wird, und weil die Fortschritte der Technik auch den Transport verbilligen. Wenn wir auf der Anerkennung der Richtigkeit der Arbeitswerttheorie bestehen, so geschieht das nicht aus Gelehrteneigensinn oder aus doktrinärer Verbohrtheit, sondern weil die Abhängigkeit des Warenpreises von der Menge der gesellschaftlich notwendigen Arbeit eine Thatsache ist, von der heutzutage nicht bloß dies oder das kleine Privatinteresse, sondern der Gang der Weltgeschichte abhängt. Dreht sich doch die gesamte innere und äußere Politik der Staaten um nichts andres als um Import und Export, und entstehen doch die Import- und Exportfragen aus nichts anderm als aus der durch die wachsende Arbeitsersparnis entspringenden Wohlfeilheit der Waren.

Eine Einzelfrage behandelt Dr. Max Wittenberg: Die wirtschaftliche Bedeutung eines deutschen Mittellandkanals (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1898). Der Verfasser stellt ausführliche Kosten- und Rentabilitätsberechnungen auf und beruhigt die Landwirte, die von dem Kanal eine Schädigung ihrer Interessen befürchten, durch die Aufzählung der Vorteile, die sie von dem Unternehmen zu erwarten haben. Auch bei dieser Einzelfrage handelt es sich um weiter gar nichts, als um die erfreuliche, oder wie man in unsrer Welt der angeblichen Interessenharmonie sagt, leidige Thatsache, daß jede Arbeitsersparnis die Waren wohlfeiler macht. Als durchschlagendsten Grund für die Notwendigkeit von Kanalbauten macht Wittenberg die Erfahrung geltend, daß die Eisenbahnen schlechterdings nicht mehr hinreichen, den unaufhaltsam steigenden Verkehr zu bewältigen.

Volkskunde und Dialektwörterbuch. Wie erfreulich, daß die jetzt überall in Deutschland aufblühende Volkskunde mit vollem Eifer an die Hauptquelle geht und im Volke selbst sammelt, was noch zu sammeln ist! Aber wenn die Sammlungen kein totes Kapital bleiben sollen, wird sie zu einer Verarbeitung des Gewonnenen übergehen müssen, und dann werden auch andre Quellen springen müssen. Die wichtigsten sind die schönen Wörterbücher deutscher Mundarten, die wir haben, in erster Linie das Schmellersche von Bayern, dessen Schätze noch immer ungehoben sind, und das große schweizerische Idiotikon. Zu ihnen gesellt sich neuerdings als drittes größeres süddeutsches Wörterbuch das schon in Nr. 27 erwähnte der elsässischen Mundarten, das im Auftrage der Landesverwaltung von Elsaß-Lothringen herausgegeben und von einem Lehrer und einem ehemaligen Schüler der Straßburger Universität, E. Martin und H. Lienhart, bearbeitet wird (Straßburg, Karl J. Trübner, 1897 ff.). In ihm giebt schon der verhältnismäßig kleine Teil der vokalisch anlautenden Wörter alle möglichen Fingerzeige in den Reichtum eines Dialektwörterbuchs an volkskundlichem Stoff.

Was einem da zuerst entgegentritt, sind die mundartlichen Klänge, wissenschaftlich gesagt der Lautstand. Aber auch auf Wortbedeutung und Syntax fallen überraschende Lichter, die teils die Mundarten von einander abheben, teils sie alle gegenüber der Schriftsprache verbinden. Ähnlich wie der Obersachse braucht der Elsässer das eigentlich räumliche eben als Bejahung, genau wie dieser liebt er, namentlich in humoristisch gefärbter Rede, die doppelte Negation (nit übel, nit zu

Digitized by Google

verachten), verstärkt er einen Begriff durch Wiederholung: eben und eben (gerade in diesem Augenblick). Doch hat er zur Steigerung auch eigentümliche, freilich wie überall in der Bedeutung gemilderte Kraftworte wie übel, wüst, meineidig. Das zeitliche eh braucht er wie hochdeutsches lieber: blib du eh dheim. Vornamen verwendet er typisch, wieder teils mit andern Landschaften gemeinsam, teils in eigentümlicher Bedeutung, ihr Klang giebt Anlaß, sie in abliegendem Sinne spöttisch zu brauchen. Auf Sprachbeobachtung im Volke beruhen auch viele Ortsneckereien und komische Zusätze: ach und leider! ruft einer aus, ein Spötter setzt hinzu: un ke Sprosse! als ob er Leiter verstanden hätte. Volksreime, Kinderreime, Abzählverse werden in reicher Zahl mitgeteilt, für das Elsaß charakteristisch ist:

Le boeuf der Ochs, la vache die Kuh,
Ferme la porte die Thür mach zu.

Artikel wie Advent, April, Ei bringen eine Menge Züge der Volkssitte; allerlei Volksglaube, Volksmedizin, Wetterregeln werden unter ihrem Stichwort mitgeteilt, und was sich von hierher gehörigem nicht vollständig darstellen ließ, dafür sind doch die Quellen, Aufsätze in Zeitschriften u. dergl., vollständig verzeichnet, sodaß das Wörterbuch auch da mindestens den Charakter eines ausgezeichneten Index zur Volkskunde des Elsasses trägt.

Landwirtschaftliche Sitten und ihr bildlicher Niederschlag in der Sprache sind überall eins der wichtigsten Kapitel der Volkskunde. Weinlose deutsche Landschaften begnügen sich mit dem Scherz vom Gänsewein, am Oberrhein und an der Mosel spezialisirt man fachmännisch: Schöpfesechziger, Brunnenachtziger. Wo ein Strom viel Verkehr besorgt, ist daneben der Begriff der Achse als Zusammenfassung des Landverkehrs auch im Volksmund lebendig, uf der Schißächs heißt im Elsaß: zu Fuße. „Voll bis zum Rand" nennt man dort ebeländig, von dem angeschwollnen Fluß, dessen Spiegel die gleiche Höhe wie das Land erreicht. Von dem Besitzer eines dicken Bauches heißt es: er boüt uf d Almend (auf das Gemeindeland), von einer, die nicht zum heiraten kommt: die blibt in Egerde (unbebautes, wenig fruchtbares Land). Wer starke Leibschmerzen hat, sagt: Ma get mr mit ern (einer) Egete (Egge) dur dr Mage; mit eim z Acker fahre heißt geradezu: ihn durchprügeln. Ähnliches ließe sich aus der Tierwelt zusammenstellen. Thun wir noch einen Blick in das Haus, in die Küche. Öl spielt da eine große Rolle, das Wörterbuch bringt achtzehn Zusammensetzungen mit Öl. Ostmitteldeutsch ist: es bei jemand verschüttet haben, elsässisch: bi eim s Öl verschütt han. Öl an der Kapp, am Huet haben heißt betrunken sein. Noch öfter ist natürlich vom Ei die Rede, außer in gemeindeutschen Wendungen in folgenden: sie sin Eier un Schmalz (eng befreundet), s is notwendig aß me d Eier wendt (ironisch: sehr überflüssig), n Teil Lüt meine, iri Eier hä zwei Dutter (von eingebildeten Menschen). Ein Kind fragt man: Wolltst liewe breit geschlagene Wain (Kuchen) oder hoch gepoppelte Eier? Antwort: Keins von beiden (das eine ist Kuh-, das andre Pferdemist). Der Artikel Ofen giebt eine ganze kleine Geschichte der elsässischen Öfen.

Sollte es sich nicht lohnen, das schöne volkskundliche Material dieses Wörterbuches dem deutschen Publikum in einer zusammenhängenden Darstellung zu bieten? Nun, freuen wir uns einstweilen des eben entstehenden Wörterbuches selbst, das ja so viele andre Zwecke mit erfüllt. R. W.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Epoche der südafrikanischen Völkerwanderung

Von Hans Wagner

Der Feldwebel Merckl von der Schutztruppe in Deutschostafrika ist eine historische Persönlichkeit geworden. Er war zufällig dabei, als eine große Völkerbewegung ihren Abschluß fand: die der südafrikanischen Völkerwanderungen. Als sich nämlich beim Nahen der unter Merckls Führung stehenden Schutztruppenabteilung der einst allmächtige Sultan Quawa von Uhehe das Leben nahm, um sich der deutschen Gefangenschaft zu entziehen, da hatte der Waheheaufstand sein Ende erreicht. Nun ist aber der Waheheansturm der letzte Stoß in der langen Reihe der Völkerschiebungen, die die Geschichte des schwarzen Kontinents seit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts erfüllen.

Die Türkenflut, vor der Europa schon im vierzehnten Jahrhundert zu zittern begann, brandete gegen das nordöstliche Afrika erst zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1517 eroberten die Türken Ägypten. Der Druck, den sie auf die Nilländer ausübten, störte die Galla und Massai auf, von denen jene in das Osthorn Afrikas, diese nach Süden in das jetzt deutsche Gebiet, dem Verlaufe des sogenannten ostafrikanischen Grabens folgend, vordrangen. Dadurch gerieten nun wieder die Bantu in Bewegung. Diese Stämme bewohnten das äquatoriale Ostafrika, ihr Schwerpunkt lag wahrscheinlich in dem Zwischenseegebiet, das jetzt deutsch ist.

Ein Teil der bedrängten Bantu, die Suaheli, blieb im Lande, er wurde von dem Massaikeil nach Osten an die Küste gedrängt und verfiel arabischem Einfluß. Ein andrer Bantustamm, die Dschappa, wurde vom Meere abgeschnitten, wandte sich westwärts und gelangte auf seiner Wanderung nach und nach bis an die Westküste Afrikas nach Loanda.

Digitized by Google

Der Kern der Bantustämme aber wandte sich nach Süden, zog über den Zambesi und hat dann ein unruhiges Leben geführt, das von Kämpfen und Wanderungen angefüllt war, die ganz Südafrika bis auf den heutigen Tag in Bewegung gesetzt und ihren Abschluß nur dadurch gefunden haben, daß eine stärkere Invasion, die europäische, ihnen Halt gebot. Das Eigentümliche an dieser Wanderung der Kernbantu ist, daß die Völkerwogen, am Kapland zurückgeworfen, wieder, wenigstens zum Teil, dahin zurückbrandeten, von wo sie in Bewegung gesetzt waren, nach dem Zwischenseegebiet: zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts waren die Bantu aus dem jetzt deutschen Gebiet gewandert, in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts kehrte ein Teil von ihnen, die Mazitu (Wahehe usw.), wieder dahin zurück. Schon im sechzehnten Jahrhundert hatte ein Bantustamm, die Wasimba, diese rückläufige Bewegung ausgeführt. Der Stamm war bis über den Zambesi vorgedrungen, hatte sich dann aber an der Küste entlang nordwärts bis nach Malindi gezogen. Dort nahm er in den achtziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts an den Kämpfen der Araberstadt Malindi und der Portugiesen gegen den Türken Ali Bey teil, der zweimal von Ägypten aus die Sansibarküste beunruhigt hatte, ließ sich dann, nachdem Ali Bey vernichtet worden war, bei Malindi nieder und führte ein friedliches Dasein.

Die Folgen der Völkerwanderung des sechzehnten Jahrhunderts hat Deutschostafrika heute noch nicht verwinden können. Als Vasko de Gama 1498 auf seiner Fahrt nach Indien die Mozambique- und Sansibarküste berührte, fand er dort reiche blühende Städte. Kiloa soll dreihundert Moscheen gehabt haben, und die Geschichte von Bagamoyo und besonders von Mombas beweist, daß die ostafrikanischen Küstenstädte eine Zeit des Glanzes und der Pracht gehabt haben, die an die Blüte der Hansestädte erinnert. Heute hat nur noch Sansibar einige Bedeutung, aber diese Inselstadt ist modernen Ursprungs, und ihr Aufschwung beruht auf andern Verhältnissen, als die waren, denen die arabischen Küstenkolonien von Malindi, Kiloa usw. bis Mombas ihre frühere Blüte verdankten. Man wird annehmen müssen, daß vor jener Wanderung der Bantu ein inniger Zusammenhang der Küste mit dem reichen Hinterlande bestanden hat, der den arabischen Kolonien den großen Reichtum brachte, von dem die Portugiesen so viel zu erzählen wissen, und den sie dann in entsprechender Weise brandschatzten. Auch heute sind die Bantustämme keineswegs armselig und kulturfremd, obwohl sie ein Jahrhunderte währendes Nomadentum hinter sich haben. Ohne Zweifel hat dieses Volk einen nicht unbedeutenden Kulturstand gehabt, als es noch in seinen alten Wohnsitzen im jetzigen Deutschostafrika eine friedliche Entwicklung nehmen konnte. Durch den Andrang der halbsemitischen Stämme ist Deutschostafrika jetzt entvölkert und in seiner Kultur zurückgekommen — wie in ähnlicher Weise auch für manche Landstrecken in Deutschland der dreißigjährige Krieg noch nicht beseitigte Schäden

Digitized by Google

gebracht hat. Man hat auf dem Grenzgebiet zwischen Ugogo und Uniamwesi Spuren ehemaliger Besiedlung gefunden und geglaubt, diese Trümmer auf neuere Grenzkriege zurückführen zu sollen. Vielleicht lehrt eine eingehendere Untersuchung, daß diese Ruinen die Zeugen der frühern Blüte des Zwischenseegebietes sind. Es würde eine solche Entdeckung zugleich den frohen Ausblick auf eine neue segensreiche Entwicklung unsrer Kolonie gewähren in der Erkenntnis, daß nicht in der Natur des Landes, sondern in seiner geschichtlichen Vergangenheit der Grund für die jetzige Schwäche unsers kolonialen Schmerzenskindes zu suchen ist.

Die Wanderung der Kernbantu über den Zambesi hat dem Süden des schwarzen Kontinents dauernd unruhige Zeiten gebracht. Nach Norden war ein Ausweichen unmöglich, denn im äquatorialen Afrika, im Sudan, sperrten die sich schnell bildenden mohammedanischen Reiche den Weg. So zog die Masse der schwarzen Ungläubigen, die Kaffern, nach Süden über den Zambesi, sie brachen in die Reiche der Hottentotten und Zwerge ein, warfen sie auseinander und drängten sie nach Nordosten. Die Wanderung der Kaffern vollzieht sich nicht in steter Folge. Jahrzehntelang rasten sie in einem Lande, das ihnen wohl gefällt. Dann taucht von Zeit zu Zeit ein kriegerisches, ehrgeiziges Talent unter ihnen auf, das die aus einander geratnen Stämme wieder zusammenschweißt und sein Volk zu kriegerischem Nomadenleben zwingt. Fast immer giebt die despotische Grausamkeit dieser schwarzen Napoleone bald den Anlaß zu Sezessionen. Größere oder kleinere Teile des Gesamtvolkes sondern sich unter der Führung oppositioneller Häuptlinge ab, suchen sich eigne Weidegründe und führen dadurch, daß sie friedfertige Völker aufstören, eine allgemeine Völkerbewegung im südlichen Afrika herbei.

Napoleonische Episoden scheinen die Eigentümlichkeit der Geschichte der schwarzen und gelben Rassen zu sein. Diese Rassen sind ja nicht fähig, aus sich selbst heraus eine dauernde fortschreitende Entwicklung zu nehmen; sie sind ein Haufen Nullen, an dessen Spitze das Schicksal von Zeit zu Zeit eine Eins zu stellen beliebt. Die für den Despotismus wie geschaffne Natur der mongolischen wie der Negervölker neigt sich willig dem Gebot des bisweilen aus ihnen erstehenden Helden, sie nimmt in wunderbar vollkommner Weise den Geist ihres Cäsaren in sich auf, und da dieser Geist durchweg ehrgeiziger und kriegerischer Natur ist, so sehen wir bald nach dem Erscheinen des Stammeshelden eine gewaltige Völkerflut sich dem Willen eines Einzelnen zuliebe über die Lande ergießen und Not und Tod weithin verbreiten. Stirbt der Cäsar, dann erstirbt sein Geist im Volke, das wieder in den alten Stumpfsinn zurücksinkt. So war es mit Dschingiskhans jetzt verkommnem Mongolenstamme, so war es mit dem Volke Tschakas, des südafrikanischen Napoleon.

Die Episode der Herrschaft dieses Zulufürsten ist von bestimmendem Einfluß auf die Geschicke Südafrikas gewesen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts

Digitized by Google

hatte sich der Zulustamm während der Bantuwanderung die Führung zu verschaffen gewußt. Die Bewegung war noch nicht weit über den Zambesi hinausgelangt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts begann dann eine neue südwärts gerichtete Bewegung. Bei den Plänkeleien, die jedem derartigen Zuge vorausgingen, zeichnete sich durch sein eminentes Feldherrntalent ein junger Häuptling aus, Tschaka, der sich dann in kurzer Frist die Oberherrschaft über seine Stammesangehörigen zu erzwingen wußte. Er organisirte sein Volk vollkommen militärisch. Jeder kriegstüchtige Stammesangehörige war Soldat. Um seine Krieger freizügiger zu machen, verbot Tschaka ihnen den verweichlichenden ehelichen Verkehr und ersetzte ihn durch unbeschränktes Konkubinat. Das Herr wurde in 30 Regimenter zu 1500 Mann geteilt. Jedes Regiment zerfiel in drei Abteilungen, die jungen Männer als Linie, die ältern als Reserve, die dritte Abteilung bildete der Troß. Die einzelnen Regimenter wurden durch Feder- und Schildschmuck unterschieden. Bogen und Pfeile, sowie Wurfspieße ersetzte Tschaka durch Schlacht- und Handspeere — noch heute die gefährliche Waffe der Wahehe. Das machte natürlich eine veränderte Taktik nötig. An Stelle der bei den afrikanischen Völkern sonst üblichen Schützenlinienkampfstellung führte er die geschlossene Phalanx ein, durch die auch die Wahehe noch so große Erfolge erzielten. Diese Kampfesweise, die auf alle Fernwaffen verzichtet und den Mann gegen den Mann stellt, verlangt bedeutenden persönlichen Mut des Einzelnen: daß er bei seinen Kriegern nicht erschlaffte — das Mittel des religiösen Fanatismus stand ihm ja nicht zur Verfügung —, brauchte Tschaka ein bestialisches Mittel, er reizte unablässig den Blutdurst seiner Krieger. Bei jeder festlichen Gelegenheit ließ er Hunderte seines Stammes, falls Gefangne nicht zur Verfügung waren, niedermetzeln. Als seine Mutter starb, zwang er bei der Trauerfeier tausend seiner Krieger sich selbst zu töten und sterbend sein Lob zu singen, dann ließ er tausend frischmilchende Kühe töten, daß die Kälber verhungernd fühlen sollten, welcher Schmerz es ist, eine Mutter zu verlieren. So äußerte sich in dieser Bestie die Kindesliebe!

Tschakas Eroberungszüge begannen im Jahre 1816. Es gelang ihm, sich das ganze Südostafrika zu unterwerfen, das heutige (natürlich vor der Einwanderung der Buren) Transvaal, Natal, Basutoland und den Oranjefreistaat. Seine Heere trieben die Völker wie aufgescheuchtes Wild vor sich her und warfen sie durcheinander, sodaß die Völkerkarte des südlichen Afrika jetzt ein wunderliches Mosaik ist. Die Pest gebot aber schon im Jahre 1828 seinem Siegeszuge Halt; sie vernichtete den größten Teil seines Heeres, und Tschaka selbst fiel dem Mordstahl seines Bruders Dingaan zum Opfer.

Tschakas Epigonen, besonders Dingaan, hatten zwar seine Grausamkeit, nicht aber sein Herrschertalent geerbt. Sie hatten zudem das Unglück, mit einer andern Völkerwanderung zusammenzutreffen, die sich mächtiger erweisen

Digitized by Google

sollte als die ihre, mit der der Buren. Die Ausbreitung der Buren vollzog sich in zwei Richtungen, nach Norden und nach Nordosten, in völlig getrennter Form. Nach Norden wanderten die Bastards. Die Buren waren vielfach mit Hottentottenmädchen Verbindungen eingegangen, aus denen eine Mischrasse entstand. Diese Bastards waren ihren weißen Vätern verhaßt, sie wurden verstoßen und wanderten nach Norden über den Oranje in das Gebiet des jetzigen Deutschsüdwestafrika. Christen geworden, eroberten sie sich in langjährigen, heißen Kämpfen gegen die Herero ihre neuen Wohnsitze; sie fühlten sich als Herren des Landes und setzten sich in diesem Glauben auch späterhin hartnäckig gegen die Deutschen zur Wehr, wie die Kämpfe der Witbois gegen unsre Schutztruppe lehren. Einen Anstoß zu größern Wanderungen eingeborner Völkerschaften hat ihre Sezession nicht gegeben. Die Westküste Afrikas in diesen Breitegraden ist vor ernstern Völkerstörungen bewahrt geblieben, auch deshalb, weil sie schon in europäischen Händen war.

Weit ernstere Folgen hatte die Wanderung der Buren selbst. Aus politischen Gründen unternahmen die Kaplandburen im Jahre 1836 ihren ersten großen Treck nach Nordosten. Sehr bald stießen sie auf die Avantgarden der Bantu, nämlich die Zulustämme, die sich dem Regimente Tschakas nicht hatten unterwerfen wollen, sondern sich vom Hauptstamme losgesagt und eigne Weidegründe aufgesucht hatten. Unter diesen Unzufriednen ragte als gefährlichster Zuluhäuptling der tapfre aber blutdürstige Mosilikatse hervor. Er unternahm den ersten Vorstoß gegen die Burenzüge, wurde aber nach langen ernsten Kämpfen besiegt. Sein Nachfolger, Lo Bengula, wurde mit seinen Horden nordwärts gedrängt und eroberte bei dieser rückläufigen Bewegung das Matabeleland. Von seinem Stamme splitterten dann wieder einzelne Teile ab, die, wie wir sehen werden, das Zwischenseegebiet beunruhigten. Das Schicksal, das Lo Bengula den benachbarten Völkern bereitete, wurde ihm selbst zu teil: seine Scharen erlagen dem Beutezug der englischen Chartered Company, deren Maximgeschütze die Reihen der Zulukrieger furchtbar lichteten. Nun hat Albion seine schwere Hand auf die Länder vom Kap bis zum Nyassa gelegt, und damit dürfte eine erneute Wanderung der Zulu ausgeschlossen sein. Aber es hat große Opfer gefordert, bis die Kernstämme der Kaffern zur Ruhe gebracht wurden. Diese kraftvollen Stämme betrachteten die weißen Eindringlinge als ihre geschwornen Feinde. Von dem Jahre 1838 an, in dem Tschakas Nachfolger, Dingaan, eine Schar von Buren, die mit ihm Verträge schließen wollten, meuchlings ermorden ließ, bis auf die jüngste Zeit hat die Zuluflut die Burenstaaten so manchesmal an den Rand des Verderbens gebracht, und Englands Kaffernkriege sind mit blutigen Ziffern in der Geschichte verzeichnet. Gebrochen ist die Kraft des kriegerischen Volkes noch immer nicht, dieser Tage noch kam die Meldung, daß die beiden Burenstaaten ernste Rüstungen gegen die schwarzen Erbfeinde betreiben müßten. Aber wenn die Zulustämme wieder

Digitized by Google

zu den Waffen greifen, so könnte das nur ein Aufstand sein, keine Wanderung; deren Zeiten sind vorüber, da Afrika verteilt ist.

Damit ist auch für Deutschostafrika die Gefahr beseitigt, durch eine erneute rückläufige Bewegung der Kaffern beunruhigt zu werden. Es hat ja seinen Teil getragen, indem es die schweren Zeiten der Wahehegefahr durchzumachen hatte. Gegen Ende der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts nahten sich nämlich wieder abgesplitterte Horden nach Nordnordosten zurückgeworfner Kaffernstämme ihrer einstmaligen Heimat. Als v. d. Decken im Jahre 1860 den südlichen Teil des jetzigen Deutschostafrika durchzog, war das ganze Gebiet noch gut passirbar. Arabische Dschamben zogen sich weit hinein ins Land bis zum Nyassa hin. Als Livingstone sieben Jahre später den Rovuma hinaufzog, hörte er von Horden, die aus dem Süden gekommen waren und das ganze Gebiet überschwemmten und verwüsteten. Es waren die Mazitu, Angoni, Watute und Wahehe. Die Angoni und Jao ließen sich nördlich vom Rovuma nieder, die Wahehe suchten das Hochland am Oberlaufe des Rufidji auf, ein Land, wie sie es brauchten, reich an Wasser und Weiden, und zugleich eine natürliche Burg, von der aus sie ihre Raubzüge nach allen Richtungen hin unternehmen konnten. Schon zu Beginn der siebziger Jahre waren die einst so belebten Handelsstraßen von Bagamoyo und Kilwa nach dem Nyassa völlig gesperrt. Bis an die Küste drangen fast alle Jahre die Wahehekrieger, der Schrecken unsrer jungen Kolonie. Sie einte unter seinem Szepter Quawa, genannt Mahinja, der Schlächter. So wie Tschaka, so hatte auch er sich durch Tapferkeit und Grausamkeit vom Dorfhäuptling zum Gebieter über eine furchtbare Macht emporgeschwungen. Er hat Deutschland schwere Sorge bereitet. Der dies ater in der Geschichte unsrer jungen Kolonie, der Untergang der Expedition Zelewski, knüpft sich an Quawas Namen. Nun ist er tot, und die Bahn ist frei für deutsche Kolonisatoren im Waheheland — denn daß ein neuer Quawa in Deutschostafrika nicht erstehe, dafür wird die deutsche Politik dort schon sorgen. Der schwarze Kontinent und besonders sein südlicher Teil ist in seiner Entwicklung durch ein Jahrhunderte währendes Nomadentum seiner entwicklungsfähigsten Völker weit zurückgeblieben. Aber jetzt ist Afrika verteilt, und wie das Öl die Erregung des Meeres sänftigt, so wird die Invasion der weißen Kolonisten die Wogen der Völkerwanderung glätten. Hie und da wird es vielleicht noch kleine Trecks geben, bisweilen Aufstände, die an Maximgeschützen zerstieben, dann wird Friede in dem dunkeln Weltteil sein, der lange genug der werkthätigen Menschheit seine Schätze entzogen hat.

Digitized by Google

Von Weißenburg bis Metz

Von Otto Kaemmel

(Schluß)

ieder völlig anders erscheint die nördlichste Vogesenstraße, die von Niederbronn nach Bitsch läuft. Schon Niederbronn liegt in einem engen, anmutigen Waldthale und ist ein kleiner freundlicher Badeort, der von Elsässern, Rheinländern und jetzt auch wieder von französisch redenden Lothringern, namentlich aus Metz, viel besucht wird, ein Ort sozusagen von etwas veralteter Art mit wenig Neubauten, aber zahlreichen Gasthöfen und einem stattlichen Kurhause um den schattigen Kurgarten, wo die Kochsalzquelle entspringt. In den Firmen, bei den Verkäufern und in der Sprache der Gäste, selbst in den roten Westen der Hoteldiener und in den häufig getragnen blauen Blusen tritt das Französische etwas mehr hervor als sonst im untern Elsaß, und an der Wirtstafel in der „Goldnen Kette" sprachen die anwesenden Elsässer gern Französisch. Nur dieses hörte man auch von den zahlreichen katholischen Geistlichen, die in ihrer Tracht eine eigentümliche Staffage des Badelebens waren. Bei Niederbronn treten Straße und Eisenbahn ins Gebirge ein. Zwischen den steilen Waldbergen ziehen sie das enge Thal des Falkensteinerbachs hinauf, und nachdem die Bahn den weiten Waldkessel von Bannstein verlassen hat, windet sie sich langsam nach Bitsch aufwärts, oft durch tiefe Einschnitte zwischen roten Sandsteinfelsen und fast immer durch dichten Laubwald. Bei einer Biegung erscheint Bitsch, die Festung hochthronend auf schroff abfallenden Sandsteinfelsen, ihr zu Füßen die kleine Stadt. Sie mußte 1870 von den deutschen Kolonnen umgangen werden und fiel erst mit dem Waffenstillstande; auch jetzt wird sie noch als Sperrfort festgehalten und hat ein ganzes Regiment, das neugebildete 132. als Besatzung. Von hier aus tritt mehr der Charakter der Hochebne hervor, bei Lemberg hört auch der Wald auf; weite bebaute, dünnbevölkerte Flächen breiten sich aus, und die Vogesen verschwimmen am westlichen Horizont als geradliniger niedriger Gebirgszug. So geht es hinein nach Lothringen, hinunter in das Gebiet der Saar. Bei Saargemünd erscheinen unvermutet schwerbeladne Kohlenschiffe auf dem Kanal und auf dem Flusse, ein ausgedehnter, höchst belebter Bahnhof thut sich auf, zahlreiche stattliche Neu-

Digitized by Google

bauten beweisen, daß die Stadt, der Sitz eines Landgerichts und einer starken Garnison, unter deutscher Herrschaft in raschem Aufblühen ist.

Während die Bahn nach Metz geradeswegs über die lothringische Hochebne läuft, folgt die Linie nach Saarbrücken dem breiten Saarthale und erreicht etwa in einer Stunde Saarbrücken, also das dritte der Augustschlachtfelder, den Punkt der ersten deutsch-französischen Zusammenstöße. Von der Eisenbahn sieht man das Schlachtfeld nirgends, denn zunächst schiebt sich der Höhenzug des Stiftswaldes von St. Arnual vor, dann der Hügelkranz, auf dem sich südwärts Saarbrücken teils mit zusammenhängenden Häusermassen, teils mit Villen und Gärten hinaufzieht, und dessen westlichen und höchsten Ausläufer, den Winterberg, ein Aussichtsturm krönt, während sich die Schwesterstadt St. Johann auf dem andern Ufer nach den Höhen bis zum Bahnhof hinauf ausdehnt. Dieses reichbebaute Thalbecken ist lange der Gegenstand französischer Begehrlichkeit gewesen und wurde 1870 der Schauplatz einer wichtigen Entscheidung. Durch diese ab- und ansteigenden Straßen, über diese Brücken drängten am heißen 6. August die deutschen Bataillone vorwärts, ohne Weisung von oben, ja gegen den Willen der obersten Heeresleitung, erfaßt von stürmischer Kampfbegier und dem Eifer, den bedrängten Kameraden da vorn zu helfen, dem Kanonendonner nach, der von Süden herüberdröhnte. Erst wenn sie die Höhe des (alten) Exerzierplatzes an der Straße nach Forbach und Metz erstiegen hatten, sahen sie den Kampfplatz vor sich. Dort senkt sich die Straße, damals von Spitzpappeln („Spitzpäppli" heißt es hier) eingefaßt, von dem Höhenzug in eine flache Telle hinunter und strebt über die alte Grenze hinaus dem lothringischen Forbach zu, das an der turmgekrönten Pyramide des Schloßberges schon aus der Ferne kenntlich wird. Nach kaum einer Viertelstunde erreicht sie bei der Goldnen Bremm, dem 1870 vielgenannten Wirtshause an der Grenze, den Fuß der Spicherer Höhen. Sie ziehen sich wie ein ziemlich gleichmäßig verlaufender Wall als Abfall der Hochebne vom Stiftswalde von St. Arnual her, der als ihr östlicher Ausläufer bis dicht an die Saar heranreicht, in ostwestlicher Richtung bis an die Straße heran, sodaß, da an diese auch von Westen her Anhöhen herantreten, bei Stieringen-St. Wendel eine Art Engpaß entsteht, durch den nebeneinander Eisenbahn und Straße laufen. Da sich die Höhen über dem Niveau der Ebne durchschnittlich 100 bis 120 Meter erheben und die meist bewaldeten Abhänge hier ziemlich steil abfallen, so war die Stellung des Korps Frossard da oben sehr stark. Besonders schwere Opfer kostete die Erstürmung der Mitte, des weit nach Norden vorspringenden Roten Berges, der heute fast kahl ist und auch 1870 nur Obstbäume trug, also den Angreifern wenig Deckung bot. Auf dem dort in mannigfachen Windungen hinaufziehenden Fahrwege wurden die ersten deutschen Geschütze mit der äußersten Anstrengung nach der Höhe gebracht. Zahlreiche Denkmäler und Gräber bezeichnen auch hier die Richtungen des deutschen Angriffs. Viele deutschen

Digitized by Google

Toten aber, namentlich solche, die später ihren Wunden erlegen sind, haben ihre Ruhestätte auf einem besondern Friedhofe gefunden, im „Ehrenthal“ am Fuße des Exerzierplatzes westlich von der Straße. Es ist eine ansehnliche Anlage am Höhenrande, überragt von einer Germania, die inmitten einer Rosenflur den Siegeskranz über die Grabstätten unter ihr hält. Denkmäler für ganze Truppenteile (z. B. das 53. Regiment) und für einzelne Mitkämpfer, auch für solche, die erst jahrelang nach der Schlacht gestorben und inmitten ihrer ehemaligen Kameraden beigesetzt worden sind, wechseln mit einander und mit namenlosen Massengräbern ab. Unter ihnen ruht auch Katharina Weißgerber, das tapfere Dienstmädchen, das im Sonnenbrande des 6. August den fechtenden Landsleuten bis ins Granatfeuer hinein Erquickungen zutrug und Verwundete zurückbringen half. Sie starb am Jahrestage der Schlacht, am 6. August 1886, und wurde auf Kosten der Stadtgemeinde Saarbrücken im Ehrenthal beigesetzt. In ihr ehrte sich die Stadt selbst, denn ihre Bevölkerung hatte dicht vor dem Feinde in den schweren Wochen seit dem 19. Juli und dann am blutigen 6. August dieselbe aufopfernde Vaterlandsliebe bewiesen, und es war eine verdiente Anerkennung, daß ihr Kaiser Wilhelm I. die schönen Gemälde in ihren Rathaussaal und den preußischen Adler in ihr Wappen schenkte.

Die Schlacht bei Saarbrücken öffnete den deutschen Heeren Lothringen. Schon am 9. August zog König Wilhelm in Saarbrücken ein, am 11. überschritt er die Grenze, und in ununterbrochnen Zügen wälzten sich tagelang die deutschen Heeresmassen nach Lothringen hinein. Es ist ein grünes, fruchtbares Flachland, von einzelnen Waldparzellen und zahlreichen Ortschaften besetzt. Hier hat die deutsche Verwaltung auch darin scharf durchgegriffen, daß sie im deutschen Sprachgebiet die alten deutschen Ortsnamen überall an Stelle der verwelschten wiederhergestellt hat und nur diese amtlich braucht. Es heißt also Herlingen für Herny, Falkenberg statt Faucquemont, Finstingen statt Fénétrange, Groß-Tännchen für Grand-Tenquin, Saargemünd für Sarreguemines u. a. m. Dagegen hat sie im französischen Sprachgebiet die französischen Ortsnamen fast immer unverändert gelassen. Dieses Gebiet beginnt indes erst wenige Meilen östlich von Metz, und hier zeigt auch die Bauart der Dörfer sofort ein andres Volkstum: die breite Dorfgasse, die stadtartig geschlossene Häuserreihe, das getünchte einstöckige Steinhaus mit der Langseite nach der Straße und nur wenigen großen Fenstern unter breitem, flachem Ziegeldach, davor der Düngerhaufen, aber selten ein Garten, das Ganze oft schadhaft, unfreundlich, wenig einladend. Metz selbst verrät sich dem von Osten kommenden zuerst durch die grünen Wälle des Forts Göben (Queuleu) auf flacher Anhöhe; dann senkt sich die Eisenbahn in das breite Moselthal hinunter, und plötzlich entfaltet sich in ganzer Ausdehnung ein imposantes Stadtbild: eine langgestreckte helle Häusermasse, darüber, alles hoch überragend, der mächtige Dom. Ein großartiger Bahnhof vor den Wällen nimmt den Ankömmling in

Digitized by Google

seiner weiten Halle auf, die deutschen und fast nur deutschsprechenden Schaffner rufen „Metz“ so gleichmütig-geschäftsmäßig aus, als ob sie „Erfurt“ sagten, und draußen empfangen den Fremden die Hoteldiener mit deutscher Anrede.

Das ist also das mehr als drei Jahrhunderte lang, von 1552 bis 1870, französische Metz, einst die stärkste Festung Frankreichs, die auch vor 1552 zwar eine deutsche Reichsstadt, aber niemals eine national-deutsche Stadt gewesen ist! Auch heute ist sie im Innern noch fast unverändert. Denn noch umschnürt sie der starke Panzer ihrer Wälle, und nur auf der Ostseite, an dem malerischen, noch ganz mittelalterlichen Deutschen Thore, scheinen sie ihre militärische Bedeutung verloren zu haben, denn dort darf sie jeder betreten, und auf dem Glacis erheben sich neue Kasernen, wie auf der andern Seite der Mosel eine stattliche evangelische Garnisonkirche die neue Herrschaft verrät. So trägt denn Metz noch ganz den Charakter der alten Festungsstadt: enge, oft unregelmäßige Gassen und Plätze zwischen hohen Häusern; die Teile längs des Moselkanals und der Seille erinnern an die Straßburger Staden längs der Ill oder an ein Hamburger Fleet, und über die Mosel- und Seillearme führen zahlreiche, meist schmale Brücken. Man begreift, wie langsam sich hier der Abzug der französischen Armee nach dem Westen vollziehen mußte, und wie fast unvermeidlich die verhängnisvolle Verzögerung war, die den Deutschen die Umgehung der Festung im Süden ermöglichte. In diesem Gewirr enger Gassen, umschlossen von Wasserläufen, Höhen und Wällen steckten die Franzosen von Anfang an in einer Art von Falle. Trotzdem hat die Stadt, abgesehen von dem herrlichen Dom und einigen andern Kirchen, wenig eigentlich Altertümliches; auch der sogenannte austrasische Königspalast in der engen Geisbergstraße, der um 1600 auf dem Grund eines römischen Palastes erbaut wurde, ist jetzt ganz modernisirt. Um so größer ist die innere Umwandlung. Auch im Dome wird der Gottesdienst abwechselnd in deutscher und in französischer Sprache gehalten und in beiden Sprachen angekündigt, wovon seit Jahrhunderten keine Rede war. Eine deutsche Kriegsschule und mehrere höhere deutsche Lehranstalten vertreten nachdrücklich das deutsche Wesen auch im Unterricht. An den Straßenecken stehen über den etwas verblaßten alten Schildern mit den französischen Straßennamen neue mit den deutschen, jede Firma ist mindestens doppelsprachig oder ausschließlich deutsch, in jedem Geschäft, jeder Wirtschaft, die man mit deutschem Gruße betritt, wird man in deutscher Sprache bereitwillig bedient, jeder Droschkenkutscher spricht deutsch, und in den Gassen wimmelt es von deutschen Soldaten aller Waffengattungen. Hat doch Metz jetzt eine Besatzung von 20000 Mann, und sind doch von seinen 60000 Einwohnern schon mehr als die Hälfte Deutsche. Denn die französische Bevölkerung ist zum guten Teil ausgewandert, und andre werden folgen. „Sie können jedes Chateau hier herum billig kaufen, sagte mir ein Droschkenkutscher, die Leute ziehen weg.“ Kurz und gut, Metz ist eine deutsche Kolonie inmitten einer französisch redenden Bevölkerung, es ist keine national-französische Stadt mehr.

Digitized by Google

Gewissermaßen typisch kommt diese Umwandlung in der Esplanade zum Ausdruck. Es ist ein schöner ausgedehnter Platz mit frischgrünen Rasenflächen, bunten Teppichbeeten, rauschenden Springbrunnen und schattigen Baumgängen unter dichten breiten Wipfeln, der Lieblingsaufenthalt der Metzer gegen Abend. Da steht am Ostende nach dem Kaiser-Wilhelmplatze hin das Standbild des Marschalls Ney in etwas theatralischer Haltung mit dem Gewehr in der Hand, als ob er die Brücke über die Beresina verteidigte, gerade so unangetastet wie Kleber in Straßburg (ob wohl der Bismarck in Köln stehen bliebe, wenn das linke Rheinufer unter französische Herrschaft fiele?). An der Westseite des Platzes aber erhebt sich das schöne, 1892 enthüllte Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I., und nicht weit davon die Statue Prinz Friedrich Karls, des Eroberers von Metz. Beide schauen über die Brüstung der Esplanade, die hoch über der Mosel und dem sie begleitenden Walle liegt, hinaus über das Wiesen- und Buschland der flachen Inseln, die hier der Fluß umschlingt, und hinüber nach den von Weinbergen und weißen Ortschaften bedeckten Höhen des linken Ufers, vor allem nach dem langgestreckten, majestätischen Mont St. Quentin, der auf seiner höchsten Erhebung die Feste Friedrich Karl, etwas tiefer das Fort Alvensleben trägt und wie ein ruhender Löwe das tiefeingeschnittne, breite Moselthal bewacht.

Dort hinaus geht es nach den beiden großen Schlachtfeldern des Jahres 1870; das dritte vom 14. August und das vierte vom 31. August und 1. September liegen ganz davon getrennt im Osten der Stadt. Wer sie alle vier besuchen will, braucht dazu zwei Tage und kann das mit einiger Bequemlichkeit auch dann nur zu Wagen ausführen, denn die Entfernungen sind sehr groß (von Metz nach Gravelotte gegen 3, nach St. Privat $3^1/_2$ Stunden, ebenso viel zwischen diesen beiden Orten), die Wege sind meist schattenlos, und die weiten Hochflächen bieten landschaftlich wenig. Selbst über den einigermaßen ausreichenden Besuch des wichtigsten und größten aller Schlachtfelder, des von Gravelotte und St. Privat am 18. August, vergeht fast ein ganzer Tag, ohne daß man dabei auch nur alle Denkmäler besichtigen könnte. Der Weg führt zunächst an Kasernen und Exerzierplätzen vorüber, durchschneidet die stadtähnlich gebauten, freundlichen Vororte am Südfuße des St. Quentin, Ban St. Martin (Bazaines Hauptquartier) und Longeville und tritt bei Moulins in das enge Waldthal ein, das sich im Rücken der französischen Stellung in fast nördlicher Richtung über Chatel St. Germain nach Amanweiler hinaufzieht. Hinter Chatel St. Germain wird es enger und einsamer; zwischen waldigen, mit Buchen und Eichen bedeckten Hängen, in deren östlichen die Eisenbahnlinie nach Verdun eingeschnitten ist, erreicht die Straße nach reichlich anderthalb Stunden Fahrens die Höhe. Es ist das Thal, durch das am Abend des 18. August die zerschlagnen Massen des rechten französischen Flügels nach Metz zurückgingen. Oben hört der Wald auf, kahl und einförmig breitet sich die Hochebne aus, links von der Straße liegt Amanweiler mit dem großen

Digitized by Google

Grenzbahnhofe, bis zu dem die französischen Züge und Beamten verkehren, und der an der Stelle der 1870 zerstörten neu errichteten Kirche. Abteilungen vom schleswig-holsteinischen Dragonerregiment, die schon im Waldthale und nun wieder hier biwakirten, gaben dem Bilde ein entsprechendes kriegerisches Gepräge; es handelte sich um eine Belagerungsübung. Von Amanweiler, dem Stützpunkte des französischen Zentrums, geht die Straße schnurgerade über die Hochebne nach St. Privat-la-Montagne blutigen Angedenkens. Ein frischer Wind blies über die offnen Flächen, anders als am 18. August 1870, wo eine schwüle Hitze unter leicht verschleiertem Himmel über dieser Ebne brütete. Am Eingange des Dorfes ragt die neue große Kirche auf. Es ist ein echt französisches Dorf, im wesentlichen aus zwei sich rechtwinklig kreuzenden breiten Gassen bestehend; die Häuser sind zum Teil neu aufgebaut, aber in der alten Weise, nur die nach innen etwas aufsteigende Hauptstraße ist dabei verbreitert worden. Aber mit erschütternder Mahnung spricht von jenem Schreckenstage der alte, mitten im Dorfe gelegne Friedhof. Er ist jetzt verödet, denn die alte, einfache Kirche, die hier stand, ging am Schlachttage in Flammen auf, die Umfassungsmauern sind verfallen, und nur ein Kreuz über dem Steinportale verrät die alte Bedeutung des Platzes. Hier war es, wo sich Hunderte von Franzosen den stürmenden Garden ergaben. Wenige hundert Schritt weiter am Eingange des Dorfes haben die gefallnen Helden vom Kaiser Franz-Gardegrenadierregiment auf einem besondern Friedhof ihre letzte Ruhestätte gefunden — davor lagerte heute ein Zug Dragoner —, und vor dem Dorfe, da, wo die Sachsen eindrangen und der General von Craushaar an der Spitze seiner Division fiel, erhebt sich das schöne „Sachsendenkmal," eine kurze abgestumpfte Pyramide mit einem hohen mittelalterlichen Helm darauf. Die Rückseite zeigt die Inschrift: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben." Auch das Gardekorps hat seinen Toten ein großes Gesamtdenkmal gesetzt, den Kaiserin-Augustaturm südwestlich vom Dorfe. Er gewährt den weitesten Überblick. Es ist gar kein Abhang, der sich da von St. Privat nach Westen hinuntersenkt, sondern das sich ganz flach abdachende Glacis einer Festung, völlig baumlos und also schutzlos, mit reichen Weizenfluren bedeckt. Zwischendurch führt die wieder schnurgerade Pappelstraße nach St. Marie aux Chênes hinab, das etwa eine halbe Stunde entfernt ist; der Niveauunterschied auf dieser Strecke beträgt im Durchschnitt nicht mehr als etwa siebzig Meter. Gerade nordwärts liegt etwas näher auf derselben Höhe mit St. Privat Roncourt, der Stützpunkt des äußersten rechten französischen Flügels, noch weiter darüber hinaus nordöstlich Malancourt, nordnordwestlich Montois la Montagne. Während ostwärts im Rücken dieser Aufstellung die gleichmäßigen dunkeln Linien des Laubwaldes den Horizont abschließen, schweift nach Westen hin der Blick ungehemmt über ein freies, sich in flachen, langen Wellen ausbreitendes Gelände bis weit in das französische Lothringen hinein, wo dann ganz im Hintergrunde in blauer Ferne wieder Waldungen die Aussicht begrenzen.

Digitized by Google

Von da drüben, von St. Marie und Montois aus entfalteten sich am späten Nachmittag des 18. August in der Ausdehnung mindestens von einer Stunde die Infanterielinien der Garden und der Sachsen zum Sturm auf St. Privat, hinter ihnen, vorwärts von St. Marie, ihre Batterien. Welche Opfer diese Angriffe gekostet haben, bezeugen mit stummer und doch furchtbar beredter Sprache die Massengräber rechts und links von der Straße nach St. Marie, mitten in den wogenden Feldern kenntlich durch grüne Hecken, einzelne Bäume und weiße Kreuze. Dicht vor dem Dorfe hat ein großer Friedhof die Toten des 1. und 3. Garderegiments zu Fuß aufgenommen, gegenüber links von der Straße erhebt sich das Denkmal des Kaiser Franz-Grenadierregiments. Eine „Gräberstraße" im vollsten Sinne des Worts! Es war am Tage nach der Schlacht, am 19. August, daß die Gefallnen hier zur letzten Ruhe gebettet wurden, und während sich die alten, zerschossenen Fahnen über der offnen Gruft senkten, klang überall, bald hier bald dort, über das weite Blachfeld von den Feldmusiken geblasen der Choral „Jesus meine Zuversicht." Das Wort Davids: „Die Edelsten von Israel sind auf Deiner Höhe erschlagen" hatte sich damals Bernhard Rogge, der Divisionspfarrer der 1. Gardedivision, als Text seiner Ansprache gewählt. Es ist ein Zug schöner Pietät, daß unser Kaiser es abgelehnt hat, diese weit verstreuten Gräber zusammenlegen zu lassen; die Tapfern sollen den Boden, auf dem sie gefallen sind, auch noch im Tode behaupten.

St. Marie aux Chênes ist ein Dorf etwa von derselben Größe wie St. Privat. Auf dem unregelmäßigen Hauptplatze in der Mitte erhebt sich ein Denkmal des 95. französischen Infanterieregiments, das den Ort drei Stunden lang tapfer verteidigte. Hier kam es auf dem Schlachtfelde des 18. August zum ersten Zusammenstoße: ein paar deutsche Ulanen, die auf einem Rekognoszirungsritt bis hierher vordrangen, fielen gegenüber dem Wirtshause durch das französische Blei. Das Wirtshaus selbst hat einen gewissen historischen Ruf. Noch ehe es Wirtshaus wurde, nahm der jetzt noch lebende damalige Besitzer, ein Eingeborner des Ortes, in den Augusttagen nach und nach mehr als sechshundert Verwundete bei sich auf. Deshalb wurde das Haus gelegentlich durch den Besuch der Kaiserin ausgezeichnet, und die Wirtin erhielt zur Erinnerung eine goldne Brosche für ihre Enkelin. Das amtliche Schreiben, das ihr dies mitteilt, ziert unter Glas und Rahmen die Wand des Gastzimmers. Daneben hängt ein großer Stich nach einem Gemälde von Alfred Neuville, das die Szene darstellt, wie im September 1870 während der Einschließung von Metz ein Franzose als portateur de dépêches ergriffen und vor eben diesem Wirtshause verhört wird; es ist ein Geschenk des berühmten Schlachtenmalers. So mischen sich hier deutsche und französische Erinnerungen, wie denn auch der Wirt deutsch gelernt hatte, seine Frau aber nur französisch sprach. Die Jugend lernt jetzt in den Schulen deutsch, und in St. Privat begrüßten mich ein paar Knaben mit dem deutschen „Guten Tag," ohne daß

Digitized by Google

ich sie zuvor angeredet hätte. Auch die Geschäftsleute in diesen Dörfern sprechen es wohl meist, eben aus Geschäftsinteresse, und bringen zweisprachige Firmen an, denn die Besucher der Schlachtfelder sind doch eben fast ausschließlich Deutsche. Wie es mit der politischen Gesinnung bestellt ist, läßt sich daraus natürlich nicht erkennen. Jedenfalls werden aber die deutschen Unterthanen von den französischen Lothringern jenseits der Grenze unwillkürlich als Deutsche behandelt. In den Tagen nach Fürst Bismarcks Tode waren die französischen Jungen an die Grenze gelaufen, wo sie an deutsche Ortschaften streift, und hatten ihren Altersgenossen drüben triumphirend zugerufen: Bismarck est mort!

Von St. Marie führt ein guter Fahrweg südwärts nach Gravelotte, ungefähr in der Richtung der Linie, die der deutsche Aufmarsch zur Schlacht innehielt, durchschnittlich immer eine gute halbe Stunde (fast drei Kilometer) von der französischen Front entfernt. Eine kurze Strecke südlich vom Dorfe geht er auf französisches Gebiet über, das hier in einem spitzen Winkel in das deutsche hineinspringt und dabei zwei kleine Dörfer, St. Ail und Habonville, umschließt. Auf deutscher Seite bezeichnet beidemal ein starker Eisenpfeiler mit einem großen Reichsadler und der Umschrift: „Deutsches Reich“ die Grenze, auf französischer eine schwache eiserne Stange mit der Aufschrift: Frontière, als ob das amtliche Frankreich es nicht recht eingestehen wollte, daß hier la belle France zu Ende sei. Landschaftlich ist es immer dasselbe Bild: eine weite offne, baumlose, nach Osten glacisartig leicht ansteigende Fruchtebne; die beherrschende Lage von St. Privat und Amanweiler tritt auch von dieser Seite hervor. Weiter südwärts erscheint links oben auf der Landwelle ein Wäldchen, ein Stück des vielumkämpften Bois de la Cusse, und davor das Denkmal der 25. (hessischen) Division, ein ruhender Löwe. Südlich von Vernéville tritt das Bois des Genivaux bis an die Straße, den Blick ostwärts begrenzend; hier lagen rechts und links in einem Zeltlager Abteilungen des 12. sächsischen Festungsartillerieregiments, später Infanterie, die mit an dem Belagerungsmanöver beteiligt waren; erst jenseits von Malmaison, wo der Weg in die nördliche Straße nach Doncourt und Verdun mündet, öffnet sich die Aussicht auf das etwas tiefer liegende Gravelotte.

Gravelotte! Wie doch ein einziger Tag diesen vorher unbekannten und gleichgiltigen Namen weltberühmt gemacht hat! Und jetzt sieht das stattliche Dorf auf der Hochfläche da, wo der Weg von St. Marie her mit der südlichen Straße Metz-Verdun zusammentrifft, gewissermaßen wieder so harmlos aus, als ob sich hier nicht in jenen Augusttagen unabsehbare Heeresmassen westwärts und ostwärts bewegt hätten, und als ob auf diesen Feldern das Blut nicht in Strömen geflossen wäre. Doch es ist gut so, daß es so ist, der Mensch würde die beständige Last solcher Erinnerungen nicht ertragen können, und ein neues Geschlecht ist heraufgekommen, das sie nur noch von Hörensagen kennt. Die große Straße zieht durch die ungewöhnlich breite Dorfgasse, und diese kreuzt

Digitized by Google

sich rechtwinklig mit einer schmälern, aber längern. Westwärts taucht, etwa eine halbe Stunde entfernt, zwischen den langen Pappelreihen der Straße der Kirchturm von Rezonville auf, dort hinaus geht es nach Vionville und Mars-la-Tour, nach dem Schlachtfelde des 16. August. Ringsum breitet sich offnes Feld, nach Süden das Bois des Ognons. An der Straßenkreuzung in Gravelotte liegen die beiden besuchten Gasthöfe des Dorfes, die „Post" (Hôtel des postes) und der „Goldne Ritter" (Chevalier d'or). Man ist hier, schon aus Geschäftsrücksichten, international; in der Post sprach die flinke Kellnerin geläufig beide Sprachen, und in der Salle à manger hingen die Bilder unsers Kaiserpaares. Sehr heimatlich berührte es, daß in der Gaststube daneben sächsische Artilleristen behaglich kneipten und beim Abschied ihr heimisches „Mahlzeit" riefen, wie am Strande der Elbe oder Pleiße; sie zogen dann in Kolonnen nach Metz hin ab.

Die Erinnerungen an den 18. August muß man hier zunächst fast suchen; äußerlich treten sie nur an wenigen Stellen hervor. Das Eckhaus links gegenüber dem Gasthofe zur Post (jetzt Postagentur) hat, wie eine Marmortafel in deutscher Sprache meldet, in der Nacht vom 15. zum 16. August Napoleon III. beherbergt; mit welchen Gefühlen mag der kranke Mann diese fluchtartige Rückreise von Metz angetreten haben, in das er mit stolzen Hoffnungen eingezogen war! Zwei Tage später ritt sein ehrwürdiger Gegner, König Wilhelm, von Rezonville her die Pappelallee nach Gravelotte und nahm von fünf Uhr an Aufstellung nördlich vom Dorfe, links vom Fahrwege nach St. Privat mitten im Felde; ein mächtiger Felsblock mit Inschrift bezeichnet jetzt die Stelle. Hier hielt er, umgeben von seinem Stabe, Moltke, Roon und Bismarck neben ihm, bis nach sieben Uhr. Der Standort bot keine sehr umfassende Rundsicht, denn rechts war sie von Gravelotte begrenzt, links von dem etwas ansteigenden Gelände und dem Bois des Genivaux; von den Vorgängen im Zentrum und auf dem linken deutschen Flügel war also hier nichts zu sehen, außer etwa die aufsteigenden Rauchwolken. Nur geradeaus nach Osten hin war der Blick frei, hinauf nach dem etwas höhern Plateau jenseits des Thales der Mance, wo der linke Flügel der Franzosen um die weithin sichtbaren vereinzelten Pachthöfe von Point du Jour, St. Hubert und Moskau, große Steinbauten, in überaus fester Stellung an der Straße nach Metz stand. Dort wogten nach St. Hubert hinauf und um diesen zu dieser Stunde schon genommnen Hof die Abteilungen, vom Pulverqualm halb verhüllt, bunt durch einander, und rings um den König brüllte die Schlacht mit einem ungeheuern Getöse, das jeden einzelnen Laut verschlang. Von dieser Stelle aus gab der König gegen sieben Uhr abends persönlich dem II. (pommerschen) Armeekorps, das schon von Rezonville im Anmarsch war, den Befehl, mit allen Kräften gegen den Point du Jour vorzugehen. Aber gleichzeitig leiteten die Franzosen einen letzten Vorstoß gegen St. Hubert mit einem so furchtbaren Feuer und mit so massenhaften Schützenschwärmen ein, daß die weit vorgeschobnen deutschen Ab-

Digitized by Google

teilungen zurückwichen und die „historischen Granaten“ das Gefolge des Königs erreichten. Während er nun gegen Rezonville zurückritt, leitete Moltke selbst in den sinkenden Abend hinein den Vorstoß der Pommern, doch Moskau und der Point du Jour wurden nicht genommen, und gegen neun Uhr zwang die Dunkelheit, auch hier den Kampf einzustellen.

Es war einer der blutigsten des ganzen Krieges, das sieht jeder noch heute. Eine zweite Gräberstraße führt nach Metz. Am Ausgange von Gravelotte, rechts von der Straße, liegt ein Friedhof. Nichts auf dem ganzen weiten Schlachtfelde kann ergreifender sein, als die schlichten Worte, die man auf einer Tafel am Eingange liest: „Hier ruhen in Gott dreitausend tapfre Krieger.“ Dreitausend, Deutsche und Franzosen neben einander, weitaus die meisten namenlos, und genau gezählt hat sie niemand! Dann geht es in die „Schlucht von Gravelotte“ hinunter, in das enge, tief eingeschnittene Thal der Mance, eine schmale Wiesenfläche, von steilen bewaldeten Abhängen eingeschlossen und von der Straße auf einem hohen Damme durchschnitten. Hier drängten auf schmalem Wege im Abenddunkel des 18. August die deutschen Bataillone unaufhaltsam aufwärts, und dort, etwas abseits links von der Straße erhebt sich auf hochaufgemauertem, halbkreisförmigem Vorsprung an der waldigen Bergwand das Denkmal des hier besonders stark beteiligten 8. (rheinischen) Jägerbataillons, wohl das künstlerisch schönste des ganzen Schlachtfeldes, auf hohem Sockel die Bronzegestalt eines vorwärts stürmenden Jägers, der nach Metz hin weist. Langsam, zwischen Denksteinen hindurch, steigt dann die Straße nach St. Hubert hinauf, einem großen Steinhause, das jetzt Wirtshaus und Posthilfsstelle ist; deutsche Truppen, die dort lagerten, gaben die Staffage. Weiter oben breitet sich die kahle Hochfläche um den Pachthof Point du Jour; zahlreiche Einzel- und Massengräber mit weißen Kreuzen bekunden hier, daß der Kampf sich bis nach der Stelle hingezogen hat, wo jetzt, seitwärts von der Straße, auf dem höchsten Punkte der stattliche Aussichtsturm emporragt. Von seiner Höhe aus übersieht man nach Osten hin nur den größten Teil des Schlachtfeldes vom 18. August und in starker Verkürzung das des 16.; umso schöner ist die Aussicht nach der andern Seite ins breite Moselthal oberhalb von Metz hinein. Dieses erreicht die Straße in weiten Bogen, teilweise zwischen Weinbergen hindurch, über Rozérieulles bei Moulins. Gegen abend hörte man auf der Esplanade den dumpfen Knall der Geschütze im Westen, und auf dem Walle darunter, der die vorliegende Moselniederung beherrscht, wurde eine Batterie von Fußartillerie in Bereitschaft gesetzt. Das Belagerungsmanöver begann.

Ich schied von Metz sehr beruhigt. Gewiß ist in der Verwaltung der Reichslande mancher Fehler begangen worden, vor allem durch zu weitgehendes Entgegenkommen gegen die „Notabeln“ unter der Statthalterschaft Manteuffels; darüber ist unter den eingewanderten „Altdeutschen“ wohl nur eine Stimme.

Digitized by Google

Man hatte zu wenig daran gedacht, daß wir die Reichslande nicht um der Elsässer und Lothringer willen genommen hatten, sondern um des Reiches willen; das Land war uns die Hauptsache, nicht die Menschen, und wenn man dort heute wohl die Losung ausgiebt: „Elsaß für die Elsässer," so ist das ein gefährlicher partikularistischer Unfug, dem man den Ruf entgegenhalten muß: „Elsaß für die Deutschen!" Hätte man das Land 1871 einfach in eine preußische Provinz verwandelt, statt einen halbselbständigen Mittelstaat zu errichten, der doch nun wieder keiner ist, sondern ein Zwitterding zwischen Provinz und Staat, so wären wir vermutlich weiter, denn wir hätten den Elsässern einen andern Großstaat für den verlornen gegeben und ihnen nicht zugemutet, sich aus Bürgern einer Großmacht in Kleinstaatler zu verwandeln. Wir wissen recht wohl, aus welchen guten Gründen Fürst Bismarck auf den Gedanken des Reichslandes gekommen ist, aber ein Notbehelf war es darum doch. Das schwerste Hindernis für eine raschere Verschmelzung freilich ist der katholische Klerus. So lange diese Leute auf ihren Priesterseminarien französisch erzogen werden, so lange bedeutet ein deutscher Bischof in Straßburg dieser geschlossenen Phalanx gegenüber gar nichts; und so lange die Erziehung der Mädchen in den höhern Ständen fast ausschließlich den katholischen Orden verbleibt, so lange werden diese Familien nicht deutsch, sondern sie bleiben unglückliche nationale Zwitter, die sich in echt deutschem Trotz etwas darauf zu gute thun, unter sich französisch zu sprechen, wie man es in Straßburg in jedem Restaurant hören kann. Freilich ist unter den gegenwärtigen Parteiverhältnissen keine Aussicht, daß sich das Verhalten der Regierung in diesen Dingen ändern kann, weil sie dank der Zersplitterung auf der andern Seite das Zentrum braucht, und unsre Hoffnung beruht vor allem auf den Bauernschaften und dem Kleinbürgerstande, die von französischer Bildung niemals viel gehabt haben. Wie dem aber auch sei, das Land hat sich in den fast drei Jahrzehnten deutscher Herrschaft im ganzen erfreulich entwickelt, eine Fülle deutscher Arbeit ist darauf verwandt worden, und das deutsche Wesen herrscht wieder im Lande. Wir halten deshalb diesen mit Blutströmen errungnen Boden mit eisernem Griffe fest, das sieht jeder, der dahin kommt, und das wissen auch die Eingebornen ganz genau, denn sie haben es tagtäglich vor Augen. Wir halten ihn fest kraft unsers geschichtlichen und sittlichen Rechts wie unsers Rechts als Eroberer. Wer also in Deutschland davon redet, daß wir das Land jemals gutwillig an Frankreich zurückgeben könnten, der ist ein Verräter oder ein Thor.

Digitized by Google

Verbesserter Smithianismus

(Schluß)

Nachdem Oppenheimer die Physiologie und Biologie der reinen Tauschgesellschaft entwickelt hat, untersucht er die der gestörten, liefert also eine Pathologie der Tauschgesellschaft. Er nimmt an, daß an der Grenze des Staates, der sich bis dahin der vollen wirtschaftlichen Harmonie erfreut hat, ein Eroberer erscheine, den Staat unterjoche (was, nebenbei bemerkt, einem Staate, der eine Tauschgesellschaft und sonst nichts sein will, sehr leicht begegnen kann) und den Einwohnern einen Tribut auflege. Verteilt er den Tribut gleichmäßig, so wird der Organismus zwar geschwächt und kann erdrückt werden, aber er wird nicht krank (als ob nicht Schwäche auch schon eine Krankheit wäre!). Legt der Eroberer aber nur den Bauern einen Tribut auf, so übt er dadurch einen einseitigen Druck auf diesen Stand, der das Land entvölkert und die Stadt übervölkert; der Organismus erkrankt dann. Es wird nun sehr scharfsinnig entwickelt, welche verschiednen Übelstände sich ergeben, wenn der Tribut in dieser oder jener Form eingezogen wird; das gemeinsame Ergebnis ist, daß in der Stadt wie auf dem Lande Ausbeutung, Bodensperre und Bodenwucher auftreten. Eine der verschiednen Annahmen Oppenheimers fällt mit der Grundansicht von Rodbertus zusammen, den Oppenheimer nicht nennt und vielleicht nicht kennt, er ist ja auch auf ganz anderm Wege zu seiner Auffassung gelangt als Rodbertus, der sie nicht deduzirt, sondern der Erfahrung entnommen hat. Oppenheimer betrachtet also, wie die Dinge verlaufen würden, wenn der Eroberer den Besiegten ihr gegenwärtiges Einkommen ungeschmälert ließe und nur die „Zuwachsrente" beanspruchte, das, was sie in Zukunft durch den technischen Fortschritt mehr erwerben würden; wenn er also ähnlich handelte wie der heutige Hausagrarier, der seinem Ladenmieter jeden Mehrverdienst durch eine Mietsteigerung abnimmt. Rodbertus hat bekanntlich behauptet, aller Mehrertrag der immer produktiver werdenden Arbeit fließe der Rente zu, und die Arbeiter blieben trotz alles technischen Fortschritts auf den notwendigen Unterhalt beschränkt. An die Stelle des einen Eroberers tritt nach Oppenheimer in der Weltgeschichte der grundbesitzende Adel. Genau so wie in der Hypothese der Eroberer wirke das agrarische Großgrundeigentum. Unter agrarischem Großgrundeigentum versteht er „jedes landwirtschaftlich genutzte Stück Boden, dessen

Digitized by Google

Ertrag so geteilt wird, daß die darauf wirtschaftlich arbeitenden Subjekte ein unveränderliches oder doch nur wenig veränderliches Fixum, der Inhaber des juristischen Eigentumstitels aber den ganzen Rest erhält." Unter diesen Begriff fallen weder der Kleinbauer noch die mittelalterliche Großgrundherrschaft; denn jener ist Arbeiter und Eigentümer in einer Person, diese aber warf dem Titulareigentümer einen festen oder wenig veränderlichen Zins ab, während dem arbeitenden Bauer der Rest, also auch der Zuwachs verblieb. (Es war dies die Grundeigentumsverfassung, die von der Zeit des Verfalls des Großgrundbesitzes der fränkischen Zeit bis zu der Entstehung des modernen Rittergutes vorwog. Der zum Hofe gehörige und von diesem aus bewirtschaftete Ackerfleck war klein. Das ganze übrige Herrenland war thatsächlich in den Besitz der Bauern übergegangen und gehörte dem Herrn nur noch dem Namen nach. Die Bauern hatten sich aus den Hörigen, die zu ungemessenen Diensten verpflichtet gewesen waren, in Zinsbauern oder Erbpächter verwandelt. Der Herr war nicht mehr Eigentümer, sondern nur noch Oberherr und Rentenempfänger; er war die mit einer festen Rente besoldete Obrigkeit der Bauern.) Dagegen falle unter diesen Begriff jedes heutige Landgut, das verpachtet oder mit Lohnarbeitern bewirtschaftet werde. „Der Tagelöhner des Großgrundbetriebes erhält seinen standard of life, und auch der Pächter auf die Dauer nicht mehr als den standard of life seiner Klasse: alles aber, was dem Ertrage und mithin dem Werte des Bodens aus allgemein wirtschaftlichen Verhältnissen zuwächst: durch Vergrößerung der Kaufkraft des wachsenden Marktes, Absinken der vom Produzenten zu tragenden Transportkosten, speziell Eisenbahnbau, Kanalbauten, Handelsverkehr, Sinken des Zinsfußes, wissenschaftliche Fortschritte usw., alles dies wächst dem Eigentümer zu." Bei dem Pächter stimmt das doch wohl nicht ganz; mit dem pflegt der Eigentümer die Zuwachsrente zu teilen; wollte dieser sie ganz an sich reißen, so würde er dadurch alle Meliorationen verhindern und damit den Zuwachs vernichten. So sind die englischen Grundherren wohl mit den irischen Kleinpächtern verfahren, aber gewiß nicht mit den englischen Großpächtern, und der preußische Domänenfiskus verfährt mit seinen Pächtern schon lange nicht so. Übrigens muß der Großpächter, den Oppenheimer hier als ein Opfer des ausbeutenden Großgrundbesitzers darstellt, seiner Theorie nach selbst schon als eine unberechtigte Existenz betrachtet werden, da er ja Lohnarbeiter beschäftigt, die nicht besser gestellt sind, als die des selbstwirtschaftenden Besitzers, er also ein „ausbeutender" Unternehmer ist.

Am Schlusse der „Pathologie des sozialen Körpers der Tauschwirtschaft" kommt er noch einmal auf den Kernpunkt seines Buches „Siedlungsgenossenschaften" zurück. Er hat dort gezeigt, wie es komme, daß zwar Konsumvereine, nicht aber Produktivgenossenschaften gedeihen. Jene sind Vereine von Käufern. Das Interesse des Käufers ist, wohlfeil einzukaufen, und dieses Interesse wird weder durch die Vermehrung der Mitgliederzahl eines solchen Vereins, noch

Digitized by Google

durch die Gründung mehrerer Vereine derselben Art beeinträchtigt. Produktivgenossenschaften dagegen sind Genossenschaften von Verkäufern. Das Interesse des Verkäufers ist, teuer zu verkaufen, und dieses wird durch jeden weitern Verkäufer von Waren derselben Art beeinträchtigt, denn jeder neue Verkäufer ist ein Konkurrent und ein Preisdrücker. Produktivgenossenschaften ruiniren daher einander gegenseitig ebenso gut wie Einzelverkäufer. Bei landwirtschaftlichen Produktivgenossenschaften würde sich, meint er, die Sache deswegen anders verhalten, weil der Bauer den größten und wichtigsten Teil seiner Bedürfnisse aus seiner eignen Wirtschaft befriedigt und daher nicht, gleich dem Fabrikanten, mit seiner ganzen Existenz, sondern nur mit einem Teile seines Komforts vom Verkauf seiner Ware abhängt; er ist weit mehr Käufer als Verkäufer, während der Fabrikant vor allem Verkäufer ist. Dieser Unterschied sei bisher übersehen worden, und man habe daher die Genossenschaften falsch eingeteilt in distributive und produktive. Diese Einteilung beruhe auf einer Vermischung der beiden Bedeutungen des Wortes Distribution. Dieses bezeichne einmal die Verteilung des Volkseinkommens unter die verschiednen Klassen, Stände und Personen, und das sei selbstverständlich überhaupt keine Genossenschaftsfunktion. Dann aber verstehe man darunter die Aushändigung der Güter an die Konsumenten durch den Händler, und die gehöre zur Produktion, denn ein Gut sei nicht eher pro—duzirt, aus seinem Entstehungsort heraus ans Licht gebracht und für den Gebrauch bereit, als bis es in den Händen des Konsumenten ist. Demnach seien auch die sogenannten Distributivgenossenschaften nur eine Art von Produktivgenossenschaften. Diese Unterscheidung sei also hinfällig, und man müsse statt ihrer die andre einführen in Käufer- und Verkäufergenossenschaften. Übrigens gelte, was von dem Interessenkonflikt der Verkäufer gesagt ist, nur für den heutigen kranken Gesellschaftsorganismus. Im gesunden würde nicht allein der Landwirt, sondern auch der Fabrikant und der gewerbliche Arbeiter von dem heutigen Verhängnis frei sein, das seine Existenz von dem Verkauf einer einzigen Art von Waren abhängig macht; dem auf seinem Gewerbe lastenden Mehrdruck würde ein Minderdruck auf einem andern Gewerbe entsprechen, in das der vom Druck Getroffene ohne Umstände einspringen könnte (Oppenheimer führt aus, wie er sich das denkt). Dann aber würde es auch nicht vorkommen, daß, wie dies heute geschieht, bei beginnendem Druck der Verkäufer, anstatt die Produktion einzuschränken und so den Preis wieder zu heben, sie vielmehr ausdehnte, damit es die Menge bringe, was natürlich den Preis noch weiter hinabdrückt. Dieses Krisen erzeugende Mittel könne nur in der heutigen Gesellschaft angewandt werden, wo der Unternehmer eine Zeit lang den Profitausfall durch Lohndruck hereinzubringen vermöge; in der gesunden Tauschgesellschaft, wo dem Arbeiter sein voller Verdienst ausgezahlt werden müsse, sei Ausdehnung der Produktion bei sinkenden Preisen nicht möglich, und steige der Preis immer durch entsprechende Einschränkung der Produktion von selbst wieder auf die normale Höhe. In einem

Digitized by Google

Anhange wird der eigentlich schon durch die aufgestellte Theorie widerlegte Malthusianismus noch besonders bekämpft.

Der zweite Teil soll an einem Überblick der deutschen Wirtschaftsgeschichte zeigen, wie die Entwicklung in der That nach den aufgestellten Gesetzen verlaufen sei. Es wird u. a. gezeigt, daß in der Zeit, wo das ältere „agrarische Großgrundeigentum" verschwunden und das neue noch nicht entstanden war, keine Ausbeutung stattfand. Man kann das innerhalb gewisser Grenzen zugeben. Die mittelalterliche Gewerbepolitik bekannte sich zu dem Grundsatz, daß es kein andres Einkommen als Arbeitslohn geben und daß der Handwerksmeister keinen Gewinn ziehen dürfe weder aus der Ausbeutung seiner Gesellen und Lehrlinge, noch aus dem Handel mit Materialien. Und dieser Grundsatz konnte einigermaßen durchgesetzt werden, weil und soweit nicht zwei Gesellen einem Meister, sondern zwei Meister einem Gesellen nachliefen, und weil und soweit die Technik noch so unvollkommen, der Geschäftsgang so schwerfällig und der Handel so unentwickelt war, daß der „Künstler," als Lohnwerker, nur die vom Kunden eingekauften Materialien verarbeitete. Soweit also konnte der Handwerker in der That nicht kapitalistischer Unternehmer, nicht Fabrikant werden. Aber dieser Zustand hat weder so allgemein noch so anhaltend und gleichmäßig geherrscht, wie Oppenheimer anzunehmen scheint. Schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurden die Städte Italiens, Deutschlands und der Niederlande durch die Aufstände von Textilarbeitern erschüttert, und England hatte seine Revolten ländlicher Arbeiter. Hie und da eröffnet Oppenheimer Einblicke in den Zusammenhang der wirtschaftlichen Erscheinungen, die neu genannt werden dürfen. Wie die niederländische Wollenmanufaktur auf England gewirkt und dort durch eine ungeheure (übrigens von Oppenheimer nur ganz flüchtig erwähnte) Umwälzung den heutigen, vom mittelalterlichen so grundverschiednen Zustand herbeigeführt hat, das ist allgemein bekannt; aber die ganz anders geartete und doch in ihren letzten Folgen mit der englischen Entwicklung zusammentreffende Einwirkung jener Industrie auf den deutschen Nordosten, wie sie hier beschrieben wird, dürfte vor ihm noch von keinem hervorgehoben worden sein. Während die niederländische Industrie in England den Bauern von seiner Scholle vertrieb und den Acker in Schafweide verwandelte, reizte sie im Nordosten unsers Vaterlands zum Kornbau, da die dichtbevölkerten Niederlande ihre Stadtbevölkerung nicht zu ernähren vermochten, die Korneinfuhr dahin also lohnend wurde, die aus England aber aufhörte. Der Zusammenhang wird Seite 409 in folgenden Sätzen kurz angegeben: „Warum entartet die Zunft? Weil ihr Konkurrenten zuwachsen, während ihr Markt an Zahl und Kaufkraft der Konsumenten abnimmt. Woher diese Verengung des Marktes? Weil der Territorialfürst und die ländlichen Stände sich in Besitz der Zuwachsrente setzen. Was giebt ihnen die Macht zu dieser Usurpation? Der »Kurs hat sich gegen den Bauern gestellt.« Warum? Weil er nicht mehr nach dem Osten hin ausweichen kann. Was sperrt ihm das

Digitized by Google

Kolonisationsgebiet? Die Entstehung des modernen Großgrundeigentums. Woraus entsteht das Großgrundeigentum? Aus den Ritterhufen. Was macht den Ritter zum Rittergutsbesitzer? Der Getreidehandel. Wohin? Nach den westlichen Industriebezirken." Es wird dann noch gezeigt, wie einerseits das Vorhandensein einer slawischen Bevölkerung im Osten und andrerseits die Stellung der Markgrafen, die sich vor der der westlichen Territorialfürsten durch eine größere Machtfülle auszeichnete, den Prozeß gefördert hat. Die politische und soziale Struktur der Marken wird sehr gut beschrieben.

Im ganzen genommen sind die Pathologie und die historische Darstellung, so viel Angriffspunkte sie der Kritik auch im einzelnen bieten mögen, doch weniger anfechtbar als die Konstruktion der reinen und vermeintlich gesunden Tauschgesellschaft. Insbesondre erkennen wir als richtig an, daß Absperrung großer Volksmassen vom Boden den abhängigen Arbeiterstand und die ungeheuern Vermögensunterschiede unsrer Zeit erzeugt hat, daß die Schaffung des Großgrundbesitzes eine Hauptursache dieser Absperrung gewesen ist, daß das Großgrundeigentum die Gegenden entvölkert, in denen es überwiegt, daß die Anhäufung großer Vermögen die Luxusindustrien einseitig fördert und zur Wohlfahrt der Masse wenig beiträgt, daß die heutige Form der Konkurrenz abgesehen von ihren moralischen Schattenseiten uns fortwährend mit Krisen bedroht, und daß ein Zustand anzustreben ist, wo möglichst wenig Personen mit ihrer ganzen Existenz am Verkauf einer einzigen Art von Waren hängen. Aber gewichtige grundsätzliche Einwendungen haben wir doch auch hier zu erheben. Nach Oppenheimer gehört es zur Gesundheit eines Volkskörpers, daß in ihm gar keine oder nur unbedeutende Unterschiede des Einkommens bestehen. Das ist ja nun insofern wahr, als ein solcher Volkskörper von vielen sozialen Übeln, die als Krankheiten bezeichnet werden können, frei bleibt. Aber es ist zugleich auch gewiß, daß ohne Vermögensunterschiede noch nie und nirgends höhere Kultur entstanden ist, und wenn wir auf diese nicht verzichten wollen, so bleibt nichts übrig, als die sozialen Übel als Entwicklungskrankheiten mit in den Kauf zu nehmen. Selbstverständlich müssen sie so gut bekämpft werden, wie die Entwicklungskrankheiten des Einzelorganismus einem Heilverfahren unterworfen werden, und es ist daher Aufgabe der Politik, übermäßigen Ungleichheiten in der Verteilung des Volkseinkommens entgegen zu wirken und darauf zu achten, daß weder die Reichtumsanhäufung zur Übermacht weniger Personen, noch die Armut zur Verkümmerung der Massen führe; dagegen ist es nicht die Aufgabe des Staates, Einkommengleichheit anzustreben, denn damit würde in einem hochzivilisirten Großstaat Unmögliches, eine Utopie angestrebt.

Schon aus diesem Grunde, und dann auch noch aus andern Gründen, können wir nicht mit Oppenheimer das Großgrundeigentum als einen Krankheit erzeugenden Fremdkörper im Gesellschaftsorganismus bezeichnen und müssen seine Behauptung bestreiten: „Das agrarische Großgrundeigentum ist der

Digitized by Google

einzige Störenfried der entwickelten Tauschwirtschaft, das einzige Hindernis der Gesellschaft der sozialen Gerechtigkeit." Wenn man die Erzeugung von Vermögensunterschieden und die Macht des Unternehmers, „aus seinen Lohnarbeitern Mehrwert herauszuschlagen," Friedens- und Harmoniestörung nennt, so ist das Großgrundeigentum allerdings ein Friedensstörer, aber nicht der einzige. Übervölkerung begründet in Ländern, die, wie Belgien, vorherrschenden Kleinbesitz und wenig Großgrundbesitz haben, dieselbe Abhängigkeit der Industriearbeiter von den Unternehmern, wie sie in England das Großgrundeigentum begründet hat, und in Toskana sind die Industriearbeiter schon im vierzehnten Jahrhundert von denselben städtischen Kapitalisten bedrückt worden, die vorher die Magnaten besiegt und beraubt und die Bauern aus der Leibeigenschaft befreit hatten. Da aber ein gewisser Grad von Differenzirung eine Bedingung der Kultur ist, kann der Großgrundbesitz so wenig wie irgend eine andre Form des Reichtums Störenfried und Fremdkörper im Gesellschaftsorganismus genannt werden. Das wird er nur, wenn er, wie in Ostelbien und in England, überwiegt, oder wenn er, wie in Italien und Ungarn, durch eine schlechte Agrarverfassung mit dem Gesamtorganismus falsch verbunden ist. An sich ist er so wenig ein Fremdkörper, daß er vielmehr eines der wichtigsten Organe der Volkswirtschaft darstellt, indem, von der Römerzeit anzufangen bis heute, alle Fortschritte der Landwirtschaft vom Großgut ausgegangen sind, und ein vollkommen rationeller Betrieb auf dem nur von einer Familie bewirtschafteten Kleingut gar nicht möglich ist. Insbesondre würde bei einer Zersplitterung in kleine Parzellen die Pferde- und Rindviehzucht aufhören; wir würden zu chinesischen Zuständen gelangen, die allerdings gewisse soziale Übel, zugleich aber auch gewisse soziale Vollkommenheiten und jedenfalls die höchste Vollkommenheit des Ackerbaus und die ganze Viehzucht mit Ausnahme der Schweinezucht ausschließen. Auch die nicht bloß volkswirtschaftlich so ungeheuer wichtige Erhaltung des deutschen Waldes ist den Großgrundherrschaften zu danken. Es kann sich also für eine verständige Politik niemals um die Vernichtung des Großgrundbesitzes handeln, sondern nur um seine Einschränkung in Gegenden, wo er überwuchert.

Endlich glauben wir nicht an die Möglichkeit einer vollkommnen sozialen Harmonie und an die Verwirklichung der sozialen Gerechtigkeit. Den Glauben daran halten wir für utopisch. Die irdische Lebensaufgabe der Völker besteht in dem immerwährenden Streben nach dieser Harmonie und dieser Gerechtigkeit, einem Streben, das sein Ziel hienieden so wenig erreicht wie irgend ein andres menschliches Streben.

Digitized by Google

Paul Lang als Erzähler

Von Rudolf Aßmus in München

So verging der Sonntag leis und sachte, wie die Blüte, wenn sie vom Baum ins hohe Gras sinkt. — Es wäre allzukühn, dieses zarte Bild auf das Leben und den Tod des stattlichen Mannes zu beziehen, dessen Feder es entflossen ist. Wohl aber dürfen wir damit die stille, keusche Muse des entschlafnen liebenswürdigen Erzählers einführen. Denn es ist uns darum zu thun, ohne weiteres ein Zeugnis für die dichterische Ader Paul Langs zu gewinnen. Der Mann, der das zarte Weben der Schöpfung so fein erfassen konnte, muß wenigstens ein Künstlerauge gehabt haben; und wer ihn im Leben gekannt hat, der weiß wohl auch, daß sein Blick viel von dem eines beobachtenden Malers hatte, zugleich aber auch sofort die Tiefe einer starken und reichen Phantasie zu erkennen gab.

Selbstverständlich dürften wir nichts aus diesem Bilde schließen, wenn es, was nicht der Fall ist, vereinzelt dastünde. Auch darf man nicht daraus entnehmen, daß sich Paul Lang etwa zum Süßlichen geneigt habe. Er zeigt im Gegenteil bei der Verwendung solches poetischen Schmucks überall, daß er das Kraftvolle so glücklich zu fassen weiß wie das Zarte, das Launige so sicher wie das Tiefernste. „Wenn der Wind, der den Wald durchbraust, sich schon zu legen beginnt, wirft er die halbwüchsigen schlanken Stämme immer noch stark hin und her.“ So zeichnet er die Nachgärung der französischen Revolution in den jungen deutschen Köpfen um das Jahr 1800. Solche gelungnen Bilder verraten schon, daß man Paul Lang den guten Naturdarstellern unter den Dichtern wird zugesellen können. Gewitterschilderungen z. B., wie die in seinem Bildhauer von Kos, suchen wohl ihresgleichen; man empfindet beim Lesen die Gewitterstimmung geradezu auf der Haut. Meisterhaft werden von ihm die Naturvorgänge in die Handlung verflochten. Daß ihm in dieser Richtung auch die Lösung der schwierigsten Aufgaben gelingt, dafür liefert den Beweis die Stelle in der Erzählung „Im Nonnenämtlein,“ wo er die nach rückwärts wie nach vorwärts groß angelegte Spannung durch die ungezwungne Einflechtung einer Fata morgana geheimnisvoll steigert. Dieselbe Meisterschaft zeigt Paul Lang in der Schilderung der Landschaft. Er läßt sie gewandt mit

Digitized by Google

der Handlung Zug um Zug entstehen. Die Landschaftsbilder selbst treten in auffallender Klarheit und lebendiger Färbung hervor, und Kenner haben es schon lange bewundert, wie Paul Lang sogar Gegenden, die er nie gesehen, ja deren gleichen er nicht einmal gekannt hat, so vortrefflich malt, daß man die Darstellung an Ort und Stelle mit hohem Genusse zu lesen vermag. Das ist besonders der Fall bei fremdartigen südlichen Landschaften, z. B. bei solchen der Insel Kos, Unteritaliens und vor allem Siziliens!

Bei dieser Fähigkeit verliert er sich aber niemals in eine übermäßige, aus dem dienenden Zwecke in dem Ganzen hinausstrebende Verwendung dieses Kunstmittels, wie er überhaupt nach jeder Richtung eine sichere Empfindung für das Maßvolle hat. So kommt es auch, daß er selbst da, wo er seine Erzählung mit der Beschreibung eines Schauplatzes eröffnet, meist schon unmittelbar und kräftig fesselt.

Eine geschickte Entwicklung der Handlung und in ihr die richtige Zeichnung der Personen ist wohl für den Dichter die leichtere Kunst. Wie sehr aber Paul Lang sie beherrscht, ist meines Erachtens noch zu wenig gewürdigt worden. Dabei entfaltet er eine wertvolle Eigenschaft, deren sich so mancher Erzähler nicht rühmen kann. Das ist sein Humor. Wie sollte auch der Mann, dessen Anwesenheit — wie seine Freunde berichten — in jedem Kreise stilles Behagen verbreitete, diese Seelenstimmung entbehrt haben? Thatsächlich tritt in vielen seiner Erzählungen der Humor mit Macht hervor; nicht in jener beliebten, übertriebnen, ich möchte sagen trunknen Weise wie beim Humor des Frühschoppens, wohl aber so stark, daß einzelne Kapitel (z. B. in den Vier Säcken), ja ganze Erzählungen (z. B. Der Klosterschlüssel, Kirschenblüte) als wahre Gesundbrunnen bezeichnet werden können. Einen Beleg hierfür liefert auch schon ein einziges seiner trefflichen Bilder. Vom strebsamen Krämer erzählt er einmal: „Er hielt den leeren Sack in den Händen und schwenkte ihn triumphirend, wie der Landsknecht eine erbeutete Fahne.“ Auch die Ironie ist ihm dabei nicht fremd; ich erinnere daran, wie er den heitern König Manfred seine Höflinge, besonders die Gelehrten unter ihnen, foppen läßt mit der Aufgabe, zu untersuchen, woher es komme, daß der lebende Fisch leichter sei als der tote. Auch der Humor des Zufalls ist nichts seltnes bei ihm, und auch die Darstellung spaßiger Gestalten gelingt ihm vortrefflich, so z. B. die des verliebten und gefräßigen Tanzmeisters Colombazzo in Bündner und Schwaben.

Die Charakterzeichnung überhaupt ist Langs starke Seite. In seinen reifern Sachen — und das ist weitaus die Mehrzahl — giebt es überhaupt keinen verzeichneten oder auch nur ungenügend gezeichneten Charakter. Ob er die goldne Kindheit, die begeisterte oder thörichte Jugend, die volle Kraft oder die närrische Schwäche des reifen Menschen, das Greisenalter in schöner Lebensbefriedigung oder in Todesreife darstellt — unmerklich läßt er alles so wahr

Digitized by Google

lebendig werden, daß wir es selbst dabei miterleben. Ob er den Händler oder den Raubritter, den König oder den Nachtwächter, Mann oder Weib schildert, seine Gestalten sind in den meisten Erzählungen so lebenswahr, daß wir ihnen eben so gut auf der Straße begegnen könnten und zu ihnen dann sagen müßten: Jetzt hab ich doch gemeint, ich hätte dich bloß bei Paul Lang gelesen! Besonders gilt das auch von seinen zahlreichen Frauengestalten; ich will nur die beiden Kernfrauen erwähnen: die Kastellanin und ihre Tochter. Das mag überschwenglich klingen! Aber wer kennt denn Paul Langs Schriften? Wie wenig Menschen haben z. B. seine Neuen Erzählungen gelesen!

Sicher ist es auch noch gar nicht bekannt, daß Paul Lang nicht zu den Geschäftsdichtern zählt, die man in jedem ihrer Werke sogleich an ihrer Mache wiedererkennt. Daß die Schablone bei ihm ausgeschlossen ist, lehrt schon die Mannigfaltigkeit seiner Erzählungen, die sich in den verschiedensten Formen von der kurzen Skizze bis zum großen Roman zeigt, von überwiegend humoristischen bis zu ausschließlich ernsten Lebensbildern, vom reizenden, einfachen Idyll bis zur Darstellung der weltgeschichtlichen Tragödie. Am bekanntesten scheinen gerade die Erzählungen Langs zu sein, in denen sich seine Eigentümlichkeit nicht oder doch nicht ganz entfaltet zeigt. Der Lehrling muß den Meister nachahmen, der Gesell ihn noch gelten lassen, und so kommt es, daß auch Langs Heimo, eine der kleinern Erzählungen, sogar ein wenig „ahnelt." Im Bildhauer von Kos, den wir als ein Meisterstück betrachten, herrscht das Ideal klassischer Ruhe, das auch noch in der Regiswindis mächtig ist, obwohl es hier schon durch weit lebhaftere Regungen durchbrochen wird. Mechthildis von Hohenburg, worin das klassische Ideal noch nachklingt, zeigt schon den selbständigen Meister mit allen seinen Eigenschaften, wenn auch teilweise noch in der Entwicklung.

Lang ist nach kurzem Tasten in der Lehrzeit rasch zu seinem eigentlichen Gebiete gekommen, indem er nur noch gegebne, meistens geschichtlich gegebne Stoffe behandelt. Probeweise hat Lang die Fabel zu einem geschichtlichen Stoff auch selbst erfunden, wie im Bildhauer von Kos und wohl auch im Heimo; aber obgleich ihm namentlich die erste Erzählung vorzüglich gelungen ist, so baut er dieses Feld doch nicht weiter an. Er benutzt bald nur noch geschichtlich gegebne Stoffe, in denen eine brauchbare Fabel als ein entwicklungsfähiger, wirklicher Lebenskeim steckt. Ihnen schließen sich wesensverwandte Stoffe aus eigner Erfahrung oder aus dem Erlebten der Mitwelt an, die aber dem Künstler nicht so viel Ausbeute bieten wie die geschichtlich gegebnen Stoffe. So greift Lang zu eignen Erlebnissen oder zu dem von der Mitwelt Erlebten nur zweimal, in den beiden kleinen, wesentlich idyllischen Erzählungen Kirschenblüte und Die Kastellanin und ihre Tochter.

In der großen Mehrzahl seiner Erzählungen behandelt er historische Stoffe, und hier zeigt er seine besondre, starke Seite, indem er, wie schon andre hervor-

Digitized by Google

gehoben haben, aus ganz unscheinbaren Ansatzkernen oder aus vernachlässigten, weggeworfnen Schossern liebevoll und erfolgreich seine prächtigen Bäume und Büsche zieht. Er hat eben in vollem Maße die Eigenschaft, sich seinem Stoffe hinzugeben, und erfüllt so, wie wenige, die Goethische Forderung, sachlich, gegenständlich zu dichten. Ferne Zeit und Örtlichkeit stecken seiner Kunst keine Grenzen; aber natürlich werden seine Bilder um so lebhafter, je weniger fremdartig der Kulturhintergrund ist, den er zu entfalten hat. Vom fünfzehnten Jahrhundert ab versteht er die Zeiten dermaßen lebendig heraufzubeschwören, daß er in uns die Empfindung erzeugt, als ob wir diese Zeiten selber durchlebten. Aufdringliche Kulturbilder jedoch bietet er nicht; er bekundet vielmehr auch hier die sichere Empfindung für das Maßvolle. Das Kulturbild dient ihm bloß, so weit er es eben braucht, als Untergrund zur Entwicklung der künstlerischen Idee, der besondern dichterischen Aufgabe, die er in den verschiedensten Zeitläuften aufsucht. Welche ergreifenden Wandlungen z. B. in der Seele eines Künstlers vor sich gehen müssen, der als Freund des Kaisers Julianus am klassischen Heidentum hängt, bis er sich der erhabnern Macht des Christentums unterwirft; wie sich der strebsame Kleinhändler und neben ihm der verarmte Ritter in die Zeit der großen Entdeckungen und Erfindungen am Ausgang des Mittelalters schicken; das tiefe Weh, das das Land Württemberg um das Jahr 1730 durchzittert — diese und andre unter sich so verschiedne Aufgaben löst er aufs glücklichste; seine Vier Säcke z. B. sind ein Soll und Haben, das als dichterische Leistung mit den besten derartigen Schöpfungen um die Palme streiten darf.

Dabei ist sein Blick in der Hauptsache immer unbeirrt auf die gesunden Triebe des schaffenden, leistenden Menschen gerichtet. Alles Krankhafte und Nichtsnutzige muß in den Hintergrund treten. So findet auch müßige Liebe in der Form einer übertriebnen Beschäftigung mit dem eignen Herzen wenig Gnade vor ihm. Und obwohl er auch die zarteste Jugendneigung trefflich zu entwickeln weiß, so muß sie ihm doch wie jede verfehlte Liebe weichen vor der fruchtbringenden, der Liebe zum Zwecke der Ehe. Darum zeichnet er vornehmlich die Liebe der Brautleute und der Eheleute, und selten wohl sind harmlose Treue und Gattenzärtlichkeit so anmutig und erquickend, ich möchte sagen, so künstlerisch sieghaft dargestellt worden wie von Paul Lang. Ich erinnere dabei an Das Grab Moses und Wieder gut.

Und wie Paul Lang im einzelnen allem Übertriebnen abhold ist, so auch in der Behandlungsweise des Ganzen. Von jener fiebernden Erregung, in die uns viele Erzähler so gern versetzen, um uns hernach in eine lähmende Ernüchterung fallen zu lassen — davon ist bei Lang keine Spur. Wohl aber ist er vermöge seines beschaulichen Wesens ein Meister in der Entwicklung einer echt epischen behaglichen Spannung. Wenn der Stein, der ins stille Wasser geworfen worden ist, zuerst einen engen Kreis auftreibt, dann einen größern und

Digitized by Google

immer größern, so fesselt dieser Vorgang den Beobachter, daß er nicht weichen kann, bis die Kreise endlich an das Ufer schlagen. Ähnlich ist die Spannung bei Lang. Die Fäden der Geschichte werden anfangs einfach und unscheinbar gezogen, aber die Spannung wächst stetig mit dem fortschreitenden Gewebe. Und so wenig sie sogar in den groß angelegten Erzählungen zu gewaltsamer Aufregung treibt, um so wirkungsvoller tritt die Steigerung an den Stellen der großen Entscheidungen hervor in ihrer ruhigen Klarheit und Schönheit. Beispielsweise darf man die Darstellung der verhängnisvollen Schlacht bei Benevent mit dem Untergang des edeln Königs Manfred oder die Schilderung des Endes des Herzogs Karl Alexander von Württemberg mit der sich daran schließenden Verfolgungsjagd nach seinem unseligen Vertrauten zu dem Besten rechnen, was je Erzählerkunst geleistet hat.

Ein sicherer, gesunder, maßvoller Realismus, getragen durch hohen, idealen Sinn, das ist das Wesen der Muse Paul Langs.

Seine Schriften sind mit Ausnahme der Erzählung Wilder Urlaub (bei Max Kielmann, Heilbronn) sämtlich im Verlag von Adolf Bonz und Comp. in Stuttgart erschienen. Diese Verlagshandlung hat sie neuerdings in geschmackvoller und billiger Ausgabe einem weiten Leserkreise zugänglich gemacht.*) Aus seinem Nachlasse wird durch Freundeshand, wie ich vernehme, auch eine Ausgabe seiner lyrischen Gedichte vorbereitet, von denen bisher nur einzelne hier und da abgedruckt worden sind. Sie werden, wie wir aus Proben und aus dem Zeugnis von Kennern entnehmen, dem lyrischen Parnaß des Schwabenlandes Ehre machen und uns das liebenswürdige Wesen des Dichters noch näher bringen.

Paul Langs Lebensgang ist kurz folgender: Er wurde geboren am 9. September 1846 als Pfarrerssohn zu Wildenstein bei Crailsheim. Sein Vater, der ihn „mit Liebe und Strenge" erzog, wie der Sohn selber berichtet, erteilte ihm auch den grundlegenden Unterricht im Lateinischen. Hierauf besuchte der Knabe einige Jahre die Lateinschule in Münsingen, worauf er im Jahre 1860

*) Wir lassen hier das Verzeichnis der bei Bonz erschienenen Erzählungen Paul Langs folgen: Der Bildhauer von Kos. Eine Geschichte aus dem Altertum. — Auf schwäbischem Boden. Vier Erzählungen (Heimo. Eine Geschichte aus dem Zehntlande [282]. — Regiswindis. Eine Heiligengeschichte aus der Karolingerzeit [837]. — An der Wiege eines Philosophen [1775]. — Der Vikar von Enzweihingen [1798]). — Mechthildis von Hohenburg. Eine Geschichte aus der Hohenstaufenzeit (1260). — Rusenschloß. Eine Geschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert. — Im Nonnenämtlein. Eine Geschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert. — Maulbronner Geschichtenbuch. (Inhalt: Angelus pacis [1433]. — Gerhard von Enzberg [1518]. — Der Türkenknabe [1688]. — Der Klosterschlüssel [1800]). — Neue Erzählungen. (Inhalt: Vier Säcke [1492]. — Das Grab Moses [1640]. — In zwölfter Stunde [1733]. — Wieder gut [1758]. — Künstlers Ostern [1771]). — Bündner und Schwaben. Eine Geschichte aus Schillers Jugendzeit. — Kirschenblüte. Erzählung. — Die Kastellanin und ihre Tochter. Erzählung.

Digitized by Google

in das niedere Seminar Schönthal eintrat, um sich auf das Studium der Theologie vorzubereiten, das er aus eigner Herzensneigung und nach dem Wunsche der Eltern ergriff. Im Jahre 1864 kam er in das theologische Seminar in Tübingen und studirte dort vier Jahre. Nach Schluß des Studiums war er drei Jahre Vikar, zuerst in Eningen, dann in Ulm, worauf er als Repetent ans theologische Seminar nach Tübingen zurückkehrte. Eine wissenschaftliche Reise führte ihn sodann nach Südrußland, wo zu jener Zeit sein älterer Bruder Hermann eine Pfarrstelle bekleidete. Im Jahre 1873 wurde Paul Lang Diakonus in Leonberg; hier verheiratete er sich mit Selma, geborner Mäcken. Von 1878 bis 1881 wirkte er als Pfarrer in Maulbronn, dann als zweiter Stadtpfarrer in Ludwigsburg und seit 1889 als Dekan in Urach, wo er am 19. März d. J. nach kurzer Krankheit, noch nicht 52 Jahre alt, starb.

So einfach dieses Leben auch verlief, und so kurz es auch war, so hat doch seine litterarische Thätigkeit reiche Früchte erzeugt. In Würtemberg haben Paul Langs Dichtungen schon längst Beifall gefunden. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, sie auch im übrigen Deutschland bekannter zu machen.

Neue Kunstlitteratur

Zwanzig Jahre sind allmählich verflossen, seit in Deutschland die sogenannte moderne Richtung der Malerei mit einer für jedermann wahrnehmbaren Deutlichkeit einsetzte. Heute läßt sich mit zwei Worten angeben, an welchem Punkte die Bewegung hält: in der eigentlichen, hohen Malerei sind die eigentümlichen Leistungen, die man erwartet hatte, ausgeblieben, und man wartet nicht mehr darauf; dagegen hat sich als selbständige Gattung eine neue dekorative Kunst von der Bewegung losgelöst, und sie verspricht sich eine Zukunft mit derselben Zuversicht, mit der vordem die eigentliche Malerei die Zukunft für sich in Anspruch nahm. Diese „angewandte" Kunst wird wahrscheinlich demnächst für einige Zeit ganz im Mittelpunkte des künstlerischen Interesses stehen, während man von der eigentlichen Malerei der Modernen jedenfalls am längsten geredet hat. Freilicht und Naturanschauung sind keine Ziele der Kunst, sondern nur Mittel, nicht einmal neue, denn man hat sie auch in frühern Zeiten gekannt und angewandt. Dadurch, daß man sie einseitig übertreibt, läßt sich keine neue Richtung begründen; Studien und Naturausschnitte, die nichts weiter zeigen als das, sind noch keine Bilder. Die Kunst kann nur nach wirklichen, fertigen Leistungen bemessen werden. Das ungefähr hielt man von der entgegengesetzten Seite her den Modernen entgegen, solange sie noch im Aufsteigen begriffen waren, und was unter Leistungen zu verstehen wäre, konnte man sich etwa

Digitized by Google

an den Werken Menzels, Böcklins oder E. v. Gebhardts deutlich machen. Alles richtet die Zeit, lautet ein altes Wort. Wenn man nur immer die Zeit und ihren Richterspruch abwarten könnte!

Daß aus den Reihen der Modernen noch ein Menzel oder Böcklin erstünde, erwartet heute wohl keiner mehr. Die Bewegung, die selbstbewußt und wuchtig einsetzte, ist verlaufen, nicht nutzlos, aber doch ohne den lauten Ruhm, dem sie entgegenzugehen meinte. Das große Publikum, das immer dem Neuen nachgeht, um nicht selbst rückständig zu erscheinen, beachtet zwar noch die Absonderlichkeiten der modernen Malerei, es beginnt sogar, sie zu kritisiren, aber es bewundert sie nicht mehr. Wenn man alles zusammennimmt, was die Modernen überhaupt bei uns an Beifall erfahren haben, so reicht es nicht von ferne heran an die Erfolge eines einzigen im Anfang der siebziger Jahre, Hans Makarts. Und wer spricht heute noch von Makart! So vergänglich ist die Gunst des Tages, und so recht haben die behalten, die von vornherein die sogenannten Modernen in der Malerei zu diesen Vergänglichkeiten rechneten. Auch die Anhänger der Modernen scheinen sich allmählich von diesem Sachverhalt zu überzeugen, und die Herren von der Feder beginnen schon hie und da, ihnen einen ehrenvollen Rückzug vorzubereiten.

Das sind die ersten Eindrücke, mit denen wir die neuesten Hefte unsrer vornehmsten Kunstzeitschrift, des Pan (III, 3. 4, IV, 1), kürzlich aus der Hand legten; wir wollen sie uns heute etwas deutlicher zum Bewußtsein zu bringen suchen. Ursprünglich hatte ja der Pan wohl eigentlich die Malerei der Modernen vertreten und ins Leben eingeführt. Anspruchsvoll und breit wurden uns alle die unfertigen Skizzen vorgeführt, kaum durch erklärenden Text erläutert, als etwas selbstverständliches; sie sollten an und für sich wirken und schienen dazu bedeutend genug. Daneben wurden die Dichtungen der Neuern gestellt, sie sollten poetische Kunstwerke sein. Orientirende Aufsätze in pomphaftem, dithyrambischem Ton begleiteten das Neue in die Welt hinaus. Der Eindruck entsprach nicht den Erwartungen. Das Publikum fühlte sich bald durch die Kunst enttäuscht. Der Pan sah sich veranlaßt, seine Richtung zu ändern. Das Moderne wurde zwar nicht aufgegeben, aber die belehrenden Aufsätze wurden länger und gehaltvoller, es wurde auf die landschaftlichen Unterschiede unsrer heutigen deutschen Kunst Nachdruck gelegt, die ausländischen Modethorheiten der Impressionisten, Symbolisten, Primitivisten, der Japanismus und der Plakatismus wurden eingeschränkt, dafür wurde aus der ältern deutschen Kunst herangezogen, was heute besondrer Aufmerksamkeit wert schien, kurz, eine mehr historische und belehrende Betrachtungsweise trat in Bezug auf die Kunst an die Stelle der selbstgefälligen Reklame. Die Dichtungen verschwanden zwar nicht, aber sie waren zum Teil noch unbedeutender als die in den ersten Heften gegebnen Proben, sie hatten jedenfalls, mit diesen verglichen, nicht mehr den Reiz der Neuheit, sie waren langweilig und schienen in einer Kunstzeitschrift nicht mehr an ihrem Platze. Was die neuesten Hefte davon bringen, können wir übergehen, es sind die bekannten Namen und die bekannten Gattungen, Lyrik, Spruchdichtung, Erzählungen, darunter einige ganz nette, aber nichts, was auf so dauerhaftem Papier gedruckt zu werden verdiente. Vielleicht verschwindet dies einmal ganz, um dem Besten, was der Pan bietet, den belehrenden Aufsätzen, den Platz zu überlassen. Die Kunst, d. h. das Bild, tritt lange nicht mehr so anspruchsvoll auf. Radirungen, meist von Landschaften, farbige Lithographien, einige recht fragwürdige Plakate, Autotypien nach Bildern im Text, dekorative Kopf-, Seiten- und Schlußstücke, einige Porträts und Abbildungen von Skulpturen. Das Meiste davon dient den Aufsätzen als Illustration. Hervorragend sind nur einige Abbildungen nach Böcklin und Thoma,

Digitized by Google

und eine Anzahl Dürerscher Holzschnitte ruft uns den niemals alternden Wert und Ruhm der Alten ins Gewissen.

Mit Vergnügen haben wir die meisten der hier mitgeteilten belehrenden Aufsätze gelesen; sie sind wirklich lehrreich. Nur von einem kann man das nicht sagen, von der „Abendröte der Kunst"; er ist konfus und gemeinschädlich, so etwas sollte der Pan nicht aufnehmen! Paul Schultze spricht über Münchner Landschafter, die ihre Motive aus dem Dachauer Moos nehmen, und giebt dazu einige Abbildungen nach Ludwig Dill. Auch er ist der Ansicht, daß die Pleinairisten keine Leistungen von Rang hervorgebracht, daß sie nur an Farbe und atmosphärische Wirkungen gedacht, die Linie aber, die Struktur der Landschaft, die Aufgaben des Zeichners vernachlässigt hätten. Ein Landschaftsbild sei kein zufälliger Naturausschnitt, es setze eine künstlerische Verteilung der Massen voraus, es solle, abgesehen von dem, was es darstelle, auch dekorativ, als Fläche wirken, wie man das an den Landschaften der Alten sehe, und diese Wirkung müsse den Naturausschnitt bestimmen. Mit starker Farbe und einfacher Zeichnung könne man dem Eindruck eines Teppichs nahe kommen, ohne der Natur Zwang anzuthun; man entnehme ihr außer den Einzelheiten noch die Anregungen zu einem größern architektonischen Rhythmus. Diese zunächst an Dills Landschaften dargelegte Idee setzt also neben das unmittelbare Naturbild eine ganz neue Art der früher heroisch genannten Landschaft. Anders sei dann, meint Schultze, das intimere und auch wohl meist kleinere landschaftliche Stimmungsbild zu behandeln; es müsse durch einen freiern Farbenvortrag wirken. Wir wollen uns dieses Zukunftsprogramm gern gefallen lassen. Es zeigt, daß man das bloße Abklatschen satt hat.

Weizsäcker spricht über Frankfurter Maler: Anton Burger, den Meister der heimatlich gestimmten Landschaft aus der nächsten Umgebung, den romantisirenden Aquarellisten und Zeichner Peter Becker und die Cronberger Landschafter. Ohne Frage hat das kecke und patzige Auftreten der Modernen auch das Gute gebracht, daß es unsre Blicke zurücklenkte auf ältere, zum Teil recht bescheidne Männer, die tüchtiges geleistet und noch nicht die ihrem Wert entsprechende Anerkennung gefunden hatten. Manche unsrer Kunstforscher haben in ihrem engern Kreise solche verkannten Talente entdeckt, denen man heute mit mehr Verständnis begegnen würde, und der vorliegende Aufsatz will auf das Gesunde und Berechtigte einer guten Lokalkunst aufmerksam machen. — Über die Verhältnisse an der Akademie zu Karlsruhe, wo sich nach Böschs und Bokelmanns Tode (1894) gegenüber der alten Richtung unter Ferdinand von Keller ein neuer Künstlerbund unter der Führung Schönlebers und des Grafen Kalckreuth gebildet hat, unterrichtet uns W. von Seidlitz. Nicht um die Absonderlichkeiten der Modernen, die man längst als geschmacklos erkannt habe, sei es der dortigen Sezession zu thun, sondern um ihr ehrliches Streben nach Wahrheit, wobei die Frage nach der Malweise etwas nebensächliches sei. Der Verfasser verbreitet sich bei diesem Anlaß über die Dienste, die dem „charakterlosen neunzehnten Jahrhundert" dadurch erwiesen worden seien, obwohl sich ja keine der modernen Richtungen die Alleinherrschaft erstritten oder die alten Kunstweisen vernichtet habe. Wir stimmen darin mit ihm überein bis auf den Satz, daß die Modernen nicht darauf ausgegangen wären, „eine neue Kunst zu schaffen." Gewollt haben sie es allerdings, aber — selber habend nicht gekonnt es, sagte weiland König Ludwig, und hinterher spricht man begreiflicherweise davon nicht mehr so laut. — Über die Absichten der „Neo-Impressionisten" und als Ankündiger einer in Berlin zu veranstaltenden Ausstellung von Bildern dieser Richtung handelt Paul Signac. Die Sache kommt natürlich, wie alle vollkommne Gabe, aus Paris,

Digitized by Google

wo man zuerst 1886 leuchtende und dabei harmonisch gestimmte Bilder in reinen, prismatisch aufgelösten Farben sah. Der Neoimpressionismus ist eine weitere Entwicklung dessen, was die frühern Farbenimpressionisten beabsichtigt hatten. Seine Anhänger knüpfen an Delacroix an, dessen Abneigung gegen das Grau sprichwörtlich geworden ist, und dessen Bilder immer farbiger wurden; er trat in seinen Schriften gegen das Mischen der Farben auf und wies namentlich auf die Wirkung neben einander gesetzter reiner Komplementärfarben hin. Eingehend hat dann der englische Ästhetiker Ruskin von einem „Zerlegen" der Farben durch Auftrag neben oder über einander gehandelt. Er hatte das an der Aquarellmalerei beobachtet und forderte es nun für jede gute Malerei, in welcher Technik auch immer. Der Ton einer Farbe soll nicht durch Mischung mit einer dunklern verstärkt werden, sondern durch kräftigeres Auftragen derselben Farbe, die Abschattirung soll nicht durch Mischung erfolgen, sondern durch Aufsetzen lauter einzelner Töne, oft in ganz kleinen Strichen, Flecken oder Punkten; das Spiel mehrerer Farben sei reizvoller für das Auge als der Eindruck einer eintönigen Fläche, und um die Farben besonders leuchtend zu machen, solle man zwischen den einzelnen farbigen Punkten etwas Weiß stehen lassen. Nicht die zu dunkeln Farben, sondern die Mischung und der zu gleichmäßige Auftrag seien schuld an den trüben braunen und grauen Bildern, die man bis dahin für schön gehalten hätte; sauber und mosaikartig müsse jede gute Malerei ihre Farben hinsetzen, dann erst könnte sie auf das Auge wirken wie die farbige Natur. Die Neoimpressionisten lassen also den Mischungsprozeß ihrer reinen, auf die Leinwand gesetzten Farben sich erst auf der Netzhaut des Auges vollziehen, sie halten die Elemente, aus denen sich die Nüancen außer der Lokalfarbe, also Beleuchtung, Beschattung, Reflex ergeben, ebenfalls getrennt, berücksichtigen dabei Kontrastwirkung, Abschwächung und Strahlung und drücken die Trennung oder Zerlegung der Farben auch noch weiter in der Größe der einzelnen Pinselstriche aus, sodaß sich das Ganze in Farbe und Zeichnung erst bei einem gewissen Abstande im Auge vereinigt. Das Auge übernimmt Leistungen, die ihm früher teils durch die Mischung auf der Palette, teils durch die Art des Auftrags auf die Leinwand abgenommen wurden, es wird durch die neue Kunst mehr angeregt, und darin soll für diese selbst die weitere Hoffnung auf die Zukunft liegen. Einige dieser neuen Impressionisten verwerten außer jenen allgemein geltenden Regeln noch andre Mittel für ihre Eindrücke. Der Charakter der Bilder wird durch Linien mit bestimmt, steigende bedeuten Freude, sinkende Trauer, horizontale Ruhe, ferner durch Tönung und Nüance: helle und warme Farben passen zu aufsteigenden, dunkle und kalte zu fallenden Linien. Der Neoimpressionist wirkt wie der Dichter und steht erst am Anfange dessen, was mit dieser Kunst überhaupt noch einmal geleistet werden kann. Dürfen wir zu diesem mit großer Wärme vorgetragnen Problem unsre bescheidne Meinung sagen, so liegt ja ohne Frage etwas richtiges darin beschlossen, was man am trivialsten so ausdrücken könnte, daß reine Farben bunt wirken. Der Neoimpressionismus läßt sich wahrscheinlich in der dekorativen Kunst unmittelbar anwenden, gegenüber einer Malerei in höherm Sinne können aber seine Bestrebungen nur den Rang einer Versuchsstation beanspruchen, deren Arbeiten man dankbar verwertet, sofern dabei zwischen Experiment und Leistung reinlich geschieden wird. Werden aber, wie es bei neuen Kunstrichtungen leicht geht, Mittel und Ziele für dasselbe genommen, so kann man auch ein Plakat oder eine nach den Grundsätzen der neuen Richtung entworfne „fünffarbige Originallithographie," deren einige im Pan veröffentlicht werden, für ein Gemälde ausgeben, und viele werden es dafür halten. Bei der großen Gunst aber, in der

Digitized by Google

neuerdings die dekorative Kunst steht, könnte dieser Zustand wohl dahin führen, daß das kunstfreundliche Publikum sich schließlich keine Rechenschaft mehr zu geben wüßte über den Unterschied zwischen einem Bilde und einem Tapetenmuster. Das wäre vielleicht für die Bestrebungen der Neoimpressionisten gar nicht so ungünstig, und weil der Weg zum guten Ziel hier auf jeden Fall noch über sehr viel Thorheit hinführt, so wird der Kunstfreund, wenn man das Wort in seinem bisherigen Sinne nimmt, der neuen Richtung gegenüber zunächst wohl noch andre Empfindungen haben als die der ungemischten Freude, und es war immerhin klug von der Redaktion des Pan gehandelt, daß sie das Wort zur Einführung einem Pariser Künstler überließ, der selbst Neoimpressionist ist. — Aus der Zahl dieser kleinern Aufsätze erwähnen wir schließlich noch einen über den Bildhauer Auguste Rodin, geboren 1840, den man den französischen Michelangelo genannt hat. Roger Marx setzt uns auseinander, inwiefern das richtig sei. Wir finden die Charakteristik zutreffend und die Schätzung nicht übertrieben. Rodin machte sich zunächst durch allgemein ansprechende Porträtbüsten bekannt; in seine Statuen (das eherne Zeitalter, Johannes der Täufer als Prediger) fand sich das Publikum nicht gleich, sie waren ihm zu abstrakt, und eine 1880 angefangne Erzthür mit Reliefs aus Dantes Hölle für das künftige Museum der dekorativen Künste ist noch nicht zusammengesetzt. Bei Michelangelo wie bei Rodin, sagt Marx, gehe alles von der Natur aus, aber man dürfe nicht vergessen, daß seit Michelangelo Jahrhunderte verflossen seien, daß sein Schüler einer andern Nation angehöre, und daß Rodin als moderner Pessimist und Erbe der französischen Tradition des achtzehnten Jahrhunderts Angst und Qual ergreifender darstellen müsse und für Innigkeit und Anmut, für Frau und Liebe mehr Ausdruck haben könne. Uns Deutschen wird die auf unendlich mühevollen Studien beruhende hohe äußere Vollendung seiner Werke, dieses Natürliche, Selbstverständliche der Form wohl noch bewundernswerter erscheinen. Das Geheimnis des Technischen, meint Marx, sei nicht zu ergründen. Wenn man die Natur äußerlich abforme, gerade wie die Maler sich jetzt von den Photographen helfen lassen, und wenn die Bildhauer die Ausführung ebenfalls nicht mehr selbst übernähmen, so machten alle diese physiognomielosen Marmorwerke einer Ausstellung den Eindruck, als seien sie aus einem einzigen italienischen Atelier hervorgegangen. Da bedürfe es nun eines Meisters, der eine neue Seele schaffen und die Form zwingen könnte, anstatt ihr nur zu gehorchen, und diese Kraft habe Rodin gehabt. Es scheint das, wenn man auf die beigegebnen Abbildungen sieht, nicht zuviel gesagt.

Das Wertvollste, was diese drei Hefte des Pan enthalten, sind Mitteilungen über Böcklin anläßlich der Ausstellung seiner Werke in Basel, Berlin und Hamburg. Zunächst thut es wohl, daran teilnehmen zu können, wenn ein Mann, dem der Weg durchs Leben nicht leicht geworden ist, die verdiente Anerkennung findet, bevor es zu spät ist. Sodann bringt die hier vorgetragne Schätzung tiefer in das Wesen der Sache, als der gewöhnliche laute Beifall, und schafft uns neue Erkenntnis und einen hoffentlich bleibenden Gewinn. Die Kritik, so führt zunächst Tschudi in einer Einleitung aus, hat den Künstler nicht gefördert, sondern ihm seine Arbeit erschwert, er mußte sich trotz ihr und gegen ihre Stimmen ganz allein seinen Weg suchen. Böcklin gehört zu den nicht zahlreichen Malern von tiefer Bildung, die sich über ihr Schaffen Rechenschaft zu geben suchen, nach Klarheit ringen und vom Kleinsten ausgehend zu einer eignen vollständigen Theorie durchdringen. Es liege, meint Tschudi, in der Natur aller Kunstschreiberei, daß sie über allgemeine Charakteristiken oder mehr oder weniger begründete Urteile eines bestenfalls gebildeten

Digitized by Google

und vorurteilslosen Geschmacks nicht hinauskomme. Von Gelehrten oder Schriftstellern ausgeübt, hafte ihr nicht bloß bei allen technischen, auch bei den subtilern Fragen einer angewandten Ästhetik ein dilettantischer Zug an. Dickleibige Bücher, in denen nur von Bildern die Rede sei, enthielten oft nicht eine einzige künstlerische Analyse; den Künstlern seien sie darum gleichgiltig, und dem Publikum gäben sie wohl Schlagworte, aber keine wirkliche Belehrung. Das Beste über Kunst sei von einzelnen Künstlern selbst gesagt worden, aber nur, wenn sie sich über ihre eigne Kunst ausgesprochen hätten und über dunkle Empfindung und primitive Fassung des Atelierjargons hinausgekommen wären. Böcklin aber habe sich zu einer litterarisch wiederzugebenden Form durchgerungen, die seinen Mitteilungen einen allgemeinen Wert verleihe. Nun folgen Tagebuchaufzeichnungen, die ein begabter junger, 1887 verstorbner Maler, Rudolf Schick aus Berlin, im Verkehr mit Böcklin namentlich in Rom seit 1866 niedergeschrieben hat. Sie schließen sich meist an bestimmte Bilder Böcklins an und geben Aussprüche, Urteile und Grundsätze, die von einer Tiefe der Auffassung, einer Strenge und Eindringlichkeit des Studiums zeugen, wie sie auch die sorgfältigste Betrachtung seiner fertigen Bilder allein schwerlich erkennen lassen würde. Böcklin hielt sich auch bei dem Unbedeutendsten an das Vorbild der Natur, obwohl er nicht gerade viel auf das Zeichnen nach der Natur gab; man sollte beobachten, sich Rechenschaft abverlangen und aus der vertieften Erinnerung die Gegenstände wiederzugeben suchen, dann aber in allen Einzelheiten durch Vergleichen mit der Natur nachprüfen und ändern. So arbeitete er jede Form von dem einzelnen Blatt einer Pflanze an durch, jeden Farbenton, jede Schattirung, jedes Licht und jeden Reflex. Ohne Naturporträt zu sein, sollte jedes Bild seine eigne, innere Naturwahrheit haben. Diese aber sollte nur das Mittel sein zum Ausdruck der beabsichtigten und ihm selbst klarbewußten bildmäßigen Stimmungen, bei deren Niederschrift er im einzelnen völlig experimentirend verfuhr.

Künstler, Dilettanten und Bilderfreunde erhalten in unzähligen Notizen ein deutliches Bild von Böcklins Technik; bekanntlich spürte er den Verfahrungsweisen der alten Meister nach, präparirte seine Farben selbst, wandte allerlei Arten von Tempera an. Aber er erstrebte auch bei den einfachsten Gegenständen weitergehende Wirkungen, Eindrücke und Stimmungen, wie sie die Natur mit Farbe und Licht, mit Linien und Formen auf unser Gemüt ausübt, wie wir sie dann durch Gedankenassoziation weiterführen. Wesentlich ist endlich für Böcklins Bilder der Aufbau und die immer zuerst genau festgestellte Anlage des Ganzen. Zugleich mit den großen Linien der Komposition werden Hauptmassen der belichteten und beschatteten Flächen verteilt, die Farben im Großen gesetzt, und auf diese sozusagen dekorative Flächendisposition folgt dann die vom Kleinsten an aufsteigende Durchmodellirung, die mit den oben bezeichneten Mitteln einer mühevollen, forschenden Methode zur Vollendung führt. Nicht in dem, was die meist ungemein einfachen Gegenstände bedeuten, liegt der Schwerpunkt seiner Kunst, sondern in dem, wie sie auf uns wirken; der Künstler erreicht, was er will, nämlich sich selbst mitteilen, er ist unser bester Impressionist, um dieses viel mißbrauchte Wort hier einmal anzuwenden. Man wird ihn darin mit Fug und Recht neben einen Großen der frühern Zeit stellen können, so verschieden auch die beiden in ihren Gegenständen sind, neben Claude Lorrain, zu dessen Landschaften uns ein der Sehnsucht verwandtes Gefallen immer wieder hinzieht. Dieser innere Gehalt der Böcklinschen Landschaften wird unabhängig von allen Wandlungen des Geschmacks ihre Zeit überdauern, weil er nach unsrer bescheidnen Meinung wertvoller ist, als die jetzt von seinen Anhängern vielleicht noch höhergestellte, vielbewunderte, aber auch, wie man ja weiß, vielgeschmähte Figuren-

Digitized by Google

mythologie. — Höchst belehrend spricht sich, wie immer, wenn er das Wort in solchen Fragen nimmt, Alfred Lichtwark über Böcklins Kunst aus. Noch vor zehn Jahren belächelte und verspottete man seine Bilder in weiten Kreisen, jetzt bei den Ausstellungen in Berlin und Hamburg zeigte sich eine ebenso allgemeine Begeisterung, ein nicht nur oberflächliches Besuchen und Besehen, sondern ein ehrliches Bewundern, ein an Ehrfurcht grenzendes Versenken, und eine besonders große Anziehung übte Böcklin auf die Jugend aus. Woher ist dieser Umschwung gekommen? Die Kunsterkenntnis kann in so kurzer Zeit nicht so gewachsen sein, Modebegeisterung müßte, wenn man sie annehmen wollte, selbst wieder erklärt werden, also kann Lichtwark nur an eine Massensuggestion denken. Der Mensch hat den Wunsch, sich packen zu lassen, und so kommt die Stimmung, die zur Aufnahme einer großen Erscheinung nötig ist. Auffallend war sodann, daß die Farbigkeit, die früher den einzelnen Böcklinschen Bildern gegenüber vom Publikum jedesmal als etwas fremdartiges empfunden wurde, hier bei der Massenanhäufung nicht mehr überraschte, sodaß man zunächst wohl an ein Nachdunkeln der Bilder hätte glauben mögen, was sich doch bei näherer Prüfung als unrichtig erwies. Wir haben also im letzten Jahrzehnt allesamt mehr Farbe ertragen und verlangen gelernt, und Böcklin ist nicht mehr, wie in den siebziger Jahren, der einzige Farbenbringer. Das Gros der Jugend ist weiter vorausgeschwärmt, teils, wie einige Münchner, in Regionen, wo die Farbe hauptsächlich nur dekorativen Wert hat, teils, wie die Worpsweder, „mit der an der Anschauung südlicher Farbenpracht entwickelten Intensität Böcklins die Eigenart eines nordischen Landschaftsgebiets nachfühlend.“ Böcklins Anschauung von der Farbe, die uns heute schon historisch berührt, wurde in den siebziger Jahren als neu empfunden und abgelehnt von demselben Publikum, das sich wie die Masse der Künstler und das ganze Kunstgewerbe Makart zuwandte. Makart hatte sein Talent in den Dienst der Menge gestellt, die nach soviel Zeichnung, Antuschung, Karton und blassem Fresko nun endlich nach Farbe verlangte. Makart bot sie ihr; sie brauchte dabei nicht viel nachzudenken, und die riesigen Flächen imponirten, da man noch nicht durch die Panoramamalerei abgestumpft war. „Und die Masse war ihm dankbar, huldigte ihm auf den Knieen, überschüttete ihn mit den Schätzen des Abend- und Morgenlandes und stellte ihn äußerlich den Königen der Politik und der Geldwirtschaft gleich. Die Herrschaft seiner Farbenanschauung reichte bis in jede Tapeziererwerkstatt und jeden Stickladen, wo sie immer noch nicht aufgehört hat. Seine Bilder sind heute fast vergessen. Sie üben kaum noch eine lebendige Wirkung aus. Sein Andenken aber ist noch nicht erloschen, weil in den dekorativen Künsten eine neue Anschauung ihr Haupt erhoben hat, das ihm in heftiger Gegnerschaft zugewendet ist.“ Makart starb zur rechten Zeit, als er noch in voller Gunst stand; seine Laufbahn war um 1880 wesentlich abgeschlossen. Er hatte zwei Jahrzehnte lang Böcklin verdunkelt, denn um soviel war dieser mit seiner Anschauung zu früh gekommen. — Der Gedanke liegt nahe, was ein Mann wie Böcklin erst geleistet haben würde, wenn seine Zeit ihn gefördert hätte. Lichtwark meint mit Recht, man werde später bei dem Rückblick auf das neunzehnte Jahrhundert Begabung und Leistung für sich betrachten und den deutschen Künstlern unsrer Zeit zu gute halten müssen, daß sie unter den ungünstigsten Umständen gearbeitet hätten. Denn in der That seit 1830 gab es bei uns viel mehr Künstler, als man brauchte, aber die alten Gönner Kirche, Fürsten und Adel fehlten; an Stelle der Fürsten schaltete die unpersönliche Kunstpflege der staatlichen Kommissionen, an Stelle der Mäcene ein künstlerisch ganz ungebildeter Bürgerstand und das Unternehmertum der Kunsthändler. Und nun kam die Hetzpeitsche der sich

Digitized by Google

von Jahr zu Jahr mehrenden Ausstellungen hinter die Künstler, und dazu seit mindestens vierzig Jahren der Einfluß fremder Beispiele. Weil unsre größten Künstler früher die Technik zu sehr vernachlässigt hatten, mußte jetzt der ausländische Einfluß umso stärker nachhelfen, und die Muster wechselten nach den Mittelpunkten, die in die Mode kamen: Antwerpen, Paris, Amsterdam, England, Schottland, Amerika, Japan. Woher sollte bei soviel Anpassung eine ruhige Entwicklung aus eigner Kraft kommen! Die Beunruhigung wird zu einer Lebensgefahr. „Das Genie überwindet sie, aber für die Mehrzahl unsrer Talente ist es der Tod.“ Ohne Frage ist es in unsrer Zeit für einen Künstler so schwer, wie es vielleicht noch niemals war, sich nach seinen Fähigkeiten zu entwickeln, vollständig die ihm angemessene Art des Ausdrucks zu finden, seine „Form,“ wie man in der Ausbildung der Akrobaten und Athleten das höchste erreichbare Maß nennt. Bei den meisten wird man später sagen können: Aus ihnen wäre unter günstigern Umständen etwas andres geworden! In Holland im siebzehnten Jahrhundert fand umgekehrt wahrscheinlich jeder Maler seine „Form,“ für jede Gattung war Nachfrage, und wer zum Stillleben Lust hatte, brauchte keine Madonnen zu malen, weil sie besser verkäuflich gewesen wären. Talente wie Beyeren und Heda würden es heute bei uns zu keiner Form gebracht haben, sagt Lichtwark mit Recht, denn wenn man auch vielleicht Frühstücksbilder genug kaufte, um einer solchen Spezialität den nötigen Nährwert zu geben, in welcher Schule sollten sich Künstler ungestört so einseitig und zugleich so vollkommen auswirken! Dies also sind Gesichtspunkte, die für die Behandlung der Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu verwerten sein werden. Wie für die schaffende Seele, sagt Lichtwark, so gälte auch für die genießende der Begriff der Form, aber wenn der Künstler sie heute nur selten erreiche, der Aufnehmende bleibe in unsrer Kultur mit einem sehr viel höhern Satz „hinter seiner Form“ zurück! Das ist bedauerlich, vielleicht auch etwas trübe gesehen, oder es ändert sich daran wohl noch etwas, wenn erst alle, die auf die genießende Seele belehrend einwirken, dazu so berufen sein werden wie er.

Wie gewöhnlich, so bringt der Pan auch diesmal einiges über „angewandte“ Kunst. Über „realistische Architektur“ handelt im Anschluß an das Wertheimsche Kaufhaus an der Leipziger Straße in Berlin Lichtwark. Er giebt unter dem Titel: Bürgerliche Baukunst auch wieder einen seiner hübschen Städteaufsätze, diesmal ein Bild von Klausthal, wie es geworden ist, und wie es sich in der neusten Zeit verändert hat; die Methode der Betrachtung ist natürlich und scheinbar selbstverständlich und doch originell, weil sie bis auf Lichtwark keiner angewandt hat. „Das kommende Geschlecht wird, wenn nicht Einhalt geschieht, keine Ahnung mehr haben, wie schön die Städte einmal gewesen sind.“ Darum schildert er sie, ehe sie untergehen. Denn „warum sollte es den einsamen Bergstädten anders ergehen als so vielen Städten und Städtchen in Norddeutschland!“ Von Berlin aus dringt der Cementbau ein mit abstrakten Fassaden und vielen schlechten Ornamenten in deutscher Renaissance und Rokoko, von Hannover der Rohbau mit gelben Ziegeln, Türmchen und Giebelchen und den kleinlichen Dächern in scheußlichem rotviolettem englischem Schiefer. Ziegeldach und Schieferdach sind erst durch den Einfluß der Versicherungsgesellschaften an die Stelle des früher verbreiteten Schindeldachs getreten. Manches Haus steht noch da mit dem ältern Typus, der nicht auf die äußere Regelmäßigkeit der Fassade ausgeht, sondern auf die angemessene Beleuchtung der Innenräume mit Fenstern da, wo das Zimmer sie braucht. Ein solches Haus macht den Eindruck eines ganz modernen englischen Wohnhauses, wie es sich im Anschluß an altenglische Vorbilder entwickelt hat. Mit Hilfe dieser Reste könnten wir einen prak-

Digitized by Google

tischen bürgerlichen Baustil einführen, der mit der unseligen Tradition des italienischen Fassadenschemas bricht. Dazu gehören die farbigen Thüren und Fenster. Wo Farbe angewandt wird, kommt keinerlei Form dagegen auf. Aber den fortschrittlichen Architekten folgen die Anstreicher und machen alles steingrau oder naturfarben, wie sie es auf ihren Schulen gelernt haben. Pastoren und Lehrer sollten die Bewohner solcher Städte in dem Alten bestärken und gegen die Maurer- und Malermeister schützen. „Denn mit dem einfachen koloristischen Hause, das sein Bewohner durch eigenhändige Erneuerung des Anstrichs selber frisch und freundlich zu halten imstande ist, schwindet der letzte Rest künstlerischer Kultur und die Freude am Hause und an der so wichtigen Blumenzucht, die hinter holzfarben gestrichnen Fensterrahmen erfahrungsgemäß zurückgeht." Die letzten Ursachen des Übels liegen an der Erziehung der Architekten und Bauhandwerker. Es fehlt die Überzeugung, daß es für die bürgerliche Architektur nicht auf die ornamentale Form, sondern auf die Farbe ankommt. „Noch ist in den kleinen Städten und Dörfern im ganzen Norden das Material vorhanden, um das Wesen des koloristischen bürgerlichen Baustils kennen und empfinden zu lernen. Aber es ist schon die höchste Zeit, wenn wir nicht wieder einmal zu spät kommen wollen."

Henry van de Velde spricht sich über das Prinzip und den Aufbau seiner bekannten modernen Möbel so klar aus, daß einige Mitteilungen daraus das Verständnis dieser vielbesprochnen Gegenstände vielleicht mehr fördern, als was andre darüber geschrieben haben. Er will nicht schaffen, was schön sein soll und doch den Ansprüchen des Nutzens gehorchen muß, wie das in irgend einem historischen Stil entworfne, nachgeahmte Möbel, sondern was vernunftgemäß ist in Sein und Schein. Ein nützliches Hausgerät, wenn es seinen praktischen Zweck mit logischer Strenge ausdrückt, sein Material, also das Holz, ehrlich zeigt, als Fläche sowohl wie in der Ausführung, wenn es endlich einheitlich und geordnet erscheint, übersichtlich in seinen Umrissen, ein solches wird von selbst schön werden. Diese Schönheit sei die vernunftgemäße, den Gegenständen innewohnende, unterschieden von der der Archäologen, die ihre Vernunft unter einem Wust von Kenntnissen und Zeitmoden begraben hätten. Alle fremden Teile eines Möbels, Schrauben, Schlösser usw. müssen in dem Ganzen aufgehen, manchmal müssen sie sogar, wie die Haken eines Kleiderständers, das Aussehen des Möbels bestimmen, seinen Bau und seine Einteilung vorschreiben. Da die einzelnen Teile am sichersten mit der Schraube befestigt werden, so kann sich van de Velde keinen denken, „dessen Leben und Logik man nicht aus der Schraube herleiten müßte." Der Schraubenkopf, mag er glatt oder rund sein, ist Mittelpunkt und Keim des Ornaments; man braucht dazu keiner Anleihen aus der organischen Welt. „Ich glaube, daß der edelste Teil jeder Ornamentik immer das Abstrakte sein wird." In den Formen eines Möbels sei eine Art von ewigen Gesetzen zu entdecken. „Die Mittel, die ich anwende, sind dieselben, wie die der ganz frühen und volkstümlichen Epochen des Kunstgewerbes; nur weil ich begreife oder bewundre, wie einfach und logisch und schön der Bau eines Schiffes, eines Gerüstes, eines Wagens oder eines Schubkarrens ist, bin ich befähigt, einigen gesund gebliebnen Menschen zu Gefallen zu arbeiten, die einsehen, daß was an mir fremdartig scheint, aus der Anwendung von unanfechtbaren und althergebrachten Grundsätzen hervorgegangen ist, aus einer Logik, die bedingungslos und ohne Zaudern dem Zwecke nachgeht, und aus einer rückhaltlosen Offenheit in Bezug auf die angewandten Mittel, die natürlich für jeden andern Stoff andre sein müssen." Stolzer als auf diesen für ihn selbstverständlichen Grundsatz des streng logischen Arbeitens ist er auf einen zweiten, persönlichern, nämlich systematisch

Digitized by Google

bei Möbeln alles zu vermeiden, was nicht durch die Großindustrie verwirklicht werden könnte, jede Form und jedes Ornament zu verwerfen, die ein moderner Maschinenbetrieb nicht leicht herstellen und wiederholen kann. Es ist klar, wie sehr schon dieser eine Satz gegen die historischen Stile entscheidet. Van de Veldes Ideal ist die tausendfältige Vervielfältigung seiner Schöpfungen, denn ein Mensch sei um so mehr wert, je zahlreicheren Menschen sein Lebenswerk Nutzen bringe. Das Ideal des frühern Kunstgewerbes ist aber jedenfalls die Einzelausführung, und trotz allem Fortschritt der Maschinen werden wahrscheinlich die Händler bis in alle Ewigkeit ein besonders gutes Stück als „Handarbeit" empfehlen. Es könnten ja vielleicht beide Methoden und auch beiderlei „Stile" neben einander bestehen. Ein einzelnes dieser vernunftgemäß erfundnen Möbel wird manchem gefallen und in ihm auch wohl die Empfindung einer gewissen Schönheit erregen, dem doch ein mit diesen Einrichtungsstücken einheitlich ausgestattetes Zimmer entsetzlich nüchtern und einförmig vorkommen würde. Müßten wir selbst entscheiden zwischen dem Alten und diesem Neuen, so würden wir keinen Augenblick schwanken, was wir vorziehen. Van de Velde erzählt, er habe das Glück gehabt, sich ein Haus bauen zu dürfen; dieses unterscheide sich von den daneben stehenden nur dadurch, daß es sehr bescheiden, streng logisch und ohne den geringsten Schmuck gebaut sei, während die andern phantastische Masken und ganz unnütze Türme hätten. Obwohl es also das einzige vernunftgemäße sei, so erwecke es doch, wenn Leichenzüge davor vorüberkämen, jedesmal unter den Leidtragenden eine unwiderstehliche Heiterkeit; sie müßten also jene Häuser als die vernunftgemäßen und seines als das wahnwitzige ansehen. Das ist nun gewiß nicht hübsch von den Leuten, aber aufrichtig gestanden sind wir nicht ganz sicher, ob wir selbst ernsthaft bleiben würden.

Hiermit sind wir schon in das Fahrwasser der Zeitschrift für angewandte Kunst geraten, von der uns neue Hefte (Juli bis September 1898, München, Bruckmann) vorliegen. Sie sind gegen die frühern in sehr zweckmäßiger Weise geändert: der Text ist beschränkt, die Illustration bedeutend erweitert worden. Bei kunstgewerblichen Gegenständen und den jetzt interessirenden Fragen des Mobiliars und der Dekoration von Innenräumen bedarf es reichlicher Anschauung, während das große Publikum des Lesens über diese Dinge leicht müde wird. Jedes einzelne dieser Hefte genügt nun wirklich vortrefflich seinem Zweck, uns eine Anschauung von dem zu geben, was augenblicklich den Bewohnern der großen Städte vorgesetzt wird. Die litterarische Behandlung ist nicht einseitig, es kommen auch Stimmen zur Geltung, die der modernen Richtung nicht unbedingt ergeben sind, wie Alfred Lichtwark, dem die Tradition alles ist, und für den das freie Walten der Phantasie erst in zweiter Linie kommt, wie er selbst sagt im Eingang eines Aufsatzes über einen dieser Stürmer, den Wiener Architekten Joseph Hoffmann, und seine neuen Häuserfassaden. Das wäre etwa auch unser Standpunkt, von dem aus wir den Inhalt der Hefte kurz überblicken wollen. Das Meiste hat München beigesteuert, in dessen vereinigten Werkstätten für Kunst und Handwerk man zur Zeit jedenfalls am besten sieht und bekommt, was der moderne Geschmack bietet. Technisch sind diese Möbel, schmiedeeisernen Leuchter, Vasen aus Metall und Thon, Glasfenster, Hängeuhren mit Holzzifferblättern und langen Gewichten, Ofenschirme, Wandbehänge, Stickereien usw., gewiß ganz vorzüglich behandelt, gut und echt im Material, solide für den Gebrauch, und die abgebildeten eingerichteten Räume geben auch vielleicht eine gewisse Einheitlichkeit des Eindrucks, obwohl schon dies zweifelhaft werden dürfte, sofern nur jemand seine Eindrücke etwas im einzelnen analysiren möchte. Aber nun frage sich jeder aufrichtig nach dem Inhalt dessen, was er nach seiner

Digitized by Google

Empfindung bisher Schönheit zu nennen pflegte, ob ihm das hier genüge und gefalle als Ersatz für das, was die historischen Stile ihm boten! Gemeinsam ist allen diesen Arbeiten, welcher Gattung sie auch angehören, ein Abweichen von dem bisherigen, der Architektur entnommnen Aufbau und dem gegenständlich etwas bedeutenden Ornament; man möchte es beinahe ein Ausweichen nennen. Nur keine Säule, kein Gesims, nichts, was, z. B. bei dem Möbel, über das „Brett" hinausgeht, keine wirkliche Naturform in der Verzierung, immer Linie, Welle, Schraube, Spirale! Kann uns das wirklich entschädigen für den Reiz der Form, den in den historischen Stilen schon das einfachste Gerät zeigt? ganz zu schweigen von dem reichen Spiel der Phantasie, die mit ihren Verzierungen wieder unsre Phantasie beschäftigt und anregt. Sollte nicht wirklich mancher Betrachter dieser Abbildungen das Ornament der Geräte da am hübschesten finden, wo es ganz in die natürlichen Pflanzenformen zurücklenkt, also sich dem der historischen Stile wieder nähert? Was gewähren uns denn z. B. diese sogenannten Vasen, abgesehen etwa von der Farbe ihres Stoffs, für ein Wohlgefallen? oder die Schmucksachen im Schmiedeeisenstil, bei denen es schade ist um das Gold und die Edelsteine? Was hätte wohl Hans Holbein dazu gesagt! Aber wir wollen niemand die Freude verderben an diesen Sachen, der sie wirklich daran hat, wir finden manche der vielen abgebildeten Münchner Villen mit ihren Interieurs ganz behaglich, manche freilich auch, und namentlich die Gebäude der Wiener Jubiläumsausstellung, fast sämtlich derartig sonderbar, wie den Teilnehmern des Leichenzuges das Haus van de Veldes erschien, und meinen schließlich ganz offenherzig, daß vieles einfach scheußlich ist, z. B. der Entwurf zu einem Bismarckdenkmal, das wie ein Leichenverbrennungsofen aussieht, oder Bilderrahmen im Plakatstil, auf denen mehr zu sehen ist, als auf dem eingerahmten Bilde selbst, oder Bronzen, von denen man nicht weiß, sollen sie Gebrauchsgegenstände oder bestimmte Figuren vorstellen. Wir meinen, die ganz zufällig schaffende Phantasie des einzelnen Malers, die ängstlich den Vorbildern ausweicht, um nicht unselbständig zu erscheinen, ist doch nicht reich genug, das Erbe einer großen zusammenhängenden Tradition zu ersetzen und zu verdrängen. Gesund an der Bewegung ist das Streben nach Einfachheit und nach Wahrheit in Bezug auf das Material. Erfinden aber kann keiner neues, als der es wirklich in sich hat oder der, wie Dürer sagt, „inwendig voller Figuren ist," und die meisten der hier vorgeführten Gegenstände wären uns lieber, wenn sie ganz ohne alle Ornamente wären. Dann stellten sie den reinen Gegensatz gegen das Frühere dar, während man so manchmal ausrufen möchte: Nein, Kinder, davon laßt eure Hände, das könnt ihr doch nicht! Das ganz Einfache, Schmucklose hat ja auch seine Berechtigung; wo aber Schmuck sein soll, da verlangt man mehr Erfindung, als die Moderne bis jetzt gezeigt hat.

Es scheint uns doch, wenn wir diese ganze moderne Bewegung in der Architektur und dem Gerät zu verstehen versuchen, darin etwas gegen die Lehre aller gesunden historischen Entwicklung gefehlt zu werden, daß man zu Neuem nur greifen soll, wo das Alte nicht mehr genügt; hier will man neu um jeden Preis sein und erfinden, wozu noch gar kein Bedürfnis vorliegt. Der Sinn für das gute Alte ist aber schon durch die vielen Sammler von Kunstgegenständen zu tief in die wohlhabendern gebildeten Kreise eingedrungen; es wird für einen neuen Stil stärkerer Reizmittel bedürfen, damit er sich durchsetzen kann, als uns bis jetzt geboten worden sind.

Aus der deutschen Stadt, die nächst München am meisten für die neue Bewegung thut, Dresden, ist ein ausgezeichnetes kleines, zunächst für Kunsthandwerker

Digitized by Google

bestimmtes Lehrbuch hervorgegangen, das, von der Moderne unberührt, ganz auf die historischen Stile aufgebaut ist: Kunstgewerbliche Stilproben, ein Leitfaden zur Unterscheidung der Kunststile, auf Veranlassung des königlich sächsischen Ministeriums des Innern herausgegeben von der Kunstgewerbeschule in Dresden (Leipzig, Hiersemann). Dreißig Tafeln mit gut gewählten Abbildungen, nach den Stilen historisch geordnet und mit kurzen Erläuterungen von Professor Berling versehen, leisten das, was der Titel verspricht, in so vorzüglicher Weise, daß wir uns das Heftchen mit Vergnügen in den Schrank gestellt haben und es überall empfehlen werden. Wem, der mit Kunstdingen zu thun hat, wird es nicht Spaß machen, Kriterien des Stils vom reinen Griechisch bis zum Empire durchzuprobiren an neun einfach gezeichneten Rosetten, die hier auf der letzten Tafel zusammengestellt sind! Ist es auch nicht zu wünschen, daß der heutige Kunsthandwerker alle diese Formen durch einander eklektisch anwende, so ist es doch notwendig, daß der Kunstfreund sie verstehe, und er wird kaum auf einfachere Art dazu gelangen können, als vermittelst dieser gehaltvollen und methodisch verständigen kleinen Publikation.

A. P.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Neue Folge

II. Königs Geburtstag

Wie der Herr Bürgermeister dazu gekommen ist, die Feier von Königs Geburtstag auf einmal mit solcher Energie in die Hand zu nehmen, darüber ist viel gestritten worden. Ich habe Grund, anzunehmen, daß die Sache mit einem Besuche des Herrn Regierungspräsidenten zusammenhängt, und will auf unsern Bürgermeister keinen Stein werfen, wenn er sich einer behördlichen Beeinflussung zugänglich gezeigt hat. In den großen Städten, die als selbständige Republiken im Staatsganzen sitzen wie die Rosinen im Kuchen, haben es die Bürgermeister gut; sie sind fast souverän und können ihrer Gesinnungstüchtigkeit ohne die Gefahr persönlichen Nachteils Raum geben, aber die kleinen Bürgermeister der kleinen Städte müssen doch auch einen Blick nach oben wenden. Mein Gott, man kann doch nicht wissen, wozu man die Regierung noch einmal braucht. Mag sich dies nun verhalten wie auch immer, richtig ist, daß bisher die Feier von Königs Geburtstag in unsrer Stadt ziemlich kläglich war.

Es war gleich nach Weihnachten, als der Herr Bürgermeister, noch dazu im amtlichen Teile des Wochenblattes, folgenden Aufruf erließ: Der Geburtstag Seiner Majestät ist vor der Thür. Alle guten Bürger werden sich beeifern, diesen Tag mit gebührendem Glanze zu begehen. Es wird beabsichtigt, der Feier in diesem Jahre einen allgemeinen Charakter zu geben. Ein gemeinsamer Festkommers der

Digitized by Google

Vereine im großen Saale der Harmonie und ein Festessen im Weißen Rosse sind in Aussicht genommen worden. Wir vertrauen, daß sich der bewährte Patriotismus unsrer Mitbürger durch Ausschmückung der Häuser und Teilnahme an den Festveranstaltungen neuerdings beweisen werde. Der Bürgermeister.

Die Bürger und Patrioten der Stadt lasen diese Verfügung mit Erstaunen, das noch zunahm, als der Polizeisergeant mit einem kriminalroten Aktendeckel unterm Arm von Haus zu Haus ging, um die einzelnen Vorstände zu einer Besprechung einzuladen, die dann und dann im Stadtverordneten-Sitzungssaale stattfinden sollte. Königs Geburtstag? Man hat in Aussicht genommen? Wir wissen ja von gar nichts. Keine Beratung, keine Sitzung, keine Beschlüsse, und dann — so mir nichts dir nichts Königs Geburtstag feiern? Allgemeines Schütteln des Kopfes. Ganz besonders ungehalten war der Herr Stadtverordnetenvorsteher Flöte. Sehen Sie, sagte er zu seinen Gesinnungsgenossen, die ihn, um die Sache zu besprechen, in seinem Kontor besuchten, das sind die bürgermeisterlichen Eigenmächtigkeiten und Übergriffe. Solch ein Herr denkt, es gäbe außer ihm niemand, der ein Wort zu sagen hat. Man muß den Bürgermeister von Zeit zu Zeit daran erinnern, daß er nicht regierender Herr, sondern Beamter der Stadt ist. Und das mit der Versammlung im Stadtverordnetensaale wird nichts, das kann ich ihm schriftlich geben.

Am Abend wurde die Frage von den Stadtvätern, den eigentlichen und uneigentlichen, am Stammtische im Roten Adler beraten und von allen und noch etlichen Seiten beleuchtet. Man war darüber einig, daß der Bürgermeister mit seiner Einladung höchst eigenmächtig vorgehe, und daß dies ernstlich gemißbilligt werden müsse.

Wenn der Bürgermeister denkt, meinte einer der Herren, daß ers allein machen kann, dann mag er auch sehen, wie weit er kommt.

Nehmen Sie mir das nicht übel, fügte ein andrer hinzu, das kann doch weiß Gott kein Mensch von mir verlangen, Königs Geburtstag zu feiern, wenn ich in solcher Weise übergangen werde.

Der alte Stadtrat „Ub“ hatte eine Einwendung zu machen; er spitzte den Mund und rüstete sich zu einer Entgegnung, was bei ihm immer einige Zeit dauerte. Hier möge eingeschaltet werden, daß der Name „Ub“ ein Spitzname war, den der alte Herr durch seine Gewohnheit erworben hatte, jede Frage, über die zu beraten war, nach dem Schema: „Ub und in welcher Weise“ zu behandeln. Also Stadtrat „Ub“ kam endlich zu Worte und sagte: Nach meinem Dafürhalten, meine Herren, wenn Sie mir das Wort verstatten wollen, kommt es doch nicht darauf an, „ub“ die Stadt vom Herrn Bürgermeister, oder „ub“ sie von dem Herrn Stadtverordnetenvorsteher zur Feier invitirt wird, sondern vielmehr in welcher Weise —

Na natürlich, unterbrach ihn der Herr Brauereibesitzer Stackelberg. Wozu denn die Umstände? Königs Geburtstag ist Königs Geburtstag und wird gefeiert, und das feste.

Die beiden Reden machten aber nicht viel Eindruck. Es müsse doch alles seine Ordnung haben, meinte man. Außerdem galten auch die beiden Herren für heimliche Reaktionäre, von denen man Verständnis für den wahren Bürgersinn nicht erwarten könne, „Ub,“ weil er vor Jahren einmal konservativ gewählt haben sollte, und Stackelberg, weil er einen Leutnant zum Schwiegersohn hatte.

Natürlich erfuhr der Herr Bürgermeister brühwarm alles wieder, was in der Sitzung der Stadtväter im Roten Adler verhandelt worden war. Er soll darüber sehr ungehalten gewesen sein und seiner Frau gegenüber sehr respektwidrige Bezeichnungen für die Herren Stadtväter gebraucht haben.

Digitized by Google

Auch die Vereinsvorstände waren nicht so leicht für eine gemeinsame Königs-Geburtstagsfeier zu haben, wie der Bürgermeister gemeint hatte. Man sollte nicht glauben, zu wie vielen Bedenken eine so einfache Sache wie ein gemeinsamer Kommers Anlaß geben kann, Bedenken gegen das Bier, den Wirt, den Saal, den Platz, die Zeit und Gott weiß, was alles noch. Ja man befürchtete von einer Vereinigung der Vereine das allerschlimmste und zweifelte nicht daran, daß diese Königs-Geburtstagsfeier den rettungslosen Ruin des so blühenden Vereinslebens der Stadt bedeute. Einige der Herren Wirte sprachen es offen aus: Wenn Königs Geburtstag dazu dienen solle, ihnen die Gäste wegzufangen, so dankten sie für solchen Patriotismus. Sie zahlten auch ihre Steuern, und es sei unverantwortlich vom Bürgermeister, steuerzahlenden Bürgern ihren Verdienst zu verkümmern. Andre Wirte ließen durch ihre Schwäger, Vettern und Freunde gegen die Feier Stimmung machen und nannten es ein schreiendes Unrecht, daß der Wirt von der Harmonie in solcher Weise bevorzugt werde. Nur die drei Vereine, die in der Harmonie ihre „Lokale" hatten, waren dem Vorschlage des Bürgermeisters geneigt, hatten aber auch ihrerseits viele Bedenken und Vorbehalte wegen der Plätze, der Aufstellung der Fahnen und der zu haltenden Reden.

Eine Versammlung der Vorstände wäre aber auch bei regerer Beteiligung nicht zu stande gekommen, denn der Herr Stadtverordnetenvorsteher hatte genau auf dieselbe Stunde, die der Herr Bürgermeister gewählt hatte, eine Sitzung im Stadtverordnetensaale angesetzt. Nachdem aber der Herr Bürgermeister seine Versammlung auf den nächsten Tag verschoben hatte, schickte Flöte an diesem Tage Handwerker in den Saal, die etwas bessern oder neu anlegen sollten. Hierüber gerieten beide städtischen Würdenträger in einer gemeinsamen Kommissionssitzung hart aneinander. Herr Flöte erklärte, über den Stadtverordnetensaal habe er allein zu verfügen, und der Bürgermeister erwiderte, der Saal „befinde sich" im Rathause, und über das Rathaus habe der Bürgermeister zu disponiren. Flöte habe nicht das Recht, auf eigne Hand repariren zu lassen, sondern nur Beschlüsse zu fassen. Die Ausführung sei Sache des Magistrats. Wer weiß, was aus dem Streite noch geworden, und ob es nicht zu einem Konflikte der städtischen Behörden gekommen wäre, wenn sich nicht friedlich gesonnene Bürger ins Mittel gelegt und Öl auf die Wogen gegossen hätten. Der Bürgermeister, der sein Unternehmen gescheitert sah, zog sich grollend zurück.

Wenn man aus gewissen Äußerungen, die die Frau Bürgermeister einige Tage darauf in einem Kaffee that, auf die Meinung des Herrn Bürgermeisters schließen darf, so muß sich der Herr Bürgermeister damals höchst geringschätzig über Orden und Ehrenzeichen ausgesprochen haben.

Auch Flöte war unzufrieden, sein Ehrgeiz hatte nur einen halben Triumph gefeiert. Flöte war nämlich das eigentliche Stadthaupt, die einflußreichste Person der Stadt. In seinem Kontor — er war seines Zeichens Getreidehändler — wurden alle Angelegenheiten von Bedeutung, städtische wie kirchliche, öffentliche wie private, besprochen und im voraus entschieden. Was Herr Flöte sagte, das galt, was er in die Hand nahm, das wurde durchgeführt. Der verwegne Versuch des Bürgermeisters, Flöte zu übergehen, hatte es verdient, zu mißraten, jetzt wollte er, Flöte, es der Stadt zeigen, daß er zu stande bringen könne, was dem Bürgermeister unmöglich gewesen war. Er beschloß also seinerseits, das Festessen zu Königs Geburtstag in die Hand zu nehmen. Und damit wäre das Festessen gesichert gewesen, wenn nicht Flöte auch seine Seite gehabt hätte, wo er sterblich war. Flöte war nicht Freimaurer. Er war, als er sich als junger Anfänger zum Eintritte gemeldet hatte, schlecht behandelt worden und setzte nun einen Ehrenpunkt darein, der Freimaurerei

Digitized by Google

Zeit seines Lebens fern zu bleiben. Kaum hatte Flöte sein Zirkular in Gang gebracht, durch das er die Absicht, ein Zweckessen zu veranstalten, mitteilte, als die Loge ihre Absicht äußerte, Königs Geburtstag durch eine eigne Feier zu begehen. Hierzu kam, daß sich auch der Kreis der Beamten der Bevaterung Flötes gegenüber kühl ablehnend verhielt, und daß die Herrn Reserveoffiziere den innern Beruf Flötes, patriotische Feste zu veranstalten, in Zweifel zogen. Herr Flöte mühte sich vergebens, sein Unternehmen kam in immer langsamern Gang und stand zuletzt still. Herr Flöte fühlte sich tief verletzt und gelobte sich, nie wieder patriotischen Anwandlungen nachzugeben.

Meine Herren, sagte Herr Stackelberg an einer der nächsten Abendsitzungen der Stadtväter, ist es nicht eine Schande, daß man überall Seiner Majestät Geburtstag feiert, aber bei uns will nichts zu stande kommen? Ist das Patriotismus? Und ich hatte mich so auf die Schleie gefreut. Denn das müssen Sie doch sagen, Schleie kriegt man nirgends so gut wie im Roten Adler.

Bei der Erwähnung der Schleie lief eine merkliche Menge Wasser in den verschiednen Mündern der alten Herren zusammen, und man bedauerte es unter mißbilligendem Kopfschütteln über den geringen Patriotismus der Stadt, daß die schöne Feier nicht stattfinden sollte. Schwere Brett, sagte Herr Stackelberg, wenn der Herr Bürgermeister und der Herr Stadtverordnetenvorsteher nicht wollen, dann lassen sie es bleiben, dann machen wir die Sache allein. Eine vermessene Rede! Wer hätte es gewagt, eine Sache in die Hand zu nehmen, die von den beiden Stadtregenten aufgegeben war? Auch Herr Stadtrat „Ub“ hätte sich das nicht getraut. Wenn er jedoch die Frage erwog, „ub“ nicht auch ohne die beiden Herren eine Einladung anginge, so bot sich ihm die Möglichkeit eines Komitees aus den Vertretern der verschiednen Stände und Beamtenkategorien.

Dieser Gedanke gefiel. Aber man macht, wenn es sich um das allgemeine Wohl handelt, nicht ungestraft Vorschläge. Wer es thut, muß selbst unweigerlich in die betreffende Kommission oder das betreffende Komitee eintreten. So blieb denn auch der Auftrag, ein solches Komitee zu berufen, auf dem Herrn Stadtrat hängen. Er griff also die Sache mit bewährter Feinheit an. Zunächst versicherte er sich bei den beiden Stadthäuptern, daß er nicht in Ungelegenheiten komme, wenn er die Festfeier wieder in Gang bringe. Sie waren es murrend zufrieden. Darauf schritt er zur Wahl der Komiteemitglieder, einer Sache, auf die außerordentlich viel ankam. Er wählte also — natürlich sich selbst, als Vertreter der Stadt und der eingesessenen Bürgerschaft, den Herrn Amtsgerichtsrat als Juristen und angesehenen Einwohner, den Herrn Seminardirektor als Vertreter der Geistlichen und der Lehrerschaft, den Herrn Postdirektor als Mann des Verkehrs und gewesenen Militär und Herrn Eugen Hirsch als Kaufmann und Vertreter der nicht christlichen Konfessionen. Schade, daß der Herr Landrat nicht da war, das hätte über manche Schwierigkeit hinweggeholfen. Aber der Herr Landrat war aushilfsweise ins Ministerium berufen, und sein Stellvertreter, ein Regierungsassessor, war stadtfremd und viel zu jung, als daß er hätte in Frage kommen können.

Endlich war es gelungen, einen Termin zu finden, an dem alle fünf erscheinen konnten. Und sie erschienen, der Amtsgerichtsrat stolz, der Herr Seminardirektor würdevoll, der Herr Postdirektor militärisch-schneidig, Herr Eugen Hirsch nervös-zappelig und in stetem Mißtrauen, ob er auch nicht unliebsam behandelt werde, und der Herr Stadtrat, wie immer, freundlich, beweglich und gefällig. Nachdem man sich gesetzt hatte, eröffnete der Herr Stadtrat die Sitzung, indem er die Anwesenden hochachtungsvollst begrüßte und die Frage zur Diskussion stellte, „ub und in

Digitized by Google

welcherlei Weise" Königs Geburtstag gefeiert werden solle. Lange Pause. Hierauf ergriff der Herr Amtsgerichtsrat das Wort, indem er in einigen Papieren, die mit der Sache nur sehr entfernte Beziehungen hatten, wie in einem Aktenstücke blätterte, und stellte die Vorfrage, von wem eigentlich die Einladung zu der Sitzung ausgehe. Wenn sie von der städtischen Behörde ausgehe, so könne er nicht verschweigen, daß damit andern Berechtigten vorgegriffen sei; nach seiner Meinung müsse die Einladung zu Königs Geburtstag von den königlichen Beamten ausgehen. Man trat also dieser Frage näher und stellte durch eine lange, die bisherige Geschichte der Vorbereitungen klarlegende Erörterung fest, daß der Herr Stadtrat seine Einladung nur als Privatmann habe ergehen lassen.

Wenn wir also, fuhr der Herr Amtsgerichtsrat fort, privatim eingeladen sind, so wird es nunmehr nötig sein, die Kommission zu konstituiren und den Vorsitzenden zu ernennen.

Wie haißt, sagte Eugen Hirsch, der Herr Stadtrat hat ergehen lassen die Einladung, der Herr Stadtrat wird auch präsidiren.

Der Herr Amtsgerichtsrat warf einen stolzen Blick auf Herrn Eugen Hirsch und fuhr, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, fort: Nach meiner Auffassung bin ich als ältester und im Range am höchsten stehender Beamter berechtigt, den Vorsitz für mich in Anspruch zu nehmen. Meine Herren, ich bin ja sonst nicht so sehr auf Formen erpicht, da es sich aber um Königs Geburtstag handelt, bin ich nicht in der Lage, auf Ansprüche zu verzichten, die ich zu erheben berechtigt bin.

Erlauben Sie mal, erwiderte der Herr Postdirektor, ich bin eben so alt wie Sie und Obristleutnant.

A. D., lieber Herr Postdirektor.

Jawohl a. D., aber wenn ich meine Uniform anziehe, und die ziehe ich zu Königs Geburtstag an, dann rangire ich mit dem Militär und als Obristleutnant.

Aber jetzt haben Sie doch Ihre Uniform nicht an. Im Zivil bin ich Rat vierter Klasse und Sie Rat fünfter Klasse.

Nun kam auch noch der Herr Seminardirektor und erörterte seine besondern Rangverhältnisse als Geistlicher und Staatsbeamter, woraus sich eine lange Diskussion entwickelte, die mit einer Lebhaftigkeit geführt wurde, die der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprach.

Und Herr Eugen Hirsch saß dabei und ärgerte sich. — Nu, sagte er, wenn die Herren alles nach Rang und Würde einrichten wollen, wo rangiren dann wir?

Sie, Herr Hirsch, erwiderte der Amtsgerichtsrat, rangiren gar nicht.

Wie haißt gar nicht? Aber in der Einkommensteuer rangiren wir doch, und zwar ein paar Stufen höher als andre Leute, und wenn wir wählen in der ersten Klasse, dann wählen andre Leute in der zweiten. Ich beantrage, daß der Herr Stadtrat, der uns zur Sitzung hat eingeladen, auch den Vorsitz führt.

Man war es zufrieden, weil man so am besten aus allen Schwierigkeiten kam, aber der Herr Amtsgerichtsrat sagte: Fällt mir gar nicht ein, nahm seinen Hut und ging davon.

Nach acht Tagen waren dieselben und noch etliche andre Herren an derselben Stätte versammelt. Aber welche Mühe, welche Wege, welche Verhandlungen und Überredungen hatte es gekostet, ehe man die Form gefunden hatte, unter der das neue Komitee zusammentreten konnte! Diesmal ging die Einladung vom Herrn Amtsgerichtsrat aus, das Komitee war in angemessener Weise erweitert und die Art festgestellt worden, wie und von wem der öffentliche Aufruf zur Beteiligung

Digitized by Google

an dem Festessen zu unterzeichnen sei. Der Amtsgerichtsrat führte den Vorsitz, der Stadtsekretär war als Protokollführer zugezogen worden.

An den Schwierigkeiten, denen das Komitee schon bei seinem Zusammentritte begegnete, können die weitern Schwierigkeiten ermessen werden, die seine Thätigkeit fand. Ein Festessen zu arrangiren ist nicht schwer, besonders wenn Saal und Wirt von vornherein fest stehen, aber die Tischordnung! Diese Tischordnung machte dem Komitee ganz ungeheure Nöte, und es war bei den scharf hervortretenden Gegensätzen und den mancherlei Ansprüchen, die erhoben wurden, mehr als einmal Gefahr, daß das Unternehmen doch noch scheiterte. Die Herren Reserveoffiziere, die man natürlich einlud, erklärten, durch einen Offizier a. D. nicht genügend im Komitee vertreten zu sein, und machten Anstalt, sich auszuschließen und beim Regiment in M. zu feiern. Die Herren beim Eisenbahnbetriebsamte, die man eigentlich ganz vergessen hatte, zürnten und erklärten, mit der städtischen Feier nichts zu thun zu haben. Und Flöte und sein Anhang standen der Sache sehr kühl gegenüber. Wenn nicht die Schleie gewesen wäre, wer weiß, ob die Bürgerschaft nicht fern geblieben wäre, weil Herr Flöte in seinem Selbstgefühl verletzt war.

Und so kam denn das Festessen, zunächst noch ohne die Reserveoffiziere und das Betriebsamt zustande; aber es war zu hoffen, daß es den Überredungskünsten des Stadtrats „Ub“ gelingen werde, auch hier noch einen Ausgleich zu finden.

Aber Königs Geburtstag sollte doch eine allgemeine Feier werden. An ihr sollte sich nicht nur der Patriotismus der bevorzugten Stände, sondern der ganzen Stadt zeigen — bis hinab zu den Schichten, wo die Staatssteuer erlassen wird und der Patriotismus überhaupt aufhört. Dies erwog das Komitee in gründlicher Betrachtung. Ein gemeinsamer Kommers der Vereine hatte sich, sagen wir es offen, der Wirte wegen als unmöglich erwiesen. Was aber sonst? Da schlug der Herr Postdirektor vor einen Festzug der Vereine mit Lampions, eine Versammlung auf dem Markte, eine patriotische Ansprache und Nachfeier der Vereine in ihren verschiednen Lokalen. Diese Idee wurde mit Freuden angenommen.

Sogleich bildete sich eine Abordnung des Komitees, die den Auftrag erhielt, mit den Vereinen in Verbindung zu treten und alles zu ordnen. Sie that es nicht ohne einige Beklemmung, denn es galt eine schwierige Aufgabe zu lösen, nämlich die Reihenfolge zu finden, in der die Vereine im Festzuge eintreten sollten. Zuerst wurde die alphabetische Reihe vorgeschlagen. Damit waren der Arion, der Begräbnisverein und der Communalverein einverstanden. Aber die Stenographen, die Urania und die Zimmerleute widersprachen. Da keine Einigung zu erzielen war, wurde die Festfeier überhaupt fraglich. So möge man doch losen, wurde vorgeschlagen. Also wurde gelost. Hierbei kamen die Kriegervereine an die siebente Stelle. Die Kriegervereine ließen durch ihre Vorstände erklären, sie unterwürfen sich nicht der Bestimmung, verlangten vielmehr, an die Spitze des Zuges gestellt zu werden. Das sei ihr Recht. Große Entrüstung der übrigen Vereine. Was denn diesen Kriegern einfalle? Ob sie denn etwas besseres sein wollten als alle andern Bürger? Sie sollten sich nur nicht zu mausig machen; wer etwas vorstellen wolle, trete noch lange nicht in den Kriegerverein. Und Geld hätten sie auch nie in ihrer Kasse, weil sie alles vertränken. Man erkundigte sich höhern Orts, ob denn die Kriegervereine das Recht hätten, für sich eine Ausnahmestellung vor allen andern Vereinen zu beanspruchen. Antwort: Jawohl. Die Kriegervereine dürfen, ohne die Polizei zu fragen, Versammlungen halten, Aufzüge machen, und sie dürfen beanspruchen, in jedem Festzuge voranzugehen. Ja, es ist ihnen verboten, sich an einem Aufzuge zu beteiligen, in dem sie nicht die erste Stelle ein-

Digitized by Google

nehmen. Als diese Entscheidung bekannt wurde, und als die Kriegervereine auch noch besonders die Musik für sich beanspruchten, um ihre Fahnen militärisch holen und abbringen zu können, erhob sich ein großer Tumult. Das werde ja immer schöner. Ob denn die Kriegervereine den Patriotismus gepachtet hätten? Das sei ein schöner Patriotismus, eine patriotische Feier durch persönliche Ansprüche zu stören. Unter solchen Umständen danke man für Obst, und Königs Geburtstag könne feiern wer wolle.

Man kann sich denken, welche Arbeit das Komitee hatte, welche Wege gelaufen, welche Überredungskünste aufgeboten werden mußten. Endlich fand man einen Ausweg. Freilich eine Anzahl von Vereinen war nicht zu versöhnen, aber die andern waren es zufrieden, daß die Kriegervereine zwar vorausgingen, aber die Musik müsse dann erst hinter den Kriegervereinen kommen. Dem widersprachen aber die Kriegervereine. Der Festzug konnte doch auch nicht stumm beginnen. Ein zweites Musikkorps war nicht zu haben, was nun machen? Da erhob sich der Herr Stadtsekretär mit dem rettenden Gedanken, man könne ja die Jugend heranziehen. Man könnte die Trommler der verschiednen Schulen und alle, die sonst Trommeln hätten, zu einem Korps von fünfzig bis hundert Trommlern vereinigen und diese dem Zuge vorausgehen lassen. — Schön, sehr schön, wer aber würde die Einübung der Trommler übernehmen? — Das werde er mit Vergnügen selber thun. — Ausgezeichnet!

Sogleich machte sich der Herr Stadtsekretär mit Feuereifer an seine Aufgabe. Wir wollen hier verraten, daß er in seinen Militärverhältnissen Tambourmajor gewesen ist, und daß er es sich schön dachte, nachdem er solange im Schatten seines Büreaus gearbeitet hatte, einmal wieder mit der ihm eignen Würde und Schönheit an die Sonne der Öffentlichkeit zu treten. In der That ist er in dieser Zeit in schöner Haltung öfter vor dem Spiegel gesehen worden, als es seine Haarverhältnisse forderten. Jeden Abend nach der Schule versammelten sich gegen siebzig Trommler im Turnsaale der Volksschule, große Knaben, kleine Knaben, gute Trommeln, schlechte Trommeln, es galt alles. Nach vierzehn Tagen hatte der Stadtsekretär seine Jungens soweit, daß sie Reihe und Schritt hielten, daß sie nicht allmählich in Sturmmarsch verfielen, und daß sie Reveille, Zapfenstreich und Armeemarsch Nr. 4 schlagen konnten. Da nun die Knaben auf dem Hin- und Heimwege fleißig auf ihren Trommeln klapperten, da an allen Ecken Trommlerhäufchen standen, die vorübten oder nachübten, und da der Herr Stadtsekretär bei gutem Wetter mit seiner ganzen Schar auf den Schulhof kam, um zu üben und sich an dem Sonnenschein der Öffentlichkeit zu erlaben, so wurde das ganze Stadtviertel in der Umgebung der Volksschule trommelnervös. Auch sonst in der Stadt hörte man Klagen. Das Trommeln und Klappern auf Höfen, in Vorsälen, in Kellern und auf Böden wollte kein Ende nehmen.

Inzwischen hatten sich die beiden Kriegervereine veruneint, nämlich wegen der Frage, wer von ihnen beiden den Vortritt haben sollte. Der eine Verein hieß „Kriegerverein mit Gewehr“ und verlangte seiner Gewehre wegen den Vortritt. Dies waren die jüngern Leute. Der andre hieß „Verein der Kriegskameraden.“ Dies waren die alten Leute, die ihrer Zeit Pulver gerochen hatten. Die Zumutung, in zweiter Stelle zu gehen, wiesen sie mit Verachtung zurück: J, wir werden doch nicht hinter den Jungens herziehen! Es war nicht möglich, zu einer Einigung zu kommen, und so blieb die Sache unentschieden.

So nahte Königs Geburtstag. Schon einige Tage zuvor ermahnte ein Civis die Bürgerschaft, den Festtag mit einer glänzenden Illumination zu beschließen.

Digitized by Google

Zugleich kündigte Seifensieder Lorenz seine Illuminationslämpchen und Lichter größter Auswahl an. Tags darauf wurde von einem andern Civis darauf aufmerksam gemacht, daß die Fahnen z. B. des Rathauses und der Schulen recht verbraucht seien, und daß es angezeigt sei, sie durch neue zu ersetzen. Zugleich las man eine Annonce, daß Fahnenstoffe in allen Farben und Preislagen soeben bei Salomon Maier eingetroffen seien. Die Schaufenster wurden in glänzender Weise ausgeschmückt. Man sah Königsbüsten von Seife und von Schokolade, zwischen Westen- und Hosenstoffen, Bratwürsten und Südfrüchten, man sah die deutschen und die Landesfarben aus Papier und Kleiderstoffen, in Flüssigkeiten, Erdfarben und Glanzleder hergestellt. Am Abend zuvor war Zapfenstreich. Schon von sieben Uhr an wimmelte es auf den Straßen von Kindern mit Stocklaternen, von acht Uhr an begannen sich die Trommler trommelnd zu sammeln, um neun Uhr setzte man sich zum Zapfenstreich in Bewegung, voraus der Herr Polizeikommissarius und zwei Polizisten, dann eine Abteilung der freiwilligen Feuerwehr mit Fackeln, dann der Herr Stadtsekretär mit einer breiten Schärpe und mit freudig glänzendem Gesichte, dann drei Tambourmajors und siebzig Trommler, dann ein Haufen Volkes, große und kleine, mit und ohne Laternen. Man zog durch alle Straßen, und die in ihren Stammkneipen versammelte Bürgerschaft nahm den Zapfenstreich zum Anlaß, in patriotischer Erhebung noch einen zu trinken.

Natürlich war Festgottesdienst. Der Herr Superintendent, der die Gewohnheit hatte, seine Predigt etwas spät anzufangen, war schon am Abend vor dem Feste durch die Trommler, die sich gerade unter seinem Fenster versammelten, arg gestört worden. Er hatte bis tief in die Nacht hinein arbeiten müssen. Des Morgens um fünf Uhr ging die Klapperei schon wieder los, und an Schlaf war nicht zu denken, auch nachdem die Reveille abgezogen war. Um sieben Uhr wurde vom Turme „Nun danket alle Gott“ geblasen, um neun Uhr begann der Festgottesdienst, zu dem sich alles versammelte, was eine amtliche Stellung bekleidete. Der Herr Organist zog alle Register, und der Herr Kantor ließ von seinem Kirchenchore seinen Lieblingspsalm singen: „Richte mich, Gott, und führe meine Sache wider das unheilige Volk“ von Mendelssohn. Und das unheilige Volk saß dabei und hörte es mit Andacht an. Der Herr Superintendent hielt eine schöne Predigt, der es freilich zufolge der verdorbnen Nacht an Frische fehlte, worauf die Festversammlung unter Orgelgetöse, aus dem hie und da Bruchstücke aus „Heil dir im Siegerkranz“ hervorbrachen, das Gotteshaus verließ.

Um elf Uhr fanden die verschiednen Schulaktus statt. Im Seminar glänzte der Seminarmusikdirektor mit seiner Vorführung patriotischer und nichtpatriotischer Lieder, die nach seiner ganz besondern Gesangmethode vorgetragen wurden, im Progymnasium hielt der Mathematiker nach berühmten Mustern die Festrede, die mit Seiner Majestät begann, aber dann zur Erörterung der Vorzüge der Euklidischen Methode überging, und in den Stadtschulen wurden wohlaufgeschriebne, wohlgelernte und mit zahllosen Zitaten gespickte Reden auf die Verdienste des Königshauses um das Vaterland gehalten.

Inzwischen hatte sich eine Anzahl von Patrioten unter der Führung von Meister Burkardt, der seiner Zeit Artillerist gewesen war, der Böller der Schützengesellschaft bemächtigt und sie auf den Stadtberg geschleppt. Hier eröffneten sie unter Verwendung einer unbilligen Menge Pulver und großer Graspfropfen und umdrängt von einer Schar fürwitziger Jungen ein Bombardement auf die Stadt, daß die Fenster klirrten und manche Bürgersfrau „Ach du lieber Gott!“ rief und Teller oder Tasse im Schrecken beinahe aus der Hand fallen ließ. Es ist ein

Digitized by Google

wahres Wunder, daß kein Unglück geschehen ist. Kantors Fritzen ist ein Grasspfropfen dicht am Ohre vorbei geflogen. Und daß die alten Rohre nicht geplatzt sind, auch das muß als Wunder angesehen werden. Schließlich wurde das Pulver alle, und zwar eine Viertelstunde vor dem Königshoch, das eigentlich durch Schüsse begleitet werden sollte.

Um vier Uhr sollte das Festessen beginnen. Das Komitee war noch immer in fieberhafter Thätigkeit. Die Tischordnung war noch mehrmals umgeworfen worden. Die Herren vom Betriebsamte noch nachträglich zu gewinnen, nachdem man sie von vornherein übergangen hatte, war nicht möglich gewesen. Dagegen hatten die Reserveoffiziere darauf verzichtet, nach M. zur Regimentsfeier zu reisen, nachdem sie durchgesetzt hatten, daß ein Militär, nämlich der Herr Postdirektor, die Kaiserrede hielt, was sowohl den Herrn Amtsgerichtsrat, wie auch den Herrn Superintendenten arg verschnupfte. Man einigte sich nach langen Verhandlungen dahin, daß zwar der Herr Postdirektor das Königshoch ausbringen, der Vorsitz aber an der Tafel dem Herrn Amtsgerichtsrat als Rat vierter Klasse bleiben solle. Auch mit Herrn Flöte hatte man seine liebe Not. Er machte allerlei Ausflüchte, die deutlich erkennen ließen, er wolle sich nicht beteiligen, weil seine Selbstliebe verletzt war. Aber ohne Flöte ging es doch nicht — ganz und gar nicht. Alle Freunde kamen und drängten. Man hielt ihm vor, wie verdient er sich um das Vaterland machen und wie sehr er als der erste Mann der Stadt erscheinen würde, wenn er die Volksrede vom Altan des Rathauses halten wollte. Niemand könne das besser als er. Das machte Eindruck, umso mehr, als es hieß, daß der Bürgermeister die Absicht habe, die Rede selbst zu halten. Er gab also seine Zustimmung. Aber seine Anmeldung zum Festessen fehlte noch immer. Man wird leicht ermessen, wie viel davon abhing, daß Herr Flöte seinen richtigen Platz bekam.

Die ersten Festgäste erschienen schon, als man gerade fertig war. Der Saal machte einen überaus feierlichen Eindruck. Die Ehrenseite wurde von dem Vorhange der Bühne gebildet, auf dem sich einige dürftig bekleidete menschliche Wesen von zweifelhafter Anatomie über bläulicher Watte herumkugelten. Unten vor der Bühne waren die bekannten vier Lorbeerbäume, die bei Hochzeiten und bei Begräbnissen erster Klasse ihre Rolle zu spielen pflegten, aufgestellt. Dazwischen, gerade vor dem Souffleurkasten auf einer mit Stoff in den Landesfarben benagelten Kiste, das Brustbild Seiner Majestät. Die wie üblich in Hufeisenform gestellte Tafel war aus Mangel an Raum bis dicht an das Lorbeergebüsch herangerückt worden, sodaß dort einige Plätze verloren gingen.

Die Teilnehmer fanden sich ein; der Bedeutung des Tages entsprechend von der eignen Bedeutung überzeugt und voll Erwartung, ob auch dieser Bedeutung ihr Recht werde. Man kann nicht behaupten, daß allen Ansprüchen genügt worden wäre, und man konnte während der Tafel manche bedauernde Bemerkung über die Intelligenz und den Gerechtigkeitssinn des Komitees vernehmen. Noch im letzten Augenblicke erschienen einige Teilnehmer, die es gerade noch möglich gemacht hatten, zu kommen, man rückte also in den obern Regionen die Stühle zusammen, so sehr als es möglich war, zu allerletzt erschien — Herr Flöte. Sein Blick schweifte über die Festtafel, und siehe, es war kein Platz da. Herr Flöte versteinerte und blieb so in der Mitte des Saales stehen. Noch einige Augenblicke, und er wird sich umwenden und davon gehen, weil er, die wichtigste Person der Stadt, bei Königs Geburtstag keinen Platz gefunden hatte. Welch ein Unglück, welch ein Verhängnis! Herr Stadtrat „Ub“ rang die Hände, und der Herr Amtsgerichtsrat trat ungeduldig und ratlos von einem Fuße auf den andern. In demselben

Digitized by Google

Augenblicke erschien der Oberkellner mit der Miene eines Pudels, der seine wohlverdienten Schläge erwartet, einen Brief in der Hand haltend. Dieser Brief sei gestern abgegeben und von Franz oder Schorsch oder sonst wem vergessen worden. Es war die formgerechte Anmeldung Flötes zum Königsessen.

Seid ihr denn ganz des Teufels! rief der Amtsgerichtsrat aus. Solch einen Brief zu vergessen! Ja, was machen wir denn nun?

Der Oberkellner war der Schwierigkeit des Augenblicks gewachsen. Er ließ das Lorbeergebüsch aus einander rücken, Seiner Majestät Bildnis hinter den Souffleurkasten stellen und das Postament entfernen. So wurde gerade noch ein Platz gewonnen. Und Herr Flöte ließ sich erbitten, diesen Platz einzunehmen.

Gott sei Dank! Man konnte sich nunmehr allerseits befriedigt setzen und durch Entgegennahme der Suppe zur Feier des Tages übergehen.

Das Festessen verlief glänzend. Der Herr Postdirektor hielt seine Rede schneidig, mit markigem Tone und zündenden Worten. Man stimmte begeistert in das ausgebrachte Hoch ein und sang Heil dir im Siegerkranz — so weit, als im Gedächtnis der Text reichte. Die Tafelmusik machte mehr Lärm denn je, die Schleie war ausgezeichnet, und der Wein trinkbar. Man konsumirte, ein Zeichen der Bedeutung des Tages und des gehobnen patriotischen Gefühls der Versammelten, 134 Flaschen Weißwein, 84 Flaschen Rotwein und 40 Flaschen Sekt.

Die Wirkungen dieses patriotischen Strebens blieben denn auch nicht aus. Man konnte nach Schluß des Festmahles den Herrn Bauinspektor und den Herrn Bürgermeister Arm in Arm in Kurven dritter bis siebenter Ordnung über den Marktplatz segeln sehen. Die Perücke des Herrn Katasterkontrolleurs, sowie sein Hut hatten einen merkwürdigen Sitz eingenommen. Der Herr Provisor in Uniform, der nach dem Essen in einer feinen Gesellschaft mit Thee und Damen erscheinen mußte, gelangte gerade noch bis zu einem Stuhle, wo er stocksteif sitzen blieb, indem er seine Tasse Thee, die man ihm in die Hand geschoben hatte, in höchst gefährlicher Weise balancirte. Und der Herr Diakonus wurde im Laufe des Abends im Saale des Roten Adlers gefunden, wo er, in einem Winkel auf seinem Stuhle sitzend, den Schlaf des Gerechten schlief. Derartige Vorkommnisse würden unter andern Umständen billig den Unwillen der Alten und den Spott der Jungen herausgefordert haben. Aber bei Königs Geburtstag liegt doch die Sache anders. Was sonst für unschön und direktionslos gehalten wird, das gilt an diesem Tage für edel, löblich und patriotisch.

Was von der Tafelgesellschaft noch leistungsfähig war, begab sich in den Prinzen Ferdinand, um sich bei einem Glase Spatenbräu zu beruhigen und die Zeit bis zum Festzuge der Vereine abzuwarten. Unter ihnen befand sich auch Herr Flöte, und zwar mit etwas belastetem Gewissen, denn er hatte ja noch eine patriotische Rede zu halten, und er hatte — es war nicht zu leugnen — für seine Verhältnisse etwas viel getrunken. Demnach fuhr er mit der Hand ab und zu nach dem Manuskripte in seiner Brusttasche, ohne jedoch dazu zu kommen, es anzusehen.

Inzwischen hatten sich die Vereine am Hospitalplatze versammelt. Schon lange vorher hatte die Trommlerjugend ihr Geklapper begonnen, dann hatten sich des Stadtmusikus Leute mit ihren Instrumenten versammelt, zuletzt waren die Vereine zögernd angekommen. Nur der „Kriegerverein mit Gewehr“ fehlte. Die Festordner schrieen sich heiser, es gab einige Drängelei, Feuerwerkskörper wurden unters Publikum geworfen, Weiberstimmen kreischten auf, alles, wie das so zu sein pflegt. Endlich war man in Ordnung. Die große Pauke gab das Signal, der Zug fing an, sich in die dichte Menge des Publikums hinein zu schieben, der Herr Polizei-

Digitized by Google

kommissarius und zwei Polizisten voraus, dann eine Reihe Feuerwehrmänner in voller Ausrüstung mit Fackeln, dann der Herr Stadtsekretär mit seinen Jungens, dann das übrige. Des Stadtsekretärs große Stunde begann. An der Aubrücke gab es eine Stockung. Was ist denn los da vorn? Es sah aus, als werde ein Gefecht geliefert, es erhob sich ein großes Geschrei: Was ist denn los? Jenseit der Aubrücke, wo sich die Straße im rechten Winkel wendet, um in die Hauptstraße einzumünden, hatte sich hinter einer Mauer der „Kriegerverein mit Gewehr" aufgestellt. Als nun die Spitze des Zuges an ihm vorüber war und zufolge der Enge der Brücke der Zug nicht schnell genug folgen konnte, rückte der Kriegerverein, die Trommeln zur Seite schiebend, in die Lücke ein. Dies war ein taktisches Manöver, das der militärischen Tüchtigkeit des Vereins alle Ehre machte, aber großen Zorn bei den „Kriegskameraden" hervorrief. Kaum war die erste Überraschung vorüber, so stießen die beiden Vereine feindlich aufeinander. Schon fing man an, mit den beiderseitigen Fahnen aufeinander loszuschlagen, als sich Herr Stadtrat „Ub" ins Mittel warf. Meine Herren, rief er, meine Herren, ich bitte Sie um Gottes willen, bedenken Sie, was Sie thun, Sie als Krieger, an Königs Geburtstag!

Ach was, Sie alter Duckmäuser, antwortete man ihm, gehen Sie nach Hause, setzen Sie sich hinter den Ofen.

Stadtrat „Ub" ließ sich aber nicht abschrecken, sondern ruhte nicht eher, als bis er einigermaßen Frieden gestiftet hatte. Die große Pauke setzte wieder ein, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Glücklicherweise ist der Vorgang nicht von vielen Leuten gesehen worden. Die Sache hat sich aber so zugetragen, wie ich erzählt habe. Ich habe auch hinterher den neuen schönen Cylinder des Herrn Stadtrat gesehen, der bei der Affaire einen Knick bekommen hat, den er zeitlebens nicht verwunden hat.

Auf dem Marktplatze hatte sich eine große Menge Menschen versammelt, auf dem Rathause erwartete man das Kommen des Zuges. Im Stadtverordnetensaale waren die „Spitzen" versammelt. Alles bemühte sich, eine möglichst würdevolle Haltung anzunehmen, was auch gelang, nur die Gespräche waren etwas gewaltsam und stockend, was aber niemand auffiel. Auf dem Altan standen die Herren, die berufen waren, die dem Landesherrn geltende Ovation entgegen zu nehmen, das Komitee und vor allem Herr Flöte, der noch immer nicht dazu gekommen war, sein Manuskript durchzulesen. Jetzt bog die Spitze des Zuges in die Hauptstraße ein, zuerst die rotqualmenden Fackeln und dann die Reihen hüpfender und schwankender Papierlaternen. Herrn Flöte war nicht wohl zu Mute. Die vielen unruhigen Lichter waren ihm sehr fatal. Und diese schreckliche Pauke! Schon von ferne her that sie, als wenn sie alles allein beherrschen wollte, aber als sie unten unterm Balkon vorüberzog, paukte sie mit ihrem Höllenlärme dem Redner alle Gedanken erbarmungslos aus einander, die sich mühsam zur Rede versammeln wollten. Herrn Flöte stand der Angstschweiß auf der Stirn. Jetzt sang man Deutschland, Deutschland über alles, die Stadtkapelle spielte, die Dirigenten der verschiednen Gesangvereine dirigirten ihre Vereine, das Volk stimmte auf seine Weise ein, es klang wie eine Fuge. Jetzt wurde es still. — Nun bitte, Herr Stadtverordnetenvorsteher. — Der Herr Stadtverordnetenvorsteher stieß einen letzten Stoßseufzer aus und legte los. Was Herr Flöte geredet hat, hat er hinterher nicht mehr gewußt, mit der von ihm ausgearbeiteten patriotischen Rede mag es wohl gewisse Beziehungen gehabt haben. Unten auf dem Marktplatze haben sie nicht viel mehr gehört als einen gewissen Rhythmus einzelner bellender Laute. Der Schluß: Er lebe hoch! ist gehört und mit Tusch, Hüteschwenken und Hurra beantwortet worden.

Digitized by Google

Dies war der Schluß der offiziellen Feier. Was hernach noch geschehen ist, wo überall der Stadtsekretär mit seinen Trommlern noch herumgezogen ist, was für Reden noch gehalten sind, wieviel Bier getrunken ist, wann man nach Hause gekommen ist, und was die betreffenden Ehefrauen dazu gesagt haben, darüber berichten meine Quellen nichts. Nur das kann noch gesagt und darf auch nicht verschwiegen werden: Der Erfolg der patriotischen Feier war „ein großartiger." Die Befriedigung am Tage nach Königs Geburtstag war allgemein — das heißt vermischt mit einem gelinden Kopfschmerz. Der Herr Bürgermeister war mit der Haltung der Bürgerschaft zufrieden. Er soll sich an diesem Tage über Orden und Ehrenzeichen weniger absprechend geäußert haben. Herr Flöte nahm die Lobsprüche seiner Freunde mit würdevoller Bescheidenheit entgegen und kam zu der Überzeugung, daß er es doch wohl besser gemacht habe, als er es selbst gedacht hatte. Herr Eugen Hirsch war in gehobner Stimmung, weil er unter den Herren vom Komitee auf dem Altan des Rathauses gestanden hatte, wo ihn alle seine Leute und das ganze Volk gesehen hatten, und der Herr Amtsgerichtsrat, weil er präsidirt hatte. Den Herren Bürgern waren die Schleie und der Rotwein in allerbester Erinnerung. Herr Stackelberg freute sich, daß er sich, ohne den Einspruch seiner lieben Frau fürchten zu müssen, einmal gründlich satt getrunken hatte. Die Wirte strichen schmunzelnd den Verdienst ein. Und der Herr Stadtsekretär war innigst gerührt über sich selbst und darüber, daß er der Stadt mit seinen Jungens so schön etwas vorgetrommelt hatte. Der Festbericht im Tageblatte wurde allerseits mit großer Sammlung gelesen, und alles war mit dem Berichterstatter darin einverstanden, daß sich der Patriotismus der Bürger im glänzendsten Lichte gezeigt habe. Und in der That, wenn der Wert einer Sache daran gemessen werden kann, was ihre Durchführung für Schwierigkeiten gemacht hat, so war diese Königs-Geburtstagsfeier eine Sache von hohem Werte. Unter Patriotismus versteht man die Hingabe ans Allgemeine. Das Vaterland wird in Zeiten, die die Opferwilligkeit der Bürger fordern, auf den Bürgersinn unsrer Stadt Häuser bauen können.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die oldenburgischen Heuerleute. Als wir kürzlich einmal mit einem Freunde über die Landarbeiterfrage sprachen und das westfälische Heuerverhältnis als das verwirklichte Ideal bezeichneten, bemerkte jener, dieses Verhältnis sei in der Auflösung begriffen, und soweit sich die Heuerleute noch darein fügten, sei das der katholischen Verdummung zu verdanken — oder sei diese daran schuld; an den Wortlaut der Äußerung erinnern wir uns nicht mehr. Davon, daß das Heuerwesen in der Auflösung begriffen sei, hat man in den Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik, die freilich schon fünf Jahre zurückliegen (vergleiche den vierten Band der Grenzboten von 1893, Seite 349), nichts gelesen, und anderweitige Informationsquellen stehen uns augenblicklich nicht zur Verfügung. Was aber das andre anlangt, so glauben wir zwar selbst, daß die moderne Aufklärung in Wechselwirkung mit wirtschaftlichen Umwälzungen auch dieses patriarchalische Verhältnis

Digitized by Google

zuletzt noch auflösen wird, nur dürfte es dann schlimm um den dortigen Bauernstand stehen, der auf diese Art Arbeitskontrakt gegründet ist.

Wie das Heuerwesen aus der Bodenverteilung und Besiedlungsweise des westlichen Niederdeutschlands natürlich erwachsen ist, hat der durch seine Arbeiten über die wirtschaftlichen Zustände Oldenburgs rühmlich bekannte Vorstand des Großherzoglichen statistischen Bureaus, Geheimrat Dr. Kollmann,*) in seiner jüngsten Schrift: Die Heuerleute im oldenburgischen Münsterlande (Jena, Gustav Fischer, 1898), recht schön klar gemacht. Die oldenburgische Geest ist reines Bauernland und nach dem System der Einzelhöfe besiedelt. Daraus folgt zweierlei; einmal, daß es keine Gelegenheit für kleine Leute giebt, Landparzellen käuflich zu erwerben, um so weniger, als die niedersächsische Sitte, die Höfe ungeteilt und unverkleinert zu vererben, auch nach der Aufhebung des gesetzlichen Zwanges dazu bestehen geblieben ist. Durch die Verpflichtung zur Kultur von Unland kann allerdings ein kleines Eigentum erworben werden, aber das schafft eine so mühselige Selbständigkeit, daß, wer die Wahl hat, die mäßige Abhängigkeit des Heuermanns vorzieht. So kann also ein Stand von kleinen Besitzern, die den unzulänglichen Ertrag ihrer Wirtschaft durch Tagelohn ergänzen, wie er in Südwestdeutschland, in Mitteldeutschland, auch in Niederdeutschland zwischen Elbe und Weser häufig gefunden wird, nicht aufkommen. Andrerseits ist, da die Dörfer fehlen, in denen Handwerker, Krämer und dergleichen Leute Häuser bauen, auch keine Wohnung vorhanden für landlose Inlieger, sogenannte „freie," d. h. vogelfreie Arbeiter, wie sie die Ablösung in einigen altpreußischen Provinzen geschaffen hat. Es ist schwer zu sagen, wie sich die oldenburgischen Bauern vor der Einbürgerung des Heuerlingswesens geholfen haben mögen; wahrscheinlich in der Weise, daß sie den bei weitem größten Teil ihres Bodens unbestellt gelassen und höchstens als Weide benutzt haben; sie mögen also sehr arm gewesen sein. Das Institut ist nämlich erst im vorigen Jahrhundert im südlichen Teile des Großherzogtums von Münster und Osnabrück aus, zu welchen Bistümern er bis 1803 gehört hat, allmählich eingeführt worden. Als Heuerleute wurden „Abfindlinge" des Anerben, also meistens Brüder und Männer von Schwestern, angesetzt. Von den ostdeutschen Instleuten unterscheiden sich die Heuerleute durch ihre größere Unabhängigkeit. Der Acker des Insten liegt in den Gutsschlägen, wird gemeinsam mit diesen nach den Anordnungen des Gutsherrn bestellt, und seine Kuh wird mitunter im Stalle des Gutsherrn gefüttert. Acker und Kuh zusammen bilden also keine eigentliche Wirtschaft, sondern sind ihm nur zur Nutzung überwiesen; ihr Ertrag ist eine Art von Deputat, wie er denn auch sonstiges Deputat, z. B. einen Anteil am gedroschnen Korn, erhält. Der Heuermann dagegen hat seine eigne Wirtschaft, die nur insofern vom Bauer abhängig bleibt, als dieser ihm zum Getreideeinfahren sein Gespann leiht. Hat der Heuermann, und das ist die Regel, mindestens zwei Kühe, so fällt auch diese Abhängigkeit hinweg, und er beansprucht das Gespann seines Bauern nur für den Doktor, für Hochzeit, Kindtaufen und Begräbnisse.

Will man den Heuermann in eine der uns geläufigen Rechtsformen einfügen, so muß man ihn als Pächter bezeichnen. Er zahlt wirklich Pacht. Der Pachtzins für Haus und Garten beträgt durchschnittlich dreißig Mark. Das Haus ist freilich

*) Seine beiden Hauptwerke sind: Das Herzogtum Oldenburg in seiner wirtschaftlichen Entwicklung während der letzten vierzig Jahre (Oldenburg, G. Stalling, 1893) und Statistische Beschreibung der Gemeinden des Herzogtums Oldenburg (Oldenburg, Bültmann und Gerriets, 1897). Von seinen kleinern Schriften ist eine, über die landwirtschaftliche Verschuldung in Oldenburg, im dritten Bande des Jahrgangs 1897 der Grenzboten, Seite 33 ff., benutzt worden.

Digitized by Google

darnach: eine elende Lehmhütte, der Anlage nach eine Miniaturausgabe des niedersächsischen Bauernhauses: Diele mit Einfahrt und Herd, zu beiden Seiten die Ställe, Scheuer und Kammern. Daß der Rauch, weil der Schornstein fehlt, keinen andern Abzug hat als den durch die Risse und Löcher der Wände und des Daches, das rechnet aber der Heuermann nicht etwa zu den Menschenunwürdigkeiten, wegen deren er gleich dem Berliner Arbeiter zur Sanitätskommission laufen müßte; vielmehr würde er gegen jede ihm von einer solchen aufgenötigte Änderung protestiren, weil er den Rauch für Speck und Schinken braucht. Für den Acker zahlt er etwas weniger, als sonst landesüblich ist. Die Geringfügigkeit der Pacht wird ausgeglichen durch die Arbeitstage, die er dem Bauern leistet, in der Erntezeit mit Frau und Kindern, wenn er erwachsene oder halberwachsene hat; die kleinen werden derweil auf dem Bauernhof verpflegt. Die Zahl der Arbeitstage schwankt zwischen 7 und 250. Je kleiner das Anwesen des Heuermanns ist, desto größer ist die Zahl der Arbeitstage, desto mehr trägt er selbst den Charakter des Lohnarbeiters, der nebenbei ein Parzellchen Pachtacker bewirtschaftet; seine Frau muß in diesem Falle in der eignen Wirtschaft die Hauptarbeit leisten. Je größer das Anwesen des Heuermanns ist — mancher hat drei, auch mehr Kühe und mästet zehn Schweine —, desto weniger hat er Arbeitstage zu leisten, desto mehr natürlich an Pacht zu zahlen; er ist dann ein kleiner Ackerwirt, der nebenbei einige Tage im Jahre tagelöhnert. An den Arbeitstagen erhält der Heuermann Kost beim Bauern — eine sehr reichliche und gute Kost — und meistens auch Barlohn, der aber geringer ist als der landesübliche Tagelohn, entsprechend dem niedrigern Pachtzins, den er entrichtet. Die Zahl der Heuerlinge, die ein Bauer hält, ist sehr verschieden. Viele haben gar keinen, die meisten einen, andre zwei bis sechs, einige — das mögen die reichsten sein — bringen es auf mehr als sechs, einer sogar auf siebzehn. Die Heuerwirtschaften liegen nur ausnahmsweise in den Außenschlägen. Der Heuermann hat seinen Acker nahe bei seiner Hütte, und seine Hütte liegt, damit ihn der Bauer jederzeit zur Hand habe, nicht weit vom Hofe.

Bauer und Heuer stehen in einem patriarchalischen Vertrauensverhältnis zu einander. Schriftliche Verträge kommen erst jetzt auf und sind noch nicht allgemein. Man kontrahirt mündlich auf Kündigung oder auf ein Jahr; im zweiten Falle wird vorausgesetzt, daß sich der Vertrag alljährlich stillschweigend erneuert, und meistens bleiben beide einander lebenslänglich treu. Sie arbeiten Schulter an Schulter, essen an einem Tisch mit einander, verbringen ihre Erholungszeit mit einander und feiern ihre Familienfeste mit einander; keinerlei soziale Kluft trennt und verfeindet sie. Der Bauer hilft dem schwächern Bruder, so oft dieser in Not gerät. In einer Schilderung des beiderseitigen Verhältnisses, die die Oldenburgischen Blätter im Jahre 1823 gebracht haben, heißt es: „In teuern Zeiten giebt mancher Grundbesitzer seinen Heuerleuten das Brotkorn zu etwas billigern Preisen. Steht des Heuermanns einzige Kuh trocken, oder stirbt dies Kleinod der Familie gar, so versorgt wohl des Bauern Milchkammer die Heuerleute mit der nötigen Milch; bei Krankheiten bringt die Tochter des Hauses gern ein besseres, nahrhafteres Essen. Stirbt der Familienvater und hinterläßt Weib und unerwachsene Kinder, oder wird er arbeitsunfähig, so wird der Zweck, zu dem Heuerleute gehalten werden, nicht erreicht; dennoch wird man, wenn der Bauer irgend gut steht, selten finden, daß die Familie vertrieben oder genötigt würde, dem Kirchspiel oder der Armenkasse zur Last zu fallen. Unvermögenden Heuerleuten wird mit der Heuerzahlung oft jahrelang nachgesehen.“ Kollmann versichert, daß diese Schilderung noch heute zutreffe.

Digitized by Google

Nur in einem Punkte ist eine Änderung eingetreten: die Heuerleute befinden sich heute viel besser und sind weit wohlhabender als vor siebzig Jahren. Proletarier sind sie selbstverständlich niemals gewesen; gehört doch zur Übernahme einer Heuerwirtschaft ein kleines Betriebskapital. Die Besserung der Lage ist vor allem dem Umstande zu danken, daß ein starker Abfluß der Bevölkerung nach Nordamerika und dann die Erweiterung des Nahrungsspielraums durch Bodenzuwachs der Übervölkerung abgeholfen haben. Das Wort Übervölkerung, bemerkt der Verfasser, klinge ja seltsam, wenn man es auf eine Landschaft anwende, die zu den am dünnsten bevölkerten Deutschlands gehört; aber Übervölkerung ist eben ein relativer Begriff; die oldenburgische Geest kann keine zahlreiche Bevölkerung nähren, weil ihr Boden mager ist,*) und weil sie keine gewerbetreibenden Städte hat, die den Überschuß beschäftigen könnten. Boden ist durch Aufteilung der Marken gewonnen worden. Außerdem ist der Absatz von Milchprodukten, sowie von Vieh und Fleisch gegen früher erleichtert und viel lohnender geworden. Die Steuerrollen lassen freilich die Heuerleute als eine recht armselige Gesellschaft erscheinen, aber die Einschätzungsergebnisse täuschen eben überall, wo das Einkommen zu einem großen oder gar zum größten Teil aus Naturalien besteht. Statistisch steht fest, daß die Schulden dieser Leute nicht der Rede wert sind, und daß 521 von ihnen — bei den übrigen war es nicht zu ermitteln — Sparkassenkapitalien im Gesamtbetrage von 1205943 Mark besitzen, sodaß also durchschnittlich 2314,6 Mark auf einen fallen. Überhaupt, um dies nebenbei zu bemerken, erscheint die ganze Bevölkerung dieser Geest, die Bauern eingeschlossen, den Steuerlisten nach zwar arm, befindet sich aber thatsächlich in behaglicher und gesicherter Lage. Die Hypothekenschuld aller Landgemeinden beträgt zusammen noch nicht 10 Prozent ihres Privatgrundbesitzes, und der Schuld von 12110000 Mark steht ein Kapitalvermögen von 24771000 Mark gegenüber.

In der oldenburgischen Geest haben wir einen Fall der sozialen Harmonie vor uns, die in einfachen Verhältnissen so leicht zu erreichen ist, die aber eben deswegen den Fortschritt zu dem ausschließt, was man als höhere Kultur zu preisen pflegt. Daß sich auch bei solcher höhern Kultur, die große Vermögensunterschiede und eine weitgehende Arbeitsteilung voraussetzt, die Harmonie einmal hätte aufrecht erhalten lassen, dafür hat uns die Weltgeschichte bisher noch kein Beispiel geliefert.

Litteratur

Der neue Kluge. Daß ein größeres gediegnes philologisches Werk in vierzehn Jahren sechs Auflagen erlebt, ist etwas ganz ungewöhnliches. Aber Kluges Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache ist eben allmählich das Hauptwerkzeug historischer Bildung für unsre Muttersprache geworden. Seine Verbreitung ist eins der besten Zeugnisse für das ernsthafte Interesse, das heute weite Kreise unsrer Gebildeten der Geschichte der deutschen Sprache widmen. Die

*) Von der Münsterschen Geest sind nur 88611,8 Hektar kultivirt, 125903,3 Hektar heut noch unkultivirt und zum Teil Unland.

Digitized by Google

Dankbarkeit des Publikums nötigt dem Verfasser wiederum Dank ab, und den kann er nicht besser abstatten, als durch fortwährende Vervollkommnung seines Werkes. Die eben erscheinende neue Auflage (Straßburg, Trübner, 1898) ist wieder ein energischer Schritt vorwärts.

Man gehe z. B. die Buchstaben C und D durch. Da bringt die neue Auflage Artikel wie Christbaum und dann völlig aus der Feder von zwei Spezialgelehrten, von dem Verfasser der Geschichte der deutschen Weihnacht und unserm ersten Syntaktiker. Zu weiterer Unterrichtung sind bei wichtigern Artikeln nicht allzu schwer zugängliche Quellenarbeiten angegeben. Auf jeder Spalte ist im kleinen gebessert, durch Berichtigung der aufgestellten etymologischen Reihe z. B. bei Cavalcade, durch übersichtlichere Anordnung bei Chauvinismus, durch Einfügung neuer schlagender Zwischenstufen der Bedeutungsentwicklung bei Canaille (canaglia Hundepack).*) Neue interessante Belege sind eingeschoben worden, z. B. unter —chen ein spätes Zeugnis für —ichen aus dem zweiten Teil von Goethes Faust. Die Streichung des einzigen Wortes „asiatisch" neben „Urheimat der Germanen" in dem Artikel Dienstag bedeutet die Veränderung des Standpunktes eines so ausgezeichneten Kenners wie Kluge in einer der schwierigsten und spannendsten Fragen der indogermanischen Urgeschichte. In der Form ist vieles glücklich gekürzt. Doch wächst das Ganze durch Bereicherung im einzelnen immer weiter: in C sind Camee, Charakter, Christ, Christbaum, Christkindchen und aus der Sprache des achtzehnten Jahrhunderts Chapeau (Herr als Tänzer) und Charmante (Geliebte) aufgenommen, in D das formell interessante dereinst, der alte Ruf Diebio und die mundartlichen Ausdrücke Deube (Diebstahl), Diechter (Enkel) und Dunzel (Mädchen).

Hier einige Notizen als kleine Beiträge zu C und D. Noch etwas ältere Belege für Citrone und Damast als die ältesten, die Kluge bringt, finden sich in Dürers Tagebuch seiner niederländischen Reise von 1521 (Ziternat, Damast), ältere für drillen und diskret in Christoph Lehmanns Florilegium politicum von 1640: Schencken muß mit discretion condirt sein; drillen, Drillmeister. Für Dechant, aus lat. decanus, eine volkstümliche Seitenbildung zu Dekan, teilt Kluge schon aus mittelhochdeutscher Zeit nur noch Formen mit dem unorganischen auslautenden t mit, aber noch in dem niederdeutschen Fastnachtspiel von Claws Bur aus dem fünfzehnten Jahrhundert reimt sich einmal auf spreken: min herre der deken. Zu Drache empföhle es sich vielleicht zu bemerken, daß der Pflanzenname Drachenwurz nichts mit dem behandelten Stamm zu thun hat: er geht auf das arabische tarhūn zurück. R. W.

Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen auf der Thomasschule gesammelt von Dr. O. Dähnhardt. 2. Heft. Nebst einem Anhang: Volkstümliches aus dem Nachlasse von Rudolf Hildebrand. Leipzig, 1898. 156 S.

Rasch ist das zweite Heft seinem Vorgänger gefolgt und durch die wertvolle Beigabe aus dem Nachlasse eines Meisters der Wissenschaft besonders schätzbar. Den Rat, den wir bei Besprechung des ersten Heftes dem rührigen Sammler erteilten, hat dieser in ansprechender Weise befolgt und in geschmackvoller Verwertung Hildebrandscher Leitgedanken an Beispielen hübsch gezeigt, wie dieser aus dem Alltagsleben eingefangne reiche Vorrat an altertümlichen Sitten, Bräuchen, Aberglauben,

*) Aber war die alte Bedeutungsangabe für die Urform von Dach „das deckende" nicht treffender als das jetzt eingesetzte „Deckung," das doch halb abstrakt empfunden wird?

Digitized by Google

Reimen usw. wirklich zum Teil kostbare und unersetzliche Zeugnisse des eigentümlichen Geisteslebens unsers Volks in sich birgt. So werden sich denn an diesen Dingen, da sie sauber geordnet vorliegen und vielfach durch die Ausführungen des Herausgebers ins Licht gerückt sind, nicht nur er und seine Mitarbeiter freuen dürfen, sondern auch die strenge Frau Wissenschaft wird bei rechter Betrachtung davon Gewinn ziehen. Nicht bloß wegen der ansehnlichen Beiträge aus dem Nachlasse Rudolf Hildebrands, dessen Andenken der dankbare Herausgeber schöne, verständnisvolle Worte widmet, empfiehlt sich dieses Heft auch einem größern Kreise, sondern weil es durch die eignen neuen Sammlungen Dähnhardts das erste Heft überragt. Es zeigt, wie recht er that, die sich für solche Dinge ja gern begeisternde Jugend zu gewinnen und durch sie auch die Alten zu einer gelehrten Vorarbeit heranzuziehen, die unzweifelhaft in unserm Sachsenland anderwärts Nachahmung finden und helfen wird, einst eine Darstellung deutschen Volkstums im Spiegel sächsischer Überlieferungen zu ermöglichen.

Karl von François, ein Soldatenleben. Nach hinterlassenen Memoiren von Cl. von Schwartzkoppen. 3. Auflage. Berlin, Eisenschmidt, 1899

Daß dieses Büchlein sich schnell einen freundlichen und weiten Leserkreis erworben hat, ist nicht zum Verwundern. Es ist glatt, einfach und in gutem Stil geschrieben, und es handelt von dem Leben eines schneidigen Soldaten: zwei Eigenschaften, die bei uns immer hochgeschätzt werden. Wir sind ja nicht reich an Memoirenwerken. Auch dieses Buch ist kein Memoirenwerk im großen Stil, wie wir sie mit Neid immer wieder bei den Franzosen auftauchen sehen; vielmehr giebt es nur allzu kurze Skizzen, die an uns vorüberziehen, und denen man anmerkt, daß sie lange nach den Ereignissen, die sie schildern, geschrieben worden sind. Man denkt sich leicht: Da haben Kinder, vielleicht Enkel den alten Großpapa oft bestürmt, niederzuschreiben, was er heute am Kamin und vor drei, vor vierzehn Tagen erzählt hatte aus seiner stürmischen Jugend, von dem flotten Leutnant mit dem locker sitzenden Säbel, der in Württemberg füsilirt werden sollte, dann begnadigt wurde zu lebenslänglichem Kerker, dann vom Hohen Asperg entsprang, dann unter Schill fürs Vaterland stritt und endlich als russischer Offizier von Bialystok bis Paris die große Zeit durchlebte. Und der Großpapa holt endlich seine kurzen Notizen aus den Feldzügen hervor und schreibt nieder, was er erlebt hat. Da finden sich denn oft und oft Stellen, bei denen man bedauert, nicht mehr und eingehendere Schilderungen aus diesem bewegten Leben zu hören. Und der Historiker sagt sich: Schade, es ist kein Quellenwerk. Aber der weniger wissenschaftliche Leser freut sich auch dieser kleinen Gabe, der frischen Soldatenfigur, die ihn an Th. Körner und manche ähnlichen Gestalten erinnert und ihm wieder deutlich zu Gemüte führt, wie so vieles heute anders geworden ist im deutschen Lande. E. v. d. B.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Österreichisches

Die inneröſterreichiſche Politik iſt auf einem Punkt angelangt, der die Deutſchen gebieteriſch zur Sammlung mahnt, denn es kann ſich auch der denkträgſte und vertrauensſeligſte von ihnen nicht verhehlen, daß es auf die Ausſchließung der Deutſchen vom politiſchen Einfluß und auf die Unterdrückung der deutſchen Sprache und des deutſchen Volksbewußtſeins mit allen Mitteln der Regierungsgewalt abgeſehen iſt. Es war das Verhängnis der Deutſchen Öſterreichs, daß ſie die Gefahr, die ſie ſeit Jahrzehnten umgiebt, ſo ſpät in ihrer ganzen Schwere erkannt haben. Ja noch heute giebt es trotz Taaffe, Badeni und Thun brave Männer unter ihnen, die meinen, an der ja noch beſtehenden Verfaſſung und ſchlimmſtenfalls am Kaiſer die Gewähr zu haben, daß es nicht zum Äußerſten komme, daß ihnen der Verzweiflungskampf gegen die ihnen von der Krone geſetzte Obrigkeit erſpart werde. Dieſe Leute, die auch heute noch in den Reihen der Deutſchen zwar nicht mehr das große Wort führen wie ehedem, aber doch noch immer entſcheidenden Einfluß ausüben, haben es nicht erkannt, daß von allem Anfang an außer ihnen kein Menſch in Öſterreich die Dezemberverfaſſung für heilig und für etwas mehr gehalten hat als für ein Aushilfsmittel, das man der Welt nur ſo lange als eine dauernde politiſche Einrichtung vorſpiegelte, als man ſich nicht ſtark genug wußte, ſie wieder zu beſeitigen Die Badeniſche Politik, die Graf Thun ſo gewaltthätig fortſetzt, hat ihre lange Vorgeſchichte, die auffälligerweiſe noch nicht geſchrieben worden iſt. Sie in ihren Hauptzügen kennen zu lernen, iſt unerläßlich, wenn man beurteilen will, ob die Deutſchen Öſterreichs zu tadeln ſind, wenn ſie der jetzigen Regierungsweiſe den Kampf bis aufs äußerſte anſagen, und ob es für das Deutſche Reich gleichgiltig iſt, daß acht Millionen Deutſche in Öſterreich politiſch einflußlos und national ſtumm gemacht werden.

Digitized by Google

Die neuere Geschichte Österreichs fällt zusammen mit der Deutschlands; beide schreiben sich her vom Tage von Königgrätz, dem bittersten vielleicht in der ganzen österreichischen Geschichte, da er von dem größten Teile der einsichtsvollen Bevölkerung selber als ein verschuldeter, als ein verdienter Straf- und Sühnetag empfunden wird. Leider aber nicht auch von den Kreisen, bei denen die Schuld lag. Diese machten damals keinen ehrlichen Ausgleich mit dem siegreichen Gegner, sie gaben die Ansprüche auf die Beherrschung Deutschlands nicht rückhaltlos auf, sondern stellten sie fürs erste nur zurück. In seiner Vorrede zur zweiten Auflage des „Zauberers von Rom" hat Karl Gutzkow vor nun dreißig Jahren die Psychologie der österreichischen Politik nach Königgrätz treffend gezeichnet: „Nach der Schlacht von Königgrätz fragte man sich in der Hofburg: Was hat doch die Spannkraft der moralischen Hingebung unsrer Völker, ihres Patriotismus, ihrer Aufopferungsfreudigkeit so verringern können? wofür setzen Völker überhaupt ihr Leben ein? was lähmte uns so? was reizte das Hohngelächter der Schadenfreude über unser Unglück selbst in unsern eignen Reihen? warum gönnte man uns die Niederlage und nicht den Sieg? und was hat alles unsre Niederlage herbeiführen helfen? Es darf bezweifelt werden, ob diese Betrachtung den bittern Kelch der Selbsterkenntnis geleert hat bis auf die Neige. Neben jener erlauchten Persönlichkeit, auf deren Ja oder Nein in solchen Fällen die Geschicke von Millionen angewiesen sind, stand im Augenblick des tiefsten Schmerzes und des drückendsten Gefühls der Demütigung ohne Zweifel eine reiche Schar von schmeichelnden Ohrenbläsern, die ihr sagten, die einen: Gieb nur dem Augenblick nach und warte die bessere Zeit ab! die andern: Rüste dir eine neue Kraft statt der alten! Wir wissen alle, daß der letztere Rat befolgt wurde. Dem Ausgleich mit Ungarn wird ein Ausgleich mit Böhmen folgen. Die wühlerischen Freunde des zerrissenen Konkordats wissen es nur zu gut, daß der nationale Fanatismus, um zu seinem abgesonderten Ziele zu gelangen, Bündnisse mit jedermann schließt, mit Gott und, geht es mit dem nicht, mit dem Teufel. Die Polen sind bereit, wenn es begehrt wird und sie dafür den kleinen Finger einer Konzession für ihre Nationalität erlangen können, von der Muttergottes von Schenstochau bis zur Santa Maria Novella in Rom auf den Knieen zu rutschen."

Wenn man Personen und Verhältnisse genau kennt, ist es nicht schwer, Prophet zu sein, und wenn man daran festhält, daß die österreichische Politik im Jahre 1866 auf die Herrschaft über Deutschland nicht verzichtet, sondern ihre Pläne nur vertagt hatte, versteht man die letzte Triebfeder für die so beschleunigte Gewährung des ungarischen Ausgleichs, dem zunächst nicht der böhmische, sondern der polnische folgte. Die Polen erkannten den psychologischen Augenblick nach dem Siege Preußens; sie rutschten nicht nach Rom, sondern in die Wiener Hofburg, wo nun allein ihr Glück zu machen war, und versicherten dem Kaiser Franz Joseph auf Pergamentpapier: „Zu dir, o Herr, stehen wir und werden wir stehen." Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Das

Digitized by Google

zweitgrößte Kronland des österreichischen Ländergebiets ist dem polnischen Junkertum ausgeliefert und von der Zentralgewalt in allen Verwaltungsangelegenheiten losgelöst worden. Dafür nimmt nun auch Galizien heute die niedrigste Kulturstufe unter allen Ländern Europas ein und muß durch Zuwendungen aus der Reichskasse wenigstens auf dem Stande erhalten werden, daß die Zahl der am Hungertyphus sterbenden alljährlich die Durchschnittszahl von 50000 Menschen nicht übersteigt. Während Galizien dem Einfluß der Reichsgewalt vollständig entrückt und der gewaltsamen Polonisirung, der traurigerweise die Deutschen den schwächsten Widerstand entgegensetzten, ausgeliefert wurde, behielt dasselbe Galizien den ungeschmälerten Einfluß auf die Zentralgewalt und im Parlament, worin es seither bei allen großen Entscheidungen den Ausschlag zu Gunsten der Regierung — gestern einer tschechenfeindlichen, heute einer deutschfeindlichen, natürlich nur gegen angemessene Bezahlung — gegeben hat.

Wie man nach 1866 äußerlich, um sich wieder für eine großdeutsche Politik fähig zu machen, und nur deshalb, mit der klerikalen und zentralistischen Politik Bachs Ungarn und Galizien gegenüber brach, weil durch diese Politik Österreich in der ganzen Welt verhaßt geworden war, so war es auch selbstverständlich, daß man in dem engern Gebiete der Königreiche und Länder, ganz besonders in Böhmen, eine deutsch-zentralistische Politik für geboten hielt. Über die letzten Ziele dieser Politik gaben sich die Deutschen freilich allzu lange einer Täuschung hin, sonst wäre es unbegreiflich, daß sie diese Zeit unbenutzt ließen, sich ihre nationale Zukunft besser zu sichern, als es in den Februar- und Dezemberverfassungen von 1861 und 1867 geschehen ist. Sobald mit dem Unterliegen Frankreichs im Jahre 1870 die großdeutschen Träume der österreichischen Hofpartei endgiltig zerronnen waren und aufgegeben werden mußten, verschwand auch ihre liberale Anwandlung, ihr zentralistisches Bestreben, ihre Begünstigung des Deutschtums. Graf Beust, der Protestant und Deutsche, wurde beiseite gestellt, das klerikale und föderalistische Experiment wurde sofort unternommen, die Verfassung wurde suspendirt, das böhmische Staatsrecht proklamirt und selbst dem Kaiser vorübergehend einleuchtend gemacht.

Das erste Experiment war zu unvermittelt unternommen worden, Graf Hohenwart war zu ungestüm vorgegangen, als daß er hätte zum Ziel gelangen können, zumal da die damaligen Staatsmänner Ungarns nicht blind gegen die Rückwirkungen waren, die ein absolutistisches und slawisches Regiment in Österreich auf die Zustände in Ungarn ausüben müßte. Hohenwart scheiterte fürs erste, die Verfassung wurde wieder hervorgeholt, und Österreich erlebte sogar eine für dieses Land ungewöhnlich lange liberale und verfassungsmäßige deutsche Regierungszeit. Die Sorglosigkeit, in die sich abermals die Deutschen einwiegen ließen, ihr Glaube, die Hofpartei sei aus Überzeugung und dauernd zu deutschliberalen Anschauungen bekehrt worden, während sie in Wahrheit nur aus Furcht vor dem allmächtigen Deutschen Reiche vorläufig ihre feudalen und absolutistischen

Digitized by Google

Neigungen zurückgestellt hatte, wurde ihnen verhängnisvoll. Über der Jagd nach persönlichen Vorteilen vergaßen die Führer der herrschenden Partei, das deutsche Volkstum, den deutschen Charakter des Staates zu sichern. Sie nahmen es nicht einmal wahr, daß während ihrer Herrschaft der Panslawismus mit russischer Hilfe und russischem Gelde seinen Einzug in Österreich hielt, und zwar über Lemberg und Krakau herein. Das unter dem Vorsitz des damaligen Zarewitsch, spätern Kaisers Alexander III., arbeitende „Zentralkomitee," das die Stimmung für den Krieg gegen die Türkei und die Befreiung aller Slawen vorbereitete, hat durch den damaligen russischen Botschafter Nowikow und den Grafen Ignatiew die Saat gesät und reich gedüngt, die jetzt in Österreich in der Blüte steht. Aus den Veröffentlichungen Khalil Beys wissen wir, mit was für riesigen Geldsummen dieses Zentralkomitee arbeitete. Als Gortschakow fand, daß 5000 Rubel für die Erkaufung eines österreichischen Triester Blättchens zu viel seien, erklärte Ignatiew, dann werde er die Summe aus seiner, das ist des Zentralkomitees, Kasse zahlen. Der russische Rubel und der Haß gegen das neuerstandne Deutsche Reich unter der Führung Preußens hatte die Polen zu Panslawisten gemacht. Die Entdeutschung Österreichs wurde in Angriff genommen, diesmal behutsamer als im Jahre 1870, aber unter derselben Führung.

Im Jahre 1886 veröffentlichte der Pariser Siècle einen Aufsatz aus der Feder des um die Volkstümlichkeit des Panslawismus in Frankreich und dadurch mittelbar um das russisch-französische Bündnis verdienten M. Carnot, der die Überschrift führte „Eine politische Betrachtung über Österreich-Ungarn" (Coup d'œil politique sur l'Autriche-Hongrie). In diesem Aufsatz ist das föderalistische Programm Hohenwarts mit der deutschfeindlichen Tendenz vollkommen entwickelt, sodaß Badeni es nur abzuschreiben brauchte, um sein Programm zu haben. In Deutschland und in den deutschen Kreisen Österreichs wurde dieser Aufsatz weit weniger beachtet als in Rußland. Er ist gewissermaßen der Ausgangspunkt der unverhüllt deutschfeindlichen innern und auswärtigen Politik — nur um die letzte handelt es sich selbstverständlich bei den Franzosen — der heutigen Gewalthaber in Österreich. Einstweilen war aber die Bahn noch nicht frei. Zunächst mußte Ungarn überzeugt werden, daß seiner völligen Lostrennung vom Verbande der Gesamtmonarchie, sobald es die Zeit für gekommen erachte, keine Schwierigkeit bereitet werde. Sodann mußte der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten für ein langsames Ablenken vom deutschen Bündnisse und eine Annäherung an Rußland und Frankreich gewonnen werden. Endlich war aber auch die Krone zu beruhigen, und an dieser Stelle bot die aufgeklärte deutsche Grundstimmung, die ganze Erziehung und Denkweise des Kronprinzen Rudolf eine kaum zu besiegende Schwierigkeit. Gerade diese wurde wider Erwarten schnell und gründlich beseitigt durch den Tod dieses Prinzen am 30. Januar 1889. Um den Ungarn zu zeigen, wie weit die Nachgiebigkeit gegen sie gehe, wurde die altehrwürdige Bezeichnung der gemeinsamen Armee

Digitized by Google

als „kaiserlich-königliche“ durch ein eingeschobnes „und“ geändert, und die thatsächlich längst bestehende Zerreißung der Armee auch äußerlich erkennbar gemacht. Der offne Angriff gegen die Verfassung und die geschichtliche und rechtliche Stellung der Deutschen begann, wie das natürlich war, im böhmischen Landtage und führte im Herbst 1889 zu solchen Ausschreitungen, daß der Austritt der Deutschen nicht nur aus dem böhmischen Landtage, sondern auch aus dem Reichsrate grundsätzlich beschlossen wurde. Wesentlich Rücksichten auf die auswärtige Stellung des Reichs waren es, wodurch der Kaiser Franz Joseph bewogen wurde, persönlich für den Ausgleich der beiden Nationalitäten in Böhmen einzutreten. Im Dezember 1889 begannen in Wien die Ausgleichskonferenzen der beiderseitigen Vertrauensmänner, und im Januar 1890 ging ein Jubelrauschen durch den deutschen Papierblätterwald in Österreich: der Ausgleich war fertig. Es schien, als habe Hohenwart das Spiel verloren, als sollte der Nationalitätenkampf in Österreich sein Ende erreichen, ohne zu einer Unterdrückung der Deutschen und zur Errichtung der slawischen Vorherrschaft geführt zu haben. Da traten, von den Polen im geheimen, von den Südslawen öffentlich unterstützt, die Jungtschechen gegen den böhmischen Ausgleich auf, führten im Reichsrate die Obstruktion gegen das Ministerium Windischgrätz, das schwach genug war, auf Einflüsterungen Hohenwarts den Windischen ein administratives Zugeständnis nach dem andern zu machen und schließlich durch Einstellung der Ausgaben für ein windisches Gymnasium in Cilli in den Staatshaushalt die Mehrzahl der deutschen Abgeordneten von sich abzustoßen und damit sich selber ein ruhmloses Ende zu bereiten.

Während sich Fürst Windischgrätz mit Eifer und Ehrlichkeit bemühte, den beschlossenen Ausgleich in Böhmen zur Wirklichkeit zu machen, gaben die, die ihn beschlossen und beschworen hatten, die Alttschechen und die feudalen Großgrundbesitzer, ihn auf, traten — wie sie sich ausdrückten — freiwillig von der übernommnen Verpflichtung zurück und verhandelten mit den Polen über die Möglichkeit, den nationalen Frieden nicht mit dem Deutschtum, sondern auf dem Grab des Deutschtums zu erzwingen. Es mußte zu diesem Zwecke der Januarausgleich von 1890 um jeden Preis in Böhmen hintertrieben, sodann mußten alle nichtdeutschen Nationalitäten zu einer Mehrheit zusammengefügt werden, wobei man auf die föderalistischen und klerikalen deutschen wie italienischen Elemente mitrechnete. Sehr viel kam darauf an, daß die galizischen Abgeordneten einig und geschlossen auftraten. Darum wurde anfangs Dezember 1890 im Lemberger Landtag die Komödie der Versöhnung der Polen mit den Russen (Ruthenen) aufgeführt, das ureigenste Werk des damaligen galizischen Statthalters Grafen Kasimir Badeni, des schon damals in Aussicht genommnen künftigen Ministerpräsidenten nach dem Herzen Hohenwarts. Die Polen beeilten sich, der Welt, wie üblich auf dem Wege der französischen Presse, die neue Ära in Österreich zu verkünden. Der Pariser Temps enthielt über den Schluß des galizischen Landtages vom 4. Dezember 1890 eine ausführliche

Digitized by Google

Depesche, worin die Aussöhnung der Ruthenen mit den Polen verkündet und gefeiert wurde. Es wird mit großem Nachdruck betont, daß der Vorsitzende der Versammlung, Fürst Sanguszko, die Liebenswürdigkeit so weit getrieben habe, sogar eine Ansprache in ruthenischer Sprache zu halten. Das französische Blatt L'Europe enthüllte damals die polnischen Träume bei diesem Versöhnungsfeste noch deutlicher, indem es bemerkte, „dieses höchst bedeutsame Ereignis (die Aussöhnung der Ruthenen mit den Polen) kann einen großen Einfluß auf die internationale Politik ausüben. Alle Freunde der Slawen werden sich über diese Wendung, zu der die Polen den Anstoß gegeben haben, freuen und wünschen, daß sie entscheidend (décisive) sein werde."

Wie alle äußern Ereignisse, auch die unerwartetsten, die deutschfeindlichen Anschläge begünstigten, so fügte es das Schicksal, daß im Frühjahr 1890 der größte Staatsmann des Jahrhunderts dem allerschwächsten hatte Platz machen müssen. Nicht einmal das preußische Polentum, geschweige das österreichische hatte vom Grafen Caprivi Schwierigkeiten zu erwarten. Und doch war die endliche Richtung der slawisch-klerikalen Verbrüderung in Österreich gegen den Bestand und die Machtstellung des jetzigen Deutschen Reichs nicht etwa erst im Laufe des Kampfes gegen die deutsche Opposition entstanden, sondern war von allem Anfang an gewollt, von allem Anfang an die Hauptsache. Solange Graf Kalnoky an der Spitze der österreichisch-ungarischen politischen Geschäfte stand, legte man sich in der Herabwürdigung Deutschlands und des Bündnisses mit ihm einige Zurückhaltung auf; nachdem aber durch ein ungemein geschickt angelegtes Ränkespiel Kalnoky gestürzt war, und er einem Vollblutpolen den Platz überlassen hatte, nahm die „Reichswehr," das Blatt, das den österreichischen Steuerzahlern und dem Grafen Badeni in zwei Jahren eine viertel Million Gulden gekostet hat und vertragsmäßig die Politik Badenis und seiner Mehrheit zu verfechten hatte, jeden Anlaß wahr, Preußen und das deutsch-österreichische Bündnis zu verunglimpfen und herabzuwürdigen. Als der Jungtscheche Eim mit den Vertrauensmännern der verschiednen Nationalitätengruppen über das Vorgehen gegen die Deutschen verhandelte, äußerte er den Rumänen (aus der Bukowina) gegenüber, daß sie bei den übrigen deutschfeindlichen Parteien stark verdächtig seien, an der Politik des Dreibunds zu hängen; daß die übrigen Mehrheitsparteien aber den Dreibund bekämpften, einstweilen im stillen, zu gegebner Zeit aber ihn auch offen bekämpfen würden, und daß dieser Kampf dann möglicherweise die Rumänen doch von den Polen, Tschechen und Windischen trennen werde. Es scheint, daß die Rumänen beruhigende Versicherungen gegeben haben, wenigstens halten sie bei der Rechten und der Regierung trotz aller Demütigungen — so bei den letzten Landtagswahlen in der Bukowina — mit einer Zähigkeit und Selbstverleugnung aus, die in dem bloßen Mangel an Selbstgefühl keine ausreichende Erklärung findet.

Der Nachfolger Kalnokys, Graf Goluchowski, kam auf seinen hohen Posten aus verhältnismäßig bescheidner diplomatischer Stellung, vom Gesandtenposten

Digitized by Google

in Bukarest. Die gesamte politische Welt war über seine Berufung geradezu verblüfft und fand keine andre Erklärung dafür, als seine polnische Nationalität und die besondre persönliche Gnade, um nicht zu sagen Zuneigung des Kaisers. Goluchowski gab seiner Amtsführung sofort die neue Richtung auch nach außen, indem er seinen persönlichen Verkehr mit Berlin und Rom aufs unerläßlichste beschränkte, dagegen Paris und Petersburg alljährlich und unter besonders auffälligen Förmlichkeiten besuchte. Daß er im Jahre 1897 in Petersburg zu förmlichen Abmachungen mit Rußland gelangt ist, hat er dieser Tage in einer Mitteilung der Politischen Korrespondenz mit deutlicher Absicht betonen lassen, nachdem es schon vor einem halben Jahre durch die russische Botschaft in Konstantinopel geflissentlich verraten worden war. Die jüngste Anwesenheit des Grafen Murawjew in Wien vom 20. bis 25. Oktober dürfte, wie in diplomatischen Kreisen nicht bezweifelt wird, eine Erweiterung der Petersburger Abmachungen vom Jahre 1897 zum Zweck und zur Folge gehabt haben, sodaß Goluchowski von seinem Ziele nicht mehr weit entfernt sein dürfte: das Bündnis Österreich-Ungarns mit Deutschland gegenstandslos zu machen durch Rückversicherung seiner orientalischen Interessen bei Rußland. Äußerlich mag es noch lange Jahre, vielleicht während der ganzen Regierungszeit des Kaisers Franz Joseph fortbestehen; eine Probe aber würde es nicht aushalten, sofern von Österreich Opfer gefordert würden; nicht etwa deshalb, weil Kaiser Franz Joseph seine Armee nicht würde marschieren lassen wollen, sondern weil sich für keinen Krieg eine Mehrheit im österreichischen Reichsrat mehr finden würde, als für einen solchen gegen Preußen und Deutschland. Soweit haben es die Hohenwart, Badeni und Thun glücklich gebracht. In den Blättern der heutigen österreichischen Regierungsmehrheit wird systematisch gegen „Preußen“ und das deutsche Bündnis gehetzt, als wenn man gar nicht früh genug in aller Form davon loskommen könnte, nachdem man es nicht mehr zu bedürfen glaubt. Es ist jetzt fast zehn Jahre her, daß der Abgeordnete Türk im offnen österreichischen Reichsrat den Ausspruch that: „Gott beschütze Deutschland davor, daß es jemals auf die Hilfe Österreichs angewiesen sei; sie würde ihm nur ungern und lau gewährt werden.“ Türk meinte, wie er hinzufügte, nicht die österreichische Armee, sondern die österreichische Politik. Damals stieß der Abgeordnete bei seinen österreichischen Volksgenossen noch auf Widerspruch; heute ist kein Zweifel mehr, daß die jetzige österreichische Politik die Not, in die etwa das Deutsche Reich geriete, nur benützen würde, ihm in den Rücken zu fallen. Man gehe doch die Liste der heutigen österreichischen Minister durch; man wird inne werden, daß kein einziger darunter ist, dessen stiller Herzenswunsch nicht die Zerstörung des jetzigen Deutschen Reiches wäre. Die jetzige Reichsratsmehrheit bekennt sich offen dazu. Diese Thatsache muß man sich vor Augen halten, wenn man verstehen will, warum die einsichtigen und aufrichtigen Freunde des Bündnisses mit Deutschland der jetzigen österreichischen Regierung Widerstand bis aufs äußerste leisten.

Digitized by Google

Dieser Tage wurden wir wieder an den Ausspruch des frühern ungarischen Justizministers Szilagyi, des jetzigen Abgeordnetenhauspräsidenten, erinnert, daß die Staatssprache die unabweisbare Folge der Staatseinheit sei. In Ungarn fügen sich alle nicht-magyarischen Nationalitäten, die Deutschen, Rumänen und Slowaken der magyarischen Staatssprache; nur die Kroaten widersetzen sich ihr, weil sie sich der Angliederung an den ungarischen Staat widersetzen. Ebenso ist es in Österreich: die Polen und die Tschechen widerstreben der Staatssprache, weil sie der Staatseinheit entgegen arbeiten. Die Polen haben im wesentlichen ihr Ziel erreicht, die Tschechen sind der Verwirklichung ihrer Wünsche nahe, denn die Regierung selber hat die Staatssprache, ja sogar die Armeesprache thatsächlich aufgegeben und verfügt auf dem Verwaltungswege, daß deutsche Beamte slawische Sprachen erlernen sollen. Was kein Land der Welt hat: Münzen, die entweder ohne jede Auf- und Umschrift sind, oder diese in einer toten Sprache enthalten, das hat Österreich am Ende des neunzehnten Jahrhunderts eingeführt. Die deutsche Armeesprache war den Tschechen verhaßt; sie haben es erzwungen, daß die Kontrollversammlungen verlaufen wie die Zusammenkunft von Stummen, nur damit die tschechischen Reservisten das Wort „hier“ nicht auszusprechen brauchen. Da es tschechische Ohren beleidigte, daß bei der Abfertigung der Bahnzüge in den Bahnhöfen die Worte „Abfahren“ und „Fertig“ ertönten, so ist vom 1. November ab auch dieser Dienst stumm; man behilft sich mit dem Pfeifchen, dem Schwenken von Fähnchen und Laternen und dem Emporheben der Arme. Die Sache ist wahrhaft lächerlich, leider aber auch hochernst in ihrer Bedeutsamkeit; denn sie läßt erkennen, daß die Todfeinde Preußens und des Deutschen Reichs in Österreich das Heft ganz und gar in der Hand haben. In einem neuerbauten Wiener Theater darf Grillparzers König Ottokar nicht als Eröffnungsvorstellung gegeben werden, weil es die Tschechen nicht haben wollen. Und der deutsche Bürgermeister der deutschen Reichshauptstadt sagt Ja und Amen dazu!

Auffallen muß in dem ganzen Wirrwarr, worin Österreich steckt, daß man auf deutscher Seite die Komödie nicht durchschaut, die von der Regierung mit der angeblichen Staatsnotwendigkeit des ungarischen Ausgleichs getrieben wird. Graf Thun giebt sich gleich seinem polnischen Vorgänger nach oben und nach außen den Anschein, als sei er zur Slawisirung gezwungen, um den Ausgleich machen zu können; in Wahrheit aber ist der Regierung die Entdeutschung Österreichs der Zweck, den man nur mit den Ausgleichsschwierigkeiten maskirt, weil man sich seiner einstweilen noch schämt und sich scheut, ihn einzugestehen. Die Regierung ist unmöglich so einsichtslos, daß sie nicht von allem Anfang an gewußt hätte, daß der Ausgleich in Österreich auf dem Verordnungswege eingeführt werden müsse, und daß sie nur die Wahl hätte zwischen einer deutschen und einer tschechischen Obstruktion. Sie hat die deutsche vorgezogen und ihrerseits nichts unterlassen, was diese zu den äußersten Mitteln treiben mußte. Für dieses Verhalten giebt es schlechterdings keine andre Erklärung,

Digitized by Google

als daß ihr eigentlicher Zweck die Vergewaltigung der Deutschen und der Verfassung ist, zu dessen Erreichung sie nur Vorwände braucht und solche, wenn sie ihr nicht geboten werden, selber schafft. Jede Maßregel zur Unterdrückung des Deutschtums, die seit zwei Jahren unter dem Vorgeben, den Ausgleich zu fördern, getroffen worden ist, hat den Ausgleich nur erschwert, da er um seiner selbst und der Monarchie willen nur im deutschen Lager Anhänger hatte und hat.

Die acht Millionen Deutschen Österreichs werden ihres Volkstums nicht entkleidet werden, auch wenn die Klerikalen und ein Teil der Junker in den Reihen der Feinde verbleiben; was aber aus dem Staate wird, aus seiner Macht, seinem Ansehen und seinem Kredit, wenn diese acht Millionen für ihr heiligstes irdisches Gut keine andre Rettung erkennen, als die Bekämpfung der Staatsgewalt mit allen Mitteln, das braucht nicht gefragt zu werden. Am Tage nach der Schlacht bei Austerlitz schrieb Talleyrand von Wien an Napoleon I.: „Eure Majestät haben es jetzt in der Hand, die österreichische Monarchie zu zerstören, oder sie wieder aufzurichten. Ist sie einmal zerstört, so steht es nicht mehr in der Macht selbst Eurer Majestät, die zerstückelten Teile wieder zu einer organischen Masse zusammenzufügen. Der Weiterbestand dieser Masse ist aber notwendig; denn diese ist unentbehrlich für das spätere Heil der zivilisirten Nationen. Von der frühern Größe und Bedeutung des Hauses Österreich schließt man gemeinhin auf dessen gegenwärtige Stärke und Macht. Man vergißt, daß seit der Regierung Karls V. und seiner unmittelbaren Nachfolger mehrere Jahrhunderte verflossen sind, und daß das Haus Österreich seit lange schon die Abschnitte seiner Geschichte nur noch nach den erlittnen Verlusten und Niederlagen berechnet. Die jetzige österreichische Monarchie ist ein schlecht assortirtes Gemisch von Staaten, die fast alle unter einander verschieden sind durch Sprache, Sitten, Religion, politische und bürgerliche Verwaltung, und die kein einheitliches Band haben außer der Gemeinsamkeit ihres Oberhaupts. Aber gegen die Barbaren bildet Österreich ein Bollwerk, das ebenso notwendig wie hinreichend ist.“

Österreich hat seither noch manche Niederlage erlebt und manchen Gebietsverlust erlitten. Nach der schmerzlichsten Niederlage aber sah es sich dem großmütigsten Sieger gegenüber, den die Geschichte kennt. Bismarck hoffte und strebte, an Österreich einen treuen Bundesgenossen zu gewinnen, und darum war er darauf bedacht, Österreich stark zu erhalten und immer stärker zu machen. Es schien eine Zeit lang, als habe man in Österreich selber verstanden, was es für das europäische Gleichgewicht und den Weltfrieden bedeute, wenn die Mitte Europas von Großmächten eingenommen würde, die für Krieg und Frieden geeint wären. Heute weht wieder, und stärker als je, der andre Wind. Österreich schickt sich in unsern Tagen an, diesen Bund zu verlassen, wenn es sich überhaupt noch als dazu gehörig betrachtet. Daraus

Digitized by Google

entsteht für Deutschland die Pflicht, anderweitig auf seine Sicherung bedacht zu sein. Eine gewisse Erleichterung erwächst ihm hierbei aus der geschichtlichen Änderung der europäischen Verhältnisse seit 1805 insofern, als es heute in Europa keine Barbaren mehr giebt, gegen die man Österreich als ein ebenso notwendiges wie hinreichendes Bollwerk bestehen lassen müßte, wie das Talleyrand nach der Schlacht bei Austerlitz noch für zweckmäßig hielt.

Man ist heute kein Freund Österreichs, noch weniger aber ein Freund Deutschlands, wenn man die innerösterreichischen Dinge lediglich als Streit zwischen Deutschen und Slawen betrachtet und sich die Augen vor ihrer europäischen Bedeutsamkeit, vor ihrem möglichen und vielleicht nahen Einfluß auf Krieg und Frieden verschließt.

Hundert Jahre Landwirtschaft in Deutschland*)

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war man über die alte Dreifelderwirtschaft noch nicht hinausgekommen. Zwar fehlte es auch in der vorhergehenden Zeit nicht an hellen Köpfen, die allerlei Entdeckungen machten,**) aber diese blieben, in Deutschland wenigstens, unbenutzt. Das Haupthindernis des Fortschritts lag in der Agrarverfassung. Der Streubesitz machte den Flurzwang

*) Für diesen Rückblick sind außer allgemein zugänglichen agrarwissenschaftlichen Werken benutzt worden: Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls von Boyen, herausgegeben von Friedrich Nippold, Leipzig, S. Hirzel, 1889; Der bisherige Güterhandel und seine traurigen Folgen, Dresden, Walthersche Hofbuchhandlung, 1810; Die Mittel zur Erhaltung der Grundbesitzer, zur Rettung des Kapitalvermögens des Staats und ihrer Gläubiger von E. von Bülow auf Cummerow, Berlin, Sozietätsbuchhandlung, 1814; Über das Entstehen und die dringend notwendige Abhilfe derjenigen Not, welche jetzt alle Landwirte drückt, und über die Pflegung des Kredits aller Gewerbe, in besondrer Hinsicht auf den preußischen Staat, von C. L. E. v. Knobloch, Berlin, Enslin, 1830; Geschichte der deutschen Landwirtschaft in Verbindung mit der allgemeinen Geschichte von 1770 bis 1850 von Christian Eduard Langethal (in Raumers Historischem Taschenbuch, 4. Jahrgang, 4. Folge, 1863); Die Fortschritte der deutschen Landwirtschaft vom letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts an bis auf unsre Zeit von J. G. Elsner, Stuttgart, J. G. Cotta, 1866; Die Agrarkrisis in Preußen während der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts von Arnold Ucke. Halle a. S., Ehrhardt Karras, 1887. — Die Kenntnis dieser Quellen verdanke ich einem Mitarbeiter der Grenzboten, der sie, mit Ausnahme einer, im 3. Bande des Jahrgangs 1896 der Grenzboten Seite 49 zu einem andern Zweck und daher in andrer Weise benutzt hat.

**) Becher erfand 1682 die Kunst, aus Kartoffeln Spiritus zu brennen, Marggraf entdeckte 1747 den Zucker in den Runkelrüben; 1665 wurde von Locatelli die Säemaschine, 1670 von

Digitized by Google

notwendig, und dieser erlaubte dem intelligenten und rührigen Landwirt nicht, über die herkömmliche, von der ganzen Gemeinde beobachtete Bestellungsart hinauszugehen. Der Gutsherr hatte das Recht, nach der Ernte sein Vieh auf die Brache der Bauern zu treiben, weshalb diese nicht mit Stoppelfrüchten besät oder bepflanzt werden durfte (Triftservitut), und da Stallfütterung im Sommer unbekannt war, unterlagen die Wiesen dem Hutservitut, was eine ordentliche Wiesenkultur unmöglich machte. Dazu kam noch, daß beim Mangel eines organisirten Getreidegroßhandels und guter Verkehrsanstalten der Antrieb zur Mehrproduktion fehlte; es war daher noch beinahe wie im Mittelalter: nach guten Ernten erstickte man im Überfluß, nach schlechten brach eine Hungersnot aus. (In Ungarn hat dieser Zustand noch bis in die sechziger Jahre fortgedauert. Der schroffe Klimawechsel, erzählt Roscher, brachte es dort mit sich, daß man z. B. auf einem Banater Gute im Jahre 1863 auf das Joch $^3/_4$ Metzen, 1864 aber 20 Metzen erntete, und der schlechten Wege wegen war weder Zufuhr noch Absatz im erforderlichen Umfange möglich. Um dieselbe Zeit hat der Mangel an Verkehrswegen auch in Ostpreußen noch eine Hungersnot erzeugt, die allerdings durch Regierungsfürsorge und Privathilfe so rasch und gründlich überwunden wurde, daß einem Knecht aus Ostpreußen, der in Pommern diente, seine Eltern schrieben: Komm nur rasch nach Hause und hilf uns essen, so lange die Hungersnot dauert. Wenn vor acht Jahren Rußland bei einer Hungersnot noch Getreide ausführen konnte, bis es verboten wurde, so bekundete sich darin schon das Überwiegen der heutigen Weltwirtschaft über die Staatswirtschaft.) Versuchen, das hergebrachte Wirtschaftssystem zu verlassen, wurde der vermeintlich wissenschaftliche Satz entgegen gehalten, daß der Boden seine periodische Ruhe haben müsse, wenn er nicht erschöpft werden solle. Man wußte noch nicht, daß der Fruchtboden kein reines Naturgeschenk, sondern zum Teil ein Erzeugnis menschlicher Arbeit und Kunst ist, und man beachtete nicht die Erfahrung, die in der Nähe größerer Städte schon damals mit der freien Wirtschaft gemacht worden war, bei der der Boden Jahr für Jahr tragen muß und nicht einmal eine durch die Ackerbauchemie vorgeschriebne Fruchtfolge beobachtet wird. Wo die Bauern noch unfrei und zu Fronden verpflichtet waren, konnte selbstverständlich von wirtschaftlichen Verbesserungen auf Bauergütern noch keine Rede sein. Auch der Zehnten war kein geringes Hemmnis. Mit dessen Erhebung für große Herrschaften waren, wie Elsner schreibt, viele Vexationen verbunden. Es dauerte oft wochenlang, ehe der mit der Einsammlung beauftragte Beamte fertig wurde; so lange mußten die Garben auf dem Felde stehen bleiben, und bei schlechtem Wetter verfaulten sie. Wer das erlebt hat, ruft Elsner — er hat die an-

Ambott die Dreschmaschine erfunden; Christian Wolf fand im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, daß der Ertrag des Getreides vermehrt werde, wenn die Stöcke mit Erde behäufelt würden, worauf in England von 1731 ab die Drillkultur begründet wurde. Langethal, S. 300.

Digitized by Google

geführte Schrift in seinem achtzigsten Lebensjahre verfaßt —, der hat noch das grausige Bild davon in der Erinnerung; die Jugend, die es nicht gesehen hat, wird es bei der Beschreibung kaum für möglich halten, daß unter solchen Umständen überhaupt gewirtschaftet werden konnte. Er beschreibt das Aussehen der damaligen Dörfer: ein Drittel des Ackers Brache und kahl, die Häuser und Wirtschaftsgebäude verfallne Holzbaracken, mit Stroh gedeckt, von den Obstbäumen, die heute die Gehöfte mit ihrem grünen Prachtmantel einhüllen, keine Spur, die ganze Landschaft kahl und öde, grau und schwarzbraun, während sie heute grün mit eingestreutem weiß und rot erscheint.

Das in der schlechten Agrarverfassung bestehende Hindernis wurde am frühesten dort gehoben, wo die Leibeigenschaft am härtesten drückte, und die Landwirtschaft am weitesten zurück war, in Österreich. Die von Maria Thersia und Joseph II. zum Teil durchgeführte Bauernbefreiung verschaffte dem technischen Fortschritt Eingang, und bald sah man dort einen kräftigen und wohlhabenden Bauernstand erblühen. Als politische Frucht dieser Reformen ergab sich in den Napoleonischen Kriegen die Bereitwilligkeit der Bauern, für Kaiser und Reich die Waffen zu ergreifen. Ja, die Rüstungen zu dem Feldzuge von 1809 waren sogar auf den Volkskrieg berechnet, aber, schreibt Boyen II 367, „im Laufe des Feldzugs hatte man dies vergessen und glaubte nach dem Verlust von ein paar Schlachten, die doch eigentlich nur das Linienmilitär und die schnell eingeschulte Landwehr geschlagen hatte, alles verloren. Nur selten entwickelt sich in den absoluten Regierungen die zu einem Volkskriege nötige geistige Kraft; sie beben im letzten Augenblicke vor der Ausführung eines solchen Entschlusses, und das kann uns nicht wundern, wenn man bedenkt, was für verweichlichte, schlaffe Naturen der größte Teil der fürstlichen Ratgeber sind."

Am Rhein gingen die Reformen aus dem Volke hervor. Aufgeklärte Kameralisten hatten erkannt, daß mit Verbesserungen im einzelnen wenig ausgerichtet werde, solange die unzweckmäßige Agrarverfassung bestehen bleibe; landwirtschaftliche Vereine verbreiteten diese Erkenntnis, und ein solcher Verein, der zu Kaiserslautern, wandte sich im Jahre 1770 an die Fürsten des Rheinlands mit der Bitte, das Hut- und Triftservitut aufzuheben. Diese Bitte wurde gewährt; man bestellte fortan die Brache mit Klee, Kartoffeln, Runkelrüben, führte die Stallfütterung ein und gelangte allmählich durch ein gemischtes System hindurch zur Fruchtwechselwirtschaft. Schon 1779 konnte Schlözer schreiben: Das Rheinland ist wie ein Garten so schön. Am Rhein lernte der koburgische Hofrat Schubart, den Kaiser Joseph II. unter dem Namen Schubart von Kleefeld in den Adelsstand erhob, die neuen Methoden kennen, vervollkommnete sie weiter und machte sein Gut Würchwitz bei Zeitz zu einer Musterwirtschaft, von wo aus sich die verbesserte Anbauart über Thüringen, Sachsen, Böhmen und Mähren verbreitete. Schubart beseitigte das Vorurteil, daß der Klee den Boden aussauge, und zeigte, wie man mit

Digitized by Google

dem Anbau von Kartoffeln, Runkelrüben und Raps einen schönen Ertrag erzielen könne. Was die Viehzucht anlangt, so wurde anfänglich nur das Pferd berücksichtigt. Als mit zunehmender Industrie die Wollerzeugung lohnend wurde, verlegte man sich auf die Veredlung des Schafes; dann erst beachtete man das Rindvieh, während das Schwein noch lange vernachlässigt wurde. Die Landwirtschaft kam, wie einige Jahrzehnte früher in England, als Liebhaberei der Vornehmen in Mode; reiche Leute, die bis dahin ihre Landgüter verpachtet hatten, fingen an selbst zu wirtschaften. Am Rhein blühte der Getreidehandel, weil das durch die Revolution verwüstete und durch Kriege der Bebauer beraubte Frankreich der Weizeneinfuhr bedurfte. Das ermutigte die Landwirte zur Produktionssteigerung, und diese beförderte das Wachstum der Bevölkerung, das wiederum zu stärkerer Produktion spornte. In der Markgrafschaft Baden stieg trotz fortwährender Kriegsunruhen die Einwohnerzahl von 160614 im Jahre 1786 auf 196200 im Jahre 1799 und 235000 im Jahre 1805. In der Lausitz, die vom Kriege noch nicht berührt worden war, stagnirte die Bevölkerung bis 1798, wo die neue Bodenkultur eingeführt wurde; von da ab stieg sie rasch; in sechs Jahren von 308341 auf 345184 Seelen. In Frankreich war das Bauernelend die Hauptursache der Revolution gewesen, und eine Hungersnot hatte den Anstoß zu ihrem Ausbruch gegeben. In Deutschland wuchs mit dem zunehmenden Wohlstand der Bauernschaft die Zufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen. Man war hier also nicht dazu versucht, die Revolution nachzuahmen, dafür ließ man sich die Vorteile, die sie brachte, gern gefallen; außer der lohnenden Weizenausfuhr, zu der sie verhalf, bot sie auch eine Fülle geistiger Anregungen, und dem lebhaften Gedankenfluß, den sie in Bewegung setzte, war es mit zu verdanken, daß die Lehren des Reformators Thaer auf so fruchtbaren Boden fielen, daß er eine große Anzahl geistvoller und eifriger Schüler fand, daß die landwirtschaftlichen Schulen aufblühten, deren erste Thaer am 1. November 1807 zu Möglin im Regierungsbezirk Potsdam unter dem Donner der Kanonen eröffnete. Von nun an, bemerkt Langethal, wollte wenigstens jeder Landwirt ein „rationeller" sein, denn Thaer hatte es soweit gebracht, das man sich schämte, sich grundsätzlich zur bloßen Empirie zu bekennen.

Preußen, das den Reformator der Landwirtschaft berufen hatte, war mit seinen östlichen Provinzen am längsten im Mittelalter stecken geblieben, während die westlichen schon einen freien Bauernstand hatten und sich dem Fortschritt der rheinischen Landschaften anschlossen. Dafür überholte es dann mit seiner großen Gesetzgebung von 1807 bis 1811 und der daraus hervorgehenden Blüte der Landwirtschaft sehr rasch alle andern deutschen Staaten. Die ostpreußischen Rittergutsbesitzer waren scharfblickend genug, die Vorteile zu erkennen, die sich in den ihnen auferlegten scheinbaren Opfern bargen, und hatten genug Patriotismus, sich das, was ihnen die Neuerung an vorübergehenden

Digitized by Google

wirklichen Opfern auflegte, ohne Murren gefallen zu lassen. Boyen schlägt dabei die Wirksamkeit der ausgezeichneten Männer, besonders Kants, sehr hoch an, die von der Königsberger Universität aus gute volkswirtschaftliche und staatsrechtliche Kenntnisse und gesunde moralische Grundsätze unter der Jugend der höhern Stände Preußens verbreitet hätten. Die schlesischen Herren fügten sich nicht so leicht und erschwerten die Ausführung der Reform. Die Stände zweier mittelmärkischer Kreise aber, des Lebusischen und des Beeskow-Storkowischen, richteten eine Adresse an den König, von der Boyen II 90 sagt, sie sei mit großer Arglist abgefaßt und darauf berechnet gewesen, den König wankend zu machen und den Staatskanzler Hardenberg zu stürzen; zu dem letzten Zweck seien die gröbsten Verleumdungen und die unschicklichsten Äußerungen nicht gespart worden. Ihre Beschwerden hätten ja manches Wahre enthalten, z. B. daß laut alter Rezesse der König nicht das Recht habe, ihre Privilegien ohne ihre Einwilligung anzutasten. Man müsse aber bedenken, „daß mit den damaligen Provinzialständen über die Bedürfnisse des Staats zu unterhandeln rein unmöglich war, und daß man von diesen bloß aus dem Adel und einigen zünftigen Bürgern zusammengesetzten Ständen niemals die Befreiung der Bauern noch die Freiheit der Gewerbe würde haben erhalten können." In dieser Adresse, berichtet Boyen weiter, „wurde Österreich als das schönste Beispiel, wegen seiner Anhänglichkeit an die alten Einrichtungen und Formen, hoch gepriesen (man brachte hierbei wahrscheinlich im stillen Joseph II. ein pereat), die Aufhebung der adlichen Exemtionen als der Vorbote einer unausbleiblich hereinbrechenden Revolution angekündigt, denn nur durch den Adel würde das sonst trotzige und aufrührerische Volk im Zaume gehalten, und endlich nach einer Menge der beleidigendsten Ausfälle gegen die Regierung und den Staatskanzler (wobei der König eigentlich als ein willenloses Schattenbild erschien) gegen alle Veränderung der Gesetzgebung protestirt, bis der König mit den alten Ständen einen Vertrag abschließen würde. Noch am Schlusse wurde die Prophezeiung des unvermeidlichen Unglücks wiederholt und dann, um das Ganze in Rücksicht auf den König zu versüßen, hinzugefügt: daß, wenn in der Stunde der Gefahr alles den König verlassen würde, dann würden die alten Stände ihm zur Seite treten, mit ihm kämpfen und fallen." Sonderbar mute es an, daß auch zwei Bürgerliche „diese aus krassen Adelsvorurteilen entsprungne Schrift" mit unterzeichnet hätten, und daß unter dem pathetischen Schluß auch der Name des hochbetagten Grafen Fink von Finkenstein und der Hofdame Fräulein von Viereck gestanden habe; durch diese zwei wenigstens würde in einem Kampf auf Leben und Tod die preußische Streitkraft nicht besonders verstärkt worden sein. Mit dieser Adresse könnten sich höchstens solche einverstanden erklären, die ihre Privatrechte über die Erhaltung des Staats stellten, und die sich einbildeten, es sei möglich, einen Staat in allem Wechsel der Zeiten zu regieren, ohne alte Vorrechte anzutasten.

Digitized by Google

Noch ehe die Früchte dieser Reform in den altpreußischen Provinzen reifen konnten, waren die Landgüter ein Gegenstand lebhafter Spekulation geworden. Trotz aller Hemmnisse war doch die bessere Bewirtschaftung schon vor der Reform bis nach Ostpreußen vorgedrungen, und die Kornausfuhr nach England brachte ansehnlichen Gewinn. Im Westen erhöhte die Weizenausfuhr nach Frankreich die Rentabilität, und da die immerwährenden Kriege die Staatspapiere mit Entwertung bedrohten, so strebten vorsichtige Kapitalisten darnach, ihr Vermögen in der unzerstörbarsten aller Kapitalformen, in Grund und Boden anzulegen. Nach Langethal haben sich besonders viele in Mecklenburg und Schwedisch-Pommern angekauft, wo sich manche Gutsbesitzer durch schablonenhafte Anwendung der für jene Gegend nicht passenden Würchwitzer Wirtschaftsart Mißernten zugezogen hatten, die sie nötigten, ihre Güter zu verkaufen. Dazu kam dann noch eine bedeutende Steigerung der Getreidepreise in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Während sich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, von Teuerungsjahren abgesehen, der Weizenpreis um drei Thaler, der Roggenpreis um zwei Thaler für den Scheffel bewegt hatte, stiegen in Sachsen die Preise dieser beiden wichtigsten Getreidesorten im Herbst 1802 auf sechs Thaler und vier Thaler acht Silbergroschen, und im Frühjahr 1805 sogar auf neun Thaler und neun Thaler zwölf Silbergroschen; im Herbst stieg der Weizen noch weiter auf zehn Thaler, während die für die Volksernährung in Deutschland wichtigste Getreideart wenigstens auf sieben Thaler acht Silbergroschen zurückging (nach einer dem anonymen Buch über den Güterhandel beigegebnen Tabelle). Natürlich belebte diese Preissteigerung die Güterspekulation noch mehr, und die Güterpreise stiegen auf das doppelte, zum Teil auf das vier- und sechsfache.*) Die Steigerung der Getreidepreise erklärt sich hinlänglich aus der Verwüstung mehrerer europäischer Länder durch den Krieg, der die Zahl der Bebauer verminderte, während in den gerade von fremden Heeren heimgesuchten Ländern, und zu diesen gehörte ja unser damals unglückliches Vaterland, die Zahl einer Sorte von Konsumenten stieg, die sich nicht immer mit dem Verzehren begnügte, sondern mitunter auch Vorräte zerstörte. Wie jede starke Preiserhöhung durch Spekulation endete auch diese mit einem Krach.

Oder sagen wir lieber, da die Katastrophentheorie überall, auch bei den Sozialdemokraten, aus der Mode kommt und der Lyellschen Umbildungstheorie Platz macht, sie lief in eine langjährige Krisis aus, die bald hier bald dort zu kleinern oder größern Katastrophen führte. Nach Langethal wäre eine solche in Mecklenburg und Vorpommern ausgebrochen, weil 1806, beim Ein-

*) Das wurde wenigstens behauptet; Beweise für eine so hohe Steigerung haben wir nicht gefunden. Unter den bei Ucke angeführten Fällen weist folgender die höchste Steigerung auf. Das Gut Falkenwalde in der Neumark wurde 1731 auf 28600 Thaler geschätzt, 1774 zu 45973 Thalern vererbt, 1803 um 137500 Thaler verkauft.

Digitized by Google

bruch der Napoleonischen Armee in Norddeutschland, die hochgestiegnen Preise der Landgüter „zu kaum erhörter Tiefe“ hinabsanken und „in ihrem Sturz den Wohlstand vieler Familien begruben.“ Aber was dem einen sin Uhl, ist dem andern sin Nachtigall. „Das ist die Zeit, wo mancher wenig bemittelte Mann sich Güter erwarb, dessen Söhne und Enkel, im Wohlstand lebend, sich Verdienste um die Landwirtschaft erworben haben.“ In Ostpreußen hat Boyen den Verlauf der Krisis beobachtet. Im Jahre 1790 war er als neunzehnjähriger Leutnant in Königsberg, wo er unter anderm auch Universitätsvorlesungen bei Kant und vier andern Professoren besuchte. Um die Fortschritte der verbündeten Österreicher und Russen in der Türkei zu hemmen, machte Preußen mobil und zog seine Truppen teils in Schlesien, teils in Ostpreußen zusammen. Königsberg sei daher, schreibt Boyen I 18, in jenem Winter sehr belebt gewesen; die Mobilmachung und ein lebhafter Getreidehandel hätten Geld unter die Leute gebracht, früher unbekannte Genüsse hätten das Leben erheitert, aber auch verteuert, und das kostspieligere Leben habe zusammen mit andern Ursachen die Gutsbesitzer in Schulden gestürzt. Auch das nicht lange vorher (für Ostpreußen durch das Reglement vom 16. Februar 1788) ins Leben getretne landschaftliche Kreditsystem habe dazu beigetragen, „den bisherigen Zustand der Provinz, wenn auch im ersten Augenblick noch nicht bemerkbar, zu untergraben.“ Die Maßregel sei nämlich unglücklicherweise in eine Zeit gefallen, wo der Handel ins Ausland hohe Getreidepreise brachte. Der dadurch ungewöhnlich gesteigerte Reinertrag der Güter sei nun den Taxen zu Grunde gelegt worden, Gutsbesitzer, die ihren Grundbesitz bisher 20000 Thaler wert gehalten hätten, hätten nun auf einmal erfahren, daß er 40000 Thaler wert sei, und hätten sich dadurch verleiten lassen, ihn weit über den wahren Wert mit Schulden zu belasten. Der Krieg von 1806, erzählt er dann weiter auf Seite 285, habe die Täuschung zerstört; das Getreide*) und die Grundstücke hätten auf einmal an Wert verloren, und so seien denn die Rittergutsbesitzer, die das Mehreinkommen der guten Jahre auf städtisches Wohlleben statt auf Schuldenbezahlen verwandt hätten, plötzlich zu hart bedrängten Pächtern ihrer Gläubiger hinabgesunken. Er bemerkt noch: „Diesem ungünstigen Verhältnis schreibe ich es auch zu, daß sich mehrere der Gutsbesitzer nicht so selbständig gegen die Franzosen benahmen,“ als man es sonst wohl von ihnen hätte erwarten können; ein durch Schulden niedergedrückter Mann ducke sich eben. Freilich habe auch die anerzogne Gewohnheit konventioneller Höflichkeit und das Gouvernantenwesen die unwürdige Haltung vieler Vornehmen mitverschuldet. „Der Bauernstand, der im Ver-

*) Die Getreidepreise blieben, in Sachsen wenigstens nach der erwähnten Tabelle, vorläufig noch ziemlich hoch; aber daß in Preußen die französische Okkupation den Güterpreis stürzen mußte, daß namentlich, solange sie dauerte, kein Mensch Lust haben konnte, ein Landgut zu kaufen, das liegt auf der Hand.

Digitized by Google

hältnis weniger verschuldet als der Adel, in seinen Sitten weniger befangen ist, spricht sich daher in der Regel bei feindlichen Invasionen kräftiger aus. Seit dieser Zeit und diesen Erfahrungen habe ich daher auch ein immer zunehmendes Mißtrauen sowohl gegen die landschaftlichen Kreditsysteme als die ungemessene Ausdehnung des Hypothekenwesens in meiner Brust getragen. Das wohlverstandne Interesse des Staates verlangt ebenso in moralischer als staatswirtschaftlicher Hinsicht, so viel als möglich nur unverschuldete Grundeigentümer zu haben, und wenn er daher Kreditanstalten tolerirt oder Schuldverhältnisse durch das Ansehen der Gerichte sanktioniren läßt, so kann er dies nur, indem er zugleich eine jährliche Tilgung zur Pflicht macht, die eigentlich mit der Größe der Schuld zunehmen sollte; wer verschuldet ist, muß sparen, nicht schwelgen.“ Das letzte läßt sich freilich nicht bestreiten, aber mit seiner Auffassung der Hypothekarverschuldung im allgemeinen begeht der wackere Mann einen Irrtum, der als solcher allerdings erst in der Mitte unsers Jahrhunderts, nachdem die Bevölkerung bedeutend gestiegen war, klar erkannt werden konnte. Die hypothekarische Verschuldung entsteht nämlich im allgemeinen nicht durch verschwenderische Lebensweise, sondern durch Erbteilung und durch Gutskauf mit einem den Wert nicht erreichenden Kapital. Die erste Art der Verschuldung könnte bei steter Volksvermehrung in einem schon angefüllten Lande nur durch fideikommissarische Bindung des Grundbesitzes vermieden werden, die, weil der Grundbesitz immer und unter allen Umständen der weit überwiegende Bestandteil des Volksvermögens bleibt, den ganzen überzähligen Nachwuchs zu ewiger Armut verurteilen und das Nationalvermögen in den Händen verhältnismäßig weniger festlegen würde. Dieser Zustand bleibt auch dann unnatürlich und gefährlich, wenn, wie in England, ein Teil der des Grundbesitzes Beraubten durch Industrie, Handel und Geldspekulation zu Wohlstand und sogar zu Reichtum gelangt. Bei uns, wo soviel tausend Gewerbtreibende und Rentner durch Hypotheken am Grundbesitz teil haben, ist das Nationalvermögen viel gleichmäßiger und gesünder verteilt und vor der Entwertung besser geschützt. Wollte man aber die zweite Art der Verschuldung verbieten, so würde man nicht allein sehr vielen tüchtigen Leuten den Weg zum Wohlstande versperren, sondern auch den Volkswohlstand schädigen. Denn gerade die Landwirte, die mit einem den Wert nicht ganz deckenden Kapital ein Landgut kaufen, pflegen die intelligentesten und rührigsten zu sein und nicht allein sich selbst zu behaupten, sondern auch die Landwirtschaft ein Stück vorwärts zu bringen. Überhaupt aber hieße es die Landwirtschaft zum Stillstand und sogar zum Rückschritt verurteilen, wenn man die hypothekarische Verschuldung verbieten wollte. Staatswirtschaftlich betrachtet sind die Inhaber der Produktionsmittel unabsetzbare Beamte. Da nun die tüchtigsten dieser Beamten ihren Besitz auch in schweren Zeiten zu behaupten vermögen, die liederlichen, faulen und dummen aber ihn selbst in günstigen Zeiten durch

Digitized by Google

Schuldenmachen und Versäumnis der Zinsenzahlung einbüßen, so ist bei einer Volkswirtschaft mit Privateigentum an den Produktionsmitteln die Erlaubnis zum Schuldenmachen das einzige Mittel, unfähige volkswirtschaftliche Beamte durch fähige zu ersetzen und die Staatswirtschaft in gutem Gange zu erhalten. Das gilt von der Landwirtschaft nicht weniger als von Handel und Gewerbe; bei diesen beiden Zweigen der Volkswirtschaft ist es noch niemand eingefallen, die Produktionsmittel, also die Werkstätten, Fabriken und Geldkapitalien, einer beschränkten Anzahl von Familien fideikommissarisch zu sichern.

Deshalb ist auch das Vorurteil des Feldmarschalls gegen die Kreditanstalten unbegründet, deren Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit heute allgemein anerkannt wird. Haben die Landschaften seiner Zeit den Fehler begangen, die Güter zu hoch zu schätzen, so dient ihnen ihre damals noch unzulängliche Erfahrung zur Entschuldigung. Vielleicht sind ihre Taxen an sich auch gar nicht zu hoch gewesen, denn daß die Okkupation und Aussaugung des Landes durch die Franzosen den Preis der Landgüter weit unter den wirklichen Wert hinabdrücken und den Besitzern das Zinsenzahlen unmöglich machen würde, konnten die Verwaltungen doch nicht voraussehen. Boyen hatte von seinem kleinen väterlichen Erbteil noch einen Tausendthaler-Pfandbrief übrig, den er 1809 versilbern mußte, weil er, mit achthundert Thalern Gehalt, ein vermögensloses Mädchen heiratete; er bekam 280 Thaler dafür; so etwas wird unsern heutigen Landschaften nicht mehr begegnen. Beachtung verdient jedoch Boyens Ansicht (I 303), daß es ein Fehler gewesen sei, den zahlungsunfähigen Gutsbesitzern einen Indult zu bewilligen, denn dadurch sei auf einmal aller Kredit gelähmt worden; „wer noch Geld hatte, verschloß es in seinem Koffer oder suchte es im Ausland unterzubringen." Die Regierung hatte diese Maßregel ergriffen, weil sie fürchtete, stürmische Hypothekenkündigungen würden eine große Anzahl von Landgütern in den Konkurs stürzen. Boyen hält jedoch diese Befürchtung für unbegründet; hätten doch die Gläubiger selbst ein Interesse daran gehabt, die Verschleuderung der Güter und den Ausfall ihrer Forderungen durch übereilte Subhastation zu verhüten; die meisten von ihnen würden zur Rettung ihrer Schuldner selbst die Hand geboten haben. Noch eine zweite Äußerung, die nicht zu dem Krisenthema gehört, aber doch die Agrarpolitik im allgemeinen angeht, wollen wir anführen, weil sie von einem preußischen Feldmarschall stammt, der zwar weder Ar noch Halm besaß, aber immerhin als Mitarbeiter und Mitstreiter von Stein und Scharnhorst, als ein Mann von genialem Überblick über das Ganze und von scharfer Beobachtungsgabe für das Einzelne auf Beachtung Anspruch hat. Das nach dem Regulirungsedikt vom 14. September 1811 erlassene Gesetz zur Beförderung der Landeskultur, das die Gemeinheitsteilung ankündigte und das Zerschlagen und Zusammenlegen der Güter dem freien Verkehr anheimstellte, sei im allgemeinen zu billigen gewesen, nur gegen den letzten Punkt, schreibt er II 97, „muß ich mich individuell nach

Digitized by Google

meiner geschichtlichen Erfahrung erklären. Das Zerschlagen zu großer Güter kann der Staat nicht allein erlauben, sondern er muß es auch befördern; gerade auf verkleinerten Flächen kann der wohlhabende Gutsbesitzer mehr als auf großen leisten, das zeigt das Beispiel von Belgien; das Zusammenlegen kleiner Ackernahrungen aber muß der Staat nach meiner Ansicht durch Gesetze verhindern; das Geld hat sonst im Laufe der Zeit zu großes Übergewicht, es kauft so wie in Irland und Italien alle kleinen Landbesitzer aus und verwandelt sie in elende Pächter."

(Fortsetzung folgt)

Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?

Auf dem letzten Katholikentage zu Dortmund wurde eine „Resolution" gefaßt oder, mit andern Worten, die unbewiesene Ansicht ausgesprochen, es sei mit der katholischen Unterhaltungslitteratur der Gegenwart recht gut bestellt. Kein guter Katholik, so hieß es weiter, brauche auf diesem Gebiete zu den Erzeugnissen der Modernen, der evangelischen Christen, der Liberalen, kurzum der Nichtkatholiken zu greifen; die Dichter des Katholizismus genügten vollkommen. Den Wortlaut dieses zufriednen „Beschlusses" über den Zustand der katholischen Belletristik der Gegenwart habe ich augenblicklich leider nicht vor mir; aber der Sinn der Kundgebung bewegte sich durchaus in dieser Richtung. Ich vermute, daß der eifrige Rektor Huppert aus Mainz, der schon mehrfach in katholischen Blättern durch seine seelsorgerische Begutachtung der Kunst ein gewisses Aufsehen gemacht hat, der geistige Vater dieser seltsamen Resolution ist.

Zugleich gingen auf diesem Katholikentage die ersten Exemplare einer Schrift von Hand zu Hand, worin mit überzeugendem Nachdruck und ungewöhnlichem Geschmack in der Beurteilung unsrer litterarischen Erzeugnisse genau das Gegenteil von dieser Behauptung nachgewiesen wurde. Die Schrift: „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? Eine litterarische Gewissensfrage,"*) hat einen Mann zum Verfasser, der sich geradezu auffällig von dem im allgemeinen ziemlich tiefstehenden kritischen Vermögen seiner Glaubensgenossen abhebt, einen Mann von feiner litterarischer Bildung, guter Belesenheit und

*) Mainz, Franz Kirchheim. 82 Seiten. 1 Mark.

Digitized by Google

sichrer Beherrschung der stilistischen Mittel. Seinen Namen hat er nicht genannt; „Veremundus“ nennt er sich auf dem Titelblatt. Die Schrift hatte in drei Wochen schon die zweite Auflage (drittes und viertes Tausend) erlebt, obwohl sich meines Wissens die angesehnern katholischen Zeitschriften noch nicht dazu geäußert hatten. Seitdem der Würzburger Rektor, Professor Dr. Schell, seine zwei aufrüttelnden Broschüren ins Publikum geworfen hat, ist im „katholischen Lager,“ wie man ja leider sagen muß, eine gewisse Bewegung bemerkbar. Schell verlangte, alles in allem, eine größere Frische und Unbefangenheit in der Bethätigung seiner Konfessionsgenossen, wobei er nach der evangelischen Seite hin gewisse Grenzberichtigungen vornahm; Schell zog die Umfassungslinien seiner Konfession und Kirche weiter, er idealisirte die Aufgaben der katholischen Kirche, er verlangte lebendige Thatkraft in und mit der Kultur der Gegenwart. „Man darf — so rief er seinen seelsorgerisch befangnen Freunden zu — nicht überall gleich den Satan und den Satanismus wittern: gewiß neigt man umso lieber dazu, weil der gesinnungstüchtige Wille damit dem Verstande die härteste Arbeit abnimmt und zudem im Verdienste frommer Denkweise prunkt. Es ist nicht gut, im Protestantismus nur das allmähliche Ausreifen des sündlichen Abfalls und des hochmütigen Trotzes zu sehen, d. h. eine Entwicklung, an welcher der Katholik das Schicksal des Unkrautes beobachten kann, wenn er nur in gemessener Entfernung davon bleibt wie Jonas von Ninive!“.

Hiermit hat der Würzburger Professor unsrer Empfindung nach den Kernpunkt der Frage getroffen. Die Kirche, einst ein Sauerteig der Kultur, ja die geistige Herrscherin auf allen Gebieten, hat seit der Renaissance und der deutschen Reformation ihre überragende Stelle und führende Rolle bei Millionen europäischer Menschen, die trotzdem Christen geblieben sind, verloren. Man hat nun, insbesondre in Deutschland und unter dem Einfluß der jesuitisirenden Richtung, vielfach inbrünstig oder mit Mitteln der Klugheit daran gearbeitet und darauf gewartet, daß die „abgefallnen“ Christen in den Schoß der Kirche zurückkehren würden. Man hat von Rom aus und in allen Kirchen und manch einer auch persönlich um diese Heimkehr der verirrten Schafe eifrig gebetet. Es haben auch in gefühlsweichen Zeiten, wie etwa in der Romantik, manche Übertritte oder vielmehr Rücktritte stattgefunden. Aber der Bestand blieb im wesentlichen durch dreihundert Jahre fast unverändert. Und als sich nun gar aus diesem abtrünnigen Deutschland das Kaisertum von 1870, und zwar gerade aus dem protestantischen Preußen, entwickelte, während Österreich, das gut katholische, ebenso aufs Haupt geschlagen wurde wie das katholische Frankreich: da raffte sich der verzweifelnde Katholizismus zu einer gewaltigen Anstrengung auf. Der Vatikan verkündete sein Unfehlbarkeitsdogma, und zugleich formten die deutschen Katholiken das Zentrum. Ich weiß nicht, ob man recht daran thut, Bismarck und seiner Politik den Kulturkampf so überwiegend

Digitized by Google

zuzuschieben: die tiefere Neigung ging, wenn man die Entwicklung psychologisch betrachtet, vom Katholizismus aus, der sich nun, auf innere Gemütseroberungen verzichtend, nach außen hin trotzig, wie zur Abwehr, zusammenballte. Der Kulturkampf war denn auch, obgleich er einen gewissen Eifer in der verfolgten Kirche entfachte, doch nur ein äußerliches Gezänke, eine Miniaturausgabe der religiösen Landeskämpfe der Reformationszeit, und hat auf beiden Seiten nicht zu religiöser Vertiefung beigetragen; nur die Verbitterung ist durch diese lediglich kirchenpolitischen Kämpfe auf beiden Seiten gefördert worden, indem der Kulturkampf uns Protestanten vollends in einen gewissen flachen Liberalismus und ein spekulationslustiges wissenschaftliches Professorentum hineintrieb und die katholischen Deutschen mit ihrer Seelsorgerei fast wie in einem neuen Ghetto abschloß.

Inzwischen haben wir beide immer unabweisbarer die Empfindung, daß wir mit derlei Gehader nicht vom Fleck kommen, daß vielmehr die schrankenlose Erwerbsgier, der Haß der untern Klassen, die Verwirrung in religiösen Dingen gerade durch unsern Zwiespalt gezeitigt werden und uns alle beide zu überwuchern drohen. Und aus dieser erschreckenden Beobachtung heraus sind Stimmen wie die oben genannten zu verstehen; sie sind deshalb auch von uns freudig zu begrüßen. Laßt uns nach Gemeinsamem suchen, das ist ihr Grundton; laßt uns wieder mit voller Kraft mitarbeiten in diesem Reich und dieser Kultur, denn wir vernachlässigen unsre Pflicht, wir haben das Ganze aus dem Auge verloren, wir sind mit verantwortlich für den seelischen, sittlichen und materiellen Untergang so vieler Tausende! Darum: Unbefangenheit, ihr jüngern Katholiken, und etwas Herzlichkeit, ihr jüngern Protestanten! Und damit ihr euch zu beidem aufschwingen könnt: sittlichen Mut, das zu bleiben, was ihr seid, und doch den andern verstehen! Ich hoffe nicht irre zu gehen, wenn ich dies für die Voraussetzung halte, unter der auch die Äußerung unsers Veremundus verstanden sein will. Er wendet die Klagen und Mahnungen Schells und des Freiherrn von Hertling auf die katholische Litteratur an. Zwar läßt er ein Hauptgebiet, das Theater, gänzlich beiseite; hier sind die Zustände so gewerbsfreiheitlich heillos, daß zunächst weder Katholik noch Protestant in diesen Augiasstall eingreifen kann. Zudem: was ist dem guten Katholiken das Theater, und nicht bloß dem guten Katholiken, auch gewissen orthodoxen evangelischen Kreisen? Eine Lasterhöhle, eine unsittliche Anstalt — so ungefähr; und leider liegt diesem unbehaglichen Gefühle eine nicht ganz unrichtig beobachtete Zeiterscheinung zu Grunde. Veremundus spricht also lediglich von der Unterhaltungslitteratur, von der epischen Prosadichtung, vom Roman und von der Novelle.

„Die bei weitem überwiegende Zahl der alljährlich erscheinenden Romane und Novellen — beginnt er allgemein — hat mit der Kunst und im besondern mit der Dichtung so gut wie gar nichts zu thun. Sie sind entweder Not-

Digitized by Google

produkte erwerbsbedürftiger Schriftsteller oder Früchte weiblicher Schreib- und Fabulirseligkeit, sofern ihnen nicht in fast gleich vielen Fällen nur der Ehrgeiz, litterarisch von sich reden zu machen, oder die Absicht, durch sie Ideen zu kolportiren, Gevatter gestanden hat. Sie sind gleichgiltig für die Litteraturgeschichte; denn sie erfinden nichts, sie schaffen kein neues Leben und vernichten keins, letzteres höchstens, wie Eichendorff sagt, durch ihre eigne Langweiligkeit: den Konsumenten aber sind sie Futter für die verschiedensten Bedürfnisse, worunter dasjenige poetischer Anregung, künstlerischer Erhebung jedenfalls an allerletzter Stelle steht. Von einer solchen Litteraturgattung überhaupt mit Ernst zu reden, ist schwer, und man kann es angesichts des thatsächlichen Mißbrauchs der Romanform zwar nicht gutheißen, aber doch begreifen, wenn der Roman als solcher von ernsten Männern mit Geringschätzung behandelt und höchstens wegen seiner unterhaltenden Form noch für gut genug erachtet wird, um bestimmten Ideen damit größere Verbreitung zu geben" (S. 4).

Seine Glaubensgenossen zu einer lebhaften Beteiligung an solcher flachen Romanfabrikation aufzumuntern, fällt natürlich dem Verfasser nicht ein. „Wir haben das Bedürfnis nach einer für das katholische Volk geeigneten Litteratur, die höher steht als die vorhandne" (S. 5). Höher als die vorhandne — mit dieser Wendung erweitert sich die Schrift zu einer Anregung von allgemein litterarischem Wert. Und nun kommt der Verfasser in einen gewissen Zwiespalt. Ihm ist bewußt, und aus diesem Gefühl heraus schreibt er auch, daß Kunst eben Kunst ist, und daß gute und große Kunst für Katholiken wie Protestanten gleich gut und gleich groß ist. Zugleich aber hat er doch in diesem besondern Fall die Aufgabe, seiner katholischen Gruppe von guter und echter Kunst zu plaudern. Es entschlüpft also auch ihm das Zugeständnis, von einem „katholischen Roman" zu reden. Und was versteht er denn unter diesem so sonderbar abgegrenzten und definirten Roman? Man müßte billigerweise erwarten, der Verfasser könnte schlechthin nur den katholischen Tendenzroman mit dieser Bezeichnung meinen und damit künstlerisch zugleich brandmarken. Thatsächlich verwirft aber Veremundus, wie er scharf hervorhebt, den Tendenzroman an und für sich als widerkünstlerisch, gleichviel welches die Tendenz sei. Und er spricht dennoch von einem „katholischen Roman"? Meint er etwa ein Kunstwerk, das einen katholischen Stoff behandelt? Das wäre doch eine recht äußerliche Bezeichnung. Man denke sich etwa einen „protestantischen Roman," weil etwa ein protestantischer Pfarrer nebst „Milieu" darin künstlerisch gestaltet wird!

Ich kann mir, nach der Sprache abgegrenzt, einen „deutschen Roman" im Gegensatz zu französisch geschriebnen Büchern denken; ich kann sogar dieses „deutsch" tiefer fassen und von „echt deutsch" sprechen, insofern die nationale Stammesart, das nationale Gemütsleben der Deutschen darin im Gegensatz zum Auslande besonders reich zum Ausdruck kommt. Aber wie biegsam ist

Digitized by Google

schon der Begriff „echt deutsch“ und „national,“ obwohl ihm doch ein fester landschaftlicher und historischer Wurzelboden zu Grunde liegt. Aber „katholischer Roman“? „Die Kunst, die Dichtung — erklärt Veremundus — will nur das Menschlich-Bedeutungsvolle, reine Menschlichkeit darstellen“ (S. 10). Soweit vortrefflich und ganz unsre Ansicht! Sofort aber fällt unserm Ästhetiker wieder sein ethisch-religiöser Standpunkt ein, und er fährt in sehr schiefer Linie fort: „Menschlich-bedeutungsvoll im höchsten Sinne des Wortes ist aber das Verhältnis des Menschen zu Gott, zur Religion.“ Hier stutzen wir schon; dieses „aber“ und „im höchsten Sinne des Wortes“ ist ästhetisch nicht gerechtfertigt. „Menschlich-bedeutungsvoll“ ist alles: die Falstaffstimmung so gut wie das Ringen eines Faust; menschlich-bedeutungsvoll ist Sancho Pansa so gut wie Don Quichote, der unreife Romeo Shakespeares ist es so gut wie das reife Schöpfungsgemälde Michelangelos. Das Verhältnis zur Religion und zu Gott ist in seelischer, ethischer und religiöser Hinsicht freilich außerordentlich wichtig, ja die Klärung dieses Verhältnisses ist eine innere Notwendigkeit für jeden von uns. Aber künstlerisch ist die Schilderung dieses Verhältnisses an und für sich um kein Haar wichtiger als die Schilderung sämtlicher andrer Lebensvorgänge und Seelenerlebnisse, die eben ein volles Weltbild ausmachen. Und Nachschaffung des ganzen göttlichen Weltbildes ist die einzige Aufgabe der Dichtkunst. Der Dichter hat sich, wenn ich mich dogmatisch ausdrücken darf, lediglich an den ersten Artikel des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses zu halten, der von Gott, dem Vater, handelt: als ein kleiner Gottvater schaut auch er in die Welt und schafft dem großen nach. Daß ihm als Christen und Menschen der zweite Artikel, Erlösung durch den Sohn, und der dritte, Läuterung durch den heiligen Geist, vorher persönlich nötig waren oder sein mochten, ist eine Sache für sich, ist ein persönlicher Entwicklungsprozeß in der einzelnen Seele. Es ist daher schief, wenn Veremundus in der angefangnen Gedankenverbindung fortfährt: „Ohne religiöses Empfinden, Sinnen, Ahnen, Zweifeln, Kämpfen, Glauben, Hoffen, Lieben ist ein wahrer, warmblütiger, harmonischer Mensch gar nicht zu denken; und wenn daher ein christlicher Dichter einen solchen Menschen schildert, so wird er ihm ganz unabsichtlich und wie von selbst ein Stück seiner eignen Seele geben, wahres, religiöses Leben, das sich spontan und immer in bedeutungsvoller, auch menschlich ergreifender Weise äußern muß. Ein solches Werk nenne ich einen katholischen Roman, und wenn auch nichts spezifisch Katholisches darin vorkommt“ (S. 10). Nein, ein solches Werk ist eben doch nur ein christlicher Erbauungsroman, und dieser Erbauungs- oder Bekehrungsroman ist nur wieder eine feinere Form des vom Verfasser selbst so scharf gegeißelten Tendenzromans. In dem jetzt auf katholischer Seite üblichen Tendenzroman (etwa Konrad von Bolandens) wird freilich wesentlich der kirchliche Grundton festgehalten; hier nun hätte sich die Tendenz auf das Seelische, das Christliche gerichtet, also

Digitized by Google

nur verinnerlicht und verfeinert. Ich halte diese ganze Definition eines „katholischen Romans“ für verunglückt, weil der Begriff selber ein Widersinn ist. Das Beiwort katholisch ist in der Phraseologie der Kunst schlechthin unzulänglich.

Glücklicherweise liegt den übrigen, sehr besonnenen und verständigen Ausführungen des Verfassers diese Begriffsbestimmung gar nicht zu Grunde. Vielmehr legt Veremundus in einem eignen Kapitel „Zur Charakteristik der epischen Prosadichtung“ seine in der That sehr hohe Auffassung von epischer Poesie dar. Durchaus richtig ist seine Grundauffassung, von einer künstlerischen Ausgestaltung dieser noch so jungen Dichtungsform, des Romans und der Novelle, könne noch so gut wie gar nicht die Rede sein. Am höchsten vom künstlerischen Standpunkt aus stellt Veremundus den plastischen, „marmorklaren,“ innerlich aber doch leidenschaftlich bewegten C. F. Meyer. Im übrigen ist der Roman, sei es im Stil, sei es in der Stoffwahl oder der Stoffumrahmung (besonders was überflüssige Betrachtungen oder Schilderungen anbelangt), in der That eine bisher noch ziemlich oberflächlich behandelte Kunstform, die ihn noch sehr in die Grenzgegend der echten Poesie rückt. Wenn nun aber Veremundus an eine Schrift des Kritikers Mauerhof anknüpft und sich auf die Definition festlegt, der Roman habe in der dichterischen Form auf Homer zurückzugehen und sich seinen künstlerischen Zweck aus dem Drama Shakespeares zu entlehnen; er müsse daher eine klarbewußte Handlung innerhalb einer bestimmten künstlerischen Idee in der vorbildlichen Darstellungsweise des alten Epos zu Gehör bringen — so ist hieraus noch nicht zu erkennen, wo denn hier die Grenzen zwischen dramatischer und epischer Betrachtungs- und Gestaltungsweise zu suchen sind. Warum den „künstlerischen Zweck“ nicht auch aus Homer holen, warum aus Shakespeare? Und soll dieser Zweck aus dem Dramatiker oder aus dem christlich vertieften Dichter schlechthin geholt werden? Wenn mit diesem Zweck die „handelnde Leidenschaft“ (im Gegensatz zu konventionellem Handeln) gemeint ist: sollte nicht damit ein gut Stück dramatisches oder gar tragisches Dichtertum in diese Begriffsbestimmung des Epischen hineingeraten sein? Mir will scheinen, als ob Mauerhof bei allen seinen Definitionen durchaus einseitig von der tragischen Poesie ausgeht, die ja, seelisch gemessen, in der That die tiefste Fülle unsrer Stimmungen und Leidenschaften aufwühlt, die aber innerhalb der gesamten Kunst eben doch nur ein Teil vom Ganzen ist, so gut wie ein Ahasver oder Prometheus doch nur Teile des Weltbildes sind. Für Kleists tragische Grundstimmung hat Mauerhof deshalb volles Mitempfinden; auf Goethe, den harmonischen, schimpft er bei jeder Gelegenheit in mitunter recht unziemlicher Tonart, und noch ungerechter ist der verbohrte Ästhetiker gegenüber Schiller. Dieser Gefahr, aus einer einzelnen Stimmung und einer einzelnen Definition das bunte organische Leben zu begutachten, ist auch der freiere Veremundus gelegentlich verfallen.

Digitized by Google

Alles in allem aber ist sein hartnäckiges Dringen auf reine, strenge, tief durchdachte Kunst, auch im Roman, gegenüber dem lässigen Erzählerton der herkömmlichen Liebes- und Problemgeschichten wahrhaft wohlthuend.

Man muß dieses Kapitel reiflich mitgedacht haben, wenn man sich über den strengen Maßstab, den Veremundus im folgenden Kapitel („Unsre Autoren") an die bestehende katholische Belletristik anlegt, nicht wundern will. Eigentlich weiß er nur zwei männliche Erzähler zu nennen (Hansjacob läßt er absichtlich weg): Anton Schott und Ad. Jos. Cüppers. Diesen beiden stellt er zwölf Frauen gegenüber: Brackel, Herbert, Jüngst, Neidegg, Goldegg, Ludolf, Haupt, Lilien, Jakoby, Pütz, Lingen, Veldenz. Da kommen also auf einen Mann sechs Frauen! Man hat ihm zwar, wie ich sehe, in einem etwas widerspruchsvollen und diplomatischen Leitartikel der Kölnischen Volkszeitung vorgeworfen, daß dieses Verzeichnis lückenhaft sei; aber die drei Männer, die der betreffende Rezensent weiß, machen den Kohl auch nicht fett und verdienen, soweit ich ihre Werke kenne, keineswegs eine besondre Hervorhebung, wenn sie auch in ihrer Art ganz achtbare Schriftsteller sind. Es bleibt also auch bei der katholischen Gruppe unsrer deutschen Brüder das grimmige Wort Webers in Geltung:

Den Büchertisch besorgen die Weiber,
Und Staatskunst lehren die Zeitungsschreiber. . . .
Was wird das? — Schlage das Wetter drein!
Das ist eine Welt vor Schmerz zu schrein!

Und der Kölnischen Volkszeitung entfuhr ja selbst vor einiger Zeit (Nr. 213, 1895) das bezeichnende Wort: „Seitdem die Freiin von Brackel schweigt, fehlt der führende deutsche katholische Romancier." Nun, wie hoch oder tief der Kunstwert selbst einer Freiin von Brackel einzuschätzen ist, ersehen wir an der Hand einiger scharfer, aber gerechter Analysen unsers Veremundus mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Gegenüber dem Ideal, das er im vorhergehenden Kapitel aufgerichtet hat, ist da das Geständnis und Ergebnis gar nicht überraschend: „Wir haben nichts, rein gar nichts."

Es ist das Anregende an dieser Schrift, daß ihre Mahnungen und Untersuchungen viel weiter reichen, als der Titel und der Text an sich besagen. Dieses „Wir haben nichts, rein gar nichts" könnte man mit einiger Strenge auf den ganzen Roman der Gegenwart anwenden, der, von dem sorgsamen C. F. Meyer abgesehen, von jeher teils zu einem unkünstlerischen Überwuchern der Betrachtung, teils zu einer unplastischen, lässigen, alltäglichen Prosa neigte. Hierin sind uns, wenigstens was den Stil und die künstlerische Knappheit der Stoffgruppirung betrifft, die Franzosen der Gegenwart überlegen. Es ist zu viel „Zeitstimmung" in unsern Romanen und zu wenig Entsagung zu Gunsten absoluter künstlerischer Reinheit der Form und des Inhalts.

Digitized by Google

Die zwei weitern Kapitel: „Moralische und künstlerische Kritik“ und „Die wahren Ursachen unsrer litterarischen Rückständigkeit“ wenden sich wieder zum größern Teil an die katholische Gruppe unsrer Reichsgenossen. Es ist in der That seit dem Kulturkampf ein Hervortreten des seelsorgerischen Standpunktes in der Anschauungsweise der Presse und der Litteratur der Katholiken offenkundig. Und es sind überall Anzeichen vorhanden, daß man dort dessen bewußt wird. Die genannte ausführliche Rezension der Kölnischen Volkszeitung und eine nicht minder eingehende, aber viel frischer zustimmende der Zentrums-Korrespondenz pflichten gerade diesen Kapiteln unsrer Schrift rückhaltlos bei. Äußere Teilnahmlosigkeit an den allgemeinen künstlerischen Bestrebungen der Nation, Mangel an innerm Interesse, Engherzigkeit, Prüderie, mangelhafte Zustände auf dem Gebiete der Kritik — das sind die Hauptvorwürfe, die Veremundus seinen Freunden zuruft. Alle diese Mißstände fließen aus der einen großen Quelle: Abseitsstellung, Trennung von dem innern Leben und Weben der andern Deutschen durch den Kulturkampf. Wir haben katholische Buchhandlungen, katholische Dichter, katholische Erbauungs- und Unterhaltungsbücher, katholische Bearbeitungen und Ausgaben von Werken aller Art — kurz, das Wort „Katholisch ist Trumpf“ ist zu einer Art fixen Idee geworden, die bei manchen vortrefflichen Menschen das ganze Weltbild verschiebt. Ein guter Katholik läßt bei katholischen Schustern und Schneidern arbeiten, ruft nur einen katholischen Arzt ans Krankenbett, kauft nur bei Katholiken, verkehrt nur mit Katholiken, betrachtet die ganze Welt, vom Schuhnagel, den er verliert, bis zu den Steuern, die er zahlt, nur unter dem Wahlspruch: „Katholisch ist Trumpf.“ Das ist plastisch ausgedrückt, aber im Wesen nicht übertrieben. Ist doch ein stetes und treues Festhalten an Kirche und Bekenntnis bis ins kleinste hinein für solche verfolgten Geister gleichbedeutend mit einem Ringen nach der ewigen Seligkeit. So sehr ist das Religiöse auf jener Seite mit dem leidigen Kirchenbegriff und dem äußerlichen Namen „Katholisch“ verwachsen; so sehr ist das frische und unbefangne Handeln durch ein stetes Schielen nach einem außerhalb stehenden Wegweiser unterbrochen, immer wieder unterbrochen. Ich bin kein besondrer Freund des Evangelischen Bundes, so wenig wie des Ultramontanismus: mögen sich diese kirchenpolitisch vielleicht in den Verhältnissen begründeten Richtungen bekämpfen. Aber auf dem Gebiete künstlerischer Arbeit ist Unbefangenheit die erste Bedingung. Und auch diese Schrift eines treuen Katholiken ist eine einzige, eindringliche Bitte, zurückzukehren zur Unbefangenheit und dann zu frischer Thatkraft, die alle Verbitterung und Engherzigkeit abgeworfen oder besser: innerlich überwunden hat.

Es ist hier nicht der Ort, den weitern Gedanken, die durch diese Schrift angeregt wurden, nachzugehen. Wird auf dem hier und früher von Dr. Schell eingeschlagnen Wege auf jener Seite fortgeschritten, so ist zu hoffen, daß der jetzt schlummernde Edelsinn in den Reihen unsrer katholischen Deutschen zu

Digitized by Google

neuem Leben aufwache und mit uns andern arbeite an der gemeinsamen Kultur, auf dem gemeinsamen Wurzelboden des Vaterlandes. Ich schließe mit den Schlußworten unsers Unbekannten: „Ein Wandel wird nur dann eintreten, wenn wir unser Wirken in der Zeit, mit den Mitteln und in der Sprache der Zeit als unsre Pflicht erkannt haben. In der Erfüllung der erkannten Pflicht werden wir dann auf diesen Gebieten allmählich heimischer, und mit der größern Vertrautheit wird unsre innere Teilnahme geweckt, unser Verhältnis auch zur schönen Litteratur und Kunst wärmer, thatkräftiger. Möchte es dieser Broschüre gelingen, nach dieser Seite hin einen kräftigen Anstoß zu geben. Dann wird es ihrem Verfasser gleichgiltig sein, ob man sie im einzelnen angreift, befeindet oder tadelt."

* * *

Die vorstehenden Betrachtungen waren schon geschrieben, als dem Referenten, der ziemlich aufmerksam Tagespresse und Zeitschriftenlitteratur zu verfolgen pflegt, einige sehr bezeichnende Auslassungen der katholischen oder der ultramontanen Presse zu Gesicht kamen. Zunächst eine neue Äußerung der Kölnischen Volkszeitung (Nr. 846, drittes Blatt), ein Aufsatz „Ästhetische Irrlichter" aus der Feder des Jesuiten Gietmann. Dieser würdig gehaltene Artikel ist für einen Teil der katholischen Auffassung von Kunst, für die Auffassung, die vorzugsweise von Geistlichen vertreten und damit zum Dogma erhoben wird, ein bezeichnendes Beispiel. Und seine Antwort war an und für sich zu erwarten. Denn dem tiefern Beobachter entgeht es nicht, daß sich in der vielbesprochnen Broschüre des Veremundus eine Laienstimme mit Bewußtsein gegen die Bevormundung des Klerus regt, und hier führt nun ein Ästhetiker des Klerus einen Gegenhieb. Wie gestaltet sich diese Entgegnung? Hier einige Proben: „Mit großem Nachdruck wird von Veremundus alle »Prüderie« verurteilt. Es mag ja sein, daß der Verfasser nach dieser Seite mit unvernünftigem Eifer zu kämpfen gehabt hat; aber er irrt, wenn er meint, für Kinder und für die Familie seien die echten Romane nicht. Wer liest sie denn mehr als gerade diese?" Kinder und Familie! Sie also werden von Pater Gietmann als Hauptpublikum eines „echten Romans" gedacht! Nun, dann allerdings, bei solcher Anspruchslosigkeit brauchen sich reife und tiefgebildete Männer nicht weiter zu bemühen, den Roman zu einer wahrhaft vornehmen Kunstform, zu einer Abspiegelung der tiefsten und allseitigsten Vorgänge, Fragen und Charaktere dieses Erdenlebens zu erhöhen. Eine gute, pädagogisch sorgsam durchdachte Jugenderzählung genügt.

Weiter unten lesen wir einen Satz, den man gleichfalls herausnehmen und mitteilen muß: „Wenn irgendwo, so muß bei der Erotik (in Poesie und Roman) auch ein moralischer Maßstab angelegt werden, und dies in korrekter Weise zu thun, dazu hat der Priester einen besondern Beruf." Es fällt einem schwer,

Digitized by Google

diesen ernsten Ausführungen gegenüber ein ernstes Gesicht zu behalten. Dem tollen Othello, der Schlange Kleopatra, Correggios „Leda mit dem Schwan," der fesselosen Leidenschaft Tristans und Isoldens, der Sommernachtsliebe Romeos und Julias — all diesen und vielen andern wilden Stimmungen und großen Leidenschaften gegenüber, die wir normalen Menschen nur als immer und immer wiederkehrendes Aufbäumen ungewöhnlicher Naturen anstaunen, vielleicht auch tief, aber machtlos beklagen können — will der „Priester in korrekter Weise einen moralischen Maßstab anlegen"! Fühlen Sie denn nicht, verehrter Pater Gietmann, daß diese seelsorgerischen Ausdrücke auf diesem Gebiete völlig verfehlt und unzureichend sind? Aber weiter: ein dritter Grundsatz und Einwand Gietmanns fügt sich ganz logisch an diese beiden ersten an. Veremundus hat mit Nachdruck und vollem Recht, fußend auf einer thatsächlichen Errungenschaft der neuzeitlichen Ästhetik, den Selbstzweck aller Kunst betont. Das klingt ja in der That beinahe ungesetzlich, liberal, autoritätsfeindlich, ist aber auch für den konservativsten Ästhetiker ein unbedingt annehmbarer und beweiskräftiger Satz, wenn man ihm nur ein wenig Nachdenken gönnt. Wenn das künstlerische Schaffen richtig erkannt wird als ein lauteres Widerspiegeln der Welt mit all ihren Gestalten und Geschehnissen, geordnet vom künstlerischen Verstand, beurteilt und eingereiht vom Gewissen des Künstlers — so liegt es doch auf der Hand, daß die Persönlichkeit, die wahrhaft künstlerisch thätig ist, so in Anschauung, Empfindung und Gestaltung während ihres Schaffens aufgeht, und daß all ihr Widerspiegeln derart Ausfluß ihres Wesens ist, daß der Ästhetiker nur dieses Wesen und dieses Schaffen feststellen und beurteilen, nicht aber moralisiren kann und darf. Das letzte geht den Menschen an und ist freilich Sache des Seelsorgers, nicht Sache des Ästhetikers; denn eine menschlich unsittliche Sache kann dennoch höchst künstlerisch und genial geformt oder ausgesprochen werden, das müssen auch die Gegner Voltaires oder Heines anerkennen. Mit einer radikalen Verurteilung ist es hier eben nicht gethan; es gehört die Überwindung des Wissenschaftlers und die Unbefangenheit eines gereiften Mannes dazu, hier zwischen Künstler und Menschen scharf zu unterscheiden.

Aber noch mehr, man kann weiter gehen und selbst diese Unterscheidungen zwischen Mensch und Künstler fallen lassen: und der ästhetische Grundsatz von der Einheitlichkeit aller Kunst behält dennoch recht. Man kann nämlich — und das ist schon ein wichtiger Satz Goethes, von Jean Paul ganz zu schweigen! — den Begriff „Schönheit" so voll und tief fassen, daß das Menschlich-Sittliche, das Charakterschöne darin inbegriffen ist. Nicht aus seelsorgerischen Gründen, sondern aus rein ästhetischen — Ästhetik freilich tiefer und weiter gefaßt — würden dann Erscheinungen wie Heine in ihrer Gesamtheit verworfen werden, wie das heute thatsächlich auch von nichtkonservativer Seite vielfach geschieht. Und so, in diesem vertieften Sinne, will

Digitized by Google

offenbar auch Veremundus die betreffenden Ausführungen gefaßt sehen, wie das deutlich aus der Broschüre hervorgeht. Es ist also nicht sehr gründlich gedacht, wenn Pater Gietmann folgendes schreibt: „Schönheit, wahre und echte Schönheit schließt den Nutzen, den geistigen und sittlichen Nutzen, nicht aus" — wir verbessern sofort: wahre Schönheit ist geistiger und sittlicher Nutzen. Und ebenso wenig Einblick in des Künstlers Wesen verrät der Satz: „Der Künstler erfüllt seine Aufgabe als Mensch sehr schlecht, wenn er an nichts denken will, als an die durch eine schöne Darstellung — Herr Gietmann verwechselt »schön« offenbar mit dem oberflächlichen »hübsch« oder »gefällig!« — zu erzielende Befriedigung des Publikums. Man wendet vielleicht ein, der rechte Nutzen komme von selbst. Gut, dann hat das Verbot des Zweckes [Veremundus »verbietet« nicht, sondern als richtiger Ästhetiker stellt er nur fest!] noch weniger Grund. Kann man denn zwei Zwecke nicht zugleich anstreben und auch erreichen, wenn dieselben so innig wie hier miteinander verbunden sind?"

Zwei Zwecke zugleich anstreben und auch erreichen — das ist wieder eine Phrase, die in eine reifere Ästhetik nicht hineinpaßt, die das Schaffen des grübelnden Dilettanten und kleinen Talents vielleicht ausreichend bezeichnet, dem seherischen Gestalten des wahren und großen Dichters jedoch nicht im geringsten entspricht; denn dessen Schaffen und Schauen ist wie ein Naturereignis, hinter dessen kraftvoller Stimmung und Fülle der Empfindung Spießbürgerworte wie „Zweck anstreben" in wesenlosem Scheine zurückbleiben. Hinweise auf die gotischen Dome und Palestrinas Kirchenmusik ändern daran nichts: nicht um einen religiösen „Zweck" zu erreichen schufen diese Männer, sondern aus ihrer gesamten religiösen Empfindungswelt und dem Geist ihrer Zeit *heraus*, also gerade umgekehrt. Es ist uns nach alledem nicht wunderbar, wenn der priesterliche Ästhetiker seine moralisirende Auffassung in den stilistisch nicht eben glücklichen Worten zusammenfaßt: „Für uns Katholiken gilt der Grundsatz, daß der Künstler seine Gottesgabe in den Dienst höherer Zwecke stelle, daß er durch dieselbe, soweit er dies mit den Mitteln seiner Kunst vermag, der menschlichen Gesellschaft wahrhaft nützlich und förderlich werden und so dieselbe (!) auch zu einem Hebel der Tugend und der religiösen Gesinnung machen solle." Das klingt bieder und erbaulich; und die elende Halb- und Scheinkunst des Tendenzromans jeder Art ist glücklich wieder gerettet.

Diese echt Gietmannsche Betrachtung, die den gegenwärtigen Tiefstand der katholischen Ästhetik trefflich charakterisirt, ist immerhin in vornehmer Sachlichkeit gehalten. Dafür ist ein Artikel der Augsburger Postzeitung (Nr. 214) umso würdeloser und leider für den schlechtern Teil der katholischen Presse, die augenblicklich dort so starke „Hetzpresse," nicht minder bezeichnend. Es ist ein altes, durch und durch religiös und sittlich verwerfliches, aber freilich in

Digitized by Google

dieser Welt wirksames Mittel in jeder Art von Presse: die Person des Gegners zu schmähen, wenn die Sache sich nicht recht widerlegen läßt. Diese Gepflogenheit ist in der ultramontanen Presse ganz besonders zu Hause, die so gern und so gedankenlos auf „Autoritäten" schwört. Und so hat denn der Bayrische Kurier der Welt mitgeteilt, daß der vielumzankte Veremundus niemand anders sei als — Dr. Joseph Müller, ein Priester und Privatgelehrter in München (unter anderm Verfasser eines ganz ausgezeichneten Buches über Jean Paul). Sofort fällt nun das Augsburger Blatt über diesen Unglücklichen her; drei Spalten lang wird seine Persönlichkeit derart heruntergerissen, und zwar außer allem Zusammenhang mit der Broschüre, daß einem der nervöse Gelehrte ordentlich leid thut. Man höre folgende bezeichnenden Wendungen: „Es dürfte an der Zeit sein, den künstlichen Glorienschein, den die anonyme »Autorität« des Veremundus sich auf sehr billige(?) Weise erborgt hat, ein wenig auf seine Echtheit zu untersuchen. Alle Welt fragt: Wer ist Veremundus? Und wenn man keine abkühlende Antwort parat hat, dann setzt sich in immer weitern Kreisen die Meinung fest, ein gewaltiger, achtunggebietender Mann, eine unantastbare katholisch-litterarische Autorität stecke hinter dem Pseudonym." Nicht wahr, wie bezeichnend dieses Suchen nach dem Namen und dann dieses einmütige Herfallen über den Namen und den Mann, eine Methode, die von Luther bis Döllinger so wirksam gewesen ist!

So fällt denn das Augsburger Blatt mit vollem Haß über Dr. Müller her, zählt ihm seine sämtlichen Sünden und Nichtsünden (z. B. daß er selber noch nicht genug Werke geschrieben habe!) mit Erregung auf, um dann mit folgenden klassischen Worten auch die weiter gar nicht widerlegte Schrift des Veremundus einfach aus der Welt zu schaffen: „Ist der Mann, der vor etlichen Jahren noch in solcher Weise der katholischen Bewegung [Dr. Müller hatte sich über die Leistungen eines katholischen Volksvereins, also eine ganz einzelne Sache, absprechend geäußert!] in heller Feindschaft(!) gegenüber stand, als legitimer Kritiker und Oberzensor über katholische Presse und Litteratur, als hochstehende Autorität in Sachen der katholischen Belletristik, als bahnbrechender Reformator ohne Fehl und Tadel anzuerkennen? Unsre Antwort lautet: Nein!" Gut gebrüllt! Und so ist denn für dieses gründliche und sachliche Blatt die Sache abgethan: der thatsächlichen Gründe wird mit keinem Worte Erwähnung gethan, die Person des Verfassers wird beschimpft und dann wird gefolgert: Was kann ein solcher Mensch zu sagen haben? Nichts! Wie man auf unsrer Seite über diese Ihre Kampfesweise denkt, meine Herren, ist Ihnen schon oft in feiner und grober Tonart gesagt worden; es ist unnütz, Ihnen das hier zu wiederholen.

Das wahrhaft Ergötzliche in diesem einzelnen Falle ist freilich dies: Dr. Joseph Müller ist gar nicht der Verfasser! Und so ist dem armen Manne ganz ohne Zweck coram publico der Kopf gewaschen worden. Auch die Bonner

Digitized by Google

Reichszeitung hat diese Gehässigkeiten sofort nachgedruckt, dasselbe Blatt, das früher, vor der nunmehr von wenigen geführten Hetze, über die verfehmte Broschüre unter anderm folgendes geschrieben hat: „Es ist eine harte Strafpredigt, die uns der Verfasser hält, aber es wäre thöricht, ihm das übel zu nehmen: denn er hat vollständig recht."

Und damit seis genug. Veremundus, ein „überzeugungstreuer Katholik," wie auch Pater Gietmann ausdrücklich betont, hat, von den besten Absichten geleitet, sein kleines Buch geschrieben, daran ist nicht zu zweifeln. Es wird Sache der frischern Elemente des Katholizismus sein, die dort angeregten Fragen in vornehmer und sachlicher Form weiter zu erörtern.

Bilder aus dem vlämischen Bauernkrieg (1798)

Von Tony Kellen

(Schluß)

Das Blut der gefallnen Rebellen schrie um Rache. Die Bauern waren entschlossen, bis aufs äußerste zu kämpfen, um das Vaterland zu befreien. Und es muß gesagt werden, ihnen allein gebührt der Ruhm dieses Kampfes, denn die Städte verhielten sich passiv. Hätten diese ihre Mitwirkung nicht versagt, so hätte der Krieg jedenfalls einen andern Ausgang genommen. Nur die Bewohner von Löwen, die über die Unterdrückung ihrer Universität erbittert waren, schienen eine Ausnahme machen zu wollen, aber die Verwaltung ließ rechtzeitig Vorkehrung treffen, um das Eindringen der Bauern in die Stadt zu verhindern. Am 25. Oktober zog ein förmliches Bauernheer gegen Löwen. Die Vorhut allein war dreitausend Mann stark. Die Bauern hatten genug Flinten und Pulver, aber es fehlte ihnen an Kugeln. Durch einen Kesselschmied ließen sie sich Kugeln gießen, und nun ging es gegen Löwen. Leven de boeren! Leven de jongens! Vor den Thoren der Stadt kam es zu einem Kampfe, der jedoch unentschieden blieb, da sich beide Parteien nach einigen Verlusten zurückzogen. Nachdem die Republikaner Verstärkungen erhalten hatten, marschierten die Bauern nach Diest und Aerschot zurück. Hunderte von Bauern fielen noch bei den verschiednen Zusammenstößen im Brabanter Lande, in der Wallonie und im Hennegau. Die Dörfer wurden von den Republikanern in Brand gesteckt, und viele Menschen kamen darin um. Aber auch die Franzosen mußten, wie es in einem zeitgenössischen Berichte heißt, groote karren mit ihren Toten füllen.

In Paris wurde das Direktorium ungeduldig. All die Siege, die die Republikaner über die Bauern errungen hatten, vermochten den Aufstand nicht niederzuwerfen. Man sandte deshalb nach Brüssel den Befehl, die Streitkräfte zusammen zu ziehen und mit großen Massen vorzugehen. Aus dem Norden Frankreichs, aus

Digitized by Google

Holland und aus Mainz wurden Truppen in der Stärke von 20000 Mann nach Belgien gesandt. Das Direktorium verlangte einen Kredit von anderthalb Millionen Franken und erließ strengere Maßregeln gegen die belgische Bevölkerung, die sich nicht unterwürfig zeigte. Es kam im Rate der Fünfhundert zu lebhaften Auseinandersetzungen, da nicht alle mit den drakonischen Maßregeln einverstanden waren. Aber die Verständigern wurden niedergeschrieen, und unter Hochrufen auf die Republik wurden die Gewaltmaßregeln angenommen. Nun hausten die Republikaner in Belgien noch schlimmer. Selbst ein republikanischer Richter, der sich Kirchengüter angeeignet hatte, wurde lediglich deshalb verbannt, weil er in seinen Akten noch Daten nach dem alten Kalender gebraucht hatte. Die Gefängnisse boten nicht mehr Raum genug, und viele Bürger mußten unter militärischer Bedeckung in die französischen Gefängnisse wandern.

Inzwischen hatten sich die Aufständischen nach Norden verzogen, um sich in Diest zu vereinigen. 2500 Bauern, von denen allerdings nur 400 mit Gewehren bewaffnet waren, zogen in die Stadt ein, aber die Franzosen hatten leider die Kanonen mit fortgenommen. Die zurückgebliebnen Truppen mußten nach starkem Verlust nach Löwen flüchten. Die Bauern suchten sich nun in der Stadt festzusetzen. Von allen Seiten erhielten sie Verstärkungen, sodaß ihre Zahl 12000 erreicht haben soll. Es fehlte weder an Geldmitteln noch an Munition (sogar aus Holland erhielten sie diese). Am Morgen des 13. November erschien eine Kolonne Soldaten und bewaffneter Bürger aus Löwen vor der Stadt, aber sie wurden von den Jongens derart begrüßt, daß sie schleunigst wieder umkehrten. Einige Stunden später bemerkt man drohende Wolken am Horizont. Auf den Anhöhen vor der Stadt sieht man eine schwarze Masse in Bewegung. Die Bajonette blitzen! Es sind die Generäle Jardon und Chabert, die mit ihren Truppen aus Gheel heranziehen. Sie richten sofort mehrere Kanonen gegen die Stadt; Jardon will die Infanterie im Sturmschritt in die Stadt einrücken lassen, aber ein lebhaftes Gewehrfeuer empfängt sie aus den Gräben. Nun werden fünfzig Schritte vor den Mauern sieben Kanonen aufgepflanzt, die bis zum Mittag ihre Geschosse in die Stadt schleudern. Da erklären sich die Aufständischen bereit, zu unterhandeln, aber nach drei Stunden werden die Unterhandlungen abgebrochen. Nun dauert der Kampf bis mitten in die Nacht hinein. Am frühen Morgen, nachdem der Pfarrer von Duffel sie gesegnet hat, greifen die Patrioten wieder zu den Waffen mit den Rufen: Leven de jongens! Het land is an ons!

Kaum aber ist das Feuer wieder eröffnet, als die Franzosen bedeutende Verstärkungen erhalten. Die Stadt ist nun von einem tausendköpfigen Heer eingeschlossen. Dreimal versuchen die Bauern den eisernen Ring zu durchbrechen, aber jedesmal werden sie zurückgeschlagen. Sie ziehen sich immer wieder in guter Ordnung zurück, indem sie ihre Toten und Verwundeten mitnehmen. Gegen Mittag machen sie wieder einen Versuch. Es kommt zu einem wechselvollen Kampfe, worin sie sich sogar einiger Geschütze bemächtigen. Gegen Abend erhalten die Franzosen neue Verstärkungen. Nun sehen die Aufständischen ein, daß sie sich nicht länger in der Stadt halten können, und während der Nacht versuchen sie abzuziehen. Eine Schar beherzter Männer baut eine Brücke über einen sumpfigen Fluß, und der Abzug der Mannschaften vollzieht sich in aller Ordnung, als auf einmal ein Schuß ertönt. Das ist das Zeichen zum Alarm! Die Wachen haben die List erraten, und nun entsteht eine furchtbare Panik. Die Zurückgebliebnen drängen sich über die Brücke, aber diese bricht zusammen, und siebzig Mann ertrinken in dem Sumpfe. Die andern flüchten, aber auch von ihnen kommen viele in den Morästen um.

Digitized by Google

Die Franzosen verfolgen die Flüchtlinge im Dunkel der Nacht, und am andern Morgen bedecken vierhundert Leichen die Straße. Die Franzosen besetzen nun die Stadt, metzeln die zurückgebliebnen Aufständischen nieder und plündern die Häuser. Den Bewohnern wird eine Kriegssteuer von 40000 Franken auferlegt, und viele Bürger werden getötet oder verwundet oder als Geiseln gefangen genommen. Das Heer der Aufständischen zog nun nach Norden. Zu Gheel, Moll und Meerhout erlitten die Aufständischen aus der Campine schwere Schlappen. Zwei Meilen weit waren die Felder mit Leichen besät. Unter den sechshundert Toten befanden sich mehrere Führer der Aufständischen.

4. Die letzte Schlacht

Voor God en voor het Vaderland!

Die Aufständischen verließen nun Brabant und zogen nach Limburg, um sich mit ihren Waffengefährten aus der Wallonie zu vereinigen. In Hasselt fand diese Verbindung statt, und dort versuchten Vlamen und Wallonen einen letzten Schlag gegen den gemeinsamen Feind. Dort floß noch einmal in Strömen das Blut der heldenmütigen Bauern. Dort erscholl zum letztenmal in Belgien der Ruf: Voor God en voor het Vaderland!

Am 4. Dezember hatten die Aufständischen ohne viel Mühe Hasselt besetzt. Sie verbarrikadirten drei Thore der Stadt; nur das vierte ließen sie für den Fall eines Rückzugs offen. Es war ein bleicher Wintertag, und die Gräben um die Stadt waren mit Eis bedeckt. Auf dem Marktplatz stellten sich die Aufständischen auf, und der Pfarrer von Haesendonck erteilte ihnen den letzten Segen. Gleich darauf fingen die Franzosen an, die Stadt zu erstürmen. Sie richteten zuerst das Kanonenfeuer gegen die Thore, und als diese in Trümmer geschossen waren, drangen sie ins Innere, aber jede einzelne Straße mußten sie mit Gewalt erobern. Ein Teil der Aufständischen wich durch das freigebliebne Thor von St. Trond zurück, und als ein Verräter dies den Franzosen mitteilte, wurden sie vor der Stadt an dem Ort, genannt het klein Lindeken, eingeholt und niedergemetzelt. Es waren fürchterliche Szenen, die sich da abspielten. Während einzelne von den Verfolgten um Gnade baten, boten andre freiwillig ihre Brust den Schüssen oder Stichen ihrer Verfolger dar. Den alten Pfarrer von Haesendonck wollte man auf einem Wagen retten, weil er nicht fliehen konnte, aber bei der wilden Fahrt über die Felder brach ein Rad des Gefährts. Nun erreichten ihn die Franzosen und töteten ihn mit Säbelhieben und Bajonettstichen. In dem furchtbaren Gemetzel wurden siebenhundert Bauern erschlagen. Der Führer Constant aus Rouxmiroir, den später Hendrick Conscience verherrlicht hat, wurde mit hundert seiner Begleiter, die alle schwer verwundet waren, gefangen genommen. Am 7. Dezember abends wurde der Sieg von Hasselt in den Straßen Brüssels durch Trompeten und Fackeln verkündet. Der amtliche Bericht des Generals Colaud lautet: Aus dem Hauptquartier zu Brüssel, den 16. Frimaire, Jahr VII der französischen Republik, einig und unteilbar.

Der Divisionsgeneral Colaud, Befehlshaber der neun vereinigten Departements, an die Zentralverwaltung des Departements der beiden Nèthe.

Bürger-Verwalter!

Mit dem größten Vergnügen zeige ich Ihnen an, daß die Truppen, die ich aus Löwen, den 14. d. M., unter dem Befehl des Brigadegenerals Jardon und des Generaladjutanten Lacroix habe marschieren lassen, die Aufrührer bei Hasselt

Digitized by Google

angegriffen haben. Die republikanischen Truppen haben ihnen mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit so zugesetzt, daß sie nach der ersten Niederlage gezwungen worden sind, mit der größten Unordnung in die Stadt hineinzuflüchten. Bei dem zweiten Angriff haben sie die Stadt verlassen, doch haben sie eine vollständige Niederlage auf der Straße nach Tongern erlitten und mehr als siebenhundert Tote auf dem Platze liegen lassen. Die Erde war auf einer Fläche von mehr als einer Stunde mit ihren Leichen bedeckt. Der Rest der Räuber hat die Waffen weggeworfen und ist geflohen. Man hat ihnen die Kriegskasse, Bagage, verschiedne Trommeln und ein Fähnlein mit einem roten Kreuz abgenommen. Unter den Toten hat man verschiedne Priester erkannt. Das namhafte Haupt der Anführer, Constant aus Rouxmiroir, und verschiedne Offiziere sind gefangen genommen. Mehrere Fähnlein, Meßgewänder und andre priesterliche Gewänder nebst zwei Munitionswagen sind erbeutet.

Es lebe die Republik! Heil und Brüderlichkeit!

Colaud.

Ein andrer amtlicher Bericht, der um dieselbe Zeit veröffentlicht wurde, lautet:

„Fünfhundert Räuber sind geblieben bei Gheel, Moll, Meerhout und Holmes. Man hat ihnen zwei Wagen abgenommen, mit sechs Fässern Pulver, die ihnen aus Holland zugegangen waren. Die übrigen sind alle in die Flucht getrieben worden."

In Gent, Brüssel und Tournai traten nun die Kriegsgerichte in Thätigkeit, um über das Schicksal der letzten Gefangnen zu entscheiden. Aus Hasselt waren mehr als hundert Gefangne nach Brüssel gebracht, und von ihnen wurden einundzwanzig unter großem militärischem Aufgebot auf dem Königsplatz hingerichtet. Einige andre Gefangne, darunter Constant aus Rouxmiroir, wurden erst nach monatelanger Kerkerhaft in Tournai erschossen. Was nach den Kämpfen bei Hasselt von Aufständischen in Belgien übrig blieb, zerstreute sich nach allen Seiten und flüchtete in die Wälder. Eine halbe Stunde von Hasselt wurde ein großes Grab aufgeworfen, und darin wurden die letzten Toten des Bauernkriegs beerdigt. Nun war es still in der Gegend. Kein Waffenruf ertönte mehr. Die Blüte der Landbevölkerung war gefallen, und bald bedeckte der Dezemberschnee mit seinem weißen Schleier das große Heldengrab.

5. Der Klöppelkrieg in Luxemburg

> Die Klöppelarmee war der ruhmwürdige, aber sterbende Rest großartiger, tausendjähriger Vergangenheit, wo Adel, Geistliche und Bauern für den Glauben, den Kaiser und das Vaterland wie ein Mann dazustehen bereit waren. Kalbersch.

Die Franzosen hatten nicht bloß in Belgien gegen Aufständische zu kämpfen, auch im Norden des Luxemburger Landes, im sogenannten Ösling, hatten sich die Bauern empört, und erst nach heftigen Kämpfen gelang es den Republikanern, auch hier den Aufstand niederzuwerfen. Hier war übrigens das Gelände den Bauern sehr günstig. In dem wilden, zerklüfteten Ardennengebirge vermochte die Kavallerie nicht so leicht vorzudringen, wie in den flachen Gegenden Belgiens, und überdies war diese Gegend, die damals nur wenige Wege aufzuweisen hatte, den Franzosen ganz unbekannt.

Digitized by Google

Luxemburg hatte mit Belgien zu den österreichischen Niederlanden gehört. Im Juni 1795 hatte aber die Armee der französischen Republik die Festung Luxemburg, zwar nicht durch die Gewalt der Waffen, aber durch Hunger und Entbehrungen aller Art bezwungen. Nun wurden die Rechte und Freiheiten des Landes aufgehoben und die französischen Gesetze eingeführt. Die „Befreier" der Menschheit befreiten das Volk, besonders die Bauern, so gründlich von Hab und Gut durch ihre Kontributionsausschreibungen und ihre Plünderungen, daß schon dadurch der Ingrimm der Bevölkerung kräftig Nahrung erhielt. Nichts war diesen Räubern heilig, und nichts ließen sie unangetastet. Nachdem, wie in Belgien, zahlreiche Priester eingekerkert oder verbannt worden waren, wurden die Heiligtümer von den wilden Sansculotten geschändet und die Gotteshäuser geschlossen. Die Kreuze wurden von den Türmen und sogar von den Gräbern gerissen. Gendarmen wollten die Bauern zwingen, an Sonn- und Feiertagen zu arbeiten, dagegen an den republikanischen Festen zu feiern und zu jubeln. Aber die Bauern hatten auch hier für die republikanischen Ideen ebenso wenig Verständnis, wie für all die neuen Sitten und Gebräuche, die die Republikaner einführen wollten. Die Bauern verspotteten die neuen Monatsnamen und sagten statt Thermidor, Messidor usw. Schnorridor, Fressidor usw.

Bald vermochte das Volk die Steuerlast nicht mehr zu tragen. Neu eingeführt wurden die Grund-, Personal-, Thür-, Fenster-, Mobiliar-, Patent- und andre direkten Steuern. Ferner wurden alle Zölle erhöht, und dazu kamen noch die außergewöhnlichen Kriegssteuern. Während bis dahin Wohlstand im Lande geherrscht hatte, stockten nun alle Geschäfte. Die Bauern verarmten, denn ihre Ersparnisse, die alten Maria Theresien- oder Reichsthaler, die wohlversorgt in ihren Truhen geruht hatten, mußten sie hervorholen und den Republikanern opfern.

Weder Österreich noch Spanien hatten ohne Einwilligung des hohen Rats zu Luxemburg die Einwohner des Landes in das Heer eingestellt, und seit der Pest des siebzehnten Jahrhunderts hatte Österreich, um die so schwer heimgesuchte Bevölkerung des Luxemburger Landes zu schonen, überhaupt keine militärischen Leistungen bei den Landständen beantragt. Von jetzt an wurde es anders. Die Söhne des Landes sollten mit den Waffen in der Hand Spanien und Italien, Deutschland und Rußland durchziehen und ihr Leben für den Ruhm ihrer Unterdrücker opfern. Eine Einstellung in das französische Heer kam damals nahezu einem sichern Todesurteil gleich. Es läßt sich begreifen, daß die Konskription im ganzen Lande die größte Bestürzung hervorrief. Was die Aufregung aber noch steigerte und die Einberufnen vollends empörte, war nicht sowohl die Abgeneigtheit gegen den Kriegsdienst, als vielmehr der Umstand, daß sie gegen die Österreicher selbst, an denen sie mit Leib und Seele hingen, und auf die sie noch immer vertrauensvoll hinsahen, die Waffen ergreifen und zu Felde ziehen mußten. An vielen Orten kam es bei den Militäraushebungen zu lebhaften Unruhen und sogar zu blutigen Widersetzlichkeiten, so zu Arlon, Luxemburg, Neufchâteau, Echternach usw. Sehr viele junge Leute suchten sich dem französischen Heeresdienst zu entziehen; sie wurden aber gleich den Geistlichen, mit denen sie scharenweise in den Wäldern umherirrten, aufgespürt; ihre Güter wurden beschlagnahmt und sie selbst zu schweren Strafen verurteilt.

Die fortwährenden Einziehungen der jungen Leute zum französischen Heere gaben den unmittelbaren Anlaß zur Empörung. Die belgischen Aufständischen hatten die Ortschaft Weiswampach ausersehen, um von dort aus den Aufruhr im Wälderdepartement (so wurde das Luxemburger Land unter der französischen Herrschaft

Digitized by Google

amtlich genannt) zu verbreiten. Von dort aus gingen Zettel, versiegelte Briefe und Befehle nach allen Seiten hin. Es ist aber nicht bekannt geworden, wer eigentlich die Fäden der Verschwörung in Händen hatte und sie leitete. Man wußte nur, daß in den Hupperdinger Büschen auf der Kaselsley nächtliche Zusammenkünfte stattfanden. Die geheimen Befehle wurden von den Bauern freudig aufgenommen. Durch Anschlagzettel und Briefe forderten die Anführer zum bewaffneten Widerstande auf. Es spricht eine unbeholfne Sprache aus jenen Schriftstücken, aber das Volk verstand sie. Hier seien nur drei als Muster wiedergegeben:

Weiswampach, den 27. Oktober 1798. Ihr seid aufgefordert, liebe Christen, euch morgen um 9 Uhr, ohne Verzug bei Thommen auf der Straße einzufinden, mit Feuer- und andern Gewehren, um zu kämpfen und Widerstand zu leisten; es handelt sich um Gott, die Religion und die Wohlfahrt aller. Ermangelt nicht, an gesagter Stelle zu erscheinen, widrigenfalls ihr mit Feuer und Schwert bestraft werdet. Dieser Brief soll sogleich weiter gehen nach Comanster, Neuville, Vieilsalm und Salm.

Reuland, den 27. Oktober 1798. Es sind alle Schutzbrüder der Privilegien und des wahren Glaubens gebeten, in den Trierschen Bezirken und allen Kantonen in Wehr und Waffen zu stehen, um den wahren Glauben wieder zu vermehren, bei Peine, Feuer und Brand. Dieser Brief soll in allen Dörfern des ganzen Trierschen Landes von den Bürgermeistern kund gemacht werden. Kommandant der Religion. — Soll auf der Stelle fortgetragen werden in alle Dörfer.

Im Hauptquartier zu Reuland, den 27. Oktober 1798. Wir alle vom Kanton und so das ganze Land stehet zu Gewehr, den Augenblick haben wir etliche Franzosen gefangen. Ihr seid ersucht, Brüder, sogleich mit gesamter und bewaffneter Hand zu erscheinen. Helfet, Brüder, helfet für Gott und den Glauben und das Vaterland streiten. Geschwind muß es sein, und noch heute werdet ihr hier erscheinen, ohne zu verweilen. Sonst wird man mit aller Kriegsschärfe, Feuer und Eisen verfahren. Teilt es allen Angrenzenden mit.

So entstand die Insurgentenbande, die man Klöppelarmee oder Knüttelarmee nannte, weil die Bewaffnung zum Teil nur aus Knütteln, neben Sensen und allerdings auch regelrechten Schuß- und Hiebwaffen bestand. Der Dichter schildert diese Rüstung:

Der Schmied ist stetig jetzt an seiner Esse
Und rüstet spät noch alte Waffen zu:
Die Hackebüchse, die einst der Altervater
Getragen als Soldat, und das Pistol,
Das rostge, das ein Offizier verloren.
Der eine findet einen schartgen Säbel,
Der andre eine wuchtge Partisane;
Ein jeder rüstet und staffirt sich aus
Nach Kräften; wer nicht bessre Waffen fand,
Läßt eine Keule sich mit Erz beschlagen
Und greift zur Sense oder Futtergabel.

Michel Bormann erzählt in seinem „Beitrag zur Geschichte der Ardennen“: „Zur bestimmten Stunde fanden sich die Klöppelwehrmänner des Hofes Daleyden und zu gleicher Zeit ein beträchtlicher Trupp von Clerf, Asselborn und der Umgegend ein. Mit diesem Tage beginnt der eigentliche Feldzug. Nachdem beide Heeresabteilungen sich vereinigt, wurde die Mannschaft auf der Straße aufgestellt,

Digitized by Google

die Befehlshaber bestimmt und ihnen ihr Truppenteil angewiesen. Ein Jüngling von zwanzig Jahren aus Bockholz bei Hosingen wurde Generalissimus und befehligte das ganze Heer. Derselbe ritt ein schönes Pferd und trug zu seiner Ausrüstung einen hohen, roten Federbusch auf dem Hute. Unter ihm standen verschiedne Unterbefehlshaber. Nachdem die Klöppelarmee so organisirt war, wurden die Kriegsregeln vorgetragen: Jeder, der seinen Wachtposten verließe, vor dem Feinde fliehe oder desertirte, würde bei seiner Habhaftwerdung ohne weiteres erschossen. Zunächst wurde dann angekündigt, daß es die Absicht sei, nach Luxemburg zu ziehen und die Stadt den Franzosen zu entreißen."

Die Armee sollte bald eine Probe ihres militärischen Mutes ablegen. Da man glaubte, in Consthum seien zwei französische Gendarmen, wurde beschlossen, diesen Ort im Sturm zu erobern. Sie fanden aber keine Feinde dort und begnügten sich daher, das Wohnhaus des Pfarrers, der den Republikeid geschworen hatte, dann aber geflüchtet war, zu plündern. Bei den Bewegungen der Klöppelarmee fehlte es übrigens an einer systematischen Leitung, so sehr auch die Bauern sich vielleicht bemühen mochten, einheitlich vorzugehen. In kurzem Zwischenraum kam es zu Gefechten in Arzfeld, Ouren, Amel, Clerf, Neufchâteau, Stavelot, St. Vith, Wiltz, St. Hubert, Malmedy, Feulen usw. Es würde natürlich zu weit führen, die Streifzüge und Kämpfe im einzelnen zu erzählen. Hier seien nur einige Episoden mitgeteilt. Im Norden des Öslings wurde das Städtchen Malmedy (jetzt zu Preußen gehörig), das nur von einer halben Brigade und einigen Gendarmen besetzt war, im Oktober von den Bauern eingenommen. Am 28. Oktober wurde Reuland besetzt und der dortige französische Kommissar, ein abgefallner Geistlicher, nach Hosingen gebracht, wo die Aufständischen ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Einer der Führer, Namens Krendal, zog mit 3000 Mann gegen St. Vith, ein Städtchen in der Eifel, das sich nach kurzem Widerstande ergab. Die Bauern nahmen einige Husaren und Freiwillige aus Lüttich gefangen, die sich hier aufhielten, um die Steuern mit Gewalt einzutreiben. Auch Stavelot wurde von den Aufständischen eingenommen.

Als man in Lüttich die Einnahme von Malmedy erfuhr, sandte General Micas sofort Truppen dorthin. Bei Amel (in der Nähe von Malmedy) kam es zwischen diesen und 500 Bauern zum Kampfe, worin die Bauern geschlagen wurden. Sie ließen 60 Tote und 21 Gefangne zurück, worunter ein Geistlicher war. Auch Stavelot wurde von den Republikanern wieder besetzt. Ein andrer Teil der Öslinger Bauern zog nach Süden. In Weiswampach, dicht an der belgischen Grenze, hatte sich der Pfarrer Nikolaus Lambertz, der aus der Gegend von Löwen stammte, an ihre Spitze gestellt. Am 25. Oktober wurde die Sturmglocke geläutet, und in dem Walde von Hüpperdingen schworen die Bauern, den Feind aus dem Lande zu vertreiben. Am folgenden Tage kam es in Leidenborn zu einem Zusammenstoß mit den Gendarmen, und es gelang den Aufständischen, in wenigen Tagen aus mehreren Orten 60 Gefangne nach Hosingen zu bringen, wo sie sie in der Klosterkirche einsperrten. Die Bewohner des Dorfes mußten gemeinsame Sache mit den Aufständischen machen und Lanzenspitzen schmieden.

Eines Tages erschien in Arsdorf ein Trompeter, der von Großbous dorthin gesandt worden war. Er schmetterte so laut in seine Trompete, daß die ganze Einwohnerschaft zusammenlief, um zu hören, was es gäbe. Da rief der Trompeter: „Im Namen des obersten Befehlshabers der christlichen Kreuzfährter fordre ich euch Arsdorfer auf, euch unter die Fahne des Krieges zu scharen und die Erzfeinde der christlichen Religion aus dem Lande jagen zu helfen. Was ihr an Waffen

Digitized by Google

bedürft, wird euch in kurzer Zeit verabfolgt werden; auch der Sold wird euch nicht fehlen. Für den Augenblick bewaffnet euch mit euern Jagdflinten oder mit Büchsen und Lanzen. Wählt unter euch selbst eure Hauptleute. Haltet euch bereit, auf den ersten Aufruf auszurücken, damit es euch nicht ergehe, wie den Hoscheidern, denen, weil sie nicht ins Feld ziehen wollten, ihr Dorf in Brand gesteckt wurde." Die Arsdorfer waren bereit, mit in den Kampf zu ziehen. Auf Betreiben ihres Pfarrers und eines adlichen Herrn hatten sie sich gerüstet. Einen aus ihrem Dorf gebürtigen Studenten, Namens Jakob Klein, der zu seinen Eltern zurückgekehrt war, wählten sie zu ihrem Führer. Er war ein blühender, kraftvoller, junger Mann, der sich mit wahrem Feuereifer der Sache widmete. In einer gelben österreichischen Husarenuniform, den Kopf mit einer geschweiften Mütze bedeckt, wohlbewaffnet und auf einem blendendweißen Schimmel reitend, wußte er auch die Bauern der Nachbarorte zu begeistern. Er unternahm mit seiner Schar vorerst kleine Streifzüge und vereinigte sich dann zu Großbous mit einer andern Schar von 1200 bewaffneten Bauern.

Überall, wo die Sturmglocken erschollen, sammelten sich einige hundert Mann an, die die in den Ortschaften stationirten französischen Gendarmen, Kommissare und Schreiber festnahmen. Die Freiheitsbäume wurden umgehauen. Den Pfarrern, die der Republik den Eid geleistet hatten, wurden die Möbel zertrümmert und wohl auch die Keller geleert. Ausschreitungen waren ja bei so verschiedenartigen, undisziplinirten Scharen unvermeidlich. Andre Geistliche wurden gezwungen, Hochamt mit Tedeum und Segen zu halten oder den Segen von der Kirchenthür aus zu erteilen. Bald betrug die Zahl der Aufständischen 4000. Sie vereinigten allmählich ihre Streitkräfte und wählten als ihren neuen Führer einen kaum zwanzigjährigen jungen Mann, Namens Hubert Behrens aus Bocholtz. Man wollte nun nach Süden ziehen, um die Stadt Luxemburg zu erobern, aber unterwegs gab man den Plan auf, weil die Verhältnisse doch nicht so günstig waren, wie man geglaubt hatte. In Hoscheid kam es zu einem tragikomischen Zwischenfall. Man hatte dort hin und her beraten, und es war zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen. Bei dem Einbrechen der Dunkelheit erscholl der Ruf: „Die Franzosen kommen!" Die ganze Bande war bestürzt und eilte auseinander, weil sie nicht auf einen Angriff gefaßt war. Von Lipperscheid her kam ein lärmender Zug, aber es waren nicht die Franzosen, sondern der wackre Hirt des Dorfes, der mit seiner Herde nach Hause kam. Er trug eine lange Lanze, die man für ein Bajonett gehalten hatte. . . . .

Schon am folgenden Tage kam es bei Arzfeld zu einem wirklichen Zusammenstoß. Dreihundert Soldaten hatten das Dorf besetzt. Als der republikanische Hauptmann Duverger, ein Elsässer, auf eine Schar von 500 Bauern stieß, fragte er sie in spöttischem Tone auf Deutsch: Was wollt ihr, meine Kinder? Während sich die meisten umwandten zum Fliehen, legte ein Bauer aus Boxhorn sein Jagdgewehr an und schoß mit den Worten: Nous voulons la guerre! einen Offizier vom Pferde. Auch einzelne Flüchtlinge feuerten ihre Gewehre auf die Franzosen ab. Nun waren die armen Klöppelmänner verloren. Die Fußsoldaten sandten ihnen ihre mörderischen Kugeln nach. Auch die Reiter schossen ihre Pistolen ab, griffen zum Säbel und suchten die Flüchtlinge zusammenzutreiben. Zum Glück für diese war aber der Boden sumpfig, sodaß den Reitern das Fortkommen erschwert war. Es blieben 74 Tote auf dem Felde, während ein großer Teil der Flüchtlinge Wunden davontrug. Beim Durchsuchen des Feldes durchbohrten die Franzosen noch jeden Gefallnen mit einer Kugel und beraubten die Leichen. Unter den Gefangnen

Digitized by Google

befand sich ein junger Geistlicher, der im Kölnischen als Vikar angestellt war und, als er bei Freunden auf Besuch war, von den Klöppelmännern gezwungen worden war, mitzuziehen. Er war verwundet und saß da, das blutige Haupt in der Hand haltend, als ein Soldat ihm mit dem Gewehrkolben den Schädel entzweischlug und ihn sodann mit dem Säbel zermetzelte.

Die Flüchtlinge, die dem Tode oder der Gefangenschaft entronnen waren, stürmten durch die Dörfer, wie wenn die Reiter noch hinter ihnen wären. Die Angehörigen derer, die an dem Unglückszuge beteiligt waren, brachen in Jammern und Wehklagen aus. Man fürchtete auch, die Franzosen würden jetzt über die Dörfer herfallen und sie in Brand stecken. Man brachte deshalb einige Habseligkeiten und das Vieh auf die Felder und in die Wälder. Erst nach und nach erfuhr man die Namen der Gefallnen. Am andern Tage begaben sich die Angehörigen nach Arzfeld, um die Leichen zu besichtigen. Hier spielten sich herzerweichende Szenen ab, und der Hauptmann Duverger, der die Toten an Ort und Stelle einscharren lassen wollte, gab schließlich die Erlaubnis, sie auf dem Friedhof zu begraben. Die Leichen wurden nun auf Wagen dorthingebracht und in mehreren großen Gruben beerdigt. Kein Geistlicher durfte der Beerdigung beiwohnen, und selbst die Angehörigen wurden ferngehalten. Sie erhielten nur die Kleidungsstücke der entkleideten Leichen. Mit diesen traurigen Überresten zogen sie nach Hause. Am andern Tage hatten sich die Augen zwar ausgeweint, aber Schmerz und Beklommenheit verließen die Herzen nicht.

Ein heftiger Kampf fand gleichzeitig in Clerf statt. Die Bauern hatten sich in dem Tiergarten des Grafen Lannoy, einem mit hohen Palisaden eingefriedigten Park, aufgestellt, und dieser bot ihnen Verschanzungen, hinter denen sie gegen die Schüsse der Feinde ziemlich sicher waren. Die Franzosen hatten das Schloß besetzt und richteten von dort aus ihr Feuer auf die Bauern. Endlich gelang es ihnen, die Bauern nach Eselborn zurückzutreiben, und hier fielen ihnen 60 Husaren in den Rücken. Die Bauern ließen 150 Tote und 35 Gefangne zurück. Die Franzosen sollen nur 20 Tote gehabt haben. Auch in andern Gefechten zogen die Bauern den Kürzern, und so war der Kampf im Luxemburger Lande bald zu Ende. Die republikanischen Truppen zogen durch das ganze Land und metzelten alles nieder, was Widerstand leistete oder ihnen verdächtig schien.

Welche unerhörten Grausamkeiten die Republikaner begingen, kann man z. B. aus folgendem Vorfall ersehen. In einem Hause zu Amel hielten sich 30 Bauern aus Arzfeld verborgen, um in der Nacht in ihr Dorf zurückzukehren. Die Franzosen hatten aber davon Wind bekommen, denn bei Einbruch der Dunkelheit erschien eine Schar Soldaten und steckten das mit Stroh gedeckte Haus in Brand. Als die Bauern flüchten wollten, stießen sie auf die Bajonette der Republikaner. Diese durchbohrten die Unglücklichen oder trieben sie in das Innere des brennenden Hauses zurück, wo sie in den Flammen den Tod fanden. Nicht einmal eine Mutter mit vier Kindern fand Gnade vor den Barbaren; auch sie mußten den Tod in den Flammen erleiden. So hausten die Vandalen, und als sie sich nach Prüm zurückzogen, ließen sie nur noch rauchende Trümmer zurück, in denen über dreißig Menschen lebendig verbrannt worden waren.

Von den Ortschaften, die sich empört hatten, wurden unerhörte Kontributionen gefordert. Schrecklich aber war das Verhängnis, das über die Gefangnen hereinbrach. Sie wurden vor das Kriegsgericht gestellt. Einzelne Richter hatten Mitleid mit diesen Männern, die sie als arme verführte Menschen ansahen, und hätten sie freisprechen mögen. Sie legten ihnen sogar die Worte nahe, durch die sie sich dem

Digitized by Google

Todesurteil hätten entziehen können. Nicht wahr, sprachen sie zu ihnen, es war bloß ein Versehen, daß ihr auf die Franzosen geschossen habt? Aber zu bieder, um sich zu verstellen und zu lügen, bekannten sie freimütig, daß sie absichtlich die Franzosen angegriffen hatten. So wurden von den Gefangnen von Clerf und Arzfeld zwanzig zum Tode verurteilt. Die ganze Bevölkerung der Stadt Luxemburg begleitete die Märtyrer zum Neuthor hinaus, nach dem Festungsglacis, wo die einen erschossen, die andern mit der Guillotine hingerichtet wurden. Alle starben gottergeben und heldenmütig.

Dieses letzte Blutbad war das Ende des Klöppelkrieges.

* * *

Im Frühjahr 1799 drohte ein neuer Aufstand in Belgien auszubrechen, als die Franzosen neue Truppen gegen die Österreicher aushoben. In verschiednen Gegenden Belgiens zogen junge Bauern umher, wie wenn sie einen neuen Krieg gegen die Republikaner anfangen wollten. Erzherzog Karl von Österreich stand mit einem der Anführer in Verbindung und erklärte sein Einverständnis mit einem neuen Kampf gegen die Franzosen. Aber der Aufstand hatte keinen Erfolg; er wurde diesmal im Keime erstickt. Im Walde von Neer-Ysche wurden am 30. Juli die Rebellen von den Republikanern überfallen und vernichtet. Unter den Toten befand sich auch Jacquemin, genannt Charles de Loupoigne, einer der Führer der Bauern, auf dessen Kopf die Franzosen schon lange einen Preis gesetzt hatten. Dies war das Nachspiel des Bauernkrieges, dessen Jahrhundertfeier in diesem Jahre begangen worden ist.

Die Anführer der Bauern hatten unstreitig ein patriotisches, ein gerechtes und heiliges Ziel im Auge. Allein sie täuschten sich gewaltig in der Wahl der Mittel, sie überschätzten ihre Kräfte, und von den Städten im Stich gelassen, mußten sie unterliegen. Es fehlte ihnen auch an Disziplin und vielfach an ausreichenden Waffen. Sie waren ungeordnete Scharen, die sich wohl zum Kampfe begeisterten, aber wenn sie einmal dem wohlbewaffneten Feinde gegenüberstanden, oft genug davonliefen. Daneben gab es auch viele heldenmütige Züge, und wer könnte verkennen, daß ein großer Zug durch diesen ganzen Aufstand ging? Wer wollte sie bethört nennen, diese Bauern, die lieber in den Tod gingen, als sich der Schmach der Fremdherrschaft zu unterwerfen? Sie mußten auf die Dauer der Übermacht der französischen Truppen erliegen, aber sie haben gekämpft, so lange sie konnten, und viele von ihnen sind als Helden gestorben. Man mag den Bauern- oder Klöppelkrieg nun nennen, wie man will: eine „burleske bäuerliche Kriegskomödie mit tragischem Ausgang“ oder den „letzten Kraftausdruck der Vorzeit für Gott und Vaterland“ — jedenfalls ist das Blut der Bauern nicht umsonst geflossen. Ihre Kämpfe und ihre Niederlagen waren der beste Beweis für ihre Vaterlandsliebe, und sie werden für ihre Nachkommen eine Mahnung sein, sich nicht von einem fremden Volke knechten zu lassen.

Digitized by Google

Spuren im Schnee

Eine Winternovelle von Sophus Bauditz

Autorisirte Übersetzung von Mathilde Mann

1

In dichten Massen fiel der Schnee am Nachmittag vom Himmel herunter, eine ausgefranste Flocke jagte die andre, als gälte es, zuerst hinab zu gelangen, und noch ehe völlige Dunkelheit eintrat, war Kopenhagen eine weiße Stadt.

Am Abend nahm der Sturm zu, um Mitternacht war er zu einem halben Orkan herangewachsen — und das Schneegestöber wurde dichter und dichter. Hohe Schanzen mit scharfen Rändern lagen quer über der Straße, von den Dächern fegte der weiße Staub herab, und wenn ein Windstoß um die Ecke gefahren kam, klirrte das Glas in den Gaslaternen, als zersplittre es in tausend Scherben, und die Barbierbecken flogen horizontal in die Höhe und jammerten kläglich an ihren Angeln.

Der Premierleutnant in der königlichen Leibgarde, Henrik Høg, kehrte kurz nach Mitternacht von einem kleinen Gelage heim, das einige seiner Kameraden ihm zu Ehren aus Anlaß einer zehntägigen Urlaubsreise veranstaltet hatten, die er am andern Tage nach Jütland antreten wollte, um seine alte Tante, die Kammerherrin auf Seilstrup zu besuchen.

Die Unterhaltung war ungewöhnlich lebhaft gewesen und war allmählich von Dienstangelegenheiten und Personalien dazu übergegangen, alles Mögliche zwischen Himmel und Erde abzuhandeln. Schließlich hatte man litterarische Fragen erörtert, und bei dieser Gelegenheit hatte einer der Kameraden seine Verwunderung darüber geäußert, daß heutzutage die Novellendichtung im Vergleich zum Roman eine verhältnismäßig so geringe Rolle spiele. Hierauf hatte dann ein andrer bemerkt, daß die Novelle mit ihrer schnell fortschreitenden Handlung, wo das eine Ereignis in das andre eingreift wie die Glieder einer Kette, und wo die Figuren mehr um der Handlung willen da sind als umgekehrt, ganz natürlich besser im Süden gedeihe als im Norden, während auf der andern Seite die nordischen und die germanischen Völker ihre Stärke in der Vertiefung des Charakters hätten, wie sie der Roman erlaube. Das hatte man — bis zu einem gewissen Grade — zugegeben, aber ein dritter, der weniger ästhetisch und mehr praktisch veranlagt war, sagte, über das mit dem Süden und dem Norden wolle er sich nicht weiter äußern,

Digitized by Google

denn darauf verstehe er sich nicht, daß aber keine Novellen mehr geschrieben würden, das sei kein Wunder, denn wenn das Leben selber, oder das Schicksal, oder wie man es nun nennen wolle, einem ausnahmsweise einmal die Möglichkeit biete, etwas zu erleben, so greife man nicht zu. Wir handeln überhaupt nie mehr nach Eingebungen, schloß er, sondern nach Überlegung, und das ist das Unglück. Trifft einer von uns jetzt auf dem Heimwege seine gute Fee, ja, dann hat er doch nicht den Mut, ihr nun gleich zu folgen, er muß sich erst bedenken, und dann ist es zu spät. Ja wenn sie ihn noch einmal anrufen wollte, dann vielleicht — aber das thut das Schicksal oder das Glück nicht.

Leutnant Hög wohnte in der Gyldenlövesgade und würde unter andern Umständen selbstverständlich aus alter Gewohnheit den längsten Heimweg, „den Strich" gewählt haben, als er aber Abschied von den Kameraden genommen und bemerkt hatte, daß ihm der Schnee hoch über die Galoschen ging und sich unter den aufgeschlagnen Kragen seines Ulsters bohrte, da entschloß er sich, einen Richtweg durch die kleinen Straßen einzuschlagen, in die ein guter Kopenhagner sonst niemals kommt.

Was es eigentlich für Straßen waren, durch die er schritt, darüber legte er sich selber keine Rechenschaft ab; er wollte nur nach dem Boulevard hinaus, als er aber von der St. Pedersträde instinktmäßig rechtsum in die Larsleisträde bog, sah er zufällig auf und war ganz überrascht von dem Bilde, das plötzlich vor ihm lag.

Die Larsleisträde ist nämlich einer der wenigen Orte in Kopenhagen, wo man sich — wenigstens des Abends — mit etwas gutem Willen noch in König Hansens Zeiten zurückversetzen kann. Zur Linken liegt das „Pelt Stift" mit den lieben kleinen Fensterscheiben und springt in der schmalen Gasse so stark vor, daß diese vollkommen abgeschlossen erscheint, und zur Linken erstreckt sich die hohe Kirchhofmauer von St. Peter mit der großen, rundbogigen Thorwegnische und dem spitzen Giebel der Kapelle; die Laternen sind aus Rücksicht auf den Platz an den Mauern angebracht, das Pflaster ist holprig, und menschenleer ist es hier immer.

Doppelt stark war mindestens der Eindruck von einem gewissen Etwas, das der Vergangenheit angehörte, jetzt, wo die Gasse eine große, wilde Schneewehe war; aus einem vereinzelten, halbverschneiten Fenster leuchtete ein matter Schimmer, als falle er durch eine Hornscheibe, und wenn die Bäume auf dem Kirchhof knarrten und ächzten, konnte man diese Töne gut für den Wiederhall der Vigilien der Mönche halten.

Was wohl am Ende dieser Gasse liegen mag? fragte sich Leutnant Hög unwillkürlich, und unter ganz normalen Verhältnissen würde er vermutlich geantwortet haben: Ja ich weiß freilich nicht bestimmt, wo ich bin, aber der Boulevard muß irgendwo da draußen liegen. Jetzt aber, wo er, ohne etwa zu viel getrunken zu haben, doch in der gehobnen Stimmung war, in der man geneigt ist, der Phantasie die Zügel schießen zu lassen und Träume zu spinnen, denen man sonst sofort den Laufpaß giebt, jetzt antwortete er sich selber: Da draußen liegt natürlich das Mittelalter, und wenn du nur immer geradeaus wanderst, gehst du geradeswegs dahinein!

Aber als er ein paar Schritte an der Volksschule vorübergekommen war, und die Straße wieder breiter wurde, verschwand die Romantik, und er sagte halblaut und lächelnd zu sich selbst: Unsinn! Was soll ich im Mittelalter! Ich will ja nach Hause in die Gyldenlövesgade, und morgen will ich nach Jütland — falls überhaupt ein Zug geht!

Digitized by Google

Der Übergang aus der engen Gasse auf den marktbreiten Boulevard war ungefähr so, als wenn man bei Unwetter aus einem Fjord in die offne See hinauskommt. Hier raste der Sturm ungehindert, trieb ihm die länglichen Schneewellen gerade entgegen und heulte zwischen den Bäumen im Örstedpark, als sei die wilde Jagd los — von Zeit zu Zeit mußte sich der Leutnant einfach umdrehen, um Luft zu schöpfen.

Wie er so einen Augenblick dastand und Atem holte, entdeckte er im Schnee frische Spuren von jemand, der denselben Weg gegangen war, den er ging. Es konnte ihm ja an und für sich gänzlich gleichgiltig sein, wer dieser Jemand war, aber den Leutnant überkam teils unter der Einwirkung der mittelalterlichen Stimmung von vorhin, teils infolge der Unterhaltung mit den Kameraden plötzlich eine unbändige Lust zu erfahren, wer es sei, der da vor ihm herging — etwas zu sehen war ja des Schneegestöbers wegen unmöglich —, und zu versuchen, ob er seinen Vorgänger nicht einholen könnte: es war ja denkbar, daß dies seine gute Fee, das Glück in eigner Person, oder etwas ähnliches war. Unsinn! Wie sollte das Glück wohl auf den Einfall kommen, sich in dem Wetter draußen herumzutreiben! Dummheiten! Und der Leutnant setzte eine Weile ganz bedächtig seinen Weg fort, bis er plötzlich, völlig unmotivirt, seinen Entschluß änderte, lange Beine machte, gegen Schnee und Sturm ankämpfte und eifriger und eifriger wurde — wie es Leute, die von einem festlichen Gelage kommen, leicht werden können.

Ein paar Minuten später erblickte er denn auch wirklich gerade vor sich etwas Schwarzes, er holte es ein, es nahm Form an und wurde zu einer männlichen Gestalt, und nun war er schon nahe genug, zu sehen, daß die Gestalt einen wunderlichen, altmodischen Mantel mit mehreren Kragen über einander — Kutscherkragen, wie man sie nennt — trug, als sie plötzlich in der Nähe der Ruinen des Jermerturmes im Schneetreiben seinen Augen entschwand. Es sah so aus, als sei der Unbekannte hinter den Ruinen oder in den Ruinen verschwunden — weg war er.

Eine Viertelstunde später lag Leutnant Hög in seinem Bett in der Gyldenlövesgade und träumte weder vom Mittelalter im allgemeinen, noch von dem Jermerturm im besondern.

2

Am nächsten Morgen hatte das Wetter sich besonnen, es lag völlige Windstille über der weißen Stadt; die Sonne glitzerte auf Dächern und Giebeln, die eisernen Schaufeln kratzten auf den Bürgersteigen, und ein vereinzelter Schlitten ließ sich in den Straßen sehen.

Leutnant Hög ging am Vormittag nach dem Bahnhof und erkundigte sich, ob Aussicht vorhanden sei, daß am Abend ein Zug durchkommen könne. — Ja, auf Seeland und Fünen würde die Bahn sicher frei werden; was Jütland anbeträfe, so sei die Sache etwas zweifelhafterer Natur, aber man hoffe doch usw.

So machte er einige Einkäufe und ging zu einem Photographen, um ein Bild von sich selbst in voller Gala, das er der Tante mitnehmen wollte, abzuholen. Während er im Wartezimmer saß, blätterte er in einem Album und besah halb geistesabwesend die Photographien, und er war eben im Begriff, ein Blatt umzuwenden, ohne es eigentlich gesehen zu haben, um zur nächsten Seite überzugehen, als sein Blick auf das Bild einer jungen Dame fiel, das ihn im höchsten Grade fesselte. Nicht daß Leutnant Hög sehr verliebter Natur gewesen wäre, im Gegenteil: er war achtundzwanzig Jahre alt geworden, ohne eigentlich jemals richtig verliebt

Digitized by Google

gewesen zu sein; er war gut Freund mit allen Damen, die er kannte — immer guter Laune und gleichmäßig gegen alle — genoß das Vertrauen der Jüngern und das Zutrauen der Ältern — völlig unantastbar. Aber es lag über diesem Bilde etwas andres als nur gewöhnliche oder vielleicht ungewöhnliche Schönheit: es strahlte förmlich von Lebensfreude. Die junge Dame sähe einem gerade in die Seele hinein, meinte der Leutnant; aber es war doch zugleich, als verschleiere der äußere Glanz des Blickes etwas, das dahinter lag, etwas, das sicher noch weit schöner sein mußte; und als der Photograph mit seinem Bilde kam, konnte der Leutnant sich nicht enthalten, zu fragen, wer die junge Dame sei. Der Photograph erinnerte sich dessen wirklich nicht mehr, aber er konnte ja in seinen Büchern nachsehen; das that er, und da stellte es sich denn heraus, daß es ein Fräulein Brorstrup aus Jütland war, von einem Gut Namens Midskov. Und die Sache interessirte den Leutnant doch so sehr, daß er vor seiner Abreise in den Offizierverein ging, um im Trap nachzuschlagen, und da fand er denn, daß Midskov ein alter Herrensitz in der Gegend von Viborg war — weit, weit abgelegen von dem Gute seiner Tante.

Am Abend reiste Leutnant Hög — selbstverständlich in Zivil — mit dem Zuge um acht Uhr zehn Minuten nach Jütland ab. Infolge des Wetters waren nur sehr wenige Reisende, die mit wollten, und er hatte erwartet, allein in seinem Coupé zu bleiben, weswegen er sich mit einem großen Haufen Zeitungen versehen hatte; aber kurz vor Abgang des Zuges kam noch ein Herr sehr eilig hinein, ein kleiner, ältlicher Herr mit Vollbart und runder Hornbrille — der größte Teil des Gesichts war eigentlich nichts als Brille und Nase.

Der Fremde grüßte überaus höflich, er war offenbar sehr kurzsichtig und sehr wenig reisegewandt. Und dann ging der Zug ab.

Schon bei Frederiksborg fing das Männlein an, sich zu unterhalten und allerlei Entschuldigungen vorzubringen, sowohl daß er erster Klasse reise — aber es sei ja Winterzeit —, wie auch daß er überhaupt reise. Aber das hat nun seine ganz besondern Gründe, sagte er und nickte mit wohlgefälliger Heimlichkeitskrämerei, offenbar in der Hoffnung, daß der Leutnant weiter fragen werde. Als dieser indessen seinem Wunsche nicht nachkam, fuhr er einen Augenblick später fort:

Ja, das ist eine höchst interessante Geschichte — höchst interessant. Ich bin Archivbeamter, Dr. phil. Thaning, und nun ist vor einigen Tagen eine Entdeckung in meinem Archiv gemacht worden. Sie wissen vielleicht, daß der englische Mönch Robert von Ely eine Vita Sancti Canuti geschrieben hat, die er König Erich Emune widmete.

Jetzt strengte sich der Leutnant an, um sich ins Gedächtnis zurückzurufen, wann Erich Emune auf den Thron gekommen war, und als ihn das Gedächtnis in Bezug auf diesen Punkt im Stiche ließ, versuchte er, ob es mit Erich Lam besser ginge; als aber auch das fehl schlug, gab er das Mittelalter auf und sagte zu sich selbst: Ja, Christian der Vierte starb auf alle Fälle im Jahre 1648!

Dieses Manuskript ist indessen nachweislich verbrannt, fuhr der Doktor fort, und man kennt es nur aus Anders Sörensen Wedels Auszug. Nun aber hat einer meiner Kollegen — es war übrigens Dr. Thorby — ich weiß nicht, ob Sie ihn dem Namen nach kennen? — Also nicht! Ja, er ist auch nicht weiter bekannt, und es ist auch nur zufällig — ganz zufällig —, daß er die Entdeckung gemacht hat; aber durch einen unbegreiflich glücklichen Zufall hat er einen Zettel gefunden — in einem Paket, wo er gar nicht hinein gehörte —, der ganz offenbar mit Anders Sörensen Wedels eigner Hand geschrieben ist — die ist nicht zu ver-

Digitized by Google

kennen —, und auf diesem Zettel steht, daß er, also Anders Sörensen Wedel, eine Aufzeichnung gesehen hat, die von dem Prior Christen Jensen herrührt — von dem im Günderslöver Kloster —, worin besagt ist, daß er — der Prior, verstehen Sie — während der Reformationsunruhen, als es allen den alten Manuskripten aus der katholischen Zeit so traurig erging, eine Abschrift von Robert Elys Knuds Chronik versteckt habe.

Das ist ja allerdings sehr interessant, bemerkte der Leutnant und unterdrückte ein Gähnen.

Und jetzt bin ich auf dem Wege, das Manuskript zu suchen, fuhr der Doktor fort und nickte so stolz, als halte er es schon in der Hand; aber das weiß niemand: ich habe sechs Tage Urlaub genommen, um meine Familie zu besuchen — ja, ich spreche auf dem Rückwege auch noch bei meinem Bruder in Skanderborg vor!

Wissen Sie denn, wo das Manuskript versteckt ist? fragte der Leutnant.

Ja natürlich! Der Prior schreibt, daß es eingemauert sei — also ebenso, wie es Paul Helgensens Chronika Skibyense war —, und zwar in dem Schloß zu Midskov.

Midskov! rief der Leutnant aus und wurde plötzlich völlig wach.

Ja, Midskov, in der Gegend von Viborg, antwortete der Doktor. Ich reise geradeswegs dahin, führe mich bei der Familie ein — die Sache muß ja Interesse für sie haben —, hole das Manuskript und bin damit wieder in Kopenhagen, ehe ein andrer daran denkt.

Aber wissen Sie denn auch, wo auf Midskov das Manuskript verborgen ist? fragte der Leutnant, denn Sie können doch nicht gut das ganze Schloß niederreißen.

Natürlich weiß ich das! Da steht: An der nördlichen Seite der blauen Kammer, das ist doch nicht mißzuverstehen.

Der Leutnant war jetzt mehr als interessirt, teils weil das Mittelalter ihn zum zweitenmal „anrief," teils weil ja Midskov einen andern Schatz barg, und er beneidete den Doktor, der am nächsten Tage da sein würde, wo er, Leutnant Heinrich Hög, am allerliebsten sein möchte. Das Bild der jungen Dame und die Vorstellung von der alten Chronik verschmolzen auf wunderliche Weise in seinen Gedanken und gestalteten sich zu einer höhern, unwiderstehlich lockenden Einheit.

Glauben Sie, daß wir eine schlimme Fahrt über den Belt haben werden? fragte der Doktor nach einer Weile. Nun, ich habe auf alle Fälle zwei Rollen Sodapastillen mitgenommen.

Aber der Doktor bekam keine Verwendung für seine Sodapastillen, und in bestem Wohlsein langten sie bei Einbruch der Nacht in Fredericia an. Dort war ein längerer Aufenthalt.

Der Leutnant trank eine Tasse Kaffee, schmiedete die wildesten Pläne und verwarf sie im nächsten Augenblicke, ging im Wartezimmer auf und nieder und guckte zuletzt in die „Berlingske Zeitung." Da stand schon die ganze Geschichte des Doktors von Robert von Ely, Anders Sörensen Wedel und Midskov!

Der Teufel hole den Doktor! dachte der Leutnant. Hätte ich ihn bloß nicht getroffen, dann hätte ich mein ganzes Wissen aus erster Hand aus der alten „Berlingsken" haben können, und ich habe doch ebenso gut wie irgend ein Doktor das Recht, mich für ein Manuskript zu interessiren und mich auf einem Gut einzuführen! Dann wären wir ganz unabhängig von einander in Midskov angekommen, und dann — ja dann wäre ich wenigstens dagewesen! Aber jetzt — jetzt kann ich es doch nicht gut thun — nein, weiß Gott, ich kann es nicht! Der gute

Digitized by Google

Doktor machte sich allerdings kein Gewissen daraus, einem Kollegen ins Gehege zu kommen, aber trotzdem —

Es wurde zur Abfahrt geläutet, und der Leutnant erhob sich, aber es war der Zug, der nach Süden ging. Er sah den Doktor auf den Bahnsteig hinausstürzen, von einem Wagen zum andern trippeln und mit der Hornbrille ganz nahe an den Thüren nach einem Coupé erster Klasse suchen; endlich sah er ihn — welch eine Erleichterung das war! — hineinklettern und sich setzen.

Einen Augenblick besann sich der Leutnant, ob er den Doktor auf seinen Irrtum aufmerksam machen sollte. Aber sein schlechteres Ich trug den Sieg davon, er sah den Zug langsam nach Süden dahingleiten und ging dann hinein und telegraphirte an die Tante, daß er infolge unvorhergesehener Umstände erst in einigen Tagen eintreffen könne — wann, würde er später mitteilen.

Ein paar Minuten später fuhr er mit dem richtigen Zuge nach Norden und versuchte unterwegs, sich selber einzureden, daß er wirklich großes historisches Interesse habe, und daß es im Grunde gar nicht die junge Dame, sondern das Manuskript sei, das der Anziehungspunkt für ihn war.

Ja, kopfüber ins Mittelalter bin ich auf alle Fälle gekommen, sagte er, und nach der ersten Eingebung handeln, das thue ich nun auch!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der polizeiliche Beglaubigungsunfug. „Für die Ausgabe von Monatskarten im Berliner Stadt- und Ringbahn- sowie im Vorortverkehr tritt mit dem 1. d. Mts. folgende Bestimmung in Kraft: Zur Erlangung von Nebenkarten ist in der Regel eine Bescheinigung der Ortspolizeibehörde oder des Gemeindevorstands nach dem vorgeschriebnen und bei den Fahrkartenausgabestellen kostenfrei erhältlichen Formular darüber beizubringen, daß die Personen, für welche die Nebenkarten beantragt worden, zu dem betreffenden Hausstande gehören, sowie, daß die als zum Haushalt gehörig bezeichneten entferntern Verwandten aus Mitteln des Haushaltungsvorstands unterhalten werden.“ Also las ich vor längerer Zeit in meiner in Berlin erscheinenden Zeitung, und kopfschüttelnd murmelte ich leise mein beatus ille qui procul . . . nämlich der Reichshauptstadt. Mir, dem Gemeindeverwaltungsbeamten in der Provinz, graut bei dem Gedanken, Gemeindevorsteher oder Polizeiverwalter einer im Bannkreis von Berlin gelegnen Gemeinde zu sein, wo man seine kostbare Zeit nun auch noch gar mit derartigen unglückseligen Beglaubigungen vertrödeln muß.

Nach der heutzutage bestehenden Übung bescheinigen die Polizeibehörden allmonatlich die Unterschriften der Unfall-, Invaliden- und Altersrentner, der Ruhegehalts-, Witwen- und Waisengeldempfänger unter den Monatsquittungen und müssen hierauf eine ungeheure Menge Zeit und Arbeit verwenden. Aus einem besondern Anlaß ist unlängst auf Grund zuverlässiger Ermittlungen ausgerechnet worden, daß in einer einzigen preußischen Provinz alljährlich sechzehn bis siebzehn Millionen derartiger Unterschriften zu beglaubigen sind. Es ist deshalb wohl nicht

Digitized by Google

zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß der polizeiliche Beglaubigungsunfug allmählich einen beängstigenden und überwältigenden Umfang anzunehmen droht, sodaß es an der Zeit erscheint, statt, wie in den Berliner Vororten, diese Arbeit zu vermehren, auf eine Beseitigung dieses Übelstands mit Nachdruck hinzuwirken.

Was zunächst die Rechtslage betrifft, so steht wenigstens für Preußen fest, daß die Polizeibehörden und Gemeindebehörden zu Bescheinigungen und Beglaubigungen der erwähnten Art gar nicht befugt sind: es giebt keine von zuständiger Stelle ausgegangne giltige Bestimmung, die diese Behörden dazu ermächtigt oder verpflichtet. In einem Erlaß vom 26. Januar 1897 erklärt der preußische Minister des Innern, daß die Polizeibehörden zur Ausstellung von Lebenszeugnissen auf Quittungen über Renten aus der Preußischen Rentenversicherungsanstalt durch kein Gesetz und keine Verordnung ermächtigt seien, sodaß diese als außerhalb ihrer Zuständigkeit liegend erachtet werden müßten. Dasselbe gilt für die vorerwähnten Beglaubigungen. Wohl hat das Reichsversicherungsamt, im Einvernehmen mit dem Reichspostamt, sowie die preußische Oberrechnungskammer Vordrucke vorgeschrieben, worin die Beglaubigung durch die Polizei- und Gemeindebehörden vorgesehen ist, aber selbstverständlich hat durch diese formlose Art eine anderweit nicht bestehende Berechtigung oder Verpflichtung der genannten Behörden nicht begründet werden können.

Wenn nun, wie wir im Interesse des hochverehrten Publikums hoffen, die Polizei- und Gemeindebehörden solche Bescheinigungen, wie sie die Eisenbahnbehörde nach der eingangs mitgeteilten Bestimmung verlangt, anstandslos ausstellen, so ist es lediglich ihr guter Wille. Weder hat das Publikum einen Anspruch darauf, noch kann die Eisenbahnbehörde dergleichen vorschreiben.

Man besehe sich nun einmal, was in der Bestimmung den Behörden zu bescheinigen zugemutet wird. Woher in aller Welt sollen die Behörden wissen, ob die als zum Hausstand gehörig bezeichneten entferntern Verwandten aus Mitteln des Haushaltungsvorstands unterhalten werden? Ohne weiteres können sie es gar nicht wissen! Man wird doch nicht verlangen, daß die Behörden eigens einen Beamten in die Häuser schicken, der die Familienmitglieder und „entferntern Verwandten“ ausfragt. Und selbst wenn dies geschähe, hätte man doch nur Aussagen von Personen, die „interessirt,“ also streng genommen nicht ganz unbefangen sind. Die Sache wird also so sein, daß der die Bescheinigung ausstellende Beamte die Angaben des Antragstellers einfach für richtig hält und sie nun als amtlich bekannt beglaubigt. Ist das aber der Fall, dann ist die polizeiliche Bescheinigung gänzlich überflüssig, denn der Antragsteller kann unter Vorlegung der so wie so in seinen Händen befindlichen polizeilichen Meldebescheinigungen ebenso gut seine Angaben bei der Eisenbahnbehörde machen, die die Karten ausstellt.

Überhaupt die Eisenbahnbehörden! Ihr Vertrauen in die Allwissenheit der Polizeibehörden kennt keine Grenzen. Es gehen bei ihnen viele Unterstützungsgesuche von angeblich hilfsbedürftigen Eisenbahnbediensteten und von deren Hinterbliebnen ein. Natürlich können sie nicht wissen, ob die Gesuchsteller wirklich unterstützungsbedürftig sind, und sie wenden sich daher an die Ortspolizeibehörden um Auskunft. Nach dem dazu erfundnen Vordruck sollen die Polizeibehörden wissen und mit Siegel und Unterschrift bescheinigen, ob die Gesuchsteller Zinsen und Kapitalien, Ertrag aus Grundeigentum, sonstiges Einkommen haben, wieviel Miete sie zahlen, wieviel Vermögen als Kapital oder Grundeigentum sie haben, und wie groß ihre Schulden sind. Die Steuereinschätzungsbehörden könnten vielleicht in erster Linie einigermaßen zuverlässige Angaben über diese Dinge machen, aber die Polizeibehörden

Digitized by Google

können es aus eigner Wissenschaft nun und nimmer. Sie müßten schon eine Haussuchung bei den Antragstellern vornehmen und die guten Freunde und getreuen Nachbarn aushorchen, wie sie es gegenüber einem eines Verbrechens beschuldigten nicht eingehender thun könnten. Aber bescheinigt und beglaubigt wird alles, schon im Interesse der Hilfsbedürftigen! Wenn es nur schwarz auf weiß dasteht, genügt es ja auch; ob es richtig ist, ist vollkommen Nebensache.

Eine nicht minder unmögliche amtliche Auskunft pflegen preußische Staatsbehörden aus Anlaß von Versetzungen Beamter von den Ortspolizeibehörden zu verlangen. Wird ein Staatsbeamter oder Offizier nach einem andern Orte versetzt, ohne daß er sein bisheriges Mietverhältnis durch rechtzeitige viertel- oder halbjährige Kündigung oder durch gütliche Übereinkunft hat lösen können, so muß er natürlich noch für ein Viertel- oder Halbjahr die Miete bezahlen. Der Fiskus ist nun nicht so unbillig, diesen Schaden den Beamten tragen zu lassen, sondern er ersetzt ihm seine thatsächlichen Auslagen hierfür. Dazu muß aber der Beamte eine Bescheinigung von der Ortspolizeibehörde beibringen, nicht nur, daß die bisherige Wohnung bis zu dem betreffenden Zeitpunkt thatsächlich leer gestanden hat, sondern auch, daß sie bis dahin nicht hat vermietet werden können. Es bedarf keiner Ausführung, daß, vielleicht von ganz besondern Ausnahmefällen abgesehen, eine Polizeibehörde, die doch kein Wohnungsvermietungskontor ist, eine derartige Bescheinigung mit gutem Gewissen gar nicht ausstellen kann. Verpflichtet ist sie dazu in keinem Fall. Verweigert sie die Bescheinigung, so ist der Beamte der Geschädigte. Ergo wird munter darauf los bescheinigt!

Einigermaßen erheiternd wirkte ein Ereignis auf mich, das mir in meiner Praxis vorgekommen ist, und das zugleich ein eigentümliches Licht auf die geringe Selbständigkeit der Militärintendanturbehörden wirft. Während des Manövers hatte eine Intendanturbehörde zu einem bestimmten Zweck auf einige Wochen Laternen nötig gehabt und hatte sie gegen eine vereinbarte Mietgebühr von einem Kaufmann des Orts entnommen. Die von dem Kaufmann eingereichte Rechnung über die vereinbarte — sehr geringe — Gebühr konnte aber nicht ohne weiteres zur Zahlung angewiesen werden — erst mußte noch die Ortspolizeibehörde, wie in unzähligen andern Fällen, „die Ortsüblichkeit des Preises“ bescheinigen. Das ging mir denn doch über die Hutschnur, und ich mußte die Bescheinigung schließlich mit dem Bemerken ablehnen, daß das Pumpen von Laternen bei uns nicht ortsüblich wäre.

Bei all den Beglaubigungen und Bescheinigungen ist die Arbeit nicht mit der einfachen Unterschrift des Beamten gethan, wenigstens bei den Renten- usw. Quittungen nicht. Abgesehen davon, daß in den meisten Fällen mit dem Antragsteller längere oder kürzere Erörterungen gepflogen werden müssen, hat der Beamte auch zu warten, bis der Antragsteller mit aller Umständlichkeit schreibungewandter Leute seinen Namen auf das Papier malt. Allein dadurch geht eine ungeheure Zeit verloren. Einen recht vernünftigen Vorschlag zur Abhilfe machte vor längerer Zeit die Deutsche Gemeindezeitung: man sollte für die Pension- und Rentenempfänger einfach den ja auch wohl sonst in Deutschland bekannten Postanweisungsverkehr einführen. Damit würden allerdings die Quittungsbeglaubigungen mit einem Schlage überflüssig werden.

Ich fürchte, etwas voreilig zu sein, wenn ich in einer ganz unscheinbaren Zeitungsmitteilung ein Anzeichen dafür sehe, daß auch auf dem hier erörterten Gebiet eine erfreuliche Wandlung eintreten soll. Das Organ des Herrn von Miquel, die Berliner Politischen Nachrichten, brachte jüngst die Begründung der Vorlage

Digitized by Google

zur Abänderung des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes. Es erwähnte darin die geplante Einrichtung örtlicher Rentenstellen, die namentlich über die Gewährung und Entziehung von Renten selbständig entscheiden sollten. Dabei war auch von der bekannten Überlastung unter anderm der Kommunalbehörden die Rede. Herr von Miquel, der ehemalige Kommunalbeamte, ist wohl besser als alle seine Amtsgenossen in der Lage, zu beurteilen, in welchem Maße die Gemeindebehörden überlastet und namentlich auch mit unfruchtbaren und entbehrlichen Arbeiten besaßt sind. In Sachen Verminderung des Schreibwerks verdanken die Behörden seiner Anregung ja schon viel. (Vergl. Grenzboten 1896, Nr. 15, S. 90 und Nr. 25, S. 572.) Möge ein gütiges Geschick es wenden, daß er sein Augenmerk auch auf die hier erörterten Übelstände richtet.

Iconografia Dantesca.*) Dieses Werk ist kurz vor der umfassenden Charakteristik Dantes und seiner Dichtungen erschienen, mit der F. X. Kraus, Professor der Kirchen- und Kunstgeschichte an der Universität Freiburg i. B., die gelehrte Welt und die Dantegemeinde überrascht hat, nachdem er zehn Jahre lang daran gearbeitet hatte. Volkmann hat nicht gewußt, daß ein Werk im Drucke war, das das Verhältnis Dantes zur Kunst und die Einwirkung Dantes auf die Kunst der folgenden Jahrhunderte ausführlich in Wort und Bild behandeln würde, und Kraus hat keine Kenntnis davon gehabt, daß Volkmann eine im Jahre 1892 erschienene kleine Schrift, eigentlich eine Doktordissertation, über die bildlichen Darstellungen zur Göttlichen Komödie, die unter den Dichtungen Dantes für die Kunst allein in Betracht kommt, zu einer Dante-Ikonographie zu erweitern unternommen hatte. So ist jeder, ohne von dem andern zu wissen, auf dasselbe Ziel losgegangen; aber man darf sagen, daß die Arbeit des einen durch die des andern nicht überflüssig geworden ist. Schon darum nicht, weil sich Volkmann viel weitere Grenzen gezogen hat, weil seine Kritik in manchen Beziehungen schärfer und seine Kenntnis der Denkmäler, was sich bei einem Spezialisten von selbst versteht, umfassender ist. So wird er z. B. wohl bei allen unbefangnen Danteforschern, sicher aber bei allen Kunsthistorikern volle Zustimmung finden, wenn er den vielfach überschätzten Einfluß von Dantes Gedicht auf die Wand- und Tafelmalerei des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts wesentlich einschränkt, wenn er das berühmte, früher dem Andrea Orcagna, jetzt dem Ambrogio Lorenzetti zugeschriebne Fresko der Hölle im Camposanto zu Pisa aus der Reihe der von Dante beeinflußten Kunstwerke ausscheidet und am Ende nur ein einziges übrig läßt, bei dem der Zusammenhang mit Dante bündig nachgewiesen werden kann: das Fresko der Hölle in Santa Maria Novella in Florenz von Leonardo Orcagna († 1365). Wer sich damit nicht zufrieden geben will, gerät in eine falsche Vorstellung von der geistigen Bildung der italienischen Künstler jenes Zeitraums. Demnach blieben für jene Zeit nur die illustrirten Handschriften übrig, deren Würdigung nach geschichtlicher Entwicklung, nach künstlerischer Bedeutung und ästhetischem Wert das wichtigste und wertvollste Kapitel in Volkmanns Buch füllt. Auf diesem Gebiete ist Volkmann mit seiner kleinen Schrift 1892 der Bahnbrecher gewesen. Auf ihr hat Bassermann das einschlägige Kapitel in seinem Werke „Dantes Spuren in Italien" aufgebaut, und auch Kraus bezeichnet sie als „eine auf diesem Punkte zuerst klare Einsicht schenkende, vortreffliche Leistung." Er meint aber einschränkend, daß „eine erschöpfende Leistung der hier vorliegenden Aufgabe

*) Die bildlichen Darstellungen zur Göttlichen Komödie. (Mit 17 Tafeln Abbildungen.) Von Ludwig Volkmann. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

dem Kunsthistoriker allein nicht möglich sein" werde, und er stellt wenigstens die Grundsätze auf, nach denen der Philologe mit seiner Textkritik und seinen Untersuchungen über das Verwandtschaftsverhältnis der einzelnen Handschriften dem Kunsthistoriker zu Hilfe kommen soll.

Der Danteforscher hat gewiß Recht, wenn er diese Forderung aufstellt. Er glaubt nämlich, daß die Illustration Beiträge zur Erklärung des Textes liefern könne, und er verlangt, daß daraufhin die Arbeiten der Miniatoren und Zeichner geprüft werden müssen. Wir meinen dagegen, daß diese sehr mühevolle Arbeit zu keinem wichtigen Ergebnis führen wird, weil es den Buchmalern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in ihren Malereien und Zeichnungen keineswegs darauf ankam, die tiefsten Gedanken des Dichters zu ergründen und irgendwie künstlerisch zu gestalten, sondern daß sie nur die einzelnen Figuren, die der Dichter erscheinen, handeln und leiden läßt, versinnlichen wollten. Die ganze Arbeit dieser Künstler, die doch zum großen Teil diesen Namen kaum verdienen, lief einfach darauf hinaus, die phantastischen Gestalten der Hölle, der Gemarterten und ihrer Quälgeister, nach den bisweilen sehr dunkeln Andeutungen Dantes den Augen deutlich zu machen. Die Illustratoren wußten dabei sehr wohl, was sie thaten. Sie kamen damit nur den Gefühlen der Menschen entgegen, für die sie arbeiteten, die sich vor den Höllenstrafen fürchteten, aber doch auch lachten, wenn ihnen das Gebaren der Dämonen der Hölle in grottesker Form vor Augen geführt wurde. Darum hat auch das Inferno Dantes nachweislich einen viel tiefern Eindruck auf seine Zeitgenossen, auf das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert gemacht, als die beiden andern Teile der Göttlichen Komödie.

Nicht in dem Streben, den Text Dantes zu erklären, sondern in der Absicht, seine Gestalten mit den Mitteln der Zeichnung und der Malerei künstlerisch zu bewältigen, liegt also die Bedeutung der illustrirten Handschriften, und das hat Volkmann richtig erkannt, ohne daß er die philologische Methode zu Hilfe zu nehmen brauchte. Das wichtigste Ergebnis, zu dem man aus dem vergleichenden Studium dieser Handschriften gelangt, sieht er darin, „daß in ihnen das Stoffliche, Inhaltliche der zu lösenden Aufgabe ganz allmählich bewältigt und geklärt wurde, sodaß die Spätern dann mühelos an den geistigen und formalen Ausbau herantreten konnten. Das Ringen und Suchen nach der richtigen Gestaltung der Figuren Dantes ist es, was die Handschriften so außerordentlich wichtig und interessant macht." Obgleich aber anderthalb Jahrhunderte nur für die Ausbildung fester Typen verbraucht wurden, vermag nach Volkmanns Urteil — und die von ihm, von Bassermann und Kraus mitgeteilten zahlreichen Proben bestätigen es — keins dieser Werke uns ganz zu befriedigen. „Namentlich aber war bei allen Buchillustratoren die Beherrschung der Form noch nicht weit genug entwickelt, um das gewaltige Leben, das durch Dantes Dichtung weht, auch den Bildern einzuhauchen, um die großartigen Szenen auch großartig zu verkörpern. Um das zu erreichen, mußte erst ein neuer Geist die Kunst beseelen, der Geist der Renaissance, und es mußte eine bedeutende Künstlerindividualität an die Aufgabe herantreten."

Das war Botticelli, dessen bekannte, jetzt allgemein durch Reproduktionen zugänglich gemachte Illustrationen einer Pergamenthandschrift zwar noch in vielen Teilen, namentlich in der grottesken Bildung der Teufel und in der Gestaltung der antiken Personen als Dämonen, im Banne mittelalterlicher Anschauung stehen, der aber daneben die Elemente der Renaissancekunst eingeführt hat: die Anmut der Form, das Streben nach seelischem Ausdruck der Figuren und die Freude an der Darstellung des nackten menschlichen Körpers. Auch in der „diskursiven Schilde-

Digitized by Google

rung" Botticellis, die bisher meist als die Hauptschwäche dieser Illustrationen angesehen wurde, erkennt Volkmann einen Vorzug. Er glaubt sogar, daß das Sprunghafte, rasch Vorwärtsdrängende in Dantes Schilderungen der Hölle gar nicht besser und charakteristischer wiedergegeben werden könne als durch diese Kompositionen, in denen oft drei oder vier zeitlich und räumlich auseinanderliegende Vorgänge zusammengefaßt sind. Volkmann steht hier vielleicht zu sehr unter dem Einfluß einer Richtung des modernen Kunstgeschmacks, der zu einer starken Überschätzung Botticellis geführt hat. Auch sonst ist in seinem Buche dieser Einfluß bemerkbar, womit wieder auf der andern Seite seine hohe Meinung von den Danteillustrationen Gustav Dorés, dessen hohle Manierirtheit sich gerade in ihnen von ihrer schlimmsten Seite zeigt, schwer vereinbar ist.

Ganz gerecht sind dem Geiste der Dantischen Dichtung eigentlich nur Luca Signorelli und Michelangelo geworden, die sich jedoch nicht eng an bestimmte Motive aus der Göttlichen Komödie anschlossen, sondern als freie Künstlerpersönlichkeiten aus ihrem eignen Innern heraus Werke schufen, „die das gewaltige Leben der Commedia atmen und doch ihr unabhängig zur Seite stehen." Von den Modernen ist ihnen einzig und allein Cornelius nahe gekommen, wenigstens in der selbständigen, geistigen Erfassung und Durchdringung des Gegenstands, während er in der Formenbehandlung diese selbstschöpferische Kraft vermissen ließ. Alle übrigen modernen Künstler, die sich mit Dante beschäftigt haben, sind entweder über die Illustration nicht hinausgelangt, oder sie haben ein Motiv aus der Göttlichen Komödie nur zum Ausgangspunkt für künstlerische Zwecke benutzt, die mit der letzten Absicht des Gedichts nichts zu thun haben. Immerhin darf man aus der großen Zahl dieser Kunstwerke, die zumeist dem neunzehnten Jahrhundert angehören, den Schluß ziehen, daß Dantes Einfluß auch in der modernen Kunst noch nicht völlig erloschen ist.

Volkmann hat ihn in den Schlußkapiteln seines Buches, zu dessen Vorzügen übrigens auch eine lebendige, selbst bei umständlichen Beschreibungen fesselnde Darstellung zu zählen ist, bis in die neuste Zeit verfolgt, und er schöpft daraus die Hoffnung, daß wir noch einmal zu einer Danteillustration in modernem Geiste gelangen werden. Er erwartet sie von der „Griffelkunst," und es ist leicht zu erraten, daß er dabei seine Hoffnung zumeist auf Max Klinger und seinen Schüler und Geistesverwandten Otto Greiner setzt. Es sollte uns freuen, wenn sich diese Hoffnung erfüllte. Dann würde sich zeigen, ob insbesondre Max Klinger die große Gedankentiefe und Gestaltungskraft, die an diesem Künstler von seinen Verehrern in leidenschaftlichen Dithyramben gepriesen werden, die er aber immer noch nicht überzeugend bewährt hat, wirklich hat oder nicht. A. K.

Neuer Kunstverlag von E. A. Seemann in Leipzig und Etwas über kunstgeschichtliche Illustration. Die bekannten und für ihre Zeit sehr verdienstlichen Seemannschen Bilderbogen haben soeben einen Ersatz erhalten in einem nicht nur vorzüglich hergestellten, sondern auch mit großer Überlegung angeordneten Abbildungswerk: Kunstgeschichte in Bildern. Das Ganze ist auf fünf Abteilungen mit 500 Tafeln berechnet, zuerst erschienen ist jetzt die dritte mit 110 Tafeln, bearbeitet von Professor Dehio in Straßburg. Sie enthält die Kunst der italienischen Renaissance in systematischer Anordnung, die drei Künste und innerhalb ihrer die Gattungen (Kirchen, Paläste, Grabmäler, Andachtsbilder, Porträts usw.) getrennt, aber mit Rücksicht auf Zeitfolge, Schulen und einzelne Künstler behandelt. Die Zusammenstellung des Ähnlichen und gelegentliche Fingerzeige in den Unter-

Digitized by Google

schriften der Bildwerke wirken ohne weitern Text; die Abbildung soll alles sein. Der Wert dieser Methode leuchtet unmittelbar ein, wenn man die Tafeln ansieht, auf denen die Geschichte der Peterskirche oder der florentinische Palastbau oder die venezianische Malerei vorgeführt wird. Man sieht dann aber auch, wieviel Nachdenken Auswahl und Anordnung gekostet haben. Gern hätte man vielleicht Masaccio und Masolino oder auch Lionardo noch etwas vollständiger und Michelangelo etwas anders gehabt, ein Paolo Uccelli oder Domenico Veneziano fehlt ganz, aber irgendwo mußte die Beschränkung eintreten. Dieser spottbillige Atlas (jede Tafel in Folio kostet zehn Pfennige) ist nicht nur ein äußerlich schönes, sondern auch ein wissenschaftliches Werk, mit dem sich kein ähnliches Unternehmen vergleichen kann, er ist ohne Konkurrenz. Es ist eine wahre Freude, solche Abbildungen benutzen, an ihnen jemand etwas deutlich machen zu können. Der Nachweis Gnolis, daß die Cancelleria und Palazzo Giraud nicht von Bramante sein können, ist von Dehio noch nicht berücksichtigt.

In demselben Verlage hat eine Sammlung berühmter Kunststätten in elegant kartonirten Dreimarkbändchen zu erscheinen begonnen mit „Vom alten Rom“ von Eugen Petersen und „Venedig“ von Gustav Pauli. Demnächst sollen folgen Pompei, Rom zur Renaissancezeit, Florenz, Nürnberg, Dresden, München und Paris. Wir haben es hier nicht mit Fabrikarbeit und sogenannter reicher Illustration zu thun, und die 120 und 128 Abbildungen brauchen nicht einen schlechten Text mit durchzuschleppen und über Wasser zu halten, wie das jetzt, wo die Autotypie nicht viel mehr kostet, bei so manchem äußerlich ähnlich auftretenden Unternehmen der Fall ist. Die Abbildungen sind gut, zum Teil ganz vorzüglich geraten, zweckmäßig ausgewählt und mit Geschmack eingestellt, aber vor allem verdienen auch die Schriftsteller Anerkennung für die Art, wie sie ihre Aufgabe behandelt haben. Wir haben verschiedne große Bücher über das antike Rom mit guten Abbildungen, aber keins, das so kurz und streng, sachlich erschöpfend und dabei anziehend schildert wie dieses von Professor Petersen mit seinen 140 Seiten. Die Anordnung ist zunächst historisch und wird allmählich topographisch, vom Forum ausgehend und demnächst auch einzelne Denkmälerklassen — Triumphbögen, Ehrensäulen — umfassend; sie schließt mit einer höchst lebendigen kleinen Geschichte der Plastik, die auf den Werken der römischen Museen beruht. Es ist schön, daß Männer von wissenschaftlichem Range es nicht mehr als eine Herablassung empfinden, wenn sie solche Bücher schreiben. Früher war das anders, das jetzige Geschlecht, wenn es sich in wenig Stunden ebenso gründlich wie angenehm über das alte Rom unterrichten kann, weiß gar nicht, wie gut es es hat. Daß Venedig die Reihe dieser Städtebilder mit eröffnet, ist günstig, denn keine italienische Stadt wirkt auf den Fremden so einheitlich, und in keiner fliegt auch dem Oberflächlichsten leichter ein Schimmer von der Kunst des Ortes an. Venedig ist für die meisten der Anfang des Studiums an Ort und Stelle in der hohen Schule der italienischen Kunst, für manche auch zugleich das Ende. Der dies schreibt, zog nun gerade vor sechsunddreißig Jahren zum erstenmale des Weges dorthin. Wie kümmerlich waren doch damals die Hilfsmittel unsers Kunstverlangens! Mit wahrer Freude lese ich heute dieses Buch und sage mir: In wie viel weitere Kreise mußte erst das Interesse dringen, ehe das „Milieu“ geschaffen wurde, aus dem wieder eine solche Einzelleistung hervorgehen konnte! Das sollten auch die Pessimisten bedenken, die die Kunstsimpelei als verlorne Mühe ansehen. Pauli hat seine Sache ganz vorzüglich gemacht. Erst Geschichte, dann Architektur und Plastik, endlich das Beste, die Malerei. Er schreibt gut, lebendig und per-

Digitized by Google

sönlich, mit vollkommner Kenntnis des Gegenstandes (Alvise Vivarini), hat eigne, manchmal von den gewöhnlichen abweichende Schätzungen (Tintoretto) und bleibt auch, wo er in das Gestrüpp neuerer Meinungen gerät (Cima da Conegliano, Lorenzo Lotto), verständlich und interessant. Das Buch macht den Eindruck, als hätte es so recht der Neigung und Begabung seines Verfassers entsprochen. Es enthält viele kleine Beobachtungen, die keiner sich aus Büchern holt, weil sie aus eignem Nachdenken hervorgehen müssen. Dem Verlag aber darf man zu dem schönen Anfang dieses neuen Unternehmens Glück wünschen. Ob sich wohl auch jemand finden wird, der Pompeji interessant zu machen versteht? Wenn es die Gründlichkeit, die Sachkenntnis allein thäte, wären selbstverständlich Dutzende zu haben.

Während ich dies schreibe, sehe ich, daß bereits in der Münchner Allgemeinen Zeitung vom 8. November jemand dem obenerwähnten Bilderatlas ein viel ungünstigeres Signalement mit auf den Weg gegeben und es für passend gehalten hat, damit einige weiter gehende Vorwürfe gegen den Verlag des Werkes zu verbinden. Der Kritiker, dessen Name darunter steht, ist seit kurzem nach Ausweis des Universitätskalenders Professor für die historischen Hilfswissenschaften; zu diesen gehören wohl auch Abbildungen von mancherlei Art, und wem Gott ein Amt giebt, dem pflegt er ja wohl meist auch noch den Verstand dazu zu geben. Ob aber alle diese Voraussetzungen jemand befähigen, über das erfolgreiche und allgemein anerkannte Wirken eines großen kunstwissenschaftlichen Verlags aburteilend zu Gericht zu sitzen, das ist eine andre Frage.

Herr Professor Brandi tadelt zuerst die Abbildungen in Springers „Raffael und Michelangelo“ (gegen den Text der dritten Auflage wäre mehr einzuwenden gewesen, aber vielleicht gehen zusammenhängende Texte die historische Hilfswissenschaft nichts an) und die der vierten Auflage der Springerschen „Kunstgeschichte.“ Dieses Buch hat eigentümliche Schicksale gehabt. Der Verleger hat ein Nachwort dazu geschrieben, das vielleicht einiges zwischen den Zeilen lesen läßt; gleich nach seinem Erscheinen ist es dann verunglimpft worden von einer Seite, von der man es am wenigsten hätte erwarten sollen (denn: wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt, lautet ja das schöne Wort), und nun zu guterletzt, nachdem die Auflage in so kurzer Zeit beinahe vergriffen ist, ruft ihm Herr Professor Brandi noch einmal zum Abschied die „geradezu verletzenden Klischees“ nach. Das Richtige war seiner Zeit darüber in den Grenzboten gesagt, wo es am Schluß einer kurzen Besprechung hieß, allen Ausstellungen zum Trotz sei das Springersche Handbuch doch die beste und billigste allgemeine Kunstgeschichte, die wir haben. Ist es nun ein Verdienst, ein solches Buch verlegt, d. h. in der Hauptsache, den Springerschen Text mit den „kunsthistorischen Bilderbogen“ verbunden zu haben, oder nicht? und wäre es etwa besser gewesen, wenn jemand das Buch mit einer kostbaren, ganz neuen Illustration und mit dem doppelten Preis auf den Markt gebracht hätte?

Was der Kritiker an dem neuen Atlas ausstellt, wiegt im Vergleich zu dessen Vorzügen jedenfalls nicht schwer. Ob z. B. bei Architekturen einzelne Abbildungen nach Tuschzeichnungen oder halbmalerische Holzschnitte zulässig sind in einem für weitere Kreise bestimmten Werke, ob man Holzschnitte nach Gemälden, wenn die Klischees nach Photographien nicht genug hergeben (Masaccios Fresken), entbehren soll oder nicht, darüber kann man verschieden denken. Daß man aber Klischees, um sie dem Format eines Buchs anzupassen, nicht beschneiden sollte, wäre geradezu thöricht, denn dann müßte man alle „Teilstücke“ verwerfen, die doch oft allein die Möglichkeit gewähren, den Maßstab einer Abbildung nicht zu sehr zu verringern. Mehr als einzelne unvollkommne Abbildungen, die niemals ganz zu vermeiden sind,

Digitized by Google

stören mich in einem derartigen Werke ungleichmäßige und nicht ausreichende Unterschriften, wenn ich z. B. nicht erfahre, welches von mehreren in einer Stadt befindlichen Bildern eines Malers abgebildet ist (72. Antonio da Murano; 74. A. Vivarini. Hier läßt auch die neuste Auflage des Cicerone völlig im Stich!). Ich habe dies oben nicht hervorgehoben, denn ich freue mich lieber über das viele Gute, wenn ich es bekomme, als daß ich nach dem Mangelhaften suche, was darunter sein könnte — ich erwähne es aber jetzt, um zu zeigen, daß mit solchen einzelnen Ausstellungen schließlich nicht viel gethan und gesagt ist. Was dem einen wichtig ist, übersieht der andre; woran dieser sich stößt, das entschuldigt jener. Wozu gäbe es sonst auch Kritiker auf der Welt, wenn nicht jeder überall etwas besondres fände, was nicht in Ordnung ist!

Lieber möchte ich zwei allgemeinere Vorwürfe des Kritikers kurz beleuchten, weil sie mit einer ganz eigentümlichen Auffassung des Verhältnisses zwischen Verleger und Autor zusammenhängen, und weil ihre Erledigung für einige Fragen der kunstgeschichtlichen Illustration vielleicht Nutzen haben kann. Unser Kritiker meint, es müßte Herrn Professor Dehio „wehe thun, wenn er seinen Namen einer solchen Sammlung vorgesetzt sieht, verantwortlich dafür kann er unmöglich sein usw.“ Er scheint sich also unter einem auf dem Titel genannten Bearbeiter etwas wie einen Ehrenpräsidenten oder eine Vorstandsdame bei einem Wohlthätigkeitsbazar zu denken und außerdem noch sich ihn als willenloses Objekt, als Märtyrer vorzustellen. Worin bestünde aber, da doch kein Text beigegeben ist, die Bearbeitung, wenn nicht in dem Anteil an der Auswahl der Abbildungen, an der Überwachung ihrer Herstellung? Es ist kaum zu verstehen, wie Herr Professor Brandi durch diese unüberlegte „Exkulpirung“ seinem Straßburger Kollegen einen Dienst zu erweisen meinen konnte. Es giebt zwar Verlagshandlungen, die ganze Händevoll schöner Autotypien in die Texte ihrer Schriftsteller einschieben, von denen diese vorher keine Ahnung gehabt haben; man hat auch schon gelesen, daß sich der Verfasser einer Kunstgeschichte in dieser Hinsicht über seinen Verleger vor dem Publikum beschwert hat. Daß aber jemand dieses Verhältnis als normal ansieht und sich gleichwohl für berufen hält, darüber zu richten, wie Bücher illustrirt werden müssen und wie nicht, darüber möchte man, mit seinen eignen Worten, aufs schärfste protestiren, aber nicht bloß, wie er, „vom Standpunkt des guten Geschmacks aus,“ sondern von einem viel trivialern, nämlich dem des gesunden Menschenverstandes. Es wird aber kaum nötig sein. Der einsichtige Leser eines illustrirten Buches wird den Autor nicht von der Verantwortung für die Illustration entlasten, dieser selbst wird, wenn ihm an der Illustration für den Zweck seines Buches etwas liegt, sie sich ebensowenig von dem Verleger aus der Hand nehmen lassen, und erst wenn Verleger und Autor Hand in Hand gehen, kann eine gute Illustration zustande kommen.

Aber was ist eine gute Illustration? Lauter neue, bisher noch nicht gebrachte und lauter möglichst schöne Bilder, würde die Antwort lauten, wenn man sie nach Brandis Vorstellungen einrichtete. Er tadelt die Verwendung derselben Klischees für verschiedne Werke eines Verlags, denkt sich also wahrscheinlich die Sache so, daß jedes Klischee nach einmaligem Gebrauch an kleine Geschäfte für Volksbücher und Winkelblätter abgegeben werden soll. Hat er sich wohl auch die Frage vorgelegt, was dann ein solches Buch kosten würde, und wer diese teuern Bücher kaufen soll? Bei der ungeheuern Konkurrenz und der Unterbietung im Buchhandel ist ja doch die verhältnismäßige Billigkeit leider die erste Lebensbedingung für ein auf weitere Kreise berechnetes belehrendes Buch. So war z. B. die reichliche

Digitized by Google

Illustration meiner „Kunst der Renaissance“ bei dem niedrigen Preise der Hefte nur möglich, weil gleichzeitig mit ihnen der Dehiosche Atlas vorbereitet wurde und beide Unternehmungen in einander greifen konnten. Daher erscheint ein Teil meiner Abbildungen wieder bei Dehio, und ebenso wird es auch ferner gehalten werden: von den Bildern meiner jetzt erscheinenden Hefte über die deutsche und die niederländische Kunst wird eine Anzahl wieder in der vierten Abteilung des Atlasses zu finden sein. Das „unerfreuliche Verlagsgebaren,“ dessen Entdeckung Brandi sich in feierlichem Tone zuschreibt, beruht also auf einem wohlüberlegten und zweckmäßigen Plane. Sind denn die Leser kunstgeschichtlicher Bücher Kindern vergleichbar, die immer neue Bilder sehen wollen? oder wer gewinnt dabei außer dem Photographen, wenn Donatellos Georg und Michelangelos David, die nun einmal in keiner Kunstgeschichte fehlen sollen, jedesmal neu photographirt würden?

Das führt von selbst auf die Frage der „alten Klischees,“ über die sich der Kritiker aufregt. Es giebt in der litterarischen Kritik schon lange einen Purismus, der sich so anspruchsvoll geberdet, als müßte jedes Lehrbuch mindestens auf die Ausbildung von Fachmännern und Gelehrten zugeschnitten werden, während es doch noch viele andre Menschen giebt, die über einen Gegenstand etwas wissen möchten. Geradeso geht es augenblicklich der kunstgeschichtlichen Illustration gegenüber: man kann die Bilder nicht schön genug bekommen und wird dadurch ungerecht gegen das ältere Material. Ich kann mich noch erinnern, wie man in den sechziger Jahren Umrißholzschnitte wegen ihrer Feinheit bewunderte, an denen einem heute gar nichts mehr auffällt, weil man durch neue Techniken an ganz andre Ansprüche gewöhnt worden ist. Ich weiß aber auch noch, wie ein Verleger damals für eine nicht einmal befriedigende Radirung dem Kupferstecher fünfzig Thaler geben mußte, und ich selbst habe einmal für eine gute Lithographie allein dem Zeichner hundert Thaler bezahlt. Jetzt steht uns seit bald zwanzig Jahren der immer vollkommner gewordne und verhältnismäßig billige Lichtdruck zu Gebote, und der noch billigere Netzdruck erscheint schon so ordinär, daß man ihn auf jeder Geschäftsreklame antrifft. So sehr man Ursache hat, sich über diesen leicht zu gewinnenden Reichtum an zuverlässiger Anschauung zu freuen, so liegt doch in der Verschwendung, die nun damit getrieben wird, sicherlich eine Gefahr: alles soll abgebildet werden, und das Bild soll alles sein. So kommt es, daß mancher Verlag, der sich das leisten kann, wie bemerkt, Haufen von glänzend aussehenden Autotypien in die Texte wirft, die oft kaum noch mit dem Geschriebnen in Zusammenhang stehen; die Schriftsteller machen sich ihre Sache leicht, sie brauchen ja nicht mehr zu beschreiben, das Publikum durchfliegt den Text und gewöhnt sich, in den Bildern zu blättern, und die Reklame, Kritik genannt, triumphirt über die reiche und vornehme Illustration, die ja jetzt zu einem Schlagwort geworden ist. Sind denn die alten Abbildungen, z. B. die „unleidlichen“ Holzschnitte wirklich gar nichts mehr wert, nur weil man mit den neuen Techniken bessere Abbildungen geben kann? Man soll sich doch über den Zweck einer Abbildung in einem belehrenden Buche klar werden. Sie dient wieder der Belehrung und unterstützt den Text. Oft kann eine an sich geringere Abbildung diesen Zweck doch noch ebensogut erfüllen, wie eine neue und bessere, und wenn durch mäßige und wohlüberlegte Verwendung älterer Abbildungen die Anschauung vervollständigt, der Kostenaufwand verringert und die Kenntnis, auf die es ankommt, in weitere Kreise getragen werden kann, so hat ein darauf gerichtetes Verfahren ohne Frage seine große Berechtigung und verdient den Vorzug vor der protzenhaften Aufspielerei mit gedankenlos umhergeworfnen schönen Bildern. Wer damit nicht zufrieden ist, kann zu den sogenannten

Digitized by Google

Prachtwerken greifen, wodurch ihm dann auch zugleich der Unterschied der Preise klar werden wird. Der gebildete, einfache Leser wird froh sein, daß er nicht auf sie allein angewiesen ist.

Es sei mir noch erlaubt, das „Verlagsgebaren" der Firma Seemann an einem bestimmten Beispiel darzulegen, meiner vorhin erwähnten „Kunst der Renaissance." Für die Illustration trage ich selbst die Verantwortung: ich habe die Abbildungen vorgeschlagen, die Vorlagen für die neu anzufertigenden größtenteils ausgesucht, die Herstellung und Einstellung der Klischees mit überwacht. Von den 427 Abbildungen sind rund 320, also dreiviertel des Ganzen neu hergestellt worden, die übrigen habe ich aus vorhandnen Werken, nicht nur des Seemannschen Verlags, ausgesucht, weil sie gut waren oder doch genügten; nur von einigen kann man das nicht sagen, aber da waren bessere nicht zu erreichen, und die gegebnen immerhin besser als nichts. Von den Mühen einer solchen sorgfältigen Illustration, wenn oft um einer einzigen Abbildung willen mehrmals Briefe gewechselt werden müssen, wenn der Druck wartet, weil die Vorlage noch nicht da ist, die endlich eingetroffne Photographie kein brauchbares Klischee ergiebt, und schließlich doch wieder auf eine vorhandne Abbildung zurückgegriffen oder zu einem Überdruckverfahren die Zuflucht genommen werden muß — von diesen Mühen hat unser Kritikus, als er leichten Herzens seine Glossen stilisirte, schwerlich einen Schimmer gehabt. Ich bin meinem Verleger für die Art, wie er meine Illustration betrieben hat, aufrichtig dankbar, meine Leser sind, soviel ich erfahren habe, damit zufrieden, und die öffentlichen Beurteiler haben beinahe ohne Ausnahme die Illustration meines Buches als zweckmäßig und als billig anerkannt. Ich hebe die Wohlfeilheit mit Absicht hervor und sage noch jetzt, wenn ich das Buch durchblättere: Wer mehr Illustration verlangt für das Geld, der weiß nicht, was er will. Und dabei wird es wohl sein Bewenden haben, trotz Herrn Professor Brandi. In dem Dehioschen Atlas aber wird nicht nur, wie er meint, manches schöne Blatt geboten, das den Vergleich mit den Abbildungen andrer Unternehmungen aushalten kann, sondern der Atlas ist überhaupt, wie ich oben hervorhob, ohne Konkurrenz, und der Seemannsche Verlag und seine Mitarbeiter werden wahrscheinlich Sorge tragen, daß was von dieser zuerst erschienenen Abteilung gilt, von den folgenden erst recht wird gesagt werden können.

A. P.

Druckfehlerberichtigung. In dem Litteraturbericht des 45. Heftes lies Seite 326 Zeile 3 von unten Quantität statt Qualität.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Deutsches Nationalintereſſe und deutsches Fürſtenrecht

Zuweilen iſt es notwendig, der vergeßlichen Zeit einige harte und manchem unbequeme Thatſachen ins Gedächtnis zurückzurufen. Die Verfaſſung des Deutſchen Reichs beruht auf einem Ausgleich zwiſchen den nationalen Geſamtintereſſen und der Krone Preußen, die ſie vertrat, auf der einen Seite, den Sonderintereſſen der Fürſtenhäuſer und der einzelſtaatlichen Selbſtändigkeit auf der andern. Dieſe Selbſtändigkeit war ſchließlich derart in den Vordergrund geſtellt worden, daß ſie den dringendſten Lebensintereſſen der Nation ſchnurſtracks entgegenlief und eingeſchränkt werden mußte, um jene zu wahren. Dies geſchah 1866 mit Waffengewalt, durch den Sieg der Krone Preußen und ihres Heeres, nicht durch eine friedliche Vereinbarung, die trotz zahlreicher Verſuche eben mißlungen war, weil das Nationalgefühl zu ſchwach war, den Widerſtand zu überwinden; es geſchah im Widerſpruch mit dem „legitimen“ Fürſtenrecht, das übrigens nicht weiter zurückgeht als bis 1806, und es mußten ſogar die hiſtoriſchen Rechte von vier Herrſcherhäuſern ganz zerſtört werden, damit auch nur das notwendigſte Maß der Einheit erreicht würde. Erſt auf Grund dieſer gewaltſamen Entſcheidung kamen die vertragsmäßigen Vereinbarungen über die Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes zuſtande, der ſich dann in den Verträgen von 1870 auch die ſüddeutſchen Staaten unter gewiſſen Vorbehalten unterordneten; eine völlige ſtaatsrechtliche Neugründung war die Reichsverfaſſung nicht, die grundlegenden Verträge wurden auch nicht von allen deutſchen Staaten als Einzelkontrahenten abgeſchloſſen, ſondern vom Norddeutſchen Bunde auf der einen, den ſüddeutſchen Staaten auf der andern Seite.

Nun ſollte man meinen, jedem nationalgeſinnten Deutſchen und jedem nationalen Blatte ſollte dieſe einfache Sachlage jederzeit gegenwärtig ſein, und ſie ſollten daraus zwei einfache Schlüſſe ziehen, nämlich erſtens den, daß die

Digitized by Google

Einzelheiten dieser grundlegenden Verträge nicht für alle Zeit und Ewigkeit unantastbares Recht sein können, sondern — wie es in jeder gesunden Entwicklung immer geschehen ist und geschehen wird — wenn das nationale Interesse es verlangt, unter den durch die Reichsverfassung bestimmten Formen auch abgeändert oder aufgehoben werden können, und zweitens, daß, wenn in einem bestimmten Falle von größerer Bedeutung Zweifel entstehen, ob die Reichsgewalt, vertreten durch Kaiser und Bundesrat, im Rechte ist, oder ein Einzelstaat oder ein Herrscherhaus und ein klares, unzweifelhaftes Recht nicht gegen die Reichskompetenz spricht, jeder gute Deutsche sich für die Reichsgewalt entscheiden muß. Sonst leugnet er die Voraussetzungen, auf denen das Reich aufgebaut worden ist, er verurteilt die Reichsverfassung zur Erstarrung, er stellt sich auf den überwundnen, unannehmbaren legitimistisch-partikularistischen Standpunkt.

Nach diesen Grundsätzen hat Fürst Bismarck auch nach 1871 gehandelt. Unter seiner Leitung faßte 1884 der Bundesrat den Beschluß, den Herzog Ernst August von Cumberland nicht zur Thronfolge in Braunschweig zuzulassen, weil dies mit dem Rechts- und Besitzstande im Reiche unverträglich sei; er hat dabei nach der jetzt (angeblich nach *seinem* Rate!) mit so vielem Zartgefühl behandelten dynastischen Empfindlichkeit gar nicht gefragt, und auch der braunschweigische Minister von Otto hat noch kürzlich das mannhafte, ehrliche Wort gesprochen, ein Fürstenrecht, das über jedem nationalen Interesse stehe, könne es nicht geben; er hat sich also ganz auf den Standpunkt des Fürsten Bismarck gestellt. Dieser selbst wollte ursprünglich noch weiter gehen; um der welfischen Agitation ein für allemal den Boden zu entziehen, wollte er das ganze welfische Haus für alle Zeiten von der Nachfolge in Braunschweig ausschließen. Soweit folgte ihm der Bundesrat nicht, ob zum Heile des Reichs und Braunschweigs, bleibe dahingestellt; aber selbst der wirklich gefaßte Beschluß war ein Bruch des strengen Privatfürstenrechts, für das eine Frage gar nicht vorlag, und er wurde begründet mit der Rücksicht auf das Interesse des Reichs, auf das seit 1866 neugeschaffne Recht.

Dieses damals in der That beiseite geschobne Privatfürstenrecht hat inzwischen wunderliche Konsequenzen gehabt. Kraft dieses Rechts ist in Sachsen-Koburg-Gotha ein englischer Prinz zur Regierung gekommen, der, mindestens anfangs, so wenig Rücksicht auf seine deutschen Unterthanen nahm, daß seine Hofverwaltung sich im schriftlichen Geschäftsverkehr der französischen Sprache bediente. Kraft dieses Rechts wird einmal in Oldenburg ein Vertreter des russischen Zweiges der Dynastie folgen, der kein Wort Deutsch versteht. Das ist geschehen und wird wieder geschehen, weil in Deutschland das Nationalbewußtsein noch immer nicht stark genug ist, sich solche Zumutungen entschieden zu verbitten. Ein junges, unreifes, damals noch halbbarbarisches Volk wie die Rumänen hat zwar einen deutschen Prinzen auf seinen Thron

Digitized by Google

berufen und auch schließlich seinen Neffen als Thronfolger anerkannt, aber es hat streng darauf gehalten, daß dessen in Rumänien geborner Sohn im Lande und in der nationalen Kirche erzogen wird. Wir Deutschen finden nicht die Energie, eine solche Forderung zu stellen und durchzusetzen!

Unsre „nationale" Presse hält sich wohl über dergleichen Vorkommnisse auf, aber sie ist noch nicht auf den Standpunkt gelangt, die Regelung solcher Erbfolgefragen durch die nationale Reichsgewalt, als die Hüterin des nationalen Interesses, zu verlangen. Sie spottet zwar über die bei Ehen in fürstlichen Häusern geforderte Ebenbürtigkeit, als wenn beiläufig nicht auch in ganz andern Kreisen ebenso streng auf eine gewisse Ebenbürtigkeit gesehen würde, aber sie nimmt keinen Anstoß daran, daß das Erbrecht in Sachsen-Meiningen und Schwarzburg-Rudolstadt durch Landtagsbeschluß neugeordnet worden und dadurch das an sich bessere, ältere Recht der Agnaten aus andern Häusern gebrochen worden ist; sie nimmt dasselbe Recht für den lippischen Landtag in Anspruch und ereifert sich über den Vorschlag, diese Regelung bei der Menge der einander widerstreitenden Anwartschaften dem Bundesrate zu überlassen, obwohl der ganze Fall selbst zwischen den Staatsrechtslehrern sehr streitig ist. Sie vergißt dabei nicht bloß, daß das alte Reich bis in seine letzte Verfallzeit hinein eine oberste Autorität für solche Fälle kannte, die ein zusammengesetzter Staat im Grunde gar nicht entbehren kann, sondern sie weiß auch nicht mehr, daß sich die liberale Partei und Presse jahrelang bemüht hat, ein viel einschneidenderes Einschreiten des Reichs in Mecklenburg zu veranlassen, um dem Lande eine konstitutionelle Verfassung zu verschaffen. Ja sie geht in ihrer seltsamen Vorliebe für die ungeschmälerte Souveränität auch des kleinsten Einzelstaats so weit, daß sie in der Frage der militärischen Ehrenbezeigungen für die Kinder des Regenten von Lippe mit einer ebenso unschicklichen als unbegründeten Animosität gegen den Kaiser Partei ergreift, als ob die Grundlagen des Reichs bedroht seien. Und doch wäre das Recht, das der Graf-regent in dem jetzt, wieder durch eine elende Indiskretion boshafter oder subalterner Menschen, an die Öffentlichkeit gebrachten Brief an den Kaiser vom 8. Juli d. J. wenigstens theoretisch für sich in Anspruch nimmt, das Recht, als „Kontingentsherr" Gegenbefehle gegen die Befehle des kaiserlichen Kriegsherrn zu erlassen, eine wahrhafte Ungeheuerlichkeit, praktisch wie theoretisch, denn zwei konkurrirende militärische Gewalten in demselben Bereiche kann es nicht geben, und der „Kontingentsherr," der die Militärhoheit an die Krone Preußen abgetreten hat, kann nur die „Stellung und die Ehrenrechte" eines kommandirenden Generals beanspruchen, nicht ein Kommandorecht, das mit dem des Korpsgenerals konkurrirte. Der Kaiser hat also nur sein Recht gewahrt, wenn er diesen Anspruch zurückwies, und sogar die Schärfe seines doch nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Telegramms ist bei der Ungeheuerlichkeit des Anspruchs begreiflich, die Bundesfürsten aber, die der Regent angerufen hat, können

Digitized by Google

sich amtlich mit der Sache schwerlich befassen, denn eine „Disziplinirung" eines Bundesfürsten durch den Kaiser liegt gar nicht vor. Beiläufig: ein lippisches „Kontingent" in dem Sinne eines geschlossenen, selbständigen Heerkörpers wie das sächsische und bayrische Kontingent des Reichsheeres giebt es nicht; diese kleinstaatlichen Mißbildungen sind Gott sei Dank mit dem durchlauchtigsten Deutschen Bunde untergegangen. Es giebt nur lippische Landeskinder, die in preußischen Regimentern dienen, dem Kaiser unbedingten Gehorsam schwören, am Helm den preußischen Adler (nicht das lippische Wappen) und neben der Reichskokarde die lippische Kokarde tragen, auch nur teilweise in Lippe stehen, denn was von den Rekruten für Kavallerie und Artillerie tauglich ist, wird überhaupt nicht dort eingestellt; die Offiziere des Detmolder Bataillons aber sind gewiß nur zum kleinsten Teile lippische Unterthanen und haben, soweit sie dies nicht sind, dem „Kontingentsherrn" auch gar nicht den Fahneneid geleistet.

Kurz und gut, ein großer Teil der deutschen Presse stellt sich selbst da, wo die Rechtsfrage mindestens zweifelhaft ist oder auch zu Gunsten der Reichsgewalt liegt, unbesehen auf den Standpunkt des nackten Partikularismus und behauptet dabei noch, die bedrohten Interessen des Reichs zu schützen und in Fürst Bismarcks Sinne zu handeln, nämlich die „Imponderabilien" der sogenannten „Volksseele" zu schonen, die sich um die ganze Sache gar nicht weiter gekümmert hat, als etwa in Lippe-Detmold! Sie sieht nicht, daß sie mit dieser unbegreiflichen Haltung nur die Geschäfte der Welfen und andrer „Rechtsparteien" besorgt, die sich dreist wieder rühren, und daß sie damit selbst gegen so reizvolle Erscheinungen wie den reichsfeindlichen, antinationalen Geist grundsätzlich nichts sagen kann, der in dem einen oder dem andern deutschen Miniaturfürstentum sein halb lächerliches, halb empörendes Wesen treibt und nur zu klar beweist, was man sich selbst unter dieser beschränkten Souveränität noch erlauben darf. Denn was dem einen recht ist, das ist dem andern billig. Daß ein solches Verhalten der Presse auch einen guten Teil der Gebildeten hinter sich hat, ist leider nur zu wahr, denn über den Standpunkt, in thesi und inter pocula national zu reden, aber in praxi partikularistisch zu denken und zu handeln, sind wir immer noch nicht hinaus. Dabei jammert man über den Rückgang des nationalen und des monarchischen Bewußtseins und giebt das nicht etwa sich selbst und der alten nationalen Unart schuld, sondern — dem Kaiser; man klagt über die Zunahme der Majestätsbeleidigungsprozesse, wie man einst über die Bismarckbeleidigungsprozesse geklagt hat, als ob es das natürliche Menschenrecht des deutschen Staatsbürgers wäre, den Kaiser ungestraft zu beleidigen; man preist Ungezogenheiten, wie sie fast in jeder Nummer des „Simplizissimus" oder der „Zukunft" stehen, als Äußerungen des freien Mannesmuts und brandmarkt jede Huldigung für den Kaiser als „Byzantinismus," den der Deutsche den „heißblütigen" Orientalen und Italienern

Digitized by Google

zu überlassen habe. Man scheut sogar vor der unwürdigen Unterstellung nicht zurück, daß die Reichstreue der Bundesfürsten durch Vorfälle wie der lippische Ehrenrechtshandel erschüttert werden könne! Auch nur einen solchen Gedanken zu äußern sollte schon der nationale Anstand verbieten; diese Reichstreue steht uns felsenfest. Unsre Entwicklung hemmt nicht der fürstliche Partikularismus, sondern der Partikularismus im Volke, die Unfähigkeit, sich in die großen Verhältnisse eines Nationalstaats einzuleben, während die Fürsten uns mit gutem Beispiel darin vorangegangen sind. Die Möglichkeit aber, daß das Deutsche Reich erschüttert werden könnte, darf gar nicht in Erwägung gezogen werden, nicht einmal in Gedanken; die nationale Einheit ist ein noli me tangere für jeden Patrioten.

Die Grenzboten sind für Bismarck eingetreten zu einer Zeit, wo die gesamte liberale Presse ihn nicht als den größten Staatsmann des Jahrhunderts pries, wie jetzt, sondern in ihm den leibhaftigen Gottseibeiuns sah und seine Politik eine grundsatzlose Abenteurerpolitik schalt. Sie treten jetzt auch für den Kaiser ein, trotz alles thörichten, boshaften und leichtfertigen Geschwätzes ringsum, und trotz aller kleinlichen Schulmeisterei, die sich mit dem Mantel des Freiheitsmutes drapirt, denn sie wissen, daß die Macht des Kaisers und die Größe des Reichs von einander unzertrennlich sind. *

Die Via regia des Weltverkehrs

Die witzigen und unwitzigen Kritiken einer ganzen Anzahl unsrer deutschen Blätter, die die öffentliche Meinung vertreten oder — machen wollen, über die Orientreise des deutschen Kaisers zeugen davon, daß der politische Instinkt in unserm lieben Vaterlande noch immer in den Windeln liegt.

> Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen,
> Was sie nicht verstehn!

Wie weit voran darin sind uns immer noch unsre germanischen Vettern jenseits des Kanals und jenseits des Atlantischen Ozeans! Dort hat man das feinste Gefühl und das rascheste Verständnis für das eigne Interesse auch an den am fernsten liegenden Fragen, während sich bei uns die binnenländische Stammtischweisheit entweder für die Rechte unsrer Gegner erwärmt, oder doch wenigstens an der Form, in der die vaterländischen Interessen geltend gemacht werden,

Digitized by Google

biedermännischen Anstoß nimmt. Das ist leider deutsche Art oder deutsche Unart. Reden wir einmal in kräftiger Mundart: Also, was haben wir Deutschen für Interessen in der Türkei? Was will und kann der Kaiser dort erreichen mit seiner Reise?

Unsre kundigen Thebaner, die dem Fürsten Bismarck seine Amtsführung nach Kräften erschwert haben, sind jetzt aller Augenblicke mit Zitaten aus seinen Reden bei der Hand, wenn es gilt, das herabzusetzen und zu bekritteln, was gethan wird. Wie oft sind die Knochen des pommerschen Grenadiers ausgegraben, wie oft ist der Geist der seligen Hekuba beschworen worden! Das Jahr 1786 war das Todesjahr Friedrichs des Großen; seine Autorität in Europa war so groß, daß Goethe im Jahre darauf nicht wagte, in einem sizilianischen Flecken seinen Tod mitzuteilen, um sich nicht „seinen Wirten durch eine so unselige Nachricht verhaßt zu machen." Zwanzig Jahre später erlitt der von ihm geschaffene Staat seine furchtbarste Niederlage, gerade weil man geglaubt hatte, seine Hinterlassenschaft in jedem Punkte auf das ängstlichste wahren zu müssen, weil man es nicht verstanden hatte, mit der Zeit fortzuschreiten, geschweige denn, daß man ihr, seinem Beispiele folgend, vorangeschritten wäre. Im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität schreitet auch die Geschichte schneller vorwärts; der chinesisch-japanische Krieg sowie der amerikanisch-spanische haben neue politische Aufgaben gestellt und Perspektiven erschlossen, die rasch und thatkräftig wahrgenommen werden müssen, wenn sich nicht die Macht- und Marktverhältnisse der Welt zu unserm Nachteil wesentlich verschieben sollen.

Die heutige Türkei besteht aus Ländermassen, die zu den gesegnetsten, fruchtbarsten und am reichsten ausgestatteten des Erdballs gehören, und liegt auf dem geraden Wege zwischen dem europäischen Abendlande und Indien und China. Die Wichtigkeit dieser Lage wurde bis zur Entdeckung Amerikas von der keiner andern übertroffen. In der eigentlichen atlantischen Periode der Weltgeschichte, wo sich die Interessen der alten Welt vornehmlich dem neuen Erdteile zuwandten, konnte sie einigermaßen zurücktreten; nachdem sich aber Amerika zu füllen begonnen hat und eine selbständige Politik verfolgt, gewinnen das Ostbecken des Mittelmeers und Vorderasien ihre alte Bedeutung wieder als die Hauptbahn für den Verkehr und für den Kulturausgleich zwischen Europa und Asien, als via regia der Zivilisation unsrer Erde. Eröffnet worden ist diese uralte Völkerbahn für die Mittelmeervölker durch Alexander den Mazedonier, und das ist seine Großthat, derenthalben ihn die Geschichte als den Großen preist.

Ein wunderbares Zusammentreffen hat es gefügt, daß diese für Europa wichtigste Landstraße von Gefahren bedroht ist wie keine andre der Welt. Die Perser und die Steppenvölker der Mongolen und Türken haben sich von Nordosten, die Araber von Südosten, die Ägypter von Süden herangedrängt, und von Norden bedroht die slawische Welt die Bahn mit Verschüttung für die eigent-

Digitized by Google

lichen Kulturvölker. Zu allen Zeiten ist die Wichtigkeit, diese Bahn für den freien Verkehr offen zu halten, von großen Herrschern und Staatsmännern erkannt worden. Karls des Großen Beziehungen zu Harun al Raschid beruhten auf dieser Grundlage. Otto der Große knüpfte durch die Verheiratung seines Thronfolgers Beziehungen mit dem Orient an, und die Kreuzzüge waren im wesentlichen eine Rückwirkung des Abendlandes gegen das Vordringen und die Ausbreitung der Türken in Vorderasien. Es ist merkwürdig, daß der letzte der alten deutschen Kaiser, mit dem die Weltmachtstellung des Deutschen Reichs zu Grabe ging, auch als letzter Kaiser auf dem levantinischen Schauplatz erschien. Dann begann bei uns die bittre Not im eignen Hause, die zu Ohnmacht und Zerfall führte. Erst nach Jahrhunderten der Bedrängnis und des innern Haders hat uns das große Jahr 1870 wieder geeint und damit befähigt, thatenfroh unsre Kraft an große und gemeinsame Aufgaben zu setzen.

Was ist seitdem aus dem Orient geworden? Die große Bewegung, die den Orient und den Occident in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gegeneinander führte, hatte den alten Handelsweg die Donau hinab verschüttet und insbesondre Konstantinopel verödet. Die Plünderung der Stadt durch die Kreuzfahrer 1204 und die Gründung des lateinischen Kaisertums, die Erhebung der Mongolen unter Dschingiskhan und ihr Vordringen bis zu den polnischen Grenzen, endlich das Erscheinen der von den Mongolen in Bewegung gesetzten Türken am Ostbecken des Mittelmeers und ihr Erstarken sind die einzelnen Grundzüge dieses Prozesses. Mongolen und Türken sind aber durchaus handelsfeindliche Völker, und so zieht der Handel nun auf dem Wege von Venedig und Genua über Alexandria und wird von dort durch die Araber weitergeführt. In Deutschland wird Augsburg die Hauptsammelstelle des levantinischen Handels, wie es bisher Regensburg gewesen war. Es ist in dieser großen Bewegung nicht zu verkennen, daß die oberitalischen Seeplätze mit Absicht die Bedeutung Konstantinopels für den Welthandel vernichteten, um den indischen Warenstrom unmittelbar zur See nach Oberitalien zu lenken. Seitdem zog der Welthandelsstrom über die Alpen und rheinabwärts nach Flandern, während in den nördlichen Meeren die Hanse herrschte. Das Deutsche Reich war der Mittelpunkt des Welthandels, und seine unerhörte materielle Blüte war die Folge dieser Zustände. Nach der Sperrung des Roten Meeres für die Europäer durch die ägyptischen Sultane richteten die benachteiligten Staaten ihre Bestrebungen darauf, eine direkte Verbindung mit Indien zu gewinnen, und zwar übernahmen Portugal und Spanien hierbei die führende Rolle. Es folgten die bekannten großen Entdeckungen, von denen an man die neue Geschichte zu datiren pflegt. Im Jahre 1493 teilte der Papst die neue Welt zwischen Spanien und Portugal durch den Meridian hundert Meilen westlich von den Azoren. Die Hauptfeinde der Portugiesen bei ihren Handelsbestrebungen waren die Araber, die damals alle Handels-

Digitized by Google

verbindungen im Roten Meere und im Persischen Meere in den Händen hatten. Der Kampf um den Welthandel wurde durch Albuquerque entschieden, und zwar in gewaltsamer Weise mit sehr materiellen Waffen. Albuquerque setzte sich 1515 in den Besitz dieses Handelsweges; infolge davon verließ der Warenstrom den Weg von Indien nach den kleinasiatischen Küsten und ging nun um das Kap herum nach Lissabon. Damit war die natürliche und kürzeste Verbindungsstraße zwischen Asien und Europa gesperrt; der asiatische Weltmarkt war von Venedig nach Lissabon verlegt worden, und das 1453 türkisch gewordne Konstantinopel verlor seine letzte Bedeutung als Handelsplatz. Aber das waren keineswegs natürliche Entwicklungen, die sich mit der Notwendigkeit von Naturgesetzen vollzogen; auch auf dem Gebiete des Handels gab allzeit die überlegne Kraft und Einsicht den Ausschlag; als Philipp II. den Holländern den Hafen von Lissabon sperrte, um sie zu vernichten, fuhren sie direkt nach Indien und wurden die gefährlichsten Feinde der Portugiesen. Sehr früh schon hatte Deutschland Handelsverbindungen nach allen Himmelsrichtungen, aber es fehlte der gemeinsame innere politische Stützpunkt; es wurde gar nicht der Versuch gemacht, die Handelspolitik des Bürgertums und der Städte zu einem wesentlichen Bestandteil der Reichspolitik zu machen. So ging denn alles wieder verloren, als die Nachbarn Deutschlands ihm an Selbständigkeit und politischer Stärke überlegen geworden waren. Einer der besten Kenner dieser Verhältnisse urteilt*): „Der Hauptgrund für den Verfall des deutschen Handels nach 1500 lag nicht in der Verlegung der Handelsstraße, sondern in dem Mangel einer Handelspolitik des Deutschen Reichs. Solange die Welthandelsstraße quer durch das Deutsche Reich ging, bedurfte es einer solchen nicht, der deutsche Bürger konnte sich allein helfen. Aber seit andre Staaten als solche aufkamen, fielen die Nachteile dieses Zustandes vernichtend auf Deutschland. Reichsregierung und Bürgerstand verfielen gleichzeitig. Die Fremden: Holländer und Engländer, vergewaltigten den deutschen Handel. Der dreißigjährige Krieg ist der Schluß zweihundertjähriger innerer Kämpfe. Es ist der große Kampf zwischen Landbesitz und Geldmacht, zwischen Landesherrlichkeit und Handelsstand, bis endlich beide die Form einer Verschmelzung finden konnten. Es ist ein Jahrhunderte währender Bürgerkrieg zwischen zwei Ständen, die, weil sie nicht im ganzen zu einem organischen Staatswesen in richtiger Neben- und Unterordnung hatten zusammengeschlossen werden können, einer ungezügelten Entwicklung verfielen und mit einander in Kampf auf Leben und Tod gerieten, ein Kampf, der sich wieder in zahllose Gruppen- und Einzelkämpfe löste, aber immer ein Kampf zwischen Geldmacht und Landbesitz blieb. Ohne das vorhandne Siechtum des staatlichen Organismus hätte der kirchliche Zwiespalt niemals den verderblichen Einfluß gehabt, den das Deutsche Reich in allen

*) Joh. Falke: Geschichte des deutschen Handels.

Digitized by Google

seinen Folgen gefühlt hat. Auch auf dem Gebiete des Handels vollendet der dreißigjährige Krieg nur, was das sechzehnte Jahrhundert an den Rand des Abgrunds gebracht hat. Die Deutschen wurden aus dem reichsten Volk Europas das ärmste und unglücklichste. . . . Der Handel folgt der politischen Machtstellung der Völker!"

Das ist unser Niedergang gewesen, unserm Aufschwung muß ganz natürlich die Wiederaufnahme unsrer alten Beziehungen zum Orient, die Belebung der nächsten und besten Handelsstraßen von Europa nach Asien durch deutsche Kraft und deutsches Kapital folgen. Schon der Altmeister der deutschen Geschichtschreibung, L. v. Ranke, hat sich im neunten Bande seiner Weltgeschichte darüber geäußert: „Einer der größten natürlichen Handelsplätze der Welt ist Konstantinopel. Nach meinem Dafürhalten wird Deutschland niemals wieder seine richtige Stellung erlangen, wenn nicht diese Gebiete seinem Fleiße wieder eröffnet, Konstantinopel in die Gemeinschaft der europäischen Nationen hereingezogen wird."

Eine lange Zeit konnte man von dem rettungslosen Hinsiechen und dem bevorstehenden Abscheiden des kranken Mannes am Bosporus lesen; das war ein Gemeinplatz der öffentlichen Meinung geworden und gehörte zum eisernen Bestande jedes politischen Schriftstellers. Aber ganz richtig war die Sache deshalb doch nicht. Das osmanische Reich war — nicht unähnlich dem Frankenreiche im Abendlande — durch Eroberung entstanden; sein Bestand war wie der fast aller staatlichen Organisationen in ihrem Mittelalter wesentlich auf das Lehnswesen gegründet. Die Derebegs entsprachen ziemlich genau unsern deutschen Gaugrafen. Eine orientalische Eigentümlichkeit, in der zugleich eine Stärke wie eine Schwäche liegt, war und ist das Zusammenfallen der weltlichen und der geistlichen Gewalt in der Person des Sultans. Natürlich ist dieser Zustand, ausgenommen bei wenigen ganz außerordentlichen Persönlichkeiten, eine Fiktion und nur in der Theorie richtig. In der Praxis herrschten früher die Ulemas*) und die Janitscharen in Konstantinopel, die Gouverneure in den Provinzen. Wie überall hatte auch im Orient das Lehnswesen zu der schlimmsten Dezentralisation und Entartung aller staatlichen Zustände geführt. Nahmen die Dinge in Deutschland um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die entscheidende Wendung zum Schlimmen, so erfolgte diese Wendung in der Türkei etwa hundert Jahre später. Hier bezeichnet die Regierung Suleimans des Großen (1520 bis 1566) den Gipfel und gleichzeitig den Beginn des Verfalles — ähnlich wie die Regierung Ludwigs XIV. in Frankreich, wie die Friedrichs des Großen in Preußen. Nach einer der besten türkischen Quellen liegen die Gründe für den Verfall in fünf Umständen:

*) Die Ulemas sind dem französischen Adel der Robe zu vergleichen, haben aber außer den juridischen auch die religiösen Geschäfte zu führen.

Digitized by Google

1. Der durch äußere Kriege fast unaufhörlich in Anspruch genommne Sultan erscheint immer seltner im Staatsrat (Divan). Die Veziere bemächtigen sich mehr und mehr der Verwaltung, schließlich wird der Sultan vom Divan gesetzlich ausgeschlossen.

2. Die Besetzung der höchsten Stellen im Staat erfolgt mehr und mehr lediglich nach Willkür mit den Günstlingen der Machthaber, ohne daß dazu eine vorbereitende, geregelte Staatskarriere nötig ist.

3. Infolge hiervon herrscht überall Ämterhandel.

4. Die höchsten Beamten werden mit ganz enormen Gehalten ausgestattet, während zugleich das Staatsvermögen immer mehr schwindet, indem ein sehr großer Teil der als Amtsausstattung verliehenen Lehngüter zu Erbgütern umgewandelt wird.

5. Die Verschwendung des Hofes und die damit verbundne Münzverschlechterung.

Ihren Ursprung nahmen diese Elemente des Verfalls einmal in der Verderbnis aller Staatsverhältnisse des byzantinischen Reichs, die nach der Eroberung der Hauptstadt auf die kraftvollen aber rohen Eroberer wirkte, sodann in der schon erwähnten Vereinigung der geistlichen und der weltlichen Gewalt. Seit dem Mongolensturm von 1258 lebten die mit der Khalifenwürde bekleideten abbassidischen Abkömmlinge in Kairo. Nachdem die Osmanen 1517 dem Mamelukenreich ein Ende gemacht und Kairo erobert hatten, beseitigte der Sultan den letzten Khalifen und legte sich selbst dessen Würde bei. Aber „eine so absolute Gewalt ist nicht für den Menschen; die Völker sind nicht so klein und elend, sie ertragen zu können. Es wird sich auch kein Herrscher finden, der groß genug wäre, sie auszuüben, ohne selbst dabei zu Grunde zu gehen.“ *)

Die Sultane lebten in der Folge abgeschlossen von den Staatsgeschäften und der Kriegführung als Dalailama in ihren Harems; die Großveziere, zu ihrer Vertretung geschaffen, machten aus ihrem Amt ein Hausmeiertum, freilich oft genug gehemmt durch die Interessen des Harems und die Launen des Sultans. Sultan Mohammed III. (1595 bis 1603) war der letzte osmanische Prinz, der vor seiner Thronbesteigung eine Statthalterschaft verwaltet hatte. Seitdem waren die Prinzen von jeder Staatsstellung ausgeschlossen und wurden durch die Haremserziehung natürlich für die Führung der Geschäfte immer untauglicher. Man sieht, daß diese Zustände durchaus nicht ohne abendländische Gegenbilder sind. Viele der erwähnten Züge finden sich im ancien régime und bei den kleinen deutschen Duodeztyrannen des vorigen Jahrhunderts, den lächerlichen Nachahmern des größenwahnsinnigen Roi soleil — ein Unwesen, dem erst Friedrich Wilhelm I. von Preußen und

*) Ranke: Die Osmanen und die spanische Monarchie.

Digitized by Google

sein größerer Sohn in unserm Vaterland ein Ende gemacht hat. In der Türkei hat dieser Zustand nahezu zwei und ein halbes Jahrhundert bestanden. Erst im Jahre der französischen Revolution, 1789, mit Selim III., beginnen dort ernste Reformversuche, aber die beiden ersten Sultane fielen als Opfer der verrotteten Zustände und des Fanatismus. Erst 1826 gelang es Mahmud II., mit der Vernichtung der Janitscharen den entscheidenden Schritt zu thun, wie ihn Peter der Große mit der Beseitigung der Strelitzen für Rußland gethan hatte;*) diesem Schritt folgte unter den allerschwierigsten äußern und innern Umständen die Neuorganisation des Reichs, die im allgemeinen mit dem Jahre 1834 ins Leben getreten ist. Wir können auf diese Verhältnisse nicht näher eingehen und beschränken uns hier auf den Hinweis, daß die Geschichte Mahmud II. als den großen Reformator der Türkei anzusehen hat, der sie der europäischen Kultur geöffnet hat. Aber die Hauptschwierigkeit, die Regelung der Verhältnisse der Ulemas, konnte er aus religiösen Rücksichten noch nicht ändern. Leider hat Mahmud II. († 1839) bisher keine seiner würdigen Nachfolger gefunden. Es ist bekannt, daß der jetzige Sultan an die Stelle der früher so verhängnisvollen Dezentralisation die straffste Zentralisation gesetzt hat. So folgt auch in der Türkei wie im Abendlande dem zerbröckelten Feudalstaate der strenge Absolutismus — freilich in türkischer Färbung. Nun denke man sich Ludwig XI., Richelieu oder Ludwig XIV. mit den Verkehrsmitteln der Neuzeit ausgerüstet, jeden Augenblick imstande, ihren persönlichen Willen an jeder Stelle des Reichs zum Ausdruck zu bringen! Das ist das heutige Regierungssystem.

Dazu kommen die unheilvollen Erinnerungen an so viele blutige Palastrevolutionen, die dem allmächtigen Herrscher aller Gläubigen, dem „Schatten Gottes" auf Erden, oft genug Thron und Leben gekostet haben! Darin liegen die Hauptschwierigkeiten der Reformen, die gewiß nicht unterschätzt werden dürfen.

An dieses unfertige, zurückgebliebne und mit Hemmungen aller Art ringende Staatswesen drängt von Süden die britische, von Norden die russische Weltmacht heran, mit dem erkennbaren, wenn auch nicht ausgesprochnen Wunsche, den europäischen Zugang nach Indien für sich zu monopolisiren. Rußland bedarf zunächst der freien Durchfahrt für seine Flotten nach dem Mittelmeer und strebt zu diesem Zwecke auch seit langer Zeit die Herrschaft über die Ufer des Bosporus und der Dardanellen an. England ersitzt sich in Ägypten Eigentümerrecht; es hat das ganze Becken des Roten Meeres samt dessen Küsten faktisch in Besitz und wartet in Ruhe auf den günstigen Zeit-

*) Derselbe Vorgang, d. h. die Unterwerfung der Militärmacht unter die Staatsgewalt, vollzieht sich in Deutschland während des dreißigjährigen Krieges. Die Ermordung Wallensteins und die Auflösung der brandenburgischen Truppen durch den Großen Kurfürsten sind die entscheidenden Ereignisse hierbei.

Digitized by Google

punkt, um sich die legalen und unanfechtbaren Besitztitel ausfertigen zu lassen. Die Türkei ist dabei in Gefahr, zu einem europäischen Afghanistan zu werden. Dem gegenüber hat Mitteleuropa das allerdringendste Interesse daran, sich eine breite Bahn für den eignen Verkehr mit Indien und Ostasien offen zu halten, denn als geduldete Gäste fremder Nationen dort Geschäfte zu machen würde uns nur so lange erlaubt sein, als wir nicht unbequem werden. Die machtlose Hanse wurde rücksichtslos von den nordischen Nationen vergewaltigt und ausgewiesen, als diese keine Vorteile mehr von ihr erwarteten, sondern in ihr nur einen Nebenbuhler sahen. Freilich wäre Österreich zunächst berufen, entschlossen die Führung des mitteleuropäischen Bundes in seinen orientalischen Interessen zu übernehmen. Aber Österreich wird an Bedeutung und Macht, an geistiger und moralischer Kraft und Einheit vom Deutschen Reiche weitaus überragt; es leidet an trostlosem innerm Hader und an einer, wie es scheint, unheilbaren Mißregierung. Da kann das mächtige Deutschland nicht zusehen, wie auch seine Interessen dadurch dauernd zu Schaden kommen, und so danken wir es dem deutschen Kaiser von Herzen, daß er „mit Volldampf voraus" nach dem Südosten gefahren ist.

Der islamitische Religionshaß gegen Andersgläubige und der Rassenhochmut sind immer das Haupthindernis aller Zivilisation und Reformen gewesen, aber sie sind nach den Berichten der besten Kenner der Türken in entschiedner Abnahme begriffen; in gemeinsamer Arbeit lernt man sich gegenseitig achten und schätzen. Jede kriegerische Unternehmung muß diesen überaus wichtigen Prozeß durch neue Verschärfung der sich ausgleichenden Gegensätze und neuen Ausbruch der Leidenschaften unterbrechen, während von seiner ruhigen Durchführung die völlige Hineinziehung der Türkei in den europäischen Kulturkreis abhängt. Das Auftreten unsers Kaisers hat schon die segensreichsten Folgen gehabt; er ist von den rechtgläubigen Moslimen mit den Ehren des Padischah begrüßt worden und hat in mancher Weise Bresche in die Vorurteile islamitischer Orthodoxie gelegt.

Diese Erfolge auszunutzen wird für uns die Aufgabe einer ganzen Reihe von Jahren sein. Nicht um die Nachäffung parlamentarischer Bräuche handelt es sich in der Türkei, oder um andre doktrinäre Ideale, sondern vor allen Dingen um eine gute, redliche und wirtschaftliche Verwaltung, denn dort noch weit mehr als anderwärts ist eine gute Verwaltung die beste Verfassung. Gerade an hierzu geeigneten Kräften, die dem türkischen Volke fehlen, haben wir in Deutschland Überfluß, und es gilt, durch Infiltration deutscher Kräfte und Säfte Erziehung, Bildung und Strebsamkeit in der bildungsfähigen und bildungshungrigen türkischen Bevölkerung zu verbreiten. Gelingt es, eine maßvolle, vorausschauende und verständige Regierung einzurichten und durch gerechtes und redliches Streben Vertrauen zwischen Regierenden und Regierten herzustellen, so ist der Hauptteil der eigentlichen Aufgabe gelöst. Die wesent-

Digitized by Google

lichste Voraussetzung: die Redlichkeit und die Tüchtigkeit bei den regierten Klassen ist thatsächlich vorhanden.

Wenn sich die Angaben der Frankfurter Zeitung über einen deutsch-türkischen Vertrag wegen der asiatischen Türkei als richtig erweisen, so würde damit alles erreicht sein, was wir zunächst für die Mehrung und Förderung der deutschen Interessen im Orient für notwendig halten, und was wir schon im vergangnen Jahre als das wichtigste Ziel der deutschen auswärtigen Politik bezeichnet haben. Jedenfalls wollen wir bei Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts nicht mehr aus des Lebens Drang in des Herzens heilig stille Räume fliehen und sinnend zuschauen, wie

Zwo gewaltige Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Judentum und Revolution

Von Karl Croft

Antisemitismus nicht Judenhaß

In einem vor einiger Zeit durch die Tagesblätter veröffentlichten Briefe erwähnt der Dichter Björnson, Franz von Lenbach habe den Judenhaß für unvereinbar gehalten mit der Thatsache, daß der Stifter unsrer Religion auch ein Jude war. Diese Ansicht, deren Ursprung vornehmlich in einer allzu abstrakten, die geschichtlichen Wandlungen zu wenig in Rechnung ziehenden Erfassung des Rassecharakters zu suchen ist, begegnet uns so häufig in gebildeten und menschlich denkenden Kreisen unsers Volks, und man hält die daraus gezogne Schlußfolgerung — die Verurteilung des Antisemitismus in allen seinen Richtungen und Formen — für so unabweislich, daß es kaum als überflüssig gelten kann, die von dem Münchner Künstler, wie Björnson noch hervorhebt, in besondrer Stimmungsfülle ausgesprochne Bemerkung eingehender auf ihre Berechtigung zu prüfen. Zunächst muß hervorgehoben werden, daß nicht jeder Antisemitismus, nicht jede an bestimmter Stelle erfolgende Ablehnung oder Zurückweisung des jüdischen Stammes oder des jüdischen Wesens notwenig mit Haß oder auch nur mit Abneigung gegen die Juden im allgemeinen verbunden ist. Daß ein Jude nicht zum evangelischen Pastor taugt, dürfte auch von solchen zu-

Digitized by Google

gegeben werden, die theoretisch und in ihrem praktischen Verhalten das größte Gewicht auf die Thatsache legen, daß Jesus Christus nach dem Fleisch, wie der Apostel sagt, doch auch ein Jude gewesen ist.

Die Rassenfrage

Die neuere Geschichtsforschung und Geschichtsbetrachtung, die überall bemüht ist, sich von der Herrschaft der früher üblichen teleologischen Abstraktionen loszumachen und mehr dem Ursächlichen im Entwicklungsprozeß der einzelnen Völker und der gesamten Menschheit nachzugehen, pflegt mit sehr viel größerm Nachdruck, als dies früher der Fall war, die Rasseeigenschaften und deren Verschiedenheit hervorzuheben. Dabei kann man nicht umhin, auch den Antipathien Aufmerksamkeit zu schenken, die erfahrungsmäßig bei gegenseitiger Berührung von Bevölkerungsgruppen, die aus verschiednen Rassen hervorgegangen sind, zu Tage treten. Da es indessen bis jetzt nicht gelungen ist und voraussichtlich auch nicht gelingen wird, irgendwo auf der Erdoberfläche zwei neben einander wohnende Rassen zu entdecken, die jeglicher Entwicklung in der Kultur bar wären, so ist klar, daß die Frage durch die Erfahrung niemals wird genau beantwortet werden können, ob ein zu Antipathien reizender Gegensatz aus der natürlichen, biologischen Rassenverschiedenheit erklärt werden kann und nicht vielmehr einer historisch erwachsenen Besonderheit der Kultur zugeschrieben werden muß.

Heinrich von Treitschke will die Antipathie zwischen Weißen und Negern auf rein natürliche Ursachen zurückführen, indem er (Politik S. 275) schreibt: „Zwischen der weißen und der schwarzen Rasse besteht ein körperlicher Ekel; der Weiße kann es nicht zwischen Negern in einem geschlossenen Raum aushalten. Die Staaten Amerikas müssen auf den Eisenbahnen sogenannte Negerwaggons halten, weil die Weißen die scharfe Ausdünstung des Negers auf die Dauer nicht ertragen." Das Beispiel beweist gar nichts für die These einer in der Naturbeschaffenheit der Rassen begründeten Antipathie. Nichts ist veränderlicher, von äußern Einflüssen und von Gewohnheiten abhängiger, als die Beschaffenheit des Geruchsinns. Daß der Yankee von heute den Neger nicht riechen mag, ist gewiß; aber es ist nicht einmal mit Sicherheit nachzuweisen, ob beim ersten Seefahrer angelsächsischen Stammes, der in Afrika landete, schon dasselbe der Fall war. Die Differenzirung zwischen Schwarzen und Weißen liegt aber jedenfalls um eine erkleckliche Anzahl von Jahrtausenden zurück. Was können wir von den Hautausdünstungen und Geruchsaffektionen jener weit entlegnen Zeiten wissen?

Der als patriotisch gesinnter Publizist und als glänzender Darsteller der staatlichen Geschichte Preußens und Deutschlands so hoch stehende Gelehrte hat überhaupt an Oberflächlichkeit in der Behandlung der Rassentheorie, und der Judenfrage insbesondre, geradezu Erstaunliches geleistet und viel dazu bei-

Digitized by Google

getragen, namentlich die Köpfe der studierenden Jugend in dieser für Staat und Gesellschaft so bedeutungsvollen Frage zu verwirren. Man höre, was Treitschke auf Seite 274 seiner nach Kollegienheften zusammengestellten „Politik" orakelt: „Den farbigen Rassen gegenüber steht die weiße Rasse, die in zwei Klassen zerfällt, die arischen Völker und die Semiten. Das sind ungeheuer scharfe und tiefe Gegensätze. Denn geht man auch aus von der Abstammung der Menschen von einem Paar, und ist man auch noch so sehr überzeugt von der Gleichheit aller Menschen vor Gott, so liegt doch die Differenzirung der Arten eine unendliche Zeit hinter uns. Wenn aber die Natur die Differenzirung einmal vollzogen hat, so will sie bekanntlich nicht, daß eine Rückbildung erfolgt. Sie rächt sich, indem sie die Vermischung verschiedner Arten damit bestraft, daß die höhere herabgedrückt wird durch die niedere. Wie aus der Vermischung von Pferd und Esel ein Geschöpf hervorgeht, das die Eigenschaften der niedern Art an sich trägt, so bei den Menschen."

Wer sich also heute als Deutscher eine Frau nimmt aus dem Stamm, dem die heilige Jungfrau, die Gottesgebärerin, angehörte, der weiß, dank dem Professor Treitschke, was er von seinen Kindern, die durch unausweichliche Naturbestimmung Geschöpfe niedrer Art sein müssen, zu erwarten hat.

Mit diesen pseudodarwinischen, prähistorischen oder sonstwie doktrinären Schrullen hat die Überzeugung national-konservativer Männer, daß dem vordringlichen Gebaren eines großen Teils der unter uns wohnenden und von unserm, dem deutschen Staate in der Erreichung ihrer Lebenszwecke geförderten Juden mit den geeigneten staatlichen und gesellschaftlichen Mitteln Einhalt geboten werden müsse, ganz und gar nichts zu thun. Die Eigenschaften, die dieser oder jener Ethnologe oder Geschichtsforscher glaubt der sogenannten semitischen Rasse, also Hebräern, Phönikern, Arabern usw. zuschreiben zu sollen, fallen für eine Erfassung der Judenfrage unter diesem Gesichtspunkte wenig ins Gewicht. Der politisch gerichtete Antisemitismus hat es nicht mit dem abstrakten Begriff einer Rasse zu thun, sondern mit der Thatsache eines in seiner historischen Stellung und dem daraus sich ergebenden Denken und Fühlen genau bekannten jüdischen Volkes. Dieses Volk tritt uns in zwei durch die Jahrtausende getrennten Perioden seines Daseins in anschaulichster Lebendigkeit vor Augen: zuerst in strengster nationaler Abgeschlossenheit und Ausschließlichkeit unter theokratischer Führung, sodann entwurzelt und unter die Völker zerstreut, in den Ländern mit hoch getriebner moderner Kultur immer mehr dem Atheismus und der Religionslosigkeit verfallend. „Volksgespenst," sagt Heinrich Heine, um das tragische Schicksal einer Nation zu bezeichnen, der die beiden Grundlagen jedes gesunden und selbständigen Volkslebens abhanden gekommen sind: fester Grundbesitz und gemeinsamer Gottesglaube. Es hat Zeiten gegeben — und das letzte Drittel unsers Jahrhunderts zählt dazu —, wo die überwiegend dem Handelsbetrieb zugewandte

Digitized by Google

wirtschaftliche Bethätigung der Juden auf die Lage der großen Masse der Bevölkerung, unter der sie wohnten, eine unheimliche Wirkung übte. Was Wunder, wenn dann der Masse das Volkgespenst als ein Volkvampyr erschien!

Der wirtschaftliche Antisemitismus

Dieser aus einer besondern Spannung der wirtschaftlichen Verhältnisse Nahrung und Triebkraft gewinnenden Richtung des Antisemitismus müssen wir zuerst unsre Aufmerksamkeit zuwenden. Zu allen Zeiten hat das odium figulinum, der Konkurrenzneid des Töpfers gegen den Töpfer, des Krämers gegen den Nachbar, der dieselben Waren feilbietet, im sozialen Leben eine Rolle gespielt. Je schwieriger sich die Konkurrenzverhältnisse gestalten, desto lebhafter wird der Neid aufgestachelt, und desto stärker erwacht das Bedürfnis, den Konkurrenten, insbesondre den glücklichen Konkurrenten, in der öffentlichen Meinung, d. h. bei der Kundschaft hinabzusetzen. Die ersten Anfänge, die elementaren Regungen des wirtschaftlichen Antisemitismus stammen aus dem Geschäftsneid. Es wurde die bei allen unter jüdischer Konkurrenz leidenden Kleinverkäufern zündende Losung ausgegeben: „Kauft bei keinem Juden!" Der wirtschaftliche Antisemitismus in seiner primären Form erschöpfte sich in diesem Versuch, die Juden, die man am liebsten ganz aus dem Lande hätte vertreiben mögen, durch einen von dem christlichen Deutschtum zu inszenirenden möglichst umfassenden Boykott wenigstens von der Konkurrenz mit den deutschen Kleingewerbetreibenden auszuschließen. Diese Bewegung war von vornherein mit einer offenbaren Unwahrheit behaftet, die feiner empfindende Naturen abstieß. Es war nur eine Summe unter sich nicht verbundner Privatinteressen, die hier Chorus machten, um durch lautes Geschrei ihre Reklame wirksamer zu machen, man erzeugte aber den Schein einer auf Prinzip beruhenden Gemeinsamkeit, also eines öffentlichen Interesses, dadurch daß man den rein egoistischen Bestrebungen ein gemeinsames Ziel gab — die Vertreibung der Juden vom deutschen Markte.

Mit dieser primitiven antisemitischen Bewegung wäre es rasch zu Ende gegangen, wenn sie sich nicht durch innere Triebkraft, die aus der Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse Nahrung sog, zu einer höhern, zugleich edlern Stufe erhoben hätte. Es muß als ein besondres Verdienst der Staatsbürgerzeitung anerkannt werden, daß dieses Blatt von Anfang an bestrebt war, das eigentliche Wesen dieser ökonomisch-sozialen Form des Antisemitismus ins Licht zu setzen.

„Berlin wird Weltstadt" — dieser Coupletrefrain summte tags über dem Bürger der Reichsmetropole um die Ohren, und des Abends am Stammtisch wiederholte ihn der Philister mit selbstgefälligem Behagen. Wir waren ins Zeichen des Großverkehrs eingetreten, nicht mit ruhigen, bedächtigen Schritten, sondern mit großen, weitausgreifenden Sprüngen. Es dauerte nicht allzulange,

Digitized by Google

so begann dem Handwerksmann, dem Schneider, dem Schuster, dem Klempner das Bewußtsein aufzudämmern, daß das weltstädtische Wesen doch auch Thatsachen in sich schließe, die durchaus nicht geeignet seien, zu seinem Behagen beizutragen. Die sich in den großen Verkehrsstraßen immer zahlreicher an einander reihenden Konfektionsgeschäfte, die glänzenden Läden mit modischen Schuhwaren und Lampen in jeder Größe und Form zogen ja immer mehr Kunden an, die sonst beim Handwerker auf Bestellung hatten arbeiten lassen. Der Handwerksmeister sah sich in Notwehr versetzt gegen die Fabrik und noch mehr gegen den Händler, der einerseits einer immer größern Ausdehnung des Fabrikbetriebs Vorschub leistete, andrerseits einen großen Teil der selbständigen Handwerker in ein schwer lastendes Abhängigkeitsverhältnis hinabdrückte. Wenn nun der nicht zu vermeidende wirtschaftliche Interessenkampf vielfach einen lärmend antisemitischen Charakter annahm, so lag die Ursache durchaus nicht allein in einer auf trübe Leidenschaften spekulirenden Agitation, sondern in weitem Umfang war die Hervorhebung und Kennzeichnung des Juden als des eigentlichen Feindes der Kleingewerbetreibenden durch die Thatsachen legitimirt. Mit dem Cynismus des aus der Fremde gekommnen siegreichen Freibeuters proklamirte der jüdische Händler den Grundsatz, daß im wirtschaftlichen Interessenkampf alle Vorteile gälten, daß demnach alle geschäftlichen Kniffe und Pfiffe, auch wenn sie für das sittliche Bewußtsein des deutschen Bürgertums die Merkmale betrügerischer Täuschung an sich trugen, durchaus als erlaubt anzusehen seien, wenn man es eben nur verstehe, durch die weiten Maschen des Strafgesetzes glatt hindurchzuschlüpfen. Mit der gesetzlichen Einführung unbeschränkter Erwerbsfreiheit war für den Juden die Stunde gekommen, wo er in vollster Ungebundenheit die Fähigkeiten zur Geltung bringen konnte, die er aus der harten mittelalterlichen Schule und Lehrzeit in die Gegenwart herübergebracht hatte. Shylok sah sich durch keinerlei staatliche Schranke mehr gehemmt; an eine sittliche Selbstbeschränkung zu denken, konnte ihm nicht beikommen, da er ja dem Gemeinwesen, aus dessen Wirtschaft er seine Nahrung zog, innerlich nicht verbunden war. Unbefangner als je antwortete er auf die Frage, ob er denn jeden aus dem Kapitalbesitz gezognen Gewinn für berechtigt halte, mit den zu Antonio gesprochnen Worten:

Weiß nicht; ich laß es eben schnell sich mehren.

In Berlin kam noch ein besondrer Umstand hinzu. Hier bildete die jüdische Einwohnergruppe ein natürliches Syndikat, das jeden einigermaßen befähigten jungen Hebräer durch Ausstattung mit Kapital und Förderung aller Art zum unbarmherzigen, rücksichtslosen Kampf ausrüstete für die Macht und das soziale Ansehen des Hauses Israel.

Es würde zu weit führen, im einzelnen nachweisen zu wollen, wie der energisch geführte Kampf der deutschen Arbeit gegen das jüdische Händlertum

Digitized by Google

— die Art von Leuten, die Jesus mit der Peitsche aus dem Tempel trieb — in den mittlern Schichten der Gesellschaft die Juden allmählich gezwungen hat, die Moral des deutschen Bürgertums im Geschäftsverkehr als die auf deutschem Boden zur Herrschaft berechtigte anzuerkennen und ihr Verhalten demgemäß einzurichten; wie sodann unter wirksamer Mithilfe der Staatsregierung für die stofflich produzirende Arbeit des Kleingewerbes Bedingungen geschaffen wurden, die deren Chancen im Kampf mit dem Handelskapital günstiger gestalteten und damit auch den ökonomisch-sozialen Antisemitismus in ein ruhigeres Fahrwasser leiteten.

Der Antisemitismus unmoralisch?

Die Judenschaft glaubt gegen den Antisemitismus einen besondern Trumpf ausspielen zu können, wenn sie, um an der Moralität der Judenbekämpfung Zweifel zu erregen, den Rektor Ahlwardt als den klassischen Typus eines Judengegners hinstellt und höhnisch fragt, ob es vielleicht nicht wahr sei, daß alle anständigen Menschen in der Verurteilung dieses Mannes übereinstimmen. Ahlwardt, der in der That in unserm öffentlichen Leben eine sehr merkwürdige Rolle gespielt hat, verdient daher eine nähere Beleuchtung. Für den Unbefangnen ist von vornherein klar, daß der Rektor, wenn er bei der Reichstagswahl wiederholt über die respektabelsten Gegner den Sieg davontrug, unmöglich dem Karikaturbild gleichen konnte, das seine Feinde von ihm entworfen haben. Wäre er aber wirklich ein Mensch, dem bedeutende sittliche Defekte nachgewiesen werden könnten, so wäre damit nicht im geringsten ein Maßstab gegeben für die sittliche Beurteilung des Antisemitismus. Der schlechteste Mensch kann mit seinem Zeugnis ins Gewicht fallen und eine Bedeutung im öffentlichen Leben erhalten, wenn er über Dinge berichtet, die infolge besondrer Umstände eben nur ihm bekannt geworden sind, oder die nur er auszusprechen den Mut hat. Ahlwardts Ansehn in der antisemitischen Bewegung ist zunächst begründet worden durch die mit Geschick agitatorisch verwertete Thatsache, daß die von ihm öffentlich verbrecherischer Handlungen bezichtigten Herren Bleichröder und Madai es vermieden, gerichtliche Aufklärung über diese Beschuldigungen herbeizuführen. Man muß jedes Verständnisses für die Psychologie des Volksgemüts bar sein, um nicht zu begreifen, daß damit im Urteil der Tausende die Glaubwürdigkeit des Anklägers festgestellt war. Zugleich mußten der Mut und die scheinbare Uneigennützigkeit, womit Ahlwardt gegen so mächtige und einflußreiche Personen aufgetreten war, in weiten Kreisen Sympathien erwerben und Bewunderung wecken. Von der Beschränktheit des Ahlwardtschen Kopfes und der Dürftigkeit seines Gedankenvorrats kann sich ein gebildeter Mann kaum eine ausreichende Vorstellung machen. Das Material zu den Anklagen gegen Bleichröder und Madai war dem Rektor natürlich in vollem Umfange von andern zugestellt worden. Nachdem er aber mit dem Vortrag von Geschichten dieser

Digitized by Google

Art so großen Anklang gefunden hatte, bosselte er in dem Genre weiter, bis er richtig die „Judenflinten" heraus hatte, die endlich zu der Gerichtsverhandlung führten, die von allen anständigen und vernünftig denkenden Anhängern der antisemitischen Richtung längst herbeigesehnt war. Mehr noch als die Straflosigkeit seiner ersten Verdächtigungen trug übrigens zu Ahlwardts Erfolg die Stimmung bei, die sich in den untern Schichten der hauptstädtischen Bevölkerung verbreitet hatte, als ihr der rasche Umbau Berlins zur Weltstadt und die Umwälzung in allen wirtschaftlichen Verhältnissen den sichern Boden und manchem auch das Dach über dem Kopfe wegzunehmen schien. Wirtschaftliche Kräfte waren entfesselt worden, die unter der Oberfläche der Dinge in einer für den Uneingeweihten unbegreiflichen, unheimlichen Weise ihr Spiel trieben, aber bald da, bald dort mit Verderben bringender Gewaltsamkeit hervorbrachen und in das Leben des Einzelnen eingriffen. Man muß es der Mehrzahl der antisemitischen Versammlungsredner zum Ruhme nachsagen, daß sie, bei aller Animosität gegen die Israeliten, sich doch redlich bemühten, ihren Zuhörern auch einen Begriff beizubringen von den wirtschaftlichen Entwicklungen, die eine für die jüdische Ausbeutungssucht so günstige Lage herbeigeführt hatten. Ahlwardt erließ sich die Mühe solcher Belehrung — aus gutem Grunde, aber mundus vult decipi, die Welt, sagt man, will betrogen sein. Genau betrachtet ist so viel wahr: die Menge wird immer da hinhorchen, wo zur Phantasie und zum Gemüt gesprochen wird, weit mehr als dahin, wo man dem Verstande die Zumutung macht, sich anzustrengen. Bei der Menge also, der das Denken beschwerlich fällt, stach Ahlwardt eine Zeit lang alle übrigen Redner aus mit seinem Märchen von der großen Judenverschwörung. Mit der Beharrlichkeit des Monomanen blieb er dabei, alles, was seine Zuhörer bedrücken, quälen, ängstigen mochte, auf das Treiben eines jüdischen Geheimbundes zurückzuführen, dessen Mittelpunkt, ihm zufolge, Bleichröder war, der wie eine Kreuzspinne in seinem Gewebe sitzend das gesamte Deutsche Reich mit dem Netz des Verderbens überzogen hatte. Die Geschichte weist zahlreiche Beispiele auf von solchen Märchenerzählungen, die auf den Gang der geschichtlichen Ereignisse eine Wirkung ausübten; aber wo die innere Wahrheit fehlte, ist diese Wirkung nie von langer Dauer gewesen.

Der Antisemitismus und das Großkapital

Eine Agitation kann immer nur dann propagandistische Wirkung üben und weitere Kreise der Bevölkerung dauernd erfassen, wenn sie für diese Bevölkerungskreise Befreiung ankündigt von einem als schwerlastend empfundnen Druck und zugleich, wenn auch nur ganz allgemein, die Mittel und Wege andeutet, die zu dieser Befreiung führen können. Als der wirtschaftliche Antisemitismus sich anschickte, den Kampf gegen die Großbazare und die Macht des Großkapitals aufzunehmen, zerbrachen ihm alle Waffen, die er bisher geführt

Digitized by Google

hatte, in den Händen. Warum das? Einmal, weil die gesellschaftliche Schicht, die sich durch die Bazare als unmittelbar geschädigt und bedroht ansehen mußte, nicht mehr vorzugsweise der Handwerkerstand war, sondern weit überwiegend aus Kaufleuten bestand. Diese aber wollen in ihrer großen Mehrheit — man kann sagen: durchgängig — von einer Einschränkung des Prinzips, worauf die Entwicklung der Bazare beruht, des Prinzips der freien Konkurrenz, ein für allemal nichts wissen. Sodann gehört es zum Wesen des Großkapitals — und gerade darin besteht seine verhängnisvolle Wirkung —, den Besitz immer mehr unpersönlich zu machen. Während im kleinern und mittlern Betriebe immer ein Unternehmer da ist, der über so und soviel Kapital in bestimmter Weise verfügt, wandelt sich in der Sphäre der großkapitalistischen Weltwirtschaft das Verhältnis gänzlich um; das Kapital gewinnt gewissermaßen selbständiges Leben, indem es, ohne Rücksicht auf den Eigner, dahin strebt, wo sich jeweilig die rentabelste Verwendung darzubieten scheint, gleichgiltig unter welchem Himmelsstrich und in welcher Art von Unternehmungen. Ohne Zweifel gehört es zu den wichtigsten Aufgaben des nationalen Staates, sich die Macht des Großkapitals nicht über den Kopf wachsen zu lassen. Aber kann es zur Erreichung dieses Ziels auch nur im geringsten beitragen, wenn etwa die jüdischen Namen der großen Bankfirmen zum Gegenstande des Volkshasses gemacht werden? Bei derartigen agitatorischen Hindeutungen handelt es sich offenbar in keiner Weise um die legitime Gegenwehr einer wirtschaftlichen Klasse gegen die Übermacht einer andern; was hier das laute Wort führt, ist die gemeine Neidhammelei des minder Begüterten gegen den Reichen. Der Antisemitismus sinkt hier hinab auf das niedrige Niveau einer demagogischen Verhetzung gegen die Aristokratie des Besitzes, und wenn irgend etwas, so ist diese Art von Judenhetze als „Vorfrucht" der Sozialdemokratie zu betrachten.

Es liegt auf der Hand, daß ein Hereinzerren der Judenfrage in die politischen Bestrebungen, die zu Gunsten der selbständigen bürgerlichen Arbeit den Übergriffen des Großkapitals entgegentreten, in zweckwidriger Weise das Ziel des Kampfes verdunkelt und verschiebt, also dem Gegner direkt in die Hände arbeitet.

Politisch-nationale Notwehr

Professor Schmoller giebt uns in einer kürzlich veröffentlichten Abhandlung über „Bismarcks sozialpolitische Stellung" ein hübsches Bild von dem Verhalten des Reichskanzlers zu der Generation hochgebildeter Männer, deren sehnliches Streben er erfüllt hat, indem er sie mit allen Mitteln der Macht bekämpfte. „Bei den Beratungen im Staatsrat — sagt Schmoller — war der Haupteindruck für mich der, wie gänzlich wirkungslos die schönsten, auf allgemeinen Theorien aufgebauten Reden von Gneist und andern an ihm ab-

Digitized by Google

prallten. Derartiges machte so wenig Eindruck auf ihn, als wenn die betreffenden chinesisch gesprochen hätten." Die Denkweise, die für Bismarck chinesisch war, hatte ihren Ursprung in der scharf logischen Erfassung der wichtigsten Aufgabe, die die fünfziger Jahre dem Bürgertum im preußischen Staate stellten, in der Leitung des Kampfes um die Freiheit, der geführt wurde in der Form eines juristischen Streites um die Auslegung von Verfassungsparagraphen. In diesem Streite mochte der spitzfindig angelegte Jude als willkommner Bundesgenosse gelten. Durch die großen Umgestaltungen der Bismarckischen Ära ist auch die ganze Denkweise des deutschen Volkes umgeschaffen worden. Wir alle, die wir in Bismarcks Schule herangewachsen sind, fragen ebenfalls sehr wenig nach allgemeinen Theorien, wir beachten aber aufs sorgfältigste das Spiel der sozialen Kräfte, die in den bedeutsamern Erscheinungen des öffentlichen Lebens zum Ausdruck kommen. So sehen wir uns denn die jüdische Gruppe preußischer Staatsbürger auch genauer an und fragen uns, ob die Kräfte, die in diesem sozialen Sonderbunde thätig sind, zur Erstarkung und zum Frommen unsers nationalen Gemeinwesens beitragen oder nicht. Die eigentliche Rassen- oder Religionsfrage bleibt hier ganz beiseite, wir haben es nur mit dem Judentum zu thun, wie es sich thatsächlich unter uns giebt und sein Treiben im sozialen und politischen Leben fühlbar macht.

Als das deutsche Bürgertum begann, sein gutes Recht gegen einen Absolutismus, der sich in vielfacher Hinsicht überlebt hatte, geltend zu machen und die konstitutionellen Forderungen aufzustellen, die heute alle erfüllt sind, da waren es die Juden Heine und Börne, die jedes Maßhalten, jede Pietät gegen überlieferte Anschauungen und Institutionen mit Hohn und Spott übergossen und die Bewegung alsbald in revolutionäre Bahnen drängten. In unsrer Zeit sind Marx und Lassalle — von den jüdischen Dii minorum gentium zu schweigen — die Urheber einer unsre Gesellschaft bis in die tiefsten Gründe aufwühlenden Bewegung geworden. Ist das Zufall? Kann es in solchen Dingen einen Zufall geben?

Die Juden haben die Stellung, die sie gegenwärtig im preußischen Staat und im Deutschen Reich einnehmen, zugestanden erhalten durch den abstrakt rationalistischen Liberalismus, der ohne alle Rücksicht auf natürliche und soziale Besonderheiten allen auf dem Gebiete des Staates gebornen die gleichen staatlichen Rechte im vollsten Umfang einräumen will. Viele unser geistiges und sittliches Leben beherrschende Positionen haben sie schon in Besitz genommen. In der Presse, auf der Schaubühne, im größten Teil der Vereine und Versammlungen der Reichshauptstadt giebt der Jude den Ton an und nicht der Deutsche. Das zähe Machtstreben, das diesem Volke eigen ist, treibt es immer weiter vorwärts. Auch die letzten Hindernisse, die sich dem Judentum bei seinem Emporklimmen zur obersten Macht entgegenstellen, sollen aus dem Wege geräumt werden. Die hebräische ecclesia militans, also vornehmlich die ganze

Digitized by Google

eng zusammengeschlossene Sippe der jüdischen Litteraten, Advokaten, Vereinspolitiker strebt darnach, ohne die eigne nationale Individualität aufzugeben, einen entscheidenden Einfluß auf die ganze Entwicklung des deutschen Volkes zu gewinnen. Um die Bahn frei zu machen, giebt es ein Mittel, das seit Voltaire von allen Revolutionären mit Erfolg angewandt wird, es heißt: Zersetzung, Auflösung, Zerbröcklung der Institutionen, worin das nationale Leben unsers Volkes zur Macht geworden ist; also Auflösung der christlich-deutschen Schule, um damit auch das Bestehen der Kirche zu untergraben; sodann Auflösung und Zersetzung des monarchischen Staatsbewußtseins, was gleichbedeutend ist mit Zerstörung des nationalen Machtbewußtseins. Der Staat ist ja nichts andres, als das Volk selber in der Einheit seiner Macht und in der Zusammenfassung seiner männlichen Tugenden.

Der Köder, den das moderne, d. h. das atheistische und von den Wurzeln eines geschichtlichen Daseins losgerissene Judentum auswirft, um für seine zerstörenden Absichten zu werben, ist die bei der Masse der Halbgebildeten in den Städten leicht Anklang findende Vorspiegelung, daß die in der „Erklärung der Menschenrechte" von der Revolution ausgerufne negative Freiheit, die Loslösung von jeder Ehrfurcht, von jeder Pietät, von jedem Band der Treue, von jeder sittlichen und religiösen Gebundenheit die wahre beglückende Freiheit des Staatsbürgers sei.

Die Freiheit des Deutschen, der von dem nationalen Geiste unsers Volkes erfüllt ist, steht als etwas Positives in schroffem Gegensatz zu diesem revolutionären Gedanken. Dieses positive Freiheitsgefühl hat seinen festen Halt in den von der Revolutionslehre geleugneten oder bekämpften Grundsätzen der Liebe und der Treue, durch die wir befähigt werden, in gemeinsamer Pflichterfüllung die Aufgaben zu lösen, die durch Gottes Weltordnung den großen sittlichen Gemeinwesen zugeteilt sind, dem Staat und der Kirche, deren Zweck über die engbegrenzten Lebenszwecke des Einzelnen hinaus liegt und in ein höheres Dasein der Menschheit hineinragt. Das Judentum fühlt sich als national geschlossener Bund, predigt aber, um über Zersplitterte die Herrschaft zu erlangen, überall und immer, in der bürgerlichen wie in der sozialistischen Demokratie, die französische revolutionäre Lebensanschauung und Staatslehre, die das im Verstande des Einzelnen zum Bewußtsein kommende Einzelinteresse zur Norm und Grundlage aller menschlichen Gesellschaftsverbindungen machen will.

Völkerverschmelzung

In der dämonischen Herrschsucht des jüdischen Stammes und in der bisherigen Schlaffheit der von den arischen Völkern geleisteten Gegenwehr liegt ganz allein der Grund, warum sich die doch verhältnismäßig wenig zahlreichen Juden in den Kulturländern des Kontinents nicht rascher assimiliren. Warum

Digitized by Google

sollten die nach der Herrschaft strebenden Juden ihre nationale Verbindung aufgeben, so lange ihnen die Hoffnung winkt, eben auf Grund dieses Zusammenhalts zum Ziel zu gelangen? Solange wir gutmütig genug sind, dem Juden thatsächlich eine privilegirte Stellung in der Gesellschaft dadurch einzuräumen, daß er auf dem Fuß gleichen Rechtes mit dem Deutschen zum Wettstreit zugelassen wird auch da, wo sich der Deutsche als vereinzelter Mann durchkämpfen muß, während der Jude sein „Syndikat" hinter sich hat, wird es den Israeliten nicht einfallen, sich unserm Volke anzuschließen, indem sie sich der geistig-sittlichen Eigenart derer, die im Lande Herren sein sollten, unterwerfen. Würden die Deutschen sich ermannen und vor dem Gebiet, auf dem sie sich mit Fug und Recht als Herren betrachten, als Herren betrachten müssen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollen, die Schlagbäume der christlichen Religion und des nationalen Staatsbewußtseins fest eingerammt aufrichten, so wären wir bald die Schande los und die Gefahr, die darin liegt, daß die Leitung unsers Gemeinlebens zu einem großen Teil in den Händen von Leuten liegt, denen der tiefere Inhalt dieses nationalen Lebens ganz oder wenigstens in seinem wichtigsten Teile fremd geblieben ist.

Hundert Jahre Landwirtschaft in Deutschland

(Fortsetzung)

Rudolf Meyer hat in seinem Buche „Hundert Jahre konservativer Politik und Litteratur" eine Anzahl Bruchstücke aus seltnen ältern Büchern und Schriften zusammengestellt, von denen mehrere über die landwirtschaftliche Krisis am Anfang unsers Jahrhunderts Licht verbreiten. Wir führen vorläufig nur zwei davon an. In Stargard ist 1798 ein anonymes Buch erschienen: Versuch über das Steigen der Preise von allen Grundstücken, besonders der Landgüter in Hinterpommern. Der Verfasser ist Optimist. Er glaubt nicht an die Warnungen derer, die diese Steigerung nur für vorübergehend halten und einen Krach prophezeien. Die gegenwärtige Preissteigerung sei ebenso natürlich und wohlbegründet, wie die Entwertung des Grund und Bodens nach dem dreißigjährigen Kriege. Damals seien die Länder entvölkert gewesen, es habe nicht bloß an Menschen, sondern auch an Vieh gefehlt, und die Gebäude seien teils zerstört, teils verfallen gewesen. Nach einiger Erholung habe der siebenjährige Krieg den Nordosten Deutschlands aufs neue verwüstet. Häufige Konkurse und Unordnung

Digitized by Google

im Hypothekenwesen hätten den Kredit der Grundbesitzer geschmälert; der Zinsfuß habe 5 bis 6 Prozent betragen. Die Lage des Gutsbesitzers sei so kläglich gewesen, daß ihn schon eine Kündigung, ein Brand über den Haufen werfen konnte. Gutsbesitzersöhne seien froh gewesen, wenn sie mit Geld abgefunden werden konnten und das väterliche Gut nicht zu übernehmen brauchten. Und der Ruf Hinterpommerns sei sogar noch schlechter gewesen als seine wirkliche Lage, sodaß kein Auswärtiger daran habe denken können, sich dort anzukaufen; wo habe da der Wert der Grundstücke herkommen sollen? Von Verbesserungen habe unter diesen Umständen nicht die Rede sein können. Dann aber habe der König in der Zeit von 1763 bis 1789 den Gutsbesitzern bedeutende Unterstützungen gezahlt; das landschaftliche Kreditsystem sei eingerichtet, das Hypotheken- und Konkurswesen geordnet worden, sodaß die Gläubiger sicher gestellt wurden; der Zwang zur Feuerversicherung, dem die bepfandbrieften Güter unterlagen, habe sowohl die Gutsbesitzer als die Hypothekeninhaber geschützt, und so sei der Gutsbesitzer in Stand gesetzt worden, Verbesserungen vorzunehmen. Die Sicherung der Hypothekenkapitalien habe den Zinsfuß auf $4^1/_6$ Prozent ermäßigt, und dieser Vorteil bedeute für sich allein schon eine Steigerung des Gutswerts. Denn es wird allgemein angenommen, daß die Verzinsung eines vom Käufer in Grundbesitz angelegten Kapitals dem Zins für die Hypothekenkapitalien gleich sei. Wirft daher ein Gut 1200 Thaler Reinertrag ab, so beträgt sein Kaufpreis beim fünfprozentigen Zinsfuß $20 \times 1200 = 24000$, beim vierprozentigen $25 \times 1200 = 30000$ Thaler. Wenn nun ein Landgut beim sechsprozentigen 20000 Thaler galt, so müsse es, meint der Verfasser, jetzt, bei $4^1/_6$ Prozent, 29160 Thaler*) gelten, wenn auch mit dem Gute selbst gar keine Veränderung vorgegangen wäre. In Wirklichkeit seien aber mit den meisten Gütern sehr erfreuliche Veränderungen vorgegangen. Tabak, „Erdtoffeln," Flachs würden in größerm Umfange als früher gebaut und mit Gewinn abgesetzt, die Bienenzucht und der Obstbau würden mit Eifer betrieben. Es seien unter anderm verkauft worden: im Jahre 1790 aus Stettin für 62000, in Schlawe für 70000, in Stargard für 80000 Thaler Leinwand; seewärts ausgeführt worden seien im Jahre 1793 für 30000 Thaler Honig, im Jahre 1794 8153 Tonnen Obst und 9938 Zentner Tabak; lauter Produkte, die früher für die Landwirtschaft gar nicht in Betracht gekommen seien. Von den Haupterzeugnissen aber habe sich der Ertrag bedeutend vermehrt. Vor zehn Jahren sei ein Gut zu 507 Thalern verpachtet gewesen und um 10500 Thaler verkauft worden. Damals habe der Einschnitt 900 Stiegen Wintergetreide und 90 Fuder Heu ergeben; im Jahre 1797 aber habe man 2700 Stiegen Wintergetreide und 250 Fuder Heu geerntet; da sei es doch ungefähr dreimal soviel wert, und man dürfe sich daher nicht wundern, daß

*) Ich bekomme nur 28800 heraus.

Digitized by Google

bei der letzten Verpachtung 1900 Thaler erzielt worden seien. Die Erhöhung des Pachtzinses über die Ertragsteigerung hinaus rechtfertige sich dadurch, daß früher der Verpächter schlechte Gebäude bekommen habe und das lebende und tote Inventar habe mitbringen müssen, während er jetzt gute, mit vollständigem Inventar ausgestattete Gebäude vorfinde. Außer den erwähnten seien noch zwei andre Hindernisse der Verbesserung weggefallen. Früher hätten die wenigsten Gutsbesitzer ihre Güter selbst bewirtschaftet; sie hätten sie meistens auf drei Jahre verpachtet gehabt, und bei so kurzfristigen Pachten hätten keine Verbesserungen vorgenommen werden können; jetzt würden sie entweder vom Besitzer bewirtschaftet oder auf mindestens sechs, zum Teil auf neun bis fünfzehn Jahre verpachtet. Und früher seien die Rittergüter als Lehngüter gebunden gewesen; jetzt sei die Hälfte davon in Allodialgüter verwandelt; der Eigentümer könne damit frei schalten; habe er Kinder, so sei er sicher, daß diesen die vorgenommnen Verbesserungen zu gute kämen; daß aber die Güter jetzt im freien Handel von einem an den andern übergehen dürften, sei deswegen ein Vorteil, weil die neuen Besitzer oft neue Ideen mitbrächten und anwendeten. Schließlich trügen natürlich auch die jetzigen guten Preise für Getreide, Vieh, Butter, Wolle und Leder zur Steigerung des Güterpreises bei, doch nicht in dem Grade, wie die vorher angeführten Ursachen. Nach alledem sei diese Preissteigerung weder als vorübergehend noch als ein Unglück anzusehen. Die gute Lage der Landwirtschaft werde schon durch die Verminderung der früher so häufigen Konkurse und der landschaftlichen Sequestrationen bewiesen; im Jahre 1787 wären 25 pommersche Rittergüter, 1795 nur noch 5 in Sequestration gewesen.

Nachdem die Katastrophe eingetreten war, überwog natürlich die pessimistische Auffassung. L. Avenarius schrieb 1827 „über den Verkauf zahlreicher adlicher Güter in der Provinz Preußen“ unter anderm folgendes. „Der blühende Getreidehandel in den Ostseehäfen vom Jahre 1790 an bis 1806, der gleichzeitig starke Absatz von Branntwein und Fleisch, vornehmlich nach England, Holland und Schweden, mußte der Landwirtschaft jener Küstenländer einen überaus mächtigen Impuls geben. Die damaligen ziemlich anhaltend guten Getreidepreise mußten den Preis der Güter außerordentlich steigern und ihren Besitz sehr einladend machen, um so mehr, als die Erzielung des Getreides wegen der zu den Gütern gehörigen großen Scharwerke oder Frondienste verhältnismäßig sehr geringe Kulturkosten erforderte.“ Dazu sei die Erleichterung des Güterkaufs durch die Landschaften gekommen; die glückliche Konjunktur, an deren Bestand jedermann glaubte, habe Landgüter als einen sehr begehrenswerten Besitz erscheinen lassen, die Konkurrenz darum habe auch bei den Abschätzungsbehörden eine übertriebne Meinung von ihrem Wert erzeugt, die sich in den Taxen ausgedrückt habe, und diese wiederum hätten zum Schuldenmachen eingeladen; außer dem landschaftlichen sei auch der unter solchen Umständen natürlich hohe Personalkredit gehörig ausgenutzt worden. Von vielen

Digitized by Google

seien die guten Einkünfte zur Errichtung nicht bloß guter, sondern auch übertrieben luxuriöser Gebäude verwandt worden. Ob unter diesen überaus günstigen Umständen, so schließt Avenarius die Schilderung dieser Periode, „viele von diesen Gutsbesitzern große Veranlassung haben mochten, sich mit Eifer dem Betriebe der Landwirtschaft zu widmen, in einer zweckmäßigen und richtigen Verwaltung ihrer Besitzungen ihre Ehre und ihr Vergnügen zu finden, ob sie nicht lieber hauptsächlich für Genüsse lebten und sich einem, in ihrer damaligen, scheinbar sehr vorteilhaften Lage verzeihlichen, ihre wahren Vermögensumstände aber übersteigenden Aufwande hingaben, das wollen wir nicht untersuchen. Unter diesen glücklichen Verhältnissen lebten die Gutsbesitzer Preußens bis zum Jahre 1807 froh und vergnügt, und ihre Gastfreiheit sowie ihre angenehme Lebensweise war allgemein bekannt." Da habe in diesem Unglücksjahre die „im Herbst 1806 bei Jena angezündete Kriegsflamme" auch die Provinz Preußen erreicht und ihren Wohlstand vernichtet.

Ein neuerer Fachmann, der aber die Quellen studirt hat, A. Ucke, scheint ähnlich wie Boyen zu glauben, daß die Pfandbriefinstitute mehr geschadet als genutzt hätten. In seiner Schrift über die Agrarkrisis heißt es: „In vielen Gegenden war vor hundert Jahren die Gelegenheit, Geld auf Güter zu leihen, gering, und auch die zum Verkauf angebotnen Güter waren an Zahl nicht groß. Der allgemein vermehrte Wohlstand zeitigte keine Neigung zum Schuldenmachen, und der Verkauf von Gütern war beschränkt erstens dadurch, daß die Güter Lehen waren, wie in vielen Teilen Sachsens, und daß der Ankauf von Gütern nur Personen adlichen Standes erlaubt war, wie in Preußen. Doch der in Mecklenburg, Holstein und andern Küstenländern Deutschlands blühende Güterhandel griff auch bald in Preußen um sich." Der Besitzer von Fonds habe auch vor Errichtung der Landschaften leicht Geld auf Kredit bekommen, nur der Zahlungsunfähige nicht. Da nun aber durch die Errichtung der Landschaften der kapitallose Gutsbesitzer in den Stand gesetzt worden sei, die Hälfte seines Grundbesitzes in Geldkapital zu verwandeln, so habe er dieses dazu benutzt, neuen Grundbesitz zu kaufen, diesen wieder verpfandbrieft, mit den Pfandbriefen weitere Grundstücke gekauft u. s. f. Die so entstandne Konkurrenz habe die Güterpreise enorm gesteigert und es dahin gebracht, „daß die meisten Gutsbesitzer nicht Ökonomie, sondern Güterhandel als die Hauptquelle ihres Erwerbs ansahen." Das viele Geld habe zu einem luxuriösen Leben verleitet, und dadurch seien viele Gutsbesitzer schon vor 1806 in eine so mißliche Lage geraten, daß sich voraussehen ließ, sie würden eine ungünstige Konjunktur nicht überstehen können.

Die Katastrophe brach aber nicht etwa sofort nach Jena herein. Noch im Jahre 1810 wurde sie, und zwar ohne Rücksicht auf den preußischen Krieg und für ganz Deutschland, von den Vorsichtigen immer noch erst prophezeit. Zu ihnen gehört der ungenannte Verfasser des in mehreren Beziehungen merk-

Digitized by Google

würdigen Buches: Der Güterhandel und seine traurigen Folgen. Der Mann ist, wie man aus einigen Stellen schließen muß, ein sächsischer Landwirt, in seinem Fach zwar nur Empiriker, aber von guter allgemeiner, namentlich volkswirtschaftlicher Bildung, und zwar erscheint er als ultrakonservativer Pessimist malthusischer Richtung. Was von den Fortschritten der Landwirtschaft, von der Erschließung überseeischer Länder, von den unermeßlichen Schätzen, die im Boden schlummern und durch rationellen Anbau gehoben werden könnten, was davon verkündigt wird, das hält er alles für Fieberträume oder Schwindel. Stark bevölkerte und auf den Erwerb in einer mit Maschinen betriebnen Industrie angewiesene Länder seien elend. Schlechter Boden könne nicht verbessert werden, oder wenn er verbessert werde, so verzehrten die Kosten den Mehrertrag. Sich erinnernd, daß in der Nähe großer Städte in der That Sand in gute Gartenerde verwandelt wird, meint er, das geschehe doch nur sehr allmählich im Laufe langer Zeiträume durch die Ansammlung von Menschen und Vieh, nicht gewaltsam und künstlich durch die Mittel, mit denen es die rationellen Landwirte erzwingen wollten. Damit hat er wohl im allgemeinen recht, er unterschätzt aber die Häufigkeit und Wichtigkeit dieser Art von Bodenverbesserung und die Macht des Menschen, sie künstlich zu beschleunigen. Auch denkt er nur immer an die Verbesserung durch natürlichen Dünger, da seine Zeit von dem Werte der anorganischen Bodenbestandteile noch keine Kenntnis hatte — wenigstens keine theoretische; durch Erfahrung war man in England schon früh aufs Mergeln verfallen — und wußte nicht, daß die Pflanze ihre organischen Bestandteile zum größten Teile aus der Luft beziehen kann. Daß der Ertrag nicht allein durch Urbarmachung von Neuland, sondern auch durch bessere Kultur vermehrt worden sei, glaubt er nicht; er sucht die Unmöglichkeit in einer langen Abhandlung zu beweisen, die übrigens der darin vorkommenden landwirtschafts- und forsttechnischen Einzelheiten wegen sehr interessant ist: wäre wirklich, meint er dann, der Ertrag vermehrt worden, so müßte man doch überall neue Scheuern zur Bergung des Mehrertrags entstehen sehen. Zeitgenossen hätten ihn durch Thatsachen belehren können, wie die oben aus der Schrift des pommerschen Anonymus angeführte. Wir fügen noch eine aus Langethal bei, die freilich erst einige Jahrzehnte später — die genaue Zeitangabe fehlt — festgestellt worden ist. Die Flur Else im Koburgischen lieferte 1784 nur 135 Fuder Heu und 20 Fuder Klee, jetzt (wahrscheinlich um 1850) liefert sie 450 Fuder Heu, 600 Fuder Klee und 360 Fuder Rüben. Vor 1784 ernährte sie 170 Rinder und 146 Schafe, jetzt 372 Rinder und 213 Schafe; 1784 erntete man 1813 Simri Getreide, jetzt erntet man 5175 Simri und 5270 Sack Kartoffeln. Der Sachse will es nicht glauben, daß rationelle Landwirte das sechste Korn ernteten, er ernte immer noch das vierte; mir teilt ein Rittergutsbesitzer mit, daß er 1866 das achte, 1898 das zehnte Korn geerntet habe. Daß aber diese Steigerung des Reinertrags nicht etwa durch

Digitized by Google

die Mehrkosten aufgewogen wird, beweist die Steigerung der Pachtzinsen, die in unserm Jahrhundert bis in die letzten Jahrzehnte hinein gedauert hat, und die ohne Steigerung des Reinertrags nicht möglich gewesen wäre. Daß der Rohertrag nur sehr allmählich gesteigert werden kann, wenn der Reinertrag nicht durch die Kosten verloren gehen soll, und daß die Steigerung ihre — allerdings theoretisch nicht zu ermittelnde — Grenze hat, versteht sich von selbst, und da bei günstiger Konjunktur von den Sanguinikern beides übersehen zu werden pflegt, so kann es ihnen nicht schaden, wenn Pessimisten ihren hochgespannten Erwartungen einen Dämpfer aufsetzen. Es scheinen damals Anschläge vorgekommen zu sein, die an die Rechnung von Lafontaines Luftschlösser bauendem Milchmädchen erinnern. So wurden die 60 Gänse eines Gutes auf 9000 Thaler geschätzt. Man rechnete nämlich: jede Gans kann jeden Sommer 12 Gänslein ausbrüten, jede junge Gans kann um 12 Groschen verkauft werden. Jede Gans bringt demnach jährlich 6 Thaler, stellt also beim vierprozentigen Zinsfuß ein Kapital von 150 Thalern dar; folglich sind die 60 Gänse 9000 Thaler wert; der ganze Hühnerhof wurde nach dieser famosen Methode auf 20000 Thaler geschätzt. Da haben wir zugleich ein ergötzliches Beispiel davon, was unkritische Köpfe für Unheil anrichten, wenn sie die Praxis nach allgemeinen Sätzen regeln, die, wie der Satz von der Ermittlung des Kapitalwerts durch Multiplikation des Ertrags nach dem Zinsfuß, an sich ganz richtig sein können, die sie aber nur mechanisch und daher falsch anzuwenden vermögen.

Der Verfasser begeht jedoch selbst diesen Fehler, indem er meint, wenn der Kulturfortschritt den Bodenertrag vermehrt hätte, so müßten die Getreidepreise nicht gestiegen, sondern gefallen sein. Daß Ertragvermehrung den Preis erniedrigt, soweit ihr nicht der Bevölkerungszuwachs das Gleichgewicht hält, ist an sich richtig; er vergißt aber, daß die Verwüstungen, die damals der Krieg anrichtete, der Steigerung des Ertrags entgegenwirkten, und daß durch den bessern Anbau Mißernten nicht gänzlich ausgeschlossen werden. Einen andern Grund der Preissteigerung giebt er selbst an: die Geldvermehrung. Sein allgemeiner Satz ist sehr beherzigenswert; er hält ihn der Behauptung entgegen, daß hohe Getreidepreise die Bodenkultur förderten. Auch das ist richtig, und solche periodisch eintretende Förderung mag für die Allgemeinheit sehr nützlich sein, aber die Landwirte sollten nicht übersehen, daß jede Steigerung der Preise ihrer Produkte, wenn sie die Bodenkultur fördert, sehr bald sich selbst aufhebt; denn in dem Grade, wie die Produktenmenge steigt, sinkt natürlich der Preis. Vollkommen richtig ist ferner die Bemerkung des Anonymus, daß eine Preissteigerung dem Produzenten einer gewissen Klasse nur nütze, wenn sie auf seine Ware beschränkt bleibe, weil eine gleichmäßige Steigerung aller Preise den Vorteil, den der Verkäufer hat, durch den Nachteil aufwiege, den er als Käufer erleidet. Nun sei aber ein einseitiges Steigen der Preise für

Digitized by Google

landwirtschaftliche Erzeugnisse auf die Dauer nicht zu ertragen, da hierdurch die übrigen Stände in Not gerieten; deshalb habe ein dauernd hoher Lebensmittelpreis die Verteuerung der Gewerbeerzeugnisse und die Erhöhung der Beamtengehälter zur Voraussetzung, dadurch aber würden dem Staate allerlei Unbequemlichkeiten bereitet. Dieser dürfe — es ist ein Landwirt, der das sagt — die einseitige Erhöhung der Getreidepreise um so weniger dulden, als dadurch den gewerblichen Arbeitern und den Beamten der Lebensunterhalt gekürzt oder gar geraubt werde, während es sich für die Gutsbesitzer nur um das höhere oder mindre Maß des Komforts und des Luxus handle. Das Endergebnis seiner Untersuchungen ist: die Steigerung der Getreidepreise und das Herabgehen des Zinsfußes würden zusammen, da man die Notstandspreise einzelner Jahre der Berechnung nicht zu Grunde legen darf, höchstens eine Erhöhung des Güterpreises auf das Doppelte rechtfertigen. Auch das ist noch zu hoch gegriffen, da die hohen Getreidepreise zum Teil auf der Vermehrung der Umlaufsmittel und auf andern vorübergehenden Ursachen beruhen. Die Erhöhung der Güterpreise auf das vier- bis sechsfache ist daher ungerechtfertigt und vom Übel. Sie wird bewirkt einerseits durch den Schwindel der Spekulanten, die beim Güterschacher gute Geschäfte machen, andrerseits durch die Meinung der Beschwindelten, es gebe keine sichrere Kapitalanlage, als die in Grundbesitz. Gerade für sie wird sich diese Meinung als Täuschung erweisen, da sie beim Zusammenbruch ihr ganzes Vermögen verlieren werden. Den Überschuldeten ist nicht zu helfen; der Staat muß sie preisgeben; nur durch die Wiederkehr angemessener Güterpreise kann die Landwirtschaft gesunden; der jetzige häufige Besitzwechsel, der durch die zu befürchtenden Konkurse noch vermehrt werden wird, setzt die Landgüter der Gefahr der Devastirung aus.

War die Lage der deutschen Grundbesitzer in der Zeit von 1806 bis 1813 wegen der hohen Kaufpreise, zu denen sie die Güter übernommen hatten, gefährlich, so trat bei den preußischen noch die Schädigung und Krediterschütterung durch den Krieg und die Umwälzung durch die Bauernbefreiung hinzu, die, mochte sie auch noch so großen Segen in ihrem Schoße tragen, vorläufig doch die Besitzverhältnisse und die Höhe des Einkommens unsicher machte. In diesem Zustande ward man in den großen Befreiungskrieg fortgerissen, der neue Opfer forderte und die Katastrophe näher zu rücken schien. Da gab 1814 E. von Bülow auf Kummerow, ein sehr rühriger und einflußreicher Agrarpolitiker, dessen Taxmethoden 33 Jahre später Rodbertus einer sehr gründlichen Kritik unterzogen hat, seine Schrift über die Mittel zur Erhaltung der Grundbesitzer heraus, die er dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg widmete. Er bezeichnet darin die Niederlage von Jena als ein Glück, weil bei dem frühern bequemen Leben die Kräfte des Bodens unentwickelt und die durch Zunft- und andern Zwang gefesselten Menschenkräfte unangewandt geblieben seien. Habe die Welt schon über die Kriegsleistungen des geschwächten und verkleinerten Preußens, eines

Digitized by Google

durch Boden und Klima wenig begünstigten Landes, gestaunt, so werde sie bald noch mehr staunen darüber, wie rasch es sich von seinen Leiden erholen und zu wirtschaftlicher Blüte gelangen werde. Dazu sei nun aber außer den schon durchgeführten Reformen zunächst notwendig, daß die Gutsbesitzer von ihrer Schuldenlast befreit würden, daß der große Grundbesitz erhalten, der kleine vermehrt werde. Zur Entschädigung der Gutsbesitzer für die von ihnen geleisteten Lieferungen an die Armee sei der Staat verpflichtet. Bülow schlägt nun folgende Art der Entschädigung vor. Alle Schulden sollen in Pfandbriefschulden verwandelt werden; die Pfandbriefe können bei einer Kasse versilbert werden, deren Fonds teils aus Zinsenabzügen zu speisen ist, die sich die Gläubiger eine Reihe von Jahren hindurch gefallen lassen sollen, teils aus der Kriegsentschädigung, die der Staat zu zahlen habe. Die Entschädigungssumme soll fünfzig Millionen Thaler betragen. Da aber die Staatskassen erschöpft sind, sollen den Provinzen Domänen und Forsten im Werte von fünfzig Millionen überwiesen werden, die sie verkaufen können; auf dem verkauften Domänenlande würden neue Bauerngüter gegründet werden können. Ein Teil des Fonds sei zur Amortisirung dieser neuen Pfandbriefschulden zu verwenden. Dieses Verfahren werde für die Kapitalisten ebenso vorteilhaft sein wie für den Staat, denn beim gegenwärtigen Zustande befänden sie sich in nicht minder übler Lage wie die Grundbesitzer, da sie weder Zinsen bekämen noch ihre Kapitalien aus dem gefährdeten Grundbesitz herauszuziehen vermöchten. Übrigens sei ein großer Teil der Schulden nur eine Scheinschuld, indem Pommern z. B. keineswegs auswärtigen Kapitalisten verschuldet sei, sondern vielfach nur A dem B, B dem C, C dem A, sodaß die Schuld bloß durch Einrichtung einer Liquidationsanstalt, ohne Hilfe fremder Kapitalien, getilgt werden könne. Durch die vorgeschlagnen Einrichtungen werde man über den toten Punkt hinwegkommen, der die Entwicklung der Kräfte des Landes zur Zeit noch aufhalte, und neben den fröhlich gedeihenden alten Gütern zahlreiche neue Bauerngüter schaffen; die Bauerngüter seien in dieses Kreditsystem mit einzufügen. Auch für eine zweckmäßige Ausführung der eingeleiteten Ablösung werden Vorschläge gemacht.

Interessant ist, wie deutlich Bülow schon die später von Rodbertus vollends enthüllte Wahrheit erkennt, daß das, was man gewöhnlich Kapital nennt, der Kapitalbesitz, nicht ein Ding ist, sondern ein Gefüge von Rechtsverhältnissen und Staatseinrichtungen, das, je nachdem es geschickt oder ungeschickt gehandhabt wird, die Arbeitskraft des Volkes entweder fesselt oder entbindet, die Schaffung von Gütern entweder hemmt oder fördert. Was aber seine Forderungen und Vorschläge anlangt, so mögen des Staatsrechts Kundigere entscheiden, wie weit die ersten berechtigt und die zweiten zulässig waren. Theodor von Schön und der Graf Alexander zu Dohna-Schlobitten haben in ihrem Briefwechsel („Aus den Papieren des Ministers Theodor von Schön," Band VI, S. 307 und 316)

Digitized by Google

ein vernichtendes Urteil darüber gefällt. Bülows Schrift, schreibt Dohna unter anderm, finde den höchsten Beifall „bei der unendlich zahlreichen und über alles mächtigen Klasse von Bankrotteurs und Glücksuchern; erstere wollen urplötzlich alle ihre Schulden quitt und los sein; letztere hoffen bei Ausführung des Bülowschen Gewebes, wie solches auch nicht fehlen kann, sich artig zu bereichern." Die gerechten Entschädigungsansprüche der Gutsbesitzer sind, soweit es die Mittel des Staates erlaubten, im Laufe der Zeit auf andre Weise befriedigt worden, und Staatsmänner wie der um Handel und Gewerbe hochverdiente Staatsrat Kunth klagten sogar, daß ihnen viele Millionen als Geschenk zugeflossen seien (Brief Kunths vom 22. August 1826 an den Freiherrn vom Stein in der Biographie Kunths von Friedrich und Paul Goldschmidt). Über die Zinsenindulte, die den Gutsbesitzern vom Jahre 1806 an wiederholt gewährt wurden, haben Kunth und Theodor von Schön noch schärfer geurteilt als Boyen. Der Vorschlag Bülows muß schon darum ungerecht genannt werden, weil darin kein Unterschied gemacht wird zwischen den aus der Kriegslast entsprungnen und den vor dem Kriege leichtsinnigerweise gemachten Schulden. Besonders ist es als ein Glück anzusehen, daß sich die Regierung nicht dazu hat verlocken oder drängen lassen, die Domänen zu verschleudern, die auch heute noch ein außerordentlich wertvoller Staatsbesitz sind. Vielleicht darum nicht, weil, wie Ucke nachweist, die Zahl der Überschuldeten gar nicht so groß war, wie die Klagen der Moralprediger einerseits und das Geschrei der Notleidenden andrerseits glauben machten.

Der 1810 und 1814 vorausgesagte Zusammenbruch trat, wie erwähnt, noch nicht ein; vorläufig waren die Armen übler dran als die Rittergutsbesitzer, denn das durch den Krieg verwüstete Land wurde von Teurung heimgesucht; über eine Million Soldaten hatte es zu ernähren gehabt, die Hände zur Bebauung des Ackers hatten gefehlt, Freund und Feind hatten viele Vorräte zerstört, und so herrschte denn von 1813 bis 1815 schrecklicher Mangel. Das erste Friedensjahr brachte eine Mißernte, und die Not stieg noch höher als im Teurungsjahre 1805. Ostpreußen hatte nach Ucke im Jahre 1807 22 Prozent der Pferde und 27 Prozent des Rindviehs, 1813 40 Prozent der Pferde und 30 Prozent der Rinder verloren. Zu einer dem Mangel angemessenen Höhe, schreibt Knobloch, sei der Getreidepreis deswegen nicht gestiegen, weil, in Ostpreußen wenigstens, die Leute so verarmt gewesen seien, daß sie überhaupt kein Brot hätten kaufen können; sie hätten sich von Wurzeln, Kräutern, Beeren und Pilzen ernährt, monatelang kein Fleisch und kein Brot, höchstens ein wenig Milch genossen. Sie hätten ganz elend ausgesehen, und ihre Haut sei mit schwarzen Flecken bedeckt gewesen. Mit Jubel, schreibt Langethal, begrüßte die Bevölkerung die ersten Erntewagen des Jahres 1817, die einen reichen Erntesegen einleiteten und eine bessere Zeit ankündigten. In der That gingen mit diesem Jahre der arbeitenden Bevölkerung glückliche Zeiten auf. Meine Mutter

Digitized by Google

hat mir oft erzählt, daß ihr Vater, der ein armer Mann war, seinen fünf leiblichen Kindern und den beiden angenommnen Waislein zu sagen gepflegt habe: Eßt, Kinder, eßt, das Brot ist wohlfeil!

Aber den größern Gutsbesitzern wurde diese Wohlfeilheit, die bis in die dreißiger Jahre fortdauerte, verhängnisvoll. Der Doppelzentner Roggen hatte trotz der guten Ernte von 1817 in der Zeit von 1816 bis 1820 im Durchschnitt noch 15,18 Mark gekostet, der Durchschnittspreis für 1821 bis 1830 war 12,68, der für 1831 bis 1840 nur noch 10 Mark. Diese Zahlen giebt das Handwörterbuch der Staatswissenschaften an; Einzelberichte enthalten weit niedrigere Zahlen. In den zwanziger Jahren, schreibt Elsner, galt der preußische Scheffel Weizen (85 bis 86 Pfund) 20 Silbergroschen (der Doppelzentner also 4,70 Mark), der Scheffel Roggen 15 Silbergroschen (der Doppelzentner also 3,53 Mark), Gerste 12, Hafer 9 Silbergroschen. „Wer nun auf seinem Gute 20000 Thaler mit 5 Prozent zu verzinsen hatte, der bedurfte dazu 1500 Scheffel Weizen oder 2000 Scheffel Roggen oder 2400 Scheffel Gerste. War dann der Kaufpreis eines solchen Gutes 40000 Thaler, so war an Verzinsung dieses Kapitals nicht zu denken; es mußten schon sehr gute Ernten gemacht werden, um nur die 20000 Thaler Hypotheken zu verzinsen.“ Die guten Ernten würden für sich allein den Preis noch nicht so tief gedrückt haben, wenn nicht die Ausfuhr aufgehört hätte. Die nach England wurde zuerst durch die Kontinentalsperre abgeschnitten und dann durch hohe Kornzölle erschwert und durch die Ausdehnung des Weizenbaues in England, wozu die hohen Preise verlockten, auf einige Zeit sogar überflüssig gemacht; die nach Frankreich hörte auf, da Frankreich in ruhigen Zeiten das für seine Bevölkerung notwendige Brotkorn selbst zu erzeugen vermag; auch die spanische und die schwedische Kundschaft fiel aus. Reiche Ernten — die von 1823 wird überschwenglich genannt — bescherten Überfluß, die Exporthäuser wurden bei vollen Speichern bankrott, der Landmann jammerte, die Getreidespekulation habe aufgehört, und mit Hunderten von Scheffeln Korn auf dem Boden wisse er nicht, woher er dreißig Thaler für dringende Ausgaben nehmen solle. (Ucke, S. 33.) So kam es denn zu vielen Subhastationen, und mancher verkaufte — zum Glück für seine Nachfolger — voreilig aus freier Hand, der, wenn er ausgehalten hätte, den Segen der auf die schlechte folgenden guten Zeit selbst hätte einheimsen können. Avenarius schreibt 1827, viele Gläubiger hätten in der Hoffnung auf bessere Zeiten ihren Schuldnern jahrelang Frist gegeben, aber das sei eben doch nur ein Aufschub gewesen und habe den schließlichen Zusammenbruch nicht aufhalten können. „Zwar hat auch hier die Gnade des Königs geholfen, soweit dies nur möglich war, denn mehrere haben ansehnliche Summen zur Unterstützung und Aushilfe erhalten; manche Familie ist dadurch gerettet worden, aber allen konnte nicht geholfen werden; viele mußten dem Drange einer schweren, unglücklichen Zeit unterliegen und ihre Güter verlassen.“ Nach Ucke

Digitized by Google

wurden in Ostpreußen in der Zeit von 1823 bis 1828 nicht weniger als 28 Rittergüter subhastirt, 98 Güter wurden in den Jahren 1826 bis 1829 mit einem durch die Staatskasse gedeckten Ausfall der Landschaft von 698000 Thalern verkauft; in Pommern waren 1825 112 Güter unter Sequestration. Ucke bemerkt noch, daß der unmäßig hinaufgeschraubte Preis der Landgüter bei ungünstiger Konjunktur habe fallen müssen, sei ja selbstverständlich gewesen; auch im Königreich Sachsen sei an die Regierung wiederholt über das Fallen der Güterpreise berichtet, jedoch hinzugefügt worden, daß das nur die großen Güter treffe, die kleinen behielten ihren Wert; denn weil ihre Besitzer meistens nicht mehr Getreide bauten, als sie für ihren Haushalt brauchten, so hänge ihr Wert nicht vom Getreidepreise ab. Schlimmer dagegen stand es um die Bauern in Litauen; dort sollen nach Ucke — die Angabe klingt kaum glaublich — von den 1500 bis 1600 Bauerngütern bis zum Jahre 1822 1000 wegen Steuerrückständen subhastirt, um ein Lumpengeld losgeschlagen und die alten Besitzer als Bettler ins Elend gestoßen worden sein; dann erst habe die Regierung Steuernachlässe bewilligt.

(Schluß folgt)

Nordische Novellen

Die heutigen Norweger sehen auf die Schweden, mit denen sie erst seit 1814 staatlich verbunden sind, herab; sie fühlen sich den Dänen, mit denen sie dieselbe Sprache reden, politisch und in ihrer ganzen geistigen Kultur näher, ihre Litteraturen haben viel verwandtes. Auf dem Gebiete, das außer Ibsens und Björnsons Dramen für den Weltmarkt allein in Betracht kommt, in der Erzählung oder in der Novelle gehen bei beiden Völkern zwei Richtungen neben einander her, eine einheimische, die an das heimatliche Volkstum anknüpft, und eine moderne, aus Frankreich hereingebrachte. In Kopenhagen sowohl wie in Christiania liebt man Paris, und beiderwärts giebt es eine bis auf die Sprache ganz französirte Journalistik. In Norwegen gewinnt diese Richtung immer mehr die Oberhand; Ibsen und der jetzige, alte Björnson wären ohne die moderne französische Litteratur nicht denkbar, wenn auch die Personen ihrer Stücke noch norwegische Namen tragen. Unter den Dänen finden sich noch ausgezeichnete Schriftsteller, namentlich ältere, die die gesunden Grundlagen ihres einheimischen, nationalen Lebens auch in der Dichtung am Leben zu erhalten suchen und daneben die Eindringlinge der französischen Kultur nur als das, was sie in Wirklichkeit sind, als

Digitized by Google

Fremdlinge zur Geltung kommen lassen. Die Grenzboten haben es immer als eine ihrer Aufgaben angesehen, die Kenntnis dieser guten dänischen Novelle, die unserm deutschen Sinne so sehr zusagt, mit verbreiten zu helfen. Sie haben eben die Empfindung, daß das ein Stück Leben ist von unserm Leben, etwas, was uns mit unsern nordischen Stammesvettern verbinden und vereinigen kann bis dahin, wo wir hoffentlich auch einmal politisch werden zusammen gehen können.

Zu diesen guten dänischen Büchern gehört eine Erzählung von Zacharias Nielsen, Die Kohlenbrenner, übersetzt von Pauline Klaiber (Leipzig, Grunow), sie spannt nicht, wie ein überhitzter moderner Roman, sondern sie führt uns ruhig und allmählich ein in den Kreis ihrer Gestalten, die wir dann am Schluß recht lieb gewonnen haben, sodaß wir gern vernehmen, wieviel von dem Leben der hier geschilderten Familien auf wirklicher Geschichte beruht. „Im Jahre 1883 noch konnte man zuweilen draußen auf der Heide eine große, ernste alte Frau mit schwarzen Augen und ganz weißen Haaren herumgehen sehen." Ihr Mann, ihre Kinder und viele ihrer Vorfahren ruhten damals schon auf dem Kirchhof eines Dorfes des nordöstlichen Seelands nicht weit von Kopenhagen, von wo ein alter freundlicher Herr alle Sommer die Greisin zu besuchen pflegte, um mit ihr von alten Zeiten zu plaudern. Sie waren allein übrig geblieben, und in ihren Herzen lebten die Erinnerungen weiter, leuchtend und sich verklärend, je höher das Alter stieg. Der alte Herr war unvermählt geblieben, denn die, mit der er jetzt sprach, Anine, hatte ja den ihr vom Schicksal aufgehobnen Mann bekommen, den Gespielen ihrer Kindheit, den Nachbarssohn Svend, aber erst nach vielen Hindernissen und Irrungen für beide. Diese sind der eigentliche Gegenstand der Erzählung. Prächtig wird dabei das äußere Leben der kohlenbrennenden Bauern in den Walddörfern geschildert; der Beruf hat längst aufgehört, und mit seinen Nöten kämpft schon dieses Geschlecht, das um 1830 jung war. Wohl sind es kräftige, rauhe, derbe Menschen, äußerlich möchten wir nicht leben wie sie; aber wenn das Schicksal sie angreift und sie bis in ihre Tiefen rüttelt, dann werden sie uns in den Äußerungen ihres Gemüts zum Verwechseln ähnlich, wir verstehen sie und denken uns ganz in sie hinein. Psychologisch ist die Erzählung noch viel schöner als in der äußern Schilderung. Anine war arm und stolz zugleich, das trieb die schon Versprochnen auseinander. Wer war schuld an der Trennung? Nach der Strafpredigt, die dem jungen Manne gehalten wird, dieser allein (S. 144), was sich der Leser vielleicht noch etwas näher überlegen wird. Jedenfalls büßt nun Svend lange und schwer durch eine unglückliche und dann wieder gelöste Ehe, und als er sich endlich zu seiner ersten Liebe zurückwenden kann, hat auch Anine innere Erlebnisse zu überstehen gehabt; wir haben ja den alten Herrn aus Kopenhagen schon kennen gelernt. Und nun kommt, ihr feinen Stadtleser, die ihr in euern Romanen der nie ermüdenden Jagd nach

Digitized by Google

dem Elle et Lui obzuliegen pflegt, ihr könnt das hier draußen ebenso haben, das Problem bleibt dasselbe, es verliert nicht an Reiz durch die gesündere Behandlung, und in dieser klaren Luft werden manche vielleicht über ihre bisherigen Vergnügungen etwas anders denken lernen.

Eine ganze Anzahl Dänischer Novellen verschiedner Verfasser, übersetzt von Marie Kurella, enthält ein Band der „Kollektion Wigand" (Leipzig). Sie sind andrer Art, zunächst nicht so gemütvoll. Wer über die Verlegenheit einer Lehrersfrau mit neun Kindern, der durch ein Mißverständnis ihres tölpelhaften musikalischen Mannes ein Souper mit einer protzigen fremden Primadonna als Hauptgast aufgeladen wird, noch lachen kann und nur lacht, der hat eigentlich schon gar kein Gemüt mehr, wenn er auch noch so hübsch und lebhaft erzählt („Ein schöner Tag"). Tiefere Empfindung hat nur die letzte Geschichte: ein Rekrut bringt vom Urlaub in die Garnison ein neugebornes Kind mit zurück, läßt es bei seiner Waschfrau verpflegen und freut sich, wenn er dienstfrei ist und bei ihm sein kann, bis es gar bald stirbt. Natürlich, eine andre Lösung gab es nicht. Daß nun nebenher eifrig erörtert wird, wem das Kind gehört, denn seines ist es wahrscheinlich(!) nicht, macht etwas Gegenwirkung, und gespendet bekommen wir diesen Hautgout, wie oft in den nordischen Novellen, von einer Verfasserin. Die andern Stücke der Sammlung sind meistens noch pikanter, man atmet Überkultur und eingeschlossene Stadtluft, manche sind außerdem noch recht derb („Madame Larsen und ihr Mittelkind"), eine („Johannisnacht") ist geradezu gefährlich raffinirt. Eine entbehrt dieses Reizmittels, ist aber auch dafür an sich ziemlich langweilig („Metje Kajsa"), sonst sind alle in ihrer Art unterhaltend, es gehört nur der entsprechende Geschmack des Lesers dazu.

Der Wigandsche Verlag in Leipzig pflegt diese Gattung. Verlockend aussehende kleine Bände mit grüner Epheuguirlande auf dem silbergrauen Umschlag. Latet anguis in herba, aber es giebt ja Schlangenliebhaber genug heute. Nehmen wir zwei längere norwegische Erzählungen von Amalie Skram in die Hand. Die Verfasserin hat ohne alle Frage viel Talent, sie versteht zu schildern. Lucie ist die Geliebte eines Rechtsanwalts in Christiania. Solange sie „eine solche" war, ging die Sache gut, wenn es auch nicht fein war. Als er aber den Vorurteilen zum Trotz Lucie heiratet, und sie von seinen Verwandten ohne Bedenken wohl aufgenommen wird, paßt sie doch nicht in den neuen Kreis, sie genügt ihm in ihrer neuen Stellung nicht, er behandelt sie schlecht, sie wird ungezogen und trotzig, endlich stirbt sie im Wochenbett. Wie grausig sich das aber zugetragen hat, läßt sich nicht wiedergeben, wenn man nicht über Amalie Skrams unverfrorne Offenherzigkeit verfügt. Der Kritiker könnte nur gegen die Wahrheit der Erzählung geltend machen, daß ein so in allen Wassern gebadetes Frauenzimmer — wir meinen die Lucie — unmöglich in verschiednen Punkten so naiv sein kann, wie sie Amalie Skram zum Zweck ihrer Entwick-

Digitized by Google

lung bei etlichen Anlässen darzustellen für gut gefunden hat. — In eine andre Umgebung führen uns Die Leute vom Felsenmoor. Arme Fischersleute in der Nähe der Stadt Bergen kämpfen vergeblich gegen die Not eines kümmerlichen, halbtierischen Lebens, kosten alles Elend ihres jammervollen Daseins aus, bis Mann und Frau im Alter als Trunkenbolde in die Stadt übersiedeln, sich dem Gassenpöbel zum Gespött und ihren eignen, inzwischen herangewachsenen Kindern zur Schande herumtreiben, während sich diese nunmehr verheirateten Kinder unter einander zanken und ärgern. Wenn so etwas vorkommen kann, hat jemand Freude daran, das als Dichtung vorgeführt zu bekommen? Ein gesunder, recht sympathischer Enkel rettet die Ehre der Familie, er geht zu Schiff, verrichtet Wunder der Entschlossenheit, bewährt sich auf einer Reise in die Tropen in Sturm und Schiffbruch und giebt der Verfasserin Gelegenheit zu geradezu brillanten Schilderungen des Seelebens. Aber als sich das Schiff, auf der Heimreise begriffen, gerade der Heimat nähert, und man begierig ist zu erfahren, wie nun dieses kräftige junge Leben eingreifen wird in das Schicksal der zu Hause gebliebnen Familie, wie es vielleicht die versumpfte Gesellschaft vom Felsenmoor verjüngen und läutern mag (was für ein glückliches Motiv wäre das gewesen!), gerade da bricht die Geschichte ab, unbefriedigend und ergebnislos. Zu einer wirklichen Komposition fehlte der Erzählerin aller dieser einzelnen Szenen also doch die Kraft! Dafür unterhält sie uns in diesem ganzen zweiten Teil, den Erlebnissen des Schiffsjungen, mit den allerbedenklichsten Dingen in einer so cynischen Ausführlichkeit, wie ich kaum je ähnliches gelesen habe; Zola ist dagegen ein Waisenknabe.

In demselben Verlage ist erschienen Gunvor auf Harrö von Alvilde Prydz, übersetzt von E. Brausewetter. Die Verfasserin hat schon viel veröffentlicht, diese Erzählung bedeutet, wie eine beigegebne Mitteilung sagt, „den größten äußern wie litterarischen Erfolg des letzten Jahres in Norwegen." Die Titelheldin ist die Erbin eines halbbäuerlichen Schloßgutes, ihr Liebesleben und ihre Verheiratung bilden den Grundstock der Geschichte, die sich von den sonst bei den Norwegern üblichen Anzüglichkeiten freigehalten hat. Ein halbromantisches, nicht sehr konkret geschildertes Seelenleben, alltägliche Vorgänge einer kleinbürgerlichen Gesellschaft und allerlei Eindrücke von Litteratur und Kunst, auch italienischer (die Norweger reisen ja viel nach Italien), sind durch einander gewoben, die Erzählung ist gedehnt, ohne Spannung, ohne den Kern eines treibenden Interesses. Es läßt sich denken, daß mancher das Buch nicht zu Ende lesen wird, etwas irgendwie bedeutendes habe ich nicht darin zu entdecken vermocht. Vor allem ist die Heldin selbst zu schatten- und schemenhaft. Man will mehr festen Boden unter sich fühlen, wenn man an die Wirklichkeit des Erzählten glauben soll.

Dieses Gefühl der Sicherheit geben ohne Frage die Ehestandsgeschichten von August Strindberg. Die Realistik seiner Schilderungen ist sogar so groß,

Digitized by Google

daß sie manchmal wieder ihren besondern Glauben zu fordern scheint. Aber Damen besserer Stände, die nach Kognak riechen, die in Gegenwart von Herren gern über die Zustände der Halbwelt sprechen, die sich eine „Vergangenheit" wünschen, weil sie erfahren, daß ihre Männer auch eine haben, das alles muß es doch wohl dort, wo der Schriftsteller seine Eindrücke gesammelt hat, geben. Er ist ein Schwede, hält sich aber im Auslande auf und arbeitet mit solchen früher gewonnenen Eindrücken draußen weiter. Daheim aber mag man ihn nicht, denn wer hätte es gern, daß so etwas ausgeplaudert wird, übertrieben wird, sagt man auch, erlogen zum Teil — ja, wer kanns wissen! Man nennt ihn auch einen Weiberfeind, weil er zu den Emanzipationsbestrebungen der Frauen kein Zutrauen hat, und weil diese in der Maschinerie seiner Darstellung nicht soviel zu bedeuten haben wie bei Ibsen oder Björnson. Nun also, dieses neue Buch enthält lauter kleine Erzählungen von ungesunden, gestörten, verunglückten oder auch wieder zurechtgebrachten Ehen. Die Frau ist mit dem, was ihr Geschlecht ihr als Aufgabe zugewiesen hat, nicht zufrieden. Sie hat entweder schon vor der Heirat ein Ideal gefunden, wie die Generalstochter als Volksbildnerin, das Bürgermädchen als Güterexpedientin, und dann geht es nachher in der Ehe schlecht, weil bloß geistige Ehen unmöglich sind, oder sie findet erst hinterher, daß ihr etwas fehle, weil ihre Ehe ein Puppenheim sei; sie sucht sich „höhere" Beschäftigungen, während der Mann bei den vermeintlich niedern sich besser gestanden hätte. Es kommt zu Abrechnungen über die beiderseitigen Vorteile: die Frau hat geheiratet, um aus dem Elternhause zu kommen und stimmfähig zu werden, der Mann, um ein Heim zu bekommen — oder über die Höhe des Verlustes auf beiden Seiten, wenn die Trennung erleichtert würde. Die Frau fordert Gleichstellung mit ihrem Manne, sieht aber ein, daß ihre Erfolge auf seine Einbußen gebaut werden. Wie kann sie seinen Beruf ausfüllen, und was liegt ihm an dem ihrigen, wenn er seine Familie ernähren kann? Ist sie reich, kann er seine Praxis ganz niederlegen, dann herrscht sie, und er spielt Hausknecht oder Kindermädchen. So bleibt es denn besser beim alten, er verwaltet das Geld und erfüllt seinen Beruf, sie führt das Haus. Und was die Rechtsfrage betrifft, so sagt der alte Marineoffizier zu seiner Frau, der eine allseitig gebildete Pensionsfreundin während seiner Abwesenheit den Kopf verdreht hat — herrschen wir nicht beide? Das Geschlecht kann man nicht ändern, warum wollen aber die Frauen Latein lernen, da es den meisten Männern leid thut, damit ihre Zeit verthan zu haben? Der Teufel aber soll den holen, der die beiden Hälften der Menschheit gegen einander aufgehetzt hat! — das ist doch so verständig geredet wie nur möglich. Mit der Tendenz des Strindbergschen Buchs nach dieser Seite hin wird jeder vernünftige Mann einverstanden sein. Läse er das als Abhandlung, würde er gar nicht an der Richtigkeit der vorgetragnen Meinungen zweifeln. Aber nun, als Novelle, wirkt das so seltsam, die Szenen wechseln schnell, scheinen oft

Digitized by Google

kaum möglich, und dann wieder der Schluß, wie richtig! Das betreffende Ehepaar kommt z. B. aus dem Theater nach Hause, das Stück der Frau ist gegeben worden, Adele strahlt in Glück, schwärmt von der Zukunft und neuen Plänen. Der Mann sitzt schweigend da und bemerkt dann auf ihre Frage, ob er etwa neidisch sei: Ich freue mich über deine Erfolge, aber mich vernichten sie. Du hast Rechte, aber ich habe auch Rechte. Die Ehe ist nun einmal Menschenfresserei: esse ich dich nicht auf, dann issest du mich. Du hast mich aufgegessen, ich kann dich nicht mehr lieben. Und dann fügt er hinzu: Es geht in der Ehe wie in der Monarchie, beide müssen sterben, wenn das Prinzip der Alleinherrschaft aufhört. Dann kommt nur noch die Republik. — Soviel vom Inhalt dieser Novellen. Zu ihrem Charakter gehört aber noch in Bezug auf alle Dinge, die man sonst verschweigt oder zu umschreiben pflegt, eine geradezu unverschämte Offenheit. Das geht weit über Zola und über die frühern eignen Leistungen des Verfassers, soweit sie mir bekannt sind, hinaus. Anstand, Geschmack, Kunst des Ausdrucks sind hier längst überwundne Stufen.

An diesem Äußerlichen sieht man, zu welcher Blüte es die fremde, verpflanzte Kultur in der nordischen Novellistik gebracht hat. Wenn das Unanständige mit Bedacht nachgeahmt wird, wird es schamlos. Welch langer Weg führt von hier zurück zu der Zeit, wo Björnstjerne Björnson einst seine echten alten norwegischen Bauerngeschichten schrieb! An ihnen haben wir uns erfreut, als wir jung waren, das war goldne Poesie und warmer, belebender Sonnenschein, klare, reine Luft und gesunder Boden! Es war ein glücklicher Gedanke, diese schönen alten Bauerngeschichten der fünfziger und sechziger Jahre neu übersetzt in einer allerliebsten zweibändigen Ausgabe dem Geschlecht von heute wieder darzubieten.

Über den hohen Bergen, Bauerngeschichten von Björnstjerne Björnson (Leipzig, Grunow) lautet der Titel. Der Inhaber des Verlags hat vereint mit Mathilde Mann und dem jüngern Wustmann ein deutsches Hausbuch geschaffen, das namentlich auch in der Nachdichtung der vielen eingelegten Verse ganz den Eindruck eines deutschen Originals macht. Glücklicher konnte der einstige Björnson uns nicht zurückgegeben werden!

Was war es denn, das uns einst diese Geschichten so wert machte? Der Bauer ist kein Spielzeug, wie man wohl von einem großen Teil der zu ihrer Zeit so beliebten Dorfgeschichten Berthold Auerbachs sagen könnte, aber auch kein ungeschlachtes Naturprodukt, als welches ihn uns manche an sich wohlgelungne und ergötzliche bayrische Dialekterzählung vorführt, sondern ein Wesen, das bei aller Einfachheit seines äußern Lebens doch von denselben Sorgen und Hoffnungen bewegt wird, wie wir feiner gewöhnten Menschen. Das Leben des Bauern hat seine Konvenienzen, er ist Diplomat, wenn es sein muß, und um eine solche im Stil echte Geschichte zu verfassen, genügt nicht die Kenntnis

Digitized by Google

des Touristen; man muß unter den Leuten gelebt haben. Björnsons Erzählungen haben alle gar nicht übermäßig viel äußere Schilderung, der Schauplatz fügt sich aus kleinen Zügen allmählich zum Naturbilde zusammen, wir werden immer sofort in die menschlichen Interessen hineingeführt, die den Gegenstand einer solchen Geschichte ausmachen. Im ganzen sind es sieben kleinere und sechs große, vollständig ausgeführte. Welche sind wohl die schönsten? Ich denke, zuerst „Arne," der Sohn seiner Mutter, der stille, grübelnde, geheimnisvolle, der ganz zuletzt erst Bräutigam wird. Dann „Synnöve Solbakken," die Erbtochter vom Sonnenhof, wo alle Frucht eher reift und besser wird, als bei andern Leuten. Bis sie ihres Jugendgespielen Frau wird, dauert es lange, und wie es dazu kommen muß, ist recht eigentlich das Thema dieser Erzählung, es hat aber seine Schwierigkeiten, denn die gesellschaftlichen Verhältnisse stehen nicht ganz gleich. Außerdem regiert auf dem Sonnenhof die Mutter, im Hause des jungen Mannes hat der Vater das Heft in der Hand, und dieser Gegensatz giebt dem Spiele Reiz. Endlich „Ein fröhlicher Bursch," der ebenfalls zu einer höher gestellten Kameradin seiner Kinderzeit hinaufsieht und in seinem Ringen um den Preis von dem alten Schulmeister unterstützt wird. Hier ist die Charakterbildung des jungen Mannes einzig schön geschildert; er sollte lernen, „den Maßstab für seine Zukunft von bessern Dingen als von Ehre und Trotz abzuleiten." Hie und da künden sich schon die sozialen Veränderungen der neuen Zeit an, eine Erzählung: „Die Eisenbahn und der Kirchhof" handelt ganz davon. Einmal — „Das Fischermädchen" — spielt auch etwas Frauenfrage mit herein. Aber im ganzen ist die Welt noch friedlich, und wer seine Last empfindet, weiß eben, daß er sie zu tragen hat. Mit welchen Empfindungen mag Björnson an diese schönen Unterhaltungen zurückdenken, die die Leute hier mit ihren Pfarrern führen, z. B. Arnes Mutter, die, weil sie ihren Sohn in der Heimat zurückhalten möchte, einige Täuschungen begangen hat und nun den Fall mit ihrem Seelsorger bespricht, der sie zum Geständnis der Wahrheit bewegen möchte, während es ihr immer noch mehr um den Erfolg ihrer Unwahrheit zu thun ist. Beim Propst im „Fischermädchen" tritt nach der Sonntagspredigt eine ganze Familiengenossenschaft an; ihr ist der alte Herr nicht strenggläubig genug, er soll versprechen, sein Klavier abschaffen zu wollen; nun spricht er mit ihnen über den Nutzen weltlicher Litteratur und den Wert „erdichteter" Geschichten für das menschliche Gemüt. Das macht dann Eindruck. Eine Frau sagt: „Ich habe einmal eine Geschichte gelesen, die mir über einen schweren Kummer soweit hinweg half, daß das, was mir lange so schwer gewesen war, mir fortan zur Freude gereichte." Ein Mann entgegnet, daß aber doch das Märchen vom Aschenbrödel keinem zu Troste gereichen könne, und der Propst muß nun von der „Macht des Ergötzlichen" sprechen. Es dauert noch lange, bis er alle ihre Bedenken beschwichtigt hat und sie entlassen kann. — Anders spricht

Digitized by Google

der „fröhliche Bursch“ zu seinem Mädchen von der Liebe „zweier Verlobten, die ausharren, denn sie erweisen den Leuten eine Wohlthat, sie schenken ihnen ein Gedicht, das die Kinder zur Beschämung der ungläubigen Eltern auswendig lernen“; anders der Großvater, der die Erfahrungen des Bauernlebens hinter sich hat: „Die Liebe, siehst du, die mag ganz gut sein, dazu, daß man davon redet, ja; aber das taugt nichts; das ist ganz gut für Pfarrersleute und solche Art, die Bauern müssen die Sache anders anfassen. Erst das tägliche Brot, siehst du, dann Gottes Wort, und dann ein wenig Schreiben und Rechnen, und dann ein wenig Liebe, wenn sich das gerade so macht, aber es nützt den Teufel was, mit der Liebe anzufangen und mit dem täglichen Brot enden zu wollen.“ Das wäre etwa die Dogmatik der Bauernliebe, und der Stil für die Werbung kommt gleich darauf zum Ausdruck in einer köstlichen Szene, nicht etwa unter vier Augen, sondern im Beisein der ganzen beiderseitigen Sippe; man beginnt mit dem schönen Wetter und dem Stand der Früchte, kein Teil will vor dem andern als der begehrende erscheinen, allmählich nur bricht die Natur durch die Etikette, und im Nu ist dann das Geschäft abgeschlossen. Diese „Stilisirung“ des Bauernlebens kann etwas ungemein großartiges haben, man wird an homerische Helden und Nibelungen erinnert. So wenn sich die Sippschaften Sonntags vor der Kirchthür treffen, ehe der Gottesdienst begonnen hat. Es liegt allerlei zwischen ihnen, woran man doch nicht zu denken scheinen will: ein alter Zwist oder ein noch nicht geklärtes Liebesverhältnis oder eine auf die nächste passende Gelegenheit verschobne Rauferei. Mit welcher Überlegung werden jetzt die Schritte abgemessen, welche Wichtigkeit liegt in jeder Bewegung, in jedem Blick! Bei solchem Anlaß strecken sich auch in „Synnöve Solbakken“ zwei Todfeinde die Hände entgegen, weil die ganze Situation ihre Versöhnung nötig macht. Und nach einigem Zögern und vergeblichen Versuchen tritt der, der sich selbst überwinden kann (er ist es, der dann später die Braut vom Sonnenhofe bekommt), „einen langen Schritt vorwärts, faßte Knuds Hand mit einem kräftigen Griff und sagte so laut, daß die Zunächststehenden es hören konnten: Hab Dank für das letztemal, Knud! Vielleicht ist es für uns beide — gut gewesen.“ Das ist bekanntlich im Norden die Formel des Danks für eine Einladung, sobald man dem Gastgeber wieder begegnet. Keiner sagt weiter ein Wort, sie gehen beide in die Kirche, und Knud hebt dem bisherigen Feinde das Gesangbuch, das dieser hat fallen lassen, zum Danke und zur Besieglung der Versöhnung vom Boden auf. Dieses Heldenhafte oder Pompöse kann man bei dem spätern Björnson noch eher wiederfinden als das Zarte und Weiche, das uns in diesen alten Geschichten so vielfach umfängt, und das scheint vollends den andern modernen Norwegern abhanden gekommen zu sein. Davon ließen sich reizende Sachen zusammenstellen! Ich ziehe eine Stelle über das „stille Städtchen“ aus, traulich und voller Stimmung. Man ist still hier, nicht aus Furcht vor der

Digitized by Google

Polizei, denn eine solche giebt es in der Regel nicht, sondern aus Angst vor übler Nachrede, da hier alle Menschen bekannt sind. Geht man auf der Straße, so muß man in jedes Fenster hineingrüßen, wo gewöhnlich eine alte Dame sitzt und wiedergrüßt. Man muß auch jeden grüßen, dem man begegnet, denn alle diese stillen Menschen denken darüber nach, was sich im allgemeinen und im besondern schickt. Wer das Maß überschreitet, das seinem Stand oder seiner Stellung gesetzt ist, verliert seinen guten Ruf, denn man kennt ihn und seine Voreltern und forscht dann, ob sich in der Familie schon früher etwas unschickliches gezeigt habe. — Das ist aus dem Eingang zum „Fischermädchen." Einladend, nicht wahr? Und noch eins zum Schluß! In diesen Geschichten finden sich keine Schlüpfrigkeiten, in denen die neuesten norwegischen Erzähler ihre Erfindungskraft erschöpfen. Wir sehen also aus dem Jugendwerk des Meisters, es geht auch ohne das, und so zeigt sich auch hier wieder, wie so oft, dem Neuen das Alte überlegen.

Praxiteles

Schon lange vor der Auffindung des Hermes in Olympia war der Name Praxiteles im großen Publikum oder doch bei den Menschen, die für Werke der bildenden Kunst Verständnis haben oder dafür wenigstens äußeres Interesse zeigen, der geläufigste unter allen Künstlernamen des klassischen Altertums. Man machte sich wohl eine dunkle Vorstellung von dem erhabnen Phidias, dem strengen Polyklet und dem realistischen Erzbildner Lysippos, man kannte auch die Anekdoten, die die antiken Schriftsteller von Zeuxis, Parrhasios und Apelles überliefert haben, aber populär, d. h. im Munde der Leute, die über Kunst nachdachten und darüber sprachen, war eigentlich nur Praxiteles. Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß besonders in unsrer Zeit das Verhältnis des griechischen Bildhauers zu jener Frauengestalt, deren Name im Laufe der Jahrhunderte bei allen Kulturvölkern ein Gattungsbegriff geworden ist, wesentlich zu seiner Popularität beigetragen hat, und wohl alle berühmten Venusstatuen, die aus altem Besitz und aus neuen Ausgrabungen öffentlichen Museen und Privatsammlungen zugewachsen sind, hat man daraufhin gemustert, ob doch nicht die eine oder die andre die Gestalt der Phryne enthalte, die Praxiteles als Modell gedient hat. Man hat sich dabei in dem weiten Kreise bewegt, der durch die kapitolinische Venus, die Venus von Milo und die Mediceerin umschrieben wird, und wenn auch von der letzten allmählich der Nimbus gefallen ist, mit dem sie Enthusiasten aus allen Ländern seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts umgeben haben, so ist doch die melische Venus bis vor kurzer Zeit noch eine ernsthafte Bewerberin um den Ruhm geblieben, einem Urbilde des Praxiteles nahe zu stehen. Vor der Forschung unsrer Tage hat von diesen

Digitized by Google

dreien zuletzt nur noch die kapitolinische Venus Stich gehalten, aber auch nur bis zu einem gewissen Grade. Nicht sie steht mehr nach dem übereinstimmenden Urteil unsrer Archäologen der berühmten Aphrodite von Knidos am nächsten, sondern eine Statue im Vatikan, in der Sala a croce greca, die man lange Zeit nicht genügend beachtet hat, weil ihre untere Hälfte mit Rücksicht auf die Seelenruhe der Besucher der vatikanischen Kunstsammlungen mit einer Blechhülle verdeckt worden war. Erst vor etwa zwölf Jahren ist es einem Engländer gelungen, vom Papste die Erlaubnis zu einem Gipsabguß der unverhüllten Gestalt zu erwirken, und seitdem sind mehrere Museen in den Besitz von Gipskopien gekommen. Jetzt ist man wenigstens über die Komposition der knidischen Aphrodite des Praxiteles im klaren, die bis dahin eigentlich nur durch Abbildungen auf Münzen einigermaßen gesichert war.

Eine feste Grundlage für die Praxitelesforschung hat die Wissenschaft aber erst durch die Entdeckung des Hermes mit dem kleinen Dionysos unter den Trümmern des Heraheiligtums in Olympia erhalten, und damit ist Praxiteles auch für das große Publikum ein faßbarer Begriff geworden, der sich allerdings sehr weit von jenem Praxiteles entfernt, den man bis dahin immer mit Aphrodite und Phryne zusammen genannt hatte. Als ein Telegramm aus Olympia im Mai 1877 das frohe Ereignis meldete, ging ein Sturm von Begeisterung durch Deutschland. Was die kühnste Phantasie nicht zu hoffen gewagt hatte, war zur Wirklichkeit geworden: die Erde hatte ein Originalwerk eines Großmeisters der griechischen Kunst herausgegeben, und noch dazu ein Marmorwerk des Meisters, den seine Zeitgenossen gerade wegen seiner unvergleichlichen Kunst in der Belebung des toten Steins am höchsten gepriesen hatten. Es ist noch in der Erinnerung, daß nicht bloß Neider und Feinde den Deutschen die Freude an ihrem Fund und den Ruhm dieser Entdeckung schmälern wollten, sondern daß auch ernsten Forschern in Deutschland und im Auslande dieses ungeahnte Glück so unfaßbar erschien, daß sie mit Zweifeln und kritischen Bedenken kamen. Die Zweifel haben bis auf diesen Tag nicht geschwiegen; noch im vorigen Jahre hat ein so angesehenes Blatt wie die Gazette des Beaux-Arts dem Aufsatz einer Engländerin Raum gegeben, die darin noch einmal mit rabulistischer Spitzfindigkeit alle längst widerlegten Gründe zusammengetragen hat, die gegen die Urheberschaft des Praxiteles zu sprechen scheinen.

Sie könnte allerdings bezweifelt werden, wenn sie sich allein auf das Zeugnis des Pausanias stützte, über dessen Zuverlässigkeit die Meinungen auseinandergehen. Seitdem die Hermesgruppe zum Ausgangspunkt der Forschung geworden ist, haben sich aber auch so viele innere Gründe ergeben, die für Praxiteles zeugen, daß sich heute ein Zweifler den Vorwurf gefallen lassen muß, den Entwicklungsgang der griechischen Plastik nicht verstanden und insbesondre von den stilistischen Eigentümlichkeiten Praxitelischer Kunst nichts erfaßt zu haben. Der Hermes des Praxiteles hat nicht nur seine feste Stellung in der Geschichte der griechischen Plastik, sondern auch in der Geschichte der künstlerischen Entwicklung seines Schöpfers erhalten. Er hat die sichre Handhabe dazu geboten, daß von den Hypothesen, die man bisher auf Grund unsers Denkmälervorrats über die äußere Erscheinung gewisser berühmter Werke des Meisters aufgestellt hatte, die einen als richtig anerkannt, die andern als hinfällig abgewiesen werden konnten, und was die alten Schriftsteller von einzelnen Zügen über die künstlerische Art des Praxiteles, über das Persönliche in seinen Werken überliefert haben, konnte an dem Hermes nachgewiesen werden, obwohl

Digitized by Google

gerade dieses Werk im Altertum nicht zu den berühmtesten Schöpfungen des Künstlers gehört zu haben scheint.

Man hat dies daraus geschlossen, daß er in der ganzen antiken Litteratur, abgesehen von der Stelle bei Pausanias, nicht erwähnt wird, und diese Thatsache haben sich die zu nutze gemacht, die sich beim Anblick der ersten Abbildungen und Gipsabgüsse in ihren auf das höchste gespannten Erwartungen etwas enttäuscht sahen. Die Thatsache läßt sich aber sehr leicht aus dem Umstand erklären, daß uns von der antiken Kunstlitteratur, die, wie wir aus Zitaten wissen, sehr ansehnlich war, nur der kleinste und anscheinend auch schwächste Teil erhalten worden ist. Dafür jedoch, daß der Hermes des Praxiteles auf die Kunst der folgenden Zeit einen starken Einfluß ausgeübt hat, also bekannt gewesen und als vorbildlich geschätzt worden ist, hat die neuere Forschung eine Reihe von Beweisen aus antiken Denkmälern beigebracht, die kürzlich durch den Professor der Archäologie an der deutschen Universität in Prag, Wilhelm Klein, in einer umfangreichen, sehr schön ausgestatteten und mit vortrefflichen Abbildungen versehenen Monographie über Praxiteles die richtige Beleuchtung erhalten haben.*)

Die Zeit für eine solche Monographie war reif, nachdem der Hermes „seinen Triumphzug ohnegleichen," wie der Verfasser sagt, zwei Jahrzehnte gefeiert und dabei wie eine Wünschelrute gewirkt hatte, die bald echte Schätze, bald auch täuschendes Katzengold aus der Verborgenheit emporgezaubert hat. Während dieser Zeit hat sich auch in der Kunstforschung eine Umwandlung vollzogen, von der die Wissenschaft, die sich ausschließlich mit der Kunst des Altertums beschäftigt, vielleicht den größten Nutzen gezogen hat. Die rein philologische Kritik, die Kritik der Quellen und des sie darstellenden Textes ist zurückgetreten, nachdem man eingesehen hat, daß mit den spärlich vorhandnen Schriftquellen angesichts unsers gewaltigen, immer mehr anwachsenden Denkmälervorrats nicht mehr viel auszurichten ist. Die philologische Kritik ist durch die Stilanalyse und die Stilkritik ersetzt worden, und wo diese noch versagt, wird die psychologische Analyse zu Hilfe gerufen, die jetzt soweit entwickelt worden ist, daß uns Meister der alten Kunst, über deren äußere Lebensumstände und Werke Plinius nur in wenigen Zeilen berichten konnte, weil er selbst nicht mehr von ihnen wußte, jetzt so leibhaftig vor Augen stehen, als wandelten sie noch unter uns, oder als wären sie erst kürzlich gestorben. Klein ist ein entschiedner Vertreter dieser modernen Richtung in der archäologischen Forschung, die, von mehreren angebahnt, wohl zuerst durch Furtwängler zur Geltung gebracht worden ist. Dessen große, mit reichen bildlichen Beigaben ausgestattete Arbeit: „Meisterwerke der griechischen Plastik" hat auf dem Gebiete der Stilanalyse einerseits alles bis zu ihrem Erscheinen als sicher Ermittelte zusammengefaßt, andrerseits bahnbrechend gewirkt, und wenn sich auch gegen manche Wiederherstellungen berühmter Meisterwerke, die Furtwängler aus zum Teil wenig beachteten Trümmern zum Leben oder doch zum Schatten des Lebens erweckt hat, seine Fachgenossen ablehnend oder skeptisch verhalten haben, so hat er doch einen Weg eröffnet, auf dem ihm inzwischen viele gefolgt sind. Jedenfalls darf keiner der Archäologen auf Gehör in einer Sache rechnen, die einen großen altgriechischen Bildhauer angeht, bevor er sich nicht mit Furtwängler auseinandergesetzt hat.

*) Praxiteles von Wilhelm Klein. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Veit u. Comp.

Digitized by Google

Auch Klein hat sich dieser Verpflichtung nicht entzogen und nicht entziehen können, weil auch er sich vor der Autorität der Quellen nicht beugt, wenn ihm die Ergebnisse der Stilanalyse etwas andres oder vielleicht einmal sogar das Gegenteil sagen. „Auf dem stilanalytischen Gebiete — sagt er in seiner Besprechung der Niobegruppe — hat uns die durch geistige Vererbung gesteigerte Fähigkeit, die Sprache der Formen immer feiner zu hören, schon oft über die Mängel der litterarischen Überlieferung hinweggeholfen," und durch diese Feinhörigkeit glaubt er sich befähigt, die alte, von Plinius aufgeworfne Streitfrage, ob Praxiteles oder Skopas der Schöpfer der Niobegruppe sei, wenn auch noch nicht bestimmt lösen, so doch der Lösung näher bringen zu können. Ein Epigramm der griechischen Anthologie hat ihn bei dem Vergleich mit der Stelle des Plinius, an der von der Gruppe die Rede ist, die uns in den Florentiner Bildwerken erhalten wurde, zu der Überzeugung gebracht, daß im Altertum nur ein Zweifel über den Schöpfer der Kinder geherrscht habe. Die Gestalt der Mutter Niobe habe im Altertum unbestritten als ein Werk des Praxiteles gegolten, und mit dieser Zuweisung stimmt auch die von Klein gebotne Stilanalyse. Sie erstreckt sich auch auf die drei Töchter, und „die frappante Familienähnlichkeit," die sie mit der Mutter verbindet, entscheidet für denselben künstlerischen Urheber. In den Söhnen dagegen erkennt er weder den Geist noch die Hand des Praxiteles. Er wagt sich aber auch nicht für Skopas zu entscheiden, weil diese Frage für ihn noch nicht zu einer Beantwortung reif ist, obwohl er sonst meint, daß die Zeit für eine Skopasmonographie sehr nahe sei.

Wir haben diese Einzelheit aus dem reichen Stoffe des Kleinschen Buchs hervorgehoben, weil sie das große Publikum besonders interessirt. Klein leitet den Niobetypus unmittelbar von dem der knidischen Venus ab. „Es sind sehr verschiedne Gefühle, die Aphroditens und Niobens Augen feuchten, aber nur leise Variationen scheiden ihren physiognomischen Ausdruck." Klein sieht in dem Ausdruck des Niobekopfes eine Steigerung und Vertiefung des Ausdrucks im Aphroditekopf und erkennt darin zugleich eine höhere Stufe der Entwicklung, „die uns sein Hermes so glänzend vertritt." Im Gegensatz zu Brunn, der in dem Hermes ein Jugendwerk des Künstlers vor sich zu sehen glaubte, stellt Klein die Hermesgruppe auf die Höhe seines Schaffens, eine Meinung, die jetzt wohl von allen namhaften Archäologen geteilt wird. Von dem Hermes muß die Forschung über Praxiteles ausgehen, und bei ihm muß sie Halt machen, weil es über ihn hinaus nichts höheres für uns giebt, weil der Hermes für uns „den unmittelbaren, durch kein Zwischenglied abgeschwächten Kontakt mit dem Meister bedeutet." Über den Hermes darf aber eigentlich nur der urteilen und schreiben, der das Original in Olympia gesehen und in allen Feinheiten studirt hat. „Es giebt wenig Antiken — sagt Collignon in seiner »Geschichte der griechischen Plastik«, von der jetzt eine vortreffliche deutsche Ausgabe vorliegt —, bei denen die Abgüsse und Abbildungen in solchem Maße versagen, wie beim Hermes. Nur vor dem Original kann man die unerreichte Vollkommenheit der Ausführung ermessen; in der Ausführung aber treten, wenn es sich um einen Meister wie Praxiteles handelt, so recht die persönlichen Vorzüge zu Tage." In dem Abschnitte, den Klein dem Hermes widmet, sind gerade seine Bemerkungen über die Ausführung, über die Marmortechnik des Praxiteles das Wertvollste. Wenn man sie mit der stilistischen Analyse Georg Treus im Olympiawerke verbindet, sollte man meinen, daß menschlicher Scharfsinn überhaupt nichts weiter mehr aus der Gruppe herauslesen könne. Der

Digitized by Google

Spürsinn Kleins hat sich dabei auf die unscheinbarsten Nebendinge ebenso gut erstreckt wie auf die Hauptteile, die er noch einmal von Grund aus durchgeht und vielfach seiner charakterisirt als seine Vorgänger, und bei diesen Untersuchungen hat er eine Beobachtung gemacht, die den Forschern bisher entgangen war. Sie bezieht sich auf die technische Behandlung des Baumstamms, auf den Hermes seinen linken Arm stützt. „Der Baumstamm ... wird vorn durch das übergelegte Gewand unsern Blicken entzogen und bietet uns nur ein Stück Seitenansicht. Es ist von oben bis unten mit Meißelzügen bedeckt, die so beliebig geführt und aneinander gereiht erscheinen, daß man schier glauben möchte, der Meister habe hier nur die Schneide seiner Meißel erproben wollen; tritt man aber ein paar Schritte zurück, so sieht man überrascht das älteste Stück Impressionismus. Die Rinde eines jungen Stammes steht greifbar, förmlich schälbar vor uns, und die Schnittflächen der abgesägten Äste zeigen mit gleicher Deutlichkeit die Lagerung der Holzfasern.“ Wir erfahren daraus und noch aus andern von Klein beigebrachten Beispielen, daß des Praxiteles Art zu sehen eine malerische war, und darnach darf man wirklich, wie Klein es thut, von einer „nahen Berührung des großen Stilisten mit dem Prinzip des Naturalismus“ sprechen.

Alle Versuche, noch ein andres Originalwerk des Praxiteles auf Grund stilistischer Vergleiche mit dem Hermes nachzuweisen, haben bisher zu keinem allgemein befriedigenden Ergebnis geführt. Am meisten Anwartschaft darauf schien ein vor kurzem in Eleusis aufgefundner, unter dem Namen „Eubuleus“ bekannt gewordner Jünglingskopf zu haben. Benndorf und Furtwängler sind besonders für den praxitelischen Ursprung des Kopfes eingetreten. Klein bringt dagegen Beweise vor, die gegen Praxiteles sprechen. Ob nun seine Hypothese, daß der Kopf dem Leochares zuzusprechen sei, das Richtige trifft, muß die Zeit ergeben, die uns hoffentlich noch weitere Aufklärungen über diesen hervorragenden Künstler verschaffen wird, in dem Winter den Schöpfer des Originals des Apollo von Belvedere nachgewiesen hat. Klein führt seinerseits einen aus dem Besitz des Earl of Aberdeen stammenden Mannskopf des britischen Museums, der einer Statue des jugendlichen Herakles angehört zu haben scheint, als ein Originalwerk des Praxiteles vor, und er steht mit seinem Glauben nicht allein da.

Auch die Lösung dieser neuen, von Klein aufgeworfnen Frage muß der Zukunft überlassen bleiben, da uns zur Zeit das nötige Material zu Vergleichen noch fehlt. Diese Frage ist nicht die einzige, die sich Klein bei seinen Forschungen aufgedrängt hat. Im Schlußkapitel seines Buchs, dessen reichen Inhalt wir in diesem kurzen Auszuge bei weitem nicht erschöpfen konnten, führt er noch eine ganze Reihe von Werken auf, an denen er die für ihn untrüglichen Merkmale praxitelischer Kunst gefunden hat. Seine Beweisführung ist oft überzeugend, immer aber scharfsinnig und geistvoll. Als besonnener Forscher sieht er sich jedoch genötigt, seine Leser ohne einen letzten Urteilsspruch in immerhin noch zweifelhaften Dingen zu entlassen. Dafür entschädigt er sie am Ende mit einer zusammenfassenden Charakteristik des Meisters, die wir hier zum Schluß als Probe seiner Darstellung, aber auch darum folgen lassen, weil sie das Wesen und den Inhalt der praxitelischen Kunst so tief erfaßt hat, wie es noch keinem Vorgänger Kleins gelungen ist. Nachdem er noch einmal auf die stark ausgeprägte malerische Naturanschauung des Praxiteles hingewiesen hat, wendet er sich zu dem Kern dieser in der griechischen Kunstgeschichte einzig und vereinzelt dastehenden Künstlerindividualität: „Eng verschwistert mit seiner male-

Digitized by Google

rischen Art die Welt zu sehen war ein Schönheitssinn, dessen überwältigende Macht sich nicht bloß gegen den Beschauer richtet, vor ihr löst sich das Reich des Häßlichen in wesenlosen Schein auf. Das Eros- und Aphroditethema war daher sein fideikommissarischer Besitz, und seine beispiellose Popularität dankt er fast ausschließlich seinen Eros- und Aphroditegestalten. Wie sehr er darob in alten und in neuen Tagen gepriesen und verlästert ward, es ist ihm von beiden Seiten gleich schweres Unrecht geschehen. Ein Künstler ohne sinnliche Begabung ist undenkbar, ein solcher mit ausschließlicher kein Künstler. Unser Meister hat sie in hohem Grade besessen und war Hellene genug, um darüber hellenisch zu denken. . . . Man hat sich allmählich gewöhnt, Praxiteles kurzweg als den Entdecker des Rechts der Sinnlichkeit in der Kunst zu betrachten und darnach sein Verhältnis zu ihm zu gestalten. Richtig ist der gerade Gegensatz, er war der Entdecker des geistigen Elements in der hellenischen Kunst. Man braucht sich nur an das allgebräuchliche Schlagwort »praxitelische Stirnbildung« zu erinnern, um ihm gerecht zu werden. Unablässig hat er dem geistigen Prinzip seine Huldigung dargebracht; daß es nur vom sinnlichen Boden erreicht werden konnte, war nicht seine Schuld. Aber seine persönliche That war die Offenbarung dieses Zusammenhangs wie dessen unentwegte Betonung. Der Traumzauber, in Hypnos und Methe von ihm verkörpert, der alle praxitelischen Gestalten umfließt, erweckt wohl in Aphrodite, in Eros, im Satyr die Liebessehnsucht, reift aber im dichtenden Apoll, der sinnenden Athene, dem sorgenschweren Asklepios seine geistigen Früchte. . . . Im Reich der Ideale, in dem seine Gedanken weilten, herrschten damals die Götter. Und doch, welch eigentümlicher Götterbildner! Seine Götter sind ebenso menschlich, als seine Menschen göttlich waren. Auch im Verhältnis zum Glauben blieb er vor allem Künstler, sein Sauroktonos und seine Diana von Gabii verraten uns sogar einen recht heidnischen Künstler. Und doch fand sein Aphroditekopf Eintritt in das Madonnenideal der christlichen Kunst (durch Guido Reni), und sein Asklepios erinnert uns an das Haupt, das uns das Heil gebracht hat."

A. K.

Spuren im Schnee

Eine Winternovelle von Sophus Bauditz

Autorisirte Übersetzung von Mathilde Mann

(Fortsetzung)

3

Am Vormittag sollte er fahrplanmäßig bei der ländlichen Station anlangen, die Midskov zunächst gelegen war, aber das war nicht der Fall, jede halbe Stunde blieb der Zug stecken, sodaß er ausgeschaufelt werden mußte, und es dauerte bis zum Nachmittag, ehe er an seinem Bestimmungsort angelangt war.

Er bestellte sogleich einen Wagen nach Midskov — es war noch eine gute Meile bis dahin —, aber ein Wagen könne nicht durchkommen, wurde

Digitized by Google

ihm geantwortet, und so mußte er sich denn mit einem Schlitten begnügen. Sein Koffer wurde hinten aufgeschnallt, er selber in einen Schafpelz-Fußsack gesteckt, und dann gings von dannen.

Der Weg war so verschneit, daß Gräben und Zäune häufig ausgeglichen waren. Die Pferde versanken oft bis an den Bauch und schwitzten so, daß der Dampf von ihnen aufstieg, aber vorwärts ging es doch, wenn auch nur langsam.

Kennst du Midskov? fragte der Leutnant seinen Kutscher.

Ja, er sei dort bekannt; und durch eifriges Fragen erhielt der Leutnant allerlei Aufschlüsse.

Der Besitzer, Jägermeister Brorstrup, sei ein „niederträchtiger" Mann und „gemein" mit allen und jedem. Er halte sich nicht für zu gut, Karten mit einem Bauern zu spielen — aber er sollte wohl eigentlich das Kartenspielen lieber bleiben lassen, denn er verlöre meistens — und er tränke seinen Grog und seinen Punsch wie nur einer. Schießen, darauf verstünde er sich, und seine Hunde — die Hühnerhunde wie die Teckel — wären weit über Viborg hinaus bekannt, aber manchmal wäre er ein wenig sonderbar, und das Gut zu bewirtschaften, dazu taugte er nun gar nicht, er habe keinen Verstand für das Vieh; und das Ende vom Liede würde wohl sein, daß sie ihm eines Tags den Kasten über dem Kopf weg verkauften. Und seine Frau? — Ja, die sei schon vor langen Jahren gestorben — sie wäre übrigens von weither gewesen, von den Inseln her — aber er hätte zwei Töchter; eine, die halberwachsen wäre, und eine, die in den Zwanzigern wäre. — Ob sie zu Hause wären? — Ja, das wären sie wohl.

Und dann lehnte sich der Leutnant in den Schlitten zurück und malte sich aus, wie der Jägermeister und die halberwachsene Tochter wohl aussähen — das Äußere der Ältern kannte er ja; und eine halbe Stunde später zeigte der Kutscher mit der Peitsche in die Ferne, wo ein Licht sichtbar wurde, und sagte: Da liegt Midskov!

Mit seinen beiden Seitenflügeln hob sich das alte Gebäude finster von der weißen Umgebung ab. An der einen Ecke dämmerte ein runder Turm auf, und aus diesem strahlte ein rotes Licht herab — der Leutnant sagte sich sogleich, daß dies natürlich „ihr" Zimmer sein müsse.

Lange sollte er jedoch nicht Muße haben, sich weichern Gefühlen hinzugeben, denn kaum bog der Schlitten in den Hof ein und hielt vor der steinernen Treppe zur Linken, als auch schon innen ein Höllenlärm von bellenden Hunden losging; die Thür wurde aufgerissen, und im Schein des Lichts wurde ein großer Mann in langen Stiefeln und Hemdärmeln sichtbar, der mit dem Fuß ein paar Hunde zur Seite stieß und fragte, wer da käme.

Der Leutnant sprang schnell aus dem Schlitten, stellte sich vor und wollte sich anschicken zu erzählen, weshalb er käme, aber dazu wurde ihm keine Zeit gelassen, denn Jägermeister Brorstrup — er war es, der herausgekommen war — ergriff sofort das Wort und sagte:

Wollen Sie nur vor allen Dingen ablegen, und dann seien Sie mir herzlich willkommen! Ja, verzeihen Sie, daß ich Ihnen nicht die Hand biete, aber ich war eben dabei, einen Nußhäher auszustopfen, den ich heute nachmittag geschossen habe, und davon habe ich Blut an den Händen. — So! Ab mit dem Pelz! — Willst du dich wohl kuschen, Unkas! — Ane, führe den Herrn Leutnant ins große Fremdenzimmer hinauf und heize den Kachelofen ein, sodaß es ordentlich verschlägt, es ist ja hundekalt! — Ja, Sie kommen wohl herunter, sobald Sie sich ein wenig zurecht gemacht haben!

Der Leutnant kam in ein einfach ausgestattetes Fremdenzimmer, machte schnell

Digitized by Google

Toilette und begab sich dann, begleitet von dem Mädchen Ane, wieder hinab und wurde in ein Zimmer geführt, das viel zu groß für die wenigen Möbel war. Auf einem Tisch lag der ausgenommne Nußhäher und verschiedne Sachen, die man zum Ausstopfen gebraucht; auf einem andern größern Tisch war inzwischen gedeckt und das Abendbrot aufgetragen worden.

Der Jägermeister hatte die langen Stiefel aus- und einen Rock angezogen. Das Blut war von den Händen abgewaschen, und er trat jetzt als Kavalier auf. Der Leutnant betrachtete seinen Wirt; es war eine Hünengestalt mit großem, schwarzem Schnauzbart, dessen eine Spitze eine große Neigung hatte, über den Mund herabzufallen, und dunkeln, beinahe kindlichen Augen, die unsicher blickten.

Der Leutnant wollte abermals anfangen zu erzählen, weshalb er gekommen sei, aber der Jägermeister unterbrach ihn wieder und sagte:

Nein, ich bitte Sie! Wir sind freilich Jüten, aber trotzdem müssen Sie erst mit dem fürlieb nehmen, was das Haus zu bieten vermag — nachher können wir immer noch schwatzen!

Und der Leutnant ließ der soliden kalten Küche Gerechtigkeit widerfahren, trank einen Schnaps, trank noch einen, bekam eine große Tasse glühend heißen Thee und war vollkommen aufgetaut, als er sich vom Tisch erhob.

In demselben Augenblicke hörte man jemand die Treppe herunter gelaufen kommen, und der Jägermeister sagte:

Nun, da haben wir Ellen!

Das Herz pochte dem Leutnant ein wenig stärker in der Brust als bisher, die Thür wurde aufgerissen, und herein stürmte ein blutjunges Mädchen von fünfzehn, sechzehn Jahren, gefolgt von einem mächtig großen, hellgrauen Hund, Grand Danois — es war nicht Sie!

Meine jüngste Tochter Ellen, stellte der Jägermeister vor — Leutnant Høg aus Kopenhagen — Premierleutnant in der königlichen Leibgarde!

Nein, stehen Sie bei der Garde! rief das junge Mädchen und sah den Leutnant von oben bis unten bewundernd an, der sie jetzt auch, trotz der Enttäuschung, ansah. Sie war schlank und kräftig gebaut wie der Vater, dem Anscheine nach ganz erwachsen, aber sonst so verschieden von ihm wie nur möglich; hellblond mit einem dicken Zopf, der ihr in den Nacken hinabhing, mit kleinen, widerspenstigen Locken um eine hohe, lichte Stirn, frisch und süß — etwas zu große Eckzähne, wenn sie lächelte, fand der Leutnant — und sie lächelte fortwährend, wenn sie nicht lachte.

Du hast auch noch nie einen Gardeleutnant gesehen, Boy, sagte Fräulen Ellen zu ihrem Hund, nachdem sie dem Gast die Hand gegeben hatte. Hast du schon? Siehst du, das dachte ich ja — gieb Pfote, Boy!

Der Leutnant erwartete, daß sich noch eine Tochter zeigen würde, und wollte, ehe er nun wirklich von seiner Mission sprach, nach ihr fragen; aber der Jägermeister kam ihm zuvor und beklagte, daß seine Tochter Harriet nicht zugegen sei: sie habe Kopfschmerzen und sei deshalb etwas früher zur Ruhe gegangen; aber morgen werden Sie sie ja sehen, sagte er.

Also Harriet! sagte der Leutnant zu sich selber. Das ist ein schöner Name, und der paßt zu dem Bilde — „Ellen" würde nicht dazu gepaßt haben. — Harriet!

Und dann erzählte er von dem Manuskript, das auf Midskov verborgen sein sollte, warf eine leichte Bemerkung hin, daß er immer großes Interesse für historische Aktenstücke gehabt habe, und bat schließlich um Erlaubnis, die erforderlichen Untersuchungen anstellen zu dürfen.

Digitized by Google

Das ist aber furchtbar amüsant! rief Ellen und sah den Leutnant mit großen Augen an. Aber wo glauben Sie denn, daß das Manuskript versteckt sei?

In der nördlichen Mauer in der blauen Kammer, entgegnete der Leutnant, ohne mit der Wimper zu zucken.

In der blauen Kammer? Ja, aber hier ist keine blaue Kammer!

Nicht?

Nein!

Ja, aber dann ist hier eine gewesen — es kommt nur darauf an, sie zu finden!

Aber wie?

Ganz einfach, indem man mit dem Hammer ein wenig Putz in den verschiednen Zimmern abschlägt und untersucht, ob nicht etwa blaue Farbe darunter ist.

Nein, wie interessant das wird! sagte Ellen mit strahlenden Augen.

Darf ich Ihnen morgen dabei helfen?

Es wäre sehr freundlich, gnädiges Fräulein, wenn —

Nennen Sie mich „gnädiges Fräulein"? unterbrach ihn Ellen und lachte. Das thut sonst niemand — ich heiße Ellen!

Jetzt solltest du wohl eigentlich zu Bette gehen, mein Kind, sagte der Vater.

Es ist ja eben erst halb Zehn! antwortete Ellen gekränkt und versuchte, dem Vater einen Blick zuzuwerfen, der imponirend sein sollte.

Nun ja, es ist gleich dreiviertel. Du bist gewiß auch schläfrig — du warst ja heute morgen schon früh auf!

Bin ich, früh aufgewesen!

Nun nun! Sei jetzt ein gutes Kind, ich habe etwas mit Leutnant Hög zu besprechen.

Du willst doch nicht spielen, Vater? flüsterte Ellen ängstlich, aber laut genug, daß es der Leutnant hören konnte.

Ach, Unsinn! Wie kannst du nur glauben —! Aber so geh jetzt doch! — Gute Nacht, mein liebes Kind!

Der Leutnant erhob sich galant, und Ellen ging, gefolgt von dem großen Boy.

Kaum war sie zur Thür hinaus, als der Jägermeister aufsprang, das Mädchen rief und sagte:

Ane! Warmes Wasser usw.! Rum habe ich selber im Schrank, also brauchst du Fräulein Harriet morgen nichts davon zu sagen. Beeile dich nur ein wenig! Sie können doch einen Grog trinken, Herr Leutnant?

Ja, das konnte der Leutnant.

Das ist brillant! Ja, ich kann, hols der Teufel, im Grunde des Abends einen Rachenputzer oder auch zwei schlecht entbehren, aber ich bin nicht versoffen — ja, ich bin es gewesen, und ich bin auch Temperenzler gewesen — eine ganz kurze Zeit —, aber seit Harriet nach Hause gekommen ist, ist das vorbei: jetzt trinke ich in der Regel nur in guter Gesellschaft — oder in der Regel in schlechter. Wo sollte ich wohl gute Gesellschaft herbekommen! Aber das ist wahr: Sie haben Harriet ja noch nicht gesehen! Sie ist großartig, obwohl sie meine Tochter ist. Sie hat Haltung und Bildung und Prinzipien und Gott weiß was — all das, was ich nicht habe. Sie trägt den Kopf von ihrer Geburt an hoch — das hat sie von ihrer Mutter und von der alten Baronesse Rosendal — das war ihre Tante, bei der sie seit ihrem fünfzehnten Jahre bis zum vorigen Winter im Hause war; da starb die Baronesse, und da kam Harriet wieder heim. Ja, es ist natürlich außerordentlich angenehm für mich, sie daheim zu haben — sie führt die Wirt-

Digitized by Google

schaft und das Ganze und führt es brillant — das können Sie sich wohl denken, was? Aber man fühlt sich natürlich ein wenig gebunden, werden Sie verstehen, wenn man daran gewöhnt gewesen ist, seine Freiheit nach allen Seiten hin zu haben. Haben Sie sich meine jüngste Tochter genau angesehen, was?

Ja, der Leutnant hatte sie nicht nur gesehen, sondern auch mit ihr gesprochen und gefunden, daß sie reizend sei.

Ja, die ist auch ziemlich großartig, aber das ist nun auf ganz andre Weise. Die Frauenzimmer in unsrer Familie sind überhaupt die besten, die Männer taugen nicht viel. Ja, hätte ich Harriet nur gut verheiratet, und wäre ich mit Ellen nur erst soweit — d. h., hätte ich sie erst konfirmirt usw., aber das ist nicht so leicht — nein, leicht ist das nicht!

Nun, die jüngste Tochter konfirmiren zu lassen, das kann doch wohl keine großen Schwierigkeiten haben, meinte der Leutnant, der doch nicht gleich andeuten wollte, daß Fräulein Harriet sich ja auch verheiraten könnte.

Aber ich bitte Sie, wandte der Jägermeister ein, das hat seine großen Schwierigkeiten. Sehen Sie, wenn sie erst konfirmirt ist, dann soll sie auch erwachsen sein, nicht wahr? Nun, und es wird mir schon schwer genug, eine erwachsene Tochter hier auf dem Gut zu haben, geschweige denn zwei. Hunde kann ich dressiren, aber junge Mädchen — nein! Und was nun die Konfirmation selber anbetrifft, so ist da ja unser Pfarrer, Pastor Larsen; mit dem spiele ich L'hombre — er spielt brillant —, aber den höre ich nicht — das thun übrigens überhaupt nicht gerade viele —, und von Pastor Jessen in Sönderby, den ich an den hohen Festtagen höre, zu dem will wieder Ellen nicht gehen.

Und weshalb denn nicht?

Nein, er ist ihr zu strenge — Sie wissen, so mit der Hölle und dem Teufel und seiner Großmutter —, aber ich habe es nun ganz gern, daß mir — wenn ich einmal zur Kirche gehe, so ein bischen Schwefelpfuhl unter die Nase gerieben wird — das kratzt einen förmlich auf, nicht wahr? — Doch nicht? — Nun ja, Sie mögen ja meinethalben Recht haben! Prost! Und willkommen auf Midskov!

Dank für die freundliche Aufnahme!

Ach, Unsinn! Ich bin es, der zu danken hat, daß Sie mitten im Winter bis an die Heidegrenze kommen und mit meiner Gesellschaft fürlieb nehmen. Wird Ihnen die Zeit auch manchmal lang?

Nein, das konnte der Leutnant gerade nicht behaupten.

Ach nein — nein, Sie können es schon aushalten: Sie sind ja Offizier in der Leibgarde. Das war auch meine beste Zeit, als ich Soldat war und nichts weiter zu thun hatte, als zu gehorchen. Damals hatte man immer genug zu thun und nichts, worüber man nachdenken mußte, aber nun — Sie können mir glauben, der Winter ist lang hier hüben! Ja, wenn man auf Jagd gehen kann — nicht auf Treibjagd oder Fasanen und dergleichen, sondern wenn man Freund Reineke auflauern kann — um diese Zeit kommt er ganz präzise, wenn der Fünfuhrzug pfeift, aus seinem Bau heraus —, oder wenn man auf der Entenjagd unten an der See hinter einem nassen Tangwall liegt, oder wenn man im Walde auf dem Anstand sitzt, mit dem Rücken gegen eine Tanne, die im Weststurme hin und her schwankt, und man selber mit schwankt — das ist genau so, als wenn man im Unwetter auf dem Meere ist — großartig, was? — Aber die Abende, hu! die sind lang! Und das Tauwetter, wenn sich der Kot an die Stiefel klebt, daß man allen Humor verliert und den Schwanz hängen läßt — nein, man müßte ins Winterquartier gehen können wie der Dachs und erst wieder aufwachen, wenn der Schnepfenzug beginnt!

Digitized by Google

Aber was nehmen Sie denn des Abends vor, Herr Jägermeister?

Ja, was nehme ich vor! Ich unterhalte mich mit den Hunden — oder mit Ellen — und ich lege Patience — ich kann sieben verschiedne —, und zuweilen lese ich auch Indianergeschichten — Sie wissen, von denen zu fünfundzwanzig Öre das Stück, in den bunten Umschlägen — aber dabei schlafe ich in der Regel ein.

Wie findet sich denn Ihre älteste Tochter in dieses einsame Leben? fragte der Leutnant, der das Gespräch gern auf sie bringen wollte.

Harriet? Ach, die beschäftigt sich selbst. Sie liest und näht und fährt und reitet. Ich sehe sie manchen Tag nur bei den Mahlzeiten. Sie ist überhaupt sehr selbständig angelegt: seit ihrem achtzehnten Jahre hat sie selbst über ihr Klostergeld verfügt, und ich habe wirklich keine Ahnung, wozu sie es braucht, denn ich frage nicht. Machen Sie sich noch einen Grog zurecht, Herr Leutnant, ich bin schon bei meinem zweiten.

Und der Jägermeister steckte die Cigarre in den linken Mundwinkel, sodaß sie hoch in die Höhe ragte, drehte den herabfallenden Schnurrbart aufwärts und sah so zufrieden mit dem Dasein aus, als ob es gar kein Tauwetter und gar keine langen Winterabende gäbe.

Es ist, weiß Gott, viel abenteuerlicher als eine Indianergeschichte, Herr Leutnant, sagte er nach einer Weile, daß Sie so von Königs Kopenhagen hierher kommen, um ein altes modriges Pergament zu suchen — das ist ja ein ganzer Roman!

Nein, es ist nur eine Novelle! wandte der Leutnant mit einem Lächeln ein, indem ihm der Vortrag seines ästhetischen Kameraden wieder einfiel.

Nun ja — ja, darin haben Sie natürlich Recht! Wie meinen Sie das übrigens?

Ja, sehen Sie, in einem Roman, da lernt man alle Personen gründlich kennen, und da hat man Zeit, sich genügend in die Szenerie und all das zu vertiefen; aber ein Offizier, der nur einen sehr begrenzten Urlaub hat und sich zur festgesetzten Zeit wieder bei seiner Kompagnie melden muß, der eignet sich höchstens dazu, eine Rolle in einer Novelle zu spielen, wo keine Zeit vergeudet wird, und wo die Ereignisse Schlag auf Schlag kommen. Aber die Novelle kann auch ihren Reiz haben!

Ja, mein Gott — ja, auf die Weise usw. Aber glauben Sie nun auch, daß Sie wirklich finden werden, was Sie suchen?

Ich hoffe, daß ich morgen finden werde, was ich suche; ob aber das Gesuchte den Erwartungen entspricht —

Nein, das weiß man ja nicht!

Haben Sie hier im Schlosse nie von der Sage gehört, daß hier etwas eingemauert sein sollte?

Nein, wir haben hier nur die Sage von Mette Bydelsbak, die alle Nächte umgeht.

Geht sie um?

Nein, eigentlich fährt sie — geringer thut sies nicht, denn sie war sehr vornehm — mit vier kohlschwarzen Hengsten vor — sie liebte überhaupt das Maskuline sehr! Noch ein kleines halbes Glas, wie?

Nein, vielen Dank; jetzt muß ich auch wohl sehen, daß ich zur Ruhe komme, es ist bald zwölf Uhr.

Nun ja, wie Sie wollen — hier auf Midskov hat jeder seinen freien Willen. Ich will Ihnen die Treppe hinaufleuchten, seien Sie aber so gut, recht leise zu gehen, denn Harriet hat einen sehr losen Schlaf, und es hat ja keinen Zweck, daß

Digitized by Google

sie hört, wie spät wir zu Bette gehen, was? Hier ist die Thür zu Ihrem Zimmer — ja, das Feuer im Ofen brennt noch! Gute Nacht!

Gute Nacht!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Eine „Vergnügungsreise," diese Bezeichnung haben einige Berliner und Leipziger Blätter, offenbar als das Ergebnis langer und eingehender Beobachtungen, für die nun glücklich beendete Orientfahrt unsers Kaiserpaares endlich gefunden. Eine gröbere Takt- und Geschmacklosigkeit ist nicht gut denkbar. Ganz abgesehen von den nicht kleinen Strapazen, denen sich die Herrschaften unterwerfen mußten, hatte doch die Reise einen sehr ernsten Zweck, vor allem in Jerusalem, und wenn man sie, weil sie mit mannigfachen Festlichkeiten verknüpft war, eine „Vergnügungsreise" nennt, so verdient auch die Reise, die etwa ein Bischof oder ein Generalsuperintendent zur Einweihung einer neuen Kirche unternimmt, keine andre Bezeichnung, denn an Festlichkeiten fehlt es auch bei solchen Gelegenheiten nicht. Freilich ist dieser protestantische Zweck für das kirchlich-protestantische Bewußtsein so manches liberalen Blattes durch die hochherzige Schenkung des Kaisers an die katholischen Deutschen arg verdunkelt worden. Das zarte Gewissen dieser Blätter verlangte eine streng protestantische Haltung; das Oberhaupt eines Reiches, worin ein Drittel der Bewohner der römischen Kirche angehört, hätte nur als Protestant auftreten dürfen. Cant, cant, cant! Und hätte der Kaiser dann die Katholiken vor den Kopf gestoßen, so würden ihm dieselben Blätter vorgeworfen haben, daß er das deutsche Protektorat über die katholischen Anstalten im Orient nicht energisch genug geltend mache. Sonst allerdings zeigt diese Presse für so weittragende und schwierige Fragen gar kein Verständnis. Während die englische, die französische und die russische Presse die Kaiserreise aufmerksam und nicht ohne Eifersucht verfolgte, reicht der Gesichtskreis vieler liberaler und nationaler deutscher Blätter nicht über den Umkreis des Kirchturms von Detmold hinaus. Sie sehen nicht, daß das Erscheinen des Kaisers das Selbstbewußtsein der in der Levante angesiedelten Deutschen und das Ansehen des Deutschen Reichs dort mächtig gehoben hat, sie haben kein Wort des Stolzes dafür, daß es der Kaiser so glänzend vertreten hat, wie nie ein abendländischer Staat in diesen Gegenden vertreten worden ist, sie wollen nicht sehen, daß wir dort eine große Aufgabe haben, und daß deren Lösung durch das Auftreten des Kaisers und die unerhörten Sympathien, die er bei den Mohammedanern erweckt hat, wesentlich erleichtert werden muß. Nur Geduld wird man haben müssen mit den Orientalen und namentlich mit den türkischen Staatsmännern, die doch auch mit andern, uns feindlichen Einflüssen rechnen müssen. Aber da der Kaiser zunächst keine Kohlenstation und keinen Handelsvertrag seinen lieben Kindern in Deutschland zu Weihnachten mitgebracht hat, so war seine Reise eben eine bloße „Vergnügungsreise," die ihn ganz unnützerweise so lange von Deutschland ferngehalten hat, denn dort ist ja inzwischen alles drunter und drüber gegangen! Die armen Kinder! Wenn der Vater ihnen kräftig seine Meinung sagt und sie fühlen läßt, daß er sie wirklich regiert, dann schreien sie, daß er seinen persönlichen Willen so sehr in den Vordergrund stelle, und wenn er nicht daheim ist, dann klagen sie, daß er sie sich selbst überlasse!

Doch Scherz beiseite! Die liberale Presse fürchtet nichts mehr als eine

Digitized by Google

agrarisch-konservative „Reaktion“ und die Macht des Zentrums. Glaubt sie diese Gefahren damit beschwören zu können, daß sie sich selbst dem Kaiser fortwährend in der Rolle eines kleinlichen, pedantischen, scheltenden Kritikers darstellt? Vielleicht thäte sie gut, ihre freimütige Opposition auch einmal von diesem Gesichtspunkte aus ins Auge zu fassen. **Ein Byzantiner**

Von der Reichsbank. Der neue Reichstag wird sich u. a. auch mit der Verlängerung des im Jahre 1901 ablaufenden Reichsbankprivilegiums zu befassen haben. Bekanntlich fordern die Agrarier und Mittelstandspolitiker die Verstaatlichung der Reichsbank. Dieser Forderung tritt G. H. Kaemmerer entgegen in der Schrift: Reichsbank und Geldumlauf (zweite, vermehrte Auflage, Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1898). Die Gegner des heutigen Zustands klagen darüber, „daß die Reichsbank die hohe Finanz bevorzuge, auch den Handel und die Industrie, während sie für die Landwirtschaft und den kleinen Mann, ob Gewerbetreibender, Kleinhändler oder Bauer, nur verschlossene Taschen habe.“ Hier liege der gefährlichste Irrtum in der Auffassung der Aufgaben der Reichsbank. Diese sei gar kein Kreditinstitut. Kreditgewährung erheische eine fein organisirte Arbeitsteilung, und die verschiednen Gruppen von Produzenten hätten sich denn auch schon die einer jeden angemessene Art von Kreditgenossenschaft geschaffen. Wenn die Absicht der Änderung sei, den Nutzen, den jetzt die Aktionäre zögen, dem Staate zuzuwenden, so werde die Rechnung täuschen. Das Notenprivilegium verliere mehr und mehr an Bedeutung; einen immer größern Teil der Geschäfte der Reichsbank bildeten der Giro- und Checkverkehr, das Deposito-, Verwaltungs- und Inkassogeschäft. In diesen nichtprivilegirten Zweigen ihrer Thätigkeit habe die Reichsbank mit den übrigen Banken zu konkurriren, und das werde sie nicht können, wenn sie anstatt von Kaufleuten und nach dem wechselnden Bedürfnis der Geschäftswelt von Büreaukraten nach ein für allemal feststehenden Regeln verwaltet werde. Die Geschäftswelt werde sich von ihr zurückziehen, und der erwartete Profit für den Staat werde ausbleiben. Die Reichsbank „wird eine Art von Reichs-Seehandlung werden und neue Reichsräte alimentiren.“ Übrigens verberge sich hinter der vorgeschützten Fiskalität nur das agrarische und sonstige Interesse. Die Theoretiker aber, die auf die Eisenbahnverstaatlichung verwiesen und meinten, auch die Reichsbank müsse, als eine dem öffentlichen Nutzen dienende Anstalt, verstaatlicht werden, gingen von einer falschen Voraussetzung aus. Die Eisenbahnen seien schon bei der Verstaatlichung ein Monopolbesitz gewesen; die Hauptgeschäfte der Reichsbank dagegen seien derart, daß sie auch jeder Privatmann machen könne; das ganze Bankwesen zu verstaatlichen gehe aber doch, wenigstens im heutigen Staate, nicht an. Auch die Sozialisten, die natürlich den Aktionären der Reichsbank ihre Dividenden nicht gönnten, sollten mit der Verstaatlichung lieber warten, bis sie selbst am Ruder sein werden, denn wenn die Reichsbank aus der Hand der Fachleute in die des Staats, d. h. der im Staate gerade herrschenden Partei, übergehe, dann werde sie wahrhaftig erst recht nicht zu Gunsten der Sozialdemokratie oder der Lohnarbeiter verwaltet werden. Übrigens sei nicht einmal der privilegirte Teil der Reichsbankgeschäfte, die Notenemission, seiner Natur nach ein Regal; das würde sie nur dann sein, wie Ribot in einer Kammerdebatte den französischen Agrariern und Sozialisten entgegen gehalten hat,*) wenn die Reichsbanknoten Zwangskurs hätten, nicht jetzt, wo sie ihren Paristand lediglich dem Vertrauen des Publikums verdanken. Die

*) Ein Bericht des Journal des Débats über diese Kammersitzung vom 31. Mai 1897 wird als Anhang abgedruckt.

Digitized by Google

Reichsbank ist also kein Kreditinstitut. Sie hat nach § 12 des Bankgesetzes drei Aufgaben zu erfüllen: den Geldumlauf im gesamten Reichsgebiet zu regeln, die Zahlungsausgleichungen zu erleichtern, und für die Nutzbarmachung verfügbaren Kapitals zu sorgen. Die dritte dieser Aufgaben, bemerkt der Verfasser, „ist heute insofern von geringerer Wichtigkeit, als alles zeitweilig verfügbare Kapital einen solchen Anreiz zum »Sichnutzbarmachen« in sich selbst trägt und so vielfältige Gelegenheit dazu findet, daß man diesen Punkt heute vermutlich nicht mehr unter die Hauptaufgaben einer großen Zentralbank ausdrücklich einbegreifen würde. Bezüglich des zweiten Punktes hat sich die Reichsbank, wie bekannt genug, außerordentliche Verdienste erworben." Was aber die erste Aufgabe anlangt, die Regelung des Geldumlaufs, so hat sie diese, wie Kaemmerer ausführlich zeigt, durch ihre Diskontopolitik bis auf den heutigen Tag glänzend gelöst. Natürlich streift er auch den Streit um den Bimetallismus, da ja die Bimetallisten u. a. behaupten, die Bankreserve sei zu klein und müsse durch Silbervorräte verstärkt werden. Was hätten, fragt Kaemmerer, etliche hundert Millionen Silber zu bedeuten gegenüber der ungeheuern Masse umlaufenden Kreditgeldes? Die Banknoten bilden davon ja nur einen verschwindend kleinen Teil. Das heutige Kreditgeld besteht in Wechseln, Checks, Girokontis, und auf der Solidarität des Kredits aller Kulturstaaten, nicht auf ein paar hundert Millionen Metallgeld mehr oder weniger beruht die Sicherheit aller Forderungen. Eben dieser Solidität ist es zu verdanken, daß der Verkehr mit einer verhältnismäßig so winzigen Summe von Metallgeld im ungestörten Gange erhalten werden kann. (Der monetare Geldvorrat der Erde wird auf siebzehn Milliarden geschätzt, wovon acht zirkuliren und neun in den Banken liegen, aber schon der Giroverkehr der deutschen Reichsbank allein belief sich im Jahre 1896 auf mehr als hundert Milliarden.) Die Banknotenausgabe, deren Bedeutung auf diese Weise von Tag zu Tage mehr schwindet, würde nur in Krisen wieder wichtig werden. Dagegen würde in solchen ein vermehrter Silbervorrat gar nichts nutzen, denn gerade in Krisen hat schon vor Einführung der Goldwährung, z. B. bei Ausbruch des Krieges im Juli 1870, jedermann Gold als das sicherste an sich zu ziehen gesucht.

Da wir den Bimetallismus erwähnt haben, wollen wir doch noch eine neue Widerlegung dieser wunderlichsten aller volkswirtschaftlichen Schrullen anführen: Kritik des Bimetallismus von Dr. Otto Heyn. Die Schrift ist so ungeheuer gründlich und ermittelt die von einer Währungsänderung zu erwartenden Wirkungen mit solchem Scharfsinn und einem so gewaltigen Aufwande subtilster und mühsamster Berechnungen bis auf die Million in jedem Zweige der Volkswirtschaft, daß den Bimetallisten kein noch so kleines Löchlein mehr bleibt, durch das sie entschlüpfen könnten. Eine unterhaltende und leichte Lektüre ist das nun freilich nicht. Nichtfachmänner, die sich unterrichten wollen, werden besser thun, zu dem weit lesbarern Werke von Karl Helfferich zu greifen: Die Reform des deutschen Geldwesens nach der Gründung des Deutschen Reichs (Leipzig, Duncker und Humblot, 1898). Zwar ist es viel umfangreicher — beinahe tausend Seiten in zwei Bänden —, dafür umfaßt es aber auch, wie schon der Titel besagt, viel mehr, und die Widerlegung des Bimetallismus ergiebt sich aus dem Verlauf der dargestellten Entwicklung von selbst. Aus diesem interessanten Werke gedenken wir in einem besondern Aufsatze einiges mitzuteilen. — Schließlich erwähnen wir noch ein Büchlein, dessen Gegenstand einigermaßen mit Banken und Währungen zusammenhängt oder vielmehr diese einschließt, als Kuriosität. Adolf Wagner hat bei Puttkammer und Mühlbrecht einen „Grundriß zu Vorlesungen über Finanzwissenschaft in aphoristischer Form als Leitfaden für seine Zuhörer" herausgegeben, der von

Digitized by Google

Anfang bis zu Ende so aussieht wie folgende Probe von Seite 80: „Lustbarkeitssteuer, Bedenken bei Beschränkung der Steuer auf »öffentliche« Vergnügungen. Gleichmäßiger als solche Steuern wirkt die Vermögenssteuer und bei ihr und der Einkommensteuer der progressive Steuerfuß. Veranlagung. Anmeldungs-, Angabepflicht. Steuersätze mit Maximis, Minimis, Stufen (Taxen). Steuerfreiheiten." Jede halbe Zeile, stellenweise jedes Wort eine Examensfrage; rund 14000 Löcher zum Durchrasseln! Und das ist nur ein Fach unter zwanzig der einen Fakultät! Glückliche Jugend des chinesischen Jahrhunderts!

Litteratur

Über das Pathologische bei Goethe. Von P. J. Möbius. Leipzig, J. A. Barth

Die Erörterung des Pathologischen bei Goethe zerfällt in zwei Teile: die Prüfung seiner Werke und die seiner Person. Eine Betrachtung der Goethischen Werke vom psychiatrischen Standpunkte aus erscheint dem Verfasser deshalb so anziehend, weil bei keinem andern Dichter das Pathologische eine so große Rolle spielt wie bei Goethe. Am nächsten kommt ihm Shakespeare, aber selbst dieser ist nicht so reich an merkwürdigen pathologischen Figuren wie Goethe. Trotzdem hat sich die ärztliche Betrachtung dem englischen Dichter vielfach zugewandt, Goethe aber noch nie. Daß diese beiden Dichter so oft krankhafte Geisteszustände behandeln, liegt offenbar daran, daß die treue Beobachtung der Wirklichkeit ihren Gedanken zu Grunde liegt. Bei Schiller, bei Lessing finden wir das Pathologische wenig oder gar nicht. Möbius erörtert nun die Frage, inwieweit Goethe Gelegenheit hatte, krankhafte Geisteszustände kennen zu lernen. Er gelangt dabei zu dem Ergebnis, daß Goethe diese Kenntnisse nicht durch den Besuch von Irrenhäusern gewonnen hatte, nicht durch das Lesen psychiatrischer Werke oder den mündlichen Unterricht psychiatrisch gebildeter Ärzte, sondern durch die Beobachtung der Gesellschaft, durch die allgemeine Litteratur und das gelegentliche Gespräch. Er erinnert an die von dem alten Goethe gethane Äußerung: „Die Welt ist so voller Schwachköpfe und Narren, daß man nicht nötig hat, sie im Tollhause aufzusuchen." Goethe erzählt auch, daß ihn einmal der Großherzog, der seinen Widerwillen gegen derartige Anstalten kannte, mit List und Überraschung in eine solche hineinführen wollte. Er habe aber den Braten noch rechtzeitig gerochen und ihm gesagt: „Ich bin bereit, Ew. Hoheit, wenn es sein muß in die Hölle zu folgen, aber nur nicht in die Tollhäuser." Der Verfasser entwirft ein sehr eingehendes und kulturgeschichtlich interessantes Bild von der damaligen Irrenpflege. Ein Bild, das trübe genug ist, Goethes Abscheu gegen die Narrenhäuser erklärlich zu machen. Im Großherzogtum Weimar scheint vor der Gründung der Jenaischen Irrenanstalt im Jahre 1804 das Tollhaus sogar mit dem Zuchthaus verbunden gewesen zu sein.

Darnach geht Möbius näher auf die vielen pathologischen Personen ein, mit denen Goethe von seiner Jugend an in Berührung gekommen ist. So wohnte bei seinem Vater als dessen Mündel der Rechtskandidat Clauer, der durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig geworden war. Möbius nimmt an, daß dieser das Vorbild für den jungen Wahnsinnigen in Werthers Leiden gewesen sei. Der ebenfalls der Geisteskrankheit verfallne Dichter Lenz war Goethes Jugendfreund. Auch der hypochondrische Arzt Zimmermann war ihm schon in der Jugend bekannt. Ebenso mußte Goethe oft dem Selbstmorde begegnen; der Autor erinnert an Fräulein von Laßberg und an Karoline von Günderode, an Knebels Bruder, an

Digitized by Google

Zelters Sohn, an Kleist und Merck. Eine größere Anzahl von Personen mit pathologischer Beimischung gehörte zu Goethes Verkehr: seine Schwester Cornelie, Behrisch, die Pietisten in Frankfurt, Jung-Stilling, die Grafen Stolberg usw. Möbius bespricht dann die wichtigsten pathologischen Figuren Goethes; aus Werthers Leiden den Helden und den jungen Wahnsinnigen, ferner Tasso, im Faust Gretchen, in der Iphigenie Orest, in dem Drama Lila die Heldin, in Wilhelm Meister den Harfner, Mignon, den Grafen und die Gräfin, die schöne Seele, Aurelie; in den Wahlverwandtschaften Ottilie, in Wahrheit und Dichtung besonders Lenz und Zimmermann, in Benvenuto Cellini den Künstler selbst und den Kerkermeister.

Wenn wir dem Verfasser auch nicht in allen seinen Ideen, Vermutungen und Schlüssen beipflichten können, so enthält doch gerade dieser Teil seines Buches manches, was den Leser zum Nachdenken anregen wird. Der zweite Teil des Buches wird dagegen vielfachen Widerspruch herausfordern: hier sucht Möbius darzustellen, daß Goethe nicht der eigentliche Normalmensch war, sondern daß auch bei ihm das Genie das Pathologische voraussetzte. Der Verfasser bespricht eingehend Goethes Familie, zeigt, wie besonders der Vater pathologisch war, wie dieselben Elemente, die den herrlichen Bruder formten, die häßliche und unglückliche Cornelie schufen. Alle krankhaften Zufälle in Goethes Leben, besonders die häufigen nervösen Störungen werden herausgehoben und erörtert. Die Hauptsache aber ist der Nachweis der periodischen Erregungen bei Goethe. Wir erfahren, daß in Goethes Leben von Zeit zu Zeit Perioden eigentümlich gesteigerter Thätigkeit eintreten, die gewöhnlich anderthalb bis zwei Jahre dauern, deren Kennzeichen dichterische Produktivität und erotische Wärme sind; die erste und intensivste Periode beginnt in Straßburg und endet in Weimar. Diese Darlegungen des Verfassers werden im einzelnen noch nachzuprüfen sein; die Annahme eines periodischen Steigens und Sinkens in der dichterischen Kraft Goethes scheint aber sicher zu sein. Viele haben über die Frauengestalten in Goethes Leben geschrieben, und immer hat man geglaubt, die Liebe habe den Dichter begeistert. Hier lernen wir das Gegenteil kennen, daß Goethe liebte, weil er begeistert war, daß dieses oder jenes Weib ihn erregte, weil sie ihm in einer Periode der Erregung entgegentrat, daß er sich nur dann verliebte, wenn „seine Zeit" gekommen war. Wir sehen ferner, daß wir Goethes hinreißendste Dichtungen den Zeiten der Erregungen, d. h. im gewissen Sinne dem Pathologischen zu verdanken haben, denn der Verfasser weist nach, daß alle die Werke, die noch heute das jugendliche Herz erwärmen und begeistern, ihren Ursprung in diesen Zeiten haben, während die Erzeugnisse der Zwischenzeiten in kühler Schönheit vor uns stehen, ja zum Teil geradezu mißlungen sind.

In Goethes Nachkommenschaft erreichte das Pathologische, wie Möbius darlegt, eine furchtbare Höhe. „Es sieht aus, als hätten sich die Dämonen das Glück, das Goethe über das gewöhnliche Menschenglück hinaus genossen hatte, durch das Unglück seiner Nachkommen mit Zinsen zurückzahlen lassen," so leitet der Verfasser diesen Teil seiner Erörterungen ein. Als die Quintessenz der Möbiusschen Darlegungen darf man den Satz ansehen: „Das Pathologische ist die Bedingung des Höchsten." Der Verfasser wird vielen Widerspruch finden, denn seine Betrachtungsweise wird manchem abstoßend erscheinen, aber ganz unrecht hat er nicht, wenn er sagt, „daß sich überall die enorme Bedeutung krankhafter Geisteszustände fühlbar macht und man einzusehen beginnt, daß ohne ihre Berücksichtigung eine zutreffende Beurteilung menschlicher Zustände und Werke überhaupt unerreichbar ist."

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Deportationsfrage vor dem deutschen Juristentage in Posen

Von Felix Friedrich Bruck (Breslau)

Der diesjährige deutsche Juristentag in Posen hat die Frage, ob sich die Deportation als Strafmittel in unsern Kolonien empfehle, abgelehnt. Da ich als bestellter Referent in dieser Frage durch Krankheit am Erscheinen verhindert war, so hatte ich dem Juristentage ein schriftliches Referat eingereicht. Ich lasse es hier im Wortlaute folgen, um ein Urteil über den Wert der gegnerischen Einwendungen zu ermöglichen:

Ein rationelles Strafmittel muß so beschaffen sein, daß es erstens den Staat oder die Gesellschaft gegen den Verbrecher sichert, zweitens die Person, die ein Verbrechen plant, von der Begehung abschreckt und drittens auf den Verbrecher erziehend einwirkt. Die Freiheitsstrafen entsprechen diesen Anforderungen durchaus nicht, ja man kann ohne Übertreibung sagen: das herrschende System der Freiheitsstrafen hat völlig bankrott gemacht. Dies ergeben unwiderleglich die Rückfallsstatistiken aller Kulturländer.

Nach dem soeben erschienenen statistischen Jahrbuch des Deutschen Reichs betrug die Zahl der im Jahre 1895 Vorbestraften: 172169 = 37,9 Prozent, im Jahre 1896 dagegen: 177574 = 38,9 Prozent der Gesamtheit der Verurteilten. Seit 1892 ist der Prozentsatz um 4,2, die absolute Zahl der Vorbestraften beinahe um 31000 gestiegen. Diese Zahlen bedürfen keines Kommentars. Wir stehen dem Zeitpunkte nicht mehr fern, wo die Hälfte der Verurteilten eines Jahres aus Vorbestraften bestehen wird. Der Grund für dieses traurige Ergebnis liegt in den klar zu Tage tretenden Mängeln der Freiheitsstrafen. Besonders die langjährigen und entehrenden Freiheitsstrafen leiden an dem

Digitized by Google

unheilbaren Gebrechen, daß sie den aus der Strafhaft Entlassenen regelmäßig an seinem Fortkommen hindern. Der entlassene Zuchthäusler vermag sich bei dem Arbeitgeber nicht gehörig zu legitimiren, und glückt es ihm, Unterkommen und Arbeit zu finden, so wird er, wenn seine Vergangenheit ruchbar wird, unbarmherzig entlassen; denn das Vorurteil gegen einen aus dem Zuchthause Entlassenen ist, so bedauerlich es auch sein mag, allgemein. Es besteht beim Arbeitgeber, sowie bei den unbescholtnen Arbeitsgenossen.

Ein andrer nicht genug gewürdigter Mangel langdauernder Freiheitsstrafen ist die durch die Haft hervorgerufne Stumpfheit. Das ist der Fluch aller langzeitigen Freiheitsstrafen, daß sie den Sträfling, für den eine Reihe von Jahren von Staats wegen gesorgt worden ist, unfähig machen, sich aus eigner Kraft eine Existenz zu gründen. Durch die unnatürliche Beschränkung seiner persönlichen Freiheit hat er aber nicht nur verlernt, auf eignen Füßen zu stehen, er ist auch in der Regel durch die lange Haft zu andauernder Arbeit körperlich und geistig unbrauchbar geworden. Zu diesen schwerwiegenden Gebrechen unsrer Freiheitsstrafen tritt noch der nicht zu unterschätzende Nachteil, daß die Sträflinge in unsern Strafanstalten der ehrlichen Arbeit Konkurrenz machen müssen, wenn sie nicht aus Mangel an Arbeitsgelegenheit mit nutzlosen Arbeiten beschäftigt werden sollen.

Dagegen entspricht die Deportationsstrafe bei sachgemäßer Handhabung allen Anforderungen, die man billigerweise an ein rationelles Strafmittel stellen kann. Sicher ist sie allen andern Strafmitteln der Gegenwart, besonders den Freiheitsstrafen, überlegen; denn erstens bewirkt die Deportation durch die dauernde Entfernung des Verbrechers aus dem Vaterlande absolute Sicherheit gegen die Verübung neuer, die Gesellschaft oder den Staat schädigender Delikte. Bei der Freiheitsstrafe schwindet diese unbedingte Sicherheit, weil der entlassene Sträfling sofort wieder in die Gesellschaft eintritt, die er verletzt hat. Zweitens wirkt die Deportationsstrafe aber auch in hohem Grade abschreckend; denn der Strafzwang, der in dem ersten Stadium dieser Strafe, während der sogenannten Strafknechtschaft, auch äußerlich vollkommen zum Ausdruck gelangt, kann bei sachgemäßer Einrichtung für den Sträfling ein Strafleiden mindestens von derselben Schwere darstellen wie die Zwangsarbeit im Zuchthause. Drittens bewirkt die Deportationsstrafe bei sachgemäßer Einrichtung die Besserung, richtiger die Erziehung des Sträflings, weil sie ihm die Aussicht gewährt, daß er durch gute Führung während der Straf- und Übergangszeit zu wirtschaftlicher Selbständigkeit und bürgerlicher Gleichstellung zu gelangen imstande ist. Diese tröstliche Aussicht weckt die darniederliegenden sittlichen Triebe selbst in einem gesunknen Menschen. Sie ist überhaupt die einzige und ausschließliche Triebfeder zur Besserung, die auf den Sträfling zu wirken vermag. Leveillé, der erste der jetzt lebenden Sachverständigen in der Deportationsfrage, hat erklärt: „Von allen Strafsystemen: Bagno, Gefängnis, Deportation, habe sich die Deportation am besten bewährt; von den aus dem Bagno Entlassenen

Digitized by Google

seien 95 von 100, von den aus dem Gefängnis Entlassenen 50 von 100, von den Deportirten nur 5 von 100 rückfällig geworden."

Seitdem wir Deutschen einen großen Kolonialbesitz haben, der sich in klimatischer Beziehung für unsre Volksgenossen eignet, ist die Deportationsfrage auch für das Deutsche Reich von praktischer Bedeutung geworden. In meiner im Jahre 1894 veröffentlichten Abhandlung: „Fort mit den Zuchthäusern!" habe ich die Deportation als Strafvollziehungsmittel empfohlen. Die Strafvollziehung war hierbei in folgender Weise gedacht. Sobald der Sträfling in der Strafkolonie angelangt ist, wird er hauptsächlich als Ackerbauer auf einer der Straffarmen*) des Reichs beschäftigt. Doch kann er auch zu jeder andern Arbeit, deren er fähig ist, angehalten werden. Jede Unbotmäßigkeit wird streng geahndet. In dieser harten Zucht bleibt der Sträfling solange, als es die örtliche Kolonialverwaltung für zweckmäßig erachtet. Auf Grund tadelloser Führung kann die Verwaltung die Arbeit mildern und die Kost des Sträflings verbessern, insbesondre kann nach Ablauf von drei Jahren — aber nicht eher — der Sträfling in einem eigens für Ansiedlungszwecke bestimmten und von der Straffarm räumlich gehörig getrennten Territorium seinen Wohnsitz angewiesen erhalten und sich dort eine selbständige Existenz begründen.

Ist der aus der Straffarm Entlassene ein Landwirt, oder hat er sich während seiner Strafzeit in der Farm landwirtschaftliche Kenntnisse erworben, so wird ihm Ackerland, eine Hütte, Saatgut und Ackergerät gegen billigen Zins vom Zeitpunkte der möglichen Rentabilität zugewiesen. Der zu selbständigem Betriebe Angesiedelte kann seine Familie nachkommen lassen, oder er kann sich für den Fall der Ledigkeit verheiraten. Das Eigentum der zugewiesenen Parzellen verfällt aber zu Gunsten des Fiskus, wenn der Angewiesene durch unordentlichen Lebenswandel den landwirtschaftlichen Betrieb trotz wiederholter Verwarnung vernachlässigt. Er wird dann ebenso behandelt wie der Sträfling, den die Verwaltung nach der Verbüßung der Strafzeit zur selbständigen Bewirtschaftung einer Ackerparzelle für ungeeignet erachtet. Dergleichen Entlassene werden versuchsweise entweder freien Ansiedlern oder solchen entlassenen Sträflingen, die sich als Ansiedler schon längere Zeit bewährt haben, auf deren Antrag gegen Kost und Lohn zur Beschäftigung überwiesen. Selbstverständlich können die Sträflinge zu allen öffentlichen Arbeiten herangezogen werden. Hierher gehören besonders Hafenanlagen, Wegebauten (Eisenbahnen), Berieselungs-

*) Solche Straffarmen werden nach dem Ermessen des Gouverneurs an verschiednen Punkten des südwestafrikanischen Kolonialgebiets angelegt. Sie dienen in erster Linie zur Erzeugung der für die Ernährung der Sträflinge erforderlichen Lebensmittel und ferner als Versuchsstationen für landwirtschaftliche Betriebszweige und als Vermittlungsstellen, die den freien Ansiedlern den Ankauf von Zugtieren, von Saat- und Pflanzenmaterial erleichtern. Vergl. den Abschnitt II. „Von den Straffarmen" Seite 12 fg. bei Bruck: Die gesetzliche Einführung der Deportation im Deutschen Reiche. Breslau, 1897.

Digitized by Google

lungsanlagen, ferner Bauarbeiten, wie Unterkunftsräume für Sträflinge (Baracken), Magazine, Speicher, Hospitäler, Häuser für Beamte, Hütten für die zu entlassenden Sträflinge im Ansiedlungsgebiete, endlich Kulturarbeiten zum Zwecke der Urbarmachung von Ländereien.

Wenn der Entlassene kein Landwirt ist, so ist ihm zu erlauben, in dem für Entlassene bestimmten Ansiedlungsgebiete unter der Gewährung einer Heimstätte und der notwendigen Arbeitsmittel eine andre, seinen Fähigkeiten entsprechende Thätigkeit, z. B. ein Handwerk, eine Technik oder ein Handelsgewerbe zu betreiben. Nach Ablauf einer billig zu bemessenden Zeit tritt auch für diese Kategorie die Pflicht ein, das aufgewandte Kapital an die Verwaltung zurückzuzahlen oder zu verzinsen. Solchen Ansiedlern können auf ihr Ersuchen Sträflinge, die dasselbe Handwerk oder Gewerbe gelernt und sich während der Strafzeit ordentlich geführt haben, schon vor Ablauf von drei Jahren zur Zwangsarbeit überwiesen werden. Für Kost und Kleidung hat der Arbeitgeber zu sorgen. An die Kolonialverwaltung hat er außerdem einen vertragsmäßig festgestellten Lohn zu zahlen, der nur zu einem Bruchteile dem Sträfling gutgeschrieben und bei seiner Entlassung ausgezahlt wird. Der in dieser Weise beschäftigte Sträfling geht dieser mildern Form der Strafverbüßung verlustig, wenn er durch Trägheit oder durch sein Betragen zur Beschwerde Veranlassung giebt. Er wird dann wieder zur Zwangsarbeit in eine Straffarm versetzt. Gehört der Entlassene der Kategorie der Gebildeten an, so kann er sich in dem Ansiedlungsgebiete berufsmäßig beschäftigen, z. B. als Arzt oder Lehrer. Ehemalige Beamte können versuchsweise von der Kolonialverwaltung, z. B. im Schreib- und Rechnungswesen, angestellt werden. Gerade diese Entlassenen können eine wertvolle Stütze des neu sich bildenden Gemeinwesens werden.

Es wäre jedoch verfrüht, wollte man die Entlassenen sofort nach der Strafverbüßung unter das allgemeine bürgerliche Recht stellen. Bevor dies geschehen kann, müssen die Entlassenen erst eine längere Probe bestehen. Sie verbleiben deshalb noch unter der Disziplin einer zur Überwachung entlassener Deportirter eingesetzten Verwaltungsbehörde. Durch die Begehung eines neuen Verbrechens verwirkt der Entlassene seine ihm nur versuchsweise gewährte Freiheit. Er wird wieder nach der Straffarm befördert und muß nun dort wiederum fünf Jahre als Sträfling arbeiten. Hat sich der Entlassene zehn Jahre hindurch zur Zufriedenheit der Disziplinarbehörde geführt, so steht es ihm frei, sich überall im Kolonialgebiet seßhaft zu machen.

Durch die Art und Weise der hier entwickelten Strafvollziehung soll in jedem Sträfling die Hoffnung auf eine allmähliche Besserung seiner Lage erweckt werden. Hierin liegt für den Sträfling ein mächtiger Antrieb, sich moralisch zu heben, und dieser Trieb wirkt zugleich nutzbringend für das Gedeihen unsers Schutzgebietes. Dieses von mir in verschiednen Abhandlungen ausführlich behandelte Projekt hat im großen und ganzen in der Fachlitteratur und in der politischen Presse Zustimmung gefunden, selbstverständlich aber

Digitized by Google

auch seine Gegner. Die für den deutschen Juristentag ausgearbeiteten beiden Gutachten des Professors Bornhak und des Regierungsrats Freund stehen in der Deportationsfrage grundsätzlich auf meinem Standpunkte. Sie treten beide mit Entschiedenheit für einen Versuch mit der Deportation ein. Nur darin weichen sie von meinem Projekte ab, daß sie die Deportation in bedeutend engern Grenzen durchführen wollen. Bornhak will nur solche Sträflinge deportiren, die eine längere als dreijährige Freiheitsstrafe zu verbüßen haben. Dann würde aber gerade die Gruppe von Sträflingen ausgeschlossen sein, die die besten Kräfte für die Deportation umfaßt, nämlich die jugendlichen Gewohnheitsverbrecher im Alter von sechzehn bis achtzehn Jahren, die noch am fähigsten zur Bildung und Akklimatisation sind, ferner das ungeheure Heer der Friedensbrecher, die wegen Verübung von Roheits- und Eigentumsdelikten und wegen Arbeitsscheu wiederholt bestraft worden sind. Betrug doch die Zahl der gewerbsmäßigen Bettler und Vagabunden im Deutschen Reiche im Jahre 1896 rund 200000! Unter den hier genannten Kategorien ist eine große Zahl von Leuten, die viel geringere als dreijährige Freiheitsstrafen zu verbüßen, und die noch nicht das dreißigste Lebensjahr überschritten haben. Sie sind, weil sie in der Regel noch widerstandsfähiger sind als die ergrauten Zuchthausinsassen, das beste Material für die Deportation.

Bornhak vertritt sogar die Ansicht, daß sich die Deportation in dem von ihm vorgeschlagnen Umfange ohne weiteres auf Grund der bestehenden Strafgesetzgebung im Wege der Verwaltung einführen lasse, während ich die Meinung vertrete, daß die Deportation eine neue, von den bestehenden gesetzlichen Freiheitsstrafen bedeutend abweichende Strafart sei und deshalb nur im Wege der Gesetzgebung eingeführt werden könne. Dieser Meinung ist auch Freund, allein in der Wirkung würde sein Vorschlag ebenso wie der Bornhaks zu einer Verkümmerung des Instituts der Deportation führen, da auch Freund besondres Gewicht darauf legt, daß nur solche Sträflinge deportirt werden, die zu lebenslänglichen Zuchthausstrafen oder zu zeitigen Freiheitsstrafen mindestens von fünf Jahren verurteilt worden sind. Diese Dauer erreichen aber die von deutschen Gerichten verhängten Freiheitsstrafen nur äußerst selten. Nach der Kriminalstatistik des Deutschen Reichs vom Jahre 1893 wurden von 11232 zu Zuchthaus Verurteilten nur 1445 mit mehr als fünf Jahren und von 254181 zu Gefängnis Verurteilten nur 3141 zu zwei bis fünf Jahren verurteilt, und unter diesen sind gerade solche Rückfällige, die schon durch wiederholte Verbüßung von Freiheitsstrafen für die Deportation unbrauchbar geworden sind.

Trotz dieser und mehrerer andrer die praktische Durchführung betreffenden Meinungsverschiedenheiten besteht aber hinsichtlich der prinzipiellen Frage, die dem Juristentage zur Beantwortung vorliegt, zwischen mir und den Herren Gutachtern volle Übereinstimmung. Der deutsche Juristentag, der sich zum erstenmale mit der Deportationsfrage befaßt, kann wohl nur ein Prinzip fest-

Digitized by Google

stellen. Die technischen Fragen, die die Ausführung der Deportation betreffen, gehören, wenn überhaupt, so doch erst in einem spätern Stadium vor sein Forum. Wenn ich gleichwohl in diesem Referate gewisse der Kolonialpolitik entlehnte Einwendungen berücksichtige, so geschieht dies nur zur Orientirung des Juristentages und nicht, um ihn dadurch zu einer Entscheidung in diesen Fragen zu veranlassen. Für uns Juristen handelt es sich in erster Linie um die kriminalrechtliche Frage: „Ob sich die Deportation nach unsern Kolonien überhaupt als Strafmittel empfiehlt."

Die Einwendungen, die gegen die Deportation hie und da vorgebracht zu werden pflegen, sind zum Teil nur vage Meinungsäußerungen, die sich nicht auf thatsächliche Unterlagen stützen, sondern der Spekulation entlehnt sind, so die Behauptung: „Die Deportation sei eine Feigheit," die „Deportation sei ein Ausfluß sozialer Faulheit."*) Zuweilen sind die Einwendungen so oberflächlich, daß sich die Widerlegung jedem denkenden Menschen sofort von selbst aufdrängt. So stellen einige Gegner die Sache so hin, als ob diese Strafe von den Verbrechern gar nicht gefürchtet, vielmehr als eine angenehme Reise ins Ausland gesucht werde. Diese Auffassung wird von einzelnen Ausnahmefällen als Regel abstrahirt, aber sie berührt nicht das Wesen der Deportation, sondern nur die Frage nach ihrer zweckmäßigsten Ausgestaltung, damit sie als Strafe empfunden werde. Sicherlich ist die Beschäftigung der Sträflinge in unsern Strafanstalten im allgemeinen bedeutend weniger anstrengend als die Arbeit, die wir in unsern Kolonien fordern können und müssen. Bisweilen fehlt es in unsern inländischen Strafanstalten überhaupt an produktiver Arbeit, und um die Sträflinge nur zu beschäftigen, wird zu ganz unmännlichen Arbeiten gegriffen. Man läßt Männer in der Küche Kartoffeln schälen, Holz spalten oder unaufhörlich die Anstaltsräume und deren Inventar reinigen. Ebenso hinfällig ist die Behauptung, „daß durch die Deportation von Sträflingen unser Prestige bei der eingebornen Bevölkerung leiden würde." Abgesehen davon, daß das für unsre Zwecke in Betracht kommende südwestafrikanische Schutzgebiet so gut wie menschenleer ist (in dem ungeheuern, um die Hälfte größern Lande als Deutschland wohnen im ganzen 100000 Menschen), läßt sich auch an der Moral seiner Bewohner — Hereros und Hottentotten — nicht viel verderben. Wir müssen, wenn wir ehrlich sind, sogar eingestehen, daß selbst unsre Sträflinge als Kulturmenschen jenen Barbaren nicht nur an Intelligenz, sondern auch an Gesittung überlegen sind. Sicher kann es bei der großen sozialen Bedeutung der Deportation für unser Volk wenig in Betracht kommen, wie eine Handvoll Wilder über die sittliche Qualifikation unsrer Sträflinge denkt.

Wenn aber gesagt wird, der Eingeborne in Afrika würde den Respekt vor

*) So Krohne, Lehrbuch der Gefängniskunde, 1889, S. 268.

Digitized by Google

der weißen Rasse verlieren, wenn er den Weißen als Strafknecht in der Kolonie arbeiten sähe, so ist das ganz unverständlich. Daß Weiße Verbrechen zu begehen imstande sind, haben die afrikanischen Eingebornen nie bezweifelt, sobald sie die Weißen kennen gelernt hatten, und die weitere Wahrnehmung, daß Weiße wegen ihrer Verbrechen mit harten Strafen belegt werden, könnte auf die sittliche Entwicklung der Eingebornen durch die Hebung ihres Gerechtigkeitsgefühls nur läuternd wirken. Dem Prestige des Reichs bei den Eingebornen haben die Verbrechen pflichtvergessener Kolonialbeamter mehr geschadet, als dies jemals durch den Anblick unsrer deportirten Sträflinge geschehen könnte.

Wichtiger erscheinen dem Laien auf den ersten Blick gewisse Einwendungen, die besonders von Gegnern aus kolonialen Kreisen erhoben werden, so die zur Diskreditirung des Deportationswesens in unkritischer Weise herangezognen Mißerfolge der Staaten, die bisher die Deportationsstrafe eingeführt haben, ferner der Einwand größerer Kostspieligkeit und die mit der Deportation verbundne Fluchtgefahr. Alle diese Einwände lassen sich ohne Schwierigkeit widerlegen.

Was insbesondre die angeblich schlechten Erfahrungen anlangt, die England mit seiner Strafkolonisation in Neusüdwales gemacht haben soll, so ist nur soviel an dieser Behauptung wahr, daß sich die freien, eingewanderten Kolonisten gegen weitere Verbrechersendungen aufgelehnt und damit der Deportation ein Ende bereitet haben. Nun habe ich aber gerade diesen Einwand schon in meiner Abhandlung: „Fort mit den Zuchthäusern!“ eingehend gewürdigt. Es heißt dort: „Gegen diesen Einwand ist leicht Abhilfe möglich, dadurch, daß man bestimmte Territorien von vornherein ausschließlich für entlassene Sträflinge zur Ansiedlung reservirt und die Ansiedlung freier Kolonisten in diesem Gebiete unter keiner Bedingung duldet. Sollte aber in der Folge das Ansiedlungsgebiet nicht mehr zur Strafkolonisation geeignet erscheinen, weil sich in demselben bereits eine Generation unbescholtner Nachkommen entlassener Verbrecher befindet, so müßte diese Strafkolonie als solche durch ausdrücklichen Erlaß der Regierung geschlossen und formell das Ansiedlungsgebiet auch freien Einwanderern geöffnet werden. Wer sich alsdann in diesem Gebiete ansiedelt, darf sich über die Anwesenheit von entlassenen Sträflingen oder Abkömmlingen derselben nicht beklagen. Er hatte ja bei seiner Niederlassung Kenntnis vom Stande der Dinge. Außerdem steht ihm jederzeit frei, durch Auswanderung seine Lage zu ändern. Mit der Schließung einer solchen Strafkolonie braucht aber für das Deutsche Reich die Deportationsstrafe als solche noch lange nicht aus der Reihe der Strafmittel auszuscheiden, sondern es tritt für das Reich nur die Notwendigkeit der Kolonisirung an andern geeigneten Stellen ein. An solchen wird es in unserm ausgedehnten Kolonialgebiet in absehbarer Zeit nicht fehlen. Sollte aber

Digitized by Google

wirklich einmal unser Kolonialgebiet für diese Zwecke nicht mehr ausreichen, so können wir ja diesen Zeitpunkt ohne Beunruhigung abwarten. Von vornherein aber auf Grund dieser entfernten Möglichkeit überhaupt auf die Segnungen Verzicht zu leisten, die ohne Zweifel aus der Deportation für Verbrecher und Vaterland erwachsen, wäre nicht ein Zeichen politischer Weisheit. Bei der Kolonisirung von Neusüdwales durch Verbrecher beging die englische Regierung den großen Fehler, die Niederlassung freier Ansiedler im Bezirk der Strafkolonien nicht nur zuzulassen, sondern sogar in jeder Weise zu begünstigen. Dadurch wurde der Keim für die spätere Unzufriedenheit dieses neu hinzutretenden Elements mit der gleichzeitigen Verwendung dieses Gebiets als Strafkolonie gelegt. Der Gouverneur Macquarie hatte dies richtig erkannt, aber leider drang seine Ansicht bei der englischen Regierung nicht durch, und der seit dem Jahre 1822 sich ergießende Strom freier Einwanderer vernichtete den ursprünglichen Charakter der Kolonie."

Thatsache aber bleibt, daß sich die Deportation nach Australien als Strafmittel vorzüglich bewährt, und daß England aus diesem Strafmittel den großartigsten Nutzen gezogen hat. Nicht Mißerfolge, wie die Gegner dieses Strafmittels die Leute überreden wollen, die die thatsächlichen Verhältnisse nicht kennen, haben England bestimmt, Australien als Strafkolonie aufzugeben, sondern einzig und allein der Widerstand der freien Einwandrer gegen die Zufuhr von Verbrechern.

In Beziehung auf die französischen Strafkolonien erklärte Leveillé auf dem fünften Internationalen Gefängniskongreß im Jahre 1895, daß man sich in der Wahl der Verwaltungsmaßregeln allerdings oft vergriffen habe. So sei die Deportation politischer Verbrecher, die zur Arbeit nicht verpflichtet wären, unhaltbar gewesen; denn mit Müßiggängern könne man nicht kolonisiren. Dasselbe gelte von einer großen Zahl der nach dem Rezidivistengesetz vom Jahre 1885 nach den Kolonien verschickten Sträflinge, die schon durch die lange Haft zur Arbeit in der Kolonie unbrauchbar geworden wären. Man sei oft in der Disziplin zu lässig verfahren und habe dadurch der Deportation ihren Charakter als Strafe genommen usw. Alle diese Fehler seien anerkannt und durch eine Reihe von Reglements der Verwaltung abgestellt worden.

Endlich wies der damalige Chef der russischen Gefängnisverwaltung, Galkin Wrasssky, darauf hin, „daß die Heranziehung der Mißerfolge in Sibirien für den Wert oder Unwert der Deportation nicht die geringste Bedeutung habe, da es sich hier nur um planloses Abschieben einer ungemessenen Zahl von Verbrechern der verschiedensten Art handle; aus Mangel an jeder Organisation der Arbeit könne von einer erfolgreichen Kolonisation nicht die Rede sein, und es sei ganz erklärlich, daß in der Folge diese Überschwemmung Sibiriens mit dem Abschaum der Verbrecherbevölkerung des europäischen Rußlands zu einer Plage des Landes geworden sei. Dagegen sei der in Rußland

Digitized by Google

zum erstenmal unternommne Versuch einer sachgemäßen Deportation mit Arbeits- und Ansiedlungszwang auf der Insel Sachalin vorzüglich gelungen."

Den andern Einwand, daß sich die Strafvollziehung in der Kolonie viel kostspieliger stellen würde als im Mutterlande, habe ich gleichfalls schon in meiner Schrift: „Fort mit den Zuchthäusern!" widerlegt. Dort habe ich ausgeführt, daß die etwaigen Mehrkosten nur in den Ausgaben bestehen könnten, die der Transport der Sträflinge nach den Kolonien erfordert. Nach einer Mitteilung der Reederei Woermann in Hamburg stellt sich der Transport von Hamburg nach den afrikanischen Schutzgebieten für den Kopf auf 200 Mark, d. i. der Passagepreis dritter Klasse. Doch ermäßigt sich dieser Preis bedeutend, wenn eine größere Zahl (z. B. mehrere hundert Sträflinge) auf einmal befördert werden. Diese Kosten fallen aber nicht ins Gewicht, wenn man die Differenz zwischen den übrigen Kosten der Strafvollziehung in der Heimat und in den Kolonien in Betracht zieht. Es handelt sich hier um die Unterkunftsräume, den Unterhalt und die Bewachung der Sträflinge. Die Unterkunftsräume für die Deportirten stellen sich aber in den Kolonien unverhältnismäßig billiger als die palastähnlichen Strafanstalten in Deutschland. Nach den Angaben Krohnes betrugen beispielsweise die Baukosten nur für zehn deutsche Strafanstalten für eine Kopfzahl von 5564 Strafgefangnen 21283316 Mark.

Das ist aber nur ein verschwindender Bruchteil im Verhältnis zu dem Gesamtaufwande für das Deutsche Reich. In Preußen allein unterstehen dem Minister des Innern einundfünfzig Straf- und Gefangenanstalten, in denen sich im Jahre 1890/91 der tägliche Durchschnittsbestand an Gefangnen auf 21932(!) belief. Dabei erkennt selbst Krohne die dringende Reformbedürftigkeit unsers Gefängniswesens an; denn eine rationelle Vollziehung der Freiheitsstrafe ist nach Krohne nur durch Einzelhaft zu ermöglichen. Bisher ist dieses System aber wegen der Höhe der Kosten im Reiche erst zum kleinsten Teile durchgeführt. Schlägt man mit Krohne den Bedarf der Zellen auf rund 50000 an, und zwar nur für Preußen, und berechnet man die Kosten für die Einzelzelle nach den bisherigen Erfahrungen auf 4500 bis 6000 Mark, so würde uns allein in Preußen die Unterbringung der Sträflinge auf die Kleinigkeit von 225 bis 300 Millionen Mark zu stehen kommen. Der preußische Ministerialdirektor Lucas hat gleichfalls eine Summe von 288 Millionen Mark herausgerechnet.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Politiſche Reiſebetrachtungen aus dem deutſchen Süden

Der Norden und der Süden Deutſchlands weiſen ebenſo wie die nördlichen und ſüdlichen Landſchaften Frankreichs einen in der geographiſchen Lage begründeten Unterſchied auf, den weder die gemeinſame Geſchichte noch die in Deutſchland nur teilweiſe geſchaffne politiſche Einheit haben verwiſchen können. Die Natur hat ſelbſt durch die Bodengeſtaltung und das Klima merkliche Grenzen zwiſchen den Landſtrichen gezogen, die auch auf die Bevölkerung nicht ohne Einfluß geblieben ſind. Zwar ſind die Bewohner Söhne desſelben Stammes, aber dasſelbe Blut wallt verſchieden durch die Adern. Die dem Klima angepaßte Lebensweiſe hat auch die Stammesſitten verändert. Der als Siedler in das nordöſtliche Neuland gewanderte Süddeutſche iſt zum Preußen und Pommern geworden, obwohl die Wiege ſeines Geſchlechts vielleicht in Bayern oder Schwaben ſtand. Aber es beſteht doch ein tiefer Gegenſatz zwiſchen Deutſchland und Frankreich. Der Norden Frankreichs iſt germaniſch wie Norditalien und iſt ſpäter romaniſirt worden, während in Deutſchland Norden und Süden eine einheitlich geſchloſſene Bevölkerung aufweiſen. Die Slawen des Nordoſtens ſind völlig im deutſchen Blute aufgegangen, denn außer Litauern, Polen und Wenden, die ſich auch heute noch durch ihre Sprache im Reiche abſondern, giebt es keine nur äußerlich germaniſirten Slawen mehr. Der deutſche Bauer und der Ritter haben die frühern Überbleibſel der Slawenwelt völlig aufgeſogen.

Aber politiſch iſt der deutſche Süden zerriſſen. Die Schweiz und Tirol gehören fremden Staaten an, die mit dem Deutſchen Reiche nichts zu ſchaffen haben. Die Schweiz iſt ſogar ganz offen deutſchfeindlich geſinnt. Demgegenüber berührte der Ausſpruch eines klerikalen Tirolers umſo angenehmer: „Es giebt keine Tiroler, keine Bayern, nur Deutſche.“ Dieſes Wunder, wie ſelbſtverſtändlich es auch vom nationalen Standpunkt aus erſcheint, hat Graf Badeni in dem Lande der ſtärkſten Prieſterherrſchaft vollbracht, wo der vaterlandsloſe Klerus jederzeit die Kirche über das angeſtammte Volkstum geſetzt hat.

Der deutſche Süden führt noch immer ein Sonderleben. Das ſtete Hervorheben der eignen Stammesart und das zähe Feſthalten daran ſind Zeichen

Digitized by Google

deutschen Wesens, die ohne die gefährlichen politischen Folgen sogar als ein wesentlicher Vorzug des deutschen Lebens angesehen werden müßten. Aber ebenso, wie die Vielgestaltigkeit der Lebensäußerungen dadurch beeinflußt und gefördert wird, so ist sie auch die Ursache des verhängnisvollen deutschen Sondergeistes. Dieser Mangel an Gemeinsinn und an der Freude am Einheitsstaate, der das gesamte Deutschtum von der Nord- und Ostsee bis an das Adriatische Meer umfaßt, ist der Fluch unsrer Geschichte, ja des ganzen Germanentums geworden. Nur der Deutsche hat den Deutschen mit dauerndem Erfolg in der Geschichte bekämpft. Die deutsche Langobardenherrschaft in Oberitalien stürzten Pippin und Karl der Große. Die Hohenstaufen, die Blüte des Kaisertums, fanden ihren Untergang an den Mauern der lombardischen Städte; denn das deutsche Bürgertum auf italienischem Boden vernichtete die ritterlichen Träger der deutschen Krone. Die alte Lombardei umfaßte in der ältern Zeit übrigens ganz Norditalien. Erst am Ende des Mittelalters aßen Savoyen von seiner kaiserlichen Lehnsgrafschaft Piemont aus und Venedig vom Küstensaume aus die Außenblätter der lombardischen Artischocke, wie die italienischen Geschichtschreiber mit treffendem Gleichnis berichten.

Aber wir brauchen nicht dahin zu schweifen, was heute Fremde für uns ist. Auch auf noch deutschem Volksboden bietet sich dasselbe Schauspiel, ja innerhalb der neuen Reichsgrenze selbst. Bayern spricht von angestammter Staatsgesinnung im Gegensatze zum Reiche, das für den Süden noch immer das vergrößerte Preußen ist. Und doch hat erst Napoleon das moderne Bayern geschaffen! Schwaben und Franken sind dort die Mehrheit gegenüber den Bayern, die auch nie sämtlich dem Hause Wittelsbach unterthan waren. Es giebt also gar keine bayrische Sonderart im geschichtlichen und nationalen Sinne. Trotzdem läßt sich thatsächlich der Unterschied nicht leugnen, und die Abstimmung im Reichstage über die Flottenvorlage hat gezeigt, daß der Süden (bayrisches Zentrum und süddeutsche Volkspartei, also die größten Gegner unter einander) fest geschlossen und einträchtig gegen das Wohl des Reiches gestimmt hat. Bayern hat noch nicht Bismarcks Erwartung erfüllt, daß es freiwillig auf seine Reservatrechte verzichten werde, die ihm bloß unter dieser Voraussetzung zugestanden worden waren. Bismarck wollte den Druck bei den Novemberverträgen des Jahres 1870 vermeiden, dem sich Bayern wohl oder übel hatte fügen müssen. Jetzt ist Bayern sogar ohne staatsrechtlichen Anhalt das Haupthindernis zur Ausführung und Ausgestaltung der Reichsverfassung. In Gemeinschaft mit Sachsen hat es die Übertragung der Staatsbahnen auf das Reich verhindert. Gegenwärtig will es eine ungerechtfertigte Sonderstellung bei der Kriegsgerichtsbarkeit. Das süddeutsche Postregal ist ein Hohn auf die Verkehrseinheit des Reiches. Auch nachdem das Bürgerliche Gesetzbuch rechtskräftig geworden ist, versucht Bayern verfassungswidrig seinen bisherigen obersten Gerichtshof zu verewigen, während Preußen schon jetzt die

Digitized by Google

rein preußischen Gerichtssachen beschejden einem Oberlandesgericht (Kammergericht zu Berlin) übertragen hat. Somit läßt sich der bayrische Sonderdünkel nicht leugnen, und bedauerlicherweise hat er seit Bismarcks Weggange noch zugenommen.

Der Bayer sieht mit Stolz auf das kunstgeschmückte München und vergleicht damit geringschätzig das Aschenbrödel Berlin. Freilich vergißt er, daß Ludwig I. nur durch die Vernachlässigung seines niemals vollzähligen Heeres die Mittel zu seinen großartigen Bauten gewann und somit die Wehrlosigkeit des Deutschen Bundes gegenüber dem Auslande mitverschuldete. Währenddem trug Preußen die schwere Kriegsrüstung, der das neue Reich ausschließlich zu danken ist. Mit der Pflege von Kunst und Wissenschaft erhebt man kein Volk aus politischem und wirtschaftlichem Verfall. Derbere, aber auch stärkere und wesentlichere Lebenskräfte müssen entfaltet werden, um dieses größere Werk zu vollbringen. Das Volk der Dichter und Denker war ein armseliges Geschlecht, der Spielball des ihm doch an geistigen Fähigkeiten nachstehenden Auslandes. Jüngst hat noch der amerikanische Generalkonsul in Leipzig das zweifelhafte Loblied auf den Geist des deutschen Volkes gesungen. Er irrt sich übrigens, wenn er sagt, daß darauf die Freundschaft zwischen Amerika und Deutschland begründet sei. Auch hat er geschichtswidrig unterschlagen, daß in Amerika das Drittel der Bevölkerung, in dessen Adern deutsches Blut fließt, von dem englisch-irischen Stamm unterdrückt wird. Auf dieser Blutsgemeinschaft beruht die Verbindung. Die deutsche Bildung erobert Amerika nicht; aber die deutsche Faust wird sich auch jenseits des Weltmeeres ihr Recht zu wahren wissen.

Bei dem antinationalen, dynastischen Widerstande gerade Bayerns ist man in Berlin auf den unheilvollen Ausweg verfallen, nun auch den preußischen Standpunkt zu betonen. Reichseisenbahn, Reichspost und Reichszollverwaltung sind unabweisbare Forderungen des Reichs, mögen auch die Finanzminister der einzelnen Staaten ungern die Einnahmen missen. Nur auf diesem Wege ist die Reichseinheit, die allzusehr nur auf dem Papiere steht, thatsächlich zu verwirklichen, ohne daß dem kaum nationalen Sonderinteresse der Bundesstaaten Abbruch geschieht. Das verfassungsmäßige Recht steht auf seiten des Reichs. Aber in Berlin ist Stillstand eingetreten, und die rückläufige Bewegung wird in München weidlich ausgenutzt. Ein Zwang im Bundesrate durch Mehrheitsbeschlüsse wird seine Wirkung nicht verfehlen. Zu etwas müssen die sonst bedeutungslosen Kleinstaaten doch nütze sein. Daß die Kleinstaaten die doppelten Verwaltungskosten trotz schlechterer Beamtengehälter und geringerer Leistungen auf staatlichem Gebiete aufzuwenden haben, ist bekannt und läßt sich aus jedem Staatshaushalt nachweisen. Es ist sogar eine Pflicht einer weisen Regierung, diesen Kleingebilden nach Möglichkeit solche Aufgaben abzunehmen, die sie nicht mehr oder nur unvollkommen erfüllen können. Der Süden trägt in der Verwaltung noch ein großstaatliches Gepräge; aber es kommt dem Steuerzahler

Digitized by Google

auch teuer zu stehen. Beschränken sich die Regierungen der Bundesstaaten auf die innere Verwaltung, so bleibt ihnen noch genug übrig. Handel und Verkehr sind Reichssache; die Verwaltung der Kleinstaaten wirkt hier nur hemmend.

Das Reich bevorzugt die Süddeutschen in seinem Dienste, was für die übrigen Staatsangehörigen nicht immer angenehm ist; aber die Dankbarkeit des Südens dafür ist gering. Gerade das Auswärtige Amt nimmt gern Bayern, und was ist der Lohn des dadurch geehrten Staates? Eine zur Farce gewordne Diplomatie Bayerns im Auslande, in der sonst ganz tüchtige Kräfte durch Nichtsthun und Salonleben verkümmern. Dabei wird das Ansehn des Reichs und des Deutschtums geschädigt, wenn einflußlose bayrische Gesandten und Ministerresidenten als gesellschaftliche Schmuckstücke in den europäischen Hauptstädten erscheinen. Man erzählt leider wahre Anekdoten über die diplomatische Thätigkeit dieser bayrischen Vertreter, die für tüchtige Beamte beschämend sein müssen. In Deutschland selbst mögen sich die Mittelstaaten diesen dynastischen Scherz erlauben, da er keinen Schaden stiftet, wenn er auch unnützes Geld kostet. Im Auslande kann er gefährlich werden. Wir erinnern an die Unterhandlungen Ludwigs II. mit den Orléans. Was unter einem geisteskranken König harmlos war, kann sich in schwerer Stunde gefährlich wiederholen. Die napoleonische Zeit mit dem Rheinbunde liegt noch kein Jahrhundert hinter uns zurück. Festigen wir beizeiten das Reich; die Eigentümlichkeit und die Kunstblüte des Südens sollen hierdurch nicht gehindert werden, sie sollen sich vielmehr unter dem starken Reichsschutz mit doppelter Kraft entfalten.

Die süddeutsche Abneigung wurzelt in der Verwechslung des Reichs mit dem Preußentum. Preußen hat gewiß im Süden nichts zu suchen, aber die gemeinsamen Reichseinrichtungen können doch auch nicht als preußische Veranstaltungen angesehen werden. Nur die Böswilligkeit eines Dr. Sigl, der aus seinem leider noch volkstümlichen Preußenhaß ein bezahltes Preßgewerbe macht, kann solche Unterstellung wagen. München hat gern die Schacksche Galerie als kaiserliches Eigentum behalten, ebenso wie den kostbaren Stamm der alten Pinakothek, die ursprüngliche Düsseldorfer Sammlung, die nicht persönliches Eigentum der wittelsbachischen Herzöge von Berg, sondern Staatsbesitz war. Preußens Unterlassungssünde besteht in der Geringschätzung der alten Reichserinnerungen, die im Süden noch lebendig sind. Die Hälfte Süddeutschlands bestand beim Zusammenbruch des alten Reichs aus unmittelbaren Städten und Standesherrschaften. Kaiser Friedrich hat sich mit klugem Verständnis im Süden nur als den Kronprinzen des Deutschen Reichs gefühlt. Er war auch durch die Vergangenheit mit der mühsamen und oft ungelohnten preußischen Vorarbeit zur Erneuerung des Reichs, die der alte, hochselige Herr nicht vergessen konnte, persönlich nicht verbunden. Wir sind ja Zeugen der Volkstümlichkeit des Kronprinzen gewesen, ehe das heimtückische Leiden ihm die

Digitized by Google

Dornenkrone des edeln Dulders auf das Haupt drückte. Nicht das kraftvolle Preußen, die Vormacht Deutschlands, ist im Süden beliebt, sondern der einst freilich nur flitterhafte und morsche Glanz des alten Reiches hat auch um das noch kleinere, aber stärkere neue Staatswesen einen idealen Schimmer gewoben, dessen Wert nicht zu unterschätzen ist. Staatsrechtlich und auch rein thatsächlich beruht die Stärke Deutschlands freilich nicht mehr auf dem Reich, sondern auf der Lebenskraft der preußischen Großmacht und der Mittelstaaten. Die Kleinstaaten sind jetzt wenigstens kein Hindernis mehr für das Reich, wenn ihr Anteil an der nationalen Entwicklung auch immer bescheidner wird und sich schließlich auf die Rekrutengestellung beschränkt. Aber eine allgemeine Mitarbeit des Südens zu Reichszwecken ist eben nur durch das Mittel des Reichs möglich, soll dieses nicht wieder aus den Fugen gehen, wie schon einmal, wo es formell sogar noch besser gefestet war. In Berlin hat man sich zu dieser Einsicht noch nicht emporgeschwungen und glaubt, durch Schonung des ungeschichtlichen und durchaus nicht einheitlichen Königreichs die störrischen süddeutschen Herzen zu gewinnen. Man läßt sich im Süden die Rücksicht wohl gefallen, schimpft weiter auf den „verflixten Preiß“ und giebt dem Kaiser nicht, was des Kaisers ist; denn er erscheint bloß als der König von Preußen, dem man sich als kleiner Gernegroß ebenbürtig dünkt. Die Folgen dieses Verhaltens liegen gegenwärtig klar zu Tage, der Süden ist nicht mehr so reichsfreundlich wie früher, und der unberechtigte Preußenhaß ist gewaltig gewachsen, obschon keine unfreundliche preußische Maßnahme offiziell erfolgt ist. Die persönlichen Reibungen an den höchsten Stellen entziehen sich der öffentlichen Beurteilung und beruhen wohl viel auf Mißverständnissen, die ernstlich die Staatsleitung nicht beeinflussen dürfen.

Sieht es innerhalb der Reichsgrenzen im Süden vom nationalen Standpunkt nicht allzu rosig aus, so sieht es noch trüber in den andern deutschen Bezirken am Fuße der Alpen aus. Der Weg soll uns durch Tirol und die Schweiz führen. Die bayrischen Tiroler und die alemannischen Schweizer waren sich bis jetzt ihrer besondern Stammesgemeinschaft mit ihren Volksgenossen im Reiche nur wenig bewußt. Der Verzweiflungskampf der Tiroler im Jahre 1809 wurde gegen bayrische Bajonette geführt, und man kann nicht behaupten, daß die Bayern menschenfreundlich im Lande gehaust hätten. Trotz dieser Thatsachen hat die verhängnisvolle Slawenpolitik der österreichischen Regierung auch hier der Erkenntnis des gemeinsamen Volkstums Bahn gebrochen. Ein großer Teil der Tiroler fühlt sich jetzt mit Stolz als Deutsche, und weder die angestammte Treue gegen das Erzhaus noch der blinde Gehorsam gegen die alleinseligmachende Kirche können diese natürliche Empfindung mehr bannen. Freilich darf man sich nicht über die Tiefe dieses Gefühls in der Volksmenge täuschen. Die geisttötende Jesuitenpolitik hat zu starke Wurzeln in dem gottesfürchtigen Lande geschlagen, als daß der

Digitized by Google

undeutsche Sinn des zum Teil italienischen Klerus ohne Einfluß auf die Volksstimmung bleiben sollte. Der etwas unzeitgemäß gewordne Bannstrahl des Trientiner Bischofs in Welschtirol gegen die deutsche Bozener Zeitung und die Protestversammlung der aufgewiegelten Bauern gegen dieses Blatt, der sich grobe Ausschreitungen gegen harmlose Veranstalter der üblichen Sonnenwendfeuer anschlossen, sind üble Zeichen einer deutschen Gesinnung. Selbst die uralte germanische Volkssitte des Johannisfeuers, die die Kirche klug geduldet hat, wurde den verdummten Bauern als deutsch-nationale Veranstaltung anstößig, da liberalerseits das Entfachen der Holzstöße auf den stolzen Berghäuptern als Sinnbild der deutschen Freiheit gedeutet wurde. Sicherlich ein durchaus harmloser Vorgang, wovon wir selbst Zeugen gewesen sind. Trotzdem unterfingen sich deutsche Tiroler, selbst zufällig anwesende reichsdeutsche Zuschauer mit den alten Freiheitsstutzen zu bedrohen, als ob die Kirche durch die von ihr gebilligte Feier bedroht gewesen wäre. Zweifellos lag die gemeinste demagogische Hetze des Klerus vor, wogegen die vielleicht unangemessene Haltung des Bozener Blättchens ein Kinderspiel war.

Die gewaltige Alpennatur, der gegenüber sich der Mensch so klein und hilflos fühlt, wirkt ja auf den schlichten Sinn der in abgelegnen Thälern und auf einsamen Almen zerstreuten Bevölkerung und erzeugt ein tiefes religiöses Gefühl. Mag auch ein Teil der Geistlichkeit diese reine Gottesfurcht zu eigennützigen Zwecken zum Schaden des eignen Volkstums mißbrauchen und Haß zwischen den einzelnen Volkskreisen säen, so muß man doch mit dieser innigen religiösen Überzeugung rechnen und die Gefühle der Gotteseinfalt schonen. Der Liberalismus hat hier schwer geirrt, wenn er glaubte, die Kirche durch politische Ideale zu ersetzen. Auch hat er das Band des gemeinsamen Volkstums lange Zeit unterschätzt. Nun gilt es, die tiefe Kluft zu überbrücken, die beide Lager scheidet. Die aufgeklärten Geister mit warmem nationalem Gefühl und das schlichte, beschränkte Volk, dem die Kirche über alles geht, stehen sich feindlich gegenüber. Die Kirche hat klug durch unzählige Feiertage und einen rührenden Mangel an Unterricht das arme Volk der Älpler in feste Banden geschlagen. Das Wort der Vernunft und der nationale Weckruf finden taube Ohren.

Andrerseits schreitet der nationale Gegner, der Italiener, auch wirtschaftlich rasch vorwärts, nachdem er seit einem Jahrhundert die Kirche gewonnen hat. Über Innsbruck hinaus findet man nordwärts überall italienische Arbeiter, die mit ihrer Anspruchslosigkeit den behäbigern Deutschen verdrängen. Das arme Bettlervolk nimmt jede Arbeit. Das Hofsystem mit dem streng durchgeführten Anerbenrecht hindert auf deutschem Volksboden außerdem die Zunahme der Bevölkerung, während sich die besitzlosen Italiener schnell vermehren und die hohe Obrigkeit für das Fortkommen der Sprößlinge sorgen lassen. In den Grenzbezirken richten Regierung und Geistlichkeit zuvorkommend italienische Schulen und Gottesdienste ein, und so schreitet die Italienisirung vom Gardasee

Digitized by Google

aus, dessen Norduser einst kerndeutsch war, unaufhaltsam fort. Schädigend wirkt auch noch eine anscheinend harmlose Abart der Latifundienbildung. In Südtirol, an der Sprachgrenze im gesegneten Gartenlande um Bozen und Meran siedeln sich reiche Leute, auch Reichsdeutsche, an, indem sie einen der zahlreichen kleinen Edelsitze mit den alten Schlössern erwerben. Nach den Begriffen aus der deutschen Ebne ist das Besitztum ein kleines Gütchen. Aber der bescheidne Bodenumfang ernährt als Rebberg vielleicht ein Dutzend Winzerfamilien, während nunmehr aus der eindringlichsten Gartenkultur ein herrschaftlicher Park entsteht, ohne jeden Nutzwert. Bitter beklagte sich bei uns ein deutschgesinnter Tiroler aus dem Volke über diese Enteignung, obgleich sie nicht gewaltsam erfolgt und den kleinen Verkäufern sogar noch ein hübsches Geld einbringt. Aber sie wirkt national verderblich. Die Bequemlichkeit der Landesregierung selbst verringert noch die Ertragsfähigkeit des Bodens. Gerade mitten in diesem hochkultivirten Landstrich, im Überschwemmungsgebiet der Etsch, sieht man weite Strecken Ödland, die bei einer geschickten Entwässerung die saftigsten Wiesen geben würden. Jetzt sind es verrottete Erlenbrüche. Natürlich würde die Urbarmachung zunächst beträchtliche Kosten erheischen, die die Privateigentümer nicht tragen könnten. Aber der Staat hat doch ein Interesse daran, die schon an sich beschränkten Nahrungsstellen in ihrer Zahl für die wachsende Bevölkerung zu erhöhen. Es ist das sogar eine besondre nationale Forderung zur Erhaltung des Deutschtums. Aber vielleicht rechtfertigt gerade dieser Umstand die Unthätigkeit der Regierung, die sonst landwirtschaftlich keineswegs müßig und unverständig ist.

Während es geschichtlich feststeht, daß nicht nur ganz Südtirol deutsch ist, sondern das Deutschtum bis über Verona, das Bern der deutschen Sage, gereicht hat, giebt man sich bei der Regierung den Anschein, als ob man an das fremde Volkstum der sogenannten Welschtiroler glaube. Freilich hat ja gerade die allezeit undeutsche österreichische Regierung seit Jahrhunderten Südtirol absichtlich verwelscht, indem es das deutsche Land der Lombardei gleichstellte und hier wie dort mit Hilfe der Geistlichkeit das unsichere italienische Element stärkte. Jetzt erntet Österreich den Dank seiner Italienisirung. Die Welschtiroler fühlen sich als Italiener und verlangen Anschluß an ihren größten Feind, Italien. Freilich von einer Regierung, die das 1815 Graubünden abgenommne deutsche Veltlin zur Lombardei schlug und italienisch verwaltete, kann man kein nationales Empfinden verlangen. Die Auffassung eines Deutschböhmen erscheint beinahe gerechtfertigt, daß man in Österreich selbst an höchster Stelle die Monarchie absichtlich slawisire und verwelsche, um den ehemals deutschen Bissen dem neuen Deutschen Reiche zu verleiden. Man verzweifelt also selbst an der Einheit des habsburgischen Staates, den allein das Deutschtum zusammenhalten kann. Bildet sich erst ein Staatenbündel, wie das bei Ungarn und Galizien schon geschehen ist, so wird freilich die

Digitized by Google

nationale Anziehungskraft Rußlands und Italiens so groß sein, daß die außerdeutschen Lande rettungslos den beutegierigen Nachbarn verfallen, was uns Deutschen einerlei sein könnte, befänden sich unter den Länderbrocken nicht weite deutsche Landstriche, wie Welschtirol, die Bukowina und die Länder der sogenannten Wenzelskrone. Welschtirol ist am meisten gefährdet, da man an leitender Stelle das Land als fremdes Sprachgebiet ansieht, obwohl man erst künstlich diese Sprachtrennung zwischen Nord und Süd mit kirchlicher Hilfe geschaffen hat. Nun pocht die Italia irredenta an die Thore Tirols. Zur Abwehr verwelscht man amtlich das Land lustig weiter. Die Beamten verstehen in Welschtirol kaum deutsch; alle Bekanntmachungen sind italienisch, und der deutsche Reisende, der fast allein das ungastliche Land besucht, muß im eignen deutschen Land italienische Aufschriften studiren. Ergötzlich ist es nur, wenn der Deutsche in seiner Muttersprache seinem Unmute über diese Mißwirtschaft deutlichen Ausdruck giebt. Denn mit einemmal versteht dieser Uritaliener aus Welschtirol das verhaßte Deutsch und antwortet sogar in dieser verachteten Sprache. Dieses sich selbst verraten stimmt schlecht mit dem offiziellen Welschtum der Südtiroler überein. Freilich, die italienische Bettelhaftigkeit macht sich dafür auch schon nördlich vom Gardasee breit; ein bedenkliches Zeichen, daß der sonst so stolze deutsche Sohn der Berge, wo der Zwergkönig Laurin seinen Rosengarten auf schwindelnder Dolomitenhöhe hütet, zum italienischen Trinkgeldjäger hinabgesunken ist.

Es sei erlaubt, an diesem Orte darauf hinzuweisen, welcher Unterschied zwischen der Lombardei im alten Sinne und Venedig besteht. Nur Venedig ist von ganz Oberitalien von der deutschen Überflutung verschont geblieben. Die deutsche Einwanderung hat bis über die Hohenstaufenzeit gedauert, sodaß kaum noch romanisirte Kelten im Lande geblieben sind. Die nationale Schwäche und mangelnde Widerstandskraft haben allein neben der ungeschickten kaiserlichen Politik, die das trotzige aufstrebende Bürgertum nicht für seine Zwecke zu gewinnen wußte, dem Polande den romanischen Firnis gegeben. Die Lombardei ein fleißig angebautes, hochentwickeltes Kulturland; Venedig trotz der vergangnen Handelsherrlichkeit ein elendes Bettlervolk. Tizians vollbusigen, blonden Frauengestalten von hohem Wuchs sind keine venetianischen Schönheiten, sondern die germanischen Töchter des langobardischen Festlands, das sich die Lagunenstadt beim Verfall der kaiserlichen Gewalt langsam, aber unaufhaltsam unterworfen hatte, nachdem die deutschen Edelinge und Stadtfürsten, wie die Scaliger, Visconti und Este besiegt waren. Noch heute haben wir dieses unverfälschte Bild der Nationalitätenscheidung. Aber selbst auf deutschem Boden ist man sich dieser langsamen Entdeutschung alten germanischen Volksbodens nicht mehr bewußt und läßt das feindliche Romanentum über die Grenze bis tief in die deutschen Alpenthäler dringen.

Mag man auch den Parteistandpunkt der liberalen Tiroler nicht teilen,

Digitized by Google

so muß man doch ihren klerikalen Gegnern als schlimmen Volksfeinden mit den schärfsten Waffen entgegen treten. Der national gesinnte Deutsche Österreichs sieht hilfeheischend über die Grenze, und unsre nationale Pflicht ist es, unbekümmert um völkerrechtliche Bedenken, die bloß die beiden Regierungen angehen, den bedrängten Brüdern unsre offne Teilnahme zuzuwenden. Zur Zeit ist eine Einmischung ausgeschlossen, und es ist noch anzunehmen, daß den Tirolern die Abwehr gelingt. Die Kirche wagt schon jetzt nicht mehr, offen gegen das eigne Volkstum aufzutreten. Vielleicht bleibt die Rückwirkung auf Welschtirol nicht aus. Freilich der Bischofssitz in Trient mit der italienischen Priesterschaft muß einem deutschen Orte weichen, soll nicht die Allmacht des Klerus im deutschfeindlichen Sinne weiter gemißbraucht werden.

Zum Schlusse möge ein bezeichnendes Stücklein der vielsprachigen österreichischen Liebenswürdigkeit oder richtiger antideutschen Anmaßung der fremden Völkerschaften folgen. Die Wagen der Südbahn, die das ungarische Staatsgebiet nur innerhalb der italienischen Zone am Adriatischen Meere berührt, sind natürlich mit ungarischen Bekanntmachungen neben den deutschen geschmückt, denen sich gelegentlich auch italienische anschließen. Ja sogar die Bahnhöfe weisen ungarische Anschläge auf mitten in den deutschen Alpen Tirols! Stolzer kann sich der lächerliche Dünkel der transleithanischen Reichshälfte nicht zeigen. Als würdiges Gegenstück enthalten sämtliche bayrischen D-Wagen die Wörtchen non sponsari (Nicht herauslehnen), weil einige Durchgangswagen bis Verona und Rom fahren. Die Fahrgäste sind fast ausschließlich Deutsche, fast nie Italiener. Die entsprechenden italienischen Wagen führen natürlich keine deutsche Aufschrift, obwohl sie deutsche Reisende nach Deutschland bringen. Ja es ist eine schöne Sache um den deutschen Nationalstolz, selbst im neuen Reiche. Die großen deutschen Durchgangsstationen wimmeln besonders in Baden und im Elsaß von fremdsprachigen Übersetzungen zum Verständnis der Ausländer. In Oberitalien, wo man in den Reisezeiten fast nur deutsch auf der Eisenbahn hört, findet man kein deutsches Wort, wenn sich auch auf dem Markusplatz in Venedig am Abend mehr Deutsche als Italiener ergehen. Die Italiener handeln nur folgerichtig. Wer nach Italien reist, muß wenigstens notdürftig der Landessprache kundig sein. In Deutschland versteht dafür fast jeder ein Bischen von den fremden Sprachen und bemüht sich, das den Fremden zu beweisen.

Am schlimmsten steht es freilich mit dem Nachbarland Tirols, der Schweiz. Zwar hetzt hier kein undeutscher Klerus das bethörte Volk gegen die deutsche Bildung auf; auch findet der demokratische Freisinn des Reiches die gesinnungstüchtigsten Parteibrüder von rauhester Lebensart wieder, die das Herz Richters und Payers erfreuen müßten. Mit Genugthuung ruft der Schweizer es auf allen Gassen, daß drei verschiedne Nationen friedlich zusammen hausen und ein verderblicher Sprachenstreit keine Stätte in der freien Schweiz finde. Doch

Digitized by Google

wie greulich verwandelt sich diese Schilderung in ein schmähliches Zerrbild nationaler Entartung und nationaler Selbstentwürdigung. Erstaunt hört der Geschichtskundige von den drei Nationen in der alemannischen Schweiz. Genf ist freilich als burgundische Stadt früh romanisirt und als thatsächlich französisch anzusehen. Bei den übrigen sogenannten französischen Kantonen kann man sich dagegen durch den Augenschein von der noch jetzt fortschreitenden Verwelschung dieser einst rein deutschen Landschaften überzeugen. In Tessin liegen die Verhältnisse ähnlich. Auch dort ist erst seit einem Jahrhundert die italienische Sprache siegreich vorgedrungen. Der Schweizer war, abgesehen von seiner Heimatsliebe, als echter Deutscher jederzeit ein vaterlandsloser Geselle, der seine Waffentüchtigkeit jedem Geldgeber zur Verfügung stellte. Diese Landsknechtsgesinnung beseelt noch heute die Schweiz, deren Unabhängigkeit lediglich die Eifersucht der Großmächte gewährleistet. Sonst hätte sie sich längst die edle Schwesterrepublik einverleibt, wie einst während der großen Revolution, wo sie im Namen der Völkerfreiheit einfach von Frankreich vergewaltigt wurde.

Wenn es nicht unhöflich wäre, könnte man leicht versucht sein, die unwürdige Haltung der Schweizer dem Franzosentum gegenüber mit einem geprügelten Hunde zu vergleichen, der, je mehr Schläge er erhält, desto mehr seinen strengen Herrn liebkost. Es dürfte lehrreich sein, den Gründen dieser elenden Erscheinung nachzugehen. Das Schweizerdeutsch ist keine besondre Mundart, sondern ein entartetes Hochdeutsch. Es giebt wohl eine Sprechweise des Prätigau, des Üchtlandes usw., aber keine allgemeine Schweizer Mundart. Sprachlich ist die Schweiz alemannisch. Seit der Trennung vom Reiche im Jahre 1648 hat sich diese Mundart wohl besonders entwickelt, aber es, im Gegensatz zum Holländischen, zu keiner Schriftsprache gebracht. Unsre hochdeutsche Schriftsprache ist auch für das Schweizerdeutsch maßgebend. Thatsächlich entspricht aber die Rede nicht der Schrift. Handelte es sich nur um eine mundartliche Abweichung, so wäre diese eigne schweizerische Art höchst erfreulich. Leider ist es aber eine Entartung, und der Schweizer ist sich dieser Thatsache wohl bewußt. Wie bei uns im vorigen Jahrhundert die Muttersprache schimpflicherweise so verachtet war, daß sich die Gebildeten des Französischen in nationaler Gleichgiltigkeit bedienten, so dauert diese Unsitte in der Schweiz fort, und deutsch ist zur Hausknechtssprache hinabgesunken. Die deutschnationale Gefahr liegt gerade in dieser Begünstigung des Französischen in den gebildeten Kreisen, denn jeder Mann aus dem Volke strebt natürlich diesem unrühmlichen Vorbilde nach. In jedem Laden, in jeder Gaststube hat man zunächst Bon jour Mr., excusez Mr., merci beaucoup Mr. usw. zu ertragen, womit freilich auch der Wortvorrat dieser falschen Franzosen erschöpft ist. Jede Speisekarte in der elendesten Wirtschaft ist französisch, obschon in den mittlern Kneipen die Kost allzu deutsch ist.

Digitized by Google

Das Volk der Landsknechte dient jetzt freilich den Fremden, die die Schweiz wegen ihrer Naturschönheiten besuchen. Mit Rücksicht auf den Geldbeutel könnte dann die Verachtung des eignen Volkstums, wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch erklärt werden. Aber dies ist weit gefehlt. Die Mehrzahl der Bergsteiger sind Deutsche, dann kommen Engländer und Amerikaner, und schließlich in verschwindendem Maße die geliebten Franzosen, die als Romanen die Bequemlichkeit der Städte und Bäder mehr lieben, als daß sie Sinn für die gewaltige Alpennatur hätten. Wir Reichsdeutschen füllen die Börse der Gastwirte und Eisenbahnen; aber wir kommen ja doch und sind auch zu bescheiden, als daß wir dem kindlichen Franzosenspuk entgegenträten. In den guten Berner und Luzerner Familien wird fast immer französisch gesprochen, und deutsche Diplomaten müssen zu dieser Vermittlungssprache ihre Zuflucht nehmen, um ihre eignen schweizerischen Volksgenossen überhaupt zu verstehen, wie reizvoll auch die alemannische Mundart sonst ist. Ein erbärmlicheres Armutszeugnis kann sich die Schweiz überhaupt nicht ausstellen, als daß sie bei einem fremden Volke ihre Umgangssprache entlehnt.

(Schluß folgt)

Hundert Jahre Landwirtschaft in Deutschland

(Schluß)

Die Krisis war keine „Not der Landwirtschaft," da, wie wir gesehen haben, die Bauern*) davon nicht betroffen wurden, sondern nur eine Not vieler Rittergutsbesitzer. Natürlich wurden außer dem Bülowschen noch andre Rettungsvorschläge produzirt, wenn auch nicht in solchen Massen wie in unsrer heutigen schreibwütigen Zeit. E. von Knobloch schlägt 1830 in der genannten Broschüre eine „Gutserhaltungsanstalt" mit einem „Erhaltungsrat" vor. Da dieser Vorschlag nicht der Geschichte der Ereignisse, sondern nur der Geschichte der Projekte angehört, so interessiren die Einzelheiten heute nicht mehr. Dagegen wollen wir aus seiner Darstellung der Ursachen der Krisis, die im allgemeinen mit den schon angeführten Darstellungen übereinstimmt, zwei Punkte herausheben.

*) Die erwähnten unglücklichen Litauer wurden nicht erst durch eine Preiskrisis ruinirt, sondern durch den Zwang zu Geldleistungen an den Staat, während einerseits die Naturalwirtschaft, in der sie bis dahin gelebt hatten, ihnen gar kein Geld zuführen konnte, andrerseits der Krieg ihnen alles Geldwerte, namentlich das Vieh, geraubt hatte.

Digitized by Google

„Mehreren Gutsbesitzern gelang es, bei bewirkten Verkäufen zur Erhöhung des Kredits der verkauften Güter, in unendlicher [soll wohl heißen unredlicher] Vorspiegelung beträchtlich größere Kaufsummen im Kaufkontrakt angegeben zu erhalten, und sie benutzten demnächst diejenigen Gelder, die sie mittelst des zu hoch gestandnen Kredits sehr bald dargeliehen erhalten hatten, dazu, sich in Gegenden, wo die Güter noch für geringe Preise zu haben waren, andre Güter zu erwerben; ja es gelang sogar vielen, durch landschaftliche Kreditanstalten auf den in solchen wohlfeilen Gegenden erkauften Gütern mehr noch angeliehen zu erhalten, als sie Kaufgeld dafür in Wahrheit gegeben hatten; und die Täuschung, die dieser Verkehr mit Landgütern erzeugte, war so groß und allgemein, daß nicht bloß die Kapitalisten bei den Darlehnsgewährungen, sondern auch die zu großem Grundbesitz gelangten Spekulanten sich in betreff des so ganz eigentlich nur herausgerechneten Vermögens für völlig geborgen hielten, indem sie bei aller Höhe der Getreidepreise deren allmähliches Steigen, als im fortwährenden Sinken des Geldwerts gegründet, für völlig gesichert ansahen." Der andre Zug, den er dem schon entworfnen Bilde beifügt, ist folgender. Vor 1806 habe es sowohl an Aktien wie an Staatsschuldscheinen gefehlt; deshalb seien die Rentner und die bei der guten preußischen Finanzwirtschaft reich gewordnen Stiftungs-, Pensions- und Versicherungskassen genötigt gewesen, ihr Geld in Hypotheken und Pfandbriefen anzulegen; der Kredit sei also den Gutsbesitzern förmlich aufgedrängt worden. Nach 1815 dagegen habe es infolge der gemachten Kriegsschulden (und der Neugründung von Aktiengesellschaften, die er zu erwähnen vergißt) nicht an Anlagepapieren gefehlt, und so hätten die Kapitalisten und die öffentlichen Kassen ihr Geld aus den Landgütern herausgezogen. Die intensive Wirtschaft, wird außerdem noch bemerkt, auf die sich viele Gutsbesitzer eingelassen hätten, rentire nur bei guten Preisen; nun könnten sie zur extensiven nicht mehr zurück, und ebensowenig, da nun einmal der standard of life gestiegen sei, zur alten einfachen Lebensweise. Den Segen der großen Reformgesetzgebung für das Ganze erkennt er an; den meisten Rittergutsbesitzern aber habe die Umwälzung vorläufig mehr Schaden zugefügt als Vorteil gebracht. Unter anderm führt er an, daß die Freizügigkeit den Gütern die Arbeiter entziehe. Er gesteht zu, daß die Rittergüter selbst schuld seien an der Menschenarmut Ostelbiens, indem sie nicht allein durch viele Freiheitsbeschränkungen die Ansässigmachung erschwert, sondern auch durch den Gesindezwang die rechtzeitige Verehelichung der jungen Leute verhindert hätten. Aber nachdem einmal dieser unglückliche Zustand geschaffen war, habe die auf einmal gewährte Freizügigkeit diese Gegenden vollends entvölkern und die Ablösung der Roboten die Rittergüter der Arbeiter berauben müssen. In der Nähe von Berlin freilich seien die Frondienste der Bauern nicht mehr viel wert gewesen, und man möge dort froh sein, daß man sich diese Art Arbeiter vom Halse schaffen könne. Denn dort sei der Bauer von

Digitized by Google

der Stadt aus klug gemacht worden, und seine sogenannte Arbeit sei nur noch Zeitverderb gewesen; habe er z. B. auf einem zweispännigen Wagen Dünger fahren sollen, so habe er nicht mehr darauf geladen, als ein einzelner Mann auf einem Schiebkarren fortbringt. In der Stadt habe er nicht bloß bei Winkelratgebern und Aufwieglern, sondern sogar bei Gericht Hilfe gefunden, „weil die größte Anzahl der Richter mit der Landwirtschaft und der Dreihärigkeit, Harthörigkeit und Dickfelligkeit der Bauern zu unbekannt waren." In den entlegnen Gegenden aber seien die Leute noch willig gewesen und hätten daher die Roboten noch ihren Wert gehabt.

Ein Herr von der Marwitz, den Meyer anführt — wohl derselbe, der wegen des von Boyen so scharf kritisirten Protestes gegen die Bauernbefreiung ein paar Wochen auf Festung mußte —, ist ein wahrer Unglücksrabe. Er sieht in seinen Abhandlungen und Denkschriften von 1811, 1812, 1823 und 1836 nicht allein die Edelleute, sondern auch die Bauern zu Grunde gehen. Wie der Handwerksmeister, und nicht der Geselle, der eigentliche Produzent der Gewerbeerzeugnisse sei, so sei auch der Gutsbesitzer, dem das Land gehöre, und nicht der Bauer, sein Knecht, durch den er das Land beackern lasse, der Getreideproduzent. So wenig die Gesellen und Ladendiener einen besondern Stand ausmachen könnten, so wenig könnten es die Bauern. Stünde dieser richtige märkische Junker aus dem Grabe auf, so würde er zu seinem Erstaunen hören, wie heute die Bauern geradeso sprechen — mit Beziehung auf ihre Knechte. Daß sich die Bauern damals schon Knechte und Mägde hielten, findet er höchst anstößig. Solange sie zu Hofe gingen, hätten sie solche ja gebraucht für den Dienst des gnädigen Herrn. Jetzt, da dieser Dienst aufgehört habe, hätten sie das Gesinde abschaffen müssen. Statt dessen hätten sie es behalten. Das schicke der Bauer nun aufs Feld, er selber aber sitze in guter Ruh vor seiner Hausthür oder im Wirtshaus bei der Branntweinflasche, und während er sonst um 3 Uhr morgens zu arbeiten angefangen habe, werde es jetzt in seinem Hause kaum um 6 Uhr lebendig. Eine der Bemerkungen dieses Urfeudalen ist unbestritten richtig. Bei der Ablösung habe es geheißen: Wer da hat, dem wird noch mehr gegeben, wer wenig hat, dem wird auch das Wenige vollends genommen. Dem vermögenden Rittergutsbesitzer habe das Bauernland, das er erhalten habe, Gewinn gebracht, weil er Vorwerke anlegen und Arbeiter bezahlen konnte; dem unvermögenden war es nur eine Last. Ebenso habe die Ablösung dem größern Bauern genützt, den kleinen Kossäten dagegen, der mit seinem Stückchen Land die nackte Freiheit erkaufen mußte, zum Proletarier gemacht. Und der verarmende Bauer habe jetzt statt des Grundherrn, der ihn in der Not unterstützen mußte, den unerbittlichen Gläubiger, der ihn von der Scholle treibt, während früher die Bauerngüter weder subhastirt noch verschuldet werden konnten.

Solchem Gejammer über das Unglück Einzelner, die der Pessimist für

Digitized by Google

die Gesamtheit ansah, hielt ein Vertreter der Staatswissenschaften, der Leipziger Professor Friedrich Bülau, in seiner Schrift: Der Staat und der Landbau (1833) die Thatsache entgegen, daß bei freier Bewegung der Güter, die den Tüchtigen an die richtige Stelle bringe, der Nutzen der Gesamtheit die Schädigung Einzelner bei weitem überwiege. Thünen hatte den vom privatwirtschaftlichen Standpunkte aus richtigen Grundsatz aufgestellt, daß es dem Landwirt nicht so sehr auf den Rohertrag als auf den Reinertrag ankomme, und daß daher in Gegenden, wo die intensive Kultur zu kostspielig ist, die extensive gewählt werden müsse, wie denn auch Mecklenburg, als es die Dreifelderwirtschaft verließ, statt der Fruchtwechselwirtschaft die Koppelwirtschaft*) gewählt hat; erst in unsern Tagen, schrieb Rodbertus 1847, und nur sporadisch, bereitet sich dort der Übergang in die Fruchtwechselwirtschaft vor. Bülau erklärt nun: „Der Bruttoertrag ist es, von dessen Größe der Flor des Nationalwohlstandes abhängt. Was kümmert es die Gesellschaft, ob Einzelne einen höhern oder geringern Gewinn von ihren Besitzungen ziehen? Der kleine Wirt, der mehr um sich zu nähren, als auf den Verkauf baut, freut sich wohlfeiler Zeiten, reicher Produktion. Der große Gutsherr ist wohl über den geringen Ertrag froh, wenn er durch hohen Preis wertvoll wird.“ In der That bedeutet Teuerung nicht selten ein Glück für den Rittergutsbesitzer und den Großbauern, für das Volk niemals. Die Wohlfeilheit der zwanziger Jahre entsprang, wie nach einer Arbeit von Kuhnt 1826 Merkel in den Schlesischen Provinzialblättern nachwies, den durch Vermehrung der Anbaufläche und intensivere Bewirtschaftung gesteigerten Ernteerträgen.

Von der Zeit ab, schreibt Elsner, wo die Güter in andre und bessere Hände gekommen waren, d. h. von den dreißiger Jahren ab, datirt der rasche Fortschritt der Landwirtschaft, an dem nun die frei gewordnen Bauern teilnahmen. In der Bauernbefreiung waren die übrigen deutschen Staaten Preußen teils vorausgegangen, teils folgten sie bald nach; am spätesten das Königreich Sachsen, das nach Langethal das intelligenteste Volk und die reaktionärste Regierung hatte, die mit der Ablösung so lange zögerte, bis sie durch Bauernunruhen dazu gezwungen wurde. Während die englische Kornbill noch auf die Getreideproduktion im Osten drückte — der Westen führte Schlachtvieh nach Frankreich aus und exportirte auch Getreide nach Holland und der Schweiz —, half sich dort die intelligente jüngere Generation von Landwirten zunächst mit der Schafzucht; nach Aufhebung der Kontinentalsperre erschienen die Engländer wieder auf den Wollmärkten, und die Wolle der veredelten deutschen Schafe wurde mit Gewinn nach England verkauft. Sachsen und Schlesien gingen

*) In Holstein und Mecklenburg wurde die Hufe in eine Anzahl von Schlägen oder Koppeln geteilt, die man mit Hecken (Knicks) und Gräben umgab, um das Vieh am Ausbrechen zu hindern; jede Koppel wurde eine Anzahl von Jahren als Weide und dann nach einer bestimmten Fruchtfolge als Acker benutzt.

Digitized by Google

darin voran, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg folgten. Sodann wurde viel Raps gebaut — erst damals wurde ja die Straßenbeleuchtung und im Hause die Benutzung von Öllampen statt der Talglichter allgemein, und auch die Maschinen brauchten viel Öl —, und die beiden wichtigsten landwirtschaftlichen Industrien, die Spiritusbrennerei und die Zuckerfabrikation, breiteten sich aus. Die heute noch von Rudolf Meyer eifrig verfochtne Ansicht, daß durch diese beiden Industrien die Produktion von Nahrungsmitteln vermindert werde, hat Elsner schon vor dreißig Jahren widerlegt, und in den heutigen Ernteerträgen findet sie ihre thatsächliche Widerlegung. Daß die Kartoffeln gegessen werden könnten, anstatt daß man Branntwein daraus brennt, wenn die ostelbischen Gegenden dichter bevölkert wären, ist richtig; solange sie aber dünn bevölkert sind, würde ein Teil des Sandbodens, der jetzt für die Brennereien bestellt wird, ohne diese Industrie unbenutzt liegen bleiben. Was aber die Zuckerrübe anlangt, so haben die Tiefkultur und die starke Düngung, zu der sie zwingt, in den Rübengegenden den Getreideertrag trotz verminderter Anbaufläche vermehrt. Dazu kam dann noch die Verbesserung der Äcker durch die Drainirung und eine vervollkommnete Wiesenkultur. Und als nun im Jahre 1846 in England der Kornzoll aufgehoben wurde,*) während zugleich die Mißwachsjahre 1842 und 1846 und die Kartoffelkrankheit den Getreidepreis in die Höhe trieben, da begann eine goldne Zeit für die größern Landwirte; der Zollverein und die Eisenbahnen verliehen ihrem Handel Schwingen. Die Kartoffelkrankheit wurde weniger von ihnen als von der armen Bevölkerung empfunden.

Und diese hatte nun freilich gleichzeitig mit dieser Umwälzung und durch sie eine bedeutende Vermehrung erfahren. Sehr viele Kleinbauern hatten ihr Stückchen Land ganz an den Gutsherrn verloren, und durch die Gemeinheitsteilungen war den kleinen Leuten die Möglichkeit entzogen worden, Vieh zu halten; früher hatten sogar die Inlieger Schweine und Gänse halten können, da sie diese auf die Gemeinweide treiben und jene mit Deputatkartoffeln mästen konnten. Uns hat man, so klagten sie, zu Bettlern, die Bauern zu Herren gemacht. So wurde ein Proletariat ländlicher Arbeiter geschaffen, das früher nicht vorhanden gewesen war — zum Glück für die Rittergutsbesitzer, denen nicht allein die Bauernfronden genommen worden waren, sondern die jetzt sogar, da ihre Wirtschaften durch einen Teil des Bauernlandes vergrößert worden waren, mehr Arbeiter brauchten als früher; zum Glück auch für die Großbauern, die intensiv zu wirtschaften anfingen und ebenfalls mehr Hände nötig hatten. Dieses ländliche Arbeitervolk ist dann später, als die Industrie zahlreiche Hände forderte, durch die Wegräumung der letzten Schranken der Frei-

*) Ganz aufgehoben hat ihn England erst im Jahre 1869, aber die Ermäßigung im Jahre 1846 kam in ihren Wirkungen der Aufhebung beinahe gleich.

Digitized by Google

zügigkeit in die Gruben, Fabriken und Handelsstädte gelockt worden, aus den Küstenlandschaften aber zum Teil nach Amerika ausgewandert, namentlich aus Mecklenburg und Vorpommern, wo die Rittergutsbesitzer schon vor der Ablösung durch Bauernlegen landlose Leute (Meyer erinnert an „kein Hüsung!" von Fritz Reuter) geschaffen hatten. Das wirkt bis heute nach. Rudolf Meyer schreibt in der Neuen Zeit (1892—93, Nr. 10, S. 309): „Man erhöhte den Lohn, man setzte die Arbeitszeit herab, vergebens! Es giebt östlich der Elbe bis ans Stille Meer keine höher bezahlten Landarbeiter mit kürzerer Arbeitszeit als in Mecklenburg und im Regierungsbezirk Stralsund, und doch hat sich von 1880 bis 1890 die Bevölkerung des platten Landes in Mecklenburg-Strelitz von 64619 auf 60407, ja die des ganzen Großherzogtums einschließlich der Städte um 2500 Einwohner vermindert." Ernst Moritz Arndt, aus dessen Schriften Rudolf Meyer einige Abschnitte in die „Hundert Jahre" aufgenommen hat, faßt an der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung besonders diese Wirkung ins Auge und beklagt sie daher. Er sieht darin die Vollendung der Vernichtung des Bauernstandes, die mit dem Bauernlegen und der Wiedereinführung der Leibeigenschaft im nordöstlichen Deutschland begonnen habe. Das Bauernlegen ist in seiner Heimat noch bis in seine Jugendjahre fortgegangen, und er hat es mit seinen eignen Augen gesehen. Malte Putbus hat auf Rügen „große Dörfer zerstört und Pachthöfe daraus gemacht und überhaupt ein so schweres Szepter geführt, daß sehr viele, und zwar die schönsten und rüstigsten Jünglinge zur See und zu Lande in die Fremde entwichen und nicht wiedergekommen sind." Es gab auch andre Edelleute in Pommern, „die große Dörfer ordentlich aus Spekulation kauften, Wohnungen und Gärten schleiften, große und prächtige Höfe bauten und diese dann mit einem Gewinn von 20- bis 30000 Thalern wieder verkauften [jedenfalls verlockt durch die Werterhöhung der Landgüter am Ende des vorigen Jahrhunderts]. Nach den Gesetzen sollten Bauern, deren Wehre gelegt ward, nebst ihrer ganzen Familie mit voller Freiheit und mit ihrer ganzen lebendigen Hofraid ausziehen, die oft einen ganz beträchtlichen Wert ausmachte, da es Vollbauern gab, die zwölf Pferde, zehn bis zwölf Kühe und einige Ochsen, dazu Schweine, Schafe und Geflügel hegten." Das hat man ihnen genommen; Arndts Bruder, der Rechtsanwalt in Bergen war, führte für sie Prozesse gegen die Edelleute und zog sich dadurch Haß und Schaden zu. Arndt selbst wurde wegen seines Buches „Die Leibeigenschaft in Pommern und Rügen" von einigen Edelleuten, unter denen „ein Käufer und Verkäufer und Vermäkler von Bauerndörfern" war, beim Schwedenkönige verklagt, der aber nach Prüfung des Buches zu dem Entschlusse gelangte, die Leibeigenschaft aufzuheben. Arndt will, daß der Mensch frei, der Boden aber gebunden sei. Es soll dafür gesorgt werden, daß die Güter von mäßigem Umfange erhalten und sowohl vor Zerstücklung als vor Zusammenlegung geschützt bleiben. „Der Mensch, schreibt er 1820, der weiß, was die

Digitized by Google

Herrlichkeit eines Staates ist, fährt mit einem unbehaglichen Gefühle durch die schimmernden adlichen Herrensitze hin, die aus zerstörten Bauerdörfern aufgeführt sind, und auf welchen Haufen wandernder Tagelöhner und Lohnknechte in kümmerlichen Katen zusammengepreßt wohnen. Auch wird er nicht geblendet durch den vergänglichen Glanz und Reichtum, den Fabriken geben, die auf gewisse Weise immer einen Teil des Menschengeschlechts leiblich und geistig verderben. . . . O schönes Land meiner Heimat, wer wird die zerstörten Bauern in dir wieder schaffen, woher soll dir der Wiederhersteller kommen? . . . Die Länder, wo wenige Menschen im Besitz ungeheurer Reichtümer endlich fast alle Grundstücke ihr Eigentum und fast alle Landbewohner ihre Pächter, Tagelöhner und Knechte nennen, und auch die, wo eine übertriebne Verteilung und Zerstücklung der Hufen herrscht, mangeln des tapfern, gediegnen Kerns eines Volkes und werden auf die Länge nicht würdig und glorreich bestehen können. Daß bei Fabriken, daß in großen Städten eine Menge elender, unruhiger, hungriger Menschen, daß diese gefährliche Brut, die Pöbel heißen muß, da entsteht, läßt sich nicht wenden. Das sind die unvermeidlichen Krebsschäden und Auswüchse der wachsenden Bildung und Verfeinerung des Menschengeschlechts. . . . Aber, aber — wenn wir auch auf dem Lande mit der allgemeinen zerstückelnden Freiheit so fortgehen, wie es sich anläßt, so wird bei der durch die Zerstücklung in Gütchen und Höfchen bis auf zwei, ja bis auf einen Morgen Land und noch tiefer vermehrten Zeugung und bei der Unmöglichkeit, den Menschen Arbeit und Gewinn zu verschaffen, in einigen Menschenaltern auch der Landpöbel vollendet dastehen, ein hungriges, unruhiges, sittenloses Gesindel. Wenn wir auf solche Weise den doppelten Pöbel fertig haben werden, wird von einem Rechtsstaat kaum noch die Rede sein können. China wird fertig sein, Despotismus und Knechtschaft an den beiden Enden der Gesellschaft, der Schrecken drohende Stock des Schergen für das Milde und Gnade winkende Szepter des Königs. Solche Menschen können nicht mehr durch die Liebe und die Gerechtigkeit regiert werden, sondern Furcht und Schrecken allein können die reißenden Tiere bändigen."

Die Leser mögen selbst darüber nachdenken, wie weit Arndts Prophezeiung in Erfüllung gegangen ist, und wie weit nicht. Hier soll nur bemerkt werden, daß 1848 vollendet hat, was in den Jahren 1807 bis 1811 begonnen worden war, und daß in Schlesien wenigstens der Bauernstand nicht vernichtet, sondern gehoben worden ist. Im vorigen Jahrhundert war der Bauer auch in Schlesien ein Knecht, der geprügelt werden konnte. Zu einem gewissen Wohlstande brachte er es trotzdem, wie die goldgestickten Kappen der Bauerfrauen und sonstiger Schmuck bewiesen. In den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts wurde er in der Stadt noch als ein grober Tölpel belächelt und verachtet; forderte er im Laden ein feines Tuch zum Rocke, so meinte der Kaufmann spöttisch, das werde ihm wohl zu teuer sein. Heut ist er ein ge-

Digitized by Google

bildeter Mann, der die Landwirtschaft rationell betreibt, sich mit Verständnis am öffentlichen Leben beteiligt, in einem feinen Kutschwagen zum Markte hereinkommt und von den Beamten wie von den Kaufleuten als eine angesehene und wichtige Persönlichkeit behandelt wird. Die Zahl der Bauern hat sich ein wenig, aber nicht wesentlich vermindert, und zwar weniger durch Teilung von Hufen als dadurch, daß in der Zeit der höchsten Rentabilität der Landwirtschaft einige Rittergutsbesitzer Bauerngüter aufgekauft haben.*) Die Mobilisirung der kleinen Leute hat freilich Fortschritte gemacht, wenn es damit auch noch nicht so schlimm steht wie in dem durch das Bauernlegen entvölkerten Pommern, wo sich die Rittergutsbesitzer und die zu wenig zahlreichen Bauern mehr und mehr auf Wanderarbeiter angewiesen sehen, die ihnen noch dazu in Zeiten eines industriellen Aufschwungs die Industrie streitig macht.

In der Zeit des großen Aufschwungs der Landwirtschaft vermochte diese die Leute noch festzuhalten, weil die Freizügigkeit trotz ihrer grundsätzlichen Anerkennung noch durch mancherlei Polizeimaßregeln beschränkt war, die erst die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes 1867 hinweggeräumt hat. Auch dauert es, wenn für eine Völkerwanderung die Bedingungen gegeben sind, doch immer einige Jahre, ehe sie in Fluß kommt. Der Arbeiterwanderung ging eine Wanderung der Gutsbesitzer vorher. Sobald die Landwirtschaft wieder rentabel wurde, und zwar sehr, stiegen natürlich die Güterpreise und kam der Güterhandel wieder in Flor. Landwirte vom Rhein kauften sich in Sachsen an, wo der Acker um 25 bis 50 Prozent wohlfeiler war, Landwirte von der Elbe zogen an die Oder, wo sie um weitere 50 Prozent wohlfeiler kauften. Die schlesischen Landwirte, schreibt Elsner, konnten sich diese Einwanderung anfangs nicht erklären, sie sahen darin die Wirkung einer Konjunktur, die nicht Bestand haben, sondern gleich der des vorigen Jahrhunderts zu einem Krach führen werde. Als sie aber beobachteten, wie die Eingewanderten mit ihrer verbesserten Wirtschaft hohen Gewinn erzielten, ahmten sie diese Praxis nach und kauften sich in Posen an, wo das Land wieder noch tiefer im Preise stand als daheim. Später, in den sechziger und siebziger Jahren, ging der Zug nach Galizien, endlich nach Russisch-Polen. In den geringen Gegenden, schreibt Elsner, bekam man bei großen Komplexen den Morgen gern für fünfzehn bis zwanzig Thaler, ja noch billiger. Zu solchen Komplexen gehörten oft gut bestandne Waldstrecken, deren Bestand allein schon doppelt so viel wert war, als der Kaufpreis betrug, und die desto besser verwertet werden konnten, je vollkommner das Eisenbahnnetz ausgebaut wurde. „Wer die Zeit begriff, für den lag das Geld auf der Straße. Forschen wir nach, so finden wir, daß

*) Unter den altpreußischen Provinzen ist es wiederum Pommern, das auch im laufenden Jahrhundert die meisten Bauern verloren hat, in der Zeit von 1810 bis 1859 nach Conrad 7,97 Prozent.

Digitized by Google

sich der Reichtum vieler unsrer Grundherren aus jener Zeit (d. h. aus den vierziger und fünfziger Jahren) herschreibt, die Verarmten aber ihr Herabkommen meistenteils ihrem beschränkten Verstande zuzuschreiben haben."

Auch diese Bereicherung der größern Landwirte hatte ihre Kehrseite an der Not eines großen Teils der Bevölkerung. In Oberschlesien wütete 1847 der Hungertyphus, und die ganzen fünfziger Jahre hindurch litt die ärmere Bevölkerung sehr empfindlich unter den hohen Getreidepreisen bei noch nicht ganz überwundner Kartoffelkrankheit. Der Verkehr war hinlänglich entwickelt, einen flotten Export deutschen Getreides nach Schweden und England im Gange zu erhalten, aber noch nicht genug, aus entlegnern Gegenden für die notleidende einheimische Bevölkerung Brot herbeizuschaffen. Nur schlechte ungarische und rumänische Getreidesorten, die zu einem groben, schwer verdaulichen Brote verbacken wurden, brachten einige Erleichterung. Den Gutsbesitzern schmeckten natürlich die hohen Preise, aber trotzdem daß diese noch länger anhielten, stiegen doch von den sechziger Jahren ab einige Wölkchen an ihrem Himmel auf. Das Rapsöl wurde durch das Petroleum, die einheimische Wolle durch die australische verdrängt. Das zweite Unheil, unter dem am meisten die schlesischen Landwirte litten, hatten diese selbst heraufbeschworen, indem sie mit dem Verkauf von Zuchtwiddern nach Australien gute Geschäfte gemacht hatten. Sie halfen sich zunächst damit, daß sie mehr auf Fleisch- als auf Wollproduktion züchteten; später haben sie die Schafzucht fast ganz aufgegeben und sich an der Zuckerrübe schadlos gehalten, bis sie die Überproduktion von Zucker in den Zuckerkrach stürzte.

Vorher schon, von 1879 an, hatte die amerikanische, dann die indische und die argentinische Weizeneinfuhr nebst der russischen Roggeneinfuhr angefangen, gefährlich zu werden. Die Getreidepreise gingen zurück, und die beginnenden Notstandsklagen veranlaßten die Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik, die von 1883 an veröffentlicht worden sind. Der Hauptsache nach haben sie ergeben, was jeder denkende Kenner des deutschen Vaterlands voraussehen mußte, daß nämlich bei der ungeheuern Verschiedenheit der landwirtschaftlichen Zustände in seinen verschiednen Gauen der Ausdruck „deutsche Landwirtschaft" nur einen logischen Begriff bezeichnet, nicht ein wirkliches einheitliches Wesen, von dem man irgend etwas aussagen könnte. Wenn demnach jemand sagt: Die deutsche Landwirtschaft blüht, oder sie ist in Not, oder sie braucht diese oder jene Änderung der Gesetze, so muß man ihn zuvörderst fragen: Meinst du die Landwirtschaft im Regierungsbezirk Trier, oder die im Regierungsbezirk Gumbinnen oder die in Oberbayern, meinst du Rittergutsbesitzer, Bauern oder Ackerhäusler? Geht er auf die Spezialisirung nicht ein, so lasse man ihn stehen, denn es kann dann keine Diskussion, sondern nur ein Gerede ins Blaue herauskommen. Der rheinische Rebbauer und der niederschlesische Großbauer, der Bauer in den Gemeinden Westdeutschlands, von

Digitized by Google

denen ein Berichterstatter sagt, es würde ihnen nur dadurch geholfen werden können, daß man der Gemeindeflur ein paar hundert Morgen zusetzte, und der mecklenburgische Rittergutsbesitzer, der seine Außenschläge unbebaut liegen lassen muß, der Magnat, der seinen Wald sperrt, damit weder sein Wild noch seine Forstwirtschaft gestört werde, und sein Nachbar, der Ackerhäusler, der nach Waldweide, Waldstreu und Raffholz hungert, endlich der thüringische Rübenbodenbesitzer, der sein Land an die Zuckerfabrik verpachtet und als Rentner lebt, das sind himmelweit von einander verschiedne Wirtschaftssubjekte, und die Bedingungen für ihr Gedeihen sind nicht allein verschieden, sondern zum Teil entgegengesetzt. Zwei Dinge allerdings brauchen alle: ein verständig geordnetes Kreditwesen und eine gute Ausbildung für ihren Beruf. Dem Mangel des ersten ist in den letzten Jahrzehnten teils auf dem Wege der Selbsthilfe teils durch Staatseinrichtungen zum größten Teil abgeholfen worden, und für das zweite wird durch landwirtschaftliche Lehranstalten, Vereine und Litteratur täglich besser gesorgt. Den Verlauf der landwirtschaftlichen Entwicklung in den letzten zehn Jahren haben die Grenzboten mit der gebührenden Aufmerksamkeit verfolgt, sodaß wir diesen Zeitraum in unserm Rückblick übergehen können.

Folgerungen zu ziehen und Anwendungen zu machen überlassen wir den Lesern; nur zwei von den vielen, die sich aufdrängen, wollen wir kurz aussprechen. Wenn man unter Landwirtschaft die Erzeugung landwirtschaftlicher Produkte und die Bauernschaft versteht, so läßt sich von der „deutschen Landwirtschaft," die oben als ein bloßer logischer Begriff bezeichnet wurde, doch etwas aussagen, daß sie nämlich durch alle Wechsel und Nöte der letzten hundert Jahre hindurch fortgeschritten ist. Der Bauern sind zwar im allgemeinen nicht mehr, doch auch nicht viel weniger geworden, und sie haben an Vermögen, Intelligenz und Ansehen bedeutend gewonnen, die landwirtschaftlichen Produkte aber haben sich nach Art und Menge vervielfältigt. Das zweite ist dieses. So oft einige adliche Rittergutsbesitzer in Schuldennot geraten, durchtobt eine Agitation zu ihrer Rettung das Land; sie wird damit begründet, daß die „alten Familien" die festesten und unentbehrlichsten Stützen des Staats seien. Wäre das der Fall, so stünde es schlimm um den Staat. Rudolf Meyer hat in der Vorrede zur zweiten Auflage eines Buches von Rodbertus (Zur Erklärung und Abhilfe der heutigen Kreditnot des Grundbesitzes, 1893) die pommerschen Rittergüter darauf hin gemustert und gefunden, daß aus fünf Kreisen von den fünfundfünfzig adlichen Familien, die im Jahre 1756 dort ansässig waren, nur noch elf vorhanden, die übrigen vierundvierzig aber verschwunden waren. Im zweiten Bande des Jahrgangs 1895 der Grenzboten aber ist in dem Aufsatze: Der Kreislauf des Geldes und der Einfluß der Scholle (S. 297) darauf hingewiesen worden, daß die meisten Rittergutsbesitzer teils Söhne und Enkel von bürgerlichen Händlern und Fabrikanten sind, teils

Digitized by Google

Mütter oder Großmütter aus dem Handelsstande haben, und zwar nicht durchweg arische, denen es die Familie verdankt, daß sie sich auf dem Gute halten konnte, daß jedoch dieser Wechsel dem Staate bis jetzt nicht das mindeste geschadet hat, da die radikalsten Liberalen (heute giebt es solche gar nicht mehr), sobald sie in den Besitz eines Ritterguts gelangen, eifrig konservativ zu werden pflegen (was die heutigen Kommerzienräte auch ohne Rittergut schon sind). Wäre aber die Meinung von der staatserhaltenden Kraft der alten Familien richtig, so gäbe es kein ungeeigneteres Mittel, sie auf ihren Gütern zu halten, als hohe Getreidepreise, weil diese, wie wir gesehen haben, allemal einen lebhaften Güterhandel erzeugen. Roscher erzählt (System II, S. 373 der zwölften Auflage) von Niebuhr, dieser habe gemeint, daß unter hundert adlichen Gutsbesitzern schwerlich mehr als einer sei, der sein Gut nicht lieber einem Kerl, der im Zuchthause gesessen habe, verkaufte, als einem Vetter, wenn es ein hübsches Sümmchen Differenz gelte.*)

Eine plattdeutsche Dichterin

Im Jahre 1857 erschien eine Sammlung plattdeutscher Gedichte: En por Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goren von A. W., herausgegeben von Fritz Reuter. Sie fand viel Anklang, wurde unter andern von Klaus Groth und K. Th. Gädertz warm begrüßt und erlebte in wenigen Jahren mehrere Auflagen. Die Dichterin ist also keine neue Erscheinung in der Schar unsrer Lyriker; wohl aber ist sie seit längerer Zeit mehr als billig in den Hintergrund getreten. Die Auswahl ihrer besten Schöpfungen, die Marx Möller vor zwei Jahren herausgegeben hat,**) hat gewiß schon viele dankbare Leser gefunden; aber da sich die litterarische Reklame nach keiner Richtung dafür ins Zeug gelegt hat, so ist auch diese Auswahl noch nicht nach Verdienst bekannt geworden. Daß der eine und der andre plattdeutsche Rezitator gelegentlich einige der besten Gedichte vorträgt, wirkt nicht genug zu ihrer Verbreitung. So denke ich denn, die Leser der Grenzboten, die weniger auf das Modische als auf das wirklich Gute sehen, werden mir dankbar sein, wenn ich sie mit dieser Dichterin bekannt mache.

*) Dieser Aufsatz ist das erste Kapitel einer Schrift über die Agrarkrisis, die nach Neujahr bei Fr. Wilh. Grunow erscheinen wird.

**) Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goren. Greifswald, Julius Abel, 1896.

Digitized by Google

Alwine Wuthenow — so ist ihr wirklicher Name — wurde am 16. September 1820 in dem Dorfe Neuenkirchen bei Greifswald als Tochter des Pastors Balthasar geboren. In ihrem Elternhause herrschte ein reges geistiges Leben; sie entstammt einem seit Jahrhunderten in Pommern ansässigen angesehnen Geschlechte, das viele geistig hervorragende Mitglieder aufzuweisen hat. Dazu gehört unter andern die begabte und liebenswürdige Anna Christine Ehrenfried von Balthasar, die, von der Greifswalder Universität zur Baccalaurea artium ernannt, im Jahre 1756 bei der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes und der Bibliothek unter großem Beifall eine lateinische und eine deutsche Rede hielt, einige Jahre später als junge Frau der Mittelpunkt der Greifswalder Gesellschaft war und die Bewunderung der Offiziere Friedrichs des Großen erregte. Dazu gehören ferner mehrere der bedeutendsten Greifswalder Professoren des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

Alwine Wuthenows ungewöhnliche geistige Begabung verriet sich früh; leider aber zeigten sich auch schon in ihren Kinderjahren die ersten zunächst unbedeutenden Spuren einer geistigen Krankheit; diese ist wohl zurückzuführen auf eine furchtbare seelische Erregung, die Alwinens Mutter kurz vor deren Geburt durchzumachen hatte. Schon mit siebzehn Jahren mußte das junge Mädchen zum erstenmal eine Heilanstalt aufsuchen und fand dort scheinbar auch Genesung. So verlobte sie sich 1842 mit dem damaligen Gützkower Bürgermeister Wuthenow, der übrigens von den Eltern der Braut über deren krankhafte Anlage aufs genaueste unterrichtet worden war. Die Ehe, der mehrere Kinder entsprossen, wäre sehr glücklich gewesen, wenn nicht schon nach einigen Jahren, teilweise infolge der Aufregungen des Revolutionsjahres, das ihrem Gatten wegen seines festen Auftretens gegen die Unruhestifter die Absetzung brachte, die geistige Erkrankung der Dichterin wieder stärker hervorgetreten wäre. Jahrelang mußte sie deshalb wieder in verschiednen Heilanstalten zubringen, und erst 1874 war sie soweit hergestellt, daß sie dauernd in ihrer Häuslichkeit — ihr Gatte war 1849 als Assessor an das Greifswalder Kreisgericht berufen worden — leben konnte. Seit einer Reihe von Jahren ist Alwine Wuthenow, die 1882 ihren Gatten verlor, so weit gesund, daß sich die Spuren ihres frühern Zustandes fast nur noch in einigen Absonderlichkeiten zeigen. Sie verkehrt, wenn sie auch selten ihr Haus mit seinem freundlichen Gärtchen verläßt, unbefangen und heiter mit alten Freunden und ist auch für neue Bekannte, die ihr wirkliches Interesse entgegenbringen, leicht zugänglich.

Ihre dichterische Ader regte sich schon in ihren Mädchenjahren und ist noch jetzt in ihrem hohen Alter lebendig; vor die Öffentlichkeit aber wäre sie als Dichterin vielleicht überhaupt nicht getreten, wenn nicht ihr Gatte einige von ihren Liedern an Fritz Reuter, dessen Leidensgefährte aus der „Festungstid“ er war, für sein Sonntagsblatt gesandt hätte. Reuter erklärte sie für die wertvollsten Gaben, die sein Blatt überhaupt gebracht habe, und veröffent-

Digitized by Google

lichte dann, wie ich schon erwähnt habe, 1857 die erste Gedichtsammlung mit einem warmen Vorwort.

Ein zweites 1861 erschienenes Bändchen fand weniger Beifall und steht in der That nicht auf gleicher Höhe, und die 1862 folgenden „Hochdeutschen Gedichte" zeigen zwar große Gewandtheit, lassen aber doch die ursprüngliche dichterische Empfindung, die in den „Blomen" so schön hervortritt, nur in geringem Grade bemerken; die Dichterin weiß das auch selbst und sagt in „Mien Mudderspraf" sehr treffend:

Ik kann 't nich hochdütsch seggen,
Wat mi in 'n Buffen sitt;
Dat is man halwes Snacken,
Dat Best will doch nich mit.

Dat blimt mi ümmer sitten
Deip unner up den Grund,
Un kümmt 't uk halw tau Höchten,
So smölt (schmilzt) 't mi in den Mund.

In ihrer heimatlichen Mundart aber ist Alwine Wuthenow zweifellos eine echte Dichterin; außer Klaus Groth übertrifft sie kein plattdeutscher Dichter an echt lyrischer Begabung. Klaus Groth ist freilich weit vielseitiger. Außer der reinen Lyrik bietet er sinnige Betrachtungen, und auch über das lyrische Gebiet hinaus leistet er Vortreffliches in balladenartigen Stoffen und in epischen Gedichten. Unzweifelhaft aber halten manche von Alwine Wuthenows Gedichten den Vergleich mit den besten des „Quickborn" aus. Die lyrischen Töne, die sie anschlägt, sind freilich nicht von allzugroßer Mannigfaltigkeit; aber auf ihrem Felde zeigt sie sich als wirkliche Meisterin, und was die Hauptsache ist, nirgends wirken ihre lyrischen Gaben in der heimischen Mundart als bloße Nachdichtungen, sondern immer haben sie etwas wirklich Eigentümliches und Ursprüngliches. Was auf den freilich noch nicht hundert Seiten der neusten Sammlung vereinigt ist, das wird auch eine strenge Kritik ausnahmslos als der Veröffentlichung wert anerkennen müssen, und an den meisten Gedichten werden nicht nur ihre Landsleute, sondern alle Freunde echter Lyrik ihre innige Freude haben, vor allem weil sie immer aus eigner Anschauung und Empfindung heraus dichtet. Ganz besonders angenehm wirkt es außerdem, daß sie trotz ihres schweren Geschicks — viele ihrer Gedichte sind in Nervenheilanstalten entstanden — doch frei bleibt von allem ungesunden Pessimismus und heitere Töne ebenso vortrefflich anzuschlagen weiß wie tief ernste.

Ein hervorstechender Zug ihrer dichterischen Eigentümlichkeit ist zunächst ihr liebevolles Verständnis für die Art und das Wesen der sie umgebenden Tierwelt. Namentlich die Vögel sind ihre besondern Lieblinge und unter ihnen wieder vor allem solche, die sie als Landkind von Jugend auf in ihrem Thun und Treiben genau hat beobachten können: Hühner, Tauben und Enten, Truthahn und Storch, Krähe und Sperling.

Digitized by Google

Es ist bezeichnend, daß von den vier Strüzings (Sträußen), in die Marx Möller die neue Sammlung eingeteilt hat, das ganze erste, das fast ein Drittel des Buches einnimmt, der Vogelwelt gilt („Ut de Vagelwelt"). Ich erwähne daraus zunächst „De Kullehahn" (Truthahn), worin das Wesen dieses protzigen Vogels mit seltner Anschaulichkeit geschildert ist; in Einzelzügen erinnert es an ein reizendes erst in den letzten Jahren bekannt gewordnes Geburtstagsgedicht Fritz Reuters an den damaligen Grafen Bismarck bei der Überreichung eines Truthahns aus der Provinz Posen. Sehr hübsch ist es bei unsrer Dichterin, daß die ganze Schilderung einem kleinen Mädchen in den Mund gelegt wird, das der Schwester den merkwürdigen Vogel zeigt. Insofern könnte man dieses Gedicht, wie so manches andre, auch als Kinderlied bezeichnen; aber geschrieben ist es eigentlich doch für Erwachsene. So recht aus dem Kindergemüt heraus ist auch das folgende Gedicht „Margreting un de Adebor" empfunden, während „Hänfling bi'n Nestbu" uns Lebensweisheit durch Vogelmund lehrt, ebenso wie „Kukeruku" menschliches Liebesglück unter dem Bilde der Vogelliebe schildert und in „Duwenmudder" eine schöne Symbolik ähnlicher Art herrscht. Ein von feinster Beobachtung zeugendes und wahrhaft wohlthuend berührendes Stück ist „De Kluck mit Ahnten" (Enten). Am Schlusse tröstet die Dichterin die Henne, die über die unbegreifliche und in ihren Augen gefährliche Vorliebe der jungen Enten für das Wasser des Teiches betrübt ist, mit den Worten:

Lat 't man gaud sin Kratzefot,
Tröst di man in dine Not!
Lat di 't nich tau Harten gahn!
Hest en gaudes Wark doch dahn. —
Und wenn di 't ok nich geföllt,
Dat mit Undank lohnt de Welt,
Nimm 't mit ehr nich tau genau;
Gaude Daht hett gaude Rauh.

Wie neckisch und voll echten Humors ist ferner „Ärwtenbesäuk" („Erbsenbesuch"), während „Vägel in'n Winter" und „Kreigenled" („Krähenlied") uns Vogelbilder aus der kalten Jahreszeit vorführen. Im ersten Gedicht antwortet ein Vogel auf die besorgte Frage:

Verfrierst jo woll schier?
Du jammerst mi sihr!

mit heiterm Sinn:

O nich doch! o nich doch!
Dat geiht noch, dat geiht noch!
Ward 't Weder ok slichter,
Ward 't Röckschen jo dichter!
Hew'n prächtigen Snider,
De helpt mi woll wieder!

Digitized by Google

Das zweite zeichnet sich aus durch sehr hübsche Lautmalerei, wie denn überhaupt auch die formelle Seite der Gedichte ein umso höheres Lob verdient, als die Dichterin sich dabei gewiß nur von einem feinen natürlichen Gefühle hat leiten lassen.

Mannigfaltiger im Ton ist das zweite Strüzing „Allerhand Fründliches." Das Eingangslied „Hür mal!" giebt dem Frühlingsahnen einen originellen Ausdruck. Innige Empfindung lebt in „Mudders Spinnrad":

Doch weit ji woll, wat för Musik
Ik hew taum schönsten funnen?
Dat 's Mudders Spinnrad, wenn dat snurrt
So in de Schummerstunnen.

Und die Schlußstrophen lauten:

Dat is en Leb vun Leiw un Glück,
Vun Segen un vun Freden,
En'n ward dorbi so still tau Maud,
En'n is 't, as müggt man beden.

En'n drömt dorbi en Wiehnachtsdrom
Un hölt dat Og doch apen.
Ich müggt woll tau mien letzte Rauh
Bi de Musik inslapen.

Ähnlich wirkt das liebenswürdige Gedicht „Dat 's recht Mieskätting, sett di dal!", das andrerseits auch mit den Liedern „Ut de Vagelwelt" Berührungspunkte hat. Und wieder welcher frische Lebensmut durchweht das Lied „De Schippsjung," dessen Stoff der Küstenbewohnerin ja so nahe lag! Ich greife eine Strophe heraus:

De Sünn gläuhn det Morgens
De Backen so rod,
Stigt s' leiwlich un schämlich (schamhaft)
De See ut 'n Schoot;
Un danzt se so lustig
Ut 't Water hervör,
Springt in mi mien Hart
As en utlaten Gör,
Denn swenk ik mien Mütz:
„Gun Morgen Fru Sünn!"
Is 't nich en Vergnäugen,
En Schippsjung tau sin?

Ein Ton tiefer Trauer herrscht dagegen in „De arme Burdiern." Auch dies Gedicht ist aus echter Empfindung heraus entstanden; aber der Grund zur Verzweiflung des Mädchens könnte wohl noch etwas deutlicher hervortreten, wie dies z. B. bei Klaus Groth in dem verwandten „Hartleed" („Herzeleid") der Fall ist. Eignes tiefstes Empfinden spricht aus dem innigen „Still! Keiner darw dat weiten!" mit der Schlußstrophe:

Digitized by Google

Un du, mien hartleiwst Ros',
Deit sik dien Hart nich rögen?
Willst du de säute Lipp'
Nich tau mien Lippen bögen?
Wenn All'ns in Leiw genütt,
Willst du denn nich geneiten?
Kumm, kumm! Doch lies', ganz lies'!
Still! Keiner darw dat weiten!

Das kurze Schlußgedicht dieser Abteilung endlich „Dat Kind sien Nachtgebed" kann in seiner Einfachheit geradezu als vollendet bezeichnet werden; so empfindet ein Kind!

Das dritte Strüzing „Ut swore Stunnen" gewährt uns einen tiefen Einblick in das ergreifende Geschick der Dichterin, und doch ist das allzu Persönliche soweit abgestreift, daß jede Beeinträchtigung des rein künstlerischen Genusses vermieden wird. Das Eingangslied „Äwer Nacht," das erst vor wenigen Jahren entstanden ist, wage ich, ohne Widerspruch zu fürchten, eine lyrische Perle zu nennen; am liebsten setzte ich es ganz hierher, doch muß ich mich mit einer Strophe begnügen:

Nu stah ik un ween,
Un öfters ik meen,
Wenn 't Winter doch blewen man wir!
Wedder utsleiht son Boom,
Doch Leiw is een Bloom,
As de irste bläugt keine nich miehr.

Das nächste Gedicht „Ik sach hüt in 'ne Mähl" (Mühle) zeigt uns das Leid der Dichterin in einem ergreifenden Bilde, und ähnlich enthält „In'n Schummern" einen düstern Rückblick auf ihr Leben, wenn auch mit etwas lichterm Schlusse. Noch mehr in die Tiefen ihres Kummers führt uns „Ik möt furt!", ein ergreifender Schrei um Erlösung aus der Heilanstalt, die übrigens mit schöner Zurückhaltung nirgends deutlich bezeichnet wird.

Bün inspunnt, bliw inspunnt en ewigen Dag,
In 't nämliche Burken (Bauer) up 't nämliche Flag (Fleck),
Un de nämliche Weihdag (Weh), de oll swarte Krei (Krähe),
Kummt alldag un frett mi dat Hart so entwei.

In dem innigen „Wedder tu Hus!" sehen wir ihren Herzenswunsch erfüllt. „'s Nachts" kann wohl als ein Seitenstück zu Gretchens Lied am Spinnrad aus dem „Faust" bezeichnet werden, ohne doch irgend wie eine schwächliche Nachahmung zu wirken. Wiederum eine schöne Symbolik herrscht in „En Mann sitt in Gedanken." Daß der Dichterin auch tief religiöses Empfinden eigen ist, zeigen namentlich die Gedichte „Lewen, Lewen, Lewen" und das noch schönere „Wes' still!"

Das vierte Strüzing endlich „Johrstiden" steht als ganzes wohl am höchsten. Hier werden ähnlich wie in „Äwer Nacht" Töne angeschlagen,

Digitized by Google

deren sich unsre größten Lyriker nicht zu schämen brauchten. Das erste Lied „Mainacht“ beginnt:

Dat is 'ne Nacht so week un warm,
As hel leiw Mudder en in Arm,
Dat weigt (weht) en an so sacht un lind,
As säd sei „Slap, mien leiwes Kind!“
Ne, so 'ne Nacht, so säut, so still,
Ne, so 'ne Nacht verslap, wer will!
Mi' is s' taum Slapen vel tau schad,
Mi' is 't en Kraug vull Leiw un Gnad . . .

Dann folgt „Sommerabend“ mit dem feierlichen Schluß:

Sunst Swigen — nix as Swigen —
So heilig, wunnerbor! —
Un aver em de Heben
So ruhig, deep un klor!

Das „Harwstled,“ das gleich „Äwer Nacht“ erst aus den letzten Jahren stammt, geht aus von dem Wanderfluge der Vögel nach Süden, um daran den Trost zu schließen:

Un dörch uns Hart, oh, so bekannt
Tüht uk en Ton, en lisen,
De in en firnes, schönes Land
Uns tru den Weg will wisen!
So vel sünd all vöran uns gahn!
Un wi, de noch an 't Äuwer (Ufer) stahn,
Sülln uk de Flüchten (Flügel) recken:
Wi trecken uk, wi trecken!

„Advent“ endlich spricht uns, gleichfalls aus tief religiösem Empfinden heraus, von der Hoffnung auf die nahe Weihnacht.

So klingt das Buch tröstlich und verheißungsvoll aus, und ein andrer Abschluß würde auch in keiner Weise dem Wesen der Dichterin entsprechen, die jetzt, wo sie sich von allem wirklich Schweren ihrer Krankheit frei fühlt, mit ruhiger Heiterkeit ihr stilles, von der Liebe ihrer Kinder, namentlich einer bei ihr lebenden Tochter, und eines treuen Freundeskreises umhegtes Leben führt und sich in ihr Greisenalter einen goldnen Humor gerettet hat, um die sie viele Jüngere und viele, die das Leben sanfter gebettet hat, beneiden könnten. Aller Stolz auf ihre dichterischen Leistungen liegt ihr ganz fern, und doch hat sie sich damit selbst ein Denkmal geschaffen, das noch lange die Erinnerung an sie lebendig erhalten wird; ihre Gedichte gehören zu den schönsten Perlen der plattdeutschen Litteratur. **Edmund Lange**

Digitized by Google

Allerhand Erzählungen

Nicht jedes Buch eignet sich dazu, auf den Weihnachtstisch gelegt zu werden, und welches aus einem größern Vorrat die Wahl trifft, für das ist es schon eine Empfehlung, und braucht man eh keine Kritik mehr drum herumzuthun, für die die Leute auch um Weihnachten am wenigsten Zeit übrig hätten. Unvermerkt gelingt einem der erste Satz etwas Roseggerisch, wenn man eben einen neuen Band Rosegger gelesen hat und sich dann zum Schreiben hinsetzt. „Idyllen aus einer untergehenden Welt“ (Leipzig, Staackmann) mögen eine kleine Reihe guter landschaftlich gefärbter Erzählungen eröffnen, an die sich dann der moderne städtisch kultivirte Roman anschließen wird. Rosegger giebt in diesen dreißig kurzen Skizzen Erinnerungen an das im Schwinden begriffne „heimständige“ Leben des Alpenvolks, das allmählich vor den Eisenbahnen und Maschinen zurückweicht. Er hat ihnen eine elegische Betrachtung voraufgeschickt über diesen Weltuntergang, die Geschichten selbst aber enthalten viel Heiteres und vielerlei Derbheiten, wie sie eben in der Natur des Volkes liegen. Ein Band Rosegger ist immer des Lesens wert, im ganzen wird man aber die etwas mehr ausgeführte Erzählung für seine Darstellungsart vorteilhafter finden, und wir meinen, auch in der Skizze wäre der Dichter schon glücklicher gewesen als diesmal. — Schweizerische Geschichten, zumal solche, die bei schweizerischen Verlegern erscheinen, sind niemals schlecht; die Gattung ist eigentümlich und dort beliebt, sie findet aber auch sachkundige und strenge Beurteiler, die Erinnerung an die großen Muster ist noch lebendig. „Neue Bergnovellen“ von Ernst Zahn (Frauenfeld, Huber) sind sehr zu empfehlen, der Grundton ist ernst, die Schilderung kräftig und knapp, der Dialog gut, auch im Dialektischen. Eine einzige größere Erzählung von Joseph Joachim: „Lonny, die Heimatlose“ (Basel, Schwabe), handelt von Hauderern (Zigeunern, würden wir heute sagen), die ehemals kesselflickend, wahrsagend und bettelnd das Land durchzogen, bis sie endlich seßhaft gemacht wurden. Sie waren den Bauern unentbehrlich, obwohl sie ihnen bei ihrer Frechheit als eine große Plage auflagen; sie gehörten mit zum Bilde einer Zeit, die etwa um ein halbes Jahrhundert zurückliegt. Ein solches Hausirerkind ist Lonny, sie wird die Frau eines tüchtigen Bauernburschen, aber es war nicht ihr Glück, eine Verbindung zwischen diesen zwei fremden Elementen that dazumal noch nicht gut. Solange der junge Mann lebt, kann er die Frau gegen die Seinen und die öffentliche Meinung seines Gesellschaftskreises schützen; nachdem er plötzlich verunglückt ist, treibt man sie aus dem Hause, ihm nach in den See, wo er begraben liegt. Die Geschichte hat ein Meister geschrieben, sie ist tief und an einzelnen Schönheiten reich. Wir sagen das, obwohl die sehr ausgedehnte Schilderung des Lebens der Hauderersleute mit ihren Unterhaltungen im Gaunerdialekt unserm persönlichen Geschmack keineswegs zusagt. Daß sich

Digitized by Google

übrigens die Bäuerin „von dem sie getroffnen Schlage“ erholte, findet man doch sonst nur in Todesanzeigen ungebildeter Leute gedruckt. — „Im Nebel“ ist der Titel von fünf durch einen Rahmen verbundnen „Erzählungen aus den Schweizer Bergen“ von J. Boßhart (Leipzig, Haessel). Touristen, die in einer Sennhütte zurückgehalten werden, verkürzen sich die Zeit mit Erzählen. Den Rahmen hätten wir dem Verfasser gern geschenkt. Warum? Er macht einmal über eine Person einer Erzählung, Professor Wendelin, folgende treffende Bemerkung: „Er hatte, was wir Deutschschweizer alle mehr oder minder haben, er wußte sich nicht umzuthun; tüchtig, wo er sich auf die eigne Kraft verlassen kann, fehlt ihm das Geschick, sich ins rechte Licht zu stellen, sich zu präsentiren.“ Dies könnte man von sämtlichen Figuren des Rahmens sagen, und ohne diesen hätten sich die einzelnen Geschichten eher noch besser präsentirt. Von diesen hat jede für sich in der Schilderung ihre ganz besondern Vorzüge. Spannend sind „Die Grenzjäger,“ großartig ist „Vom Golde“ (Viehsterben auf der Alp infolge eingeschleppter Rinderpest). Aber wir geben zwei andern noch den Vorzug. Die eine ist nicht anmutig, aber tief und ernst. Professor Wendelin war einst ein armer Bauernjunge, der von Almosen studiren mußte, das letzte, als die Not am größten war, nahm er von seiner nachmaligen Frau, er heiratete sie aus Dankbarkeit. Nun hatte er eine Heloin, die ihn liebte, wie eine Katze ihr Junges, für die er aber doch schon bald beim besten Willen nichts mehr empfinden konnte als Erbarmen. Aber er trug seinen Kummer mannhaft; seiner Frau blieb jede Ahnung fern. Nicht er allein büßte jene Schuld, wenn es eine war. Er hatte, um der Wissenschaft leben zu können, seinen Verstand mit der Dummheit vermählt. Er hatte seine Nachkommen des Geistes beraubt, um den seinigen leuchten zu lassen. Sein Sohn und sein Enkel heirateten so, daß das Geschlecht tief verkümmerte noch unter den Augen des Alten, der einst so hoch über seinen Stand emporzusteigen meinte. Nun wird auf ergreifende Weise berichtet, wie er erst einem kleinen Hunde, dann seinem Urenkel und darauf sich selbst das Leben genommen hat. Die andre ist eine reine Bauerngeschichte, „Wenns lenzt“: einem Burschen stirbt seine Versprochne, und beim Totenkranzflechten findet er eine andre. Diese Erzählung ist von einer so überzeugenden Schönheit, daß sie von keinem Jeremias Gotthelf oder Rosegger, oder was für Superlative man sonst heranziehen will, übertroffen wird.

Eine Erzählung von Luise Glaß: „Im Mund der Leute“ (Leipzig, Grunow) bringt uns ins Thüringer Land. Dort liegt ihre Heimat, und das Leben der kleinbürgerlichen Kreise in einer thüringischen Stadt ist der Vorwurf ihrer sehr lebendigen Schilderung. Die Hauptpersonen sind der Stadtbaumeister und sein Freund, ein nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückgekehrter Maler. Was sie diesen einmal aussprechen läßt, das kann als Grundton der Erzählung angenommen werden: „Altes, wunderliches, dauerhaftes Deutschland, karg bedacht mit klassischer Schönheit, begabt mit einem Boden, der sich abringen läßt, was andern Völkern in den Schoß geworfen wird, und doch lieblich und reich und innig, himmelaufstrebend und tiefwurzelnd, die alte, trauliche, unveränderte Heimat.“ Der erste Teil des Buches führt uns das Wirken der beiden Männer vor. Ihre Charaktere sind bis auf den Grund ausgearbeitet. Außer ihnen treffen wir noch eine ganze Anzahl allerliebster Nebenfiguren, Helmchen, die Tochter des steifledernen Kanzleirats, und ihren Bruder, den Gymnasiasten Ernst, ferner zwei Töchter des Stadtbaumeisters und einige junge Männer aus den Kreisen der Stadtverwaltung. Der Baumeister stirbt über den Plänen zu einem Rathausbau, seine Gedanken stiehlt sein Assistent, dessen Betrug von der ältern Tochter entdeckt wird. Der

Digitized by Google

Maler nimmt sich der hinterlassenen Familie an, wird aber durch eine Intrigue für eine Zeit lang weggetrieben. Die Intrigantin, eine der Kunstkritik obliegende verblühte Schönheit aus Berlin, beansprucht mit ihrer vorzüglich gezeichneten, aber an sich widerwärtigen Persönlichkeit infolge der ihr zukommenden Rolle in dem zweiten Teil leider den Hauptplatz. Glücklicherweise gelingt ihr Werk nicht, und der bessere Teil der Menschheit kommt wieder nach oben, insonderheit erreichen zwei sympathische kleine Mädchen, Helmchen und die jüngere Baumeisterstochter, den Wunsch ihres Herzens, nämlich brave junge Männer zu heiraten. Mitten in einer spannenden Wendung schließt die Erzählung, Gutes verheißend, ab. Die Verfasserin hat die Gabe, angenehm zu schildern, sie hat auch Witz und, wo es erforderlich ist, Schärfe, und sie beherrscht mit ihrer Erfahrung und ihren Kenntnissen den Schauplatz und seine Handlungen durchaus. Sie ist mit großem Ernst dem Studium der Thatsachen nachgegangen und hat es dadurch zu Wege gebracht, daß sie uns statt verschwommener Vorstellungen klare Bilder geben kann. Sie ist ebenso realistisch, wie die erfolgreichen modernen Erzähler, die planmäßig auf Realismus ausgehen, aber sie übertreibt nicht wie sie und bleibt immer genießbar. Wir wünschen ihr Sammlung und fernere glückliche Stimmung, dann wird sie einmal in der vordersten Reihe unsrer deutschen Erzählerinnen ihren Platz einnehmen. „Im Munde der Leute," geschmackvoll ausgestattet in zartem Satinbande, ist ein vielverheißender Anfang dazu. — Landschaftlichen Charakter hat auch ein andrer schon älterer Roman von Th. H. Pantenius, „Allein und frei" (neue Auflage, Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, zwei Bände); es war die erste größere Leistung des Verfassers. Geschildert wird das Leben eines jungen Balten von guter Familie bis zu seiner Verheiratung; annähernd ein Drittel handelt von seinem Schul- und Universitätsaufenthalt (Erlangen, wie es scheint), es ist eine Art pädagogischen Romans. Materielle Deckung und Kulturniveau sind für unsre deutschen Verhältnisse recht hoch; die Ostseeprovinzler sind ja wohlhabend, und jede Familie zählt dort wenigstens einen echten Baron unter ihren Verwandten. Je unbehaglicher für sie die Verhältnisse in dem heutigen Rußland werden, desto stärker spüren wir in Deutschland die Einwanderung einer sehr leistungsfähigen geistigen Konkurrenz. Die Kolonie bringt das Bild ihrer Heimat mit sich herüber und pflegt es weiter in Chronik und Erzählung. In diesen Zusammenhang gehört der Roman „Allein und frei." Er ist gut geschrieben, mit Betonung alles dessen, was für die baltische Anschauung von Wert ist, und vornehm und ideal aufgefaßt. Man kann sich kaum einen größern Gegensatz denken, als zwischen ihm und den oben betrachteten Erzählungen aus der Schweiz: er ist für Herrenleute, würde man dort etwa sagen. Wenigstens nicht für jedermann, müßte man zugeben. Man muß etwas die Art der Menschen kennen, von denen er handelt, dann wird man ihn interessant und als menschliches Dokument zutreffend finden. Daß den Landsleuten des Verfassers die neue Auflage besonders willkommen sein wird, ist selbstverständlich.

„Alltagsleute" von Wilhelm Meyer-Förster (Berlin, Fontane u. Komp.) ist ein richtiger, gewandt geschriebner, unterhaltender und spannender Großstadtroman. Besserer Berliner Bürgerstand, jüdische Finanz, verarmte Vornehmheit, Leute aus dem niedern Volke, Nizza und Monte Carlo, Zellengefängnis, Hochzeitsfeiern der verschiedensten Art — eine Überraschung folgt der andern. Der Humor ist gut, und die Moral der Geschichte ebenfalls annehmbar, manches ist übertrieben, aber ohne das ließen sich „Alltagsleute" nicht wohl interessant machen; nichts geht tief, aber es wird keinen Leser gereuen, mit diesem Buche einige Stunden hingebracht zu haben. — Wesentlich höher steht „Die Andere" von Clara Biller (Dresden

Digitized by Google

und Leipzig, Reißner) nicht nur, weil vornehmere Leute darin auftreten, sondern wegen der Auffassung des Lebens und namentlich wegen der feinen Form: lauter Briefe und Tagebuchblätter ohne ein Wort der Erzählerin. Diese Darstellung ist, ganz abgesehen von ihrem höchst unterhaltenden Inhalt, schon ein kleiner litterarischer Genuß. Die Handlung hat auch hier ihren Mittelpunkt in Berlin. Ein herzensguter, verschuldeter Gesandtschaftsattaché, Graf Beslöwen, sucht sich eine reiche Frau und gerät anstatt an die jüdische Millionärstochter, die ihm vorgeschlagen worden ist, an deren Gesellschafterin, ein armes adliches Mädchen, das ihm so gefällt, daß wirklich eine glückliche Ehe daraus wird, nachdem ein guter kinderloser Onkel das Finanzthema erledigt hat. Viel unterhaltendes Personal: Vater und Mutter des jungen Grafen, Tante Stiftsfräulein, die ganze Familie Sonnenthal, erst vor kurzem aus Gleiwitz importirt, endlich ein russischer Diplomat, der zuletzt noch zur Entschädigung Leah Sonnenthal heiratet und unglücklich macht. Die Rollenverteilung ist gut, und die Führung der Handlung geradezu vorzüglich. Wie vollständig eingeführt fühlt sich z. B. der Leser durch folgende Tagebuchschnitzel Leahs: „Mama ist außer sich. Sie hat ihr feinstes Brüsseler Kantentuch aus Zorn zerrissen und zankt mit Papa, daß er Tina ins Haus brachte. Aber wenn der Beslöwen sich in sie verliebte, weil er sie für die reiche Sonnenthal hielt, so wird er sich wahrscheinlich wieder entlieben, wenn er hört, daß sie die reiche Sonnenthal nicht ist. Ich finde darum noch keinen Grund, ein Taschentuch zu verderben, das 250 Mark gekostet. — Mir ist Tina ziemlich gleichgiltig. Damals, ehe ich in die Pension nach Breslau gegeben wurde, waren wir lange nicht so reich wie jetzt. Tina war Waise und sehr arm, aber von Adel, und es schien mir da eine Ehre, daß meine kleine Freundin eine Adliche sei. Jetzt ist es eine Ehre für Tina, meine Gesellschafterin zu sein. — Papa meinte, ich müßte mich taufen lassen, wenn der Beslöwen das zur Bedingung mache. Wozu? wir sind ja nicht orthodox und essen Schweinefleisch, wenn wir auch Pessach feiern. Papa aber sagte: Betrachte das Christentum wie ein Kleid, das du vor den Menschen trägst, und unter dem du bleibst, was du bist, eine Israelitin.“ Man sieht, auch der Stoff ist echt, nicht bloß die Form gut.

Dieses gilt ebenfalls in hervorragendem Maße von einem österreichischen politischen Zeitbilde in der Form eines Romans: „Die Inklusiven,“ von Edith Gräfin Salburg (Leipzig, Grübel und Sommerlatte). Gemeint ist mit dem Titel der österreichische Hochadel, der die Ämter unter sich verteilt und andre arbeiten läßt, die Handlung spielt in einer Provinzialstadt (Graz) und reicht bis zu Badenis Sturz, den man nebst vielen andern öffentlichen Persönlichkeiten hinter den geänderten Namen erkennt, die Verfasserin aber, die dieses Stück Bankrott der habsburgischen Gesamtmonarchie mit sicherer Feder scharf zeichnet, ist eine deutschgesinnte Steiermärkerin, die schon zwei andre von der Kritik sehr günstig aufgenommne Schilderungen der heutigen österreichischen „Gesellschaft“ veröffentlicht hat. Wer wissen will, wie es darin hergeht, der soll diese glänzend geschriebnen Bücher lesen. Die Verfasserin macht einige sehr sympathische Persönlichkeiten zu Trägern ihrer Gedanken. Einige Proben davon geben eine bessere Vorstellung von dem Werte des Buches, als ein Versuch, es weiter zu charakterisiren. Graf Rauenfels sagt zu seinem jungen Freunde Fred: „Die Wahl eines Lebensberufs kann nicht oft genug überlegt werden. Der Adel gestattet seinen Söhnen nur die Diplomatie, die Beamtenkarriere und den Waffenrock. Alle übrigen Stellungen, die hohen Ehren des Professors, des Arztes, des Künstlers und Technikers verurteilt er als unstandesgemäß. Die Besten der Menschheit, ihr geistiger Adel konzentrirt sich eben in diesen von uns unter-

Digitized by Google

schätzten Stellungen. Daß wir so grenzenlos herunterkommen, liegt in unsrer Einseitigkeit voll unverschämter Selbstüberhebung. Wir haben Talente so gut wie andre, aber sie scheitern an unserm miserabeln Charakter. Wir würden uns der Dinge schämen, die drei Viertel der Menschheit sich zur Ehre anrechnet. Ja, wir sind eine eigenartige Sippe." Mit dieser Lehre geht der junge Graf Fred zu seinen Tanten, die seine Erziehung zu überwachen haben, und denen es ein entsetzlicher Gedanke ist, daß er Künstler werden und nun gar in Berlin studiren will, weil er meint, nur dort ungestört arbeiten zu können. Bald darauf erstattet er seinem Mentor Rauenfels folgenden köstlichen Bericht: „Stark wars schon, aber, weißt, gesund wars ihnen. Alles hab ich herdeklamirt, die G'schicht mit dem Vorurteil, daß unsereins 's zehnte, wozu ers Talent hat, nicht sein soll, das Faktum, daß ich Architekt und Künstler werden will, alles hab ich hergschnattert. Paff warens, sag ich dir, einfach paff. Besonders die La-Tant; die Mi-Tant, weißt, die kriegt man nicht so leicht unter, die ist selber Schnellturnerin mit der Zunge. Du, die hat gschaut, wie ich losglegt hab über meine Menschenrechte. Ja, dann habens gweint und eine Red ghalten, die hätt Kürzungen vertragen, sag ich dir. Die La-Tant hatn Gotha gholt und mir alle großen Familien vorgelesen, mit denen ich verwandt bin, und die Mi-Tant hat mir in drohendem Tone alle alte Herren aus der Familie vorghalten, die überhaupt nie was gwesen sind als wie Zeitgenossen. Alle Ahnen habens aus die Gräber aufbeutelt, die armen Hascher, und aufmarschieren lassen. Ich bin erst jetzt so recht draufkommen, daß noch nie einer was gwesen ist, und daß 's höchste Zeit war, einer fing an, was zu sein." Und ein dritter dieser tüchtigen Menschen, auf die, wenn ihrer mehr wären, die Verfasserin ihre Hoffnungen setzen würde, Graf Attulin, sagt seinem Freunde: „Das beste Mädchen nehm ich mir, Rauenfels, und was die Familie betrifft, wir Attulins machen unsre Frauen zu dem, was wir sind, weißt du, und heiraten für uns, nicht für die Leute."

Und nun mag sich noch ein zierlicher kleiner Ganghofer anschließen, kein Alpen- oder Dorfroman, sondern einer in der Art seiner „Bacchantin," italienischer Himmel und Reisestimmung — „Rachele Scarpa" (Stuttgart, Bonz u. Komp.). Der Erzähler lernt die genannte Dame, eine Malteserin, in Konstantinopel kennen, wo er sie aus den Händen eines griechischen Straßenräubers befreit, dann, auf weiter verschlungnen Wegen, trifft sie ihn in Wien wieder und wird seine Gattin. Die Geschichte ist gut und spannend erzählt, sie hat aber etwas vom Stil eines Reiseabenteuers und nicht ganz die innere Glaublichkeit, wie wenn deutsche Schriftsteller einheimische Figuren auf bekanntem Boden spielen lassen. Man liebt ja jetzt bei uns wieder diese südländischen Motive, und ein so gewandter Darsteller, wie Ganghofer, macht sie uns ganz annehmbar. Seine echten Jagdgründe bleiben immerhin die Voralpen.

Digitized by Google

Spuren im Schnee

Eine Winternovelle von Sophus Bauditz

Autorisirte Übersetzung von Mathilde Mann

(Fortsetzung)

4

Als der Leutnant am nächsten Morgen anfing aufzuwachen, dauerte es eine ganze Weile, ehe er sich darauf besinnen konnte, wo er war, und als er sich endlich klar darüber geworden war, konnte er sich nicht eines Gefühls von Verlegenheit erwehren, und zwar aus verschiednen Gründen — namentlich aber bei dem Gedanken an die bevorstehende Ankunft des Doktors.

Er kam indessen schnell in die Kleider, ehe es noch ganz hell geworden war, und ging hinunter in das Eßzimmer.

Da stand Fräulein Harriet, groß und kräftig, den Rücken ihm zugekehrt; es lag Poesie über diesem Rücken! Sie wandte sich um — aber war sie es denn wirklich? Ja, die Züge waren es, und schön mußte man sie nennen; aber wo war der wunderbare Ausdruck strahlenden Lebensglücks, wo war der Blick, der einem bis auf den Grund der Seele drang, und hinter dessen äußerstem Glanz einen gleichsam etwas noch schöneres erwartete?

Höflich aber kalt und zurückhaltend erwiderte sie den Gruß des Leutnants, sie beeilte sich, ihm zu sagen, daß ihre Schwester ihr schon erzählt habe, welchen Zweck er mit seinem Besuch verfolge, und unterhielt ihn dann, zwar durchaus korrekt, aber unverkennbar nur aus Pflichtgefühl.

Jetzt könnte ich eigentlich gleich wieder abreisen, dachte der Leutnant, die Novelle hat einen jähen Abschluß gefunden!

Aber er blieb trotzdem. Teils weil er sich sagte, daß Fräulein Harriets Nichtübereinstimmung mit dem Bilde, das er sich nach der Photographie von ihr gemacht hatte, ja zufällig, momentan sein könne — vielleicht würde sie plötzlich diese Verkleidung abwerfen und eine ganz andre werden; teils weil er, ohne sich vielleicht selber klar darüber zu sein, doch ein gewisses Interesse für das eingemauerte Manuskript empfand — nicht das fachmännische Archivarinteresse, das der Doktor hatte, sondern ein historisch-romantisches, das mit der Larsleistrade, mit dem Mittelalter, den Spuren auf dem Boulevard, dem Jermersturm in Zusammenhang stand.

Digitized by Google

Und dann hatte er Ellen ja auch versprochen, daß sie mit dabei sein sollte, wenn er nach dem blauen Untergrund suchte — da kam sie; er hörte sie die Treppe herabstürmen, und nun stürzten sie und Boy zur Thür herein, wo sie ein tadelnder Blick der ladyliken Schwester empfing, die immer ging und niemals lief.

Guten Morgen, Herr Leutnant! Wollen wir nun auf unsre Entdeckungsreise? sagte sie, und der Leutnant war umso mehr hierzu bereit, als er ja jederzeit den Doktor erwarten konnte, der doch wohl seinen Irrtum bemerkt haben mußte, ehe er ganz bis nach Hamburg hinuntergekommen war.

Wo wollen wir denn anfangen? fragte sie.

Natürlich im Turmzimmer, antwortete der Leutnant, ohne sich zu besinnen. Wenn ich einen Schatz verbergen wollte, würde ich gar nicht auf den Gedanken kommen, ihn anderswo zu verstecken als im Turm — in der natürlichen pièce de résistance der Burg! Was für Zimmer liegen dort?

Ja, ganz unten ist die Pferdegeschirrkammer, darüber liegt die Obstkammer, und ganz oben, in derselben Flucht mit den Fremdenzimmern und dem Rittersaal, da wohne ich.

Haben Sie einen dunkelroten Schirm an Ihrer Lampe, Fräulein Ellen?

Ellen, wenn ich bitten darf! — Ja, den habe ich. Aber weshalb fragen Sie darnach?

Ja, denn dann war das Licht aus Ihrem Zimmer das erste, was ich von Midskov erblickte, als ich gestern abend hierher gefahren kam. Wollen wir jetzt unten in der Geschirrkammer anfangen?

Ellen und der Leutnant zogen ihre Mäntel an und gingen dann, von Boy gefolgt, über den Hof, nach dem Turm hin; der Schnee knirschte unter ihren Füßen.

Es ist nun freilich nicht gerade schön hier drinnen, sagte Ellen, indem sie aufschloß. Denn hier hängt nur alter Staat, der nicht mehr gebraucht wird.

Und dann gingen sie hinein. Pferdegeschirr aller Art hing auf Böcken und an Riegeln; modrig und ranzig roch es hier.

Aber was ist denn das? fragte der Leutnant und hob vorsichtig etwas Lederzeug mit zwei Fingern in die Höhe.

Bringen Sie das um Gottes willen nicht in Unordnung! erwiderte Ellen. Dann bekommen Sie es mit Kutscher Niels zu thun, und mit dem ist nicht zu spaßen!

Aber das ist ja zu einem Viergespann!

Ja, wir *haben* mit Vieren gefahren — zu Mutters Lebzeiten; aber dessen kann ich mich nicht mehr entsinnen. Wollen wir jetzt anfangen?

Der Leutnant hatte sich mit einem Hammer versehen, und indem er vorsichtig den Kalkputz Schicht für Schicht abschälte, gelang es ihm, in verhältnismäßig kurzer Zeit zu konstantiren, daß *hier* niemals blaue Farbe auf der Mauer gewesen war.

Wollen wir dann weiter gehen? fragte Ellen.

Selbstverständlich! Jetzt kommt die Obstkammer an die Reihe!

Ja, aber dann müssen wir uns den Schlüssel von Harriet holen.

Der Schlüssel wurde geholt, und sie gingen in die Obstkammer.

Hier riecht es freilich bedeutend besser als da unten, meinte der Leutnant.

Ja, das sind die Prinzenäpfel, erklärte Ellen. Wollen Sie einen haben? — Ja, das dürfen wir gern — so strenge ist Harriet auch nicht! Schmeckt der nicht herrlich? fuhr sie fort und biß mit den Zähnen in einen großen Apfel, daß es

Digitized by Google

krachte. — Ich mag eigentlich am liebsten Gravensteiner, nicht die ganz reifen, sondern solche, die man sich des Morgens, ehe noch jemand aufgestanden ist, selbst vom Baume pflückt — ach, wenn man so fühlt, wie der Saft herausläuft, wenn man hineinbeißt — das ist großartig!

Zwei Prinzenäpfel wurden verzehrt, und dann wurde dasselbe Verfahren in Anwendung gebracht wie unten in der Geschirrkammer.

Plötzlich zeigten sich hier unter dem weißen Putz deutliche Spuren von heller, himmelblauer Farbe.

Hurra! rief der Leutnant, und Hurra! rief Ellen.

Ja, aber was nun? fragte sie.

Jetzt brauchen wir ja nur noch ausfindig zu machen, wo das Manuskript eingemauert ist, das ist das Ganze.

So, also weiter nichts! — Ja, aber wo finden wir es?

Ganz einfach: wir klopfen jeder mit einem Hammer an die Mauer, bis wir hören, daß es hohl klingt, und dann schlagen wir ein Loch in die Wand.

Das ist außerordentlich spannend, sagte Ellen und lief hin, um noch einen Hammer zu holen. Der Leutnant brachte eine Trittleiter herbei, auf deren oberster Stufe er sich selber anbrachte, um den obern Teil des Zimmers zu untersuchen, Ellen operirte unten, und eine Stunde lang hörte man ein ununterbrochnes Klopfen — dann war jeder Fleck des Raumes untersucht, nirgends aber war ein hohler Raum.

Was jetzt? fragte Ellen und ließ die Arme ermüdet sinken.

Ja, entweder ist da noch eine blaue Kammer gewesen, oder auch —

Oder was?

Oder auch, es ist nur ein Irrtum von Anders Sörensen Vedel.

Von wem?

Von dem, der auf den Zettel geschrieben hat, daß —

Das meinen Sie doch nicht wirklich, Herr Leutnant! rief Ellen und sah ihn verwundert an. Sollte das Ganze —

Gut! Dann ist da noch eine blaue Kammer gewesen, und gefunden werden soll sie!

Ja, das soll sie! Aber jetzt müssen wir uns ein wenig verschnaufen.

Der Leutnant und Ellen gingen ins Haus und setzten sich in das Wohnzimmer und redeten wie alte Bekannte mit einander. Der Jägermeister ließ sich noch nicht blicken.

Es muß großartig sein, in Kopenhagen zu wohnen! sagte sie. Ja, Harriet ist dort gewesen.

Und der Leutnant erzählte von der Garde und von dem Amalienborger Schloß, von Fredensborg und den Kantonnementsübungen und den Kameraden, und Ellen lauschte, als erzähle er ein buntes Märchen von Feen und Prinzessinnen.

Würden Sie bange davor sein, in den Krieg zu gehen? fragte Ellen plötzlich.

Nein, sagte der Leutnant lachend, das würde ich nicht sein.

Ja, ich auch nicht! Mir träumte einmal, unser Schloß wurde von Türken belagert, und ich goß dem Sultan oder dem Großvezier oder wer es war, kochendes Wasser auf den Kopf, und ich war gar nicht bange! — Haben Sie immer bei der Garde gestanden?

Nein, im Jahre 90 war ich Rekrut in Fredericia!

Fräulein Harriet, die in diesem Augenblick durch das Zimmer ging, blieb unwillkürlich stehen, und einen Augenblick war es, als wolle sie etwas sagen oder nach etwas fragen, aber sie besann sich und ging wieder hinaus.

Digitized by Google

Finden Sie Harriet nicht furchtbar hübsch und klug und fein? fragte Ellen.

Ja, das ist sie gewiß!

Ach, sie ist so durch und durch Dame und hat so viel gelernt — wer das doch auch hätte!

Das haben Sie doch wohl auch!

Ja — ich habe ja eine Gouvernante gehabt — jetzt ist sie freilich fort —, aber trotzdem — nein, da ist so vieles, was ich nicht kann. So z. B. die Orthographie — die neue natürlich — es ist immer so schwer, zu wissen, ob man „kännte" oder „kennte" schreiben muß; glauben Sie wohl, daß Sie mir das beibringen könnten?

Der Leutnant fing schon an, einen kurz gefaßten und populären grammatikalischen Vortrag von der Art zu halten, wie er ihn den Rekruten hielt, als ihn Ellen mit der Frage unterbrach:

Mögen Sie Vater nicht auch gern? Ach, er ist so gut, so gut, und er kann es nie übers Herz bringen, mir irgend etwas abzuschlagen — er hat auch nichts dagegen, daß ich hin und wieder einmal eine Cigarette rauche.

Darf ich Ihnen eine anbieten?

Nein, ich wage es nicht, Harriets wegen!

Ach was!

Nein, sie kann es gleich riechen — ach, sie hat eine so schrecklich feine Nase! Ja, wenn Sie sagen wollen, daß Sie geraucht haben, dann vielen Dank!

Ellen rauchte die Cigarette und blies bei jedem Zug den Rauch mit spitzen Lippen von sich, und endlich erschien der Jägermeister unter endlosen Entschuldigungen, daß er so spät aufgestanden sei.

Er erhielt einen kurzen Bericht von den schon vorgenommnen Untersuchungen, und dann gingen der Leutnant und er ein wenig im Hause umher und besahen alles: die Familienporträts und die Kamine, die Truhen, die ausgestopften Vögel und die Jagdgerätschaften.

Ja, mit der Federbehandlung hapert es ein wenig, sagte der Jägermeister, als er seine Vogelsammlung zeigte; und es ist auch nicht so ganz leicht, die richtigen Stellungen herauszukriegen — ich habe das Ausstopfen ja niemals erlernt; aber meine Jagdgerätschaften, die sind in Ordnung. Sie können jede beliebige Büchse von der Wand nehmen, da ist kein Rost in den Läufen — ich mache sie selber rein —, und hier ist der Patronenschrank: jede Patrone hat nach der Hagelnummer ihr besondres Fach, ist das nicht hübsch? Und hier ist mein Schießbuch — das ist die einzige Rechnung, die ich führe —, darin können Sie jedes Stück aufgeführt finden, das ich seit meinem vierzehnten Jahre geschossen habe.

Aber wer hat denn dies hier gemalt? fragte der Leutnant erstaunt, als er, wie er sich umwandte, ein großes, kindlich ausgeführtes Wandgemälde mit Palmen, glühend roten Blumen und blauen Phantasiefrüchten erblickte.

Das ist mein Werk! antwortete der Jägermeister, nicht ohne einen gewissen Stolz.

Also Sie können auch malen? sagte der Leutnant — etwas mußte er ja doch sagen.

Ob ich kann? Ja, weiß Gott, ich kann viel — wenn ich nur wollte, aber das ist es ja, womit es hapert!

Und dann gingen sie weiter.

Gleich nach dem Frühstück ertönte Schellengeklingel, ein Schlitten hielt vor der Treppe, und aus den Fußsäcken, Plaids und Decken wickelte sich ein Männchen heraus — es war Doktor Thaning.

Digitized by Google

Der Jägermeister kam heraus. Die Hunde wurden zurückgetrieben, und auf der Diele nahm der Leutnant eine abwartende Haltung ein.

Der Doktor führte sich damit ein, daß er sofort von Robert von Ely anfing, aber er war noch nicht einmal bis Anders Sörensen Vedel gelangt, als ihn der Jägermeister mit den Worten unterbrach:

Ja, kommen Sie nur herein, lieber Herr Doktor, das wissen wir alle zusammen!

Das wissen Sie! rief der Doktor. Aber woher in aller Welt wissen Sie denn das?

Natürlich von dem Leutnant! lautete die Antwort, er ist ja zu demselben Zwecke hier wie Sie! Darf ich die Herren bekannt machen: Dr. phil. Thaning — Premierleutnant Hög in der Königlichen Leibgarde.

Ganz unbefangen war der Leutnant nicht bei dieser Vorstellung, aber es kam so, wie er es sich gedacht hatte: die Kurzsichtigkeit des Doktors war groß, und es fiel ihm auch nicht einen Augenblick ein, daß es sein Reisegenosse von der vergangnen Nacht war, der hier vor ihm stand.

Aber das ist ja entsetzlich! sagte der kleine Doktor in jämmerlichem Ton. Daß ich in Fredericia in einen verkehrten Zug geraten und nach Süden, statt nach Norden fahren mußte — und daß nun ein andrer mir zuvorkommt! — Aber woher wissen Sie denn das Ganze? fragte er den Leutnant in beinahe inquisitorischem Ton.

Aus der Berlingsken Zeitung, antwortete dieser ruhig.

Die ekelhaften Zeitungen! — Haben Sie denn das Manuskript gefunden?

Nein, noch nicht!

Der Doktor atmete erleichtert auf und sagte, indem sich seine Züge aufklärten:

Nun, Sie wissen wohl nicht einmal, wo Sie suchen sollen! und den Ausdruck des Leutnants aus der vergangnen Nacht benutzend fügte er hinzu: Denn Sie können doch nicht das ganze Schloß niederreißen!

Nein, die Absicht habe ich auch keineswegs, versicherte der Leutnant. Die Chronik soll sich auf der nördlichen Seite der blauen Kammer befinden!

Das wissen Sie auch! Und trotzdem haben Sie noch nicht —

Nein, das will ich Ihnen erklären, und dann erzählte der Leutnant, was vorgefallen war.

Der Doktor entledigte sich vollends seiner wärmenden Hüllen und kam ins Zimmer hinein. Er trug einen untergeschlagnen Kragen von dem Schnitt, wie man ihn vor vierzig Jahren getragen hatte, und wie man ihn jetzt nur noch auf der Bühne sieht, eine schwarzseidne Weste und eine Uhrschnur um den Hals; auf dem Zeigefinger trug er einen Siegelring.

Das ist verkehrt schraffirt, das Wappen! sagte er plötzlich in zurechtweisendem Ton zu dem Jägermeister, nachdem er die Nase dicht zu dem ausgehauenen Sandsteinfries über dem Kamin gehoben hatte. Es ist lotrecht schraffirt statt wagerecht, die Balken derer von Koas sollen doch in blauem Felde stehen, fügte er beinahe zornig hinzu.

Der Herr Doktor scheinen großes Interesse für den alten dänischen Adel zu haben? sagte Fräulein Harriet.

Nein, nicht das geringste, rief er, weder für den alten noch für den neuen! Aber seine Wappen und Dokumente, die interessiren mich. Das ist übrigens genau dasselbe wie mit der Geschichte: Kriege und Könige, die sind mir gleichgiltig, aber

Digitized by Google

Kriegserklärungen und Friedenstraktate, für die habe ich Interesse. Es ist übrigens sehr unbehaglich, daß Sie hier sind, sagte er plötzlich zu dem Leutnant.

Sie sind wirklich zu liebenswürdig, erwiderte dieser.

Ja, denn wenn Sie nun das Manuskript finden, so habe ich nicht die Ehre, es ans Tageslicht gebracht zu haben!

Nein, die haben Sie dann allerdings nicht!

Und ich bin doch direkt von Kopenhagen hierher gereist!

Das sind Sie nun eigentlich nicht! warf der Leutnant lachend ein. Aber ich habe es gethan.

Nun ja, da Sie doch einmal hier sind, so muß man sich wohl in diese Thatsache finden! Wir sind uns wohl darin einig, daß wir unsre Untersuchungen gemeinsam anstellen, sodaß der eine nicht auf eigne Hand handelt, ohne daß der andre dabei ist?

Damit bin ich einverstanden, sagte der Leutnant, den das Ganze mehr und mehr zu amüsiren anfing.

Sollen wir wirklich den Doktor mit dabei haben, wenn wir suchen? flüsterte Ellen dem Leutnant zu. Sie sollen das Manuskript finden, nicht er!

Lassen Sie ihn nur mitkommen, entgegnete der Leutnant leise, es wäre unrecht, wenn wir es ihm verweigern wollten!

Nach dem Mittagessen gingen der Doktor, der Leutnant und Ellen auf die Entdeckungsreise. Eine kleine Meinungsverschiedenheit entstand sofort, indem der Doktor nach „hohlen Räumen" suchen wollte, während der Leutnant behauptete, daß man erst ausfindig machen müsse, wo das blaue Zimmer sei, da die andre Vorgangsweise zu weitläufig sei; aber der Doktor gab nach, und im Laufe von ein paar Stunden wurden denn fünf, sechs Zimmer im untern Stockwerk untersucht, aber ohne Erfolg.

Du und ich, wir halten es mit dem Leutnant, sagte Ellen zu Boy, und Boy widersprach ihr auf alle Fälle nicht, sondern legte seinen großen Kopf auf das Knie des Leutnants und schlief in dieser Stellung stehend ein.

Als die Dunkelheit hereinbrach, wurden die Feindlichkeiten eingestellt, das will sagen, die Untersuchungen wurden abgebrochen, aber der Doktor hatte trotz der getroffnen Übereinkunft doch offenbar kein absolutes Zutrauen zu dem Leutnant, sondern folgte ihm mit den Augen, wo er ging und stand, und geriet in Unruhe, sobald er sich nur blicken ließ. Der Leutnant saß indes sehr tugendhaft da, spielte Belagerungsspiel mit Ellen, verlor zwei Partien und gewann eine, und krauete von Zeit zu Zeit Boy im Nacken.

Der Doktor ging umher und betrachtete Porträts, befühlte sachverständig alles Papier, das er antraf, und hielt es instinktmäßig dicht vor die Brille, um zu sehen, ob es etwas Interessantes enthalte. Das ist schlechtes Papier, sagte er, indem er ein Heft ergriff, das auf dem Tisch lag. Ganz schlechtes Papier! Zu wichtigern Dokumenten sollte man eigentlich nur Pergament gebrauchen.

Aber das ist ja mein französisches Aufgabenbuch! sagte Ellen.

Oder wenigstens auf alle Fälle Normalpapier! fuhr der Doktor fort, ohne sich beirren zu lassen; ich brauche immer Normalpapier!

Immer? fragte der Leutnant lächelnd.

Ja, immer! In hundert Jahren wird unsre ganze neuere Litteratur in Staub zerfallen sein — nun, das ist ja gerade kein Unglück! — Darf ich mir die Frage erlauben, Herr Jägermeister, ob Sie Ihr Familienarchiv in Ordnung haben?

Nein, das glaubte der Jägermeister wirklich nicht.

Digitized by Google

Der Doktor schüttelte den Kopf: Es ist ganz unverantwortlich, daß die Leute ihre Papiere selber verwalten dürfen, sie können ja verbrennen und verfaulen! Aber die Ehrfurcht vor Schriften und Schriftstücken ist überhaupt untergraben, die Buchdruckerei hat sie untergraben. Postkarten und Telegramme ruiniren den Briefstil, und das billige Porto richtet nur Unheil an: damals, als ein Brief von Kopenhagen nach Aalborg vier Mark und acht Schilling Porto kostete, damals schrieb man noch ordentliche Briefe, aber jetzt! Und die Schrift selbst wird vernachlässigt; Gesundheitslehre und Handfertigkeitsunterricht, das führt man ein, aber der Schreibunterricht — das wichtigste von allen Fächern —, der wird jetzt vernachlässigt.

Sagten Sie nicht, daß Sie im Jahre 90 in Fredericia gestanden hätten, Herr Leutnant? fragte Fräulein Harriet im Laufe des Abends, und der Leutnant bejahte die Frage und sah erwartungsvoll auf, aber es kam nichts weiter.

Ihre Eckzähne sind eigentlich gar nicht zu groß, sagte der Leutnant zu sich selber, als er am Abend über Ellen nachdachte. Und sind sie es, dann kleidet es sie, und dann macht es ja nichts.

5

Am nächsten Morgen war der Jägermeister zugleich mit der übrigen Gesellschaft auf, aber er war eigentümlich nervös; er wollte offenbar irgend etwas, wozu er doch den Mut nicht hatte.

Ich bin nach Halstedgaard eingeladen, Vater, sagte Fräulein Harriet ohne weitere Einleitung, und ich möchte am liebsten die Nacht dort bleiben, denn —

Ja, thu das, mein Kind, fiel ihr der Jägermeister eilfertig in die Rede und klärte sichtlich auf. Thu du das nur!

Willst du dann Niels sagen, daß er den Schlitten zu zwölf Uhr anspannt? sagte das Fräulein und ging — ganz Grandezza — hinaus.

Ach, kleine Ellen, warf der Jägermeister hin, geh du lieber hinab und sage es Niels.

Soll ich es ihm sagen? Nein, das wage ich wirklich nicht!

Giebt es etwas, was Sie nicht wagen? fragte der Leutnant.

Ja, Niels ist ein wenig schwierig, erklärte der Jägermeister. Hier bei uns alt geworden ist er ja — er ist über die Siebzig hinaus, aber frisch und rührig —, und er kann es nun einmal nicht leiden, anzuspannen und auszufahren, er findet, daß das nicht in der Ordnung ist.

Aber dann könnte ja ein andrer fahren, schlug der Leutnant vor.

Nein, darein findet er sich erst recht nicht.

Jetzt will ich hingehen, sagte Ellen und stand auf.

Nein, lassen Sie mich! unterbrach der Leutnant sie und ging spornstreichs hinaus.

Unten in der kleinen Kammer neben dem Pferdestall fand er Kutscher Niels in roter Weste und Hemdsärmeln — das war seine Alltagsuniform —, sagte guten Tag und ließ sich Zeit.

Sie haben wohl den Krieg mitgemacht, Niels? fing er an.

Ja, Niels hatte bei den Dragonern in Aarhus gestanden.

Aber dann sind Sie ja in der Schlacht bei Idsted mit dabei gewesen, Niels?

Ja, bei Idsted war er freilich gewesen, und er hatte mit eignen Augen gesehen, wie General „Slippengren" vom Pferd heruntergeschossen wurde, und er war noch da und da mit dabei gewesen — seine Beredsamkeit wollte gar kein Ende nehmen. Wir waren drei Brüder, die den Krieg mitmachten, schloß er endlich eine

Digitized by Google

längere Auseinandersetzung: der eine wurde erschossen, der zweite wurde Dannebrogsmann, und der dritte — das war ich — wurde herrschaftlicher Kutscher, so haben wir uns denn jeder auf seine Weise ausgezeichnet.

Diese Wendung benutzte der Leutnant, um Niels in leichtem Tone mitzuteilen, daß Fräulein Harriet den Schlitten zu zwölf Uhr vor die Thür wünsche, und als er hinzufügte, daß gewiß die wenigsten herrschaftlichen Kutscher, die mit bei Idsted gewesen wären, heute noch die Zügel halten könnten, da fühlte sich der Alte so geschmeichelt, daß er ohne Einwendung bis nach Ribe gefahren wäre, falls es hätte sein sollen.

Sie sind ein großartiger Leutnant! sagte Ellen, als er zurückkam und Bericht von seiner Expedition abstattete, und der Doktor, der während der Abwesenheit des Leutnants ziemlich besorgt gewesen war, beruhigte sich jetzt und machte seinem Mitverschwornen den Vorschlag, die Untersuchungen sofort wieder aufzunehmen. Der Leutnant meinte jedoch, dazu sei immer noch Zeit, und sagte, man müsse sich doch erst von Fräulein Harriet verabschieden.

Schlag zwölf Uhr hielt Niels mit dem Schlitten vor der Thür. Er lüftete die Pelzmütze und grüßte den Leutnant mit einem so freundlichen Lächeln, wie man es in dieses Königs Zeiten nicht von ihm gesehen hatte. Harriet sagte Lebewohl, und einen Augenblick später war das Schellengeläute hinter dem nächsten Hügel verschwunden.

So! sagte der Jägermeister und klopfte den Leutnant auf die Schulter, jetzt sind wir unsre eignen Herren! Es ist heute Markttag in der Stadt, und man hat mir sagen lassen, daß es in Blocks Hotel Austern giebt — jetzt schnell ins Zeug, ich fahre selber! Ellen, mein Herzenskind, du mußt meinen Schnurrbart ein wenig aufkräuseln — man muß doch ordentlich aussehen, wenn man so selten in die Stadt kommt! — Und dann gieb mir meine Sammetjacke! — Sie kommen doch mit, Herr Leutnant?

Ja, ich weiß nicht recht, ich sollte ja eigentlich fleißig sein, und —

Unsinn! Das alte lederne Buch läuft Ihnen nicht weg, aber das thun die Austern!

Ja ja, fahren Sie mit! flüsterte Ellen. Und geben Sie ein wenig acht auf Vater — geben Sie acht, daß er nicht — ja, Sie verstehen mich wohl!

Der Herr Leutnant darf wirklich nicht aus Rücksicht auf mich zu Hause bleiben, sagte der Doktor und sah ganz freundlich aus.

Sie wollen mich wohl gern los sein, Doktor, daß Sie auf eigne Hand operiren können? entgegnete der Leutnant; denken Sie aber an die Verabredung: Sie dürfen gern rekognosziren, Sie dürfen sich aber auf keine ernstere Affaire einlassen, das heißt, ein Loch in die Mauer brechen oder so was; das wollen wir gemeinsam thun.

Wie können Sie nur glauben! rief der Doktor gekränkt, und Ellen flüsterte dem Leutnant zu:

Sie können ganz unbesorgt sein, ich will schon ein Auge auf ihn haben!

Eine halbe Stunde später fuhr ein Schlitten vor, der Jägermeister hatte die Sammetjacke an, und sein Schnurrbart war in die Höhe gekräuselt, und dann fuhren sie; Ellen und der Doktor standen auf der steinernen Treppe und sahen ihnen nach.

Der Schlitten saust dahin. Der Jägermeister knallt einmal über das andre mit der langen Peitsche, und der Leutnant schwelgt in dem Anblick der jütischen Winterlandschaft — da ist genug zu sehen.

Digitized by Google

Der Frost ist beißend scharf, aber man merkt es nicht, denn es herrscht völlige Windstille, und die Sonne scheint — eine bleichgelbe Wintersonne,

Alles ist weiß, so weiß, wie es nur sein kann, und doch ist die Schlittenspur noch weißer, sie ist wie gefrornes Kielwasser im Schneemeer. Nach und nach entdeckt das Auge aber auch noch andre Farben. Eine rote Thür schimmert mitten in dem weißen Zaune, und an Mauern und Hecken, unter Hügeln und Büschen liegen blaue Schatten und lauern darauf, daß es Abend werden soll, daß sie sich nach Herzenslust recken und strecken können.

Oben von dem höchsten Punkte eines Hügels herab hat man einen meilenweiten Rundblick; die Hünengräber am Horizont gleichen einer fernen Gebirgslandschaft, und der Bach im Thalgrunde mit der reißenden Strömung, die der Frost nicht zu fesseln vermochte, gleitet wie eine dunkle Natter durch die weiße Wüste.

Und weiter gehts bergab — sie sind nahe daran, umzuwerfen —, den schmalen Weg entlang, der von alten Weiden eingefaßt ist, zwischen deren struppigen Zweigen der Schnee Nester gebaut hat: die Elster schreit, und die Krähe krächzt — vorwärts!

In den Hohlweg hinein zwischen die Heidehügel, wo die mächtigen Schneemassen wie eine lose Decke über den Vorschbüschen liegen, und wo der Ginster hie und da seine grünen Spitzen herausstreckt, und dann auf das freie Feld hinaus, an den drei verwehten Eichen vorüber — das sind die äußersten Vorposten des alten Waldes, die er einzuziehen vergessen hat, als er sich selber vor dem feindlichen Heidekraut zurückzog —, über knarrende Brücken und durch verschneite Hohlwege, vorüber an Kirchen und Krugwirtschaften, mit lautem Peitschengeknall, mit dampfenden Pferden und lustigem Schellengeläute.

Ja, so sieht „das Land“ auf der Kehrseite aus, sagte der Jägermeister; der Sommer, das ist die rechte Seite! Können Sie den Kuhstall dort sehen — ist der nicht flott, was? Wissen Sie auch, wie Therkildsen den bekommen hat? Ja, sehen Sie, er ging mit dem Gedanken um, sich zu verheiraten, der alte Knacks, und da schaffte er sich Steine zu einem neuen Wohnhaus an; aber die Braut hob die Verlobung auf, und da benutzte er statt dessen die Steine zu einem Kuhstall. Ach ja, Sie hätten meine selige Frau kennen sollen, Sie können mir glauben, die war großartig! Und so schön! Ich habe immer Wert darauf gelegt, eine schöne Frau und echte Hunde zu haben, damit die Leute etwas zu gucken hatten, wenn man gefahren kam. Ja, da liegt die Stadt, Sie können den Kirchtum über dem Hügel sehen!

Es ist keine große Stadt, bemerkte der Leutnant.

Nein, sie ist ja allerdings kleiner als Kopenhagen, aber Blocks Hotel ist brillant! Die Einwohnerzahl ist übrigens in diesem Jahre bedeutend gestiegen, denn der neue Pfarrer hat ein ganzes Nest voll Kinder — das summt sich auf! So, jetzt biegen wir in das Mönchenthor ein!

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Faschoda. Frankreich hat also dem englischen Ersuchen nachgegeben und Faschoda geräumt. Die Engländer freuen sich dieses Erfolges. Sie rüsten aber fortwährend, und auch die Franzosen wenden ihrer Kriegsbereitschaft zur See eine gesteigerte Aufmerksamkeit zu. Beide versichern, wie gewöhnlich, ihre Friedensliebe. Daß Frankreich gegenwärtig nicht losschlagen will, oder richtiger gesagt, nicht losschlagen kann, ist zweifellos, denn die Dreyfussache lähmt offenbar jede Thätigkeit der höhern Führer im französischen Heere. Wie soll Frankreich einen Krieg führen, sei es auch nur mit England, wenn, wie augenblicklich, ein großer Teil der Generalität und des Generalstabs in eine Untersuchung verwickelt ist, deren Ausgang vorerst nicht abgesehen werden kann? Frankreich würde bei seinem leicht erregbaren Nationalstolz sicher nicht so ohne jede Entschädigung den Engländern gewichen sein, wenn seine Landheere imstande wären, Krieg zu führen ohne höhere Führer — und die sind eben jetzt durch die Dreyfusuntersuchung vollauf in Anspruch genommen. Frankreich würde umso weniger Ursache gehabt haben, vor England die Flagge in Afrika zu streichen, als ihm ein ganz ähnlicher Plan, wie ihn England jetzt in Afrika durchzuführen strebt, vor mehr als zweihundert Jahren in Nordamerika scheiterte, was den Engländern zu gute kam. Colbert, der berühmte Minister Ludwigs XIV., hatte auf Grund der Entdeckungsreisen französischer Jesuiten und Offiziere am Mississippi in den Jahren 1670 bis 1672 das Gebiet an der Mündung dieses Flusses besetzen lassen und zu Ehren seines Königs Louisiana genannt. Er faßte nun den großartigen Plan, ein französisches Kolonialreich vom Golf von Mexiko, am Mississippi entlang bis nach Kanada zu gründen. Aber man stellte auf dieser ganzen Strecke nur Militärposten auf und versäumte es, eigentliche Ansiedlungen zu gründen. So scheiterten diese Pläne, zumal da sich die Franzosen von der Intoleranz gegen Andersgläubige nicht lossagen konnten; deshalb fiel das ganze Gebiet nach und nach in englische Hände. Die Engländer, denen man gewiß die Fähigkeit, Kolonien anzulegen, nicht abstreiten kann, haben offenbar in Afrika ähnliche Pläne. Von Ägypten aus nilaufwärts und vom Kapland aus nach Norden soll ein zusammenhängendes englisches Gebiet geschaffen werden. Deshalb war ihnen eine Ansiedlung der Franzosen in Faschoda am Nil ein Hindernis; auch waren sie nicht in der Lage, den Franzosen ein andres Gebiet am Nil zu überlassen, denn dadurch würde die Verbindung mit Südafrika in unliebsamer Weise unterbrochen. Gelingt es den Engländern, auch noch das portugiesische Gebiet mit der Delagoabai zu erlangen, dann haben sie ihren Zweck erreicht und sind in der Lage, bei allen Kolonisationsbestrebungen der übrigen europäischen Staaten in Afrika ein entscheidendes Wort zu reden. England besitzt seit dem Frieden von Utrecht 1712 Gibraltar. Malta gehört England, und auf Kreta hat es, da nun der griechische Prinz Georg wirklich Gouverneur geworden ist, vor allen europäischen Mächten gewiß die Hauptstimme. Gelingt es ihm nun auch, in Ägypten festen Fuß zu fassen, so beherrscht es den Suezkanal und ist im Besitz des ganzen Mittelländischen Meeres nebst dessen Eingang und Ausgang. Rußlands Flotte auf dem Schwarzen Meere kann ihm nicht gefährlich werden. Nur eine Vereinigung von Rußland, der Türkei, von Griechenland, Österreich, Italien und Frankreich wäre in der Lage, den Kampf mit der englischen Mittelmeerflotte aufzunehmen, vielleicht auch schon Rußland und Frankreich. Ich habe in einer rhei-

Digitized by Google

nischen Zeitung gleich nach dem Abschluß des russisch-französischen Bündnisses ausgeführt, daß es keineswegs gegen Deutschland, sondern vielmehr gegen England gerichtet sei. Ich habe dieselbe Vermutung in meinem Grenzbotenaufsatze „Zur Abrüstungsfrage“ im ersten Oktoberhefte d. J. ausgesprochen, und bis jetzt hat der ganze Verlauf der Tagesgeschichte mir vollständig Recht gegeben. Seit Faschoda erheben sich jetzt in Frankreich sogar Meinungen in angesehenen Zeitungen, die ein Zusammengehen des Zweibundes mit Deutschland oder mit dem ganzen Dreibund in Erwägung ziehen.

Wenn England jetzt rüstet, so ist das nur ein Beweis, daß ihm seine Mißerfolge klar gemacht haben, wie weit es mit seiner Kriegsrüstung gegenüber den andern Staaten im Rückstande ist. Das geht ja auch aus mancherlei Äußerungen englischer Zeitungen hervor. Man verkündigt, England habe für große Summen Materialien angeschafft, um neues Pulver anzufertigen. Das ist doch ein trauriges Zeichen für seine Kriegsbereitschaft. Alle europäischen Großstaaten haben ja Pulver für den größten Krieg immer vorrätig und haben nicht nötig, es erst im Mobilmachungsfalle in großen Massen anzufertigen. Zu einer solchen Massenanfertigung braucht man viel Zeit. England hat ferner eine geplante größere Flottenübung vor Plymouth in diesem Sommer oder Herbste absagen müssen, weil irgendwas nicht vorhanden und auch in so kurzer Zeit nicht zu beschaffen war. Seither hatten englische Truppen nur auf dem großen Truppenübungsplatz in Aldershot ihre Manöver abgehalten; erst in diesem Jahre hat man sich zu Gefechtsübungen im Gelände entschlossen und die ersten Manöver nach dem Vorbilde der andern Großmächte abgehalten. Auch Brigaden sind zum erstenmale, unter Zuziehung der Freiwilligentruppen gebildet worden, und man hat Übungen angestellt gegen einen vermeintlichen Feind, der in England gelandet sei und London bedrohe. Festformirte Brigaden hat England überhaupt nur eine, alle übrigen Formationen gehen nicht über den Regimentsverband hinaus. Man sieht also, mit der Mobilmachung Englands ist es vorerst noch schwach bestellt. Deshalb handelt es sich für England augenblicklich darum, seine ganze Kriegsrüstung auf die Höhe der übrigen Großmächte zu bringen. Erst dann kann es mobil machen. Was jetzt in England unter dem Namen „Mobilmachung“ geschieht, ist nur die Beschaffung von Kriegsmaterial.

Immerhin sollen wir uns durch alles, was bei der Faschodafrage ans Licht getreten ist, warnen lassen. Wenn auch Englands ganze Flotte nicht plötzlich auf einem Flecke erscheinen kann, selbst wenn auch nicht alle englischen Kriegsschiffe auf der Höhe der Zeit stehen, so bleibt doch die Anwesenheit englischer Schiffe in allen Meeren immer eine große Gefahr für unsre Handelsflotte und für die der übrigen Staaten. Die von englischen Staatsmännern unverhohlen ausgesprochne Absicht, Ägypten nicht zu räumen, sondern im Gegenteil in festen Besitz zu nehmen, genügt allein schon, daß die Staaten des Dreibunds und des Zweibunds zusammentreten und England Halt gebieten. Das muß aber bald geschehen, solange Englands und Amerikas Beziehungen noch nicht fester geworden und ihre Kriegsrüstungen noch nicht weiter gediehen sind. Ein offnes festes Auftreten wird das ländergierige England — aller Wahrscheinlichkeit jetzt noch *ohne* Krieg — in seine Schranken verweisen, die wahrlich jetzt schon weit genug gezogen sind! Also treten wir fest auf und halten wir dabei unser Pulver, das wir längst vorrätig haben und nicht jetzt erst anzuschaffen brauchen, „stets trocken,“ wie Cromwell zu sagen pflegte. „Faschoda“ möge für den Zweibund und den Dreibund die Losung zu einmütigem Zusammengehen heißen!

C. v. H.

Digitized by Google

Gerichtskosten. Seit Jahren schreit man über die Höhe der Gebühren des gerichtlichen Verfahrens, ohne daß bisher Abhilfe geschafft worden wäre. Daher erscheint es zweckmäßig, aus der Erfahrung heraus an regelmäßigen und typischen Fällen die an Justizverweigerung grenzende Höhe der Gerichtskosten einmal zu beleuchten. In England gilt der Grundsatz, daß sich nur wohlhabende Leute den Luxus eines Prozesses erlauben können. In Deutschland dürfte es bald bloß noch ein Sport der Armen und der Reichen sein, wobei die breite Schicht des Mittelstands ausscheidet. Hierin liegt auch die schwere soziale Bedeutung der Frage, da man sonst einwenden könnte, daß ein magerer Vergleich immer einem fetten Prozeß vorzuziehen sei. Das Armenrecht geht freilich ungeheuer weit; es kann und muß sogar wohlhabenden Leuten bewilligt werden, wenn die Vorschüsse zur Gerichtskasse und an den Anwalt den üblichen Lebensaufwand gefährden würden. In Prozessen mit einem Gegenstande von Millionen, wie in Erbschaftssachen, ist das Armenrecht sogar reichen Leuten gewährt worden. Es bedeutet dann thatsächlich nur eine Stundung der erforderlichen Vorschüsse oder Auslagen. Bei einem armen Teufel haben aber im Falle des Verlustes des Rechtsstreits Gericht und Anwalt das Nachsehen. Natürlich erleichtert diese Rechtslage eine leichtsinnige oder sogar bösartige Prozeßführung, da die Gerichte von dem Rechte der Verweigerung des Armenrechts nur selten Gebrauch machen können. Freilich sind sie wohl darin häufig allzu ängstlich. Nur bei gerichtsbekannten Prozeßwütrichen pflegen die Gerichte schärfer vorzugehen. Die Verwaltungsbehörde, die zunächst das bloße Armutszeugnis auszustellen hat, ist völlig machtlos, da das Armenrecht je nach der Größe des Anspruchs auch bemitteltern Leuten zuerkannt werden muß. Unter Umständen ist es sogar eine soziale Pflicht der Polizeibehörde, den Kreis dieser Gerichtsarmen möglichst weit zu fassen. Denn die notorischen Lumpen und Habenichts erfreuen sich anstandslos des Armenrechts, während der mäßig Begüterte lieber auf sein gutes Recht verzichtet, als daß er seine sonst geordneten Verhältnisse zerrütten lassen will.

Wir haben drei Arten Gerichtskosten zu unterscheiden: Zunächst die eigentlichen Gerichtsforderungen, die wieder in die der streitigen und die der freiwilligen Gerichtsbarkeit zerfallen, und drittens die Anwaltskosten. An den Einnahmen der Rechtsanwälte sieht man deutlich, daß die geleistete Arbeit in keinem Verhältnis zum Lohne steht. Ein beschäftigter Anwalt hat solche Einkünfte, daß er auch in Handel und Industrie kaum mehr verdienen würde. Die Rechtsanwaltschaft ist deshalb zu einem reinen Erwerbsstande geworden. Das Beamtentum dagegen ist kein bloßer Erwerbszweig, sondern ein Beruf, dessen Thätigkeit mit dem Gehalt nicht ganz belohnt wird. Bis zur Freigabe der Anwaltschaft als eine Art Gewerbe stand dieser Beruf daher auch dem Richterstande gesellschaftlich gleich und durch das Notariat auch amtlich. Gegenwärtig ist nun bei der stark entwickelten Gewinnsucht eine bedauerliche Verschlechterung des Anwaltstandes eingetreten, der sich in den zahlreichen gerichtlichen und disziplinaren Bestrafungen der Anwälte verrät. Trotzdem ist die materielle Lage dieses Standes im ganzen wenig gebessert, da ein notgedrungner aber unwürdiger Wettbewerb die Einnahmen des Einzelnen unter Umständen beträchtlich schmälert; einige bevorzugte Anwälte dagegen verdienen Honorare, die sich wohl für Bankdirektoren schicken, aber nicht für die gesetzlich verordneten Rechtsbeistände. Andrerseits ist der mechanische Maßstab des Gewinnes nach dem Werte des Gegenstands durchaus ungerecht. Spielend gewonnene Wechselprozesse und Differenzgeschäfte der großen Banken werfen dem Anwalt fast mühelos hohe Gebühren in den Schoß, während elende, kleine Rechtsstreitigkeiten

Digitized by Google

mit schwierigen juristischen Verwicklungen eine Unmenge von Arbeit verursachen und auch bei der jetzigen Kostenregelung trotz aller sonstigen allzu hohen Ansätze unverhältnismäßig niedrig bezahlt werden. Der Anwalt mit sicherer und großer Praxis wird sich natürlich solche Kleinigkeiten vom Halse halten, obschon in diesen Rechtsfällen des Kleinlebens mehr Menschenglück auf dem Spiele steht als bei den Jobberprozessen mit schwindelhaft hohen Summen. Menschlich ist es demnach auch, daß solche kleinen Prozesse mit geringer Sorgfalt geführt werden, wenn der Anwalt nicht ein besonders hohes Maß von Pflichtgefühl hat.

Während die Existenz der Anwälte von den Gebühren abhängt, ist der Richter finanziell von den Gerichtskosten unabhängig. Überdies läßt der Staat nicht nur in Preußen, wo es freilich am traurigsten steht, sondern auch in andern Bundesländern eine große Zahl von Gerichtsassessoren umsonst arbeiten; auch der juristische Lehrling, der Referendar, erspart der Gerichtsverwaltung eine beträchtliche Zahl von Subalternbeamten, denn die Vorschrift, die Referendare sollen nur zu ihrer Ausbildung beschäftigt werden, steht lediglich auf dem Papiere. Zur Ausbildung genügten auch bequem zwei Jahre; die Muße muß also schon ausgefüllt werden. Die Gerichtskosten in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten würden zur Deckung der Richtergehalte ausreichen, auch die Einnahmen aus der freiwilligen Gerichtsbarkeit geben einen bedeutenden Überschuß. Aber das Strafverfahren, das finanziell kaum etwas einbringt, bürdet dem Staat die große Last auf, die im Jahreshaushalt zum Ausdruck kommt. Bei einigen Strafarten wäre jedoch immer noch etwas mehr für die Staatskasse zu holen, z. B. bei den Geldstrafen für Beleidigungen. Wucherer und Betrüger, wie ungetreue Bankdirektoren, pflegen keine armen Leute zu sein und dürften auch finanziell etwas schärfer angefaßt werden. Dem Finanzminister würde eine solche Einführung oder Erhöhung der Geldstrafen ganz lieb sein. Warum soll auch der Steuerzahler sein gutes Geld für Verbrecher ausgeben? Freilich wird die Strafrechtspflege immer auch eine finanzielle Pflicht des Staates sein.

Bei kleinern Streitsachen übersteigen die Kosten regelmäßig den Wert des Gegenstands. Das Mißverhältnis zeigt sich vorbildlich an folgendem Beispiel aus der Gerichtspraxis: Gegenstand fünfhundert Mark, obwohl das Gericht ursprünglich einen höhern Wert angenommen hatte; Gerichts-, Anwaltskosten und Zeugengebühren, die unnötigerweise durch die Vorladung am Gerichtsort erhöht waren, nicht weniger als achthundert Mark, und zwar bloß für zwei Instanzen! Dabei handelt es sich um einen einfachen Fall, der freilich nur gerichtlich klargestellt werden konnte. Unter solchen Umständen erscheint es aber angebracht, lieber fünfhundert Mark bestimmt zu verlieren als noch achthundert Mark nachträglich nachzuwerfen, bloß in dem Bewußtsein, nun endgiltig Unrecht bekommen zu haben, zumal da auch Gerichte als menschliche Einrichtungen irren können. Solche Ungeheuerlichkeiten führen aber fast zu einer Justizverweigerung, da schließlich nur der Reiche oder der Arme das Wagnis übernehmen kann, neben dem Verlust des Streitgegenstands auch noch die vielleicht noch höhern Gesamtkosten des Verfahrens zu riskiren. Dem Richter kommt bei seiner Urteilsfindung diese Thatsache kaum zur Erkenntnis, obgleich ja die Gerichte sicherlich auf gütlichen Vergleich in allen Prozeßstadien hinwirken, da ihnen dadurch selbst viele unnütze Mühe erspart wird. Gegen hartnäckige Parteien ließe sich daher nach einem vergeblichen Vergleichsversuch eine erhöhte Urteilsgebühr sehr wohl rechtfertigen. Doch die Mittel und Wege zu einer grundsätzlichen Erniedrigung der Gerichtskosten zu finden ist Sache der Justizverwaltung.

Das sonst ein idyllisches Dasein führende Reichsjustizamt wird ja bald die

Digitized by Google

Arbeit der Einführungs- und der Nebengesetze zum Bürgerlichen Gesetzbuch gethan und somit die schönste Muße haben, auch einmal sozial thätig zu sein, was man von der Kodifikation des Windscheidschen Pandektenlehrbuchs in ein sogenanntes deutsches Gesetzbuch unter der absichtlichen Weglassung sehr wohl einheitlich zu behandelnder Rechtsstoffe und Rechtsgebiete kaum behaupten darf. Der gegenwärtige wirtschaftliche Aufschwung darf nicht darüber täuschen, daß gerade der besitzende Mittelstand in eine immer bedrängtere Lage gerät, und die erhöhten Ansprüche der neuen Lebenshaltung von ihm kaum noch erfüllt werden können, sodaß er zum gebildeten Proletariat hinabsinken muß, was sozial sehr bedenklich und gefährlich ist.

Am schlimmsten wirken jedoch die besonders hohen Kosten der freiwilligen Gerichtsbarkeit, obwohl gerade hier die friedfertigsten Leute mit den Gerichten zu thun haben. Es handelt sich um die Vermögensverwaltung in Erbschafts- und Vormundschaftssachen und um die Übertragungsgebühr im Grundstücksverkehr. Natürlich fallen die Häuser- und Hypothekenschiebungen in den Großstädten nicht darunter, wobei häufig die Grundbuchämter noch das Nachsehen haben. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat ja nach preußischem Muster die Gerichte von der eigentlichen Vermögensverwaltung möglichst entlastet, während bisher besonders in den kleinen Bundesstaaten das Vormundschaftsgericht das Mädchen für alles war. Sonst ist aber in der Mitwirkung der Gerichte als Verwaltungsbehörde nichts geändert. Gerade auf dem Lande und in den Kleinstädten pflegt jedoch der Besitzwechsel einzelner Parzellen ziemlich häufig zu sein, da auch der landwirtschaftliche Notstand immer mehr zum Verkauf drängt. Die hohe Gebühr sollte ja eigentlich eine größere Stetigkeit im Liegenschaftsverkehr bewirken; aber die örtlichen Verhältnisse und die Not einzelner Erwerbskreise sind stärker als diese höhere Absicht des Gesetzgebers. Der Staat macht daher wider Willen ein sehr gutes Geschäft in Grundbuchsachen, denn die Auflassungskosten schaffen eine beständig wachsende Einnahme der Gerichtskassen, was höchst unerwünscht ist.

Andrerseits sind die Gerichte auf dem Gebiete allgemeiner Vermögensverwaltung zu sehr juristisch formell und hängen sachlich unrichtig zu sehr am Äußern der Formvorschriften, ohne deren Sinn zu beachten. Bei einer Erbschaftsregelung, wo fast zweihundert Erben in Frage kamen, hätte das Gericht am liebsten von allen Beteiligten die üblichen notariellen eidesstattlichen Erklärungen verlangt, ohne die unnützen Kosten zu bedenken und die praktische Vorschrift, daß in solchen Fällen eine kleine Auswahl von Erben genügt. Den Verwaltungsgeschäften sind die Gerichte aus Mangel an erforderlicher Übung und Ausbildung eben nicht gewachsen, und sie denken daher niemals an den Geldbeutel des Publikums, der bei einer gerichtlichen Vermögensverwaltung unbeschadet der Sorgfalt ausschlaggebend sein muß. Manchmal zehren die Gerichtskosten bei unbedeutenden Vermögensstücken den Wert des ganzen Gegenstandes auf, wie sich das ja auch bei Konkursverwaltungen häufig ereignet. Den Gerichten fehlt eben der freie Blick der Verwaltungsbeamten, die nicht souverän im Schutze bloßer Formvorschriften schalten, sondern vor allem den praktischen Zweck berücksichtigen. Der Durchschnittsrichter ist aber trotz alles mündlichen Verfahrens in der Regel nur Aktenmensch, der in lauter starren Prozeßregeln und unabänderlichen Rechtssätzen aufgewachsen ist und somit die Fähigkeit verloren hat, auch einmal den Juristen auszuziehen und sich als verständigen Vermögensverwalter zu fühlen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die juristischen Bankdirektoren erst diese Mauserung durchmachen müssen, ehe sie die einfachsten Geldgeschäfte erledigen können, und häufig genug lernen sie es nie, was diese Herren selbst zugeben.

Digitized by Google

Die Rechtsgelahrtheit ist ein schönes und nützliches Ding, sie entfremdet aber oft ihre besten Jünger dem gewöhnlichen Leben. Natürlich giebt es rühmliche Ausnahmen; es soll hier auch bloß das falsche System gerügt werden, da in manchen Fällen der Richter thatsächlich durch unnütze Formen so eingeengt ist, daß er wider seine bessere Überzeugung doch unpraktisch handeln muß. Der Gesetzgeber trägt dann die Schuld, und der ist eben regelmäßig ein eingefleischter Jurist. Der parlamentarische Einfluß ist gerade bei Justizgesetzen merkwürdig gering. Den Laien imponirt die Juristerei derartig, daß er sich gar kein Urteil über die Thätigkeit solcher Zunftgelehrsamkeit erlaubt, wie wir es ja auch beim Bürgerlichen Gesetzbuch gesehen haben. K. v. Str.

Hoffmanns Siegelmarken. Zu allen Zeiten ist die Kunst, abgesehen von ihrem großen Eroberungszuge, noch auf Seitenwegen und mit Anwendung bescheidner Mittel weiter und tiefer gedrungen. Wer hätte noch vor zehn Jahren bei uns gedacht, daß die bildgeschmückte Postkarte einmal eine so — grassirende Verbreitung finden würde. Sollte diese Mode ihren Höhepunkt erreicht haben und der Postkarte au naturel wieder mehr Platz machen, so wartet schon auf die freiwerdende Gunst eine neue Erfindung mit einem ansprechenden Erzeugnis. Die Verlagsbuchhandlung von Julius Hoffmann in Stuttgart hat Siegelmarken von gepreßtem Goldpapier herausgegeben, die in den allerverschiedensten Formen, rund, oval, eckig oder schildartig gestaltet, zierliche kleine Reliefdarstellungen zeigen: Amoretten, Frauenköpfe, Gruppen, zum Teil antikisirende, aber auch ganz moderne, wie Vögel, eine Dame mit Reitpferd, einen Jockey, auch die Radfahrerin ist nicht vergessen. Die Originalreliefs, die zu diesen Verkleinerungen gedient haben, sind von tüchtigen Münchner Künstlern eigens für diesen Zweck modellirt worden, die Motive sind allerliebst, und der Charakter jedes einzelnen Bildchens ist trotz dem kleinen Maßstabe dank dem gelungnen Stempeldruck vorzüglich herausgekommen. Die Idee, in dieser Weise angefaßt, hat sicher eine Zukunft. Wie nett sieht solch ein goldner Fleck aus auf dem Couvert von Elfenbeinpapier oder auch an Stelle eines Bildchens oben links auf dem Bogen selbst! Und es giebt doch zahlreiche Menschen, denen die äußere Ausstattung, in der ihre Kundgebungen den Schreibtisch verlassen, ein wenig am Herzen liegt. Was kann man aber alles auf diesen kleinen Plakaten unter die Menschen bringen! Die Kleinheit des Maßstabs wird immer plastische Auffassung und Vorbilder nahe legen, aber die Mannigfaltigkeit der Gegenstände ist beinahe ohne Grenzen. Man könnte auch ganze Serien einheitlich und sachlich instruktiv machen, z. B. Münchner Antiken, Griechische Götter, Florentinische Frühplastik, Michelangelo, Thorwaldsen usw. Auf diese Weise wäre auch wieder ein neuer Gegenstand für die Sammler gefunden. Die uns vorliegende erste Serie der Hoffmannschen Marken besteht aus dreißig Bildern, die je in zwei Exemplaren, zusammen also sechzig, in einem feinen Schächtelchen eine Mark kosten. Neben der Goldbronze wird der Verleger wohl auch mit der Zeit die den Kameenschnitt nachahmende Zeichnung in zwei oder drei Farbentönen anwenden. Auch kann sich jemand, denken wir, seine eignen Marken durch Vermittlung des Verlags machen lassen, wie sich ja mancher sein Bücherzeichen anfertigen läßt. Kurz, dem Kunstgeschmack und der Freude an dem Schönen ist hier ein neues Feld freigemacht, dem es an Bebauern nicht fehlen wird, wenn sich erst die Abnehmer aufnahmefähig gezeigt haben.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser

Der neue Reichstag steht vor handelspolitischen Aufgaben von größter Bedeutung. Hart werden die Meinungen gegen einander stoßen. Sonderinteressen, Vorurteile, Irrtümer, Übertreibungen werden eine große Rolle spielen; die „Exportinteressen“ und der „innere Markt“ bieten den brauchbaren Stoff dazu in Hülle und Fülle. In nachstehenden Mitteilungen und Betrachtungen soll dieser Stoff ein wenig beleuchtet werden.

Es ist bekannt, daß die Zunahme der Gewerbthätigkeit im Deutschen Reiche nach den bisher veröffentlichten Ergebnissen der Berufs- und Gewerbezählung von 1895 seit 1882 sehr stark gewesen ist. Wie verhält sich dazu die Entwicklung unsrer Ausfuhr, der Fortschritt unsrer „Exportinteressen“? Ist es wahr, daß sie einseitig gepflegt worden und übermäßig ins Kraut geschossen sind? Ist es wahr, daß der „innere Markt“ vernachlässigt worden ist, und daß auf ihm der Schatz vergraben liegt, den die nächste Zukunft zu heben berufen ist? Sehen wir zu, ob die Statistik uns erwünschte Aufschlüsse darüber giebt.

Die Zahl der im Gewerbe — einschließlich Handel und Verkehr, aber ohne den Eisenbahn- und Postdienst — thätigen Personen ist von 1882 bis 1895 von 7340000 auf 10270000, also fast um drei Millionen oder vierzig Prozent gewachsen. Die Zahl der Betriebe, in denen Elementarkräfte durch sogenannte Motoren dem Gewerbfleiß dienstbar gemacht sind, hat in demselben Verhältnis zugenommen, und die von den Betrieben durch diese Motoren wirklich ausgenutzte Elementarkraft war seit 1875 von 1 Million auf 3,4 Millionen Pferdekräfte gestiegen. Rechnet man die im Jahre 1895 im eigentlichen Gewerbe, d. h. ohne Handel und Verkehr, thätigen Pferdekräfte in üblicher Weise in Menschenkräfte um, so treten den von den 8 Millionen in

Digitized by Google

der Industrie beschäftigten Personen repräsentirten Menschenkräften noch weitere 80 Millionen durch Pferdekräfte repräsentirte hinzu. Im Handel und Verkehr würden noch weitere 2 Millionen Menschenkräfte nötig sein, wenn die in ihnen arbeitenden Motoren durch solche ersetzt werden sollten, und dabei sind die über 9 Millionen Pferdekräfte, die 1895 auf den deutschen Eisenbahnen und in der See- und Binnendampfschiffahrt arbeiteten, noch gar nicht gerechnet. Die Windmotoren sind überhaupt ganz außer Betracht gelassen, und vor allem ist es der Statistik unmöglich, die gewaltige Steigerung zu erfassen, die der Gewerbekraft durch die Verbesserung der Arbeitsmaschinen und Arbeitsmethoden in den letzten Jahrzehnten zugewachsen ist.

Aus der folgenden Übersicht ist die Zahl der im Gewerbe beschäftigten Personen (Betriebsinhaber und Hilfspersonen) nach dem Stande von 1895 und die Zunahme seit 1882, sowie die Verteilung des Personenzuwachses und der 1895 verwandten Pferdekräfte auf die Gewerbeabteilungen und Gewerbegruppen der amtlichen Gewerbestatistik zu erkennen. Die Gewerbeabteilung A umfaßt die verhältnismäßig schwach besetzten, der Landwirtschaft nahe stehenden Gewerbe der Gärtnerei und Fischerei (einschließlich der Zucht nichtlandwirtschaftlicher Tiere), die Gewerbeabteilung B das eigentliche Gewerbe, die Gewerbeabteilung C das Handels- und Verkehrsgewerbe, einschließlich der Gast- und Schankwirtschaft.

Gewerbe-Abteilungen und -Gruppen	Zahl der Personen 1895	Zahl der Personen gegen 1882 Prozent	Anteil am Personenzuwachs Prozent	Pferdekräfte 1895
Gärtnerei	74991	+ 80,4	1,1	973
Fischerei usw.	28137	+ 8,8	0,1	148
Abteilung A zusammen	**103128**	**+ 53,0**	**1,2**	**1121**
Bergbau, Hütten, Salinen .	536289	+ 24,7	3,6	994050
Steine und Erden . . .	558286	+ 59,9	7,1	197770
Metallverarbeitung . . .	639755	+ 39,2	6,2	141900
Maschinen usw.	582672	+ 63,6	7,7	182767
Chemische Industrie . . .	115231	+ 60,5	1,5	83164
Leuchtstoffe usw.	57909	+ 35,6	0,5	29613
Textilindustrie	993257	+ 9,1	2,8	514986
Papierindustrie	152909	+ 52,7	1,8	201422
Lederindustrie	160343	+ 31,9	1,3	32602
Holz- und Schnitzstoffe . .	598496	+ 27,4	4,4	203238
Nahrungs- und Genußmittel	1021490	+ 37,3	9,5	686279
Bekleidung und Reinigung .	1390604	+ 10,4	4,5	19263
Baugewerbe	1045516	+ 96,0	17,5	46274
Polygraphische Gewerbe . .	127867	+ 82,7	2,0	18430
Künstlerische Gewerbe . .	19879	+ 92,2	0,2	361
Abteilung B zusammen	**8000503**	**+ 34,8**	**70,6**	**3352092**
Handelsgewerbe	1332993	+ 59,0	16,9	51189
Versicherungsgewerbe . . .	22256	+ 82,2	0,3	31
Verkehrsgewerbe	230431	+ 31,5	1,9	10583
Gast- und Schankwirtschaft .	579958	+ 84,6	9,1	6178
Abteilung C zusammen	**2165638**	**+ 61,6**	**28,2**	**67981**
Alle Gewerbe	**10269269**	**+ 39,9**	**100,0**	**3421194**

Digitized by Google

Die Gärtnerei und Fischerei bietet für unsre Betrachtung kein besondres Interesse. Es genügt zu wissen, daß bei einem zwar sehr erfreulichen aber immerhin recht geringen Export an Erzeugnissen der Kunst- und Handelsgärtnerei die starke Zunahme des Personals in diesem Gewerbszweige fast ausschließlich der auffällig in die Höhe getriebnen Liebhaberei für frische Blumen in Deutschland selbst zu danken ist. Es ist dabei wohl viel Mode im Spiel, die sich ändern kann. Auch die Fischerei und die mit ihr zusammengeworfne nichtlandwirtschaftliche Tierzucht hat mit dem Ausfuhrhandel wenig oder nichts zu thun. Im Handel und Verkehr (Abteilung C in der Übersicht) sind die am stärksten angewachsenen Gewerbszweige: Versicherungsgewerbe und Gast- und Schankwirtschaft, an den „Exportinteressen" unmittelbar gar nicht und mittelbar sehr wenig beteiligt, während natürlich das Handelsgewerbe wie das Verkehrsgewerbe sehr stark davon berührt werden. Darauf wird später kurz zurückzukommen sein, nachdem das eigentliche Gewerbe (Abteilung B), die Industrie, wie wir kurz sagen wollen, um die es sich für uns vor allem handelt, etwas näher betrachtet sein wird.

Die Industrie hat ihr Personal um 34,8 Prozent vermehrt, und nicht weniger als 70,6 Prozent des ganzen Personenzuwachses fallen auf sie. Die Zunahmeziffer steht zwar hinter den Ziffern der beiden andern Abteilungen zurück, wo sie 53,0 und 61,6 Prozent ausmachen, ist aber trotzdem als ganz außerordentlich hoch zu bezeichnen. In dem Zeitraum von 1881 bis 1891 hatte die Industrie Großbritanniens ihr Personal nur um 13 Prozent vermehrt, wobei die Detailhändler eingerechnet sind, und in Frankreich belief sich in demselben Zeitraum die Zunahme der Erwerbsthätigen in der Industrie gar nur auf 2,3 Prozent. Bedenkt man, welche ungeheure Steigerung die Bedeutung dieses Personenzuwachses in Rücksicht auf die Produktion durch die Vermehrung der Motoren und durch die Verbesserung der Arbeitsmaschinen und Arbeitsmethoden erfahren hat, so wird man einsehen, daß Deutschland in der Beobachtungsperiode seine Gewerbeproduktion um weit mehr als 40 Prozent gesteigert haben muß; vielleicht um weit mehr als 50 Prozent.

Die Statistik führt über die Produktion nur bei einigen wenigen Industriezweigen Buch, und die für diese vorhandnen Zahlen lassen keinerlei Schlüsse auf das Verhältnis der Personenzahl zur Produktionsmenge in der Gesamtindustrie zu. Dagegen bucht bekanntlich die Statistik die Ausfuhrmengen und die Ausfuhrwerte. Leider stimmen die Warengattungen, für die die Statistik des auswärtigen Handels ihre Notirungen macht, nicht überein mit den Gewerbszweigen, für die die Gewerbestatistik die Personenzahl nachweist. Aber immerhin geben die Zahlen der Ausfuhrstatistik im großen und ganzen für unsern Zweck durchaus brauchbare Aufschlüsse, und für eine ganze Reihe einzelner Gewerbearten ist man doch auch in der Lage, die Personenzahlen und die Ausfuhrziffern strikt zu vergleichen. Die Statistik des Deutschen Reichs

Digitized by Google

hat eine solche Zusammenstellung selbst bei der Veröffentlichung der Hauptergebnisse der Gewerbezählung von 1895 unternommen.

Bemerkenswert — um das vorweg zu erwähnen — ist es, daß gerade die Gewerbegruppe, die nicht nur in der Industrie sondern zugleich unter allen Gewerben die höchste Personenzunahme und den größten Anteil an dem ganzen Personenzuwachs aufweist, das Baugewerbe (96,0 und 17,5 Prozent), keinen Anteil an den „Exportinteressen" hat. Es beschäftigte 1045516 Personen im Jahre 1895 gegen 533511 im Jahre 1882; das sind über eine halbe Million Personen mehr. Es muß hier diese Mitteilung genügen, obwohl das Baugewerbe seine besondre Beurteilung verlangt, und, was wohl zu beachten ist, die Bauthätigkeit im allgemeinen seit 1895 erst recht zugenommen zu haben scheint.

Um von dem Verhältnis der Ausfuhr zur Gewerbeproduktion ein annähernd richtiges Bild zu geben, seien zunächst aus der bekannten Denkschrift des Reichsmarineamts über die „Seeinteressen des Deutschen Reichs" folgende Hauptzahlen vorgeführt. Es betrug der geschätzte Wert der

	Einfuhr		Ausfuhr	
	im Durchschnitt der Jahre			
	1894/96	gegen 1881/83	1894/96	gegen 1881/83
	Millionen Mark		Millionen Mark	
an Rohstoffen . . .	3010,0	+ 933,7	827,4	— 111,4
„ Fabrikaten . . .	1111,8	+ 70,6	2439,8	+ 234,3
zusammen	4121,8	+ 1004,3	3267,2	+ 122,9

Das bedeutet die geradezu winzige Vermehrung des Ausfuhrwertes um ganze vier Prozent gegenüber einer weit über das Zehnfache gehenden Steigerung der Gewerbeproduktion. Unzweifelhaft ist diese Thatsache von der größten Bedeutung für die Beurteilung der gegenwärtigen Lage und der sich aus ihr ergebenden Forderungen an die Wirtschafts- und Handelspolitik der nächsten Zukunft. Wir wollen auf die meist übertriebnen Gefahren einer zunehmend passiven Handelsbilanz an sich nicht eingehen. Es steht fest, daß die Schutzzollära diese Gefahr nicht beseitigt hat durch Einschränkung der Einfuhr im Verhältnis zur Ausfuhr, und daß sie unsre Industrie nicht in die Lage gebracht hat, den Ausfuhrwert, mit dem wir die Einfuhr zu bezahlen haben oder bezahlen sollten, nennenswert zu vermehren. Das wäre schon ohne die gewaltige Vermehrung der in der Industrie thätigen Personen von 1882 bis 1895 ein recht bedenkliches Ergebnis, angesichts dieser Vermehrung wird man unsre Ausfuhr geradezu als zurückgeblieben und vernachlässigt bezeichnen dürfen.

Digitized by Google

Daß weder ein Hinweis auf den etwas mehr gesteigerten Exportwert der Fabrikate im Vergleich zum Gesamtexport noch die verhältnismäßig weit größere Steigerung der Exportmengen uns berechtigt, die Augen vor dieser unerfreulichen Thatsache zu verschließen, darüber klärt uns die Statistik hinreichend auf.

Bei dem Vergleich der Zunahme der Personen- und der Exportziffern für einzelne Gewerbsarten berechnet die Statistik des Deutschen Reichs die Ausfuhrmengen und die Ausfuhrwerte, wie folgt:

	1895		1882		1895 gegen 1882
Ausfuhrmengen .	23829658	Tonnen	17208956	Tonnen	+ 38,4 Prozent
Ausfuhrwerte . .	3424076000	Mark	3179921000	Mark	+ 4,4 „

Auch hier sind Fabrikate und Rohstoffe zusammen als gewerbliche Produkte behandelt. Die Ausfuhrmengen weisen eine Zunahme auf, die rein zufällig der Zunahme der im ganzen Gewerbe thätigen Personen annähernd entspricht.

Wie diese Ausfuhrmengen und ihre Zunahme sich zusammensetzen, darüber geben zunächst die vier mit den bei weitem größten Mengen vertretenen Industriezweige, für die eine Vergleichung oben bezeichneter Art möglich war, lehrreichen Aufschluß:

	Ausfuhrmengen in Tonnen		1895 gegen 1882	
	1895	1882	absolut	in Prozent
Steinkohlenbergwerke . .	10360838	7631617	+ 2729221	+ 35,8
Eisenerzbergwerke . . .	2480136	1621182	+ 858954	+ 53,0
Verkokungsanstalten . .	2293328	478351	+ 1814977	+ 379,4
Rübenzuckerfabrikation . .	894048	348897	+ 545151	+ 156,2
Zusammen	**16028350**	**10080047**	**+ 5948303**	**+ 59,0**

Diese vier Industriezweige zusammen stellten sonach 1895 von der ganzen oben nachgewiesenen Exportmenge nicht weniger als 67,3 Prozent und von der Gesamtzunahme seit 1882 (= 6620702 Tonnen) rund 90 Prozent. Aber ist das überhaupt eine gesunde Exportindustrie und ein erfreulicher Export von Industrieprodukten? Nimmermehr. Die so angewachsene Ausfuhr der wichtigsten Roh- und Hilfsstoffe des deutschen Gewerbfleißes — von dem Wert der Rübenzuckerausfuhr brauchen wir gar nicht zu reden — bei einem Jahr für Jahr ganz von selbst kostspieliger oder gefährlicher werdenden Bergbau ist vielmehr ein Symptom ungesunder Zustände, ein Anzeichen der Verkümmerung und Vernachlässigung der Exportindustrie, die wir brauchen.

An diesem Gesamtergebnis ändert es natürlich gar nichts, daß einzelne Industriezweige neben einer vermehrten Personenzahl auch eine Zunahme der Ausfuhrmengen und der Ausfuhrwerte aufweisen. Es haben sich unter anderm von 1882 bis 1895 vermehrt die

Digitized by Google

bei den Gewerbszweigen	Personen um Prozent	Ausfuhrmengen um Prozent	Ausfuhrwerte um Prozent
Chemische Industrie	60,5	38,2	31,1
Porzellanfabriken	60,6	117,9	130,0
Glashütten, Glasveredlung usw.	56,6	89,6	74,9
Kupferschmiede usw.	63,6	107,0	90,1
Papier und Pappe	41,8	116,7	83,9
Kleider, Wäsche, Putz . . .	16,1	96,3	2,2
Buchdruckerei	92,2	43,1	95,8
Gerberei	21,0	26,4	61,6

Dagegen weisen eben wieder andre ein recht wenig erfreuliches Bild auf. So haben z. B. zu- oder abgenommen die

bei den Industriezweigen	Personen um Prozent	Ausfuhrmengen um Prozent	Ausfuhrwerte um Prozent
Textilindustrie	+ 9,1	+ 20,6	— 6,4
Buchbinderei usw.	+ 62,9	+ 5,9	— 12,6
Riemerei, Sattlerei	+ 23,3	— 21,9	— 34,5
Holzzurichtung und Konservirung	+ 94,4	— 54,0	— 60,4
Tischlerei usw.	+ 34,2	— 10,9	— 10,7
Brauerei	+ 43,2	— 40,1	— 25,9
Branntweinbrennerei	+ 4,3	— 75,2	— 85,3

Aus alledem folgt für uns mit Sicherheit, daß die außerordentlich vermehrte Gewerbeproduktion ganz wesentlich, ja fast ausschließlich auf dem Inlandsmarkt untergekommen ist. Nicht eine einseitig geförderte Exportindustrie hat die seit 1881 dem Gewerbfleiß zugeströmten Arbeitermassen angelockt und festgehalten, sondern die Arbeit für den deutschen Konsum.

Um noch der überaus starken Zunahme der Personen im Handels- und im Verkehrsgewerbe zu gedenken, so ist zunächst zu bemerken, daß in unsre Übersicht das gesamte Eisenbahnpersonal überhaupt nicht aufgenommen ist. Es ist von 1882 bis 1895 fast um 53 Prozent vermehrt worden. Im allgemeinen ist nach den obigen Mitteilungen als unzweifelhaft anzusehen, daß Handel und Verkehr mehr mit dem Import als mit dem Export zu thun gehabt haben und auch mehr dem Import als dem Export zuliebe ihr Personal vermehrt worden ist. Aber erst recht hat die Verteilung der so gewaltig gestiegnen Warenmengen einheimischer Produktion auf dem „innern Markt“ die Leute in hellen Haufen dem Handels- und Verkehrsgewerbe geworben. Die Zunahme von 59 Prozent im eigentlichen Handel ist geradezu bedenklich. Dabei haben sich hier die Alleinbetriebe von 293399 auf 350572, die Betriebe mit 1 bis 5 Personen von 141386 auf 252637, die Betriebe mit 6 bis 10 Personen von 12637 auf 21467 vermehrt. Das sind im ganzen fast 180000 Betriebe mehr gegen im ganzen etwa 10500 Betriebe mit 11 und mehr Personen, die 1895 — also am Ende der Periode — bestanden.

Digitized by Google

Man schreit Zeter über die 10 bis 20 sogenannten „Großbazare," die in einigen Großstädten entstanden sind, und doch ist es die Konkurrenz von unten, die den sogenannten Mittelstand im Handel bedrückt, soweit er das nicht selbst besorgt. Gerade durch die vielen kleinen Geschäfte droht eine Vergeudung der Kräfte sondergleichen einzureißen, ganz abgesehen davon, daß sie den ärmern Klassen schlechtere Ware bei geringerer Auswahl und weit höhern Preisen aufhängen als die „Bazare." Die ganze Entwicklung kennzeichnet sich als übertriebne Ausbreitung des „innern Markts."

Das Jahr 1895 war bekanntlich das erste eines starken industriellen Aufschwungs, das bis heute noch nicht einer ausgesprochnen Rückwärtsbewegung gewichen ist. Davon legen die Jahresberichte der Handelskammern und der Fabrikinspektoren beredtes Zeugnis ab. Es ist sonach nicht zu bezweifeln, daß die gewerbtreibende Bevölkerung und die Gewerbeproduktion in den drei letzten Jahren eine weitere, gegen die vorausgehende Periode verhältnismäßig starke Vermehrung erfahren hat. Aber ebenso unzweifelhaft geht aus den Berichten der Handelskammern hervor, daß seit 1895 keine großen Fortschritte im Ausfuhrgeschäft stattgefunden haben. Überall findet man Klagen über Einschränkungen, selten Berichte über Erweiterungen des Absatzes im Auslande. Der Verdienst auf dem Inlandsmarkt tritt immer mehr in den Vordergrund, wenn auch bei stark gedrückten Preisen, und die Arbeiten für Verkehrs- und Produktionsanlagen sowie für staatliche und kommunale Unternehmungen werden stark betont.

Man hat bei der Befürwortung der jüngsten Flottenvermehrung mit Vorliebe die hohen Zahlen unsrer Ausfuhr ins Treffen geführt. Daß man die Vorlage dadurch nicht ernstlich gefährdet hat, freut uns, ist aber recht bezeichnend dafür, wie Politik gemacht wird. Nicht die drei Milliarden Exportwert, die wir schon 1882 aufweisen konnten, sondern daß wir sie, trotz einer Vermehrung der Industriearbeiter um 2 Millionen, nicht haben vermehren können, das heißt also: nicht der Export, den wir haben, sondern der Export, den wir haben müssen, zwingt uns im Kampf ums Dasein heute und in der nächsten Zukunft eine Land- und Seemacht in die Wagschale zu werfen, die, wo sie eingreift, des Erfolges sicher sein muß.

Oder soll man etwa die große Aufnahmefähigkeit, die der „innere Markt" gegenüber der gesteigerten Gewerbeproduktion seit 1882 bewiesen hat, als Grund dafür anerkennen, daß wir auch in Zukunft keine Vermehrung unsrer Exportindustrie und unsers Exports brauchen? Es fehlt schon jetzt nicht an Leuten, die das behaupten und gerade in der Einschränkung der Exportindustrie und des Exports, in der möglichst vollständigen Isolirung der nationalen Wirtschaft alles Heil sehen. Vielleicht werden die Herren, die mit praktischem Verständnis diese unpraktischen Theorien für ihr eignes, augenblickliches Interesse oder das ihrer Freunde und Standesgenossen auszunutzen suchen, die vom „innern Markt" bewiesene große Aufnahmefähigkeit ohne weiteres als Beweis

Digitized by Google

für die segensreiche Wirkung der Schutzzöllnerei überhaupt und der Schutzzoll-ära seit 1882 ausspielen. Vielleicht werden sie für ihre Interessen auch im Reichstag und in den Regierungskreisen die Mehrheit gewinnen. Sie würden sich aber damit ebenso unverantwortlich schwer am Vaterlande versündigen, wie sie damit des Kaisers weises, wohlerwognes, nachgerade oft und nachdrücklich genug kund gethanes wirtschaftspolitisches Programm vereiteln würden.

Nichts ist heute gefährlicher als diese Spekulation auf den „innern Markt." Rücksichtslos muß allem, was ihr dient, entgegengetreten werden. Der innere Markt ist nicht vernachlässigt worden, er ist kein jungfräuliches Ackerfeld, aus dem ungemessene Ernten herausgeholt werden können. Viel eher ist er, allen Anzeichen nach, einem im Übermaß ausgebeuteten, durch künstliche Treibereien an die Grenze der Leistungsfähigkeit gebrachten Gartenbeet zu vergleichen. So ungeheuer die Gefahren sind, die das von uns Deutschen der Welt so warm empfohlne Absperrungssystem durch die Einschränkung unsrer Ausfuhr für uns heraufbeschwören kann und heraufbeschwören muß, wenn wir uns nicht mit rücksichtsloser Energie zu Wasser und zu Lande dagegen wehren, die unmittelbare Gefahr liegt zur Zeit in dem Versagen des innern Markts. Wir sind nicht reich genug, mit dieser industriellen Treibhauswirtschaft immer neue Millionen heranwachsender und zuströmender Landsleute satt zu machen. Wir Deutschen müssen noch sehr viel Geld draußen verdienen, um daheim so opulent wirtschaften zu können.

Wie ist denn diese ungeheure Steigerung des Konsums im Lande überhaupt zu erklären? Es liegt uns fern, hier die Beantwortung dieser Riesenfrage unternehmen zu wollen; wir sind zufrieden, ihre Notwendigkeit eindringlich ans Herz zu legen. Mit dem Hinweis auf den Ersatz der hauswirtschaftlichen Produktion durch die gewerbliche, der sich in Deutschland in den letzten Jahrzehnten in besonderm Umfange vollzogen hat, auf die damit so ziemlich zusammenfallende Vervollkommnung der Produktions- und Verkehrsmittel und Verbilligung der Fabrikate, auf den gewaltig gesteigerten Umsatz, auf das ins Rollen gekommne Geld und die dadurch bewirkte höhere Konsumtionsfähigkeit und Lebenshaltung der breiten untern Bevölkerungsschichten, so erfreulich alles das erscheinen mag, ist die Frage noch lange nicht abgethan. Reicher sind wir damit an sich auf keinen Fall geworden. Wir haben, so will es uns scheinen, doch eigentlich nur mit einem Riesenappetit vom eignen Fette gezehrt. Man wolle nur einmal schätzen, was an Reichs-, Staats- und Kommunalgeldern dem „innern Markt" für die Vervollständigung der Wehrkraft, für die Vermehrung und die Verbesserung der Verkehrsmittel und andre öffentliche — vielfach keine Renten abwerfende, sondern gesteigerte Unterhaltungskosten begründende — Unternehmungen zugeflossen sind. Diese in fünfzehn bis achtzehn Jahren nach vielen Milliarden zählenden Summen sind eine Befruchtung des „innern Markts," unerhört seit Karls des Großen Zeiten. Man schätze weiter, so knapp wie man will, die gewaltigen Kapitalien, die der private Unternehmungs-

Digitized by Google

geist in derselben Periode auf die Verbesserung der Produktionsmittel, auf die Steigerung der Produktionskraft Jahr für Jahr verwandt hat. Auch an die gleichfalls unerhörten Summen darf man wohl erinnern, die seit 1880 im landwirtschaftlichen Kredit zu niedrigem Zinsfuß trotz der bekannten Drohungen mit dem Bankrott der Landwirte recht sehr festgelegt worden sind, ganz abgesehen von der Spekulation und den Verlusten in ausländischen Staatspapieren.

Wir haben in der That dem eignen Fette barbarisch zugesetzt. Und doch haben wir keine Edelmetalle, keine landwirtschaftlichen Bodenerzeugnisse — mit Ausnahme des Rübenzuckers, den wir verschenken — ans Ausland zu verkaufen, doch besitzen wir keine gewinnbringenden Kolonien und haben sie nie besessen, doch fehlt in der Masse unsers Volks der altererbte Reichtum, der Engländern und Franzosen weit eher erlauben würde, eine Zeit lang im eignen Fette zu schwelgen. Wie kommen wir von Haus aus armen Schlucker zu diesem überaus opulenten „innern Markt“?

Finis coronat opus! Es macht sich bekanntlich zur Zeit in Deutschland eine gedankenlose Spekulation durch Erhöhung des Kapitals unsrer industriellen Aktienunternehmungen und durch Umwandlung privater Etablissements in solche auf Aktien bemerkbar, ein ganz regelrechter Gründungsschwindel, der, wie man sagt, den Kapitalmarkt schon in bedenklichem Maße zu erschöpfen begonnen hat. Die Gründer der neusten Ära scheinen es darauf anzulegen, für die bekannten Übertreibungen Oldenbergs und andrer nachträglich den Beweis zu führen, daß auf dem Kapitalmarkt jeder Sinn für die Zukunft systematisch erstickt werde, und daß man bei Kapitalanlagen immer nur darauf rechne, sie rechtzeitig loszuschlagen, damit ein andrer hineinfalle. In der Hauptsache bedroht dieser Gründungsschwindel auch wieder den innern Markt. Er ist nichts weiter als die Krone des Werks, das wir seit achtzehn Jahren betreiben. So verdammenswert er ist, scheint er schon das eine Gute bewirkt zu haben, daß die besonnenen Elemente in der Finanz, im Handel und in der Industrie endlich an der seit Jahrzehnten herrschenden Überschätzung des innern Markts und an dem Übermaß seiner Ausbeutung Kritik zu üben anfangen und hoffentlich nun auch endlich die furchtbare Krisis erkennen werden, die kommen muß, wenn wir uns nicht mit dem Aufgebot aller Kräfte und Mittel der Welthandelspolitik zuwenden, die der Kaiser bei der Eröffnung der neuen Hafenanlagen in Stettin, kurz vor seiner Palästinareise, mit den Worten kennzeichnete: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!“

So wie bisher, geht es nicht mehr weiter! Wir können unsre Industrie und die in ihr thätige Bevölkerung nicht erhalten, wenn wir nicht das Auslandsgeschäft bald und in großem Maßstabe ausdehnen. Der Zusammenbruch der Industrie wird für die heutige Generation der Landwirte den Gewinn, auf den man spekulirt, nicht haben; je verschuldeter sie sind, umso vernichtender wird die Krisis gerade auch sie treffen. Sie, die ganz vom „innern Markte“

Digitized by Google

leben, werden ruinirt, wenn dessen Kaufkraft versagt und Millionen jetzt konsumtionsfähiger Arbeiter, nicht etwa, wie viele jener wunderlichen Volksbeglücker spekuliren, durch die Not zu billigen Löhnen in den Ackerbau zurück gezwungen, sondern außer Landes getrieben werden.

Es wäre ein arger Irrtum, sich noch einzubilden, daß wir groß sind im Außenhandel, und daß wir uns auf diese Größe berufen können, um den sich vorbereitenden Ansturm der Exportgegner zu bekämpfen. Es ist lächerlich, die Gedankenlosigkeit, mit der man auch in sogenannten maßgebenden Kreisen dem agrarischen Trumpf von der bessern Ausnützung des innern Markts Gehör giebt, mit dem ebenso gedankenlosen Ausspielen hoher Ausfuhrziffern übertrumpfen zu wollen.

Es mögen sehr gute Leute sein, die heute in Deutschland von Zuständen ohne Großindustrie und ohne Ausfuhrhandel schwärmen und träumen, von den Zeiten, in denen der Großvater die Großmutter nahm, oder in denen Bellamys Spielereien Ernst werden könnten. In der Politik muß der Vaterlandsfreund diesen Träumen jetzt entsagen, in der deutschen Wirtschaftspolitik hat er in Zukunft fest und offen einzutreten für die Sammlung um den Kaiser und sein oft genug kund gethanes Ziel. Durch den Besuch in der Levante hat der Kaiser die That den Worten folgen lassen. Er hat damit dem deutschen Handel persönlich Pionierdienste geleistet, wie sie noch selten ein Fürst geleistet hat. Wird man jetzt zur Besinnung kommen? Wird der Kaiser die Gefolgschaft finden, die er braucht? In den Parteien von heute nicht, und auch in dem Reichstag von heute nicht. Vielleicht wird erst eine sehr tiefe wirtschaftliche Niederlage die deutsche Nation zum Verständnis bringen, was die kaiserliche Politik und des Kaisers Wille, Kraft und Pflichtbewußtsein für den Bestand des Deutschen Reichs bedeuten. β

Die Deportationsfrage vor dem deutschen Juristentage in Posen

Von Felix Friedrich Bruck (Breslau)

(Schluß)

In den Kolonien würden die Unterkunftsräume für Deportirte nach dem Monierschen Systeme (Baracken in der für tropische Bauten üblichen Anordnung) für den Kopf 200 Mark kosten, mithin für das Tausend 200000 Mark, d. i. 22½ bis 30mal billiger als die Einzelzelle unsrer inländischen Strafanstalten. Dabei übersehen die Gegner, daß sich die Unterhaltungskosten in der Strafkolonie viel

Digitized by Google

billiger stellen werden als im Mutterlande, vorausgesetzt, daß die Wahl des Ortes, wo die Strafkolonie gegründet wird, zweckmäßig ist. Es muß nämlich gleich bei der Gründung der Strafkolonie deren landwirtschaftliche Selbständigkeit als nächstes Ziel ins Auge gefaßt werden. Zu diesem Zwecke muß die Ackerbestellung so eingerichtet werden, daß die zur Erhaltung der Deportirten erforderlichen Lebensmittel möglichst bald vorhanden sind.

Ferner verringern sich die Unterhaltungskosten bei der Deportation bedeutend durch die zeitweilige Beschäftigung der Sträflinge in privatem Dienst und durch deren Ansiedlung nach der Verbüßung eines Teils der Strafzeit. Wird von diesen Einrichtungen ein weiser Gebrauch gemacht, so lassen sich nicht nur bei der Unterhaltung der Sträflinge, sondern auch bei der Errichtung von Unterkunftsräumen große Ersparnisse machen. Sobald aber die Strafkolonie durch das Fortschreiten der Kulturarbeiten vom Mutterlande unabhängig geworden ist, hört jede weitere Belastung auf. Aus den steigenden Erträgnissen, die dem Reiche aus dem Verkaufe der überschüssigen Kolonialprodukte und der ihm gehörigen Ländereien im Ansiedlungsgebiete und aus den Steuern und Zöllen erwachsen, werden die vorher auf die Kolonien verwandten Anlagekosten reichlich gedeckt. Ferner ist zu berücksichtigen, daß der größte Teil des Aufwandes des Reichs für den deportirten Sträfling von diesem selbst dem Reiche direkt zurückerstattet wird, während bei der inländischen Strafvollziehung die Zurückzahlung der Haftkosten eine seltne Ausnahme ist. So werden von dem angesiedelten Sträfling allmählich die vom Reiche für ihn verauslagten Transportkosten und der Preis für das zur Bebauung übergebne, vorher urbar gemachte Ackerland eingezogen, desgleichen die für die Errichtung der Hütte, für die Gewährung von Saatgut und Ackergerät gemachten Ausgaben. Die Zurückzahlung kann in Form eines jährlich zu zahlenden Zinses geschehen, dessen Eintreibung insofern wenig Schwierigkeiten bereitet, als die Kolonialverwaltung über das wirtschaftliche Gebaren des Angesiedelten nach wie vor die Kontrolle behält.

Aber selbst zugegeben, es würde sich dann noch die Rechnung, die wir aufgestellt haben, wesentlich vergrößern, was bedeuten diese dem Reiche erwachsenden Kosten im Verhältnis zu den unvergleichlichen Vorteilen, die dem Reiche aus der Deportation erwachsen? Darin, daß man diese Vorteile außer acht läßt, besteht der große Fehler, der nur zu häufig von den Gegnern der Deportation bei der Berechnung der Deportationskosten gemacht wird. Diese Vorteile lassen sich zahlenmäßig gar nicht ausdrücken. Sie übersteigen die Ausgaben sehr bedeutend. Vor allem spart der Staat das Geld, das ihm die Erhaltung der Rückfälligen in den Strafanstalten kosten würde. Dann aber bestehen die Vorteile in den für das Mutterland durch die Sträflinge gemachten öffentlichen Arbeiten und in dem durch die Kulturarbeit der Sträflinge gesteigerten Gesamtwert des Koloniallandes; die Einnahmen aus dem Verkaufe von Kolonialland, das in seinem Bodenwert wesentlich gestiegen ist, stehen

Digitized by Google

außer Verhältnis zu den Anlagekosten der Strafkolonie. Endlich, was das Wichtigste ist, in der Strafkolonie und in den Ansiedlungsgebieten eröffnen sich Absatzgebiete für unsre heimische Industrie. Thatsache ist, daß England durch den Verkauf der Kronländereien und aus dem spätern Ertrage an direkten Steuern und Zöllen das im australischen Kolonisationsgebiete aufgewandte Kapital bald zurückgewonnen hatte.

Auf die Angaben Krohnes, daß die Kosten jedes Deportirten in Neu-Kaledonien im Jahre ungefähr 2000 Franken betragen, ist in dieser Form gar nichts zu geben. (Freund berechnet die Kosten nur auf 674 Franken.) Die Behauptung Krohnes ist allerdings von einem Gegner der Deportation, Professor Prins in Brüssel, auf dem Pariser Gefängniskongresse aufgestellt worden. Aber solange nicht feststeht, wie diese Summe entstanden ist, beweist die hohe Zahl an sich gar nichts. Diese enorme Summe ist nicht etwa im Wesen der Deportation begründet, sondern eingestandnermaßen auf die geradezu verschwenderische Ausstattung der kolonialen Gefängnisbeamten, auf verfehlte Experimente und andre Mißgriffe der französischen Verwaltung zurückzuführen.

Was nun die Fluchtgefahr in den Kolonien anlangt, so ist zu berücksichtigen, daß Deutsch-Südwestafrika außer einigen wenigen oasenähnlichen Ansiedlungen infolge seines Wassermangels zur Zeit noch ein unwirtliches, wüstes Land ist. Bei richtiger Wahl des Ortes erscheint daher die Flucht so gut wie ausgeschlossen; denn sie wäre ohne Kenntnis des Landes und des Weges, ohne Lebensmittel so gut wie aussichtslos; sie würde den Flüchtigen ins sichere Verderben führen; dem Vaterlande erwächst aber auch hierdurch kein Schaden. Eine Verfolgung wäre daher kaum zu empfehlen. Zu dem Kapitel „Flucht der Sträflinge" will ich auch hier noch einmal auf die durch die Erfahrung bestätigte Thatsache hinweisen, daß schon die Zuchthausinsassen in der Regel lieber in ihren Anstalten bleiben, als daß sie sich freiwillig in die Freiheit begeben, wo ihnen ein schwerer Kampf ums Dasein bevorsteht. Nicht selten begehen sie nach ihrer Entlassung von neuem Verbrechen, um wieder sorgenfreie Unterkunft im Zuchthause zu finden. Um wieviel weniger wird sich der nach Südwestafrika deportirte Sträfling, der seine Strafe in freier Luft verbüßt und die sichere Aussicht hat, bei ordentlicher Führung einmal zu ökonomischer Selbständigkeit zu gelangen, durch die Flucht in die Wildnis einer höchst zweifelhaften Zukunft aussetzen.

Für den Fall der Ansiedlung von Deportirten als selbständige Landeigentümer ist selbstverständlich die Fluchtgefahr nicht mehr zu besorgen. Aber auch der Sträfling auf der Straffarm wird, solange seine Behandlung menschlich ist — und das muß sie sein, denn Grausamkeit entehrt den strafvollstreckenden Staat —, den Aufenthalt in der Straffarm oder bei einem Landeigentümer, dem er zur Beschäftigung überwiesen ist, und wo er regelmäßig Kost, Kleidung und Obdach erhält, dem Leben eines Flüchtigen in den zum großen Teil noch wüstliegenden Steppen Südwestafrikas vorziehen. Endlich werden drakonische

Digitized by Google

Maßregeln für den Fall der Wiederergreifung eines Flüchtigen, sowie ein strenges Verbot, Flüchtlinge aufzunehmen, und die Pflicht, sie zurückzuliefern, die Fluchtversuche auf ein Minimum verringern. In Anbetracht dieser Verhältnisse wird auch das Bewachungspersonal nicht viel stärker zu sein brauchen, als bei der inländischen Vollziehung der Freiheitsstrafe.

Mit der Fluchtgefahr bringen die Gegner, besonders die aus kolonialen Kreisen, die Möglichkeit in Verbindung, daß die unserm Schutzgebiete benachbarten Mächte gegen die Errichtung einer Strafkolonie Einspruch erheben könnten. Hierzu aber haben die Mächte kein Recht. Das Reich ist unumschränkter Gebieter über Deutsch-Südwestafrika und durch keinerlei Verträge wegen dieses Schutzgebietes gebunden. Im Jahre 1884 stellte wohl England einmal an das Reich das Ansinnen, sich der Anlegung von Strafkolonien an der Küste von Angra Pequena zu enthalten. Aber der Reichskanzler Fürst Bismarck wies diese Forderung zurück.

Es könnte sich hier überhaupt nur um England und Portugal handeln. Von Portugal ist aber ein Einspruch schon deswegen nicht zu befürchten, weil es selbst Sträflinge nach Angola, dem Nachbarlande des Nordens von Deutsch-Südwestafrika, deportirt. An die Grenze des Kaplandes brauchen wir aber bei der immensen Größe unsers Schutzgebiets die Straffarmen ja gerade nicht zu legen. Ganz abgesehen davon kann auch kein Staat verhindern, daß verbrecherische Elemente einwandern, insbesondere nach Verbüßung ihrer Strafen, die die Menschen nur selten besser machen. Unter den Abenteurern englischer Herkunft, die nach den Goldfeldern des Transvaal strömen, um dort Geld zu verdienen, sind viele, die sich in ihrer sittlichen Qualifikation nicht sehr von den Deportirten unterscheiden. Viele von ihnen haben schon Kriminalstrafen verbüßt, wie eine statistische Feststellung ergeben würde, und doch verlangt gerade England nicht nur die Aufnahme dieser Leute, sondern sogar ihre bürgerliche Gleichstellung in der südafrikanischen Republik. Und wir Deutschen sollten England zuliebe Skrupel hegen, unsre Sträflinge zur Verbüßung ihrer Strafen in unserm Schutzgebiete zu beschäftigen oder anzusiedeln?

Das Hauptgewicht legen die Gegner auf gewisse gegen die Deportation sprechende Auslassungen des Gouverneurs von Deutsch-Südwestafrika, Herrn Leutwein, in der Budgetkommission des Reichstags in diesem Jahre, auf Grund deren sich auch der Staatssekretär Herr Nieberding im Reichstage gegen die Deportation erklärte. Allein die spärlichen Äußerungen des Herrn Leutwein können keineswegs als ein abschließendes Gutachten in dieser wichtigen Frage gelten, umsoweniger als sich Leutwein nicht auf Bedenken kolonialer Natur stützt, in denen er Fachmann ist, sondern vielmehr auf Gründe, die allgemeiner Natur sind. Überdies ist Herr Leutwein gar nicht als Gegner eines Versuchs der Deportation nach Deutsch-Südwestafrika zu betrachten. Nach der Mitteilung des Staatssekretärs Nieberding äußerte sich Herr Leutwein dahin, daß man sich bei einem Versuch zunächst allerdings auf eine geringe Zahl von

Digitized by Google

Sträflingen — er nannte die Zahl hundert — beschränken müsse, und in einem Briefe (abgedruckt in einer Schrift des Pfarrer Dr. Seyfarth: „Hinter eisernen Gittern") sagt Herr Leutwein wörtlich: „Ich halte mich zu einem abschließenden Urteil über die Deportationsfrage nicht befähigt, da letzteres überhaupt nur an der Hand von Erfahrungen gewonnen werden kann. Um solche zu gewinnen, muß indessen ein Versuch gewagt werden, und würde ich daher die Frage, ob ein solcher (aber nur ein solcher) empfehlenswert sein würde, unbedingt bejahend beantworten."

Ganz derselben Ansicht, d. h. für einen Versuch sind übrigens die besten Kenner unsers Schutzgebiets wie Kurt von François, Dr. Esser und Franz von Bülow. Ein solcher Versuch verursacht weder große Kosten noch sonst irgend welche Nachteile für das Reich. Wenn irgend wo, so gilt in Sachen des Strafvollzugs, insbesondre in Sachen der Deportation der Satz, daß Probiren über Studiren geht. Soviel steht fest, daß sich durch die Einführung der Deportationsstrafe die ungeheuern Kosten des Strafvollzugs mit der Zeit sehr vermindern werden. Diese Summen würden dann zum größten Nutzen des Reichs in seinem Schutzgebiete verwertet werden. Gerade in Deutsch-Südwestafrika ist die Vermehrung intelligenter Arbeitskräfte eine Lebensfrage. Hier fehlt es an Händen, während in den Strafanstalten des Mutterlandes die Kräfte vergeudet werden.

Auch in sozialpolitischer Hinsicht kann die Deportationsstrafe für Deutschland, das an Übervölkerung leidet (der Geburtenüberschuß beträgt jährlich 600000), von hervorragender Bedeutung werden; denn die Hauptquelle der meisten Verbrechen ist hier die Not, entstanden aus der Schwierigkeit der Erwerbsverhältnisse. Sie treibt alljährlich Tausende von Volksgenossen, und nicht die schlechtesten, für die ihr Vaterland zu eng ist, übers Meer, wo sie sich in der neuen Heimat mit der äußersten Anspannung aller Kräfte ein menschenwürdiges Dasein gründen. Die Unglücklichen aber, denen die Mittel fehlen, ihr unbarmherziges Geschick zu ändern, die schon durch die Not entkräftet, entmutigt und demoralisirt sind, sie sind die Kandidaten unsrer Zuchthäuser. Die Not ist die Hauptursache ihrer schlechten Erziehung und der sich daran knüpfenden Verkommenheit, die schließlich zum Verbrechen führen muß. Können alle diese Personen im Vaterlande nicht mit lohnender Arbeit versehen werden, so kann wenigstens denen, die wegen Arbeitsscheu wiederholt im Arbeitshause gesessen haben, oder die durch Begehung von Eigentumsdelikten schon ihre Unfähigkeit, sich selber zu ernähren, bewiesen haben, ferner den Personen, die wiederholt durch ihr unsittliches Verhalten die Kulturgemeinschaft gestört haben und deshalb dem Strafrichter verfallen sind, die Möglichkeit gewährt werden, ihre Kräfte in einer für ihr eignes und das Wohl des Vaterlandes geeigneten Weise zu verwerten. Der Staat muß diese Unglücklichen zwangsweise in eine Lage setzen, wo sich energische Naturen aus eigner Kraft zu retten vermögen,

Digitized by Google

bevor es zu spät ist. So wie die freie Auswanderung in dünnbevölkerte Länder die einzige Rettung für überschüssiges Menschenmaterial übervölkerter Länder ist, so ist die Deportation das notwendige Ventil, durch das jene Länder von Verbrechern befreit werden.

Auf Grund dieser Erörterungen schlage ich in Übereinstimmung mit den beiden Herren Gutachtern der geehrten Abteilung vor, die Frage: „Empfiehlt sich ein Versuch der Deportation nach den Kolonien als Strafe?" bejahend zu beantworten. —

Gegen die in meinem Referat vorgetragne Begründung hat sich hauptsächlich der Korreferent, Rechtsanwalt Korn (Berlin) ausgesprochen. Zwar stehen die offiziellen Protokolle zur Zeit noch aus; aber da Korn sein ablehnendes Votum schon vor der Tagung in Posen in der Nr. 19/20 der „Deutschen Juristen-Zeitung" zum Zwecke der Orientirung der Teilnehmer am Juristentage begründet hat und nach den bisher erschienenen Zeitungsberichten als Korreferent dieselben Gründe am Juristentage wiederholt hat, so halte ich mich schon jetzt zu einer kritischen Erörterung für berechtigt.

Korn beginnt seine Ausführung mit einer freilich nur Laien imponirenden Statistik. Nach Foinitzky, auf dessen unkontrollirbares Material sich Korn bezieht, sei nämlich in England mit der Einführung der Deportation die Zahl der zu schwerer Freiheits- oder Todesstrafe Verurteilten von etwa 1000 (im Jahresdurchschnitt von 1818—24) auf 14261 im Jahre 1834 und 23179 im Jahre 1854 gestiegen, dagegen sei seit der Abschaffung der Deportation die Durchschnittszahl stetig gesunken. Sie habe 1855 20037, 1865 14459, 1875 10954 betragen. Korn meint also, daß ein Kausalzusammenhang zwischen Deportation und Wachstum der Kriminalität bestehe. Eine solche Annahme ist aber durchaus unbegründet. Für das Wachstum des Verbrechertums sind in erster Linie die wirtschaftlichen Verhältnisse breiter Schichten der Bevölkerung, insbesondre der arbeitenden Klassen, maßgebend. Wirtschaftlicher Niedergang, Mißernten, Kriege und als Folge davon Arbeitslosigkeit, Not und Verrohung der Massen sind die Hauptursachen des Verbrechertums. Sicherlich kann die Deportationsstrafe nicht Schuld gewesen sein an der Vermehrung der Verbrechen in England. Denn die einmal Deportirten konnten durch Rückfälle die Zahl der Verbrecher in England nicht weiter erhöhen. Ein Anreiz zur Begehung von Verbrechen kann aber in der Vollziehung der Deportationsstrafe nicht gefunden werden, da diese Strafe in England als die schwerste nächst der Todesstrafe galt. Noch im Jahre 1853 erklärte das mit der Untersuchung dieses Strafmittels betraute Unterhauskomitee, daß die Deportationsstrafe wirksamer und abschreckender sei als irgend eine andre Freiheitsstrafe (v. Holtzendorff, Deportation, S. 168. 604). Es ist also nur ein zufälliges Ereignis, daß nach der Aufhebung der Deportationsstrafe in England die Zahl der Verbrechen sank. Wäre die Deportation die Ursache des Steigens gewesen, wie

Digitized by Google

Korn annimmt, so müßte man heute in England schon auf dem Nullpunkte der Kriminalität angelangt sein. Wie einseitig übrigens Korn die Statistik verwertet, zeigt folgendes Beispiel. Um die Überflüssigkeit der Deportation nachzuweisen, bezieht er sich auf die Erfolge, die England mit der Einführung der penal servitude gemacht habe. Die Zahl der Zuchthausinsassen sei von 10169 im Jahre 1883 fortgesetzt bis auf 3309 im Jahre 1894 gesunken. Korn hat diese Angaben einer Mitteilung Aschrotts (Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft, Band XVII, S. 46) entlehnt. Aber was Aschrott zu dieser statistischen Angabe hinzufügt, verschweigt Korn. Aschrott fügt nämlich diesen Angaben unmittelbar die Bemerkung hinzu: „Aus diesen Ziffern wird man aber nicht ohne weiteres auf eine entsprechende Abnahme der Kriminalität in England schließen dürfen." Als Grund der Abnahme wird vielmehr die in der Gesetzgebung und der Rechtsprechung deutlich wahrnehmbare Milderung der Strafurteile angegeben.

Ebenso unrichtig ist die Behauptung Korns, daß durch eine bloße Reform der Freiheitsstrafe in Holland (insbesondre durch die Einführung der Einzelhaft) die Kriminalität von 111 auf je 100000 Einwohner im Jahre 1851 auf 52,7 im Jahre 1887 gesunken sei. Nach einer mir von Herrn Professor van Hamel in Amsterdam zugegangnen Mitteilung betrug die Zahl der wegen Verbrechen und Vergehen Verurteilten im Jahre 1851 auf 100000 Einwohner $343^3/_4$ und im Jahre 1887 $345^1/_4$. Von einem Rückgang der Kriminalität in Holland in der oben angegebnen Zeit ist demnach keine Rede.

Außer diesen verfehlten statistischen Nachweisen sucht Korn die Ablehnung der Deportation durch die Aufzählung von Schwierigkeiten zu erreichen, auf die nach seiner Ansicht dieses Strafmittel stoßen würde. Ganz unverständlich ist in dieser Beziehung Korns Äußerung, daß die Sträflinge, wenn sie bei knapper Kost, gehemmter Bewegung und deprimirtem Geiste schwere Erd- und Feldarbeit thun, den klimatischen Einflüssen erliegen würden. Alle sachverständigen Berichterstatter, z. B. Hindorf, Dove, stimmen darin überein, daß sich der Europäer in Deutsch-Südwestafrika auch bei tüchtiger körperlicher Arbeit dauernd wohl zu befinden pflegt. Daß unsre Sträflinge, wenn sie dort schwere Kulturarbeiten verrichten sollen, eine dem entsprechende Verpflegung erhalten müssen, ist doch selbstverständlich. An körperlicher Bewegung wird es ihnen bei der Arbeit nicht fehlen; oder fordert vielleicht Korn für einen rationellen Strafvollzug in der Kolonie, daß die Deportirten nicht satt zu essen bekommen und in ihrer Bewegungsfreiheit gehindert werden sollen? Dann allerdings wären die Aussichten für unsre deportirten Sträflinge, wie Korn an einer andern Stelle schmerzbewegt ausruft, wirklich „trübe, sehr trübe!"

Eine andre Schwierigkeit findet Korn darin, daß sich nach seiner Ansicht die Deportirten in Deutsch-Südwestafrika nicht in geeigneter Weise beschäftigen ließen, weil dort Ackerbau nur in sehr geringem Umfange und nur Viehzucht in großem Maßstabe bei starkem Kapitalbesitze möglich seien. Man könne doch

Digitized by Google

aber die Deportirten nicht „ein beschauliches Hirtenleben führen lassen." Auch diese Behauptung widerspricht den Thatsachen. Die allerdings früher einmal vom Grafen Joachim Pfeil aufgestellte, von mir aber in verschiednen Aufsätzen widerlegte Behauptung, daß Deutsch-Südwestafrika für den Ackerbau nicht verwendbar sei, ist jetzt allgemein als unrichtig aufgegeben. Aber Korn scheint, so unglaublich es klingt, gar keine Ahnung von den zur wirtschaftlichen Erschließung der Kolonie notwendigen Kulturarbeiten zu haben. Hierher gehören bekanntlich außer der Urbarmachung des Landes in erster Linie: Hafenanlagen, Wegebauten (Eisenbahnen) und die Schaffung einheitlicher Berieselungsanlagen. An solchen die Kräfte unsrer Sträflinge vollauf in Anspruch nehmenden Arbeiten wird es in absehbarer Zeit in unserm Schutzgebiete nicht fehlen. Zu einem idyllischen Hirtenleben würde unsern Sträflingen keine Zeit übrig bleiben.

Wenn nun aber Korn es gar für schwer begreiflich hält, weiße Arbeiter nach Deutsch-Südwestafrika zu senden, „während die dortigen eingebornen Stämme geschickte und willige Arbeiter in Menge liefern," so muß man über diese totale Unkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse in Erstaunen geraten; denn fast jede Post aus Deutsch-Südwestafrika bringt uns bittre Klagen über den Mangel an Arbeitskräften, weil sich die einheimische Bevölkerung jeder Arbeit gegenüber ablehnend verhält. Es ist Thatsache, daß lediglich aus diesem Grunde der Eisenbahnbau von Swakopmund nach Windhoek unterbrochen werden mußte. Was die Geschicklichkeit der Eingebornen zu den vorgenannten öffentlichen Arbeiten anlangt, so steht sie weit unter der Leistungsfähigkeit europäischer Arbeiter, was sogar Graf Pfeil, ein ausgesprochner Gegner der Ansiedelung deutscher Sträflinge in Deutsch-Südwestafrika, mit den Worten zugiebt, „daß solche Arbeiten von Europäern weit besser ausgeführt werden würden, als von den bestangelernten afrikanischen Arbeitern" (Kolon.-Jahrb. IX, S. 280). Man konnte billigerweise erwarten, daß der Jurist, der sich als Gutachter in der Deportationsfrage hören läßt, eine Kenntnis dieser Thatsachen hat.

Endlich erhebt Korn von neuem den von mir schon wiederholt widerlegten Einwand, daß sich der Strafvollzug in der Kolonie viel kostspieliger („etwa dreimal höher") stellen würde als im Mutterlande, und man glaubt wirklich eher eine für eine Volksversammlung berechnete Wahlrede als ein Informationsreferat für den Deutschen Juristentag zu vernehmen, wenn sich Korn gegen die Deportation erklärt, weil „durch sie den Steuerzahlern, somit auch den Ärmsten des Volkes ein allzu drückender Tribut aufgebürdet würde." Der hier von Korn erhobne Einwand wegen der Kosten der Deportation ist auch schon in meinem oben abgedruckten Referat auf seine Bedeutungslosigkeit zurückgeführt worden. Ich beschränke mich deshalb darauf, an dieser Stelle auf mein Referat zu verweisen.

Außer dem Korreferenten nahm noch Herr Oberreichsanwalt Hamm das Wort. Bevor ich die offiziellen Protokolle nicht gelesen habe, will ich mich

Digitized by Google

einer eingehenden Erörterung enthalten. Denn es ist wohl nicht möglich, daß der Oberreichsanwalt nur allgemeine Redensarten vorgebracht hat, unter andern die, „daß wir ein Land, in das wir unsre Missionare schicken, um den Eingebornen die Segnungen der Kultur und des Christentums zu bringen, mit diesem verrotteten Gesindel (d. h. den Deportirten) nicht anfüllen dürfen; denn dadurch begäben wir uns jedes Rechts der Besitzergreifung." Die Missionare sind als Erzieher der Eingebornen gewiß recht brauchbar. Aber ihnen zuliebe hat das Deutsche Reich ebensowenig wie irgend ein andrer europäischer Staat afrikanisches Gebiet in Besitz genommen. Der Hauptzweck war überall die salus rei publicae. Übrigens verfolgen gerade die Leute, die die Deportation empfehlen, nur humanitäre und zugleich patriotische Zwecke. Sie wollen in erster Linie dem Verbrecher durch einen rationellen Strafvollzug helfen. Dies geschieht dadurch, daß sie ihn im Dienste der Kolonie für seine künftige Bestimmung arbeiten lehren und ihm dann nach Verbüßung der Strafknechtschaft zu ökonomischer Selbstständigkeit verhelfen, indem sie ihn als Ackerbauer ansiedeln. Auf diese Weise wird zugleich das Vaterland von verbrecherischen Elementen befreit und die Kolonie durch die Kulturarbeit der Sträflinge für die Einwanderung unsers überschüssigen Menschenmaterials aufnahmefähig gemacht.

Ebenso unverständlich ist die in verschiednen Zeitungsberichten dem Oberreichsanwalt in den Mund gelegte Äußerung, „in Zukunft müßten dann die Erwerbsgesellschaften, welche sich in Deutsch-Südwestafrika niedergelassen haben, den kleinen Leuten, welche Land zur Ansiedlung wünschten, zurufen: Liebe Freunde, kommt wieder, wenn ihr gewerbsmäßige Verbrecher geworden seid. Erst dann seid ihr für uns geeignet." Als ob die Deportationsfrage nicht völlig unabhängig ist von der Frage der Besiedlung des den Erwerbsgesellschaften vom Deutschen Reiche geschenkten Areals mit kleinen Leuten. Weshalb sollten diese Gesellschaften, wenn auch das Reich die Deportation einführte, nicht auch mittellosen ehrlichen kleinen Leuten ein Stück Scholle zur Ansiedlung überlassen, bevor diese von Not getrieben zu Verbrechern geworden sind?

Außer diesen beiden Rednern meldete sich niemand zum Wort, und nur das Faktum wird berichtet, daß im Anschluß an die Ausführungen der Herren Korn und Hamm die dritte Abteilung des Juristentages zu Posen mit allen gegen etwa fünf Stimmen die Frage, ob ein Versuch der Deportation nach Kolonien zu empfehlen sei, verneint hat.

In der Plenarsitzung, die tags darauf stattfand, wurde nochmals diese Frage zur Diskussion gestellt. Hier nahm die Debatte einen wunderlichen Verlauf. Nach den übereinstimmenden Zeitungsberichten wurde der Rechtsanwalt Baumert, der einzige Redner, der sich zu Gunsten der Deportation aussprach, in seinen Ausführungen, in denen er die Widerlegung der einzelnen Bedenken der Gegner versuchte, vielfach durch Heiterkeitsausbrüche der Versammlung derart unterbrochen, daß er auf weitere Ausführungen verzichtete.

Digitized by Google

Zum Schluß erhob sich noch Scherer, Rechtsanwalt beim Reichsgericht, der schlankweg „die gegenwärtige Art des Strafvollzugs als durchaus zweckentsprechend“ bezeichnete und daran die Bemerkung knüpfte, „der Strafzweck könne durch die Deportation auch nicht annähernd gleichwertig erreicht werden.“ Darauf schloß sich die Plenarversammlung mit großer Majorität dem ablehnenden Beschlusse der Abteilung an.

Über die Bedeutung dieser beiden Voten kann ich mich kurz fassen. Aus dem Verlaufe des diesjährigen deutschen Juristentages zu Posen geht hervor, daß die so überaus wichtige und schwierige Frage der Deportation in durchaus ungenügender*) Weise — um nicht einen schärfern Ausdruck zu gebrauchen — behandelt worden ist. Auf die starke Majorität der Gegner, die sich bei der Abstimmung herausstellte, wird kein besondres Gewicht zu legen sein, wenn man bedenkt, von welchen Zufälligkeiten der Besuch solcher Wanderversammlungen abhängt. Nur sehr wenige der Herren Juristen, die in Posen über die Deportationsfrage zu Gericht gesessen haben, werden, wenn sie der Wahrheit die Ehre geben wollen, behaupten können, daß sie sich vorher mit dieser dem Gebiete der Kriminal-, Kolonial- und Sozialpolitik angehörigen, recht schwierigen Frage eingehend beschäftigt haben. Ist dem aber so, so ist auch durch die Posener Abstimmung die Deportationsfrage noch nicht, wie einige der Deportation feindliche Blätter naiv genug waren zu behaupten, aus der Welt geschafft worden.

Die Deportationsidee ist an sich zu gesund; sie wird sich trotz des Votums in Posen und trotz des augenblicklichen Widerspruchs einflußreicher Gegner bonae et malae fidei zur Wirklichkeit durchringen zum Nutzen und Frommen des deutschen Vaterlandes.

Politische Reisebetrachtungen aus dem deutschen Süden

(Schluß)

Freiburg, die Schöpfung Bertholds von Zähringen, des letzten großen Alemannenherzogs, bietet ein passendes Beispiel für die Folgen dieser Knechtschaft in der Sprache. In der armen Unterstadt, wo die Arbeiter wohnen, hält man an der trauten Sprache der Heimat fest; die höhern Stände, die in der Oberstadt wohnen, sprechen natürlich das entsetzliche Schweizer-Französisch, dem

*) Wir müssen leider sagen: in ganz oberflächlicher und unwürdiger Weise! Die Red.

Digitized by Google

man sofort anmerkt, daß es übersetzt und nicht gedacht ist. Mit Recht scheut sich jedes deutsche Haus, eine französische Bonne aus der Schweiz zu nehmen, wo man bloß in Genf aus dem oben angeführten Grunde ein reines Französisch spricht. Erfreulicherweise in nationaler Beziehung verschlechtert sich das Genfer Französisch immer mehr, da die stetig wachsende deutsche Einwanderung, auch aus dem Reiche, das eingeborne französische Element zurückdrängt. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch in den andern Verkehrsmittelpunkten der sogenannten französischen Schweiz. Natürlich lernt der deutsche Eindringling geflissentlich die fremde Sprache, womit er andern freilich keinen besondern Ohrenschmaus bereitet. Ich habe in Genfer Läden absichtlich Deutsch gesprochen und fast nie einen wirklichen französischen Verkäufer getroffen. Daß die Schweizer Läden bis in die kleinsten Dörfer, wo nie ein französisches Auge hingeblickt hat, mit französischen Aufschriften bedeckt sind, ist übrigens Berlin und den deutschen Bädern gegenüber gar nicht zu verwundern. Freilich vergißt der Schweizer leider selbst darüber die heimischen Bezeichnungen. Weder in England noch in Frankreich und Italien findet man an Orten, wo erfahrungsmäßig Deutsche zahlreich verkehren, deutsche Anschläge. Wir haben den Beweis geliefert, daß auch in der Schweiz nicht das Bedürfnis, sondern die klägliche Fremdenliebe, Deutschlands schlimmste Unart, die Ursache des dauernden Fortschritts der französischen Sprache ist.

Im Kriegsfall ist eine einheitliche Befehlssprache geboten, und die deutsche natürlich als solche gegeben. Freilich wird im Frieden eigentümlich hierfür vorgesorgt. Auf dem Schießplatz am Wallensee ist der Kommandant ein französischer Schweizer, der seinen dienstlichen Standort seit Jahrzehnten in Zürich hat. Mit Recht hat er es unter seiner Würde gehalten, ordentlich Deutsch zu lernen, obschon seine Vorfahren natürlich, wie die ganze Schweiz, Deutsche waren. Infolgedessen wird von seinen Kameraden bei den Übungen ebenfalls aus deutscher Höflichkeit französisch gesprochen, obschon vielleicht die Verständlichkeit des Vortrages bei manchen Offizieren sehr darunter leiden mag. In den Bundesversammlungen spricht natürlich der Abgeordnete der sogenannten französischen Kantone französisch, auch wenn er des Deutschen mächtig, und obwohl die Sprache der Zentralgewalt deutsch ist. Warum duldet man nicht, daß der Graubündner romanisch und der Tessiner italienisch spricht? Der deutsche Schweizer ist so sprachgewandt, daß er jede fremde Sprache lieber als seine verdorbne heimatliche Mundart hört. In Davos war ich Ohrenzeuge des folgenden militärischen Idylls. Ein Hauptmann ruft einen ihm genau bekannten Soldaten französisch an, und er antwortet französisch. Nach diesem dienstlichen Zwiegespräch reden beide schwyzerdütsch weiter, wie dies ihrer Herkunft geziemt. Ein jüngerer Offizier spricht italienisch mit einem romanischen Graubündner, was dieser natürlich nur unvollkommen versteht. Die Folge ist die Fortsetzung in deutscher Sprache. Solche Dinge kann man täglich in der

Digitized by Google

deutschen Schweiz erleben. Wirklich scheint jedes nationale Ehrgefühl im Schweizer erstorben zu sein, dessen Ahnen für die deutsche Freiheit gegen Burgunder und Franzosen stritten und ihr Leben ließen. Heuer soll in Neuenburg das Bundesschießen abgehalten werden. In allen Ortschaften der deutschen Schweiz hängt eine französische Bekanntmachung aus. Würde es in einer deutschen Stadt gefeiert, würde man natürlich nicht wagen, deutsche Anschläge nach Neuenburg zu senden.

Unter dem Vorwande der Gleichberechtigung der französischen und der italienischen Minderheit wird die deutsche Sprache geknechtet und zurückgedrängt. Italienisch erklimmt schon den Alpenkamm. Auf dem Simpeln und dem Gotthard hört man schon italienische Laute, während einst noch am Langensee deutsch gesprochen wurde. Auch in der Schweiz wie in Elsaß-Lothringen hat erst die französische Revolution das Deutschtum bedrängt. Das Wahnbild der französischen Freiheit, die beiden kerndeutschen Landen die Knechtschaft brachte, hat das nationale Empfinden zu Gunsten politischer Ideale so geschwächt, daß der Geschichtsirrtum der Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit, der zum blutigen Cäsarentum führte, in diesen Landschaften noch heute als bare Münze angesehen wird und zum beispiellosen Erfolge des französischen Unterdrückers auch nach dessen wiederholten Niederlagen beigetragen hat. Die Schweizer Demokratie feiert die französische Schwesterrepublik, obschon nur Deutschland seine Alpentochter vor der Begehrlichkeit des westlichen Nachbarn schützt. Einig mit den deutschen Gesinnungsgenossen schwärmt sie freilich für den Juden Dreyfus, ohne daß diese Empfindsamkeit ihrer Liebe für die grande nation Abbruch thäte. Während man anderwärts in Begeisterung von der Schweizer Freiheit des Mittelalters bis zur Franzosenzeit redet, ahnt man wohl nicht, daß diese in einer starren aristokratischen Herrschaft der Urkantone bestand. Freilich gebührt dem Vorort Bern das Verdienst, daß er sich seiner nationalen Sendung an den Ufern des Genfer- wie des Langensees, wo die Unterthanenlande lagen, immer bewußt gewesen ist. Bis dahin wurde die ganze Schweiz deutsch verwaltet, und das begehrliche Franzosentum blieb auf seine Heimat Genf beschränkt. Preußen schaltete in Neuenburg in nationalem Unverstande freilich anders und hat auch die Folgen dieser Gleichgiltigkeit gegen das eigne Volkstum mit dem Verluste des schönen Fürstentums zu bezahlen gehabt.

Selbst die schweizerischen Preußenhasser, und es sind dies alle Schweizer, haben bei der Jubelfeier des Neuenburger Aufstands dem preußischen Könige für sein damaliges Verhalten keinen Vorwurf machen können. Nur wir Deutschen müssen seine Schwäche beklagen, die wir freilich dem todkranken Schwärmer auf dem Throne verzeihen. Das Deutsche Reich aber hat eine schwere Einbuße durch den preußischen Verzicht erlitten; ein wieder verdeutschtes Neuenburg gäbe auch dem Volkstum der Schweizer einen festen Halt zum Widerstande gegen französische Aneignungsgelüste. Ein schwaches Deutschland, von

Digitized by Google

Frankreich besiegt, würde den Untergang der Schweiz bedeuten, die dem Schicksal, eine französische Provinz zu werden, nicht entgehen würde. Deutschland bedroht niemals die Freiheit seiner entarteten Tochter, und im deutschen Bundesstaat bliebe auch im Falle der Wiedervereinigung die innere Selbständigkeit der Schweiz gewahrt. Nach außen macht die Schweiz wohl selbst nicht den Anspruch auf eine unabhängige Politik. Die Zeit dieser Kleinstaaten ist vorüber, wo schon ein Mittelstaat wie Spanien grundlos oder doch unter falschem Vorwande von der amerikanischen Großmacht überfallen werden konnte, ohne daß sich eine Hand zu seinem Schutze rührte. Bei einem europäischen Kriege wäre das Schicksal der Schweiz sicher ganz ähnlich. Ihr Milizsystem wird sie bei aller Schießtüchtigkeit nicht vor dem Verderben bewahren. Oder hofft sie vielleicht auf die Einmischung Englands als Garantiemacht? Je mehr sie ihren deutschen Ursprung verleugnet, um so sicherer wird sie Frankreichs Beute und fordert Deutschlands Mitwirkung zum Schutze des eignen und des gemeinsamen Volkstums heraus. Preußen hat Belgien noch 1869 vor der französischen Besetzung gerettet; die Schweiz kann leicht in eine ähnliche Lage geraten.

Sind wir den unerfreulichen Spuren nationaler Würdelosigkeit bisher nachgegangen, so dürfen wir auch der Lichtseiten im Bilde dieser Schweizer Eidgenossen nicht vergessen, die uns an der deutschen Lebenskraft des schönen Alpenlandes nicht verzweifeln lassen. Der häufig lächerliche und doch politisch folgenschwere Kantönligeist findet im Mutterland an dem verderblichen Sondersinn der deutschen Landschaften, ja selbst der Parteien sein würdiges Gegenstück. Im monarchischen Deutschland mit seiner Kleinstaaterei erscheint diese bedauerliche Zerrissenheit verständlich. Aber wie ist sie mit der Gleichmacherei der Schweizer Demokratie in Einklang zu bringen, wo bleibt die einheitliche Volksherrschaft? Dieser Sondergeist ist ein aristokratischer Bursche, der eben die Volkssouveränität des alles nivellirenden Einheitsstaates nicht anerkennt. Regiert etwa das Volk in den Kantonen? Nein, noch giebt es führende Familien, wie einst die stolzen Berner und Luzerner Ratsgeschlechter und der Graubündner Adel. Ja die Schweizer Patrizier haben ihre Rolle noch nicht ausgespielt. Nur haben sie neue Emporkömmlinge unter sich aufnehmen müssen. Ach und wie reizend deutsch ist in seiner ganzen Lächerlichkeit diese undemokratische Titelsucht vom Gemeindeschreiber aufwärts bis zum Ständerat! Wer vor einem Menschenalter einmal eine Würde bekleidet hat, nennt sich noch jetzt stolz Altammann u. s. w. Der alte Heldengeist der Schweizer ist noch nicht erloschen. Die mittelalterlichen Landsknechte und die fürstlichen Leibgarden haben, wenn auch im fremden Solde, die stolze Überlieferung der Schweizer Wehrhaftigkeit bis in die Gegenwart erhalten. Freilich fehlt der Scherz hierbei auch nicht. Kein Jugendfest, kein Musikfest, kein Schießen und keine sonstige Feier, die fast allsonntäglich begangen werden, ohne daß die eidgenössische Miliz

Digitized by Google

feldmarschmäßig erscheint. Abends macht es dann einen heitern Eindruck, wenn der Vaterlandsverteidiger in dem etwas umständlichen Waffenschmuck feuchtfröhlich im Zickzack durch die Gassen schwankt. Der deutsche Soldat pflegt sich den Freuden des Lebens ohne Gepäck und Gewehr hinzugeben. Aber fraglos liegt ein gewisser Ernst im heitern Spiele, denn der Vorgang zeigt die in Fleisch und Blut übergegangne Waffenfreudigkeit.

Die Mannszucht ist ja gewöhnlich in solchen Freistaaten nicht gerade eine Stärke des Heeres. Es erscheint daher glaubwürdig, daß ein hervorragend tüchtiger Waffenchef schließlich in den Ruhestand hat treten müssen, weil seine strenge Disziplin seinen Untergebnen mißfiel, und er selbst es bezeichnenderweise am Gehorsam gegen den hohen Bundesrat fehlen ließ. Die Wirksamkeit eines solchen demokratischen Hofkriegsrats hat sich ja neulich am lieblichsten in Washington geäußert. Es ist kaum anzunehmen, daß sich der Schweizer Genosse im Kriegsfalle klüger benehmen wird, wenn das Schweizer Offizierkorps auch gar nicht mit den elenden Freiwilligenscharen Bruder Jonathans zu vergleichen ist. Das deutsche und das französische Vorbild regt doch zu sehr zur Nacheiferung an, verführt vielleicht sogar zu übertriebner Nachahmung, was den bescheidnern Anforderungen der Schweizer Landesverteidigung nicht entspricht. Das Kriegskleid des Schweizer Heeres ist übrigens die alte württembergische Uniform nach preußischem Schnitt; das Käppi mehr der preußische Jägertschako als die österreichische Kopfbekleidung. Aber die Kavalleriemütze ist französisch. Es wäre ja auch schade, wenn man außer der sehr praktischen Pelerine, dem französischen Revanchemäntelchen, nichts Französisches trüge; der Schweizer Soldat würde trotzdem mit Entrüstung die Behauptung zurückweisen, daß er nach deutscher Art gekleidet sei.

Ein Unterschied besteht zwischen dem schweizerischen Freistaat und den von ihm so geliebten großen Schwesterrepubliken Frankreich und Nordamerika, von den sonstigen amerikanischen Raubstaaten ganz zu schweigen. Ist in Frankreich die verhüllte Bestechlichkeit und in der Union der offne Ämterschacher und Stimmenkauf an der Tagesordnung, so hat sich die Schweiz sowohl in ihrer aristokratischen Staatsform der frühern Jahrhunderte wie auch in ihrer jetzigen demokratischen Verfassung von diesem Fluche der Freistaaten völlig rein erhalten. Es herrscht in der Schweiz eine strenge und gerechte Verwaltung. Die Furcht vor dem souveränen Volk mag manchmal kräftige Maßnahmen lähmen oder abschwächen, wie bei dem verspäteten Eingreifen in der revolutionären Italienersache. Aber schließlich gewinnt bei der Regierung doch der gesunde Menschenverstand die Oberhand. Die Bundesgewalt ist ja schwach: aber dürfen wir über diesen Mangel spotten? Es macht sich jedoch auch hier ein Rückschlag wider den Kantönligeist geltend. Die Staatseinheit tritt mehr in den Vordergrund. Der Bund ist im Begriffe, sämtliche Eisenbahnen zu erwerben und erweitert auch sonst seine Zuständigkeit. Die Ordnung des Ver-

Digitized by Google

sicherungswesens nach deutschem Muster, aber auch auf dem Gebiete der Privatunternehmung, ist tadellos und kein schlechtes Vorbild für den bisherigen deutschen Lehrmeister.

Das barsche Wesen, um nicht zu sagen die Grobheit der Schweizer sticht freilich von der sonstigen süddeutschen Lebensart ab; aber der Altbayer kann sich an Rauheit in den Umgangsformen wohl mit dem alemannischen Schweizer messen. Beide pflegen eben eine etwas andre Art von Gemütlichkeit und gewinnen dafür bei näherm Verkehr. Zuverlässigkeit und Treue sind Merkmale ihres Wesens. Wir finden also überall noch die unverfälschten deutschen Züge. Denn in der Westschweiz ist die gewohnte französische Höflichkeit ebenso wenig zu finden. Erst die Fremde schleift den Schweizer ab, wie man im Auslande beobachten kann. Zum Schluß drängt sich uns eine Erscheinung auf, die darthut, daß das schwächliche Nationalgefühl freilich eine deutsche Eigentümlichkeit ist. In den Schweizer Fremdenlisten finden sich nur wenig Franzosen, dagegen häufig genug Mr. und Mdme. mit französischen Begleitworten. Deutsche Elsässer aus den Reichslanden sind die würdigen Träger dieser Bezeichnungen, denen sich nach dem Vorbilde der ungarischen Glaubensgenossen die elsässischen Juden zugesellen. Daher hört man gerade in der stammverwandten Schweiz von dem Mißerfolge der Verdeutschung Elsaß-Lothringens sprechen. Der Deutsche muß hier wie dort auf dem gemeinschaftlichen alemannischen Boden mit Gewalt zur Erkenntnis seines angestammten Volkstums gebracht werden, wie auch im bajuvarischen Österreich nur die nationale Not den deutschen Michel aus seiner Gleichgiltigkeit aufgerüttelt hat.

Wenn auch die Presse leider nur selten der Ausdruck der thatsächlichen öffentlichen Meinung ist, so muß man doch zugeben, daß die deutsch-schweizerischen Zeitungen nur allzu getreu die Vernachlässigung der Muttersprache und die Hochachtung vor der welschen Mundart wiederspiegeln, obschon ihr Deutsch nicht schlechter als das traurige Zeitungsdeutsch im Reiche ist. Ein Züricher Blatt, das sonst nicht ganz ohne nationale Anwandlungen ist, stellt die deutschnationale Bewegung des Alldeutschen Verbandes im Reiche zunächst mit dem Antisemitismus auf eine Stufe und sieht der andauernden Verwelschung der Schweiz ohne Schamgefühl zu. Es bedauert ausdrücklich, daß Hunzikers Schrift, die Schweiz, die diesen Gegenstand wissenschaftlich und daher allzu kühl behandelt, unter die Flugblätter des gedachten Vereins aufgenommen ist. Hunziker stellt bloß Thatsachen der Sprache ohne politische Schlußfolgerungen fest. Wir Deutschen sind dagegen wohl berechtigt, die systematische Französirung der Schweiz politisch zu betrachten und die Haltung der obern Stände der deutschen Schweiz eindringlichst zu verurteilen. Der Deutschschweizer handelt einfach volksverräterisch, wenn er fortfährt, in dieser schmählichen Weise sein Volkstum preiszugeben. Die reindeutsche Schweiz ist schon jetzt zweisprachig, die französische Minderheit hat also den deutschen Grund-

Digitized by Google

stock der Eidgenossenschaft schon jetzt besiegt und sich zur ebenbürtigen Nebenbuhlerin aufgeschwungen. Es sei nochmals betont, daß der Fremdenverkehr nicht der Anlaß ist. Sonst müßte Englisch die Rolle des Französischen spielen. Der wirkliche Franzose ist ein seltner Gast in den Alpen; selbst im eignen Lande, wie in Chamounix, ist er nur ein kleiner Bruchteil der Touristen. Besonders aber auf Reisen befleißigt sich der bessere deutsche Schweizer der französischen Sprache, ohne sich der Lächerlichkeit dieses Vornehmthuns bewußt zu werden. Er hält dieses Gebaren anscheinend für den Gipfel der Bildung.

Die erwähnte Züricher Zeitung hält es für angemessen, eine größere Pflege der Muttersprache zu empfehlen, verwahrt sich aber ausdrücklich dagegen, einer Einschränkung der französischen Sprache das Wort reden zu wollen. Die rein nationale Haltung des Alldeutschen Verbandes weist sie als freche teutonische Anmaßung, gleich einem französischen Revancheblatt, zurück. Die Folge dieser vaterlandslosen Gesinnung der Eidgenossen, deren deutsches Schwert ihr berechtigter Stolz seit Jahrhunderten gewesen ist, zeigt sich auch immer deutlicher. Die gehorsame Schwesterrepublik feiert nämlich in Bern artig das französische Nationalfest mit, das die dortige französische Gesellschaft veranstaltet. Die Ironie des Schicksals will es, daß der Vorsitzende dieses französischen Hilfsvereins der Urfranzose Lämmle ist, als tüchtiger Renegat natürlich Mr. Lämmlé geschrieben. Die Hauptrede hielt der Sekretär des internationalen Postbureaus, ebenfalls ein Deutscher. Mit schweizerischem Takt hat er sich trotz seiner neutralen amtlichen Stellung als besondrer Franzosenfreund aufgespielt. Das kluge Frankreich weiß freilich auch solche Thaten der Selbstverleugnung theatralisch zu belohnen. Der Präsident Felix Faure hat zum diesjährigen Bundesschießen einen wertvollen Ehrenpreis gestiftet, der auf der Scheibe „Vaterland“ ausgeschossen wird. Man betrachtet bei solcher Franzosenliebe wohl nicht ohne Genugthuung die französische Republik, der die Schweiz schon einmal zum Opfer gefallen ist, als das zweite Vaterland. Vielleicht ist es nützlich, daran zu erinnern, daß nur Deutschland Napoleon später besiegt und damit auch die Schweiz gerettet hat. Die Schweiz war Kriegsbeute der Verbündeten, und bloß die gänzliche nationale Gleichgiltigkeit der damaligen deutschen Regierungen hat die Aufnahme der Schweiz in den deutschen Bund verhindert, womit die alte Schuld des Reichs an der Eidgenossenschaft gesühnt gewesen wäre. Freilich war es bloß eine Unterlassungssünde, daß das Reich sich seit Jahrhunderten nicht mehr um sein Alpenkind bekümmert hat. Indessen ein Kanton hat bis zur Reichsauflösung zu den Reichsständen gehört. Dies ist Basel, das jetzt in zwei Halbkantone geteilt ist. Die alte Reichsstadt Basel ist noch voll stolzer Erinnerungen an diese für sie ruhmreiche Zeit. Alte Bilder zeigen den Glanz der Bauten der Renaissance, die leider die Zeit der französischen Vorherrschaft im vorigen Jahrhundert hat vom Boden verschwinden

Digitized by Google

lassen. Aber gerade diese urdeutsche Stadt ist die schlimmste abtrünnige geworden. Wieder rings von deutschem Gebiet umschlossen, sucht sie ihren Ruhm in französischer Vergötterung, und würdig ist auch ihr Lohn gewesen. Die Vollblutfranzosen der doch sicherlich französischen Stadt Straßburg, die natürlich nie im deutschen Volksliede verherrlicht worden ist, haben ihr mit französischer Inschrift ein schönes Denkmal geschenkt. Man sieht dort mit Rührung, wie das wehrhafte Basel das schutzsuchende Elsaß, eine Jungfrau mit der bekannten Kopfschleife, gegen irgend einen Feind mit dem Schilde schirmt. Darunter steht die Jahreszahl 1870. Meine Geschichtskunde kennt diesen Vorgang nicht, er bedarf auch keiner Erläuterung. Vielleicht dient das Denkmal später einmal als Merkzeichen für den deutschen Michel, um ihm seine nationale Schande im Bilde vor Augen zu führen. Die Elsässer Renegaten sind ihrer schweizerischen Landsleute würdig. Basels Reichtum beruht auf der Verbindung mit Deutschland. Die Ausfuhr seiner Seidenbänder geht lediglich ins Reich. So stattet der deutsche Schweizer seinem großen Mutterlande seinen Dank ab. Während gerade in Basel und bis Zürich ostwärts, also in der wirtschaftlich allein bedeutenden Gegend der Schweiz, deutsches Geld befruchtend umläuft, gehört natürlich die Schweiz zum lateinischen Münzverband. Infolgedessen sieht man fast bloß französisches Gold und italienisches Silber. Schweizer Münzen beschränken sich auf die Nickel. Frankreich hat mit Vorbedacht Belgien und die Schweiz in den Münzbund angenommen und kein Hehl daraus gemacht, daß es diese Gemeinschaft als Mittel zur Angliederung ansähe. Deutschland hat 1870 diese Absicht zerstört. Basel hat dafür im Straßburger Denkmal die Erkenntlichkeit der alten Reichsstadt sinnig bewiesen.*)

Obschon in Zürich noch an vielen Stellen der alte Reichsadler prangt, wie auch noch in den alten Landstädten an den Sitzen der kaiserlichen Vogteien, ist auch das dortige schöne Landesmuseum der sogar ungesetzlichen Zwiesprachigkeit zum Opfer gefallen, selbst wo es sich um Altertümer des deutschen Kantons Zürich handelt. Abgesehen von England ist der deutsche Fremde die Milchkuh des Schweizers, und Deutschland hat die Schweizer Bahnen finanziell ermöglicht, wie auch die Industrie mit Geldmitteln ausgerüstet. Vielleicht könnte doch auch unser Nationalgefühl zum Schaden der Schweizer empfindlich

*) Bismarck hat selbst in einer jüngst bekannt gewordnen Mitteilung bestätigt, daß die Franzosen sogar nach der Reichsgründung ihre Hoffnung auf die französirte Westschweiz nicht aufgegeben haben. Ein nichtoffizieller Unterhändler der Regierung hat in den siebziger Jahren, als Deutschlands Übergewicht dank der russischen Freundschaft und Frankreichs Vereinsamung dieses noch völlig niederdrückte, dem Reichskanzler das Anerbieten der Teilung der Schweiz gemacht, wobei Italien den Tessin und Österreich Graubünden, vielleicht sogar mit dem Veltlin erhalten sollten. Dafür wollte Frankreich auch endgiltig auf Elsaß-Lothringen verzichten.

Digitized by Google

werden und sie am eignen Geldbeutel treffen, wo sie sicherlich am schmerzlichsten berührt werden.

Der Kern des Übels der Fremdländerei in der Schweiz sind unzweifelhaft die waadtländischen Bestrebungen, die vor hundert Jahren mit dem Verrat der Unterthanenlande der Waadt einsetzten und unter dem Deckmantel des Kampfes für die politische Freiheit einfach auf die Einverleibung in die französische Republik hinzielten. Beim Wiener Kongreß wiederholten diese Französlinge unter der Führung Laharpes, des Günstlings des Zaren, das alte Spiel. Um die Selbständigkeit der Waadt zu erreichen, gaben sie leichten Herzens das Veltlin an Österreich preis. Worms und Kleven (Bormio und Chiavenna) wurden dadurch italienisch, während sie sich als Graubündische Vogteien leidlich deutsch erhalten hatten. Bei der größern geistigen Regsamkeit der französischen Schweizer gegenüber den plumpern und wenig förmlichen Deutschschweizern haben die ersten besonders seit der Unterdrückung des katholisch-konservativen Sonderbundes die politische Führung der Schweiz übernommen und herrschen in der Regierung trotz ihrer absoluten Minderzahl unverhältnismäßig vor. Dieser Thatsache entspricht auch die anmaßende Absicht, sogar gesetzlich die Mitwirkung einer bestimmten Anzahl romanischer Stimmen über den zahlenmäßigen Anspruch hinaus in der Bundesverwaltung festzusetzen, um sodann dauernd das Heft in der Hand zu behalten. Der deutsche Michel wird sich schließlich auch diesem Übermut, der als Forderung der Billigkeit heuchlerisch dargestellt wird, gedankenlos fügen, und dann ist der französische Sieg entschieden. Ein neuer Volksverrat kann widerstandslos das kleine Land hierauf Frankreich überliefern, wenn nicht Deutschland solches wieder, wie vor fast einem Jahrhundert, hindert.

Waren schon die Schweizer Trabanten die treueste Leibwache des französischen Königs, so betrachteten das Kaisertum und die Republik das einst auf seine deutsche Freiheit so stolze Alpenland ebenfalls als einen halb abhängigen Staat gleich der belgischen Mißgeburt. Als der Wiener Kongreß auch die diplomatischen Rangabstufungen endgiltig festsetzte, erhielt der Chef der französischen Mission in Bern Botschafterrang und ist somit der ständige Doyen des diplomatischen Korps. Er erscheint demgemäß immer an der Spitze der fremden Diplomaten und nimmt schon äußerlich die erste Stelle ein. Die beweglichen Waadtländer spielten zumal als französische Plaudrer gleich nach der Umformung der Eidgenossenschaft in den modernen Staat die erste Rolle, und die Berner Patrizier äfften ihren schlimmsten Widersachern im Gebrauche der welschen Mundart weiter nach. Die auswärtige Politik liegt thatsächlich in französischer Hand, und der französische Botschafter behandelt diese vermummten deutschen Schweizer geschickt als ebenbürtige republikanische Genossen. Es ist wohl kein Zufall, daß der eben neu ernannte französische Botschafter bisher Direktor der politischen Abteilung des auswärtigen Ministeriums war,

Digitized by Google

also den wichtigsten Posten dieser Behörde einnahm. Bei Frankreich war die hohe Politik für die Besetzung des schweizerischen Botschafterpostens maßgebend; der deutsche Gesandte verfolgt, vielleicht leider, keine geheimen Nebenzwecke, wie sein französischer Amtsgenosse. Freilich erhält er auch nicht eine so wesentliche Unterstützung an der scheinbar privaten Propaganda der schon genannten alliance française, deren Hauptschlachtfeld bezeichnenderweise Belgien und die Schweiz sind. Sie ist ein Sprachverein zu dem ausgesprochnen Zwecke der Ausbreitung der französischen Sprache, also eine Kampfgenossenschaft in erster Reihe wider das hoch- und niederdeutsche Volkstum, während ähnliche deutsche Gesellschaften lediglich die Erhaltung unsrer Muttersprache zum Ziele haben, sich also in hart bedrängter Verteidigungsstellung befinden. Wir müssen freilich den Hut abnehmen vor dem reißenden Erfolge dieser alliance française, die aber auch in der Schweiz einen wohl vorbereiteten Boden findet. Wenn ein Gelehrter wie der deutschgesinnte Hunziker schon irrtümlich die sogenannte französische Schweiz als die alte Burgundergrenze annimmt und daher als frühzeitig romanisirt ansieht, so vergißt er eben, daß die alemannische Einwanderung bis an den Genfer See reichte und nur Genf burgundisch-französisch blieb. In den Augen der unwissenden Schweizer ist aber dank der waadtländischen Spiegelfechterei die Westschweiz ein französischer Brocken, den die große Schwesterrepublik nur aus Gnade und Barmherzigkeit der Eidgenossenschaft überlassen hat. Dafür ist sie natürlich zur unbedingten Gefolgschaft verbunden.

Wir müssen uns mit dieser harten Thatsache abfinden. Bloße Klagen helfen nichts, sondern nur Thaten. Wir müssen einfach denselben Weg wie die Franzosen einschlagen und unsre Volksgenossen, soweit sie noch nicht französirt sind, scharf gegen das Welschtum machen, wie auch die Vlamen endlich das französische Joch langsam aber erfolgreich abschütteln. Die französische Diplomatie ist die eifrige Helferin aller französirenden Bestrebungen unter dem Deckmantel harmloser Sprachvereine und Unterstützungskassen. Unsre auswärtige Vertretung ist leider hierzu weder ermächtigt, noch hat sie irgend welche Neigung verspürt, sich in den Dienst einer gebotnen nationalen Propaganda zu stellen, die bloß das arg bedrängte eigne Volkstum vor dem sichern Untergange retten will. Die unerfahrne Jugend unsers Reichs erklärt diese allzu korrekte Haltung. Preußen hat erst unter Bismarck deutsche Politik auch im Auslande treiben können; bis dahin mußte der preußische Ehrgeiz in nationaler Beziehung an den engen Grenzen des seligen Deutschen Bundes sein Genügen finden. Hoffentlich überwinden wir bald diese Kinderkrankheit.

Das alte Kulturland Frankreich, dessen Bevölkerung dauernd zurückgeht, füllt seine blutleeren Adern nicht nur mit frischem deutschen Saft, gleich dem alten Rom, sondern greift sogar über seine geschichtlichen Grenzen hinaus und macht auf unsre Kosten trotz der Niederlage von 1870/71 moralische Er-

Digitized by Google

oberungen, denen politische Erfolge fast schon jetzt gefolgt sind. Das Wort vom größern Deutschland und Alldeutschland klingt wie Hohn, wenn man dieses allmähliche, stille Vordringen unsers Erbfeindes sieht, das uns anscheinend weder national noch amtlich berührt. Eine solche Vogelstraußpolitik ist aber der geschichtlichen Sendung des neuerstandnen Reiches unwürdig. Das Deutsche Reich ist verpflichtet, der Hort alles Deutschtums zu sein, und hat diese Forderung für die Deutschen über See auch ausdrücklich ausgesprochen. Unmittelbar an unsern Grenzpfählen, im Herzen Europas dulden wir aber die geflissentliche Entfremdung deutscher Stämme von ihrem uralten Volkstum. Im Zeitalter der nationalen Staaten, wo selbst die kleinsten Volkssplitter nationale Beachtung verlangen, ist dieser Zustand unerhört. Der Deutsche ist langsamen Geistes, und sein nationales Gewissen muß erst noch geschärft werden. In dieser Erwartung wollen wir auch den Glauben nicht verlieren, daß auch für das Schweizer Volk die Stunde der Erlösung von der welschen Herrschaft bald schlägt.

Der nationalpolitische Himmel unsers deutschen Südens erscheint angesichts vorstehender Thatsachen nicht wolkenlos, ja zum Teil trostlos trübe. In Bayern ein Erstarken des Sondergeistes, in Tirol und der Schweiz das stetige Vordringen des Welschtums mit klerikaler und demokratischer Hilfe. Hirtenstab und Jakobinermütze in trautem Verein, um das angestammte deutsche Volkstum ins italienische und französische Joch unter der Herrschaft offiziell deutscher Regierungen zu spannen. Wir sehen das traurige, leider oft gesehene Schauspiel, daß der Deutsche vaterlandslos wider den Deutschen wütet. Nicht berechnende Bosheit, sondern nur die Schwäche des eignen Nationalgefühls sind die Triebfedern dieser antinationalen Bewegungen. Der Bayer wird in der Stunde der Gefahr jederzeit seine Pflicht als Deutscher erfüllen. Auch der Tiroler und der Schweizer glauben gute Deutsche zu sein. Aber der unselige, echt deutsche Sondergeist läßt überall den weiten Blick und das Zusammengehörigkeitsgefühl des großen deutschen Volksstammes vermissen, dessen Glieder wohl politisch getrennt, aber niemals dem eignen Volkstum entfremdet werden dürfen, solange noch ein Funke nationalen Ehrgefühls in deutschen Herzen glimmt.

Kurd von Strantz

Digitized by Google

Auguſt Strindbergs Inferno

und ſein Übertritt zur katholiſchen Kirche

Unter der Leitung des tüchtigen ſchwediſchen Kritikers und Schriftſtellers Guſtaf af Geijerſtam erſcheint ſeit dieſem Jahr ein neues Unternehmen, das uns mit der jüngſten ſkandinaviſchen Litteratur bekannt machen ſoll.*) Den Reigen hat Auguſt Strindberg mit Inferno eröffnet, einem Buche, das in keiner der landesüblichen Klaſſen untergebracht werden kann und werden will. Es belehrt nur hier und da, unterhält wenig und macht überhaupt in ſeiner ganzen Anlage und mit ſeinem Hauptinhalt meiſt einen geradezu unerfreulichen Eindruck. Dennoch iſt es intereſſant, höchſt intereſſant, weil es dieſen merkwürdigen Menſchen und Schriftſteller von einer ganz neuen Seite und nun wohl auch in ſeinem letzten Stadium zeigt.

Das Eigentümliche in der Perſönlichkeit Auguſt Strindbergs dürfte in weitern Kreiſen nicht ganz unbekannt ſein; es iſt neuerdings wieder in einem Buche dargelegt worden, das allen Freunden der ſkandinaviſchen Litteratur nicht dringend genug empfohlen werden kann: in den Nordiſchen Meiſternovellen von Ernſt Brauſewetter (Berlin, Schuſter und Löffler, 1896).**) Vieles begreift ſich von vornherein aus dem Urſprung des Dichters, der von einer „Magd“ und einem heruntergekommnen Adlichen abſtammt: zeigen doch auch ſeine Züge einen ſeltſamen Widerſtreit zwiſchen bäuriſcher Derbheit und feinen Raſſemerkmalen. So fühlt ſich Strindberg zunächſt als ein Sohn des Volkes, es hält ihn bei der demokratiſchen Partei mit klammernden Organen und treibt ihn ſchließlich in den Sozialismus und Kommunismus. Dann aber regen ſich in ihm die adlichen Inſtinkte, ſie werden verſtärkt durch das

*) Skandinaviſche Bibliothek, herausgegeben von Guſtaf af Geijerſtam, Berlin, Georg Bondi, und Stockholm, C. und E. Gernandt, 1898, I; die einzelnen Werke kommen gleichzeitig ſchwediſch und deutſch heraus.

**) Wir wünſchen und hoffen, daß von dieſen Novellen recht bald eine neue Folge und auch eine neue Auflage erſcheint. Für dieſe möchten wir den Überſetzer aber doch um mehr Berückſichtigung des äußern Lebenslaufes und beſonders um Angabe der wichtigſten Daten dringend bitten: der Dichter wird nicht bloß aus ſeiner innern und ſchriftſtelleriſchen Entwicklung begriffen (dieſe ſpiegelt ſich ja in Brauſewetters Charakterſkizzen meiſt ganz vortrefflich wieder), ſondern auch aus ſeinen ſozialen Verhältniſſen und den Ereigniſſen ſeines Lebens.

Digitized by Google

Bewußtsein einer ganz hervorragenden geistigen Kraft, und als darauf Nietzsche kommt mit seinem Übermenschen, da wird auch Strindberg ein solcher Übermensch. Zu demselben Ziel gelangt er in seiner religiösen Entwicklung, die vom Kinderglauben ausgeht, dann — wie bei so vielen bedeutenden Persönlichkeiten — eine Zeit lang stark pietistisch wird und bald im Materialismus und Pessimismus endet.

Hier setzt nun das neue Buch Inferno ein.*) Nach Strindbergs eignen Worten (am Schluß) ist es keine Dichtung, sondern ein ausgearbeiteter und geordneter Auszug aus dem seit 1895 stets gewissenhaft geführten Tagebuch, der mit Anlehnung an Dantes Hölle die allmähliche Läuterung und „Erlösung" des Poeten darstellen soll. Dies zeigen schon die 15 (eigentlich 16) Kapitelüberschriften: 1. Die Hand des Unsichtbaren; 2. Der heilige Ludwig führt mich bei dem heiligen Herrn Orfila ein; 3. Die Versuchungen des Teufels; 4. Das wiedergewonnene Paradies; 4b.**) Der Fall und das verlorne Paradies; 5. Das Fegefeuer; 6. Die Hölle; 7. Beatrice; 8. Svedenborg; 9. Auszüge aus dem Tagebuch eines Verdammten; 10. Der Ewige hat gesprochen; 11. Die entfesselte Hölle; 12. Pilgerschaft und Buße; 13. Der Erlöser; 14. Trübsale; 15. Wohin gehen wir? Epilog.

Inferno enthält also im wesentlichen die letzten Lebensschicksale und damit verbunden die nach bestimmten Grundsätzen geordneten Selbstbekenntnisse des Dichters, Selbstbekenntnisse nicht einer schönen, aber doch immer schöner werdenden Seele. So hat Strindberg nach seiner Auffassung gleich im ersten Kapitel für seine Sünden gegen das weibliche Geschlecht und insbesondre gegen seine zweite Frau zu büßen. Seine Stellung zur Frauenemanzipation, die in den achtziger Jahren viel von sich reden machte und namentlich in dem damals sehr freigesinnten Skandinavien großen Anstoß erregte, und seine Auffassung der Frau überhaupt, soweit diese in der Dichtung eine Rolle zu spielen berufen ist, sind wohl allgemein bekannt. Trotzdem hat sich Strindberg zweimal verheiratet. Von seiner ersten Frau ist er einige Zeit nach

*) Voraus geht ihm, um den Gegensatz zwischen Einst und Jetzt recht scharf ins Licht zu stellen, ein in den sechziger Jahren von Strindberg gedichtetes Mysterium: De creatione et sententia vera mundi, dessen Personen namentlich sind: GOTT, der Ewige, Unsichtbare (tritt nirgends auf); Gott, der böse Geist, Usurpator, der Fürst dieser Welt, und Lucifer, der Lichtbringer, gestürzt. Darnach bedarf der eigentliche Inhalt kaum noch der Erläuterung; es mag nur das noch hinzugefügt werden, was Strindberg selber im Epilog (S. 243) über diese Jugendarbeit bemerkt: sie gründe sich, ohne daß er es damals geahnt habe(!), auf die vom Papst Gregor IX. 1223 verworfene satanistische Lehre der sogenannten „Stedingh": Lucifer, der gute, von dem „Andern" verjagte und abgesetzte Gott, wird wiederkehren, wenn sich der Usurpator, Gott genannt, durch sein elendes Regiment, seine Grausamkeit, seine Ungerechtigkeit verächtlich gemacht hat und von seiner eignen Unfähigkeit überzeugt worden ist.

**) Irrtümlich ist hier (auf S. 66) wieder 4. gezählt worden, wie auf S. 29; oder sollte hinter der gleichen Zahl irgend ein mystisches Geheimnis stecken?

Digitized by Google

seinem stürmischen Auftreten in der Frauenfrage geschieden worden, doch leben die Kinder noch in einigem äußern Zusammenhang mit dem Vater, aber fern von ihm. Der Dichter selbst hat sich nach vielem rastlosen Hin- und Herziehen — diese Ruhelosigkeit ist nicht bloß für viele Genies, sondern ganz besonders für Strindbergs Art recht bezeichnend — in Österreich zum zweitenmal verheiratet und dann in Paris für einige Jahre vor Anker gelegt. Hier trennt er sich nun im November 1894 von seiner „schönen Kerkermeisterin, die Tag und Nacht seine Seele belauert, seine geheimen Gedanken erraten und voll Eifersucht auf seine Liebe zur Erkenntnis den Lauf seiner Ideen überwacht hat" (S. 1). Er opfert in seiner Wahl zwischen Liebe und Wissenschaft sein schuldloses Weib auf dem Altar seines Ehrgeizes oder besser: seines innern Berufs (S. 2). Die Frau reist in die Heimat nach Österreich zu der plötzlich erkrankten Tochter und kommt nicht wieder, weil ihr Gatte, der „die vergangne Ehe aus einer seelischen Reinheit, einer männlichen Jungfräulichkeit heraus als etwas Unreines zu betrachten" anfängt (S. 3), ihr „durch Vorspiegelung einer neuen Liebschaft den Laufpaß giebt."

Die Strafe für solche in die Praxis übersetzten Tolstoischen Gedanken und gar für seinen „unverzeihlich nichtswürdigen Brief" bleibt nicht lange aus. Er wird auf der Straße von einer Bande Kokotten mehrfach belästigt(!) und kommt schließlich ins Ludwigkrankenhaus, weil er sich bei anstrengenden und wichtigen chemischen Experimenten seine Hände schwer verletzt hat. Hier „im Fegefeuer des heiligen Ludwig" beginnt nach Strindbergs Ansicht seine innere Läuterung. Der Leser merkt freilich nicht recht, auf welche Weise sie vor sich geht, da meist nur von Chemischem die Rede ist, namentlich von Strindbergs experimentellem Nachweis, daß der Schwefel Kohlenstoff enthält. Sollte dieser vielleicht —? Immerhin hat der heilige Ludwig das nicht zu unterschätzende Verdienst, daß er den harmlos spazierengehenden Dichter an der Auslage von Blanchards Buchhandlung plötzlich mit einem alten Chemieband von Orfila bekannt macht, worin zu lesen steht, daß der Schwefel außer Wasserstoff und Sauerstoff noch eine besondre Base enthalte, deren Ausscheidung bisher nicht gelungen ist: diese Base ist Strindbergs Kohlenstoff! „Man urteile über meine geradezu religiöse Ekstase vor dieser an ein Wunder grenzenden Enthüllung; — mir also kommt es zu, die Form des Schwefels aufzustellen," ruft S. 20 der Dichter aus und verwirrt damit den arglosen Leser immer mehr, der gar nicht begreifen kann, was hier die Religion soll, und warum der so viel wissenschaftlich thätige Strindberg erst so spät zu dieser Kenntnis kommt. Daß gar der heilige Ludwig als sein Patron und Schutzengel ihn ins Krankenhaus getrieben haben solle, damit er, vom Feuer der Herzensangst geläutert, jenen Ruhm wiedererlange, der zu Unehren und Verachtung führt (S. 21), dürfte noch unverständlicher sein. Wir hören indessen hier zum erstenmal deutlich den dunkeln mystischen Ton, auf den das Ganze gestimmt

Digitized by Google

ist. Der Dichter hat sich bekehrt und sucht nun in seiner Vergangenheit nach allerhand zufälligen und meist völlig wertlosen Kleinigkeiten, um aus ihnen mit angebornem Künstlersinne schließlich ein großartiges Bekehrungsmysterium mosaikartig zusammenzusetzen.

Natürlich können nun im dritten Kapitel die Versuchungen des Teufels nicht ausbleiben; er macht sich an den eben aus dem neuen Fegefeuer der Sorbonne (NB. des heiligen Ludwig!) entlassenen Dichter, der dort vierzehn Tage lang unter dem Hohn der jungen Leute chemischen Beweisexperimenten obgelegen hat, und führt ihm seine bekannte schöne Helena in der Gestalt einer entzückenden englischen Bildhauerin zu. Als aber Strindberg mit dieser vor dem Regen in einem hellen, warmen Café Schutz suchen will, hat er kein Geld bei sich, und am folgenden Tage wirft sich gar während ihres Beisammensitzens die ein wenig angetrunkne kleine Minna (ein Künstlerkind, bald Modell, bald Maitresse, voll litterarischer Interessen, S. 26) in seine Arme. Darauf verläßt die schöne Engländerin ihn zur selbigen Stunde. Noch unklarer bleibt die zweite Versuchung. Strindberg hat sich dem Jod zugewandt und über seine Zusammensetzung so wichtige Entdeckungen gemacht, daß ihm finanziell außerordentlich günstige Anerbietungen zugehen. Es wird schließlich ein Tag für die entscheidenden Experimente festgesetzt, aber, wie sich erst an dem Tage selber herausstellt, aus Versehen der Ostersonntag. Natürlich unterbleiben nun die Untersuchungen, und Strindberg „kehrt tief bewegt nach Hause zurück und fest entschlossen, jeder weitern Versuchung, mit seiner Wissenschaft Schacher zu treiben, zu widerstehen“ (S. 28). Damit giebt er sie auch selber vorläufig auf und tritt nach Ankauf eines römischen Breviers in das wiedergewonnene Paradies ein (Sommer und Herbst 1895; Kapitel 4). Gleichzeitig ist das große Ereignis der Pariser Saison: die Parole Brunetières vom Bankerott der Wissenschaft (S. 31); damit ist Strindberg in jeder Beziehung beruhigt und hängt in dem folgenden glücklichsten Abschnitt seines Lebens teleologisch-mystischen Spekulationen nach. Diese sind schon früher (Anfang 1896) unter dem Titel Sylva sylvarum in ein paar hundert Exemplaren erschienen, aber unverkauft und unbeachtet geblieben. Er druckt jetzt einzelne im Inferno wieder ab, und man weiß nicht, was man an diesen Aufsätzen*) mehr bewundern soll, die liebevolle Versenkung in kleine Naturbeobachtungen und die poetisch feine Einzelauffassung, durch die sich der Dichter übrigens auch schon in frühern Werken ausgezeichnet hat, oder den mystisch-großartigen Zusammenhang, in den er mit täuschender Kunst vieles und weit von einander liegendes bringen möchte. Die kleinen Arbeiten sind

*) Das Cyclamen, ein Beispiel der großen Unordnung und des unendlichen Zusammenhangs, S. 35; Der Totenkopf (Acherontia Atropos), Versuch eines wissenschaftlichen Mystizismus, S. 43; Kirchhofstudien, S. 50.

Digitized by Google

jedenfalls als eine kunstvolle und wohl erwogne Episode zu betrachten, durch die Strindberg in halb dichterischer, halb wissenschaftlicher Weise seine okkultistischen Welt- und Lebensanschauungen stützen will.

Ein neues Licht bringt das nächste Kapitel in unser Buch: die dämonischen Einwirkungen und die bösen Gedanken, die Strindbergs Fall und den Verlust seines Paradieses herbeiführen. Eine übermäßige Sehnsucht nach seiner Gattin flößt ihm nämlich den unglücklichen Wunsch ein, daß seine kleine Christine in Österreich leicht erkranken möge, damit man ihn telegraphisch hinrufen könne (S. 68). Erst längere Zeit später (im Frühling des nächsten Jahres), als er einen Brief von seinen Kindern erster Ehe erhält, worin sie ihm eine endlich überwundne schwere Erkrankung mitteilen, wird sich seine mystische Kombinationsgabe bewußt, daß er mit seinem bösen Wunsche diese Kinder getroffen hat. Denn inzwischen haben ihn schon viele Leiden gequält: sein unbekannter Freund, der ihn bis dahin unterstützt hatte, hat sich von ihm zurückgezogen, weil Strindberg ihm einen anmaßenden Brief geschrieben hat; gleich darauf wird ihm seine Hotelrechnung überreicht, und in drei benachbarten Zimmern wird plötzlich Klavier gespielt(!). Das wahre Fegefeuer beginnt aber erst mit seinem Umzug (Kapitel 5), denn er gerät im Hotel Orfelia in die schon lange vor ihm durch Swedenborg entdeckte „Kothölle," insofern als sich überall in der Ausblickweite seines neuen Zimmers — Abtritte befinden! Andre vermeintliche Wirren und Strafen, z. B. Strindbergs Freundschaftsnöte müssen wir übergehen: es bedarf da einer schärfern mystischen Lupe, als wir sie haben, um namentlich in dem Fall seines amerikanischen Freundes, von dem sich der Dichter wohl ziemlich gegen seine sonstigen Gewohnheiten sanft und friedlich trennt, eine wesentliche und wirkliche Bestrafung zu sehen. Nach einem kleinen Rückfall Strindbergs in die experimentelle Wissenschaft treten wir dann endlich S. 90 nicht in das Kapitel, aber in den Bereich der Visionen ein. Diese sind vorläufig noch harmlos und beschränken sich darauf, daß der Dichter in seinem durch den Mittagsschlaf zerdrückten Kopfkissen in der Abendbeleuchtung alle möglichen Gestalten erblickt, z. B. einen Marmorkopf im Stile Michel Angelos, dann aber entsetzliche Ungetüme, gotische Drachen, Lindwurme und schließlich gar den Teufel selber „mit Faunskopf und sonstigem Zubehör" (S. 91). Auch wunderbare Träume stellen sich ein; so sieht er z. B. eines Nachts den norwegischen Dichter Jonas Lie mit einer vergoldeten Bronzependule voll seltsamer Zierate vor sich stehen und nimmt dieselbe Uhr dann einige Tage später auf dem Boulevard St. Michel in dem Schaufenster eines Uhrmacherladens wahr (S. 94)!

Viel schlimmer als all das ist es aber, daß sein früherer Schüler und Famulus Popoffsky nach Paris gekommen sein soll; denn er hat einen tödlichen Haß auf seinen ehemaligen Meister geworfen, seitdem er erfahren hat, daß seine Frau Strindbergs frühere Geliebte gewesen ist. Wir wollen indessen

Digitized by Google

die ziemlich weitläufige Geschichte der immer wiederkehrenden Angst des Dichters vor dem Russen im Sande verlaufen lassen und aus seinem übermäßig breit wiedergegebnen Tagebuch voll kleiner Leiden und noch kleinerer Zufälligkeiten nur ein Erlebnis als charakteristisch für Strindbergs kleinlichen und seltsamen Aberglauben herausheben: Am 2. Juni findet der Dichter drei genau herzförmige Kiesel von derselben Größe an zwei verschiednen Stellen und am 14. ein viertes Kieselherz von der gleichen Art; als er dann abends die Glocken läuten hört und vernimmt, daß das Fest von Sacré-Coeur sei, da „betrachtet er jene vier zarten Steinherzen, durch das auffallende Zusammentreffen eigentümlich erregt" (S. 107). Uns aber fällt dabei Goethes Spruch ein:

Im Auslegen seid frisch und munter,
Legt ihrs nicht aus, so legt was unter.

Strindbergs Pariser Zeit nähert sich inzwischen ihrem Ende, ihrem gewaltsamen Ende. Zunächst verläßt er das Hotel Orfelia, weil er der festen Überzeugung ist, daß ein Fremder ihn durch einen elektrischen Strom in seinem Zimmer töten wolle. Aber an seinem neuen Wohnort beginnt erst die rechte und wahre Hölle: nicht allein, daß neben, oben und unter ihm lärmende Änderungen und Wohnungswechsel stattfinden, auch der tückische elektrische Strom stellt sich wieder ein und vertreibt ihn jetzt endgiltig aus Paris nach Dieppe zu einer befreundeten Familie. Dort geht es ihm aber nicht besser, als er sich „in einem Anfall von Anmaßung und um die Unsichtbaren herauszufordern, vielleicht auch nur in der Absicht, ein physikalisches Experiment zu machen, sich erhebt, die beiden Fenster öffnet und zwei Kerzen anzündet." Nun „fühlt er zunächst etwas wie ein elektrisches Fluidum — aber bald ist sein Körper von einem Blitzschlag wie von einem elektrischen Fluidum überladen, das ihn erstickt und ihm das Blut aussaugt" (S. 138). Am folgenden Tage flieht er vor diesem Dämon weiter in ein Städtchen ganz im Süden Schwedens zu einem Arzt, der den Kranken liebevoll aufnimmt, ihn aber von seinen Zufällen ebensowenig zu heilen vermag, wie von seinem unbesiegbaren Mißtrauen. Dreißig Tage hält Strindberg dort aus und nimmt dann eine Einladung seiner mitleidigen Frau nach Österreich zu ihrer Mutter und seinem Töchterchen an; seine Gattin wohnt weiter entfernt bei ihrer Großmutter und bleibt dort auch, sodaß zwischen beiden auch jetzt und später kein Wiedersehen stattfindet.

Die nächsten Kapitel, namentlich Beatrice (wieder eine deutliche Anspielung auf Dante), machen im allgemeinen einen erfreulichern Eindruck, weil Strindbergs Leiden unter dem Einfluß seiner guten Schwiegermutter und besonders seines lieblichen Töchterchens Christine zunächst mehr zurücktreten. Er wird mit Swedenborg näher bekannt gemacht und erliegt infolge davon schließlich doch wieder seiner alten Dämonie und seinen mystischen Phantastereien, für

Digitized by Google

die folgende längere Stelle sehr bezeichnend ist (S. 199 f.): „Die Initation bringt einen Aufsatz von mir, der das gegenwärtige astronomische System kritisirt. Einige Tage nach der Veröffentlichung stirbt Tisseraud, der Chef des Pariser Observatoriums. In einem Anfall fröhlicher Laune stelle ich diese beiden Thatsachen zusammen und erinnere mich außerdem daran, daß Pasteur am Tage nach der Ausgabe von Sylva sylvarum gestorben ist. Mein Freund, der Theosoph [der unbekannte Freund von oben], versteht keinen Scherz, und da er gläubig wie kein andrer ist, ja vielleicht selbst eingeweihter in die schwarze Magie als ich, läßt er nachdrücklich durchblicken, daß er mich für einen Hexenmeister halte. Man stelle sich mein Entsetzen vor, als nach dem letzten Brief unsrer Korrespondenz der berühmteste schwedische Astronom an einem Schlagfall stirbt. Ich ängstige mich, und mit Recht. Der Hexerei bezichtigt zu werden, ist ein Hauptprozeß, und »selbst nach seinem Tode wird man der Strafe nicht entgehen.« Schrecken ohne Ende! Im Laufe eines Monats sterben nach einander fünf mehr oder weniger bekannte Astronomen.“ Unwillkürlich fällt einem da eine frühere Stelle ein (S. 175), wo die alte, mit Swedenborgs Lehren recht vertraute Schwiegermutter des Dichters diesem eröffnet, er büße anderswo vor seiner Geburt begangne Sünden; er müsse im vorigen Leben ein großer Menschenschlächter gewesen sein und deshalb tausendfältige Todesbangigkeit erleiden. Es scheint darnach fast, als ob Strindberg — unbeschadet seinen Leiden — seine frühere Thätigkeit auf dieser Erde hin und wieder gegen seinen Willen fortsetze. Und das im neunzehnten Jahrhundert nach Christo!

Nach allen diesen ziemlich weitläufigen Proben können wir uns bei dem letzten Teile des Buches kürzer fassen und wollen nur noch einige Hauptpunkte und den Schluß betonen. Das Leiden und die Trübsale des Dichters werden immer wieder teils durch geheime und geheimnisvolle Sünden, teils durch „seinen Hochmut, seine Hybris verursacht, das einzige Laster, das die Götter nicht verzeihen“ (S. 115 u. a. a. O.). Dieser Gedanke, mit dem der Dichter wohl auf sein früheres Übermenschentum hinweisen will, ist verwunderlich heidnisch, und nach Heidentum schmeckt auch der Glaube an Dämonen, „die, sobald wir die Unsterblichkeit zugestanden haben, nichts sind als Uberlebende, welche ihre Beziehungen zu den Lebendigen fortsetzen“ (S. 228). Die Existenz von Dämonen soll dann auf der letzten Seite noch nachträglich durch die Zeugnisse des heiligen Augustin, Thomas von Aquino, des Papstes Johann XXII. und Luthers mit großer konfessioneller und dogmatischer Weitherzigkeit bewiesen werden. Schon vorher hat Strindberg aber den Weg angedeutet, den er fürderhin zu gehen beabsichtigt. Er bemerkt nämlich S. 237 einem forschenden Freunde, daß „der Weg des Kreuzes ihn zum Glauben seiner Väter (d. i. zum Katholizismus) zurückzuführen scheine,“ was uns nach frühern Andeutungen und allen mystischen Darlegungen auch gar nicht mehr verwunderlich dünkt.

Digitized by Google

Er erklärt dann den Protestantismus für einen Verrat an der Mutterkirche oder besser für eine den Barbaren des Nordens auferlegte Strafe, für ein Exil, eine babylonische Gefangenschaft. Die ungeheuern Fortschritte, die der Katholizismus in Amerika, England und Skandinavien mache, prophezeiten eine große Wiederversöhnung, wobei die griechische Kirche, deren Hand sich schon nach dem Abendland ausgestreckt habe, nicht zu vergessen sei.

Wir wollen die großen Übertreibungen und die ganz falsche Auffassung Strindbergs bezüglich der griechischen Kirche, die immer national bleiben wird und sich deswegen auch nie mit der internationalen römischen dauernd verständigen kann, nicht allzustark betonen. Wenn aber Strindberg weiter sagt, der längere Aufenthalt im Lande seines katholischen Kindes hätte ihn in den Handlungen, die er beobachtet habe, eine hohe Aufrichtigkeit des religiösen Lebens bewundern lassen (S. 239), so müssen wir ihn doch nachdrücklichst auf seine eigne Schilderung dieses gelobten Landes verweisen, von der wir zur Erbauung des Lesers nur den Anfang hierher setzen wollen (S. 181): „Die Abende erzählt mir meine Schwiegermutter die gegenwärtige Chronik der Gegend. Welch ungeheuere Sammlung häuslicher und andrer Tragödien. Da spielen Ehebrüche, Scheidungen, Prozesse zwischen Verwandten, Morde, Diebstähle, Notzucht, Blutschande, Verleumdungen. Die Schlösser, die Villen, die Hütten bergen Unglückliche aller Art, und ich kann die Wege nicht entlang gehen, ohne an die Hölle Svedenborgs zu denken." Mit diesem Punkte hat es also nicht viel auf sich, und auch „über die Schönheit eines Kultus, der sich seit seinem Ursprunge rein gehalten hat," läßt sich sehr streiten. Bleiben nur noch die ganz persönlichen Gründe, und die sind wie das ganze Buch eben durchaus mystischer Art. Einige von den besten werden wohl als Probe genügen: „Am 1. Mai las ich zum erstenmal in meinem Leben Sar Peladan »Wie man Magier wird« — mit ihm hält der Katholizismus seinen feierlichen und sieghaften Einzug in mein Leben. Am 3. Mai fange ich dies Buch an zu schreiben. Den 5. Mai besuchte mich ein katholischer Priester, Konvertit. Den 9. Mai sah ich Gustav Adolf in der Asche des Kamins. 21. Mai: Ich las den Dänen Jörgensen, einen konvertirten Katholiken, über das Kloster Beuron." Nachdem sich am 28. Mai noch ein Konvertit gemeldet hat, folgt unmittelbar darauf, aber verwunderlicherweise am 17. Mai die Bemerkung, daß sein Freund an das belgische Kloster, worin er die Taufe erhalten, einen Brief mit der Bitte um einen Ruhesitz Strindbergs abgesandt habe. 18. Mai: Ein unbestimmtes Gerücht ist im Umlauf, daß Mme Anniet Besan katholisch geworden sei.

Aus diesem wirren Durcheinander ist noch schwerer klug zu werden, als aus dem ganzen Buche, das eigentlich nur diesem Schluß zustrebt und die Glaubensänderung des Verfassers aus seinem Leben und einzelnen Zufällen mit jesuitischer Mystik und Logik rechtfertigen will. Nun verwundert man

Digitized by Google

sich auch schließlich nicht mehr, wenn Strindberg unmittelbar darauf im Epilog sich im Rückblick auf sein früheres Sündenleben und -Wirken für einen Prahler und Lügenpropheten erklärt: einen recht unangenehmen, fast widerwärtigen Eindruck macht dieses zehn Zeilen lange condemno et exorcizo me, das wir nicht wiederholen mögen, allerdings. Es ist aber doch nur die Moral und der miserere-hafte Schlußakkord des ganzen Buches, das man mit Anlehnung an den alten, derben Johann Heinrich Voß vom gegnerischen Standpunkt aus betiteln könnte: Wie ward August Strindberg ein Unfreier?

Die katholische Kirche hat, ihren Vorzügen unbeschadet, von jeher eine große Anziehungskraft besonders auf zwei Klassen von Leuten gehabt: auf die romantischen Schwärmer und auf die innern Bankrotteure. Die erste Art hat Schiller in seinem Mortimer mit tiefem Verständnis ein für allemal klassisch geschildert, in Mortimer, der vorbildlich ist für so viele nach Rom fahrende Künstler:

Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat, und die Musik der Himmel
Herunterstieg, und der Gestalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichste und Höchste, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen sich bewegte — —

Zu der zweiten Klasse gehört neben vielen andern Strindberg, der übrigens selbst im ganzen unsrer Ansicht ist und eine ziemlich richtige Auffassung seiner Verwandlung gleich auf den ersten Seiten seines Buches verrät, wenn er S. 18 in seiner Weise erklärt: „Ein Bankrottier der Gesellschaft, werde ich in einer andern Welt wieder geboren.“ Auf dem geretteten Boot der Mystik treibt der schwedische Dichter in den ruhigen Hafen der alleinseligmachenden Kirche, wie vor ihm zu Anfang dieses Jahrhunderts Zacharias Werner, der deutsche Dichter, der mit Strindberg in seiner Lebensführung und in seiner innern Entwicklung so sehr viel Ähnlichkeiten bietet. Sein halbes Leben stürmte er fort in wilder Ruhelosigkeit und fast noch wilderer Genußsucht, um dann den Rest im Schoß der katholischen Kirche als Geistlicher und Modeprediger Wiens zu verdehnen. Er zehrte da kümmerlich von seiner Kraft, die sich in den „Söhnen des Thals“ und in „Martin Luther“ einst großartig und doch wieder beängstigend maßlos angekündigt hatte. Auch er widerrief dichterisch, mit einem Drama, dessen Titel seiner ungewollt spottet: mit der „Weihe der Unkraft.“

E. Br. in Str.

Digitized by Google

Meisterbücher und andre Erzählungen

Unter dieser Überschrift nach dem Muster der jetzt üblichen Buchtitel für Novellensammlungen besprechen wir zuerst drei zu Weihnachten erschienene Werke berühmter Veteranen, die nach Stoff und Form für die Art ihrer Verfasser gleich bezeichnend sind. Adolf Hausrath ist zur Zeit der hervorragendste Vertreter des Professorenromans, und sein eben herausgekommner „Pater Maternus“ (Leipzig, Hirzel) gehört zu dem Besten, was er geschrieben hat; Paul Heyse giebt uns unter dem Titel: „Der Sohn seines Vaters und andre Novellen“ (Berlin, Hertz) fünf fein ausgearbeitete Erzählungen, die alle in München spielen (sie sind mir lieber als die Novellen mit italienischen Figuren, weil sie natürlicher und wahrer sind), und Wilhelm Raabes „Hastenbeck“ (Berlin, Janke) ist eine historische Erzählung mit allen für den berühmten Darsteller charakteristischen Eigenschaften. Es ist, als hätten die drei diesmal zusammen den Modernen zeigen wollen, was sie könnten, wenigstens mögen wir die Frage nicht unterdrücken, wie sie im Verhältnis zu ihnen heute auf uns wirken.

Hausraths Roman erfreut durch eine ruhige, aber anschauliche Schilderung, durch ein Maß von Ausführlichkeit, das auf Kenntnissen beruht und zur Belehrung erforderlich ist, das aber ebenso lebendige Vorstellungen erweckt, als wenn der Verfasser allerlei künstliche Belebungsmittel, Andeutungen, Ausrufe, Anakoluthe und dergleichen angewandt hätte. Die Eindrücke, die uns seine Beschreibungen einer römischen Campagnalandschaft, eines Kircheninnern, einer Zeremonie im Vatikan oder eines Volksfestes gewähren, sind genußreich und dabei so treu und reichlich, daß sie einen gewissen Ersatz der Wirklichkeit geben. Auf diesen soliden Bildgrund sind menschliche Figuren gezeichnet, die etwas mehr bedeuten, als es manchmal bei Hausrath der Fall ist, und deren Schicksalen wir darum von Anfang an mit Teilnahme folgen. Zwei Augustiner aus Annaberg kommen 1511 nach Rom in Angelegenheiten ihres Ordens und steigen zunächst bei den Brüdern von S. Maria del Popolo ab. Der ältere ist ein Gewohnheitschrist, der sich über nichts, was er im heiligen Rom antrifft, mehr wundert, er sammelt Reliquien und möchte auch seinem Herzog eine von Raffael gemalte Madonna mitbringen. Der jüngere, Maternus, sieht Rom mit den Augen Luthers an, er ist gekommen, um den Frieden seiner Seele zu suchen, und er verläßt die toten Heiligtümer auf Nimmerwiedersehen, durchdrungen von der einen Pflicht, zu glauben und zu lieben. Alles andre, den großen Pack der Gesetze und das böse Gewissen, das ihn plagte, hat er in die Kloaka maxima geworfen, über der der Pontifex maximus sein glanzvolles Erdenreich aufgerichtet hat. Zu der Schilderung des Seelenlebens kommt äußere Handlung: die Augustiner von S. Maria del Popolo haben ein reiches Judenmädchen in ein Kloster gesteckt, um es zwangsweise zu bekehren; bei dessen Vater sind die deutschen Pilger im Quartier. Dem Maternus gelingt die Befreiung des Mädchens,

Digitized by Google

während sein Oberer in seiner Einfalt den römischen Gaunern, dem Augustinerdekan und einem vorzüglich gezeichneten Humanisten, in die Hände arbeitet. Die Handlung ist lebendig und spannend. An ihr nehmen viele Nebenpersonen teil, darunter Raffael, Michelangelo, sogar der junge Luther, ferner ein Kardinal, und im Hintergrunde steht Papst Julius II. Dieses ausdrucksvolle Zeitbild zieht uns immer aufs neue von der doch bescheidnen Handlung ab und fordert unsre ganz besondre Bewundrung; alles ist echt und stilgerecht und beruht auf einem intimen Studium, gegen das gehalten das Kostüm eines gewöhnlichen historischen Romans äußerer Flitter ist. Nur in einem Punkte hat sich der kundige Verfasser versehen: Hans Holbein „pflegte" dazumal noch keine Madonnen zu malen und konnte überhaupt sächsischen München um 1512 nicht bekannt sein. Was mag er aber unter der „Stammmutter des Meister Massacio" (so!) in S. Maria del Popolo (S. 126) verstanden haben? — Mögen sich unsre Leser den Genuß des gehaltvollen Buchs nicht entgehen lassen.

Paul Heyses Novellen unterscheiden sich von den landläufigeu modernen zunächst dadurch vorteilhaft, daß sie uns mit Leuten besserer Gesellschaft in Berührung bringen, sie erfüllen aber hinsichtlich der Wirklichkeitsdarstellung durchaus moderne Ansprüche und erfreuen uns außerdem noch durch ihre künstlerische Ausarbeitung, die ruhige Schönheit ihrer Form. Ästhetisch läßt sich also daraus lernen, daß nicht jede Wirklichkeit die Form sprengen muß. Der Gegenstand der Darstellung ist, wie gewöhnlich bei Paul Heyse, „das Weib." Als arme Gouvernante verschmäht es die Werbung des berufslosen „Sohnes seines Vaters," als „Medea" geht es verlassen mit seinem Kinde in den Tod, als „Blaustrümpfchen" kostet es, obwohl schon mit einem Landrichter verlobt, noch einmal vor der Hochzeit in München die Freiheit eines schreibenden Fräuleins, in der „Freien Vereinigung," in einem Maleratelier, auf Visiten bei sehr verschieden untergebrachten einstigen Pensionsgenossinnen, um dann für die schlichte bürgerliche Ehe umso empfänglicher zu werden. Neben dem „Sohn seines Vaters" ist dies die hübscheste Geschichte. Fein ist „Verratenes Glück," aber vielleicht ist die ihren Gatten verlassende Frau zu fein gezeichnet, oder es wäre nicht zu begreifen, wie sie ein solches Mondkalb heiraten konnte. In „Männertreu" besiegt eine Bühnenheldin einen trostlosen jungen Witwer innerhalb weniger Tage, und man kann nicht sagen, daß das aufgeschnitten oder unmöglich wäre! Paul Heyses Frauen vermögen bekanntlich viel. Und auch dies ist charakteristisch: in dem ganzen Bande unter soviel temperamentvollen Weibern lauter Waschlappen von Männern, nur der Landrichter, der sich das „Blaustrümpfchen" aus München zurückholt, macht eine Ausnahme! Alles in allem, diese Novellen sind reizend, so hübsch, wie nur irgend welche des Dichters. Eine höhere Lebensauffassung, die über das Diesseits hinaus noch etwas will, haben wir selbstverständlich anderwärts zu suchen.

Paul Heyses Reich ist die große Welt. Wilhelm Raabe will ein Kleinstädter sein, darauf beruht ein großer Teil seiner Kunst. Ein Stück allernächster Heimat, bis auf den Grund erforscht und aus aufgestöberten Urkunden erläutert, darin die Menschen brav und tüchtig, nicht hochfliegend, etwas philiströs; Bösewichter kommen nie vor, und was etwa ihre Stelle vertritt, ist so harmlos wie der Teufel auf den Bildern Fiesoles, dazu vielerlei Betrachtung des Schreibenden, geschichtliche Rück- und Vorausblicke, das sind die wesentlichen Bestandteile eines Raabischen Romans, und daran würde auch „Haftenbeck" schon nach zwanzig Seiten, auch wenn man den Namen des Verfassers nicht wüßte, erkennbar sein. Leopold Witte von der Wendenstraße in Braunschweig, ein Blumenmaler der neuerdings in den

Digitized by Google

Kreis urkundlicher Forschung gezognen herzoglichen Porzellanmanufaktur auf Schloß Fürstenberg, Deserteur nach der Schlacht bei Hastenbeck und demnächst Zeichenlehrer der Kinder des Herzogs Karl in Blankenburg, liebt das Immeken, die Tochter des Pastors von Boffzen an der Weser bei Fürstenberg. Er wird schließlich ihr Gatte, und alle, die dazu mitgewirkt haben, werden reichlich beleuchtet, insonderheit eine Art Pflegemutter, die köstlich geschilderte Weserhexe, deren List dem jungen Paare die lange und schwierige Reise von Boffzen nach Blankenburg ermöglicht. Eigentlich ist damit die Handlung erledigt, denn sobald der Herzog Karl und seine Gemahlin, Friedrichs des Großen Schwester, den Leopold zu Gnaden angenommen haben, ist die Zukunft des Blumenmalers gesichert, und das weitere, was dazu gehört, Ehestand und Kinder, läßt sich auf wenigen Seiten beschaffen. Aber Raabe ist nicht umsonst Humorist, und das Wesen des Humors besteht ja wohl, wie die Gelehrten gefunden haben, zum Teil darin, daß er das Kleine durch Umständlichkeiten vergrößert. So werden nun hier die einzelnen Personen vielfach mit allen ihren Titeln und Eigenschaften eingeführt und immer aufs neue wieder angesprochen, sie werden mit Ausrufen und Betrachtungen bedacht, manchmal geht es in den Stil der Travestie über, und wer dem Ziel der Handlung entgegeneilen möchte, also wer etwas Spannung empfindet, bekommt immer noch wieder etliche Kontemplationen in den Weg gelegt. Daß dadurch der Gegenstand, die Natur, das Unmittelbare gewönne, kann man nicht sagen, draftisch oder plastisch wirkt das nicht, aber es ist Raabes Art zu wirken, die eben ganz besonders ist und oft auch sehr glücklich sein kann. Ganz vortrefflich ist z. B. der alte Abt Jerusalem geschildert als Berater der herzoglichen Familie. Daß sich aber dereinst sein Sohn in Wetzlar erschießen und darob von Goethe besungen werden sollte, war dem Alten so unkundig, wie den homerischen Helden ihr eignes Lebensende, und nun zieht das Raabe herbei, als wollte er es dem alten Dichter gleichthun, der bisweilen um des Gegensatzes willen an dergleichen vorausblickend erinnert, und er nimmt uns durch die historische Meditation die Stimmung für die von ihm gezeichnete Wirklichkeit. Jede Dichtung leidet in ihrer Wirkung als Kunstwerk, wenn des Lesers Interesse zu nachdrücklich auf das etwa an der Handlung Wahre hingeführt wird, sagt Timm Kröger sehr richtig in der Vorrede zu der zweiten Auflage seines „Schulmeisters von Handewitt.“ Raabe liebt es, uns zwischen Dichtung und Kollektaneenzetteln hin und her zu schaukeln, ähnlich machte es ja auch Jean Paul, und diese Mischung und dazu das Überwuchern der Betrachtung sind für Raabe charakteristisch, zeigen aber auch am schärfsten seinen Gegensatz zu der heute üblichen Darstellungsweise. Seine Freunde werden ihm dankbar sein, daß er seiner Art treu blieb, und die andern können dem Roman Hastenbeck das Lob einer tüchtigen und gesunden Leistung füglich nicht versagen. Er bleibt trotz mancher Wunderlichkeit eben doch ein Meisterwerk.

Zwei „Novellen vom Genfer See“ von E. E. Ries (München, Beck, zweite Auflage) haben eine Frau zur Verfasserin. Sie sind sehr gut, beide spielen in einer Pension in Montreux, die erste ist wegen ihrer Personen noch sympathischer als die zweite, aber auch diese ist gut, und die Verfasserin hat jedenfalls ein nicht gewöhnliches Talent. Sie hat auch sechzehn kleine Märchen erscheinen lassen in demselben Verlage unter dem Titel: „Der Schnitter und andre Märchen,“ über die ein Professor der Litteraturgeschichte bemerkt, man fühle sich durch sie „unwillkürlich an jene(?) Mythendichtungen, die Urahnen aller wahren Märchenpoesie, erinnert, die aus phantasievoller Naturbetrachtung zu unvergänglicher Größe hervorwuchsen.“ So weit würden wir nicht gehen, schon weil wir nicht wüßten, was

Digitized by Google

wir dann das nächstemal sagen sollten, wenn sich die Verfasserin auf diesem Gebiete etwa mit Erfolg weiter versuchen wollte, aber wir haben ebenfalls ihr Buch mit Vergnügen gelesen. Märchen für Erwachsene sind sehr schwer zu schreiben, weil unsre Zeit dieser Gattung ganz fremd geworden ist, obwohl ja das Unklare und Dämmerige bisweilen mit Vorliebe aufgesucht wird. Die Versuche fallen deswegen der Mehrzahl nach gekünstelt, reflektirt, abstrakt aus, oder sie werden, wenn sie Inhalt haben sollen, derbkomisch und albern. Von der letzten Art ist unter den Märchen der Verfasserin kein einziges, von der ersten verschiedne: Die Windsbraut, Faul und Niegenug, Witwe Trostlos und andre sind nur Schemen, aber keine lebendigen Personifikationen, Hinkebein, das kleine Kunstreitermädchen, ist überhaupt kein Märchen, sondern eine recht hübsche Erzählung. Aber wir sind vollauf befriedigt, daß uns die Verfasserin wenigstens drei allerliebste Sächelchen beschert hat. Zunächst der „alte Chinese und seine junge Frau," leicht satirisch, wie Andersens „Nachtigall," außerordentlich fein und unserm heutigen Geschmack für China und Japan vortrefflich angepaßt, dann „Rheinfischersknab, der auf Fischfang auszog," eine Umdichtung, könnte man sagen, der Goethischen Ballade, und endlich ein wirkliches, glückliches Märchen, der Mond als Schnitter. Die Fabel ist in der Kürze die, daß eine Hoftochter ihre Hand dem ihrer Freier verspricht, der ihr in einer Nacht ein bestimmtes Stück Gras mäht, Klee haut, Weizen schneidet; nur einer, der ärmste, versucht es, und dem hilft der Mond, der gleichfalls verliebte. Hier ist alles persönlich und selbstverständlich einfach, es lebt und braucht nicht erklärt zu werden. Deshalb steht dieses Märchen, ästhetisch angesehen, über allen übrigen. Solche Funde werden immer vereinzelt sein, mit Recht hat die Verfasserin diesen an die Spitze der Sammlung gestellt und in dem Buchtitel ausgedrückt.

Der Verlag von Bonz und Komp. in Stuttgart hat uns noch einige der beliebten kleinen Dreimarkbände mit hübschen autotypirten Abbildungen gebracht. Wir nennen zuerst „Tarantella," Novelle von Ludwig Ganghofer, und „Die Rächerin und andre römische Novellen" von Richard Voß. „Tarantella" ist ein blutjunges armes Mädchen, das der Erzähler in Sorrent kennen lernt, sie wirkt in einer Truppe von Tänzern mit, ein französischer Hotelgast entführt sie nach Capri, dann kehrt sie zurück, und da ihre Genossen sie nicht wieder aufnehmen, so springt sie ins Meer. Für ihre alte Mutter sorgt der Geliebte, der die Tochter verschmäht hat. Die Geschichte ist sehr gut mit vielen für das Volksleben bezeichnenden Einzelheiten erzählt. Was man früher unter einer italienischen Novelle verstand, ist dies, wie man sieht, nicht. Die Seelengemälde, die man damals verlangte, und die dann gewöhnlich in die bessere Gesellschaft verlegt wurden, hatten keine innere Wahrheit, denn wer lernt ein fremdes Volk bis zu der Tiefe kennen, aus der erst echte Bilder aufsteigen können! Mit richtigem Takt suchen deshalb die neuern Erzähler das niedre Volk auf, das allein der Fremde in Italien hinlänglich zu beobachten Gelegenheit hat; seine einfachen Lebenszustände und die großen, deutlichen Triebe, von denen es beherrscht wird, lassen sich eher naturgetreu schildern. Diese Art von Novelle hat darum bedeutend mehr Lokalfarbe. Richard Voß hat lange in Italien gelebt, er weiß, daß man dieses Volk nicht so leicht auskennt, wie der Saisonreisende meint, er behandelt in seinen Erzählungen sehr einfache Vorgänge; ein Mord oder ein Anschlag aufs Leben gehören freilich mit dazu. Er schildert das Leben der armen Hirten und Feldarbeiter, die aus ihren Wohnhöhlen hervorkriechen und von den Bergen in die Campagna herabsteigen müssen, um nicht zu verhungern. Der Maler und das Modell sind zwar auch noch Bestandteile, aber nicht mehr Anfang

Digitized by Google

und Ende dieser Geschichten, die Zeichnung der Personen ist sichtlich scharf und treffend, und was ihnen an Gedanken und Gefühlen untergelegt wird, macht durchaus den Eindruck der Naturwahrheit. Auch Ganghofers Schilderung ist treu, aber die von Voß geht tiefer. Die „Rächerin" schließt sich an das Attentat Acciaricos auf König Humbert an. Es wird uns gezeigt, wie leicht in diesem schönen, heillos zerrütteten Lande aus dem Durchschnittsmenschen ein Mörder wird, ein Mörder aus Liebe, aus schlechtverstandnem Pflichtgefühl, aus einer an das Tierische grenzenden Begriffsroheit. Und dazu lächelt ihm dann die gnadenbringende himmlische Patronin, und die großen Schaugepränge der öffentlichen Feste haben für hoch und niedrig denselben Reiz und dieselbe Wichtigkeit, gleichviel ob die Kraft des Staats im afrikanischen Kriege zusammenbricht und jeder einzelne seine Toten und Vermißten zu beklagen hat. Die feinste unter den vier Erzählungen ist, psychologisch und rein poetisch genommen, „Die Lichter Roms," die den unwissenden jungen Sabiner, der abends von seiner Berghütte auf sie niedersieht, mit Phantasien erfüllen und an sich locken, bis er hinabsteigt in die Stadt und, weil er ihre Lebensgewohnheiten nicht kennt, zum Verbrecher wird. Weil sein Mädchen einen Goldschmuck begehrt, so muß er ihn schaffen, und da er ihn für seine paar Scudi nicht haben kann, so sticht er den Mann nieder, in dessen Hand er einen Beutel mit mehr Geldstücken sieht. Die Motivirung ist gerade so einfach wie die Handlung, denn so entspricht es der Wirklichkeit dieser Menschen. Wie wahr tritt bei Voß immer wieder der eine Zug hervor, der dieser armen Menschen Sinne ganz beherrscht! Nicht etwa Faulheit, Hang zum Wohlleben oder Schlemmerei, denn sie essen frugal, und Trunkenbolde giebt es unter ihnen kaum; aber Geld, das wirkliche blanke Geld als Bettelpfennig oder Trinkgeld, als Raub oder Spielgewinn, endlich als Glücksgeschenk des unseligen Lottos. Sehr gut handhabt Voß den Dialog, ganz frei von der süßlichen Stilisirung manches berühmten Vorgängers und doch ohne alle karikirende Derbheit. Einsilbig und vielsagend, innerlich kochend und dabei in Mienen und Bewegungen sich so bezwingend, daß sie kalt oder dumm scheinen — so sind diese Menschen, Diplomaten und Kavaliere in ihrem Auftreten trotz ihrer Armut und ihren Lumpen. Von dem sachlichen Interesse, dem Unterhaltenden und Spannenden dieser Erzählungen ist hiermit noch nichts gesagt worden. Es sollte nur hervorgehoben werden, daß sie in einem selten gefundnen Grade echt sind und für jeden, der die Art des Italieners kennen lernen möchte, belehrend.

Ein zweites Paar bilden Hans Arnold, „Maskirt und andre Novellen" und Hermine Villinger, „Das dritte Pferd und andre Erzählungen." Arnolds fünf Novellen sind diesmal alle in ihrer Art ausgezeichnet (eine so fruchtbare Schriftstellerin hat begreiflicherweise auch manchmal weniger günstige Stunden) bis hinab zu der letzten, einer reizend übermütigen Skizze, „Mulus," höchst gewandt geschrieben, unterhaltend, fein und witzig. Eine ist ernst, „Flügellahm," die andern sind heiter; das Kopfstück „Maskirt," eine Verlobung auf einem Maskenballe, also kein eben ganz neues Motiv, überrascht uns durch eine unglaubliche Fülle kleiner mit wirklicher Eleganz vorgetragner Erfindungen, und „Das Tagebuch" des sechzehnjährigen Lottchens und ihr Kampf darum mit dem unartigen dicken Vetter, der es später noch einmal zu lesen bekommt, aber erst nachdem er ihr Bräutigam geworden ist, ist von einer geradezu sieghaften komischen Gewalt und enthält soviel moderne Rempelwendungen, brauchbar für die Jugend beiderlei Geschlechts, daß für selbige schon um deswillen die auf die Lektüre verwandte Zeit wohlangewandt wäre. — Auch Hermine Villingers Geschichten sind gut, alle ernst, ohne gerade traurig zu sein. Die erste hat ihren Titel nach einem ältern Fräulein, das sich

Digitized by Google

überall, wo es nötig ist, als „drittes Pferd“ einspannen läßt und darum keinen besondern weiblichen Beruf braucht, während ihre Freundin mit einem solchen, sie ist Schauspielerin, unglücklich wird. Die letzte, „Linksrheinisch,“ ist am meisten ausgeführt; ein deutscher Bezirksoffizier unter Elsässern und Franzosen gewinnt die Hand einer französisch erzognen Fabrikantentochter. Dazwischen stehen noch zwei, „Fremdes Leid,“ eine recht geschickte Skizze, ernst gedacht, aber komisch endend, und „Ein Mailied,“ eine leicht humoristisch gefärbte bürgerliche Liebesgeschichte mit glücklichem Ausgang. Im ganzen steht der Verfasserin der Ernst besser als das Komische, und wenn sie schlichte bürgerliche Verhältnisse schildert, so zeigt sie viel Lebensklugheit und eine wohlthuende Wärme der Auffassung.

Endlich hat Karl Weitbrecht drei sehr nette schwäbische Erzählungen (Der Dieb, Eine Hühneraugenoperation, Der zerrissene Kirchenrock) einem verstorbnen Freunde nacherzählt und als „Geschichten eines Verstorbnen“ herausgegeben. Die erste schildert ergreifend einen herabgekommnen Sozialdemokraten, die letzte einen Pfarrer, der aus Versehen ins Amt gekommen ist und sich auf ergötzliche Art davon befreit, die mittlere ist eine muntere Schnurre. Der Erfinder pflegte solche Sachen mündlich zu erzählen. Seine Gabe muß freilich groß gewesen sein. Der Herausgeber hat ein hübsches Buch daraus gemacht, das sich auch vortrefflich zum Vorlesen eignen wird.

Spuren im Schnee

Eine Winternovelle von Sophus Bauditz

Autorisirte Übersetzung von Mathilde Mann

(Fortsetzung)

Im Blocks wohlrenommirtem Hotel wimmelte es von Landwirten: der Ruf der Austern war offenbar weit ins Land gedrungen. Gutsbesitzer und Pächter, reiche Hofbesitzer und Bauern bewegten sich in buntem Gemisch durcheinander, und die Ankunft des Jägermeisters erregte sichtlich Aufsehen.

Er schien mit aller Welt auf du und du zu stehen, der Leutnant wurde überall vorgestellt und drückte einer Unzahl von Menschen die Hand, und bei jeder Vorstellung fügte der Jägermeister hinzu: Premierleutnant in der königlichen Leibgarde! mit einem Stolz, als sei er es selber, der das war.

Bald nach der Ankunft begab man sich in den Speisesaal und fand nach einigen Bemühungen Platz am Tische. Eine Lithographie von Sr. Majestät dem König, das Ehrendiplom des Wirts als Mitglied des lokalen landwirtschaftlichen Vereins, schön eingerahmt, und „die vier Lebensalter“ in Öldruck machten die Wanddekoration aus — nett aber nicht prunkend. Der Ofen war rotglühend, aber am andern Ende des Zimmers war es hundekalt, und die Fenster waren nur halb aufgetaut.

Alles drehte sich um die Landwirte, selbst die zwei, drei Handlungsreisenden, die im Hotel wohnten, mußten sich heute darein finden, daß man sie vernachlässigte.

Digitized by Google

Aber unter den Landwirten gab es zwei Kasten: eine, die Austern aß, und eine, die es bei Beefsteak bewenden ließ, und mehr als ein braver Hofbesitzer saß da und litt Höllenqualen dabei, daß er sechs Austern hinunter würgte, um sich dadurch das Recht zu erwerben, mit zu der feinern Gesellschaft gerechnet zu werden.

Wir wollen Porter trinken! rief einer. — Porter und Champagner! rief der Jägermeister. Flott solls hergehen! Komme ich selten in die Stadt, will ich auch merken, daß ich da bin! — Laß dich nicht lumpen, Jägermeister, antwortete ihm einer; wenn du den Champagner spendirst, dann will ich den Porter schmeißen! rief ein andrer. — Also los! Schenken Sie um den Tisch herum!

Es währte nicht lange, da wurde es dem Leutnant zu beklommen im Speisesaal, und er zog sich deshalb in das Gastzimmer zurück — da war die Luft doch etwas besser. Hier kam er mit verschiednen ins Gespräch, und alle hatten sie vom Jägermeister gehört, weshalb er nach Midskov gekommen sei, und äußerten ihre Verwunderung mehr oder weniger deutlich.

Sie finden den alten Cyprianus doch niemals! sagte ein dicker Pächter. Midskov ist ja vor fünfzig Jahren restaurirt worden, und wenn da wirklich ein hohler Raum in der Mauer gewesen ist, so können Sie sich darauf verlassen, daß man ihn gefunden hat, und daß er nun leer ist!

Ist Midskov restaurirt worden? fragte der Leutnant.

Ja wohl ist es restaurirt worden, entgegnete der andre. Der Maurer Jens, der jetzt als Kuhhirt bei dem Schulzen in Landrup dient, der hat damals Steine getragen, und ich erinnere mich, daß er mir erzählt hat, daß sie ein altes Buch gefunden hätten, als sie etwas niederrissen.

Ein altes Buch! rief der Leutnant ganz erregt. Das muß es gewesen sein! Aber wo mag es jetzt sein?

Ja, wo ist der Schnee vom vergangnen Jahre! Aber es wäre wohl möglich, daß der Maurer Jens Bescheid darum wüßte.

Jetzt kam der Jägermeister herzu, mit dunkelrotem Kopf und hängendem Schnurrbart. — Leutnant! Sie müssen wieder hineinkommen! sagte er. Ich will noch einmal eine Runde Sekt geben — weiß Gott, das will ich! Bin ich Jägermeister, oder bin ich es nicht, was? Ich habe Kredit bis Michaelis, und ich laß mich nicht lumpen!

Dem Leutnant fiel plötzlich Ellens Bitte ein; er schämte sich, daß er erst jetzt daran dachte, und es gelang ihm allmählich, seinen Wirt beiseite zu ziehen und ihm Vernunft zuzureden.

Nun ja, dann laß ichs bleiben, sagte der Jägermeister, aber ich habe die ganze Gesellschaft zu heute abend nach Midskov eingeladen — es kommen ein Dutzend oder anderthalb gute Freunde mit nach Hause, und dann wollen wir ein kleines jeu machen — Harriet ist ja nicht zu Hause! — Nein, es hilft nichts, was Sie auch sagen mögen, Leutnant, denn das läßt sich nicht ändern! Aber wir beide können vorausfahren und alles für den Empfang der Gäste vorbereiten — das können wir!

Bald darauf waren sie auf dem Heimwege.

Wollen Sie mir morgen einen Schlitten nach Landrup geben, Herr Jägermeister? fragte der Leutnant unterwegs.

Zwei, wenn Sie wollen! — Aber was haben Sie da zu thun?

Und dann erzählte der Leutnant, was er im Gastzimmer gehört hatte.

Das ist doch des Satans! sagte der Jägermeister. Wollen Sie das Manuskript jetzt außerhalb des Hauses suchen — das paßt mir eigentlich nicht! Na, thun Sie, was Sie wollen, nehmen Sie sich nur vor dem Schulzen in acht!

Digitized by Google

Weshalb denn?

Ach, das ist ein großer Esel! Er ließ sich das letztemal bei den Reichstagswahlen gegen Rasmus Eskildsen aufstellen, der auch wenig beliebt ist, und alle, die Rasmus kannten, die stimmten für den Schulzen, und alle, die den Schulzen kannten, stimmten für Eskildsen, aber die meisten kannten den Schulzen, und so wurde denn Rasmus Eskildsen gewählt. Ich will Ihnen sagen, der Schulze leiht auf Pfand gegen bewegliches Eigentum in der ganzen Harde, und er hat sich einen kompletten Trödlerladen von all dem alten Gerümpel angesammelt, das er auf diese Weise erworben hat.

Ja, aber das kann mir doch eigentlich nichts anhaben!

Ach nein, so nicht, aber er hat drei Töchter, eine schlimmer als die andre — und sie sind alle drei schon seit manchem Jahr heiratsfähig.

Ach so ist das zu verstehen!

Und jeden Sonn- und Feiertag kommt von weit her ein Freier und besieht sich die Mädchen — denn es sind gute Partien, und es kostet ja nichts, wenn man sich die Waren ansieht; aber wenn sie sie besichtigt haben, lassen sie sofort wieder anspannen, und die Töchter sitzen weiter auf der Stange und warten!

Nun, dann kann ich ja auch anspannen lassen, wenn ich die drei Grazien besichtigt habe, meinte der Leutnant, indem sie auf den Hof zu Midskov einbogen.

Ellen kam gleich heraus und sah den Vater mit scheuem, prüfendem Blick an, aber ihre Erwartungen waren offenbar übertroffen, denn sie ging auf den Leutnant zu, reichte ihm die Hand und sagte: Haben Sie vielen Dank! Und obwohl der Leutnant fühlte, daß eigentlich kein Grund zum Danken war, freute er sich doch ganz gewaltig über den Gruß.

Aber wo haben wir denn den Doktor? fragte der Jägermeister nach einer Weile.

Und dann erzählte Ellen, daß der Doktor, sobald die andern fortgewesen seien, angefangen habe, in der obersten Etage den Putz von den Wänden zu klopfen — in Harriets Zimmer seien tiefe Löcher, und er selbst sähe aus wie ein Maurer. Aber dann sei er zu ihr gekommen und habe ganz hinterlistig gefragt, ob sie Gefallen an etwas fände, was er Sodapastillen nannte, und als sie darauf geantwortet habe, das wisse sie wirklich nicht, denn sie kenne sie nicht, da habe er ihr — als sei sie noch ein Kind — eine ganze Rolle mit widerlichen, salzigen Zuckerplätzchen geschenkt, worauf er weiter gefragt habe, ob sie nie gemerkt habe, daß es, wenn man irgendwo an der Mauer klopfe, hohl klinge. Darauf habe sie geantwortet — nur um ihn los zu werden und ihn auf eine falsche Spur zu leiten —, daß sie fände, es klänge zuweilen unten im Mangelkeller hohl, und dann habe der Doktor zwei Mäntel angezogen und eine Pelzmütze aufgesetzt und sei in den Keller gegangen, und da sei er vermutlich noch.

Aber in dieser Dunkelheit! rief der Jägermeister. Das ist doch unmöglich! Wir müssen hinunter und uns nach ihm umsehen.

Der Jägermeister holte eine Laterne, der Leutnant, Ellen und Boy gingen mit — aber im ganzen Keller war kein Doktor zu finden.

Er hat die Chronik gefunden! sagte der Jägermeister. Und nun sitzt er oben auf seinem Zimmer und deutet sie! — Aber Boy schnüffelte eifrig in einer Ecke unter dem Kreuzgewölbe und fing an zu bellen; und als die andern hinzukamen, gewahrten sie ganz unten in der Mauer ein Loch, und als sie den Schein der Laterne in die Finsternis fallen ließen, entdeckten sie in gleicher Linie mit dem Fußboden den Kopf des Doktors.

Was in aller Welt machen Sie denn da unten? fragte der Leutnant.

Digitized by Google

Ich bin zu Schaden gekommen — ich habe das Malheur gehabt — — antwortete der Doktor. Wollen Sie nicht so gut sein und mir heraushelfen, denn ich sitze in der Klemme — es war ganz zufällig!

So, das nennen Sie zufällig? sagte der Leutnant. Sie haben ja ein Loch in die Mauer gebrochen — das ist doch gegen die Verabredung.

Ja, Fräulein Ellen hat mir den Rat gegeben — und dann nahm ich den Stallknecht mit herunter, damit er —

Ich! Ich habe Ihnen den Rat gegeben, ein Loch in die Mauer zu brechen? rief Ellen ganz entrüstet. Nein, ich habe Sie mit Willen hier heruntergeschickt, weil Sie spioniren wollten, während der Leutnant fort war!

Na, der Doktor wurde aus dem Loch heraufgezogen, das wie ein vormals zugemauerter Abflußkanal aussah, und es zeigte sich glücklicherweise, daß er keinen Schaden davon genommen hatte, daß er die paar Ellen hinuntergeplumpst war, nur etwas verfroren war er; der Leutnant aber benutzte die Gelegenheit zu der Erklärung, daß, da der Doktor die Übereinkunft gebrochen und sich nicht mit dem Rekognosziren begnügt hätte, sondern auf eigne Hand vorgegangen wäre, er, der Leutnant, sich jetzt auch von jeder Verpflichtung entbunden fühle und in Zukunft selbständig zu handeln gedenke. Und darein mußte sich der Doktor ja finden, so ungern er es auch that.

Jetzt ist keine Zeit mehr zu verlieren, sagte der Jägermeister, der noch immer in gehobner Stimmung war. In einer oder in anderthalb Stunden können wir die Gäste erwarten. Ellen! du sorgst für kalte Küche, was das Haus vermag — und dann nimm alles, was in Midskov an Lichten aufzutreiben ist, und schaffe es in den Rittersaal! Und Feuer in den Kamin, bis er platzt — wenns nur hell brennt, dann friert man nicht! Inzwischen sehe ich mich nach den Getränken um!

Kommen Gäste hierher? fragte Ellen. Aber Vater!

Nicht räsonniren! Bin ich dein Vater, oder bin ich nicht dein Vater — also!

Und damit ging der Jägermeister.

Der Leutnant zuckte die Achseln: Ich habe es nicht verhindern können.

Soll gespielt werden? fragte Ellen.

Der Leutnant nickte: Ich glaube wohl!

Dann verliert Vater!

Ach, das ist doch nicht gesagt!

Ja, er verliert, und das erlauben ihm seine Mittel nicht — und wenn Harriet das erfährt! — Ich verlasse mich auf Sie, Herr Leutnant, denn Sie sind so —

So alt?

Nein, ganz und gar nicht! Als Sie kamen, fand ich, daß Sie alt wären, aber das finde ich nicht mehr. — Nein, aber Sie sind so vernünftig — ja, das sind Sie! — und es ist mir ganz so, als hätte ich Sie schon so lange, so lange gekannt. Boy ist auch gut Freund mit Ihnen, und das ist er sonst sehr selten mit Fremden — den Doktor kann er auch nicht ausstehen! — aber er kann es merken, daß ich —

Daß Sie —?

Ach, Sie wissen es recht gut! Wen ich leiden mag, den mag er auch leiden, aber er duldet es nicht, daß jemand mich gern hat — er knurrt, wenn Vater mich küßt. — Ja, wollen Sie mir dann helfen, alles in Ordnung zu bringen?

Der „Rittersaal" nahm das ganze obere Stockwerk in dem östlichen Giebel des Schlosses ein. Einstmals hatte er wohl seinem Namen entsprochen; jetzt war

Digitized by Google

er eigentlich nur eine mächtige Rumpelkammer, wo verstaubte Spinnengewebe in Fetzen von den Balken der Decke herabhingen, und wo beschädigtes Hausgerät über einander fiel. In der einen Ecke lag eine dicke Schicht Zwiebeln auf dem Fußboden, geräucherte Schinken und Würste hingen an der Wand, und nur in der Gegend des schwarzen Marmorkamins sah es einigermaßen zivilisirt aus, denn dort stand ein massiver eichner Tisch mit einem Dutzend wurmstichige Stühle darum.

Schneller als man es für möglich gehalten hätte, wurde hier einigermaßen aufgeräumt; bald flammten große Holzscheite in dem rußigen Kamin, und wenn sie auch nichts weiter thaten, so rauchten sie doch, mit säuerlichem Buchenholzrauch. Leuchter von den sonderbarsten Formen, alte Altarleuchter und Leuchter aus Silber und aus Erz, wurden, Gott weiß woher, heraufgeholt, das Tischtuch wurde über den Tisch gebreitet, und die Eßwaren wurden darauf gestellt — jetzt konnten die Gäste kommen, wann sie wollten!

Und die Gäste kamen. Ein ganzer Schlittenzug sauste unter Schellengeklingel, Peitschengeknall, Lachen und Fluchen auf den Hof; mehrere waren halb betrunken, nüchtern war keiner, aber aller Standesunterschied war wie weggeblasen: Fries und Tuch saßen brüderlich neben einander um den großen Tisch.

Es war an dem erleuchteten Ende des Rittersaals halb dunkel trotz der vielen Leuchter und des Feuerscheins aus dem Kamin; aber daran stieß sich niemand: zum Essen konnte man ja hinreichend sehen, und die Speisen verschwanden wie Tau vor der Sonne, Bier und Branntwein wurden in Strömen hinuntergegossen. Dann wurde der Tisch abgeräumt, Rumpunsch in großen Kannen aufgetragen, und Pfeifen und Cigarren wurden angezündet — bald konnte man die Anwesenden in einem Abstand von einer Elle kaum mehr erkennen.

Gute Nacht, mein Kind, sagte der Jägermeister leise zu Ellen. Dies ist keine Gesellschaft für dich. Und mit Thränen in den Augen mußte sie gehen — dem Leutnant sandte sie einen flehenden Blick zu und reichte ihm die Hand im Vorübergehen.

Meinen Sie nicht auch, daß ich ganz gut gehen könnte? fragte der Doktor den Leutnant in ziemlich jämmerlichem Ton. Der Rauch genirt mich so entsetzlich.

Ja, das können Sie gewiß gern thun.

Aber — Sie suchen doch wohl nicht nach dem Manuskript?

Über Nacht? Nein, Sie können sich darauf verlassen, daß ich das nicht thue! Im übrigen wissen Sie ja aber, daß ich jetzt auf eigne Hand ausgehe, insofern kann es Ihnen doch ganz gleichgiltig sein!

Das ist ja auch wahr — ja, dann kann es mir allerdings gleichgiltig sein! — Gute Nacht!

Der Doktor ging, und das Spiel nahm seinen Anfang. Zuerst wurde verhältnismäßig niedrig und verhältnismäßig vorsichtig gespielt; allmählich aber machte sich die Leidenschaft geltend, und die Einsätze wurden höher und höher. Der Leutnant versuchte vergeblich dagegen zu halten, und vergeblich nickte er warnend dem Jägermeister zu, der mit seiner in die Höhe stehenden Cigarre und seinem herabhängenden Schnurrbart wilder und wilder wurde und das Spiel beständig forciren wollte. Der Leutnant wußte mit dem besten Willen nicht, wie er Ellens Bitte erfüllen sollte, aber ihre treuherzigen Worte: Ich verlasse mich auf Sie, Herr Leutnant! klangen ihm ununterbrochen in den Ohren. Etwas mußte geschehen!

Er stand auf. Niemand vermißte ihn, denn er spielte ohne Interesse und

Digitized by Google

mit kleinen Einsätzen; er ging in das Zimmer des Jägermeisters hinab, nahm fünf, sechs geladne Patronen aus dem Schrank und ging wieder hinauf und setzte sich an den Tisch.

Der Jägermeister sollte die Bank übernehmen. Auf diesen Augenblick schien man allgemein gewartet zu haben; es kam Leben in alle Spieler, und zwei oder drei riefen sofort: Wie hoch darf gesetzt werden?

Setzt so hoch Ihr wollt!

So ists recht!

Silbergeld und Papiergeld wurde auf die Karten geworfen — da lagen viele hundert Kronen auf dem Tisch.

Ach, warte noch einen Augenblick, Jägermeister! sagte ein hochschulteriger Pächter, der neben dem Leutnant saß. Ich habe noch nicht gesetzt.

Der Leutnant sah, wie er unter dem Tisch zwei Hundertkronenscheine aus einem fettigen Taschenbuch herausnahm und sie in einen Zehnkronenschein steckte, den er zusammenfaltete — es sollte eine angenehme Überraschung für den Jägermeister sein, diesen Posten zu bezahlen, wenn er verlor.

Jetzt oder nie! dachte der Leutnant und warf alle Patronen auf einmal in den Kamin.

Ein kurzer Augenblick, und dann ertönte ein Knall, als wenn das ganze alte Schloß zusammenstürzen sollte. Holzsplitter, Funken und Kohlen flogen aus dem Kamin heraus, der Ruß rasselte den Schornstein nieder, ein erstickender Pulverdampf ergoß sich in den Saal, und die meisten Lichter erloschen.

Die Gäste sprangen entsetzt vom Tische auf; einige brüllten, als seien sie tödlich verletzt, andre zitterten wie Espenlaub, alle aber hatten sie doch trotz des Schreckens Geistesgegenwart genug, im Halbdunkeln ihre Einsätze in Sicherheit zu bringen — einige vielleicht auch die des Nachbarn mit.

Was war das?

Ist der Teufel los?

Nein, das ist Mette Bydelsbak, die durch den Schornstein fährt!

Sie hat doch den Wirt nicht mitgenommen!

So schrie der verwirrte Chor durcheinander, bis einer ruhig sagte: Ein verdammt unpassender Ort, wo du dein Pulver aufbewahrst, Jägermeister!

Ich habe kein Pulver im Kamin aufbewahrt, entgegnete der Angeredete, aber das bischen Geknall hat ja keinen Schaden weiter angerichtet — wir fangen wieder da an, wo wir aufgehört hatten!

Aber es war niemand da, der Lust dazu gehabt hätte; man war merkwürdig nüchtern geworden infolge der Explosion, und ruhiger und sicherer auf den Beinen, als man hätte erwarten sollen, kamen die Gäste die Treppe herab, ließen die Schlitten anspannen und kamen jedenfalls wohlbehalten zum Hof hinaus — es war heller Mondschein.

Der Leutnant ging den langen Gang in dem obern Stockwerk entlang, um sich eine Cigarette aus seinem Zimmer zu holen.

Da gewahrte er plötzlich im Mondschein, der durch eine der alten Schießscharten hineinfiel, eine weiße Gestalt; einen einzigen Augenblick stand sie still und sprang dann in die Dunkelheit herein, auf ihn zu — es war Ellen.

Sie flog ihm entgegen, schmiegte sich an ihn an und sagte mit bebender Stimme:

Herr Leutnant, Herr Leutnant, was ist geschehen! Ich bin von einem Knall erwacht und aus dem Bett gefahren, auf den Gang heraus, aber da war niemand,

Digitized by Google

niemand, den ich hätte fragen können, und hinunter getraute ich mich nicht! — Vater hat doch nicht — ach Herr Leutnant, Herr Leutnant!

Liebe kleine Ellen! entgegnete er und befreite sich zugleich sanft von ihren Armen. Es ist nicht das geringste Schlimme passirt — aber Ihr Vater war nahe daran, ganz unfehlbar zu verlieren, und ich hatte Ihnen ja versprochen, acht zu geben, so gut ich könnte — nun ja, da bediente ich mich eines kleinen Knalleffekts — das war am Ende nicht sehr fein, aber es half! — Aber jetzt müssen Sie wieder zu Bett gehen; Sie zittern ja vor Kälte! Denken Sie doch nur, wenn jemand Sie sähe — Sie und mich!

Und Ellen zuckte plötzlich zusammen, sie schlug die Augen nieder, und dabei fiel ihr Blick auf ihren einen Fuß, der weiß und zart im Mondlicht hervortrat; sie beugte sich unwillkürlich ein wenig vornüber, sodaß das Nachtgewand ihn bedeckte, brach in Thränen aus und floh dann wie ein gejagtes Wild zurück — der Leutnant hörte ihre nackten Füße auf dem kalten Fußboden.

Er stand noch eine Weile oben auf dem Gang, lauschte auf die schwindenden Laute und die starken Schläge seines eignen Herzens, wußte selber nicht, was er noch wollte — ja, und dann kam der Jägermeister, völlig nüchtern.

Und der Jägermeister wollte unter keiner Bedingung ins Bett, obwohl die Uhr schon auf drei ging, der Leutnant mußte wieder mit in sein Zimmer.

Das war ein dummer Schluß, sagte der Jägermeister. Gott mag wissen, wie das Pulver in den Kamin gekommen ist, und wie lange es da gelegen hat!

Das Pulver kam von mir, lieber Herr Jägermeister, erwiderte der Leutnant, und dann erzählte er, was er gethan habe.

Aber es war durchaus kein dummer Schluß, fügte er hinzu, denn ohne den wäre die Geschichte schief gegangen. — Sie sind viel zu gut für das Leben, das Sie führen, Herr Jägermeister, und viel zu gut für die Gesellschaft, mit der Sie verkehren.

Ach ja, weiß Gott, das bin ich auch — aber jetzt ist es zu spät zum Umkehren.

Nein, es ist nicht zu spät! Sie sollten nur aus dem Ganzen heraus — nur ein paar Jahre fort von Ihrem Gut, damit Ordnung in die Verwaltung käme und —

Ja, wie sollte das wohl zugehen? unterbrach ihn der Jägermeister. Ich kann doch nicht von meinen Töchtern weggehen, und verheiraten thun sich die nie — wer würde die wohl mit dem Vater nehmen!

Ach, das könnte doch sein! Aber auf alle Fälle sollten Sie sich davon machen — verpflanzt werden, in andre Luft kommen.

Ja, was sollte ich denn wohl anfangen? Ich bin zu nichts zu gebrauchen.

Wohl sind Sie zu gebrauchen! Sie sollten z. B. etwas Anleitung im Malen haben — dazu haben Sie ja Lust und Talent, nur sind Ihre Farben etwas zu hart.

Ja, Talent habe ich!

Und dann sollten Sie das Ausstopfen regelrecht erlernen — Sie wissen, mit der Behandlung der Federn und mit den Stellungen hapert es.

Ja, das wäre gar nicht so übel — aber jetzt ist es zu spät, Herr Leutnant; jetzt ist es zu spät! — Wäre meine selige Frau am Leben geblieben, dann wäre ich nicht so geworden — niemals! Solange ich sie hatte, habe ich weder gespielt noch getrunken — und in den ersten Jahren nach ihrem Tode that ich es auch nicht — aber dann verschwand Alf, und dann wurde ich so, wie ich bin!

Alf? Wer war Alf?

Digitized by Google

Das war ein schwarzer Hund, der — nein, ich will es Ihnen nicht erzählen, denn Sie lachen mich ja natürlich nur aus!

Nein, wie können Sie das denken?

Ja, lachen Sie meinetwegen, aber ich glaube nun doch einmal daran! An dem Tage, als meine Frau starb — das war am Vormittag —, kam der Hund am Abend auf den Hof gelaufen — niemand wußte woher —, und er sah mich mit denselben Augen an wie — ja, Sie glauben natürlich, daß ich lüge, aber das thue ich nicht: ich lüge niemals so in der Nacht —, und der folgte mir, wo ich ging und stand, und solange der mich ansah, konnte ich nichts Unrechtes thun. Aber dann eines Morgens vor neun Jahren, als ich Harriet traf, und als ich in meiner Heftigkeit — nun ja, das mag einerlei sein, aber ich glaubte, daß ich in meinem guten Rechte sei —, an dem Morgen verschwand Alf und kam nie wieder, und dann wurde ich so! Aber das Merkwürdigste bei der ganzen Geschichte ist im Grunde, daß ich vorhin, als es im Kamin losknallte und es so dunkel wurde, das Gefühl hatte, daß Alf wieder im Zimmer sei, und es war mir, als spürte ich seinen Atem auf meiner einen Hand. Na, ich habe ja den ganzen Tag gehörig getrunken, und da kann man wohl Gesichte und Gefühle haben. Gute Nacht, Herr Leutnant.

Endlich kam der Leutnant zu Bett, aber es währte lange, lange, bis er schlief. Nach welcher Seite er sich auch herumdrehte, immer sah er eine schlanke Gestalt, die sich in ihrem weißen Nachtgewand vertrauensvoll wie ein Kind an ihn anschmiegte; er sah sie im Mondlicht entfliehen, und er hörte ihre nackten Füße auf dem steinernen Fußboden.

Wahnsinn! sagte er dann. Wenn ich mich auch wirklich auf mich verlassen könnte — aber sie! Die Gefühle einer Fünfzehnjährigen halten nicht für das ganze Leben vor, und sie, die noch nie etwas von der Welt, die noch keinen andern Mann als mich gesehen hat — Wahnsinn! Und was würde die Garde dazu sagen! — Und meine Tante, die Kammerherrin! — Wahnsinn!

Endlich, gegen Morgen, schlief er ein, und in seinen Träumen war es ihm, als wenn die ganze Zeit ein paar klare, seelenvolle Augen über ihm wachten — aber ob es Ellens Augen oder die des schwarzen Hundes waren, darüber war er nicht mit sich im reinen.

6

Das war doch ein furchtbarer Donnerschlag diese Nacht, sagte der Doktor am Morgen zu Ellen. Ich erwachte davon und wurde ganz ängstlich bei dem Gedanken, daß es einschlagen und zünden könnte, sodaß das Manuskript mitsamt dem ganzen Schloß verbrennte. Der Leutnant ist doch wohl nicht allein auf Untersuchungen ausgegangen?

Nein, der Leutnant war noch gar nicht aufgestanden — aber da kam er ja.

Sonst war ihm Ellen des Morgens entgegen gestürmt — jetzt ging sie, ging wie jede andre, und als sie ihn sah, errötete sie und senkte den Blick; wo sie ging und stand, fühlte sie sich in seinen Augen noch im Nachtgewand.

Und es schien fast, als sei ein andrer Ausdruck über sie gekommen — als sei etwas weggeglitten, oder als habe sich etwas entfaltet — ihre Augen hatten Tiefe und einen eigentümlichen thränenfeuchten Glanz erhalten. Und der Leutnant sah das sehr wohl, aber der Leutnant wußte nicht, ob er froh oder ängstlich über das sei, was er sah.

Der Jägermeister war eifrig damit beschäftigt, alle Spuren von den Ereignissen der Nacht zu verwischen, ehe die Tochter heimkehrte — sie konnte ja ebenso

Digitized by Google

gut am Vormittag wie am Nachmittag kommen; und die Mädchen bekamen jede eine Krone, offenbar mit der stillschweigenden Aufforderung, dem Fräulein gegenüber reinen Mund zu halten.

Nun, Herr Leutnant, soll ich Ihnen den Schlitten jetzt anspannen lassen? fragte er.

Anspannen lassen? riefen Ellen und der Doktor wie aus einem Munde. Wollen Sie schon fort?

Der Leutnant hatte, wenn er ganz ehrlich sein wollte, der Knuds-Chronik seit dem vorhergehenden Abend nicht sonderlich viele Gedanken geschenkt, einerseits ging es ja aber nicht an, die Sache plötzlich fallen zu lassen — das wollte er auch gar nicht —, andrerseits war er, ja, wie sollte man es bezeichnen, bange davor, oder doch so was ähnliches wie bange, einen ganzen, langen Tag mit Ellen zusammen zu sein; er konnte weder Belagerungsspiel mehr mit ihr spielen, noch sich über Boy unterhalten — und so nahm er denn das Anerbieten mit dem Schlitten mit Dank an und bemerkte dem Doktor gegenüber nur, daß er ja froh sein müsse, das ganze Schloß zu unumschränkter Verfügung zu haben. Ellen aber vertraute er an, was er in Blocks Hotel gehört hatte, und Ellen sah dankbar zu ihm auf, weil er ihr Zutritt zu seinem neuen Geheimnis gewährte, den Schlüssel aber vor der Nase des Doktors umdrehte.

Der Doktor war übrigens keineswegs froh. Ich eigne mich doch wohl nicht recht zu den gröbern Untersuchungen, sagte er zu dem Leutnant. Für Sie hingegen ist das etwas sehr Passendes. Und es ist keine Zeit zu verlieren: in zwei Tagen ist mein Urlaub abgelaufen!

Es kann, wenn es sein soll, in drei Tagen sehr viel geschehen, entgegnete der Leutnant, und dann fuhr er davon — Fräulein Harriet war noch nicht zurückgekehrt.

Wollte es zu Tauwetter umschlagen, oder was mochte das Wetter wohl beabsichtigen? Der Himmel war bleigrau, mit ganz vereinzelten, kleinen, schmalen Rissen in der Wolkendecke, durch die man wie in glühende Lava hineinsah, und unten am Horizont war es ganz blauschwarz; es herrschte völlige Windstille, aber eine Windstille wie vor dem Sturm. — Das giebt heute noch was, sagte der Kutscher.

Nach einstündiger Fahrt waren sie in Landrup und fuhren bei dem Schulzen vor.

Hier sah es ganz wunderlich aus. Der große, blanke Klapptisch mit der halb abgescheuerten rotbraunen Farbe, die Bank unter dem Fenster, der gelbe Thonkrug mit Dünnbier und die Löffel unter dem Deckenbalken, das alles war wie in einer gewöhnlichen Bauernstube; aber ringsum in allen Zimmern war das sonderbarste Hausgerät: Kommoden und Bücherschränke, Standuhren in allen möglichen Ausgaben und zwei Klaviere, ja sogar eine Venus von Milo hatte sich in diese bunte Häuslichkeit des Schulzen verirrt. Das Ganze sah aus, als sei es aus Strandgut zusammengesetzt — aber man kann ja auch auf dem Lande stranden, und die Bevölkerung an der Westküste Jütlands ist wohl barmherziger mit den Schiffbrüchigen, als es der Schulze war.

Ob nun die würdige Obrigkeitsperson in dem Leutnant einen Freier zu sehen vermeinte oder einen, der etwas verpfänden wollte, kann man nicht gut wissen, aber der Leutnant wurde zu einem Kaffeepunsch eingeladen, und das Arrangement war so schlau eingerichtet, daß alle drei Töchter, eine nach der andern, im Laufe von wenigen Minuten präsentirt wurden, indem die eine mit dem Kaffee, die zweite mit dem Zucker und die dritte mit dem Spiritus hereinkam. Flachsgelbes, glanz-

Digitized by Google

loses Haar hatten sie alle, dazu flache, sommersprossige Gesichter und milchblaue Augen — schön waren sie nicht.

Als der Leutnant mit großer Anstrengung den ersten Punsch hinuntergewürgt und sich vergebens geweigert hatte, sich den zweiten zu mischen, erzählte er so kurz wie möglich, weswegen er gekommen sei, und bat, mit dem Kuhhirten sprechen zu dürfen. Der Schulze machte ein sehr langes Gesicht, aber der Kuhhirte — alias Maurer — Jens wurde, so wie er ging und stand, mit seinem Strickstrumpf in der Hand in die Stube hereingerufen, und nun fing der Leutnant an, ihn auszufragen, ob er nicht vor fünfzig Jahren beim Umbau von Midskov beschäftigt gewesen sei, was damals passirt wäre, und ob er sich nicht eines alten Buchs entsinne, das bei dieser Gelegenheit gefunden sein sollte.

Jens Kuhhirt sah mißtrauisch aus, und Jens konnte sich natürlich nicht des Geringsten mehr entsinnen: es sei so grausam lange her, und er sei so alt — nein, gefunden sei damals wohl nichts.

Der Leutnant war schon im Begriff, das Ganze aufzugeben, als ihm zum Glück einfiel, daß die Kriegserinnerungen das „Sesam, thu dich auf!" gewesen waren, das ihm den Weg zu Kutscher Nielsens Herz erschlossen hatte, und deshalb beschloß er Jens Kuhhirt gegenüber dasselbe zu versuchen.

Haben Sie bei der Reiterei gestanden? fragte er.

Nein, Jens hatte bei der Garde gestanden, wirklich und wahrhaftig bei der Garde.

Und kaum hatte sich der Leutnant selber als Premierleutnant in Sr. Majestät des Königs Leibgarde präsentirt, als auch schon alles Mißtrauen bei Jens wie weggeblasen war, und als er erst Erlaubnis erhalten hatte, zu erzählen, in welchem Jahre er gedient hatte, wer sein Kompagniechef gewesen und wer der schärfste von den Unteroffizieren war, da war er auch mehr als geneigt, über die Restaurirung von Midskow zu berichten. — Ja, das wäre ganz richtig, jetzt entsinne er sich dessen, daß dort ein altes Buch gefunden worden sei.

War es in ein Loch eingemauert? fragte der Leutnant.

Ja, das war wohl so was.

Und wo ist es jetzt? Wer mag es jetzt wohl haben? Doch nicht am Ende Jens selber?

Nein, was das anbetrifft, so hat Rasmus Petersen es selbst mitgenommen; aber was darin stand, war nicht zu lesen, denn es war wohl lateinische oder hebräische Schrift — und der hat es dann später seinem Sohne, dem Rademacher in Midskov gegeben.

In Midskov? rief der Leutnant, hat der es denn noch?

Ja, zu wissen war das nicht gut, aber anzunehmen war es wohl, denn Peter Rademacher gehörte nicht zu denen, die verkommen lassen, was sie einmal haben.

Jens wurde mit einer Krone entlassen, der Leutnant verabschiedete sich dankend von dem Schulzen, und die drei Töchter sahen ihm noch lange nach, als er vom Hofe hinunterfuhr.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Litteratur

Adolf Philippi hat seiner an vielen feinen und selbständigen Beobachtungen reichen Schilderung der Kunst der Renaissance in Italien schnell das minder glänzende, aber für uns Deutsche anziehendere Seitenstück folgen lassen: Die Kunst des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden, die zweite in der Reihe der von ihm unternommnen „Kunstgeschichtlichen Einzeldarstellungen." (Leipzig, E. A. Seemann, 1898.) Wenn wir diesen Band, von dem bis jetzt die beiden ersten Dritteile (das fünfzehnte Jahrhundert und die deutsche Kunst in ihrer Blütezeit) erschienen sind, anziehender für uns als die beiden ersten nennen, so sprechen wir damit freilich nur eine persönliche Empfindung, zugleich aber eine Hoffnung aus. Wir wissen sehr wohl, daß vielen unsrer Landsleute, auch den Kunstfreunden, die sich auf ihre Reiseerinnerungen und ihr dadurch verfeinertes Verständnis etwas zu gute thun, Michelangelo, Raffael und Tizian viel vertrauter sind und vielleicht auch ihrem Herzen näher stehen als Dürer, Holbein und Burgkmair. Das sollte aber von Rechts und Gefühls wegen nicht sein, und darin Wandel zu schaffen möge Philippis Buch helfen, wenn der Verfasser auch in seiner gleich vorurteilslosen Liebe für alles Echte und Wahre in der Kunst dieses Besondre nicht gerade beabsichtigt haben mag. Einen solchen Eindruck macht aber seine Darstellung, indem sie unablässig auf das Eigne der nordischen Künstler hinweist, auf das, was sie von den Italienern trennt und trennen muß, und die sogenannte „Renaissance" immer wieder als einen fremden Tropfen in ihrem Blute ablehnt. Die Richtschnur für seine Betrachtungen, die wiederum auch den Kundigen durch die Selbständigkeit und die überzeugende Kraft des Urteils vielfach überraschen, giebt er im Anfang des zweiten Buches. Was er hier über das Auftreten der Renaissance in Augsburg und das Verhalten der einzelnen Künste zu der neuen Erscheinung sagt, gilt so ziemlich für ganz Deutschland und für die Niederlande. Zuerst kommt die Malerei, dann die Plastik und zuletzt die Architektur, die in Philippis Schätzung jedoch wohl etwas zu kurz kommt. Wenn wir ihm auch darin beipflichten müssen, daß in der nordischen Kunst des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts „eine neue Architektur so gut wie ganz" fehlt, so missen wir doch in einem Gesamtbilde der deutschen Kunst des sechzehnten Jahrhunderts ungern eine wenn auch nur kurze Würdigung der hervorragendsten Schöpfungen der Baukunst. Wir hätten sie gern von dem Verfasser gelesen, der gewiß auch hier die eigentümliche Art seiner Beurteilung des Zusammenhangs zwischen dem Volkstum und seiner Kunst, zwischen den Bedingungen des Lebens und der Bethätigung der geistigen Kräfte zur Geltung gebracht hätte.

Aber diesem Vorwurf, der übrigens keiner ist, sondern das Gegenteil davon sein soll, hat Philippi schon selbst in seiner Einleitung begegnet, wo er auf gewisse Beurteilungen seiner „Kunst der Renaissance in Italien" anspielt. Er wollte eben keine vollständige Kunstgeschichte für Fachleute, und die es werden wollen, geben, sondern nur eine Anleitung für gebildete Menschen, die Kunstwerke in einer bestimmten Art, nämlich im Zusammenhange mit der Geschichte ihrer Zeit, zu betrachten und zu verstehen. Es will uns trotzdem dünken, als ob die Fachleute manches aus seiner Darstellung, so selbstverständlich sich diese auch giebt, und so wenig anspruchsvoll sie auch auftritt, lernen könnten. Zuerst etwas Allgemeines, Philippis Abneigung gegen alle „Kunstphrasen" und sein Streben nach Einfachheit und Sachlichkeit der Darstellung, das freilich in der neusten Kunstlitteratur in geringer Schätzung zu stehen scheint. Philippi hat selbst kürzlich an dieser Stelle den dunkeln Phrasenschwulst eines der jüngern Kunsthistoriker, des Engländers Berenson, seines Nimbus entkleidet. Dann ist von Philippi auch manches Besondre zu lernen, so

Digitized by Google

z. B. die sichere und geschickte Art, wie er noch nicht spruchreife Streitfragen, zumal solche, die eine überweise Haarspalterei zu übertriebner Bedeutung aufgebauscht hat, beiseite schiebt, um nicht die feststehenden Umrisse einer künstlerischen Persönlichkeit unnötig ins Schwanken zu bringen und dadurch undeutlich zu machen. Daß er auch in manchen Einzelfragen einen selbständigen Standpunkt einnimmt, haben wir schon gesagt. Im zweiten Bändchen ist uns nach dieser Richtung besonders seine Stellung zu Cranach aufgefallen, dem man in neuerer Zeit wieder einen höhern Rang anzuweisen bemüht ist. Philippi vertritt dagegen mit Entschiedenheit die Meinung, daß Matthias Grünewald in jeder Hinsicht bedeutender, Hans Baldung wenigstens viel interessanter war, und daß Cranach seinen Ruf nicht seiner künstlerischen Bedeutung, sondern seinem langen Leben, seiner Fruchtbarkeit und seinem Verhältnis zur Reformation verdankt, und an dieser Meinung wird schwerlich auch die große Cranachausstellung, die man in Dresden vorbereitet, etwas ändern.

Dieselbe weise Überlegung, die den Verfasser bei der Begrenzung und Ordnung des Stoffes geleitet hat, erkennen wir auch in der Wahl der Abbildungen. Man merkt es auf Schritt und Tritt, daß nicht zuerst die Abbildungen — etwa nach dem Vorrat des Verlegers — vorhanden gewesen sind, und ihnen der Text angepaßt worden ist, sondern daß Bilder, Text und Abbildungen von vornherein als ein organisches Ganzes gedacht und darnach gestaltet worden sind. Dabei wird aber niemand etwas vermissen, was ihm von deutscher Kunst in Malerei und Plastik schon lieb und vertraut geworden ist. A. R.

Der Landsknecht von Cochem. Ein Sang von der Mosel von Julius Wolff. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1898

Der litterarische Weihnachtstisch ist ja für viele unvollständig, wenn nicht auch ein Bändchen von Julius Wolff darauf gelegt werden kann, und es ist gut, daß es noch so ist, besonders für die jungen Mädchen und für die Frauen, denen Wolff nun einmal ans Herz gewachsen ist, und denen die „Modernen," die Wolff so bitter hassen, noch nichts Besseres bieten konnten. Kein andrer hat Wolff bisher aus seiner bevorzugten Stellung auf die Dauer verdrängen können, und darum hat es ihm auch nicht viel geschadet, wenn er einmal etwas Schwächeres oder auch etwas ganz Schwaches zu Tage brachte. Eine gewisse Entschädigung bot dann immer der leichte, gefällige Fluß seiner Verse, die Gewandtheit seiner Reime, die ihm in solcher Fülle zuströmten, daß er sich ihrer kaum zu erwehren vermochte und das Bild, das er gestalten wollte, im Redeschwall fast zerfloß. Dazu kamen dann noch die eingeflochtenen Lieder, in denen er oft einen warmen, echten, bisweilen sogar einen Volksliedton zu treffen wußte. Diese Gabe hat ihn bis heute nicht verlassen. Auch in dem „Landsknecht von Cochem" fließen die Verse noch leicht und munter dahin, sodaß der Leser sich von diesem Flusse tragen läßt, auch wenn ihn die Geschichte und die darin auftretenden Gestalten, mit Ausnahme etwa des alten Landsknechts, nicht übermäßig fesseln. Erfindung und Charakteristik waren niemals Wolffs starke Seiten, und damit ist es mit seinem wachsenden Alter nicht besser geworden. Sonst schwellt sein Herz aber noch die alte jugendliche Lust am Genuß, die sich hier besonders in dem Preise der Schönheit des Mosellandes und vor allem seines Weines kundgiebt. Das Lob des Weines und die Freude an einem guten Trunk haben neben der Minne in Wolffs Dichtungen immer eine große Rolle gespielt. Hier treten sie vollends in den Vordergrund, und über dem Lob der Tugenden, das ein feiner Kenner jedwedem Gewächse der Rebengelände an der Mosel nachredet, vergißt der Leser bisweilen an einer längern Haltestation auf der Moselreise nach den Schicksalen des alten Landsknechts aus der Zeit Karls V.

Digitized by Google

und seines Töchterleins weiter zu fragen. Daß diese sich nach anfänglichen Trübungen am Ende sehr erfreulich gestalten, ist bei einem Liede, das zur Gattung der beliebten „feuchtfröhlichen" gehört, selbstverständlich und, wie wir glauben, auch den Lesern angenehm. Denn unsre „Modernen," die mit ihrer ungehobelten und ungewaschenen Massenproduktion mehr und mehr den Büchermarkt überschwemmen, haben einem mit ihren schrillen Mißklängen die Freude an unsrer Litteratur so gründlich verdorben, daß man ordentlich aufatmet, wenn man einmal einem Poeten lauschen kann, der nicht mit gierigen Fingern in den finstersten Abgründen menschlicher Herzen herumwühlt, sondern der mit freundlicher Hand alles zum Guten wendet. A. B.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. Berlin, Photographische Gesellschaft

Von diesem schönen Werke, auf dessen erste Lieferungen wir schon früher empfehlend hingewiesen haben, ist nun der erste Band mit fünfzehn Lieferungen vollständig geworden. Er enthält schon einzelne in sich abgeschlossene Gruppen, z. B. die englischen, französischen und deutschen Naturforscher und die Staatsmänner und Heerführer aus der Zeit unsrer Befreiungskriege. Mit Sorgfalt und Verständnis sind die Vorlagen ausgewählt, bald Gemälde von der Hand unsrer ältern Porträtmaler Gebauer, Karl Begas und andrer, bald Stiche und Lithographien. Das ältere Geschlecht der berühmten Gelehrten Berlins ist hauptsächlich nach den Bildern der Nationalgalerie und des Hohenzollernmuseums gegeben (Böckh, Ranke, Droysen, Mommsen, Johannes Müller), dazwischen kommen Lenbachsche Porträts und einige wunderbar schöne Aufnahmen nach der Natur (Helmholtz). Auch für die Auffassung der Zeit, aus der die Vorlagen stammen, ist die Sammlung schon innerhalb dieses einen Bandes interessant, ebenso für die Unterschiede der Nationen: man vergleiche unsre ältern Darsteller mit Knaus oder Lenbach, oder man halte die englischen und einige französische Porträts neben die deutschen. Es ist nicht zu sagen, wieviel Unterhaltung und feinere Belehrung schon dieser eine Band mit seinen 120 Bildnissen auf ganzen Blättern gewährt. Das Werk bedeutet wahrlich eine große, volle, freudige Leistung, wohlthuend und erhebend unter dem trübseligen Gewinsel, das sich über das zu Ende gehende Jahrhundert in unsrer Litteratur immer deutlicher vernehmen läßt.

Im Wechsel der Tage. Monatliche Tierbelustigungen von W. Marshall. Leipzig, A. Twietmeyer. 4 Bändchen

So wie der Titel „Tierbelustigungen" uns an die sinnigen Tierschilderer und Illustratoren erinnert, die im vorigen Jahrhundert von dem kunstreichen Nürnberg aus die Welt mit „Insektenbelustigungen" u. dgl. versorgten, so mutet uns der Inhalt dieser vier Viertelsjahrs- oder Jahreszeitenbändchen wie eine Idylle an. Unzeitgemäß im heilsamsten und willkommensten Sinne sind diese Schilderungen der Tierwelt, nein der ganzen Natur, die uns umgiebt. Die Tiere bilden die Staffage in einer Reihe von Jahreszeitenbildern, die mit der Vertrautheit des intimen Kenners und mit einem herzerfreuenden, warmen Humor gezeichnet sind. Die populären Bücher sind oft sehr lehrreich, und manche sind „schön geschrieben"; diese Bändchen haben den höhern Vorzug, so spannend und gewinnend zu wirken, daß man sie nicht mehr aus der Hand legen mag, wenn man einmal angefangen hat, sie zu lesen. Wir empfehlen sie Jung und Alt, Mann und Weib als eine behagliche Winterlektüre, die erleuchtet und erwärmt.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Ausweisungen in Nordschleswig

Von Th. Brix in Schöneberg bei Berlin

In der letzten Zeit haben die Ausweisungen dänischer Staatsangehörigen aus Nordschleswig großes Aufsehen erregt. Man fragt, was denn eigentlich vorgefallen sei, was eine so harte Maßregel rechtfertigen könne. Es sind Leute ausgewiesen worden, die in politischer Hinsicht gar keinen Einfluß ausüben, und deren ganzes Verbrechen darin besteht, daß sie — bei dänisch gesinnten Brotherren dienten. Man fragt, ob diese „Strafe“ wohl wirklich als Strafe empfunden werde und die Schuldigen treffe. Man fragt, ob der Aufenthalt dieser ungebildeten Arbeiter in Nordschleswig eine Gefahr für das Deutsche Reich sein könne.

Das über die Ausweisungsmaßregel gefällte Urteil ist ja an und für sich ganz berechtigt. Aber die Frage, was da oben denn eigentlich los sei, beweist doch eine bedauerliche Unkenntnis der nordschleswigischen Verhältnisse. Man hat sich in Deutschland bisher herzlich wenig um die nordschleswigischen Angelegenheiten gekümmert, oder soweit man sie beachtete, hat man sich auf das Urteil der „Sachverständigen“ in Nordschleswig verlassen, ohne zu fragen, ob nicht diese Leute die Verhältnisse durch die Parteibrille betrachteten, und die von Zeit zu Zeit an einige der größern deutschen Blätter gesandten Berichte gefärbt seien. Die Politiker in Deutschland haben zuviel andres zu thun, als daß sie sich mit Nordschleswig beschäftigen könnten. Die Erörterungen über die nordschleswigische Frage im Abgeordnetenhause, die mitunter zu Auseinandersetzungen über die Familienverhältnisse und die Herkunft deutscher oder dänischer nordschleswigischer Abgeordneten führten, wurden langweilig; man kürzte sie möglichst ab, und den Lesern der meisten Tageblätter war auch das Thema „Nordschleswig“ langweilig; die Redakteure hatten bald keinen Platz mehr dafür.

Digitized by Google

Jetzt freilich wird es vielen klar, daß die Sache nicht unwichtig ist. Unnütze Anstrengungen des patriotischen Eifers sind eine Kraftvergeudung, die sich irgendwie rächen muß, und so hat sich auch in der letzten Zeit in Kreisen, die etwas auf nationale Ehre halten, ein Gefühl der Beschämung geltend gemacht; die Dänen sind zu klein, wir legen keine Ehre damit ein, daß wir sie unsre Übermacht fühlen lassen, sagt man sich. Diese Einsicht sollte aber dazu führen, daß man in Zukunft auf die Leute, die sich rühmen, für die Forderungen der nationalen Ehre ein besonders feines Verständnis zu haben, besser aufpaßt.

Durch die Ausweisungsmaßregel ist der Bogen überspannt worden. Wer aber die Vorgänge in Nordschleswig genauer beobachtet hat, mußte längst darauf gefaßt sein, daß die Regierung etwas vornehmen werde, was den bisher dort befolgten Grundsätzen entspricht. Daß die Regierung so zwecklos strafen werde, wie es jetzt geschehen ist, war freilich nicht vorauszusehen, aber nachdem die Forderung, daß in Nordschleswig etwas geschehen müsse, oder, mit andern Worten, daß an den trotzigen, verbissenen Dänen eine exemplarische Züchtigung vorgenommen werden müsse, in der letzten Zeit mit besonderm Nachdruck erhoben worden war, war nach allem Vorhergegangnen vorauszusehen, daß die Regierung dieser Forderung in irgend einer Weise nachkommen werde. Die Regierung und ihre Ratgeber in den nordschleswigischen Angelegenheiten waren ja selbst enttäuscht und verstimmt, besonders seit den letzten Reichstagswahlen. Und sie hatten Grund dazu. Denn der Ausfall der Wahlen hatte ihnen einen schlimmen Strich durch die Rechnung gemacht.

Was in Nordschleswig vorgefallen ist? Sehr viel und sehr merkwürdiges. Es sind vierunddreißig Jahre seit dem letzten schleswig-holsteinischen Kriege und schon mehr als dreißig Jahre seit der Annexion Schleswig-Holsteins verflossen. Das dänische Sprachgebiet ist während dieser Zeit bedeutend eingeengt worden, weil die Sprachgrenze allmählich nach Norden vorrückt, durch eine Bevölkerungsverschiebung, die sich seit Jahrzehnten vollzieht. Die größte Stadt Schleswigs, die Hafen- und Handelsstadt Flensburg, früher ein fester Hort des Dänentums, ist fast gänzlich deutsch geworden, was auch auf die Umgegend Einfluß übt. Der dadurch wie durch sonstiges Vordringen des Deutschtums den Dänen erwachsene Verlust ist nicht unbedeutend, und dennoch hat das so bedrängte Dänentum während dieses Zeitraums, besonders in dem letzten Jahrzehnt, einen gewaltigen Aufschwung genommen. Im Jahre 1893 hatte die dänische Partei schon einen Stimmenzuwachs zu verzeichnen, und bei der letzten Wahl einen nochmaligen sehr bedeutenden und auffälligen Zuwachs gegen 1893. Das Dänentum hat also den ihm durch räumliche Einengung entstandnen Verlust durch inneres Erstarken vollständig wett gemacht und noch mehr dazu gewonnen. Während zu Anfang angenommen worden war, daß sich die Dänen allmählich an die deutsche Herrschaft gewöhnen würden, ergiebt sich also gerade das Gegenteil. Das dänische Programm übt besonders auf

Digitized by Google

das jüngere Geschlecht große Anziehung aus, und darum scheint auch die Hoffnung, daß in naher Zukunft eine Einschränkung des Dänentums gelingen werde, vergeblich zu sein.

Es muß also etwas faul sein dort oben an der Grenze des Staates Dänemark; es ist auf alle Fälle etwas verkehrt gemacht worden. Es könnte ja angenommen werden, daß dieses Erstarken des Dänentums in irgend einer natürlichen Entwicklung läge, gegen die nichts zu machen sei. Aber das glaubt doch wohl in Wahrheit niemand in Deutschland. Soweit man sich in Deutschland überhaupt um die nordschleswigischen Angelegenheiten kümmert, ist die Ansicht, daß die Maßregeln der Regierung und das Verhalten der Deutschen im Norden einen Einfluß auf die dänische Bewegung ausüben müsse, gewiß allgemein verbreitet, und ich glaube, daß sie zutreffend ist. Dann haben aber entweder die Recht, die behaupten, daß durch Milde, oder die, die behaupten, daß durch Strenge im Norden gefehlt worden sei.

Nun sind die Vertreter der Ansicht, daß man das Erstarken des Dänentums durch gewaltsame Unterdrückung hemmen könne, gewiß nicht berechtigt, die Ausweisungen zu tadeln. Oder wenn sie die Zweckmäßigkeit dieser einen Maßregel bezweifeln, so müssen sie andre Mittel angeben, die aber jedenfalls der Forderung, daß „der Zügel schärfer angezogen werde," entsprechen müssen. Denn diese Forderung ist die notwendige Folge des Mißerfolgs der bisherigen Bemühungen. Die fanatischen Dänenfeinde scheuen sich auch nicht, aus ihrem bisherigen Verhalten die weitern Folgen zu ziehen. Sie brechen in lauten Jubel aus über das Vorgehen der Regierung. Aber sie heben zugleich hervor, daß erst ein kleiner Anfang gemacht und noch sehr viel zu thun übrig sei. Und darin haben sie vollkommen Recht. Auf halbem Wege darf die Regierung nicht stehen bleiben, sonst hätte sie lieber nicht erst mit dem „Auskehren" anfangen sollen, denn bis jetzt haben sich nur ungünstige Wirkungen gezeigt. Das geben die Dänenfeinde ja auch zu, aber nach ihrer Ansicht liegt es nur daran, daß viel zu lange eine verfehlte Milde gegen die Dänen geübt worden sei. Dadurch seien nicht nur die Dänen verwöhnt worden, auch in Deutschland und im Auslande gäbe es viel zu viel sentimentale Leute, die mit den Dänen Mitleid hätten, weil sie sie nicht kennten und nicht wüßten, wie schwarz es in ihren Herzen aussehe. Aber wenn die Regierung beharrlich die eiserne Faust zeige, so würden sich die Dänen reuig und kleinmütig unterwerfen, und die „Sentimentalen" würden das Stillschweigen kriegen. Darum weiter, in das Schreckensregiment hinein! Die klugen Herren an der Grenze wissen ja genau, wie es zu machen ist, wenn nur nicht die Sentimentalen immer wieder mit ihren Dummheiten dazwischen kämen und alles verdürben. In Nordschleswig giebt es viel zu viel Dänen; fort mit ihnen! Und wenn der Sentimentale schüchtern einwendet, daß die ausgewiesenen Dänen wohl nicht die gefährlichsten Deutschfeinde seien, und daß es einen schlechten Eindruck mache, wenn man die Unschuldigen für die Schuldigen leiden lasse, so kann der Fanatiker die Richtigkeit

Digitized by Google

dieses Arguments zwar nicht bestreiten, aber solche Kleinigkeiten dürfen natürlich nicht beachtet werden, wenn es die Erreichung eines höhern Zweckes gilt. Die dänischen Redakteure und Parteiführer würden zu glimpflich behandelt, sagt man; in Nordschleswig herrsche noch viel zu viel Freiheit. Verbieten, unterdrücken, den Deutschfeinden einen heilsamen Schrecken einjagen, das sind die Mittel, die vorgeschlagen werden.

Ich frage nun Anhänger aller Parteien in Deutschland, ganz besonders aber der Parteien, die im Abgeordnetenhaus in der nordschleswigischen Frage auf der Seite der Regierung stehen, ob die dänenfeindliche Politik, die die Wortführer des Deutschen Vereins in Nordschleswig empfehlen, ihrer Gesinnung entspricht. Ich glaube, daß sie diese Frage verneinen müssen. Der Dänenhaß gedeiht nur da, wo der Boden seinem Gedeihen günstig ist, während man sonst nirgends im Deutschen Reiche für diese nervöse, überreizte Stimmung Verständnis hat, überhaupt in den dänischen Bestrebungen keine ernste Gefahr für das Deutsche Reich sieht. Und ich frage weiter, ob es der Würde des Deutschen Reichs und des preußischen Staats entspricht, daß seine führenden Parteien sich von einigen durch ungerechten Haß verblendeten Fanatikern ins Schlepptau nehmen lassen, statt sich klar zu machen, wohin wir jetzt steuern. Ich habe in der letzten Zeit bemerkt, daß ein Teil der bisherigen Gefolgschaft des Deutschen Vereins nicht mehr mitmachen will, und ich habe dies als ein Zeichen des Erwachens besserer Einsicht angesehen. Aber das Selbstbewußtsein der Herren vom Deutschen Verein ist durch das neuste Verfahren der Regierung mächtig erstarkt, und sie sind über jede Unbotmäßigkeit gegen ihre Führerschaft sehr ungehalten.

Von diesem starken Selbstbewußtsein zeugt besonders die Sprache eines an der Grenze erscheinenden kleinen Blattes, des Haderslebner Folkebladet, das den Führern des Deutschtums als Sprachrohr dient. In diesem Blatte legte neulich Herr Professor Macke, einer der Führer des dortigen Deutschtums, seine Ansichten über die Pflichten und Aufgaben unsrer Regierung im diplomatischen Verkehr mit Dänemark dar. Wenn, so meint Herr Macke, die dänische Regierung der unsern Vorstellungen wegen der Ausweisungen mache, sollte ihr die Antwort zu teil werden, sie dürfe die „südjütischen Vereine“ in Dänemark, die mit der dänischen Agitation Hand in Hand arbeiteten, nicht dulden. Diesen Artikel druckte nach einiger Zeit ein befreundetes Blatt ab mit dem Bemerken, man wisse, daß der Artikel an maßgebender Stelle Beachtung gefunden habe.

Was soll also nach dieser Ansicht, die man zur „maßgebenden“ machen möchte, geschehen? Das preußische Polizeiregiment, das in Nordschleswig so viel böses Blut gemacht hat, soll über die Landesgrenze ausgedehnt werden, damit auch im Nachbarlande der Haß gegen das Deutschtum, dem bisher die rechte Befruchtung gefehlt hat, kräftig emporblühe. Die schwere Hand des mächtigen Nachbarn soll sich auf das kleine Dänemark legen, damit in seinen

Digitized by Google

Bewohnern das tief demütigende Gefühl erweckt werde, daß sie unter deutscher Oberhoheit stehen. In Dänemark, wo sich seit Jahren verständige Politiker die größte Mühe gegeben haben, die Nachwirkungen des Krieges und des erlittnen schmerzlichen Verlustes im Volksgemüt zu zerstören und die thörichte Kriegslust zu dämpfen, soll der Deutschenhaß wieder belebt und denen, die Bündnispläne gegen Deutschland schmieden, ihr Vorhaben erleichtert werden. Und das nennt man Stärkung des Deutschtums! Die durch die Ausweisungen in Dänemark hervorgerufne Erregung giebt einen kleinen Vorgeschmack davon, was wir von der Anwendung weiterer Schreckmittel zu erwarten haben.

Der Ernst der Lage erfordert Ausnahmemaßregeln! Es ist ja unmöglich, von Berlin oder Schleswig aus die nordschleswigischen Angelegenheiten richtig zu beurteilen. Nur wer an Ort und Stelle wohnt, die Stichelreden der Dänen hört, täglich ihre Blätter liest und allem, was darin steht, große Bedeutung beilegt; wer sich die rechte Galle gegen die Dänen anschafft und durch Erwiderung ihrer Schimpfereien in derselben Tonart die nationale Ehre herauszubeißen sucht, ist imstande, die Interessen des Deutschtums recht zu begreifen. Sogar Herr von Köller ist den Dänen gegenüber zu gelassen und langmütig. Es wird behauptet, daß die Ausweisungspolitik nicht den persönlichen Anschauungen des Oberpräsidenten entspreche; sein „Systemwechsel“ sei zu plötzlich und auffallend, als daß angenommen werden könnte, er sei hierbei ausschließlich seinen eignen Neigungen gefolgt. Denn Herr von Köller habe ja die dänischen Zeitungen noch nicht lange genug und in der rechten Stimmung gelesen. Er sei noch nicht „warm“ geworden.

Die sachverständigen Leute, die so sprechen, sehen gar nicht, daß sie sich in eine Sackgasse verrannt haben, aus der sie sich nicht mehr herauszufinden vermögen. Man suchte die Verdeutschung mit Dampf zu betreiben; je mehr aber die staatliche Gewalt aufgeboten wurde, um die dänische Sprache und Gesinnung aus Nordschleswig zu verdrängen, desto energischer wurde der Widerstand. Die Wortführer des Deutschtums aber haben beständig die öffentliche Meinung in Deutschland über die Wirkungen der von ihnen und von den Behörden getriebnen Verdeutschungsarbeit zu täuschen gesucht. Weil sie den Kampf gegen die dänische Sprache zu ihrer Hauptaufgabe machten, wollten sie nicht eingestehen, wie verderblich dieser Kampf gewirkt hat. Sie renommirten mit äußern Erfolgen, mit der Vertreibung des Dänischen aus allen Schulen und der Einführung der deutschen Sprache in den Kirchen einer Anzahl von Gemeinden, und sie drohten den Dänen beständig mit weiterm Vorschieben dieser künstlich erzwungnen Verdeutschung, die zum Erstarken der deutschfeindlichen Gesinnung so viel beigetragen hat. Gerade diese Thatsache aber wurde beharrlich bestritten. Das Erstarken der dänischen Agitation wurde andern Ursachen zugeschrieben. Und dieses thörichte Spiel ist nach der letzten Reichstagswahl fortgesetzt worden und wird noch jetzt fortgesetzt. Vertuschen der eignen Fehler und zugleich Schüren einer den Dänen feindlichen Stimmung,

Digitized by Google

das ist die Kunst, die diese Artikelschreiber betreiben. Nach den Wahlen suchten sie durch verlegne Ausreden den offenbaren Mißerfolg ihrer Bemühungen zu verdecken, forderten aber zugleich die Regierung zu energischerm Vorgehen gegen die Dänen auf. Und jetzt wird zur Rechtfertigung der Ausweisungen darauf hingewiesen, daß in Nordschleswig zahlreiche Vereine zur Förderung der dänischen Bestrebungen bestünden, und daß von Dänemark aus diese Bestrebungen unterstützt würden. Aber es wird verschwiegen, daß die von den Dänen erhobnen und von vielen Deutschen für berechtigt gehaltnen Klagen über den Sprachzwang beständig in schroffer Weise abgewiesen worden sind. Die lebhaftere Beteiligung der Dänen an den Bemühungen zur Erhaltung der Muttersprache war die Antwort auf diese Abweisung. Und die Wirkungen dieser Behandlung haben sich nicht auf Nordschleswig beschränkt. Vor einiger Zeit bemerkte ein dänischer Politiker auf einer in Kopenhagen abgehaltnen Versammlung, man habe vor mehreren Jahren in Dänemark die Leute, die an Nordschleswigs Schicksal regen Anteil nahmen, mit der Laterne suchen müssen, jetzt sei aber die Stimmung ganz anders geworden; besonders die Jugend zeige lebhaftes Interesse für die Volksgenossen jenseits der Grenze. Das ist die Teilnahme, die sich in der Pflege des „südjütischen" Vereinswesens kundgiebt.

Woher kommt dieser Stimmungswechsel? Es ist die natürliche Sympathie mit den Unterdrückten, die hierin ihren Ausdruck findet. Man hat früher in Dänemark nicht geglaubt, daß das kleine Häuflein nordschleswigischer Dänen der Übermacht des Deutschtums so lange werde widerstehen können. Man hatte sie halbwegs aufgegeben. Aber da ihre Widerstandskraft unter dem Druck erstarkt ist, schöpft man auch in Dänemark neue Hoffnung, daß die Erhaltung des dänischen Volkstums in Nordschleswig gelingen werde. So ist die versöhnende Wirkung der Zeit teilweise wieder aufgehoben worden. Besonders bemerkenswert ist die Haltung der dänischen Linken. Gerade die Linke hat sich große Mühe gegeben, den Dänen den Großmachtskitzel und die Kriegsgelüste auszutreiben. Ihre Presse hat wiederholt die Pflege guter Beziehungen zu Deutschland als eine Forderung, die das Interesse der Selbsterhaltung den Dänen gebiete, bezeichnet, hat öfter den einseitigen Deutschenhaß, den die nordschleswigische Dänenpresse pflegt, als Albernheit verspottet. Aber der geistige Kampf, den die nordschleswigischen Dänen um die Erhaltung der dänischen Sprache und Denkart führen, findet bei der dänischen Linken die lebhafteste Teilnahme; der mannhafte Widerstand der Nordschleswiger hat ihr Achtung abgenötigt. Die in Nordschleswig betriebne kurzsichtige Gewaltpolitik hat es fertig gebracht, die dänische Linke und die nordschleswigischen Protestler zusammenzuschweißen. Die Meinungsverschiedenheiten traten zurück vor dem einen Bestreben: Erhaltung des dänischen Volkstums. Und ob die Hoffnung auf Wiedervereinigung noch so aussichtslos erscheint, man sieht einstweilen in der zähen Lebenskraft des nordschleswigischen Dänentums die beste Bürgschaft dafür, daß in einem

Digitized by Google

etwa eintretenden Falle der Wunsch nach Wiedervereinigung als Triebkraft zur Verwirklichung dieses Wunsches wirken werde.

Das ist denn genau dieselbe Wirkung, die vor Jahren die dänischen Maßregeln in Schleswig hervorriefen. Auch das wiederholt sich, daß man das stammverwandte Nachbarland der Verführung und der Aufhetzung beschuldigt. Die Busch und Rasch sind mit denselben Ehrentiteln belegt worden, die jetzt den von Dänemark kommenden Wanderpredigern erteilt werden. Daß der Herd der Unzufriedenheit in Nordschleswig selbst liegt, will man nicht einsehen. Nie hätten in einer Zeit, wo das deutsche Nationalbewußtsein geschwächt und tief gedemütigt war, die deutschen Schleswiger in Deutschland solche lebhafte Teilnahme gefunden, wenn sie nicht selbst durch den Druck der Fremdherrschaft zum Widerstand aufgereizt worden wären. Es ist mit den Nordschleswigern und den Dänen nicht anders.

Giebt es denn in Nordschleswig nicht verständige Deutsche, die dies einsehen? Gar nicht wenige. Aber sie werden überstimmt, überschrieen, verdächtigt, terrorisirt. Schon vor mehreren Jahren hat sich eine Anzahl deutscher Geistlichen für die von dänischer Seite wegen des Sprachunterrichts erhobnen Forderungen ausgesprochen und die Erfüllung dieser Forderungen als ein Mittel zur Herstellung des nationalen Friedens bezeichnet. Aber die von der Regierung abgegebne Erklärung, sie dulde keine Opposition ihrer Beamten gegen die von ihr in Nordschleswig ergriffnen Maßregeln, hat für diese Geistlichen die Kundgebung ihrer Überzeugung gefährlich gemacht. Dennoch haben einige von ihnen auf den letzten Synoden wieder die dänischen Forderungen befürwortet, während andre erklärten, ihre Beamtenstellung mache ihnen dies unmöglich, sie fänden aber die dänischen Forderungen berechtigt. Die Regierung aber stützt sich auf das Urteil der Führer des Deutschen Vereins oder der diesem Verein angehörenden deutschgesinnten Abgeordneten aus Nordschleswig. So wird das Aufkommen einer bessern Einsicht im Keime erstickt.

Dabei stellt man auf offiziöser Seite die kühne Behauptung auf, daß es in Nordschleswig niemand verwehrt sei, dänische Sprache und dänische Sitten zu pflegen. Bei solchen Anschauungen ist es freilich nur konsequent, daß den Dänen die Schuld zugeschoben wird. Wenn das Regierungssystem fehlerfrei ist, so ist es selbstverständlich, daß die Dänen selbst an den harten Maßregeln, die über sie verhängt werden, schuld sind. Erst wenn sie „sich bessern," kann nach der offiziösen Erklärung ihr Los erleichtert werden. Dies hätte einen Sinn, wenn die Strafe wirklich Besserung bewirkte. Aber eine Erziehungsmethode, die durch Anwendung von Strafen den Zögling immer störriger macht, sollte endlich aufgegeben werden.

Es dämmert denn auch sogar dem Deutschen Verein die Einsicht auf, daß die Peitsche allein nicht genüge, daß wenigstens etwas Zuckerbrot dazu gegeben werden müsse. Daß die Nordschleswiger sehnsüchtig nach Dänemark

Digitized by Google

sehen, hat nicht bloß politische Gründe. Der nordschleswigische Bauernstand ist der Hauptträger der dänischen Gesinnung. Es ist aber anerkannt, daß in Dänemark die Landwirtschaft und das landwirtschaftliche Bildungswesen auf einer hohen Stufe stehen. Man kann es darum den nordschleswigischen Landleuten nicht verdenken, daß sie ihre Söhne zur Ausbildung nach Dänemark schicken, und es ist nicht zu verwundern, daß sie vor der dänischen Landwirtschaft, die ohne Zollschutz kräftig emporgeblüht ist, größere Achtung haben als vor unsern beständig nach Staatshilfe schreienden Agrariern. Vor einiger Zeit sagte ein nordschleswigischer Landmann auf einer Versammlung der dänischen Partei ungefähr folgendes: „Früher waren die deutschen Landleute die Lehrmeister der dänischen, jetzt aber ist es umgekehrt.“ Diese Überlegenheit des dänischen Fachschulwesens, besonders auf dem Gebiet der Landwirtschaft und des Meiereiwesens, erkennt der Deutsche Verein an, und um den Zug nach Dänemark zu hemmen, fordert er die Errichtung landwirtschaftlicher Schulen in Nordschleswig. Ich fürchte nur, daß die Dänen auf das Zuckerbrot nicht anbeißen werden, so lange die Deutschen die Peitsche nicht aus der Hand legen, und das werden die „Maßgebenden“ in Nordschleswig nicht wollen, da sie sich noch immer von der Wirkung der Peitsche am meisten versprechen. Man kann zwar die erwachsenen Leute nicht auf die Fortbildungsschule kommandiren, aber man wird unter Hinweis auf die Möglichkeit guter Ausbildung auf der deutschen Schule den Besuch dänischer Schulen noch mehr erschweren oder ganz verbieten wollen. Die Dänen hegen aber gegen alle Verdeutschungsanstalten tiefes Mißtrauen, und das wird durch Zwangsmittel nicht überwunden.

Darum ist auch so wenig von der geplanten wirtschaftlichen Hebung Haderslebens ein Erfolg für die Verdeutschung zu hoffen. Die Dänen wollen grundsätzlich nichts von deutschen Geschenken wissen, auch wenn ihnen wirkliche Vorteile geboten werden. Bei dieser Stimmung der Dänen wird keine Lockung verfangen, und wenn sie dann das Zuckerbrot verschmähen, wird dies um so mehr als ein Beweis dafür angesehen werden, daß in Güte nichts mit ihnen anzufangen sei, und daß man die Peitsche um so kräftiger schwingen müsse.

Wenn man aber doch einmal „versuchen“ will, den Dänen Wohlthaten zuzuwenden, um sie dadurch zu gewinnen, warum giebt man ihnen nicht das, wonach sie das lebhafteste Verlangen tragen, das Recht, ihre Kinder in der Muttersprache unterrichten zu lassen? Von der Einräumung dieses Rechts sind jedenfalls günstigere Wirkungen zu erwarten, als von irgend welchen den Dänen aufgedrungnen und von ihnen nicht geschätzten Wohlthaten.

Digitized by Google

Die Intereſſengemeinſchaft zwiſchen Agrariern und Arbeitern

Kurz vor den Reichstagswahlen und im Hinblick darauf iſt im Verlage von B. Eliſcher Nachfolger in Leipzig eine Broſchüre erſchienen, die von der Preſſe nicht nach Verdienſt gewürdigt worden iſt. Ihr voller Titel lautet: „Agrarier, Arbeiter, Armee als innerer Dreibund der Begehrlichen. Ein politiſches Aktionsprogramm von Berthold Otto.“ Tönende Worte, wird der Leſer denken; in der That, und anſpruchsvoll klingt auch der Schluß des Textes: „Darum ſei am Tage der Wahlſchlacht für uns die Parole: Getreidemonopol, und das Feldgeſchrei: Recht auf Arbeit.“ Der Titel und der Schluß ſind jedoch die einzigen Phraſen, die die 74 Seiten lange Schrift enthält. Sonſt iſt der Ausdruck von aller Geſuchtheit frei, treffend, klar und gewandt, das rechte Kleid für einen beſondern Reichtum an fruchtbaren und ſelbſtändigen Gedanken. Der Verfaſſer iſt auch durchaus nicht unbeſcheiden und nur in etwas auffälliger Weiſe einem unter politiſchen Schriftſtellern weit verbreiteten Fehler verfallen, dem Fehler, zu überſehen, daß das politiſche Leben nur mit Einflüſſen rechnet, und daß Meinungen wohl zu Einflüſſen werden können, aber erſt, wenn ſie zahlreiche und entſchloſſene Anhänger geworben haben, nicht ſchon dadurch, daß ihr Urheber von ihrer Fähigkeit dazu überzeugt ſein darf. Die Geſchichte unſrer Zeit kennt in Deutſchland nur einen Mann, der eine ſolche Autorität hatte, daß ſeine Anregungen als Programm wirkten und ſo bezeichnet werden konnten, und dieſer Mann hat am 30. Juli für immer die Augen geſchloſſen.

Als Programm alſo können die Vorſchläge Ottos nicht angeſehen werden, aber ein großer Teil ſeiner Ausführungen hat für den, der nicht durch die Parteibrille ſieht, überzeugende Kraft. Seine Schrift verdient, verbreitet und geleſen, erwogen und beherzigt zu werden. Sie ſpricht nicht nur zum Verſtand, ſondern auch zum Gemüt; der Verfaſſer iſt ein ebenſo vorurteilsfreier wie warmfühlender Patriot. Seine Kritik dringt bis an die Wurzel der ſozialwirtſchaftlichen Übel und iſt furchtlos wie die von der Sozialdemokratie geübte, aber gerechter und gewiſſenhafter. Er hütet ſich vor dem Frevel der Sozialdemokratie, mit der Zukunft va-banque zu ſpielen, betrachtet die nächſten Aufgaben und unternimmt es, ihnen eine gemeingiltige Faſſung zu geben. Er ver-

Digitized by Google

steht es, die angeblichen Schmarotzer unsers Staats- und Volkslebens von denen auszusondern, die es in Wirklichkeit sind. So schätzt er unsre Heeresverfassung nicht nur als Machtmittel, sondern auch als Spiegel und Hort unsrer Volkskraft und Volksgesundheit, als ihren höchsten Ausdruck. Er kennt die Fehler der „Junker" sehr wohl und schont sie nicht, weiß aber auch ihre Verdienste und ihre Unentbehrlichkeit für die Tüchtigkeit unsers Offizierkorps zu würdigen. Wenn er auf den Wert einer kräftigen und gesunden Arbeiterschaft für den Heeresersatz hinweist, so ist er vor dem Vorwurf bloß utilitarischer Auffassung der Arbeiterfrage durch zahlreiche Stellen seiner Schrift bewahrt, aus denen das reinste Wohlwollen für die Not des kleinen Mannes spricht; allerdings ein Wohlwollen von der starkherzigen Art, nicht von der weichmütigen, wie sie sich jetzt allenthalben breit macht. In diesen Zusammenhang gehört es, wenn er die, die auf die großen Zahlen ihres Steuerzettels pochen, dadurch abfertigt, daß doch die kleinen Leute durch die Erziehung ihrer zahlreichen Kinder für den Staat viel mehr aufwendeten. Sei das keine „freiwillige Steuer an die Volkswirtschaft," keine Steuer, „die man nur in Prozenten des Einkommens zu berechnen braucht, um zu sehen, wie sehr sie alle andern Bevölkerungsklassen beschämt"? Dann ferner: „Die gelehrten Berufe ... sind durch ihre Interessen von allem Unternehmertum durchaus geschieden; sie gehören ihren wirtschaftlichen Interessen nach zur Arbeiterschaft. ... Beamte, Geistliche, Lehrer sind Gehaltarbeiter, Ärzte, Rechtsanwälte, Schriftsteller sind Honorararbeiter." Der Gedanke ist ja nicht neu, aber wie treffend drückt ihn der Verfasser aus, wie einleuchtend macht er ihn durch diese und andre Worte, wie schlagend verwertet er ihn für die Beweisführung! Er hat hoffentlich recht, wenn er hinzufügt: „Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo wir alle stolz sein werden, wenn wir Anspruch haben auf den Ehrentitel Arbeiter"; und von dem bald darauf folgenden Satz: „Das Kapital ist und bleibt international, die Arbeit ist und bleibt national," ist ja der erste Teil schon unzähligemal aus- und nachgesprochen worden, aber die politischen Folgerungen daraus hat kaum je ein Schriftsteller so fest umschrieben und aus dem zweiten Satzteil so treffend ergänzt wie der Verfasser.

Wie sich aus dem eben angeführten ergiebt, treibt der Verfasser kein Versteckenspielen mit Interessen. Er ficht dafür, daß sie offen hervortreten und in ehrlichem Kampf oder Bündnis ausgetragen werden. Für das gemeine Beste erwartet er davon nur Förderung. Dem „moralischen Entrüstungssturm" gegen die „schamlose Interessenpolitik" hält er folgenden Spiegel entgegen: „Die ganze liberale Gesetzgebung — seit 1866 — hat keinen andern Erfolg gehabt, als die Interessen des Händlertums auf Kosten aller übrigen Interessen zu fördern." ... Dagegen „begann schon in den siebziger Jahren eine immer stärker werdende Opposition, in deren Führung schon damals die Landwirtschaft eintrat. Von da an zählt die Bourgeoisie die Tage, von denen sie sagt: Sie

Digitized by Google

gefallen uns nicht. In der Vertretung von andern Interessen, die denen des Händlertums in mancher Hinsicht geradezu entgegengesetzt waren, sah sie ein moralisch minderwertiges Verhalten, eine schmachvolle »Interessenpolitik« gegenüber der allein vom »Gemeinwohl« diktirten Politik der Händler. Und als dann durch eine Koalition von Industrie und Landwirtschaft der Zolltarif von 1879 zu stande kam, da konnte sich der Händlerpatriot nicht genug darüber entrüsten, daß die »Sonderinteressen« von etwa vierundvierzig Millionen Volksgenossen in schändlicher Weise gesiegt hatten gegen die »allgemeinen Interessen« der etwa sechs Millionen Händler und solcher Leute, die zufällig in dieser Hinsicht parallele Interessen hatten." Das Bild, das dieser Spiegel zurückwirft, ist scharf und getreu und hat doch die Häßlichkeit des Zerrbildes, aber ist das die Schuld des Spiegels und dessen, der ihn vorhält? Ist es nicht vielmehr ein Verdienst? So sei denn auch noch ein besonders kräftiger Trumpf, den der Verfasser an dieser Stelle seiner Schrift ausspielt, wörtlich mitgeteilt: „Das — die Manipulationen nämlich in Handel und Wandel — liegt nun einmal in unsern Einrichtungen, und deshalb darf man den Händlern einen moralischen Vorwurf daraus nicht machen. Wohl aber kann man ihnen, wenn sie in dem »Brustton der Überzeugung« von »allgemeinen Interessen« zu reden anfangen, in aller Gemütsruhe antworten: Ihr könnt uns allenfalls Margarine als Butter aufhängen und Ziegelmehl als Zimt, aber nicht euer Profitinteresse als »Gemeinwohl.« Darüber haben wir unser eignes Urteil." Dabei ist er dem Handel und dem Kapital keineswegs feindlich gesinnt. Wenn er sie in die durch das Gedeihen der andern Zweige der Volkswirtschaft geforderten Schranken zurückweist, so will er dafür sie, und nicht weniger die Exportindustrie, in dem ihnen zustehenden Gebiete geschützt und gefördert wissen. Er verlangt deshalb und wegen der Weltmachtstellung Deutschlands, daß eine Flotte ersten Ranges geschaffen werde: „Das kommende Jahrhundert bringt die endgiltige Verteilung der Erde; wir dürfen dabei nicht leer ausgehen, weil unser Heimatland nur noch wenige Jahrzehnte für unser Volk genügt, wir werden aber leer ausgehen, wenn wir nicht England gewachsen, ja überlegen sind." Und dabei würde auch das Kapital wohl fahren, das bei dem jetzigen Zustande „schließlich mit dem Gelde doch nichts andres anzufangen weiß, als es in portugiesische, griechische oder südamerikanische Brunnen zu werfen." Den industriellen Unternehmern insbesondre will er zwar einesteils zu Gunsten der Arbeiter von Staats wegen Opfer auferlegen, aber auch nötigenfalls direkte Staatsunterstützungen zuwenden.

Diese Ausführungen geben nur einen Teil des Gedankenreichtums wieder, der die Ottosche Schrift auszeichnet. Dieser Reichtum ist sehr groß, und wir kennen keine moderne Schrift, die in diesem Betracht auf gleichem Raume mehr böte, aber der Leser wird durch den Reichtum nicht zerstreut oder von dem Wege, auf dem ihn der Verfasser führen will, abgelenkt. Denn der Verfasser

Digitized by Google

selber verliert nie den Faden aus den Augen, es liegt ihm eben nicht daran, mit Aphorismen zu glänzen, sondern einen möglichst treffenden Beweis zu führen in einer Sache, die ihm als Ganzes Geist und Gemüt bewegt; deshalb erhält und spannt er auch die Aufmerksamkeit des Lesers, dieser schweift nicht ab, weil es der Verfasser nicht thut. Und in der Sache selbst ist dem Verfasser ein bedeutender Teil der Aufgabe, die er sich gesetzt hat, wirklich geglückt: er hat in der That bewiesen, daß die Interessen der landwirtschaftlichen Bevölkerung und der Arbeiterschaft unter einander vereinbar sind, und daß nur durch ihre gemeinschaftliche Befriedigung die Wehrhaftigkeit und Macht Deutschlands erhalten werden kann. Das ist eine große und fruchtbare Wahrheit, die so bestimmt noch nicht aufgestellt und dargelegt worden ist. Es ist ja zu dem, was der Verfasser darüber gesagt hat, noch viel hinzuzufügen, aber er hat den Weg gezeigt, und seine Schrift verdient, wie gesagt, nicht nur gelesen und verbreitet, sondern auch durch Nachfolge und Wetteifer gewürdigt zu werden. Die Schrift ist übrigens auch „interessant," und so werden bei der Lektüre auch die ihre Rechnung finden, die vor allem darnach jagen, aber dem Verfasser werden nur die Leser ganz gerecht werden, die es mit dem politischen Leben ernst nehmen, auf den Ruf der Pflicht hören.

Es soll nicht versucht werden, einen Auszug aus der Ottoschen Schrift zu geben. Was daraus dem Sinne nach oder wörtlich schon angeführt wurde, reicht hin, den Leser vorzubereiten, und außerdem schreibt Otto so gedrängt und prägnant, daß eine vollständige Inhaltsangabe sehr ausführlich sein und doch die Frische des Originals einbüßen würde. Es ist nur noch zu erwähnen, daß Otto von den zwei Vorschlägen, worin er seine Ausführungen zusammenfaßt, den einen, die gesetzliche Anerkennung des Rechts auf Arbeit, selbst näher begründet und erörtert, für den zweiten dagegen im wesentlichen auf eine fremde Schrift Bezug nimmt. Es ist dies „Das Getreidemonopol als soziale Maßregel. Von Emil Kühn. Leipzig, bei Grunow, 1896." Die Besprechung hat sich also auch darauf zu erstrecken.

Otto sagt von dieser Schrift, sie enthalte „vortreffliche Vorschläge," sei „gründlich durchdacht und aus sorgfältigster Erwägung des Notwendigen und Nützlichen hervorgegangen" und wisse „alle Einwendungen, die uns die Kurantmünze unsrer politischen Gewohnheitsgedanken an die Hand giebt, vorauszusehen und im voraus zu entwerten." „Die Landwirtschaft würde durch die von Kühn vorgeschlagnen Einrichtungen mit einem Schlage von den Launen der Weltmarktskonjunktur unabhängig gemacht und in die soziale Stellung wieder eingesetzt, die ihr durch die Übermacht des Geldkapitals verloren gegangen ist. Eine Reform des Kreditwesens und der Formen des Besitzerwerbs und Besitzwechsels dürfte sich aber daneben auch auf die Dauer als nötig erweisen." Einer Selbstanzeige Kühns ist zur Ergänzung folgendes zu entnehmen: „Das, was diese Behandlung des Monopolgedankens von sonstigen unterscheidet,

Digitized by Google

ist, daß jede agrarische oder ständische Selbstsucht zurückgewiesen wird. Die Wohlthaten des Monopols sollen durch Gegenleistungen der Bedachten vergolten werden, vor allem so, daß die Bedachten in Zukunft nicht bloß für sich, sondern auch für das Gemeinwohl wirtschaften: für die Selbständigkeit des Staats, die einen möglichst umfassenden Anbau der Brotfrucht verlangt, und für den abhängigen Teil der landwirtschaftlichen Bevölkerung, dem die Scholle wieder heimisch werden muß. Je größer der Besitz, desto größer die Gegenleistung. Noblesse oblige. Die Vorschläge des Verfassers greifen durch, knüpfen jedoch überall an das Bestehende an und lehnen eine Vermehrung des bureaukratischen Apparats ab. Der Gemeinsinn braucht keine neuen Formen, um sich bethätigen zu können, er muß nur in den alten wieder lebendig werden, um die neuen Aufgaben zu erfüllen. Die Umrisse der künftigen Thätigkeit sind vom Verfasser knapp, aber scharf vorgezeichnet. Gegen die Industrie ist diese Agrarpolitik nicht gerichtet, sondern sie würde ihren nationalen Ertrag und ihre Fähigkeit zu internationalem Wettbewerb steigern. Finanziell würde sich das Monopol selbst ernähren und die anfänglichen Opfer reichlich wieder einbringen."

Der geistige Feinschmecker wird bei Kühn einen weniger reich gedeckten Tisch finden als bei Otto, denn bei diesem bleibt kaum ein Teil der sozialen Frage unbeleuchtet, während sich jener streng an seine beschränkte Aufgabe hält. Aber diese umfänglich beschränktere Aufgabe hat Kühn mit größerer Vollständigkeit gelöst: seine Vorschläge für die Durchführung des Monopols füllen den größten Teil seiner Schrift aus, wobei er Seite 41 bis 46 die Grundzüge der Durchführung, knapp zusammengefaßt, voranstellt und dann bis Seite 109 die Grundzüge erläutert. So kommt es, daß Kühn, der es ablehnt, seine Vorschläge als Programm zu bezeichnen, ihnen diese Gestalt gegeben hat, Otto dagegen, der ein Programm liefern will, die Notwendigkeit des Rechts auf Arbeit zwar glänzend dargethan, aber für die Ausgestaltung im einzelnen weniger geleistet hat. Aus den Kühnschen Vorschlägen ließe sich leicht ein Gesetzentwurf mit Organisationsplan und Ausführungsverordnungen herausarbeiten, ohne andre Zusätze als solche, deren leitende Regel schon vorläge; mit den Ottoschen Vorschlägen wäre dies nicht möglich, bei dem Versuch dazu würden sich sofort nicht vorausgesehene Schwierigkeiten herausstellen, technische sozusagen, die den gegen die Sache selbst gerichteten Widerstand, die „grundsätzliche Opposition," verstärken müßten. Wir unterschreiben es aus vollem Herzen, wenn Otto Seite 42 sagt: „Darum lautet der Hauptgrundsatz wahrhaft nationaler Politik für das nächste Jahrhundert: Das deutsche Volk schuldet seinem Arbeiterstande das Recht auf Arbeit"; wir stimmen auch Otto zu, wenn er daraus die Pflicht des Staates ableitet, jedem Arbeit zuzuweisen und ihn vor willkürlicher Entlassung zu schützen, wenn er die natürliche Bundesgenossenschaft der Monarchie mit den Arbeiterinteressen konstatirt, den

Digitized by Google

Geldpunkt nicht für unüberwindlich erklärt; das alles bildet die wertvollsten Beweise und Anregungen, aber es fehlt ein fest und Stück für Stück ausgearbeiteter Plan, an den sich die Diskussion halten könnte, um nicht zu zersplittern, dessen Aufstellung auch erst seinem Urheber das Recht gäbe, seinen Anteil am Werk für zunächst vollendet anzusehen und mit Befriedigung zu betrachten. Bei Kühn ist das der Fall, er hat es ja nur mit einem Teil der Arbeiter, den landwirtschaftlichen, namentlich Gutsarbeitern, zu thun, aber er legt in der That Stück für Stück dar, was für sie zu geschehen hat, und wie es mit Erfolg zu überwachen ist. Darum darf er einen Augenblick mit Genugthuung bei dem davon zu erwartenden Zustande verweilen: „In den Herzen der ganzen Gutsbevölkerung wird wieder das Gefühl, das man gern als Solidarität aller Interessen bezeichnet, Wurzel fassen und Schößlinge treiben. Dadurch, daß das Herrengut aus seinen Erträgen Nahrung, Kleidung und Obdach aller Gutsangehörigen — gesichert und in menschenwürdiger Form und Fülle — vorauszugewähren hat, bevor der Herr verkaufen darf, wird sich die jetzt immer mächtiger werdende Meinung verlieren, daß das Herrengut nur einem Einzelnen und seiner Familie diene, dafür viel zu viel Fläche von der zur Ernährung aller bestimmten Erde wegnehme und darum ein wirtschaftliches und soziales Unrecht sei. Dann wird diese Meinung als Irrtum erkannt werden und der Einsicht weichen, daß das Herrengut sozial und volkswirtschaftlich, namentlich aber staatswirtschaftlich große Vorteile darbietet. So abstrakt werden sich natürlich die Gutsleute für ihr Teil nicht ausdrücken, aber sie werden die Sache entsprechend ansehen und wissen, daß sie am Gut für sich selbst arbeiten; die »Leute« werden gegen die »Herren« oder »Edelleute« nichts mehr haben, wenn sie von ihnen gefördert werden, gegen Namen haben sie keine Abneigung. Auch wir werden den Schrecken vor Namen, besonders vor dem zweiten verlieren, wenn in denen, die den auszeichnenden Namen tragen, das Bewußtsein gesteigerter Pflicht lebendig ist.“

Wir empfehlen dem Leser, selbst zu prüfen, ob Kühn seinen Monopolplan in der That so vollständig ausgearbeitet hat, daß er als ein lebens- und entwicklungsfähiges Ganze anzuerkennen ist. Wir möchten glauben, daß der Leser dabei vor allem die allgemein verbreitete Furcht vor dem Monopolgedanken als solchem verlieren wird. Diese Furcht beruht besonders auf der Meinung, daß Monopole nicht bloß den Privaterwerb ausschlössen, sondern sogar alle Privatthätigkeit verschlängen. Aus der Kühnschen Schrift wird der Leser diese Meinung als Irrtum erkennen, denn dieses Monopol würde den Erwerb der Einzelnen steigern und verallgemeinern und die Einzelthätigkeit zwar dem öffentlichen Interesse dienstbar machen, zugleich aber auch erhöhen und lebendig erhalten. Das hängt damit zusammen, daß Kühn den Bureaukratismus, den er haßt, auch wirklich kennt und seinem Eindringen deshalb von vornherein vorbaut, nicht allein gegen die Staatsbehörden, sondern auch

Digitized by Google

gegen die „Organe der Selbstverwaltung," die dem vielgeschmähten Fehler nicht weniger leicht verfallen. Er verteilt deshalb die Ausführung unter den bestehenden Ämtern beider Art, und zwar so, daß ihre Träger selbst zusehen und zugreifen müssen, und daß die Spitze, das Monopolamt, nicht zum Wasserkopf auswachsen kann. Den Leser weiß er durch anschauliche Darstellung an diesem Aufbau teilnehmen zu lassen. Es gelingt ihm, weil er selbst durch Anschauung und Gedankenarbeit mit dem amtlichen Leben sowohl wie mit dem der landwirtschaftlichen Bevölkerung, der Bauern namentlich, genau bekannt ist, und weil er, ohne persönlich interessirt zu sein, mit Kopf und Herz arbeitet, ohne Phrase und Selbsttäuschung. Die Bauern z. B., denen sein Anteil besonders gilt, schildert er ohne Schönfärberei und Popularitätshascherei, mit ihren Vorzügen, aber auch mit ihren Fehlern und Unzulänglichkeiten. Der mit dem schaffenden und ringenden Landleben nicht vertraute Leser wird unmittelbar hineingeführt, es wird ihm mehr als Belehrung: ein wirkliches Bild geboten, weil dem Verfasser selbst immer die beteiligten Menschen vor der Seele stehen, keine toten Abstraktionen.

Neben dem Getreidemonopol hält auch Kühn eine Reform des landwirtschaftlichen Kreditwesens für erforderlich, was Otto übersehen zu haben scheint. Kühn macht sogar, indem er sich auf Rodbertus und Justus Möser beruft, beachtenswerte, wenn auch kurzgehaltne Vorschläge darüber, er will nur beide Fragen nicht mit einander vermischt wissen und schließt deshalb die betreffende Erörterung mit den Worten: „Insofern besteht also auch zwischen der Staatshilfe gegen die Verschuldung des Grundbesitzes und dem Getreidemonopol ein Zusammenhang, aber die Höhe des Monopolpreises wird dadurch nicht beeinflußt und darfs nicht sein." Also, diese wichtige Seite der Agrarfrage ist von Kühn berücksichtigt worden, dagegen hat er übersehen, daß es für die sogenannte innere Kolonisation keine günstigere Gelegenheit giebt als die Einführung des von ihm vorgeschlagnen Monopols.

Unter innerer Kolonisation versteht man, bestimmter ausgedrückt, die planmäßige und umfassende Vermehrung der Bauernstellen, namentlich in den östlichen Provinzen Preußens. Durch die geschickte Agitation der tugendstarken Vertreter des mobilen Kapitals, des Händlertums, wie Otto sagen würde, ist es zu einer Art von communis opinio geworden, daß die Bauernstellen nur auf Kosten des „gemeinschädlichen" Großgrundbesitzes in Ostelbien, durch dessen Zerschlagung, vermehrt werden könnten und müßten. Dem gegenüber hat Kühn ganz recht, wenn er sagt: „Planmäßig umwälzender Besitzwechsel auf Kosten der Herrengüter ist eine revolutionäre Maßregel"; man muß ihm auch darin zustimmen, daß die Herrengüter nicht bloß für kompakte Getreideerzeugung unentbehrlich sind, sondern auch eine soziale Aufgabe haben, für die sie gar nicht ersetzt werden können. „Denn die Beseitigung der Herrengüter würde die Bauern führerlos machen und ihres natürlichen Vormundes — Anwaltes,

Digitized by Google

wäre die richtigere Bezeichnung — gegen die Bureaukratie berauben. Daß diese im Manchester- oder Sozialistenstaate erst recht über alle Gebühr hinauswachsen würde, ist sicher." Also, es wäre unrecht und gefährlich, die Zahl der Herrengüter zu vermindern, aber ihre übermäßige Größe braucht nicht geschont zu werden, ihre Reduktion auf das richtige Maß ist sogar wirtschaftlich und sozial zu erstreben, als Voraussetzung der Staatshilfe gegen Kredit- und Preisnotstand fest- und durchzusetzen. Das erkennt ja Kühn an, gerade daraufhin unterscheidet er Herrenbesitz und Großgrundbesitz und will er nur dem ersten die Wohlthaten des Monopols uneingeschränkt zufließen lassen, den eigentlichen Großgrundbesitz aber in Form eines Abzugs vom Monopolpreis besonders besteuert wissen, weil für die Großgrundbesitzer das Getreidemonopol ein „Geschenk" sei, das besondre Gegenleistungen fordere. Aber das beachtet Kühn nicht, daß der Herrenbesitz mit zu großer Hofstelle im östlichen Deutschland fast die Regel ist, und daß, weil dort die Güter zu groß sind, die Einführung des Getreidemonopols die beste Gelegenheit wäre, das Zuviel abzuthun und in Bauernstellen zu verwandeln. Das wäre nicht revolutionär, sondern ein Segen, und zwar für alle Teile, denn die übermäßige Größe der Güter hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, die Besitzer ihrer Pflichten gegen die gutsansässige Bevölkerung zu entwöhnen, zu deren Nachteil im Betrieb der Landwirtschaft die Plusmacherei einzubürgern und den edeln Landbau in unwürdige Plantagenwirtschaft zu verkehren, für die in der That Deutsche als Arbeiter zu gut, nur importirte Slawen zu brauchen sind. Dieses wüste Wesen muß aufhören. Es ist kein Zufall, sondern höhere Fügung, daß sich gerade bei dem Landbau, dem ursprünglichsten und edelsten Berufe der Menschheit, die Herabwürdigung der Mitmenschen zu Maschinen zuerst sichtbar rächt, daß gerade bei ihm die Theorien vom Segen des „Kapitals" und von wirtschaftlicher „Freiheit" ihre Zweischneidigkeit so schnell beweisen; unsre „kleinen" oder großen Herren haben um dessenwillen noch nicht ihre soziale und staatswirtschaftliche Daseinsberechtigung verwirkt, denn diese ist dauernder Art und steht höher als die Sünden augenblicklicher Vertreter, diese dürfen auch ihre nationalen Verdienste dagegen einwerfen, wohl aber müssen sich unsre Herrengutsbesitzer, wenn sie beispielsweise über das laissez faire laissez aller der Zollgesetzgebung klagen, die Antwort gefallen lassen, daß sie genau dasselbe für die Gutsverwaltung verlangen, und daß auch diese „Freiheit" nicht mehr wert ist als der Schein des Shylock. Sie müssen als Klasse wieder lernen, für das, was ihnen zugewendet wird, Entgelt zu leisten, in sozialer Münze zu zahlen; das ist als Standespflicht zu erzwingen, darf nicht in das Wohlwollen einzelner, hoffentlich recht vieler Standesgenossen gestellt werden. Wenn auf diese Weise die innere Kolonisation in Angriff genommen wird, so wird dadurch überdies zu dem Zustande zurückgekehrt werden, der zu einer unsrer deutschen Großthaten, zur Germanisirung des Ostens, geführt hat. Darüber lassen die scharfsinnigen und schlagenden Darlegungen in Knapps Bauern-

Digitized by Google

befreiung keinen Zweifel zu. Auch Meitzen, der von vielen für den besten Kenner der preußischen Agrarverhältnisse gehalten wird, ist der Meinung, daß die Herren- oder Rittergüter im Osten, allgemein genommen, zu groß seien. In andern Teilen des Reiches, in Nordwestdeutschland namentlich, wiegt die normale Größe vor, es liegt also auch aus der Gegenwart ein Vorbild zur Befolgung vor. Mit der bessern Besitzverteilung hängt es zusammen, daß in diesen Gegenden die Kreditnot der Gutsherren weder so allgemein, noch so intensiv ist. Wenn auch von dort her die Klagen der Landwirtschaft immer lauter und drängender werden, so ist das ein Grund mehr für das Getreidemonopol als das einzige Mittel, dem Preisnotstand abzuhelfen. Es steht eben fest, daß große und kleine Landwirte bei der jetzigen Preisbewegung der Brotfrucht nicht bestehen können, sei es im Osten oder Westen, im Norden oder Süden Deutschlands; das gilt von allen Landwirten, deren Betrieb so groß ist, daß sie verkaufen, von Bauern und Herren. Wer von ihnen besonders „intelligent“ wirtschaftet, mag durchkommen, aber alle menschlichen Einrichtungen können nur auf die Durchschnittsleistung gegründet werden.

Auch die finanzielle Seite seines Monopolvorschlages scheint uns Kühn nicht umfassend genug dargelegt zu haben. Er meint zwar an einer Stelle, es stecke „ein sehr großes Geschäft im Monopol,“ wie der Kaufmann sagen würde, und ausführlicher geht er auf den Gegenstand an einer andern Stelle ein, wo er von der Befugnis der Getreideverkäufer spricht, ihr Geld stehen zu lassen, und davon, daß die Kassenstellen von der landwirtschaftlichen Bevölkerung und für sie Einlagen anzunehmen hätten, die nach einer gewissen Karenzzeit Sparkassenzinsen trügen. „Auf diese Weise beschafft sich das Monopol nicht nur selbst Betriebskapital und durch den Zinsgewinn Einnahmen, es leitet auch eine Entwicklung ein, deren Vorzüge man mit Recht an Frankreich gerühmt hat. Ein großer Teil der Bevölkerung wird als Staatsgläubiger unmittelbar und mit der eignen Wirtschaft an der Staatswirtschaft beteiligt sein, und es werden das bei uns vorwiegend nicht die sein, die sich zur Ruhe gesetzt haben, sondern die Haushalter, die am rüstigsten und segensreichsten schaffen. Wer erwägt, welche Summen die Sozialdemokratie durch Arbeitergroschen aufbringt, und daß die im Durchschnitt zwanzig Pfennige nicht überschreitenden Marken der Alters- und Invalidenversicherung nach sechs Jahren ein Kapital von achtzig Millionen bilden, wird mit dem Verfasser die Hoffnnng teilen, daß die finanziellen Opfer des Monopols nicht groß sein werden. Das Monopol hat ja auch noch andre Einnahmen, es mag sich sogar auf die Dauer selbst ernähren und sogar Überschüsse bringen.“ Aber, so einleuchtend auch diese Ausführungen, so überzeugend die Hoffnungen sind, die Kühn daran knüpft — wir hoffen auf noch mehr —, so ist doch die negative Wirkung noch wichtiger, die das Getreidemonopol haben würde: dadurch, daß der Getreidehandel verstaatlicht würde, wäre allein seine sonst unabwendbare Mono-

Digitized by Google

polisirung durch Private zu verhindern. Anzeichen dieser Gefahr haben wir schon früher gehabt, in dem z. B., was Kühn den großen Fischzug von Cohn und Rosenberg genannt hat, in der nur etwas niedergehaltnen, aber nicht erstickten Macht der Getreidebörse und in anderm. Geradezu greifbar jedoch ist die Gefahr in der großen Leiterschen Spekulation in diesem Jahre zu Tage getreten. Wenn dieser scheußliche Riesenwucher — so lautet die deutsche Bezeichnung dafür — mißglückt ist, war es denn der normale Handel, der den Sieg davon getragen hat? Sind denn Armour und seinesgleichen besser, weniger gemeingefährlich? Besteht die Gemeingefahr solcher Spekulationen nicht darin, daß sie überhaupt möglich sind, und daß in der Konzentrirung des Kapitals und der Verkehrsmittel die Anreizung dazu gegeben ist und weiterwachsen muß? Hat die stärkste Staatsgewalt ein andres auf die Dauer wirksames Mittel dagegen, als daß sie mit den eignen und sonst verfügbaren Finanzkräften dieses Gebiet selbst in Beschlag nimmt, um die Volksernährung zu sichern? Ist es doch auch nur der Staat, der die Machtmittel hat, der Landwirtschaft den angemessenen Preis für das Getreide zu bezahlen und zugleich den kleinen Mann vor Brotverteuerung zu schützen. Werden das die sich sammelnden Privatmonopolisten können und wollen? Die Sammlungspolitik des Kapitals, die unser „Freisinn" vor jeder Störung bewahren möchte, wird nach dem vollen Siege dem Volk statt des Brotes nur den Stein bieten, oder wird dieses etwa durch das dann mächtiger als je ertönende Schimpfkonzert satt werden?

Wieviel Gründe sind es doch, die das Getreidemonopol empfehlen, Gründe des Herzens und der Vernunft! Wir möchten glauben, daß bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge der Beitrag Kühns zu dem Doppelprogramm Ottos praktisch wertvoller ist als der, den Otto selber liefert. Denn an und für sich ist ja das Monopol nur ein Mittel, das Recht auf Arbeit dagegen ein Recht, ein soziales Grundrecht sogar, aber das Mittel ist zur Anwendung bereit, und die Anwendung drängt, während es diesem Grundrecht ähnlich ergehen kann wie denen von 1848, wenn nach dem Willen Ottos verfahren wird. Er schreibt nämlich: „Getreidemonopol und Recht auf Arbeit dürfen nur gleichzeitig in Kraft treten." Alles oder nichts! Der alte Ruf, der uns Deutschen nicht aus dem Sinne will und uns doch so teuer zu stehen gekommen ist. Und aus dem Munde eines Mannes, der sonst viel von Bismarck gelernt hat, dessen Geistesfreiheit und Abwendung vom Parteiwesen namentlich einen echt Bismarckischen Zug haben. Fürst Bismarck hat ja das Recht auf Arbeit gleichfalls verfochten, 1884 im Reichstag, mit großem Nachdruck, aber mit der erforderlichen Selbstbescheidung. Er hat dabei unter anderm auf einen Satz des preußischen Landrechts verwiesen, der folgendermaßen lautet: Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheit, ihren und der Ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, ermangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und Fähigkeiten gemäß sind, angewiesen werden. Dieser Satz des Landrechts

Digitized by Google

steht noch in Kraft und wird auch nach Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs weiter gelten, da er publici juris ist; er gilt sogar in den Teilen Deutschlands, wo er keine gesetzliche Sanktion erhalten hat, weil seine Geltung auf dem Notrecht beruht, und dieses in ganz Deutschland denselben Inhalt hat, aber er gilt eben nur als Notrecht, und nur so hat ihn Fürst Bismarck angeführt. Soll dieses Recht im regelmäßigen Verlauf der Dinge verwirklicht, eine unmittelbar und täglich wirksame Einrichtung daraus abgeleitet werden, so wandeln wir gewiß auf Bismarcks Bahnen. Das ist ein Antrieb mehr, und das Bewußtsein davon wird uns stärken, es mahnt uns aber auch daran, das Bismarckische Ziel auf Bismarckischen Wegen zu verfolgen. Kein Staatsmann hat je fester zugegriffen, wenn die Frucht reif war, aber keiner hat auch besser gewußt, daß das politische Feld kein Hesperidengarten ist; fast bewundernswerter als seine stürmende Kraft waren seine Vorsicht und seine Fähigkeit, zu warten und vorzubereiten. Die Frucht nun, die Otto pflücken will, ist seit 1884 wohl reifer geworden, ganz jedoch ist sie es noch nicht; um das Bild zu verlassen und zur „gemeinen Deutlichkeit" zurückzukehren, einige Folgerungen des Rechts auf Arbeit können wohl gezogen und festgesetzt werden, darunter solche, die Otto erwähnt, aber zum politischen Programm ist die Frage als Ganzes noch nicht geeignet. Das Programm würde das Schicksal der 48er Grundrechte teilen, den Gang der Ereignisse nicht fördern, sondern verwirren. Und nicht als Gegenstände eines besondern Gesetzes, sondern gelegentlich, als Bedingungen neuen Staatsschutzes für die Industrie wären die Folgerungen durchzusetzen, in ähnlicher Weise wie Kühn seine Fürsorge für die abhängige Landbevölkerung in die Form von Gegenleistungen der landwirtschaftlichen Unternehmer für die Wohlthaten des Monopols einkleidet. Das ist ein Mittel wirklicher Sozialpolitik, im Gegensatz zu der sozialistischen, die den Unternehmer entweder beseitigt, oder ignorirt, oder so schuriegelt, daß ihm das Unternehmen verleidet wird. Es giebt nur ein Mittel, das Recht auf Arbeit seinem ganzen Inhalt nach, also programmmäßig, für das ganze Reich durch Gesetz zu sanktioniren. Nämlich so, daß seine beiden Seiten bestimmt formulirt würden, in der Art etwa, wie es Otto Seite 42 gethan hat, daß dann die entscheidungsreifen Einzelanwendungen aufgezählt würden, und daß für alle übrigen Fälle die Verwaltung vollkommen freie Hand erhielte, auch für die daraus fließenden Ausgaben, die als Pflichtausgaben ohne Genehmigung des Reichstags ins Budget einzustellen wären. Wir für unser Teil würden vor einem solchen Gesetz nicht erschrecken, aber von unsern Staatsmännern wagt keiner so etwas nur zu denken, und im Reichstage vollends würde es unter einem „moralischen Entrüstungssturm der ganzen Nation" zu Boden fallen. Etwas andres dagegen ist die Pflicht, die Frage unausgesetzt im Auge und im Gemüt zu behalten und jede Gelegenheit zur allmählichen Verwirklichung des Rechts auf Arbeit zu benutzen; diese Pflicht hat Otto eingeschärft, er verdient dafür Dank, seine Schrift zahlreiche und eifrige Leser.

Digitized by Google

Viel aktueller wird sich wohl die Monopolfrage gestalten. Denn trotz aller Hemmungen und Ableugnungen wächst die Agrarbewegung fortwährend, in den Reichstag sind zwar die alten Parteien zurückgekehrt, aber gegen die Agrarbewegung fühlen sie sich entweder schwach, wenn sie es auch zu verstecken suchen, das Zentrum z. B. und die Nationalliberalen, oder sie stehen mitten darin, fordernd und drängend, so die ganze Rechte. Wie leicht wird da der Stein ins Rollen kommen! Soll das Ergebnis nicht in der Annahme des Kanitzischen Antrags oder eines andern Monopols der Selbstsucht gipfeln, mit kostspielig bureaukratischer Durchführung, so kann unsers Erachtens nur der Kühnsche Vorschlag dagegen ausgespielt werden. Aber dazu müßte es gelingen, ihm Anhänger zu verschaffen, den Vorschlag zu einem politischen Einfluß zu erheben. Andernfalls wird die agrarische Selbstsucht siegen, und wir selbst würden, vor die Alternative gestellt, zwischen der Aufrechterhaltung des jetzigen Zustands und dem Kanitzischen Antrage zu wählen, sogar diesem zuzustimmen für unsre Pflicht halten, weil der Getreidebau wirksam geschützt werden muß. Nicht weniger darum, weil, Deutschland im ganzen betrachtet, der größere Teil der landwirtschaftlichen Bevölkerung mit seiner ganzen Existenz daran beteiligt ist, vor allem unser ganzer Bauerstand, der Jungbrunnen unsers wie jedes Volkes. Doch diese Alternative ist noch für niemand unter uns gestellt, so schnell rollt auch der Stein nicht, vielleicht macht er auf der Zwischenstation höherer Getreidezölle eine Ruhepause, jedenfalls hat noch jeder Zeit, „Stellung zu nehmen." Wir empfehlen denen, die politisches Verantwortungsgefühl haben — und das sollte bei allen Gebildeten der Fall sein —, den Inhalt der Kühnschen Schrift zu erwägen und dafür zu werben.

Das Ludwig Richter-Denkmal in Dresden

Als ich zum erstenmale davon hörte, daß Ludwig Richter in seiner Vaterstadt Dresden durch ein Denkmal geehrt werden solle, da kam mir folgende Stelle aus des Meisters Selbstbiographie*) in den Sinn: „Für den Geschichtsunterricht in der Schule hatten wir ein sehr trocknes Buch: Sächsische Geschichte. Sonderbar erschien es mir später, daß mir nichts davon hängen geblieben war als ein bei Friedrich dem Weisen angeführter Spruch: Wer die Ehre flieht, dem läuft sie nach, welcher damals wie ein nachdenksames Rätsel Eindruck machte." Richter hat noch

*) Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen von Ludwig Richter. Herausgegeben von Heinrich Richter, Frankfurt. Diesem Buche sind die ohne weitere Quellenangabe gebrachten Zitate entnommen.

Digitized by Google

zu seinen Lebzeiten, vor allem bei seinem achtzigsten Geburtstage, ehrende Auszeichnungen von allen Seiten erfahren. Wie er über solche Ehrungen dachte, zeigen uns am besten die Worte, die er über diesen Jubeltag in sein Tagebuch schrieb: „Ich fühlte mich noch in den folgenden Tagen durch diese vielen Ehren- und Liebeszeichen freudig gehoben, aber ebenso sehr innerlich gebeugt; denn wodurch hatte ich dies alles verdient? Meine Arbeiten waren doch meine eigne höchste Lust und Freude gewesen, und das Gute und Lobenswerte daran lag doch gerade in dem, was man nicht bloß lernen oder sich selber geben kann, sondern es war das, was uns geschenkt wird: die Gottesgabe, das Talent." Wohl hat der bescheidne Meister recht: der echte Künstler wird geboren wie der wahre Dichter. Aber zu dem, was er hernach der Welt wird, trägt nicht zum wenigsten sein eignes Ringen und tragen ein gut Teil auch seine Vorbilder bei, sowie die Verhältnisse, aus denen er hervorgeht, und in die er geführt wird. Das Zusammenwirken dieser verschiednen Umstände in dem Entwicklungsgang eines Künstlers zu verfolgen ist immer eine interessante und dankbare Aufgabe und scheint es mir in besonderm Maße bei einem Meister zu sein, der wie Ludwig Richter ein Liebling des deutschen Volkes geworden ist.

Adrian Ludwig Richter wurde geboren am 28. September 1803. Seine Wiege stand in Dresden, von dem Peter Cornelius im Jahre 1819 gelegentlich einer Durchreise schrieb:*) „Hier ist Askalon, die Hauptstadt der Philister." Dieses Wort galt von den politischen und sozialen Verhältnissen mit demselben Recht wie von den Kunstzuständen der sächsischen Haupt- und Residenzstadt. Daß Richter der Hochburg des Philistertums und hier wiederum den kleinbürgerlichen Kreisen entstammte, ist auf seine Kunst nicht ohne Einfluß geblieben. Bei einem Vergleich mit dem geistesverwandten Moritz von Schwind finden wir als einen Hauptunterschied in den Werken des Wiener Meisters einen gewissen aristokratischen Zug, der denen unsers Dresdners durchaus fremd ist. Die Verhältnisse im Elternhause waren besonders während der Kriegsjahre ziemlich drückend: der Vater war ein Kupferstecher aus der Schule Zinggs, und der kleine „Louis" wurde sehr bald zu der Arbeit um das tägliche Brot herangezogen; er radirte Illustrationen zu Volkskalendern oder Prospekte für Buchhändler und arbeitete nach andern bunten Jahrmarktsbildern tapfer drauf los an Gegenständen wie die Schlacht von Waterloo, der Wiener Kongreß, an großen Feuersbrünsten, Mordthaten, Erdbeben usw.

Zum Glück fand Richter zu Hause noch bessere Vorbilder als solche Jahrmarktsware in der Kupferstichsammlung seines Vaters, die ihn bald zum Kopiren anreizte, und durch inständiges Bitten brachte er es dahin, daß sein Vater ihm Unterricht im Malen erteilen ließ, zuerst durch Graff, den Sohn des bekanntern Porträtmalers, und späterhin durch den Akademieprofessor Schubert. Sehr viel war bei diesem verzopften alten Herrn allerdings nicht zu profitiren. Ludwig Richter erzählt von ihm: „Gemalt hatte er in seinem Leben zwar nur ein einziges Bild: Der Abschied Hektors von Andromache, welches bis zu seinem Tode in seinem Visitenzimmer hing und Zeugnis gab, daß er auch praktisch üben konnte, was er in der Theorie wußte. Außerdem hatte er viel für Buchhändler gezeichnet, arbeitete aber jetzt nichts mehr, sondern korrigirte nur noch auf der Akademie im Aktsaal, wobei ihm als Eigentümlichkeit nachgesagt wurde, daß er den gezeichneten Akten der Schüler stets noch einige Linien in die Breite ansetzte, sodaß dieselben bei

*) Friedrich Pecht, Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts, Band I, S. 32. Nördlingen, 1877.

Digitized by Google

wiederholter Korrektur endlich so dick und rund wurden, wie er selbst. Ärgerlich war es den Schülern allerdings, wenn vielleicht ein andrer Professor an die Reihe des Korrigirens kam, der weniger mit Leibesfülle begabt, als Schubert, soviel von den gezeichneten Akten abschnitt, daß der Schubertsche Vollmond auf ein letztes Viertel reduzirt wurde." — „Um seine Methode, Baumschlag zu zeichnen, recht anschaulich zu machen, nahm er einen Streifen Papier, brach dieses zusammen, daß es vielfache Zacken bildete, bog dieses dann rund herum, und so war der Baumschlag fertig; nur daß man solche Partien aus mehr oder weniger Zacken perspektivisch zusammensetzen mußte. Beim Ölmalen, was später vorgenommen wurde, mußte ich einen Pinsel — sie waren damals von struppigen Fischotterhaaren gemacht, die nie eine Spitze bildeten — dick voll Farbe nehmen und dieselbe mit der Breite des Pinsels so auf die Leinwand setzen, daß sich kleine Halbmonde bildeten, und dies gab ebenfalls einen schönen Baumschlag und vortreffliches Gras, welches freilich kein Schaf dafür angesehen haben und somit nicht in die Versuchung geraten sein würde, wie die Sperlinge des Apelles." Um sich auch im Tierzeichnen zu üben, mußte Richter Pferdeknochen in natürlicher Größe nach sauber in Kreide ausgeführten Vorlageblättern abzeichnen, bekam aber nie das ganze Skelett zu Gesicht, sodaß er immer im Unklaren darüber blieb, wohin die einzelnen Knochen gehörten.

Ludwig Richter erkannte vollkommen die Schwächen einer solchen schablonenhaften Kunst. Zwei junge Maler, Wagner aus Meiningen und der Norweger Dahl, öffneten ihm die Augen dafür, was wahre, liebevolle Auffassung der Natur sei. Freilich ließen ihn die Arbeiten ums tägliche Brot nicht viel zum Studium nach der Natur kommen; er mußte froh sein, wenn er wie in den Knabenjahren, jetzt aber in freierer Weise nach dem Vorbilde Wagners Blätter aus der Sammlung seines Vaters kopiren konnte. Als Meister, die ihn besonders anzogen, nennt er Ostade, Berghem, Ruisdael und Swanevelt, Boissieux, Laireſſe, Dietrich und Chodowiecki. Gelegenheit zum Naturstudium brachte dem jungen Künstler die Ausführung eines Auftrags, den er gemeinschaftlich mit seinem Vater von einem Dresdner Verleger, Namens Arnold, erhalten hatte: die Herausgabe von Ansichten aus Dresden und dessen Umgebung, und vor allem eine größere Reise durch Frankreich, auf der er im Jahre 1820 den russischen Fürsten Narischkin als Zeichner begleitete. Doch war in beiden Fällen nach dem Willen der Auftraggeber natürlich mehr das stoffliche Interesse maßgebend als künstlerische Rücksichten.

Auch nach der Rückkehr von dieser Reise waren die Verhältnisse in der Heimat noch die alten drückenden und für eine freie Entwicklung nichts weniger als günstig. Zwar hatten sich schon manche Vorboten einer neuen Kunst in Dresden eingestellt, die dem Zopf der Akademie den Krieg erklärt hatten. Richter schreibt: „Der Frühlingsodem einer neuen Zeit fing an seine Wirkung zu äußern, das alte Zopftum war im Absterben, belächelte aber in olympischer Sicherheit den tollen Rausch der jungen Sprößlinge." Man könnte durch diese Worte zu der Ansicht kommen, es sei in Dresden alles im besten Zuge gewesen, sich zu einem neuen Kunstleben zu entwickeln; allein wenn wir bedenken, wie lange es dauerte, bis sich diese Hoffnung erfüllte, so wird uns erst die ganze Macht des Zopfes klar, der damals unsre Akademien beherrschte. Die neue Richtung seit Carstens mag ja in ihrer Verurteilung dieser „Kunstställe" bisweilen etwas zu weit gegangen sein und die Verdienste der Akademien unterschätzt haben. Waren sie auch von den Fürsten vielfach nur in der Absicht gegründet worden, den eignen Glanz durch sie zu mehren, so mußten sie für die Entwicklung der Kunst doch von unschätzbarem Vorteil in

Digitized by Google

einer Zeit sein, wo aus dem Volke keine Förderung zu erwarten stand. Allein ein solches Kunstinstitut führt, schon durch den häufigen Übergang der Professur auf einen Schüler des bisherigen Lehrers, zu einem gewissen Konservativismus der Anschauungen, zu einer Tyrannisirung jedes freien Strebens, was sich gerade in der Kunst, wo jeder nur bei der Einsetzung seiner Individualität Gutes leisten kann, aufs schlimmste rächen muß. So hatte sich an unsern Akademien die starrste Orthodoxie in den Kunstprinzipien, der tollste Schematismus in der Ausübung festgesetzt. Die Kunst der staatlichen Akademien hatte allein auf staatliche Unterstützung zu rechnen, und ein weises Professorenkollegium konnte jedes nicht gefügige Element wegen mangelnder Befähigung von der Schule wegweisen.

Unter der Herrschaft einer solchen Macht konnte sich keine entgegengesetzte Richtung entwickeln, es mußte ihr eine Kunst entgegentreten, die durch Thaten schon ihre Tüchtigkeit und Berechtigung erwiesen hatte. Die Bedingungen aber, die eine ungehinderte Ausbildung der neuen Richtung ermöglichten, waren nirgends besser gegeben als in Rom. Hier konnte die neue Schule, nicht beeinträchtigt durch die kleinlichen Intriguen der Gegner, ungestört ihr hohes Ziel verfolgen und sich unter gegenseitiger Förderung inmitten einer großen Natur auch an den Meisterwerken der Vergangenheit bilden. Daß bei den mancherlei Gefahren, die der Aufenthalt in Italien mit sich brachte, die Romfahrt manches deutschen Künstlers ein ebenso trauriges Ende nahm wie viele Züge unsrer Kaiser über die Alpen, läßt sich ja nicht bestreiten, aber diese Thatsache ändert nichts daran, daß der Zug nach Rom für die Entwicklung unsrer deutschen Kunst notwendig gewesen ist, notwendig für die allgemeine Entwicklung wie für den Einzelnen. Auch Ludwig Richters Romfahrt will uns darum nicht als ein unheilvoller Irrtum erscheinen, wie sie von manchen hingestellt wird;*) sie war im Gegenteil das einzige Mittel, ihn jener erstickenden Dresdner Atmosphäre zu entrücken, unter deren Druck er bei seinen mißlichen Vermögensverhältnissen schwerer als mancher andre zu leiden hatte.

Auf seiner Reise nach Rom im Jahre 1823 — die Mittel hatte in freigebigster Weise der Verleger Arnold für drei Jahre zur Verfügung gestellt — fielen dem jungen Künstler Tiecks und Wackenroders Kunstschriften in die Hände und bereiteten ihn vor auf die künstlerischen Bestrebungen, die er in Rom zu erwarten hatte. In Florenz vertiefte er sich mit dem größten Entzücken in die hauptsächlichsten Vorbilder der neuen Schule, die Meister der vorraphaelischen Periode. Die Vorzüge und Mängel der romantischen Schule machten sich bald auch bei Richter fühlbar. Er begann sofort in der nähern und weitern Umgebung Roms mit dem emsigsten Studium nach der herrlichen Natur, die einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Für die Art und Weise dieses Arbeitens ist folgende Stelle aus des Meisters Selbstbiographie charakteristisch: „Wir ... hielten es mehr mit dem Zeichnen als mit dem Malen. Der Bleistift konnte nicht hart, nicht spitz genug sein, um die Umrisse bis ins feinste Detail fest und bestimmt zu umziehen. Gebückt saß ein jeder vor seinem Malkasten, der nicht größer war als ein kleiner Papierbogen, und suchte mit fast minutiösem Fleiß auszuführen, was er vor sich sah. Wir verliebten uns in jeden Grashalm, in jeden Zweig und wollten keinen ansprechenden Zug uns entgehen lassen. Luft- und Lichteffekte wurden eher gemieden als gesucht; kurz ein jeder war bemüht, den Gegenstand möglichst objektiv, treu wie im Spiegel wiederzugeben.“ Derselbe „Respekt vor der Natur und ihren

*) F. Pecht: „Ludwig Richters Selbstbiographie“ in der Zeitschrift „Die Kunst für Alle“ Jahrgang 1; Dr. R. Muther in der „Allgemeinen deutschen Biographie.“

Digitized by Google

konsequenten Bildungen" verbunden „mit unendlichem Fleiß und großer Strenge in der Auffassung der Individualität" beseelte Richter und seine Kunstgenossen bei dem während des Winters gepflegten Zeichnen nach Modellen.

Es ist klar, daß einer Kunstrichtung, von der alle durch Licht- und Lufteffekte hervorgerufne Stimmung so gut wie gar nicht beachtet wurde, die reine Landschaftsmalerei als etwas Ungenügendes, ein künstlerisches Gemüt nicht Befriedigendes erscheinen mußte; daher die eifrige Pflege, deren sich in jener Zeit die historische Landschaft erfreute. Auch Richter wandte sich ihr zu, beeinflußt namentlich von Joseph Anton Koch. „Wenn die Landschafter über die Kunst und über ihr Fach recht nachdenken, dann ists auch aus mit der Landschafterei," sagte dieser einmal zu ihm. „Die Kunst soll eins sein wie die Natur und nicht in Fächer getrennt, sonst ist es keine rechte Kunst mehr." Ganz und gar war Richter mit dieser Ansicht zwar nicht einverstanden: „Die Landschaftsmalerei läßt sich höher ergreifen, als Koch es selbst glaubt." Allein er blieb doch bei der historischen Landschaft stehen: „Die äußere Natur ist uns (ästhetisch genommen) größtenteils nur in ihren Beziehungen zum Menschen interessant, deshalb müssen die sogenannten historischen Landschaften (wie die von Tizian, N. Poussin) immer den ersten Rang einnehmen."

Wenn es sonach auch vor allem Koch gewesen ist, der unsern Richter zur historischen Landschaft hinführte, so war doch für die Art und Weise, wie dieser sie dann weiter für sich ausbildete, das Vorbild seines von ihm hochverehrten Freundes Julius Schnorr von Carolsfeld maßgebend. Kochs Naturauffassung, mehr auf das Große und Gewaltige gerichtet, entsprach nicht der innern Beanlagung Richters. Es ist erstaunlich, wie treffend dieser bei aller Verehrung für den alten Meister dessen Kunst schon damals beurteilt hat, wenn er in sein Tagebuch schrieb: „Kochs Landschaften würden mir besser gefallen, wenn weniger Stil darin zu spüren wäre. Dadurch giebt er den Eindruck nicht, den die Natur giebt. Der Künstler findet viel daran zu bewundern, aber den Nichtkenner und natürlichen Menschen läßt es unberührt. Koch hat überhaupt viel Feuer, Leben und Geist, aber wenig Liebe, Gefühl und reine Natürlichkeit. Das sieht man auch in seinen Bildern; wenige gehen zu Herzen, obgleich sie recht schön sind." Weit mehr als zu dem Klassizisten Koch fühlte sich Richter zu dem Romantiker Schnorr hingezogen. „Die Schönheit und Anmut, die blühende Phantasie und der ganze Zauber der Romantik, der damals in Schnorrs Schöpfungen waltete," waren, wie er sich ausdrückt, gerade das Element, worin sich auch seine Vorstellungen mit Lust bewegten. Richters Sinn war durchaus aufs Romantische gerichtet. Im Winter 1824 schrieb der Künstler in sein Tagebuch: „Es ist gewiß recht gut für den Landschafter, wenn er die Volkssagen, Lieder und Märchen seiner Nation studirt. Er sieht darin den Geist des Volkes, welcher mit diesen Sagen seine Umgebungen belebt. Die örtlichen Sagen und auch die Märchen knüpfen sich fast immer gerade an solche Gegenstände, welche in der Natur unser Gemüt am wunderbarsten erregen. . . . Wie herrlich sind in den Märchen das geheimnisvolle Waldesdunkel, die rauschenden Brunnen, blühenden Blumen und Knospen, die singenden Vögel und die bunten, ziehenden Wolken aufgefaßt, in den Sagen: alte Burgen, Klöster, einsame Waldgegenden, sonderbare Felsen dargestellt! Köhler, Schäfer, Pilger, schöne Jungfrauen, Jäger, Müller, Ritter, Nixen und Riesen, das sind die natürlichen, romantischen Personen, welche in jenen Sagen spielen."

Allein diese gemütvolle, ihrem eigensten Wesen nach deutsche Auffassung ließ sich mit der feierlichen Pracht der italienischen Natur kaum vereinigen. Allmählich

Digitized by Google

ward sich Richter auch hierüber klar, und es erwachte in ihm immer mehr die Sehnsucht nach der deutschen Heimat: „Freilich, wenn ich in der Abenddämmerung noch im Atelier saß und träumte, tauchten die traulichsten Bilder aus der Heimat auf, dunkle Wälder und rauschende Wasser, arme Hütten mit Strohdächern, aus denen der blaue Rauch sich an dunkeln Nadelholzbergen hinzieht. Deutsche Natur erschien mir immer als ein einfaches, tiefsinniges Bürgerkind, ein Gretchen im Faust, die italienische Natur wie eine Jungfrau aus königlichem Geschlecht, eine Iphigenia. Die Bewunderung für den Adel der Königstochter war in mir höher und höher gestiegen, aber meine Liebe war das schlichte Bürgerkind.“ Dies kam ihm namentlich dann zum Bewußtsein, wenn er sich mit einer landschaftlichen Komposition abmühte: „Abends komponirte ich, aber immer fallen mir nur deutsche Naturen ein, nie etwas Italienisches.“ Aber Richter vermochte sich nicht so schnell loszureißen von dem begeisterungsvollen Leben, das die Künstlerschar deutscher Zunge in Rom vereinte: „Ich möchte immer in Rom leben, aber Rom dürfte nicht in Italien sein.“ Als er endlich im Frühling des Jahres 1826 von Rom auszog, da hatte er im Herzen den festen Vorsatz, deutscher Natur seine Kunst zu widmen — freilich mit folgendem, den römischen Einfluß verratenden Programm: „Mit kurzen Worten ist mein Gedanke der: deutsche Natur zu einem Ideal, zu edler Größe zu erheben, damit sie nicht wie bisher den untergeordneten Rang der Idylle behält, sondern zum Epischen sich erhebt.“ Wenn auch eine solche Auffassung in der Darstellung der deutschen Natur möglich ist, so stand sie doch ganz und gar nicht im Einklang mit der Beanlagung Richters, die weit mehr nach der genrehaft idyllischen als nach der erhaben historischen Seite hinneigte.

In Dresden und besonders in den Jahren 1828 bis 1835 als Zeichenlehrer in Meißen war der jung verheiratete Künstler in so drückenden Verhältnissen, daß in ihm lebhaft die Sehnsucht nach dem freien anregenden Leben in Rom erwachte. Erfüllt von dem Drange nach dem Süden beachtete er wenig die Schönheit der deutschen Natur. Es entstand eine Reihe von italienischen Landschaftsbildern, nur selten wählte er deutsche Motive.*) Schon hatte er sich die Mittel zu einer Reise nach Italien mühsam erübrigt, da wurde plötzlich seine Frau auf ein langes, schweres Krankenlager geworfen, das den größten Teil der Ersparnisse aufzehrte, sodaß die geplante Reise unterbleiben, und Richter sich mit einem kleinen Ausflug ins Gebirge begnügen mußte. Er ahnte nicht, welcher Umschwung in seiner Kunst durch diese Reise herbeigeführt werden sollte: die krankhafte Sehnsucht nach Italien verließ ihn unter dem Eindruck der heimischen Natur. Er konnte nicht begreifen, wie er an all der Herrlichkeit jahrelang ohne Verständnis vorübergegangen war. Die Natur, die ihn in seiner ersten Jugend entzückt, nach der er sich in Italien so heiß gesehnt hatte, offenbarte sich ihm jetzt nach langer Verkennung in ihrer ganzen Schönheit wieder. „Jetzt wurde mir alles, was mich umgab, auch das Geringste und Alltäglichste, ein Gegenstand malerischer Beobachtung. Konnte ich jetzt nicht alles gebrauchen? War nicht Feld und Busch, Haus und Hütte, Menschen wie Tiere, jedes Pflänzchen und jeder Zaun und alles mein, was sich am Himmel bewegt, und was die Erde trägt?“ Dazu beseelte den gleichsam neugebornen Künstler eine Schaffensfreudigkeit, wie er sie seit dem Aufenthalt in Rom nicht mehr empfunden hatte, und es entstand noch in Meißen und dann in Dresden, wo Richter an der Akademie der Nachfolger seines Vaters in der Professur für Land-

*) Eine Aufzählung der Ölgemälde Richters findet sich in einem Aufsatze von O. Jahn: „Mitteilungen über Ludwig Richter,“ erschienen in den Grenzboten 1852, Nr. 5.

Digitized by Google

schaftsmalerei wurde, eine Reihe von Landschaftsbildern, auf denen sich deutsche Natur und deutsches Volksleben zu einem anmutigen, poesievollen Ganzen vereinigen; vor allem seien genannt die „Überfahrt," „Abendandacht," der „Brautzug im Frühling." Das dritte der drei genannten Bilder, das — im Jahre 1847 gemalt — dem Künstler auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1855 die goldne Medaille eintrug, kann mit einigem Recht als Abschluß der malerischen Thätigkeit Ludwig Richters bezeichnet werden.

Schon mehr als ein Jahrzehnt vorher hatte er sich einem andern Kunstzweig zugewandt, in dessen Pflege sein Hauptverdienst zu finden ist, der Thätigkeit als Illustrator. Gar manchem, so z. B. Wilhelm Heinrich Riehl*) und Franz Kugler,**) wurde der Maler Richter erst bekannt, nachdem sie schon lange den Illustrator kennen und schätzen gelernt hatten. Es ist merkwürdig, zu sehen, wie die romantische Schule, die anfänglich ihr Ideal am besten durch Schöpfungen auf dem Gebiete der monumentalen Malerei zu erreichen glaubte, schließlich ihre Mission in so ganz andrer Weise erfüllen sollte. Wie sie im Gegensatze zu der von französischem Geist angekränkelten Kunst des achtzehnten Jahrhunderts die Werke der alten deutschen Maler wieder zu Ehren brachte, so erwarb sie sich gleich den alten deutschen Meistern das größte Verdienst um ein Kunstgebiet, auf dem diese Unsterbliches geleistet hatten: die vervielfältigenden Künste, namentlich den Holzschnitt, angewandt vor allem im Dienste der Illustration. Eine Richtung, bei der das spezifisch Malerische die schwächste Seite war, konnte bei einem Kunstmittel, das diesen Hauptmangel verdeckt, ihr feines Gefühl für edle Formengebung dagegen ins beste Licht rückt, selbstverständlich nur gewinnen. Dazu kommt noch ein weiteres. Cornelius und seine Anhänger sahen in der Kunst ein Mittel, ihre höchsten und besten Gedanken und Gefühle zum Ausdruck zu bringen, ja der geistige Gehalt eines Bildes wurde von ihnen häufig auf Kosten der äußern Wahrheit bevorzugt. Für eine solche Kunst aber war die zeichnende Art des Holzschnitts und andrer Reproduktionsarten ein viel geeigneteres Ausdrucksmittel als die Malerei, die doch immer auf eine möglichst starke Illusion hinarbeiten muß.

An diesem Hauptverdienst der romantischen Schule gebührt ein hervorragender Anteil unserm Ludwig Richter.

Noch in Meißen begann er, zunächst in der Absicht, sich eine Erwerbsquelle zu schaffen, mit Illustrationsarbeiten, ohne aber dieser „Leistenarbeit," wie er sie nannte, eine besondre Bedeutung beizumessen, um so mehr, als ihn die geschmacklose Reproduktion dieser ersten Sachen sehr wenig befriedigte; Illustrationen zu einer biblischen Geschichte und zu Textors „Historischem Bildersaal" konnten ihm ja auch dem Gegenstande nach nicht sonderlich zusagen, denn religiöse Kunst und Historienmalerei waren nicht seine Sache. Man würde jedoch fehlgehen, wenn man Richter als reinen Landschafter betrachten und sich deshalb darüber wundern wollte, wie er als solcher zu seiner Thätigkeit als Illustrator gelangt sei: hatte er doch von jeher auf seinen Bildern das Figürliche in einer Weise behandelt, die es nicht mehr als Staffage erscheinen ließ, sondern zu einem wesentlichen Bestandteile des Bildes machte.

Die ersten Illustrationen Richters wurden lithographirt, andre durch Stahlstich wiedergegeben; auch verschiedne Radirungen nach eignen und fremden Bildern

*) W. H. Riehl, „Kulturgeschichtliche Charakterköpfe," S. 434 f.

**) „Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte," Dritter Teil, S. 620. Kunstblatt 1848, Nr. 24.

Digitized by Google

gab er heraus. Eine eigentliche Befriedigung aber gewährte ihm erst seine Thätigkeit für den Holzschnitt, die er im Auftrage des Leipziger Buchhändlers Georg Wigand eröffnete und zwar mit Zeichnungen für den Vicar of Wakefield. Als Richter diesen Auftrag erhielt, war ihm die Technik des Holzschnitts noch ziemlich unbekannt. Mit richtigem Gefühle erkannte er die Grenzen der Anforderungen, die er an diesen stellen durfte, und nahm sich den Linienholzschnitt Dürers und der alten deutschen Schule zum Muster. Aber er war weit entfernt, diese in ihren technischen Härten und Unvollkommenheiten nachzuahmen; ebenso wenig versuchte er wie die Engländer, die den Holzschnitt am Ende des vorigen Jahrhunderts wieder aufgenommen hatten, durch umfangreiche Anwendung von Mitteltönen eine feinere malerische Wirkung zu erreichen. Obwohl technische Fortschritte eine größere Feinheit der Ausführung gestatteten, so suchte Richter doch nur eine einfache plastische Wirkung durch möglichst große Licht- und Schattenmassen zu erzielen und legte den Schwerpunkt immer in die Behandlung der Form. Auf diese war in Rom vor allem sein Augenmerk gelenkt worden; aber schon damals gingen ihm die Augen darüber auf, daß eine vorwiegend auf Linienschönheit bedachte Wiedergabe der Natur zur Unwahrheit führen müsse. Im Jahre 1824 schrieb er in sein Tagebuch: „Nur zu leicht nimmt man eine stilisirte Art zu zeichnen und zu malen in Rom an, die, obgleich kunstreicher in den Linien und schöner in den Formen, was man so schön zu nennen beliebt, doch bei weitem nicht jene naive Unbefangenheit ersetzen kann, mit welcher man in frühern Jahren rein und natürlich die Natur wiederzugeben trachtet, und Naivität, schöne reine Natürlichkeit wirkt immer viel stärker auf das Gemüt des Beschauers als die feinste Kunst.“ Zweifellos hat Richter, wenn nicht völlig, so doch mehr als die meisten gleichzeitigen Kunstgenossen „diese Schule, dieses angelernte Wesen“ gemieden; und was wir als Folge jenes römischen Einflusses vor allem noch bei ihm finden, schöne, klare Form und Gruppirung des Ganzen, kann nur als ein Vorzug angesehen werden.

Auf den „Landprediger“ folgten Bilder zu den von Otto Marbach herausgegebnen „Deutschen Volksbüchern,“ „Jäger-, Studenten- und Volksliedern,“ Musäus Märchen, auch zu Goethischen Gedichten. Ludwig Richter war durch diese Arbeiten so bekannt und beliebt geworden, daß Franz Kugler (a. a. O.) von ihm sagen konnte: „Er ist für Deutschland der eigentliche Repräsentant des künstlerischen Bücherschmucks, soweit mit demselben überhaupt eine volkstümliche Wirkung erreicht werden soll.“ Trotz aller bei diesen Illustrationen zu rühmenden künstlerischen Selbständigkeit mußte der wahre Charakter Richters, des Menschen wie des Künstlers, doch noch weit besser zum Ausdruck kommen in den keinen Illustrationszweck verfolgenden Zeichnungen für den Holzschnitt, in denen der Meister behandelte, was gerade seiner Stimmung und Neigung entsprach, wie er es vorher in seinen Gemälden hatte thun können. Den Anfang dieser Holzschnittfolgen, die teils ohne Text, teils mit einem kurzen, das Bild gewissermaßen als Motto begleitenden Vers oder Spruch erschienen, bildete das Heft „Beschauliches und Erbauliches.“ Es folgten das „Vaterunser,“ der „Sonntag,“ „Fürs Haus“ u. a.*)

Der romantische Zug der Richterschen Kunst, den uns schon seine Gemälde, vor allem der „Brautzug im Frühling“ gezeigt haben, kommt auch in diesen Holzschnittbildern in reichem Maße zur Geltung. Als Romantiker wird Richter gern mit Schwind verglichen. In der Darstellung der deutschen Märchenwelt mag

*) Eine genaue Aufzählung der Werke Richters findet sich bei J. F. Hoff: „Adrian Ludwig Richter, Maler und Radirer.“

Digitized by Google

diesem allerdings der Sieg zuzuerkennen sein: nicht als ob es unserm Richter an poetischer Auffassung fehlte, aber er erreicht nur selten die hier so viel zur glücklichen, dem Gegenstand entsprechenden Wirkung beitragende Vornehmheit der Gestalten, die sprudelnde Frische des heitern Wiener Meisters, auch ist er nicht in dem Maße wie dieser für das Phantastische begabt. W. H. Riehl (a. a. O. S. 437) giebt mit kurzen Worten den Unterschied zwischen den beiden Meistern folgendermaßen an: „In ihrem Ideal und in neidloser Anerkennung standen sich beide brüderlich nahe: Richter, der das Wahre so poetisch, und Schwind, der die Poesie so wahr gemalt hat.“ Daß der Schwerpunkt der Richterschen Kunst im Gegensatz zu der Schwinds in der Darstellung des „Wahren“ liegt, ist der Grund, warum Richter dem Meister Schwind als Romantiker nicht ganz ebenbürtig zur Seite steht. Der gleiche Umstand aber macht seine Märchenbilder um so verständlicher für ihr eigentliches Publikum, die Kinderwelt, und läßt, was die Hauptsache ist, den Meister zu einem um so trefflichern Schilderer des deutschen Volkslebens werden.

Der Übergang vom Romantiker zum Maler des Alltagslebens ist anscheinend sehr groß. Die meisten Anhänger der romantischen Richtung glaubten nur durch die Wiedererweckung des alten, längst begrabnen Lebens Poesie in ihr Dasein bringen zu können; die wirklich in ihm liegende Poesie verkannten sie völlig. Ganz anders Richter. Das Verständnis für sie zu wecken, war das Ziel, das er bei vielen seiner Arbeiten im Auge hatte, vor allem bei den vier Heften „Fürs Haus,“ mit denen er, wie es im Vorwort heißt, ein Werk schaffen wollte, „welches im Spiegel der Kunst jedem zeigt, was jeder einmal erlebte: der Jugend Gegenwärtiges und Zukünftiges, dem Alter die Jugendheimat, den gemeinsamen Blumen- und Paradiesesgarten, der den Samen getragen hat für die spätere Saat und Ernte.“

Das Verständnis für das reiche Maß von Poesie, das auch im Alltagsleben des Volkes verborgen liegt, mag dem Romantiker schon bei manchen seiner Illustrationsarbeiten, zunächst bei den Jäger- und Volksliedern aufgegangen sein, dann auch bei seinen Zeichnungen zu den Geschichten von Jeremias Gotthelf, Peter Hebel, Berthold Auerbach u. a. Von Einfluß war auch die liebevolle Art und Weise, mit der die alten Niederländer ihre Umgebung behandelten. „Ich möchte, so schreibt Richter auf einer Reise durch die Niederlande im Jahre 1849, jetzt nur meine sächsischen Gegenden und Hütten malen, und dazu die Menschen, wie sie jetzt sind, nicht einmal mittelalterliches Kostüm. Ein Frühlingstag mit grünen Korn- und gelben Rübsenfeldern, jung belaubte Linden- und Obstbäume, den Bauer, der da ackert im Schweiße seines Angesichts und auf Hoffnung von Gottes Segen, und die kleinen, talkigen, unschuldigen Bauernkinder, die dem Vater einen Trunk bringen, oder heiter spielen und Sträuße binden, da sie noch im Paradieszustande der Kindheit leben, während der Alte arbeiten muß; dazu Schwalben in der Luft, Gänse auf der Wiese und Goldammern im Gebüsch, der Hauspitz oder die Kühe auch bei der Hand; das alles so recht treu, streng, innig und lieblich wiedergegeben in Memlings Sinn und frommer, einfältiger und liebevoller Weise, das hätte gewiß Interesse und Bedeutung genug. Wir können nicht immer und nicht alle Heiligenbilder machen.“ In diesen Worten findet sich eine Eigentümlichkeit der Richterschen Bilder angedeutet, auf der zum großen Teil die poetische und zugleich auch die volkstümliche Wirkung beruht: die dem deutschen Volksliede verwandte innige Verbindung, in die der frühere Landschafter den Menschen mit der ihn umgebenden toten und lebenden Natur treten läßt.

Eine weitere echt volkstümliche Eigenschaft der Richterschen Kunst ist die Be-

Digitized by Google

tonung der religiösen Stimmung, die in dem Leben unsers Volks doch eine so große Rolle spielt, daß sie nicht so zurücktreten oder gar verschwinden darf, wie das z. B. in Auerbachs Dorfgeschichten der Fall ist. Die Art und Weise, wie Ludwig Richter das Leben unsers Volkes schildert, muß als etwas in der Kunstgeschichte durchaus Neues bezeichnet werden. Die derben Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts, Hogarth mit seiner geißelnden Satire, ja selbst der von Richter sehr geschätzte Chodowiecki, der mit seinen ziemlich prosaischen Darstellungen im ganzen recht kalt läßt, sie alle können unmöglich als eigentliche Vorbilder Richters aufgefaßt werden, der mit seiner gemütvollen, liebenswürdigen und fein humoristischen Auffassung ihnen vollkommen selbständig gegenüber steht. Durch seine Einkehr in das Volkstum ist Richter der modernen Kunst, deren Entwicklung er — wenn auch durch ein Augenleiden zur Unthätigkeit verurteilt — bis zu seinem Tode am 19. Juni 1884 selbst noch beobachten konnte, um ein gutes Stück näher getreten als die übrigen Romantiker. Daß er trotzdem von einem großen Teile der neuen Richtung durch eine tiefe Kluft getrennt ist, hat seinen Grund darin, daß er, um Riehls Worte zu gebrauchen, „das Wahre so poetisch" gemalt hat. Wenn der Künstler in sein Tagebuch schrieb: „Das Wirkliche ist nur schön, wenn es vom Ideal berührt und dadurch bedeutend wird," so läßt sich dagegen ja manches einwenden. Volle Zustimmung aber muß der Meister finden bei seiner hohen Auffassung der Kunst, wie er sie zum Ausdruck bringt in den Worten: „Sie soll den Staub und den Schmutz, die Kruste, die sich so bald im Leben um Herz und Gemüt legt, abnehmen und uns mit einem freien, reinen und großen Blick entlassen."

Mögen diese Ausführungen wie das in Dresden enthüllte Monument recht viele Leser auf das Denkmal hinweisen, das der Künstler sich selbst in seinen Werken gesetzt hat.

Englands Bündnisfähigkeit

Von Hugo Bartels

Vor zwei Jahren, als die Depesche des Kaisers an den Präsidenten Krüger den schuldbewußten Herren von der südafrikanischen Gesellschaft einen willkommnen Anlaß bot, die öffentliche Entrüstung über ihr Treiben von sich auf Deutschland abzulenken, konnte sich die englische Presse kaum genug thun in Feindseligkeit gegen alles, was deutsch war, und der genasführte John Bull jubelte in den Musikhallen über den geschmacklosesten Unsinn, wofern er nur gegen Deutschland und sein Oberhaupt gerichtet war. Für Deutsche in England war es eine unangenehme Zeit, obgleich in den bessern Kreisen der Anstand den Ausländer vor Beleidigung schützte. Dem Schreiber dieser Zeilen ist niemals ein verletzendes Wort gesagt worden, ja eine Dame, die Witwe eines schottischen Universitätsprofessors, sprach ihm gerade in jener Zeit ihre enthusiastische Bewunderung für unsern Kaiser

Digitized by Google

aus. Doch die Masse des englischen Volks folgte blindlings der Meinung der Presse und gefiel sich darin, mit der englischen Seemacht zu prahlen und geringschätzig auf die deutsche Flotte zu sehen, die ja, wie wir wohl wissen, bedeutend kleiner ist als die unsrer liebenswürdigen Vettern, aber ihr an Tüchtigkeit der Offiziere und Mannschaften mindestens ebenbürtig ist.

Seitdem hat sich manches geändert. Damals gefiel sich England in glänzender Einsamkeit; aber die zwei Jahre haben den Glanz verblassen lassen. Das bischen Silber ist durch den Gebrauch abgerieben worden, und nur der graue Schein der Einsamkeit ist übrig geblieben, während sich ringsum Schwierigkeiten auftürmen, bei denen mit einer Verbindung von Mächten gerechnet werden muß. Auf den patriotischen, antideutschen Rausch ist eine schmerzliche Ernüchterung gefolgt, und mit Sehnsucht denkt John Bull der Zeit, wo Friedrich der Große sein Bundesgenosse war und ihm ermöglichte, Kanada und Indien zu erwerben.

Auch Friedrich der Große ist nicht immer in England beliebt gewesen. Als seinerzeit die englischen Kaper preußische Schiffe aufgebracht hatten und seine gütlichen Vorstellungen nichts fruchteten, machte er kurzen Prozeß und legte Beschlag auf alle englischen Schiffe und Güter in seinem Bereich. England war bitterböse über ein so unerhörtes Vorgehen eines deutschen Fürsten; doch der Krieg mit Frankreich war vor der Thür, und um preußische Hilfe zu gewinnen, gab es klein bei. Friedrichs Rechnung wurde bei Heller und Pfennig bezahlt, und in weniger als zwei Jahren war aus dem gehaßten Preußenkönige der volkstümlichste Held Englands geworden, dessen Geburtstag mit einer Begeisterung gefeiert wurde, daß man wohl hätte fragen können, ob Friedrich oder Georg König von England sei.

Die Umstände von heute sind der Lage von 1756 ähnlich, soweit England in Frage kommt. Das englische Volk wäre gern bereit, dem deutschen Kaiser ebenso zuzujubeln wie einst seinem Ururgroßoheim. Mit Frankreich und Rußland nämlich sind die Dinge nicht ganz so, wie England wünschen könnte. In Peking ist ein interessantes Schachturnier zwischen dem russischen Bären und dem britischen Löwen im Gange, worin der Bär eine gute Stellung gewonnen hat, und in Afrika kräht der gallische Hahn lauter, als für die Ruhe Englands zuträglich ist. Dabei ist die Überlegenheit Englands zur See diesen beiden gegenüber nicht so bedeutend, daß seine Herrschaft über die Meere als unbestreitbar erscheinen könnte, und die englische Landmacht kommt gegen den Zweibund kaum in Betracht. Unter solchen Umständen wäre ein festländischer Prügelknabe sehr wertvoll, ein Bundesgenosse, der sich mit den andern herumschlüge und ihre Kräfte so in Anspruch nähme, daß sich England der angenehmern und einträglichern Beschäftigung der Kolonialerwerbung widmen könnte.

Der einzige mögliche Bundesgenosse ist natürlich Deutschland. Aber wenn sich für England die Lage von 1756 jetzt wiederholt, mit Deutschland liegen die Dinge anders. Für Friedrich den Großen war das Bündnis mit England von Wert, insofern es seinen Kriegsschatz mit dem nötigen Kleingeld versah und die französische Kraftentfaltung gegen ihn weniger furchtbar machte. An der Stelle des verhältnismäßig kleinen und schwachen Staates Friedrichs steht aber heute das Deutsche Reich mit seinen 52 Millionen, in sich selbst gefestigt und durch den Dreibund noch weiter gegen Angriffe gesichert. Das neue Deutsche Reich hat nicht mehr wie der junge aufstrebende preußische Staat um seine Daseinsberechtigung zu kämpfen und findet seinen besten Vorteil in der Erhaltung des Friedens. Es müßten daher sehr gewichtige Gründe sein, die das Deutsche Reich aus seiner Friedenspolitik heraustreiben könnten.

Digitized by Google

Ein Bündnis Deutschlands und Englands würde natürlich auch die andern Mitglieder des Dreibunds in Mitleidenschaft ziehen, es würde thatsächlich gleichbedeutend sein mit einem Eintritt Englands in den Dreibund oder einer Sprengung des Bundes und einer Neugruppirung der Mächte. Den Dreibund zu sprengen kann kaum in der Absicht der deutschen Staatsmänner liegen. Aber was könnte Deutschland und der Dreibund durch Englands Beitritt gewinnen? Absolut nichts, es wäre denn die Weltlage so beschaffen, daß der europäische Friede, für dessen Erhaltung der Dreibund geschaffen worden ist, nicht länger zu bewahren wäre und ein Krieg vor der Thür stünde, in dem die Mitwirkung der englischen Seemacht von Wert wäre.

Der Schwerpunkt der deutschen wie der ganzen Dreibundpolitik liegt in Europa, während England in allen Erdteilen gleichmäßig interessirt und verwundbar ist. Die Gefahr eines Zusammenstoßes mit Rußland liegt für England durchaus nicht in der Einbildung, und ein Bruch mit Rußland würde höchstwahrscheinlich auch Frankreich auf den Plan bringen, eine Aussicht, die für die Engländer wenig erfreulich ist und sie mit schwerer Sorge erfüllt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie unverhohlen, wie Chamberlain vor kurzem gethan hat, den Wunsch nach einem Bündnisse mit einer festländischen Großmacht aussprechen. Es würde für England ein leichtes sein, den Besitzstand der Dreibundmächte zu gewährleisten, da diese sehr wohl imstande sind, ihn selbst zu verteidigen, und es würde, da es auf dem Festlande keine Interessen zu schützen hat, als Entgelt die Gewährleistung seines außereuropäischen Besitzes verlangen.

Nun läßt sich wohl sagen, daß Englands Anschluß an den Dreibund diesem durch den Zuwachs der englischen Streitkräfte ein solches Übergewicht verleihen würde, daß Rußland und Frankreich einen Kampf für aussichtslos halten müßten, und der Weltfriede dadurch nur um so gesicherter sein würde. Der Satz klingt ja sehr plausibel, aber so klar bewiesen wie der pythagoräische Lehrsatz ist er nicht.

Bei einem Bündnisse kommt es vor allem darauf an, ob die vertragschließenden Teile in sich so gesichert sind, daß auf sie Verlaß ist, und dann, ob die Leistung der Gegenleistung entspricht.

Über die Festigkeit der englischen Regierung kann natürlich kein Zweifel obwalten. England ist ein wohlgeordneter Staat mit trefflichen Finanzen. Keine innere Zerrüttung droht die ganze Regierungsform über den Haufen zu werfen, und es ist auch keine sinkende Nation wie die Romanen, die ausgespielt zu haben scheinen, sondern ist noch in voller Lebenskraft. Auch die Gefahr, daß sich eine neue Regierung von den Abmachungen der vorhergehenden lossagen könnte, ist weniger groß als zu Friedrichs Zeit, da die Kabinettspolitik des vorigen Jahrhunderts einer nationalen Politik Platz gemacht hat, die in ihren Grundzügen Konservativen wie Liberalen gemeinsam ist. Wie aber steht es mit der Macht, die England für Bündniszwecke zu Gebote steht? Ist sie so groß, daß Englands Beitritt zum Friedensbunde diesem eine so gewaltige Übermacht geben würde, daß dadurch andre von der Störung des Weltfriedens abgeschreckt werden müßten?

Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien haben schwere Opfer gebracht und bringen sie noch, um sich zu sichern. Sie haben alle drei ein Volk in Waffen aufzuweisen. England dagegen kennt die allgemeine Wehrpflicht nicht, obwohl verfassungsmäßig jeder Engländer zur Verteidigung des Landes verpflichtet ist. Auf dem Papier belaufen sich die gesamten Landstreitkräfte auf mehr als 600 000 Mann, was ganz achtbar erscheint. Aber nach Abzug der Freiwilligen, die trotz Lord Wolseleys Bestreben von sehr zweifelhaftem Werte sind, und der Miliz bleibt nur eine im Verhältnis zu andern Heeren kleine Truppenmacht übrig.

Digitized by Google

Am 1. Januar 1898 hatte das reguläre Heer, die Offiziere einbegriffen, 221 487 Mann. Hiervon standen etwa 77 000 in Indien, 39 000 in den Kolonien, 5000 in Ägypten und der Rest von rund 100 000 im Vereinigten Königreiche. In Deutschland ist die Verfassung des englischen Heeres außerhalb der militärischen Kreise wenig bekannt, und nach den angegebnen Zahlen möchte es dem Uneingeweihten scheinen, als ob fast die Hälfte der englischen Wehrkraft in der Heimat zur Verfügung stünde. Doch in Wirklichkeit ist ein unverhältnismäßig großer Teil der brauchbaren Soldaten außer Landes zum Schutze englischer Interessen in auswärtigen Gebieten. Die englische Heeresverfassung beruht auf dem System der Regimenter zu zwei Bataillonen. Jedem Bataillon auf einer auswärtigen Station entspricht eins in der Heimat, dessen Aufgabe es ist, Rekruten auszubilden und Nachschübe zu liefern. Das britische Heer verlor im verflossenen Jahre durch den Tod 2067, 12 966 wurden entlassen, 3669 desertirten, und 16 702 gingen zur Reserve über. Dieser Ausfall muß allein durch die Truppenkörper daheim gut gemacht werden, und die Zahl der Rekruten belief sich auf 35 015. An und für sich ist diese Zahl von Rekruten unter 100 000 Mann keine Schwierigkeit. Unsre Offiziere haben ja mit einem größern Prozentsatze von Rekruten zu rechnen. Was aber bei dem englischen System bedenklich ist, ist, daß diese Rekruten nicht wie die unsrigen vollwichtiges Material sind. Bei dem deutschen System der allgemeinen Wehrpflicht haben wir die Auswahl und stellen nur Leute ein, die körperlich durchaus tauglich sind. Anders in England. Da muß das Heer nehmen, was sich bietet. Kräftige Männer haben keine Schwierigkeit, ihr Brot zu verdienen, und das beste Material für ein Heer hält sich fern. Im vergangnen Jahre waren nur 30 Prozent der Rekruten über zwanzig Jahre alt, 20 Prozent standen zwischen neunzehn und zwanzig Jahren, und die Masse von 50 Prozent war erst achtzehn Jahre alt und weniger. Das Militärmaß ist 5′ 3″ = 161,3 Centimeter; aber durchschnittlich 30 Prozent der Rekruten haben dieses Mindestmaß nicht und werden eingestellt in der Hoffnung, daß sie mit der Zeit und bei guter Fütterung heranwachsen. Die meisten erfüllen ja die Erwartung und werden endlich brauchbare Soldaten, aber die Thatsache bleibt bestehen, daß mindestens 30 Prozent der Rekruten, also über 10 000 aus den 100 000 der Truppen in der Heimat nur halbwüchsige Jungen sind, die für einen Feldzug eher ein Hindernis wären als ein Element der Stärke.

In den letzten Jahren hat die Vergrößerung des englischen Kolonialbesitzes das Gleichgewicht der Truppen im äußern und im heimischen Dienste noch mehr gestört. Es wurden außerhalb mehr Truppen gebraucht, als die Heeresorganisation vorsah. Es blieb nichts übrig, als auch eine Anzahl der zweiten Bataillone hinauszusenden und für die Rekrutenausbildung nur ein Depot in der Heimat zu lassen. Zu Anfang des Jahres 1897 waren draußen elf Bataillone mehr als daheim. Im Laufe des Jahres stieg die Zahl auf fünfzehn, und die heimischen Truppen wurden durch Nachschübe so heruntergebracht, daß nicht ein einziges Linienbataillon in der Verfassung war, im Notfalle in einen der fortwährenden kleinen Kriege einzugreifen. Für den Aschantikrieg z. B. mußte ein Bataillon aus kleinen Abteilungen der verschiedensten Truppenteile gebildet werden.

Gegenwärtig bemüht sich die Heeresverwaltung, das Gleichgewicht durch eine Vermehrung des Heeres um 25 000 Mann wiederherzustellen. Ob aber selbst die in Aussicht genommne Aufbesserung der Löhnung dem Heere brauchbare Mannschaften zuführt, ist noch die Frage. Es ist zu fürchten, daß man nach wie vor in den heimischen Bataillonen, selbst wenn ihre Zahl den außerhalb stehenden gleich ist, viele Leute haben wird, die nur Zukunftssoldaten sind.

Digitized by Google

Während die Bataillone in Indien und in den Kolonien immer in Kriegsbereitschaft sind und keinen Mangel an wirklicher Kriegsübung haben, blüht den Offizieren in der Heimat das Vergnügen, für ihre Kameraden draußen Rekruten auszubilden. Die ältern Offiziere, die noch aus der Zeit vor der Reform von 1870 stammen, haben sich schwer an dieses System gewöhnt und loben noch heute die gute alte Zeit. Die junge Generation dagegen hat sich darin eingelebt und erkennt die Vorzüge der kurzen Dienstzeit an. Freilich, den preußischen Leutnant macht uns, wie Bismarck gesagt hat, keiner nach. Der englische Leutnant giebt sich so wenig wie möglich mit seinen Leuten ab, und sobald er seinen Dienst hinter sich hat, vertauscht er die Uniform mit Zivilkleidung. Es fehlt ihm so an Fühlung mit den Mannschaften, und erst wenn eine kleine Gehorsamverweigerung eintritt, merkt er, daß etwas faul war im Staate Dänemark. Diese abgesonderte und erhabne Stellung des Offizierkorps rührt noch aus der Zeit, die noch gar nicht weit zurückliegt, wo das Heer sich aus der Hefe und dem Abschaum des Volkes zusammensetzte, und das Prügeln als unentbehrliches Mittel der Mannszucht galt. Jetzt ist zwar die moralische Verfassung der Soldaten unvergleichlich besser; aber es sind doch nur die untern Schichten, die dem Heere Rekruten liefern. Bismarcks Söhne zogen als gemeine Dragoner nach Frankreich. Ein Sohn Lord Salisburys als Gemeiner ist einfach undenkbar, und eher würde die Welt untergehen, als daß ein Sprosse aus dem Hause Cecil sich, wie von Graf Wilhelm Bismarck berichtet wird, im Felde dem löblichen Geschäfte des Schweinetreibens hingäbe. (Siehe Busch, Bismarck und seine Leute I, 126.) Das moralische Rückgrat, das unsre Soldaten durch die Beimischung der gebildeten Stände haben, geht also dem englischen Heere schon von vornherein ab. In den kleinen Kriegen mit barbarischen Völkern mag es auch nicht so nötig sein. Da ist der tierische Mut ausreichend. Aber in einem großen Kriege mit einem zivilisirten Gegner, der gleich gute oder gar bessere Waffen führt, wo es weniger auf persönliche Tapferkeit in der Erregung der Schlacht, als auf die Fähigkeit ankommt, ermüdende Märsche aushalten zu können, bedarf es auch eines tiefen Pflichtgefühls, das nicht aus dem tierischen Mute abgeleitet werden kann.

Man muß es jedoch den englischen Offizieren lassen, daß sie aus dem Material, mit dem sie zu thun haben, soviel machen, als erwartet werden kann, und es ist wahrlich keine Aufgabe, um die man sie beneiden könnte. Sobald die von der Straße aufgelesenen Burschen an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnt worden sind, müssen die besten abgegeben werden, um den Abgang draußen zu decken, ohne daß man Gelegenheit gehabt hätte, sie auch in größern taktischen Verbänden zu führen, besonders da das jährliche Manöver, das in Deutschland eine alte Einrichtung ist, in England noch eine neue Erfindung ist. Nach einem Versuche, der im vergangnen Herbste bei Arundel in Sussex durch das Entgegenkommen einiger Großgrundbesitzer möglich gemacht worden war, hat man dieses Jahr das erste Manöver auf englischem Boden gesehen. Die einzige Feldübung, die den Truppen des Lagers von Aldershot bisher vergönnt war, beschränkte sich auf einen großen Exerzier- und Paradeplatz, auf dem Offiziere wie Mannschaften jedes Sandkorn bei Namen kannten. Wenn das Ungenügende einer solchen Ausbildung nicht längst anerkannt gewesen wäre, die Erfahrungen des Manövers hätten es bewiesen.

Die Garden, die in ihrer Masse in England stehen und auch fürder stehen werden, sind dem fortwährenden Abgeben ausgebildeter Leute nicht unterworfen. Aber was feldmäßige Übung betrifft, sind sie nicht besser daran als die Linientruppen. Als im vergangnen Jahre längere Übungsmärsche unternommen wurden,

Digitized by Google

die im deutschen Heere etwas selbstverständliches sind, fielen einzelne Truppenteile sehr böse ab und erreichten ihr Ziel nur in sehr verringerter Anzahl. So kommt es, daß die heimischen Truppen an Tüchtigkeit denen, die im auswärtigen Dienste sind, stark nachstehen, soweit diese nicht durch Krankheiten dezimirt sind, die dank der Prüderie der Moralprediger besonders in Indien in erschreckender Weise um sich gegriffen und den größten Teil der Mannschaften durchseucht haben.

Erst die Einstellung der Reservisten würde nach Ausscheidung der unfertigen und halbwüchsigen Jungen aus den heimischen Bataillonen brauchbare Truppenkörper machen. Die gesamte Reserve beträgt 82000 Mann. Man muß jedoch annehmen, daß in einem großen Kriege mindestens die Hälfte von den äußern Truppen beansprucht werden würde, und was für europäische Operationen verfügbar bliebe, würde bei aller Tapferkeit in der Schlacht, auf die ganz zweifellos zu rechnen wäre, an der Seite der großen festländischen Heere nur von geringem Gewichte sein. Da es auch nicht wahrscheinlich ist, daß deutsche Truppen, Hannoveraner, Braunschweiger oder Nassauer, wieder unter einen englischen General gestellt werden würden, so sind die Aussichten für einen neuen Wellington herzlich gering, und England wird daher wohl vorziehen, alle kriegstüchtigen Truppen, die nicht in England selbst nötig sind, auf den außereuropäischen Kriegsschauplatz zu senden und in Europa das Schwergewicht seiner Rüstung auf die Flotte zu legen.

Wenn England zu Lande die schwächste aller Großmächte ist, so steht es zur See weit über der stärksten. Der Grundsatz, der die Flottenverwaltung leitet, ist, die Flotte jederzeit so stark zu halten, daß sie selbst einer Kombination zweier andern Mächte überlegen wäre. In der Anzahl der Schiffe ist die beanspruchte Überlegenheit auch außer Zweifel, dank dem Reichtum Englands, der fast unbegrenzte Mittel für den Bau von Schiffen gewähren kann, und auch dank der entwickelten Industrie, die imstande ist, nicht nur den eignen Bedarf zu decken, sondern daneben auch noch große Aufträge für andre Staaten auszuführen. Nicht weniger als vier große Firmen befassen sich mit der Herstellung von Panzerplatten, und ebenso wenig ist Mangel an Werften, die geeignet sind, Schlachtschiffe ersten Ranges zu bauen, und das in kürzerer Zeit als andre Nationen. Wieviel Fahrzeuge wirklich bereit sind, bei einem ausbrechenden Kriege in See zu gehen, wissen wohl nur die Herren von der Admiralität und vielleicht der Marineattaché an der deutschen Botschaft in London. Klein ist die Zahl nicht, und in den letzten Jahren hat England große Anstrengungen gemacht, seine Flotte zu vergrößern.

Im Jahre 1893 hatte es nur 38 Schlachtschiffe, zu Ende März dieses Jahres hatte es 52, während 9 im Bau begriffen und 3 projektirt waren. Von diesen 52 Schiffen sind freilich 15 schon vor 1876 gebaut und daher veraltet, was die Zahl der modernen auf 37 herabbringt, und auch von diesen sind die aus der Zeit von 1876 bis 1880 von geringerm Werte, weil sie teilweise noch mit Vorderladern ausgerüstet sind. An modernen, d. h. seit 1876 gebauten Schlachtschiffen hat Frankreich 23 und Rußland 11. Auch an Kreuzern ist die Überlegenheit Englands gegenüber dem Zweibunde unbestreitbar. An Panzerkreuzern hat England zwar nur 18 gegen 9 französische und 10 russische, aber seine geschützten und ungeschützten Kreuzer zählen 121 gegen 46 französische und 6 russische. Es darf aber auch nicht übersehen werden, daß von modernen Panzerkreuzern, die man ganz wohl als Schlachtschiffe verwenden könnte, England nur 4 im Bau hat gegen 10 französische und 7 russische. In kurzem wird also der Zweibund 30 Panzerkreuzer gegen Englands 22 besitzen und damit eine Überlegenheit gewinnen. Eine ähnliche Verschiebung der Machtverhältnisse wird auch bei den eigentlichen Schlacht-

Digitized by Google

schiffen eintreten. Gegen Englands 9 hat Frankreich 8 und Rußland 6 im Bau, sodaß der Zweibund der englischen Schlachtflotte von 46 eine solche von 48 Schiffen entgegenstellen kann.

Ein andrer für England ungünstiger Umstand ist, daß seine Interessen mehr als die seiner etwaigen Gegner über die ganze Erde verzettelt sind. Es muß ständig große Geschwader in entlegnen Meeren unterhalten, und wenn es auch die Mehrzahl der unterseeischen Kabel beherrscht und ihm so eine schnelle Konzentration möglich ist, so wird es doch große strategische Geschicklichkeit erfordern, der Möglichkeit vorzubeugen, daß seine Flotten einzeln von einer stärkern Macht angegriffen werden.

Der Grundsatz, die Überlegenheit der englischen Flotte einer Vereinigung von zwei oder, wie manche gern wollen, gar von drei Mächten zu bewahren, ist also nicht ohne Schwierigkeit festzuhalten. Wenn es nur aufs Geld ankäme, wäre es leicht. Die Flottenfrage wird so eifrig im Lande erörtert, vornehmlich durch die Bemühungen der Navy League, daß das Parlament alle Mittel bewilligt, die von der Regierung verlangt werden. Die Schwierigkeit liegt auch nicht in der Beschaffung der Schiffe, sondern in ihrer Bemannung. Viel, sehr viel kommt ja auf die Schiffe und ihre technische Ausrüstung an, wie die Erfahrungen des spanisch-amerikanischen Krieges gezeigt haben. In alten Kähnen vermag auch der größte Heldenmut nichts. Aber andrerseits wird die vollkommenste schwimmende Schlachtmaschine wertlos, wenn sie unzulänglich oder mit nicht hinreichend geschulten Leuten bemannt ist. Die Zeiten Nelsons sind vorüber, wo man die Leute von der Straße auflesen und monatelang auf den Schiffen einüben konnte, bevor man an den Feind kam. Heute muß alles zum Kriege fertig sein, und ein modernes Schlachtschiff und moderne Geschütze können nicht vom ersten besten bedient werden, wenn man nicht sehendes Auges ins Verderben rennen will.

Das gesamte englische Marinepersonal, Offiziere eingeschlossen, bestand vor zehn Jahren aus 62400 Mann, von denen nach Abzug von 4000 Mann Küstenwachen und fast 13000 Seesoldaten usw. etwas über 44000 für den eigentlichen Flottendienst blieben. Seitdem hat mit dem Bau von Schiffen auch die Anzahl der Mannschaften zugenommen. Im vergangnen Jahre war die Zahl auf 93750 gestiegen, in der auf den eigentlichen Flottendienst 61262 Offiziere und Seeleute nebst 4495 Jungen kamen. Für die Küstenwache dienten 4200, und Seesoldaten gab es 15836. Für dieses Jahr ist eine weitere Vermehrung im Gange, die das Personal auf mehr als 100000 bringen soll. Hinter dieser Macht steht noch eine Reserve von 26000 Mann. Bisher hat die Admiralität keine große Schwierigkeit gehabt, die für den Flottendienst nötigen Mannschaften anzuwerben. Soll aber die Vermehrung der Schiffe in demselben Maße weitergehen, wie Frankreich und Rußland zur See stärker werden, so dürfte es doch mit der Zeit schwer werden, die Fahrzeuge genügend zu bemannen.

Wenn man Land- und Seemacht zusammenrechnet, so erhält man eine Zahl von mehr als 300000 Mann im aktiven Dienste, was bei einer Bevölkerung von nur 38 Millionen nicht weit unter einem Prozent bleibt — nicht übel für ein Volk, das so gern über festländischen Militarismus herzieht! Die sogenannte Blutsteuer ist, wie man sieht, auch im Lande der parlamentarischen Freiheit nicht gering, und das System der Anwerbung kostet dem stolzen britischen Steuerzahler ein erkleckliches Sümmchen mehr als die allgemeine Wehrpflicht. Uns geht es ja nichts an, wie die Engländer ihr Haus einrichten, und sie müssen sich selbst mit den Thatsachen abfinden. Ob aber ohne die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht eine starke Steigerung der Streitkräfte möglich ist, ist die Frage.

Digitized by Google

Für den Flottendienst ist es eine heikle Frage. An und für sich bietet der Seedienst weniger Reize als das Heer. Trotz der großen Ausdehnung der britischen Küste ist die seefahrende Bevölkerung, auf die doch zunächst bei der Kriegsflotte gerechnet werden muß, verhältnismäßig gering und zeigt seit einiger Zeit starke Neigung zur Abnahme, besonders unter dem jüngern Geschlechte. Im Jahre 1891 waren von den 55022 Seeleuten der britischen Handelsflotte 41590 britische Unterthanen und 13432 oder 24,4 Prozent Ausländer, meist Deutsche und Skandinavier. Fünf Jahre später aber, 1896, waren bei einer Gesamtsumme von 49489 Seeleuten nur 35020 Unterthanen der Königin Viktoria, und das fremde Element war auf 14469 oder 29,2 Prozent gestiegen. Nach Einziehung der Reserven würden also noch nicht 10000 Mann für die Handelsflotte übrig bleiben, d. h. die Handelsflotte würde fast ganz in den Händen von Angehörigen fremder Staaten sein oder gar die Fahrt ganz einstellen müssen, was für die Proviantzufuhr Englands von der größten Gefahr wäre. Soviel steht jedenfalls fest, daß, wenn nicht durch außerordentliche Mittel der Sinn für das Seewesen gehoben wird, die Vermehrung der Flotte bald eine Grenze finden wird.

Die Verhältnisse liegen also so, daß in nicht allzu ferner Zeit England bei einem Kampfe mit dem Zweibunde seiner Überlegenheit zur See nicht mehr sicher ist, und da der Gott der Schlachten immer auf der Seite des Stärkern zu stehen pflegt, und Dame Fortuna ein etwas unzuverlässiges Frauenzimmer ist, so ist es wohl verständlich, daß es John Bull bei seiner gerühmten Vereinsamung nicht mehr ganz geheuer ist. Von den Kolonien ist eine wesentliche Hilfe kaum zu erwarten. Sie sind weder finanziell sehr gut gestellt, noch auch haben sie eine starke Bevölkerung, und was sie an eignen Verteidigungsmitteln haben, werden sie im Kriegsfalle selbst brauchen, wenn sie nicht sogar noch Hilfe vom Mutterlande verlangen müssen.

Da wäre also ein Bundesgenosse nur zu willkommen. Am liebsten sähe England ein germanisches Bündnis, Deutschland, England und die Vereinigten Staaten. Die Vereinigten Staaten haben mit der Kriegserklärung an Spanien ihre alte Politik der Selbstgenügsamkeit aufgegeben und haben eine neue Richtung eingeschlagen, die sie in die Händel andrer Erdteile hineinführt. Sie fangen an ein lebhaftes Interesse an der ostasiatischen Frage zu nehmen. Sie sind jetzt in die Reihe der großen Industriestaaten eingetreten, und die Sicherung eines Absatzgebiets liegt ihnen ebenso am Herzen wie den europäischen Mächten, deren überseeische Politik auf die Erschließung des Reiches der Mitte für ihre Erzeugnisse gerichtet ist. Ihre Flotte ist auch früher nicht verächtlich gewesen, wie John Bull zu Anfang dieses Jahrhunderts am eignen Leibe verspürt hat, und wenn sie auch in dem Kriege mit Spanien keinen ebenbürtigen Gegner vor sich hatte, so hat sie doch Gelegenheit genug gehabt, ihre Tüchtigkeit zu beweisen. Ferner gedenken die Vereinigten Staaten diese Flotte noch bedeutend zu vermehren. Ein Bündnis mit Bruder Jonathan würde demnach der Seemacht John Bulls einen Zuwachs geben, der die Überlegenheit über die Flotten des Zweibunds wieder sicherte. Um ein solches Bündnis anzubahnen und möglich zu machen, befleißigt man sich in England seit einiger Zeit der größten Liebenswürdigkeit gegen die große Republik; man vergißt, daß bisher Jonathan keine Gelegenheit hat vorübergehen lassen, den britischen Löwen auf den Schwanz zu treten, man sieht auch darüber hinweg, daß mit jedem Jahre der Gewerbfleiß der Amerikaner ein gefährlicherer Nebenbuhler des englischen wird, kurz, man findet überall Interessengemeinschaft, und in Musikhallen, oder wo es sonst geht, wird das Sternenbanner in brüderlicher Eintracht

Digitized by Google

mit dem Union Jack vorgeführt. Ob das Liebeswerben Erfolg haben wird? Wir glauben es nicht. Die Amerikaner sind vor allem Geschäftsleute, die sich Liebenswürdigkeiten und Schmeicheleien gern gefallen lassen, aber auch scharf berechnen, ob sich ein Unternehmen bezahlt machen wird, und nur darnach ihre Entschlüsse fassen. Was sie brauchen, können sie auch ohne englischen Beistand erlangen.

Neben einem Bündnis mit den Vereinigten Staaten sähe England gern eins mit dem Deutschen Reiche, und hätte es die Wahl, so zöge es Deutschland vor. Bei aller Begeisterung für den Bruder im Westen, der, nebenbei gesagt, doch recht viel deutsches, irisches, französisches und spanisches Blut in seinen Adern hat, sähe es im Kampfe lieber den deutschen Vetter Michel an seiner Seite. Amerika ist weit, aber Frankreich und Rußland sind nah. Mit einem amerikanischen Bündnisse würde nur die Seemacht eine Verstärkung erfahren. England würde imstande sein, die Flotten des Zweibunds zu besiegen, den Zweibund selbst könnte es damit nicht auf die Kniee bringen.

Zwar wird dem gläubigen britischen Publikum noch heute von berufner und unberufner Seite gepredigt, daß England allein Napoleon zu Fall gebracht habe, und daß deshalb das englische Heer das beste in der Welt, überhaupt unüberwindlich und jedem Feinde gewachsen sei. Man beachtet nicht, daß Napoleon gegen Wellington in Spanien nur Marschälle schickte, während er selbst sich mit den andern abgab, die ihm darnach wohl gefährlicher geschienen haben müssen. Man verschweigt auch, daß Wellingtons Fehler den Verlust der Schlacht von Ligny verschuldete, wie daß Blücher bei Waterloo Wellington, gelinde ausgedrückt, vor einer Wiederholung von Ligny bewahrt hatte, ja in dem Begleitworte zu einem eben erschienenen Buche (Wellington and Waterloo by Major Arthur Griffiths) versteigt sich der Höchstkommandirende der englischen Armee, Lord Wolseley, zu dem blühenden Blödsinn: „Wellington ist es, dem Europa den Sieg verdankt. Ohne Wellington hätte Napoleon in Frieden in den Tuilerien sterben können, umgeben von all dem Pomp und der Etikette, die er für seinen neuen Hof erfunden hatte.“ Von Blücher und den Preußen weiß der edle Lord augenscheinlich nicht viel.

Bei aller Ruhmredigkeit über Torres Vedras, Salamanca, Vittoria und Waterloo hat man in England doch das heimliche Gefühl, daß es nicht England war, das Napoleon besiegt hat, und daß auch die Grenadiere der Garde sterbliche Wesen sind. Um den Zweibund wirklich zu schlagen, dazu bedürfte es der Macht des Deutschen Reichs, dem sich gegebnenfalls auch Österreich-Ungarn und Italien zugesellen würden. Mit den Vereinigten Staaten an seiner Seite könnte England nur einen Defensivkrieg führen. Es würde einen russisch-französischen Angriff auf Indien befürchten müssen, und es ist kaum anzunehmen, daß französische Kolonien so von Verteidigungsmitteln entblößt sind, wie seinerzeit das holländische Kapland. Die große Heeresmacht Deutschlands würde die russisch-französischen Streitkräfte in Europa fesseln und Indien wie die afrikanischen Besitzungen vor einem Angriffe sichern. Wie im Krimkriege die Franzosen, so würden in einem solchen neuen Waffengange die Deutschen die Hauptarbeit zu verrichten haben.

Für England wäre das recht angenehm. Aber vom deutschen Standpunkte aus sieht sich die Sache doch sehr anders an. Uns gelüstet weder nach einer Eroberung der Champagne und Burgunds, noch Polens. Wir haben schon genug Franzosen und Polen im Reiche, als daß wir begierig sein könnten, noch mehr dergleichen Brüder in unsre Arme zu schließen. Man kann also nicht von uns erwarten, daß wir uns um der schönen Augen der Frau Britannia willen in einen blutigen Krieg stürzen, aus dem auch der Sieger nur mit schweren Verlusten hervor-

Digitized by Google

gehen könnte. Der Gewinn, den wir aus einem Siege ziehen könnten, würde nicht mit den Opfern im Einklang stehen. Nach den französischen Kolonien können wir wenig Begehr haben, und südafrikanische Gebiete, die wir für den Überschuß unsrer Bevölkerung benutzen könnten, wird England in gutem nicht hergeben. Dagegen würden wir die dauernde Feindschaft Rußlands ernten, und unsre Rüstung müßte auf unabsehbare Zeit verdoppelt werden.

Nun ließe sich der Fall denken, daß das russisch-französische Bündnis hinfällig würde. Auch der feierlichste Vertrag ist ja nichts wert, wenn der eine der vertragenden Teile sein Interesse nicht mehr dabei findet. Sei es, daß Frankreich einer militärischen Diktatur in die Hände fiele oder durch innere Wirren so zerrüttet würde, daß keine Regierung mehr festen Boden unter den Füßen fühlte, es wäre sehr wohl möglich, daß der Zar und seine Ratgeber das Vertrauen in Frankreich verlören und es seinem Schicksale überließen. Doch auch dann läge es schwerlich im deutschen Interesse, mit England über Frankreich herzufallen. Die Vernichtung der französischen Seemacht würde nur England zu gute kommen und seine Herrschaft über die Meere noch fester machen, als sie schon ist, zu unserm endlichen Schaden. Gegenwärtig übt die Stärke Frankreichs zur See einen mäßigenden Einfluß aus auf die englischen Ansprüche in andern Erdteilen. Dieses Gegengewicht weggeräumt zu sehen, kann uns nicht angenehm sein, so wenig Sympathie wir auch für unsre gallischen Nachbarn haben mögen. Im Gegenteil, wir sollten eher auf die Erhaltung dieses Gegengewichts bedacht sein. Zu Hause mögen die Franzosen auf das Vogesenloch starren, in fremden Meeren geht ihr Haß nicht so weit, daß sie es ablehnen, mit Deutschland zusammen zu gehen. Sie haben es gethan und werden es auch wieder thun, und wer weiß, ob nicht noch einmal in Asien die alte Feindschaft begraben wird.

Für England mag daher ein Bündnis mit Deutschland willkommen sein, für Deutschland hat es keinen Reiz, es sei denn, daß wir selbst angegriffen würden, oder daß wie 1756 eine Lage einträte, die einen Angriff in sichre Aussicht stellte. Unsre eignen Güter vermögen wir auch ohne England mit unsern bisherigen Bundesgenossen zu schützen, und im schlimmsten Falle können wir uns auch allein unsrer Haut wehren, wie der große Friedrich, als sein englischer Bundesgenosse ihn im Stich ließ.

Aus der oben gegebnen Aufstellung der englischen Machtmittel geht hervor, daß sie nicht so groß sind, daß sie für Deutschland in einem Kampfe mit Rußland und Frankreich schwer in die Wagschale fallen würden. Die Entscheidung muß für uns doch immer im Landkriege gesucht werden, bei dem wir von England wenig Unterstützung erwarten könnten. Eine Verstärkung der Friedensgewähr würde ein englisch-deutsches Bündnis auch nicht sein. Denn Rußland, das in einem Kriege am meisten in Betracht käme, würde von englischer Seite kaum berührt werden. Vor dem englischen Heere braucht sich Rußland nicht zu fürchten, und von der englischen Flotte hat es wenig Schaden zu besorgen. Die baltische Expedition im Krimkriege hat nur nutzlos Pulver vergeudet, und ohne die Franzosen wäre Sebastopol nie gefallen. Die russischen Staatsmänner würden sich durch ein solches Bündnis wenig in ihren Plänen beeinflussen lassen. Wären sie auf einen Krieg gegen Deutschland bedacht, Englands Eintritt in die Friedensliga würde sie nicht davon abhalten, sondern nur ihren Groll gegen Deutschland verstärken. Wollen sie aber selbst den Frieden erhalten, dann bedarf es der englischen Gewähr nicht.

Mögen die Engländer daher ihre Händel allein ausfechten. Auch in wirt-

Digitized by Google

schaftlicher Beziehung verlangt unsre Lage eine Politik der Zurückhaltung, ganz abgesehen davon, daß wir friedlich gesonnen sind und des Friedens zu unserm Gedeihen bedürfen. Wir sitzen einmal im Mittelpunkte des festländischen Europas und sind das wirtschaftlich wichtigste Mitglied der festländischen Völkergemeinde, aber kein durch natürliche Grenzen abgeschlossenes Inselreich. Je mehr die Vereinigten Staaten ihren Gewerbfleiß entwickeln — und in der letzten Zeit haben sie unter dem Schutzzoll erstaunliche Fortschritte gemacht —, um so mehr bricht die Überzeugung von der Gemeinsamkeit der europäischen Interessen gegenüber Amerika durch. Mancherlei wird über des Zaren Abrüstungsbotschaft geredet, und der praktische Erfolg der Konferenz wird vielfach, und nicht mit Unrecht, als zweifelhaft betrachtet. Eins aber, wie uns scheinen will, wird die vorgeschlagne Aussprache zu Wege bringen, nämlich, daß man sich über die Gemeinsamkeit der europäischen wirtschaftlichen Interessen gegenüber andern Erdteilen klar wird, und dabei wird sich auch der Gegensatz Großbritanniens zum Festlande schärfer offenbaren. Das britische Volk denkt nicht an Abrüstung, obwohl die Kosten seiner Rüstung die der deutschen um ein volles Drittel übersteigen. England ist ein Erdteil für sich, und in dem Vorschlage des Zaren wittert es einen gegen sich gerichteten Schachzug.

Wenn wir Deutschen uns nun vor allem als eine festländische Macht fühlen, so brauchen wir deshalb natürlich nicht in einen Gegensatz zu England zu treten. Die Beziehungen zwischen uns und England sind so mannigfaltig und bedeutend, daß ein Bruch für beide Teile von ungeheuerm Schaden wäre. Wir sind die besten Abnehmer englischer Erzeugnisse und führen zugleich einen großen Teil unsrer Waren nach England aus. Einen so regen Handelsverkehr opfert niemand selbst einer ernsten Verstimmung. Man kann in der Geschäftsfreundschaft sogar sehr weit gehen. Deutschland kann die englische Stellung in Ägypten mit seinem vollen Gewicht unterstützen und auch anderswo mit England zusammengehen. Aber eine solche Unterstützung kann sich doch immer nur auf einen bestimmten Fall beziehen, und Unterstützung in Ägypten macht noch keine Hilfe in Ostasien oder eine Billigung Rhodesscher Machenschaften in Südafrika nötig.

Wir haben im Gegenteil scharf aufzupassen, daß unser Vetter uns nicht wieder hinter dem Rücken einen Streich spielt, wie Roseberrys Vertrag mit dem Kongostaate, durch den England sich einen Streifen Landes im Rücken unsers ostafrikanischen Gebietes sichern und uns so vom Kongogebiete abschneiden wollte. Damals wurde der Plan vereitelt durch den Einspruch Deutschlands und Frankreichs. Aufgegeben hat England den Plan noch nicht. Noch am 13. September, in einem Leitartikel über die Ankunft der französischen Expedition in Faschoda am obern Nil, spricht der Standard von einer Straße von Alexandria nach dem Kap, die nicht von den Franzosen unterbrochen werden dürfe. Leider liegt auch unser Gebiet dieser englischen Straße im Wege. Wir wissen also, wessen wir uns zu versehen haben. Wir sollen Platz machen und weiter auch die englische Vorherrschaft in Südafrika anerkennen. Soweit jedoch dürfte unsre Freundschaft für England schwerlich gehen, und wir können zu den gegenwärtigen Leitern der äußern Politik Deutschlands das Vertrauen haben, daß sie sich in dem Abkommen mit England nicht wie Caprivi haben übervorteilen lassen, sondern daß sie für Zugeständnisse unsrerseits auch gleichwertige Zugeständnisse von England erlangt haben.

Ein Bündnis bedeutet das Abkommen jedenfalls nicht, trotz allem, was Joseph Chamberlain den amerikanischen Zeitungen erzählt hat. Denn dafür liegt bei Deutschland keine Notwendigkeit vor. Deutschland wird am besten fahren, wenn es dem angelsächsischen Vetter gegenüber freie Hand behält.

Digitized by Google

Noch freilich fehlt uns manches, das nötig ist zur vollen Freiheit. Noch sind unsre Schiffe in fremden Meeren von englischen Kohlenstationen abhängig, weil wir keine eignen haben. Ein berühmter deutscher Professor mag ja die deutsche Flotte nur für einen Sport halten. Es ist richtig, die alten Römer waren keine Seefahrer und fürchteten sich vor den sächsischen Seeräubern, die mit allen Winden zu segeln wußten. Doch unser Blick reicht ein wenig über das enge Becken des Mittelmeeres hinaus, und der Deutsche, der im Auslande für das Vaterland wirkt und schafft und aus eigner Anschauung die Bedeutung der See kennt, denkt anders als der berühmte Gelehrte.

Was Deutschland braucht, sind Kohlenstationen über die ganze Erde hin, und neben den Stationen ein Netz von deutschen Kabeln, das sie mit unsern Kolonien und dem Mutterlande verbindet. Man fängt jetzt in Deutschland an, sich mit dem Gedanken eigner Kohlenstationen zu befreunden. Aber Hand in Hand mit der Erwerbung dieser wichtigen Außenposten sollte auch der Ausbau eigner Kabellinien gehen. Gegenwärtig hat England fast ein Kabelmonopol und verdankt einen nicht geringen Teil seiner herrschenden Stellung dem Besitze seines ausgedehnten Netzes elektrischer Drähte. Von welcher Bedeutung die Kontrolle der Kabel in politischer Beziehung sein kann und muß, ist offenkundig für jeden, der denken kann.

Wenn Deutschland seine Schiffe selbst mit den nötigen Kohlen versehen kann und sich auch im Nachrichtendienste nicht mehr auf das Wohlwollen mißgünstiger Nachbarn angewiesen sieht, erst dann ist es England gegenüber wirklich frei. Es ist eine kühne Forderung, und sie verlangt Opfer. Aber wir sind trotz England groß geworden, und trotz England und ohne England wollen wir auch noch größer werden.

Spuren im Schnee

Eine Winternovelle von Sophus Bauditz

Autorisirte Übersetzung von Mathilde Mann

(Schluß)

Jetzt wußte das Wetter, was es wollte: es war Schneesturm geworden. Die Flocken jagten herunter, daß Himmel und Erde in einander übergingen; man konnte keine drei Schritte weit sehen, und bald waren Wege, Gräben und Äcker nicht mehr von einander zu unterscheiden.

Nachdem sie dreiviertel Stunden gefahren waren, erklärte der Kutscher, daß er in der Gegend nicht bekannt sei — er sei aus dem Süden —, und daß er sich „gewiß" verirrt habe; aber man könne sich ja in dem nächsten Hause erkundigen. Ja, aber wo war eins? Es war auch nicht eine menschliche Wohnung zu erblicken, wie man auch auf dem ganzen Wege niemand begegnete.

Halten Sie einmal einen Augenblick, rief der Leutnant und sprang auf den Weg hinab. Hier ist ja die frische Spur eines Schlittens — er ist nach der

Digitized by Google

Richtung hingefahren! Wir wollen ihr nachfahren — irgendwohin muß sie doch wohl führen!

Der Kutscher parirte Ordre, und zehn Minuten später langten sie bei einem abseits gelegnen Bauerngehöft an.

Es kam niemand heraus, um sie zu empfangen — der Sturm übertönte wohl das Schellengeklingel —, und der Leutnant stieg aus dem Schlitten, schüttelte den Schnee ab, öffnete die Hausthür und ging hinein.

In dem vordern Zimmer war auch niemand: er klopfte an und ging weiter, blieb aber stehen und zuckte unwillkürlich zusammen bei dem Anblick, der sich ihm bot.

In der Thür, die von dem Zimmer, in das er eintrat, zu dem nächsten führte, stand Fräulein Harriet, und jetzt glich sie ihrer Photographie. Weg war alles Kalte, Steife, sie hatte wirklich ein Gewand abgestreift und sah glückstrahlend ins Leben hinein. Wenn auch der Leutnant nicht so bezaubert war, wie er vor ein oder zwei Tagen gewesen wäre — es war in den letzten zwei Tagen ja etwas andres dazwischen getreten —, so machte es doch einen starken Eindruck auf ihn. Aber er sollte keine Zeit haben, sich irgend einem Eindrucke hinzugeben, denn in demselben Augenblicke entdeckte Fräulein Harriet ihn, wandte sich zornglühend nach ihm um und sagte:

Wagen Sie es, meine Wege auszuspioniren? Was wollen Sie hier?

Der Leutnant wollte erklären, wie er hierher gekommen sei, als aus dem Nebenzimmer, in dessen Thür Fräulein Harriet stand, ein großer, schöner Mann auf ihn zutrat — ihm also hatte ihr Blick entgegengeleuchtet! Kaum aber hatten die beiden Männer einander gesehen, als es: Hög! — Busch! erscholl. — Müssen wir uns hier treffen! Und dann folgte ein herzlicher Händedruck.

Die Herren kennen sich? fragte Harriet, die sich schnell faßte; ihre Stimme zitterte aber noch nach.

Ja, wir haben ja im Jahre 90 zusammen als Rekruten in Fredericia gestanden, sagte der Leutnant. Und du bist ja Reserveleutnant geworden, wandte er sich an den andern. Wo bist du aber jetzt? Ich habe dich ja ganz aus den Augen verloren!

Ich bin Gutsverwalter bei Graf Hjelm drüben auf Seeland, lautete die Antwort, und nächsten Frühling bekomme ich eins von den Hauptgütern der Grafschaft in Pacht — es geht mir gut in jeder Beziehung.

Sie müssen meine Worte von vorhin verzeihen, sagte Harriet halblaut zu dem Leutnant, aber —

Keine Entschuldigung, mein gnädiges Fräulein! Ich verstehe es sehr wohl, daß es Sie unangenehm berührte, als Sie mich, den Sie daheim auf Midskov glaubten, hier plötzlich leibhaftig vor sich stehen sahen!

Ja, ich wurde wirklich ganz bange, sagte Harriet eifrig und versuchte zu lächeln.

Der Leutnant erzählte, wie er sich verirrt habe, und da er die Situation richtig beurteilte, nahm er schnell Abschied und bat nur, daß man ihm den rechten Weg zeigen möge.

Als er im Begriff war, hinauszugehen, kam Harriet auf ihn zu und sagte verlegen:

Ich fahre in einer Stunde nach Hause, Sie sprechen wohl nicht davon —

Daß ich mich verirrt habe! ergänzte der Leutnant. Nein, deswegen können Sie ganz ruhig sein. Und der Kutscher sagt ganz gewiß auch nichts — denn der weiß nichts.

Digitized by Google

Sieh, sieh! dachte er auf dem Heimwege. Das stolze Burgfräulein hält Stelldicheins mit Verwaltern außer Hause — das sollte der Jägermeister wissen, dann brauchte er nicht so bange zu sein, daß sie seine kleinen Exzesse entdecken könnte.

Haben Sie es gefunden? fragte Ellen, sobald der Leutnant, mit ganz beschneitem Gesicht, heimgekehrt war. Sie hatte während der letzten Stunde oben im Turmzimmer auf dem Ausguck gesessen; jetzt stand sie da und nahm ihn auf der steinernen Treppe in Empfang, und es fiel dem Leutnant in diesem Augenblicke ein, wie wunderlich es sei, daß er so ausfuhr, um das zu suchen, was doch hier zu Hause war — das Manuskript natürlich.

Nein, gefunden habe ich es nicht, antwortete er; aber ich weiß, wo es wahrscheinlich steckt, und dann erzählte er, was er erfahren hatte. — Aber wo ist der Doktor? fragte er.

Der Doktor! Sie wollen doch nicht etwa —

Freilich will ich — das schulde ich ihm!

Der Doktor wurde geholt — er arbeitete gerade unten im Erdgeschoß im östlichen Flügel —, und er war natürlich in höchstem Grade interessirt und so dankbar für den Edelmut des Leutnants, wie ihm das überhaupt nur möglich war.

Wollen Sie selber das Manuskript herausgeben? fragte er vorsichtig tastend.

Nein, ich hatte eigentlich gedacht, daß Sie das thun sollten, entgegnete der Leutnant, und da war denn der Doktor selig.

Verstärkt durch den Jägermeister gingen sie dann alle in einer Prozession zu Peter Rademacher hinab, und unterwegs vertraute der Jägermeister dem Leutnant an, daß Harriet noch nicht zurückgekommen sei; da hätten sie sich eigentlich mit dem Aufräumen des Rittersaals gar nicht so sehr zu beeilen brauchen.

Der Rademacher war zu Hause; der Leutnant führte das Wort: Es sei seiner Zeit hier im Schlosse ein altes Buch eingemauert gefunden worden, so und so; ob Peter das nicht etwa habe?

Nein, eingemauert sei das nicht gewesen, meinte der Rademacher. Sein Vater habe gesagt, es hätte zwischen anderm Gerümpel oben auf dem Boden gelegen, und sein Vater sei immer ein zuverlässiger Mann gewesen, also was der gesagt habe, das sei wahr.

Ja, aber haben Sie denn das Manuskript, oder haben Sie es nicht? fragte der Doktor, der sich jetzt in die erste Reihe hineindrängte.

Ja, haben thäte er es wohl — das heißt, wenn die Kinder das Buch nicht zerrissen hätten; aber nun wolle er einmal nachsehen.

Der Doktor zitterte förmlich, während der Rademacher fort war, aber nach einer Weile kehrte dieser zurück — ja, er hatte das Buch, einen zerfetzten Folianten mit zerbrochnem hölzernen Einband unterm Arm! Und der Doktor stürzte auf ihn zu, ergriff den Schatz, öffnete ihn — und sank vernichtet auf einen Stuhl.

Was ist denn das! rief er mit schwacher Stimme aus und zeigte auf die Neuruppinschen Kunstwerke, die die Seiten des Buchs bedeckten. Das ist ja ein Bilderbuch!

Ja, sagte der Rademacher, das war so schönes, starkes Papier, und die Schrift konnte man ja doch nicht lesen, da nahm ich es und machte ein schönes Bilderbuch für die Kinder daraus, und die haben denn auch viel Vergnügen daran gehabt.

Das ist ja ganz unverantwortlich! stöhnte der Doktor. Allerdings kann dies nicht der Kodex sein, von dem der Prior Christen Jensen spricht — dies ist Papier, nicht Pergament, und das Papier ist außerdem nur ein paar hundert Jahre alt —,

Digitized by Google

aber es könnte doch eine spätere, vollständige Abschrift von Robert von Elys Chronik sein, die an demselben Ort wie das Original aufbewahrt wurde — ja, ich bin im Grunde fest davon überzeugt, ich habe es im Gefühl! Sind indessen die Bilder mit gewöhnlichem Kleister festgeklebt, so ist doch Hoffnung vorhanden, daß —

Nein, ich habe sie allerdings mit dünnem Tischlerleim eingeklebt, erklärte der Rademacher wohlwollend; der hält besser!

Der Doktor sank zerschmettert auf seinen Stuhl zurück, und der Jägermeister bemerkte später, er sei zusammengebrochen wie ein Stück Wild, das eine schöne Blattkugel bekommen habe.

Wenn man bedenkt, daß ich hier mit einem historischen Aktenstück vielleicht von unberechenbarem Wert stehe! stöhnte er. Und nun ist es begraben, begraben wie Pompeji unter der Asche — und niemand vermag den Grabdeckel zu entfernen!

Das ist denn doch noch nicht gesagt, wandte der Leutnant ein. Lassen Sie mich einmal versuchen!

Was wollen Sie thun? fragte der Doktor mißtrauisch und preßte den Folianten fester an sich.

Ich will die Blätter kochendheißen Wasserdämpfen aussetzen, und dann —

Dann wird die Schrift unter den Bildern zerstört sein.

Das bezweifle ich, daß sie das sein werde. Ich bin freilich kein Schriftkundiger —

Nein!

Aber soviel weiß ich doch, daß man vor zweihundert Jahren nur reine Gallustinte benutzte, und —

Das ist richtig, das that man — glücklicherweise!

Und alte Gallustinte kann ebenso wie Tusche viel Nässe vertragen ohne ausgelöscht zu werden. Lassen Sie uns nur einmal versuchen!

Aber wenn die Schrift nun doch zerstört wird?

Wer nicht wagt, gewinnt nicht.

Nein, ich habe nicht den Mut dazu! Lassen Sie uns noch damit warten!

Wir könnten es ja mit einem einzelnen Blatt versuchen?

Ja, was für ein Blatt sollte das aber sein?

Das erste!

Wo denken Sie hin! Darauf stehen ja voraussichtlich die allerinteressantesten chronologischen und personalhistorischen Daten, und wenn die zerstört werden —

Dann also das letzte Blatt!

Dann laufen wir ja Gefahr, den Schluß zu verlieren!

Ja, aber das Ganze ist ja ein toter Schatz, wenn wir es nicht untersuchen!

Der Doktor erteilte endlich seine Einwilligung dazu, daß der Leutnant einen Versuch mit dem ersten Blatt anstelle; der Rademacher bekam zwei Kronen für das Bilderbuch, die Kinder heulten über den Verlust, und dann ging man an das große Werk.

Es wurde Feuer unter dem Braukessel gemacht, und alle — einschließlich Harriets, die jetzt endlich heimgekommen war — wohnten dem spannenden Prozeß bei. Das erste Blatt wurde aus dem Buch herausgeschnitten und oben unter dem Deckel des Kessels angebracht und dann gedämpft.

Glauben Sie nicht, daß es jetzt genug hat? fragte der Doktor, der umhertrippelte wie ein Huhn, das legen will.

Digitized by Google

Nein, noch nicht, antwortete der Leutnant.

Ja, aber das Papier kann sich ganz auflösen!

Nein, zu jener Zeit hatte man gutes Papier!

Das ist wohl wahr — aber trotzdem —

Endlich nahm der Leutnant das Blatt aus dem Braukessel heraus und fing vorsichtig an, das Bild, das die Burg Rheineck darstellte, an der einen Ecke von seiner Unterlage loszulösen — es ging!

Lassen Sie mich einmal sehen, was da steht! sagte der Doktor und steckte die Nase ganz ins Papier hinein. — Pre — Preben By — Bydelsbak! — Zu Knud Lavards Zeit gab es keine Bydelsbaks, die kennt man erst aus dem vierzehnten Jahrhundert! — Was kann dies nur sein!

Das Blatt war bald ganz von der rheinischen Burg befreit. Die Schrift hatte nicht den geringsten Schaden gelitten, leider aber entpuppte die vermeintliche Knudschronik sich nur als eine Leichenpredigt über den „guten Mann" Anders Bagge, dessen Genealogie auf der ersten Seite aufgezählt wurde.

Das kann man wirklich eine Enttäuschung nennen! seufzte der Doktor. — Was nun?

Ja, was nun? wiederholte der Leutnant. Wir sind fehlgefahren und müssen nun sehen, daß wir eine neue Spur finden — das kann oft zu den überraschendsten Resultaten führen.

Harriet senkte den Blick und errötete bis an die Haarwurzeln.

Herr Leutnant! sagte sie nach einer Weile. Ich möchte gern ein Wort mit Ihnen reden.

Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, mein gnädiges Fräulein!

Ich schulde Ihnen eine Erklärung, fuhr sie fort, nein, unterbrechen Sie mich nicht! Sie haben ein Recht, alles zu wissen, und ich muß Ihnen danken, daß Sie so diskret waren, nicht zu fragen. Der Mann, mit dem zusammen Sie mich heute vormittag trafen, Gutsverwalter Jörgen Busch, ist mein Verlobter.

Der Leutnant verneigte sich. Das war mir selbstverständlich im ersten Augenblick klar, mein gnädiges Fräulein.

Harriet fuhr fort, aber es kostete sie offenbar nicht geringe Überwindung zu reden:

Er ist der Sohn eines Holzwärters hier auf dem Gut — seine beiden Eltern sind schon lange tot. Wir sind zusammen aufgewachsen — er ist nur wenige Jahre älter als ich —, wir spielten zusammen, wir lernten zusammen, und wir waren unzertrennlich; schließlich gewann er mich lieb und ich ihn. Ich war fünfzehn Jahre alt, als Vater uns einmal zusammen überraschte; er wurde heftig, entsetzlich heftig — er legte Hand an Jörgen, und das habe ich Vater nie vergessen können — vielleicht ist das meine Schuld. Dann ging ich von daheim fort, zu meiner Tante, und bei der blieb ich, bis sie starb. Jörgen aber ließ ich ausbilden — ich hatte freie Verfügung über mein Klostergeld —, natürlich ohne daß er es ahnte und ahnt, woher die Hilfe kam; er machte sein Abiturientenexamen, besuchte die landwirtschaftliche Akademie und wurde, wie Sie wissen, Reserveoffizier. Der, den ich zum Manne erwählte, mußte selbstverständlich so sein, daß man weder über seine Bildung, noch über seine soziale Stellung die Schultern hochziehen konnte. Jetzt soll er, wie Sie vorhin hörten, zum Frühling eine größere Pachtung übernehmen, im nächsten Jahre werde ich großjährig, und dann heirate ich ihn, ohne irgend jemand um Erlaubnis zu fragen. Bis dahin aber bitte ich Sie, unverbrüchliches Schweigen über das zu bewahren, in das Sie zufällig eingeweiht worden sind. Ich

Digitized by Google

habe nur alle paar Jahre einmal heimlich einen Schimmer von meinem Verlobten erhaschen können — wie zum Beispiel heute, wo wir uns in dem Hause meines alten Kindermädchens trafen. Zuletzt, als ich ihn sah —

War das nicht in Kopenhagen? fragte der Leutnant mit einem Lächeln.

Ja — woher wissen Sie denn das? entgegnete Harriet und wurde dunkelrot.

Ich weiß es nicht, ich habe es nur erraten — ich habe nämlich eine Photographie gesehen, und —

Harriet sah ihn fragend an, verstand ihn nicht, sagte dann aber, ohne eine nähere Erklärung abzuwarten:

Dann hätten wir also nichts weiter zu bereden — ich danke Ihnen noch einmal!

Ach, nur noch einen Augenblick, mein gnädiges Fräulein! bat der Leutnant. Wollen Sie mir eine Frage gestatten — ja, ich weiß eigentlich nicht, wie ich sie formuliren soll —, aber vor neun Jahren, als Sie erst fünfzehn Jahre alt waren — waren Sie damals wirklich so sicher, daß Ihre Gefühle vorhalten würden —, oder richtiger gesagt: Sie waren damals wohl selber fest davon überzeugt, aber Sie waren doch nur ein halbes Kind, und —

Ach ja! unterbrach ihn Harriet, in gewisser Hinsicht. Aber Sie vergessen, daß das Gefühlsleben eines jungen Mädchens lange vorher entwickelt sein kann, ehe ihr Verstand es ist, und außerdem — ja, es klingt wohl sonderbar, so etwas zu sagen —, aber in unsrer Familie lieben die Frauen nur einmal oder nie!

Jetzt war die Reihe, verlegen zu werden, an dem Leutnant; er sah nieder, bewegte den einen Fuß, als glätte er eine Falte im Teppich, nahm sich aber zusammen und sagte:

So darf es nicht weiter gehen, gnädiges Fräulein. Diesem unnatürlichen Verhältnis zwischen Ihnen und Ihrem Herrn Vater soll und muß ein Ende gemacht werden — glauben Sie mir: dabei werden sich alle Teile am besten stehen.

Ja, wenn ich mündig werde und mich verheirate, dann —

Nein, vorher, mein gnädiges Fräulein! Wenn Sie mir erlauben wollen, mit Ihrem Herrn Vater zu reden —

Er läßt sich nicht zur Vernunft reden.

Doch, das thut er, verlassen Sie sich auf mich!

Sie sagen das mit einer solchen Bestimmtheit!

Ja, ich bin auch ganz sicher.

Gut! Ich will Ihnen glauben! Thun Sie, was Sie für recht halten! — Und vielen Dank!

Harriet reichte ihm die Hand und ging.

Am Abend, als der Jägermeister und der Leutnant allein beisammen saßen, begann dieser:

Ich habe viel über das nachgedacht, was wir die letzte Nacht besprochen haben.

Der Jägermeister sah unsicher auf. Die letzte Nacht? — Ach so, über Alf!

Ja ja, auch an den habe ich gedacht — jetzt weiß ich, weshalb er fortgelaufen ist!

Hat Harriet —?

Der Leutnant nickte.

Ja, ich war natürlich zu heftig, das gebe ich zu — das Ganze war ja nur eine Kinderei! Sie hat ihn auch schon längst vergessen, und er ist weit weg, Gott

Digitized by Google

weiß wo — ich habe seither nie wieder von ihm gehört oder von ihm hören wollen.

Eigentlich dachte ich im Augenblick hauptsächlich an Sie selber, Herr Jägermeister! Sie müssen aus der ganzen Geschichte heraus, wie ich Ihnen schon sagte — nur auf einige Jahre —, Sie müssen fort und sich beschäftigen lernen, vielleicht nach Kopenhagen —

Aber meine Töchter!

Ja — Fräulein Harriet ist verlobt!

Ach, Gott segne Sie, Herr Leutnant, wollen Sie wirklich —

Nein, ich nicht! Aber Reserveleutnant Jörgen Busch, zum Frühling Pächter von —

Jörgen — Jörgen Busch?

Ja! Und dann erzählte der Leutnant — die Cigarre des Jägermeisters ging dabei aus. — Können Sie nun wohl sehen, daß Ihre Töchter sich wirklich verloben können — trotz des Vaters, den sie haben? schloß er lächelnd.

Das scheint wirklich so! — Ja, wenn Sie meinen, daß es so sein soll, Herr Leutnant, dann soll es so sein! Herr Gott, daß sich doch alles zum besten wenden muß! — Aber Ellen! Was soll denn aus der werden! Meine liebe kleine Ellen!

Das will ich Ihnen sagen! entgegnete der Leutnant mit eigentümlich weicher Stimme. Ellen soll zu meiner Tante, der Kammerherrin. Sie thut alles, worum ich sie bitte, und ich habe heute nachmittag schon an sie geschrieben, ob sie Ihre jüngste Tochter zu sich ins Haus nehmen will — vorläufig auf ein Jahr, und dann —

Ja, dann muß der liebe Gott für das Weitere sorgen!

7

Der nächste Morgen war sehr bewegt.

Der Jägermeister und Harriet sprachen über eine Stunde mit einander — das hatten sie seit vielen Jahren nicht gethan —; Ellen wurde in das Geschehene eingeweiht, sie drückte und küßte die Schwester, weinte ganz unmotivirt und lachte zugleich, wagte aber nicht recht, den Leutnant anzusehen.

Der Doktor war sehr trübselig. Er schien sein Vorhaben ganz aufgegeben zu haben und sagte in einem merkwürdig bescheidnen Ton zu dem Leutnant:

Sie meinten, wir müßten eine neue Spur einschlagen — haben Sie die gefunden? Denn ich reise heute abend.

Der Leutnant hatte wirklich Mitleid mit ihm, er schüttelte den Kopf und erwiderte:

Lieber Herr Doktor, ich glaube fast, wir müssen es aufgeben — ich reise auch heute abend!

Aber Ellen ging zu ihm hin und sagte so, daß sonst niemand es hörte:

Das meinen Sie doch nicht, Herr Leutnant! Wollen Sie unverrichteter Sache abreisen? — Ich habe vom ersten Augenblick an geglaubt, daß Sie — Sie und ich — das Manuskript finden würden — und daran glaube ich auch jetzt noch. Ich habe einmal irgendwo gelesen, daß jedes alte Gebäude einen Gedanken oder ein Geheimnis in sich berge — und die Chronik, das ist das Geheimnis von Midskov — davon bin ich fest überzeugt!

Einen so festen Glauben hatte der Leutnant nun freilich nicht. Als er aber nach einer Weile am Fenster stand und über den Hof nach dem Turm hinauf

Digitized by Google

sah, von woher das rote Licht ihm am ersten Abend aus Ellens Zimmer entgegengeschienen hatte, da entdeckte er plötzlich etwas.

Mitten zwischen ihrem Zimmer und der Obstkammer darunter, wo jetzt der Fußboden lag, waren deutliche Spuren von zugemauerten Schießscharten: die beiden Räume waren also ursprünglich einer gewesen, und war die Obstkammer ein Teil der „blauen Kammer" gewesen, so war es mit Ellens Zimmer ebenso gewesen — da war also noch Hoffnung! Und die alte Chronik hatte durch Ellens Worte jetzt einen Wert für ihn erlangt, wie sie ihn bisher nie gehabt hatte, sie war für ihn das goldne Buch des Lebens geworden, das Symbol für das Glück, jetzt und in Zukunft — gefunden werden sollte sie!

Er und sie und Boy gingen allein auf ihr Zimmer. Vorsichtig wurde eine Schicht Putz nach der andern entfernt.

Ja, es ist blaue Farbe darunter! rief der Leutnant.

Und hier klingt es hohl! sagte Ellen, als sie nach einer Weile über ihrem Bett klopfte. Hier muß es sein — helfen Sie mir ein Loch schlagen!

Sie hatte schon angefangen, aus allen Kräften drauf los zu schlagen, als der Leutnant sie bei der Hand ergriff und sagte:

Nein, lassen Sie das! Sie und ich, wir können uns damit begnügen, die ersten gewesen zu sein, die das alte, vergessene Land — das gefundne und verschwundne Land — von der Mastspitze aus geschaut haben, aber der arme Doktor, der um der Chronik willen hier herüber gereist ist — dem wollen wir es gönnen, der Entdecker zu sein!

Aber Sie sind doch auch um der Chronik willen hierher gekommen! sagte Ellen.

Nein, das bin ich nicht. Später will ich Ihnen einmal erzählen, was ich hier finden wollte, und was ich gefunden habe — jetzt kann ich das nicht. — Liebe kleine Ellen, was würden Sie dazu sagen, wenn Sie das Heim Ihrer Kindheit auf einige Zeit verlassen sollten?

Er erzählte ihr, was er am vorhergehenden Abend ihrem Vater vorgeschlagen hatte; sie sah dankbar zu ihm auf, ohne ein Wort; er ergriff ihre Hand, die er soeben losgelassen hatte, und behielt sie in der seinen — viel länger, als nötig gewesen wäre —, und da geschah das Merkwürdige, daß Boy sich erhob, knurrte und die Zähne zeigte.

Boy ist wohl eifersüchtig! sagte sie und versuchte zu lächeln, aber in ihren Augen standen Thränen.

Dazu hat Boy vorläufig noch keinen Grund, entgegnete der Leutnant, aber wenn ich übers Jahr zu meiner Tante komme, dann vielleicht —

Ach, Gott segne Sie, Herr Leutnant, kommen Sie wirklich? Dann küssen Sie mich nur ein einzigesmal — davon kann ich gut ein ganzes Jahr zehren! — Ja, dann küsse ich Sie und lasse es Boy sehen!

Nach einer Weile wurde der Doktor in Ellens Zimmer hinauf geholt, und es machte keine sonderlichen Schwierigkeiten, ihn dahin zu bringen, daß er fand, wo der leere Raum sein müsse. Auch der Jägermeister und Harriet kamen herzu, Peter Rademacher stellte sich mit einem großen Hammer ein, und dann trat der feierliche Augenblick ein, wo sich, nachdem ein paar von den großen braunroten Mönchsteinen gelöst und herausgenommen waren, ein Raum in der Mauer zeigte und in diesem ein kleiner Kasten aus Blei.

Der Doktor ergriff ihn, öffnete ihn — und da lag das vergilbte Pergament wohlbewahrt.

Digitized by Google

Er warf einen hastigen Blick auf die erste Seite und las: Canutus autem dux Slesuici — ja, das war die Knudschronik!

Und Ellen und der Leutnant standen Hand in Hand da, als sei dies ihr Königsbrief,*) den der Doktor dort vorlas.

* * *

Am Abend reisten der Leutnant und der Doktor.

Auf dem Wege zum Bahnhof sagte der Leutnant:

Was glauben Sie übrigens, was Ihr Kollege im Archiv, Doktor Thorby — der ja Anders Sörensen Wedels Notiz gefunden hat — dazu sagen wird, daß Sie das Manuskript geholt haben?

Doktor Thorby? — woher wissen Sie das?

Das haben Sie mir ja selber erzählt.

Ich?

Ja, in dem Coupee zwischen Kopenhagen und Korsör!

Waren Sie das!

Ja, das war ich allerdings!

Und Sie machten sich zu nutze, was —

Ja, das that ich — und das war natürlich nicht so ganz richtig von mir; aber ich hatte meine eignen, besondern Gründe dazu, und ich bin Ihnen doch sicher ein wenig nützlich gewesen — bei den „gröbern" Voruntersuchungen —, nicht wahr? Und schließlich waren es doch Sie, der das Manuskript gefunden hat!

Ja, das war ich! Und ich werde es auch herausgeben!

Ja, so verhält sich die Sache!

Als die beiden Reisegenossen bei der ländlichen Bahnstation aus dem Schlitten stiegen und sich der geliehenen Pelze entledigten, stand der Doktor in einem wunderlichen altmodischen Mantelkragen da, worin er sich bisher nicht hatte sehen lassen, der dem Leutnant aber ganz merkwürdig bekannt vorkam.

Wohnen Sie im Jermerturm? fragte der Leutnant und packte ihn beim Arme.

Im Jermerturm? Wollen Sie sich über mich lustig machen? Nein, ich wohne am Westwalle!

Waren Sie am Abend vor Ihrer Abreise noch spät auf der Straße?

Am Abend vor meiner Abreise? Nein! — Doch, ich war ja bei meinem Bruder gewesen.

Und Sie gingen über den Boulevard nach Hause?

Ja, jetzt entsinne ich mich dessen: da war jemand, der mich verfolgte, und ich wurde ganz bange — und schließlich rannte ich nach Hause.

Doktor, Doktor! rief der Leutnant und klopfte ihn auf die Schulter, Sie sind doch meine gute Fee gewesen! Sie haben mich erst ins Mittelalter und dann in den siebenten Himmel hineingeführt — das werde ich Ihnen niemals vergessen!

* * *

Und nun fragt es sich ja nur, ob sich das Manuskript — Codex Midskoviensis, wie der Doktor es alsbald getauft hatte — bei näherer Untersuchung wirk-

*) Dispensation von dem kirchlichen Aufgebot vor der Trauung.

Digitized by Google

lich als Robert von Elys vollständige Knudschronik erweisen wird, oder ob es nur ein Auszug ist wie der Anders Sörensen Wedels —, und ob Leutnant Hög im nächsten Jahr zu seiner Tante hinüberreist, um Ellen zu holen.

Das erste kann ja immerhin einem Zweifel unterworfen sein.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Über die Lippische Thronfolgefrage schreibt uns G. Pfizer: In dem Artikel „Deutsches Nationalinteresse und deutsches Privatfürstenrecht“ (Grenzboten Nr. 48) wird allen denen, die in der Lippischen Thronfolgefrage für den Graf-Regenten und für Lippe Partei ergreifen, der Vorwurf antinationalen Geistes gemacht. Wörtlich heißt es daselbst nach Anführung der in Sachsen-Meiningen und in Schwarzburg-Sondershausen beschlossenen Verfassungsänderungen: „Die »nationale« Presse nimmt dasselbe Recht (nämlich durch Landtagsbeschluß das Thronfolgerecht unter Bruch(?) der an sich bessern, ältern Rechte der Agnaten aus andern Häusern neuzuordnen) auch für Lippe in Anspruch und ereifert sich über den Vorschlag, die Regelung bei der Menge der einander widerstreitenden Anwartschaften dem Bundesrate zu überlassen, obwohl der ganze Fall selbst zwischen den Staatsrechtslehrern sehr streitig ist.“ Es möge einem süddeutschen Juristen, der sich bewußt ist, an nationaler Gesinnung hinter keinem zurückzustehen, ein Wort der Abwehr gegen den schweren Vorwurf gestattet sein. Wir können versichern, daß wir hierbei im Sinne vieler sprechen, die, gerade weil sie aufrichtig national gesinnt sind, den Versuch, die Lippische Thronfolgefrage durch den Bundesrat entscheiden zu lassen, um so lebhafter bedauern, weil sie wohl wissen, daß sie bei ihrem Widerspruch an allen antinationalen Elementen in Deutschland unerwünschte Verbündete finden. Wir schicken voraus, daß wir die Frage des militärischen Grußes ganz außer Betracht lassen; mit seiner Behauptung, daß sich die nationale Presse über diese Lappalie nicht hätte aufregen sollen, mag unser Gegner Recht haben, und über die Angemessenheit des Tones in der über diese Frage gepflognen fürstlichen Korrespondenz mag jedermann denken, wie er will.

Bei unsrer Antwort wollen wir versuchen, die Interessenfrage und die Rechtsfrage möglichst auseinander zu halten; vollständig kann das kaum geschehen, sofern die Rechtsfrage in zwei Fragen zerfällt: in die Frage de lege lata: was ist Recht? und die Frage de lege ferenda: was soll Recht sein? Es ist klar, daß sich die letztere Frage sehr nahe mit der Interessenfrage berührt; identisch sind sie aber keineswegs. Das zeigt uns sofort eine Vergleichung der Lippischen Thronfolgefrage mit der auch von unserm Gegner herangezognen Braunschweigischen. Bei der letztern handelte es sich zweifellos um ein nationales Interesse; so gewiß nach Braunschweigischem Recht der Herzog von Cumberland im Jahre 1884 zur Thronfolge berechtigt war, so wenig Anstoß erregte es doch bei allen Nationalgesinnten, daß damals dessen Recht beiseite geschoben wurde: salus publica suprema lex, einen Regenten, von dem man sich unter Umständen des Landesverrats gegen das Reich versehen mußte, durfte man nicht dulden. Wie steht es in dieser Beziehung

Digitized by Google

mit Lippe? Darum, ob jetzt und künftig in Lippe der Graf-Regent und seine Söhne und Brüder, oder ob die Fürsten von Schaumburg regieren, hat das ganze übrige Deutschland an und für sich, d. h. von der Rechtsfrage abgesehen, nicht das geringste Interesse. Das hat sich beim Streit um die Regentschaft gezeigt. Jedermann war damit zufrieden, daß dieser vor dem Schiedsgericht zum Austrag gebracht werden sollte, und über den ergangnen Schiedsspruch hat sich außerhalb Lippes und außer einigen fürstlichen Personen niemand aufgeregt. Wäre er zu Gunsten des Erbprinzen von Schaumburg ausgefallen, so hätte ihm kein Nationalgesinnter den kleinen Thron mißgönnt; daß er anders ausfiel, gereichte der öffentlichen Meinung höchstens insofern zu besondrer Befriedigung, als bei diesem Ausgang jeder Gedanke daran ausgeschlossen war, daß bei dem Spruch andre als rein rechtliche Erwägungen den Ausschlag gegeben haben.

Nun zur Frage de lege lata, die wiederum in zwei Fragen zerfällt: hat der Schiedsspruch das Richtige getroffen, steht er mit dem geltenden Recht im Einklang? und ist durch ihn die Lippische Thronfolgefrage entschieden? Letzteres behauptet bekanntlich Professor Seydel in München; vom streng juristischen Standpunkt aus nach unsrer Ansicht mit Unrecht. Jedes richterliche Urteil, auch das eines Schiedsgerichts, besteht aus drei Teilen: dem Spruch, den thatsächlichen Feststellungen und den rechtlichen Erwägungen, den Entscheidungsgründen im engern Sinne (im weitern Sinne versteht man darunter wohl auch die beiden letztern Teile zusammen). Die thatsächlichen Feststellungen des Schiedsspruchs gingen dahin: „Im Laufe der Jahrzehnte haben im Lippischen Regentenhause so und so viele Heiraten mit Frauen des niedern Adels stattgefunden, ohne daß darin ein Hindernis für die Thronfolge gefunden wurde.“ Hieraus folgern die Gründe: „Im Lippischen Regentenhaus ist die Thronfolge nicht an die Abstammung aus einer Ehe des Regenten mit einer Frau des hohen Adels gebunden.“ Spruch: „Die Regentschaft gebührt dem Grafen von Lippe-Biesterfeld.“ Dieser Spruch hat Recht geschaffen, res judicata jus facit: Der Graf Ernst ist auf Grund dieses Spruchs rechtmäßiger Regent von Lippe, mögen auch die thatsächlichen Feststellungen des Schiedsgerichts unrichtig oder unvollständig, seine Gründe rechtsirrtümlich sein. Weiter aber reicht die Wirkung der Rechtskraft nicht: wenn der jetzige geisteskranke Fürst von Lippe stirbt, noch mehr, wenn einmal die Thronfolge eines Sohnes oder eines Bruders des Graf-Regenten in Frage kommt, so steht der ergangne Schiedsspruch einer Erneuerung der Schaumburgischen Ansprüche nicht im Wege. So lange die Lippische Thronfolge nicht, sei es durch Reichsgesetz oder durch Landesgesetz, geregelt ist, können die Schaumburger immer wieder mit der Behauptung auftreten, daß die thatsächlichen Feststellungen des Schiedsgerichts unrichtig oder unvollständig, seine rechtlichen Erwägungen irrig gewesen seien; und da ein Lippischer Erbfolgekrieg außer dem Bereich der Möglichkeit liegt, so müßte wohl wieder auf ein Schiedsgericht zurückgegriffen werden.

Der Staat Lippe will nun, wie bekannt, die Notwendigkeit eines solchen künftigen Schiedsgerichts dadurch beseitigen, daß er sich ein Thronfolgegesetz im Sinne des ergangnen Schiedsspruchs giebt. Dem widersetzt sich (nicht der Staat Schaumburg-Lippe, der kein Thronfolgerecht in — und kein Recht auf Realunion mit Lippe geltend macht, sondern) der Fürst von Schaumburg als Agnat von Lippe (-Detmold) und begehrt Entscheidung der Thronfolgefrage oder, wie er sagt, des Thronfolgestreites durch den Bundesrat; und wer die Zuständigkeit des Bundesrats in dieser Frage bestreitet, der beweist nach der Behauptung unsers Gegners Mangel an nationaler Gesinnung. Unsrer Ansicht nach handelt es sich um eine Frage der Gesinnungstüchtigkeit so wenig wie um ein nationales Interesse, sondern zunächst um eine Frage des positiven Rechts und dann erst um die Frage, ob

Digitized by Google

etwa eine Änderung des bestehenden Rechts wünschenswert sei. Mit dem positiven Rechte findet sich nun freilich unser Gegner sehr einfach ab: er verlangt die Anerkennung der Zuständigkeit des Bundesrats um deswillen, weil „der ganze Fall selbst zwischen den Staatsrechtslehrern sehr streitig ist.“ Nun ja, ein Streit zwischen Staatsrechtslehrern besteht! Die preußische Regierung, die nach der öffentlich ausgesprochnen und nicht widersprochnen Behauptung angesehener Blätter ihre Meinung über die Zuständigkeitsfrage plötzlich gewechselt hat, hat sich zur Rechtfertigung dieses Meinungswechsels von einem Universitätsprofessor ein Gutachten erstatten lassen, das die Zuständigkeit des Bundesrats aus Artikel 76 Absatz 1 der Reichsverfassung durch Aufstellung der Gleichung: „Bundesstaat = Bundesglied = Bundesfürst,“ d. h. durch Sanktionirung des berüchtigten Königswortes: L'état c'est moi beweist. Über diese Beweisführung brauchen wir kein Wort zu verlieren; Gutachten von Professoren zur Rechtfertigung ihrer Rechtsbrüche haben einst auch Ernst August von Hannover und Hassenpflug ins Feld geführt.

Daß aus dem angeführten Artikel 76, der von Streitigkeiten zwischen verschiednen Bundesstaaten handelt, die Zuständigkeit des Bundesrats nicht bewiesen werden kann, ist für jeden klar, der Geschriebnes oder Gedrucktes zu lesen vermag. Was unser Gegner für diese Zuständigkeit weiter anführt, das sind denn auch lediglich Erwägungen de lege ferenda; daß das positive Recht gegen ihn ist, das anerkennt er im Grunde selbst. Er macht allerdings der öffentlichen Meinung einen Vorwurf daraus, daß sie gegen die in Sachsen-Meiningen und in Schwarzburg-Sondershausen von der Landesgesetzgebung beschlossenen Thronfolgeänderungen nichts einzuwenden gehabt habe; aber daß die Änderungen auf legalem Wege zustande gekommen und darum, wenn dadurch auch Anwartschaften von Agnaten beseitigt wurden, doch rechtsgiltig sind, scheint er nicht bestreiten zu wollen. Seinerseits bedauert er, bezeichnet er es als „wunderliche Konsequenzen“ des im Jahre 1884 in Braunschweig beiseite geschobnen Privatfürstenrechts, daß in Sachsen-Koburg-Gotha ein englischer Prinz zur Regierung gelangt ist und in Oldenburg ein russischer Prinz zur Regierung gelangen wird. Wir bedauern das mit ihm und wären ihm dankbar, wenn er uns einen Weg zeigen könnte, auf dem diese Konsequenzen zu vermeiden wären; aber nach dem bestehenden Rechte waren und sind sie unvermeidlich, und ein Nationalinteresse, das wie im Braunschweiger Falle ein Eingreifen der Reichsgewalt gerechtfertigt hätte oder rechtfertigen würde, lag und liegt hier nicht vor. Wir verschließen uns ferner der Wünschbarkeit oder Notwendigkeit einer zeitgemäßen Fortbildung, wie des Rechts überhaupt, so der Reichsverfassung insbesondre so wenig, daß wir es freudig begrüßen würden, wenn recht bald ein oberster Gerichtshof des Reichs oder ein besondrer Senat des Reichsgerichts für Streitigkeiten des öffentlichen Rechts geschaffen würde, vor dem Verfassungs- und Thronstreitigkeiten, Reichstagswahlanfechtungen u. dergl. zur Entscheidung zu bringen wären. Ob und in welchem Umfange die Statthaftigkeit einer Einmischung der Reichsgewalten in nicht streitige Verfassungsangelegenheiten der Einzelstaaten wünschenswert sei, ist wieder eine andre Frage. Nach dem bestehenden Rechte, nach der Reichsverfassung, wie sie ist, ist eine solche Einmischung in die einzelstaatliche Gesetzgebung unstatthaft: der Bundesrat selbst hat sie in dem von unserm Gegner angezognen Mecklenburger Fall zurückgewiesen, und so lange die Reichsverfassung hierin nicht geändert ist, muß er sie auch im Lippischen Fall zurückweisen, wo es sich lediglich um eine innerstaatliche Angelegenheit des Fürstentums Lippe handelt, über die innerhalb Lippes kein Streit herrscht.

In meinem Besitz ist ein Pokal, der die Umschrift trägt: „Dem furchtlosen Beleuchter der Bundesbeschlüsse Paul Pfizer. Von dankbaren Mitbürgern. Stutt-

Digitized by Google

gart 1833." Es sind die Beschlüsse gegen die Preßfreiheit gemeint, mit denen der Bundestag unseligen Angedenkens damals in die Verfassungen der Einzelstaaten eingegriffen hatte. Ich glaube im Geiste meines Oheims, des Propheten des neuen Reichs, zu handeln, wenn ich meine schwache Stimme gegen das beabsichtigte Vorgehen des Bundesrats erhebe, der damit in die Fußstapfen des alten Bundestages träte. Meint der Bundesrat, daß dem Reiche damit gedient sei, wenn dem Prinzip der Ebenbürtigkeit reichsgesetzliche Geltung für alle regierenden Häuser Deutschlands verschafft würde, so möge er eine dahinzielende Vorlage an den Reichstag bringen; nimmt dieser sie an, dann gut: für fürstliche Mesalliancen begeistert man sich heutzutage nicht mehr. Allein solange ein solches Reichsgesetz nicht ergangen, die Reichsverfassung nicht in diesem Sinne geändert ist, solange kann jeder Einzelstaat die Thronfolgeordnung bei sich nach seiner Landesverfassung ordnen und ändern, und ein Beschluß, durch den der Bundesrat die Lippische Thronfolgefrage vor sein Forum zöge, wäre nicht mehr und nicht weniger als eine dem Starken zuliebe verübte Vergewaltigung des Schwachen. Dagegen empören sich in Süddeutschland nicht bloß Demokraten und Ultramontane, sondern alle rechtlich denkenden Männer, daß dem so ist, das ist erfreulich, und es ist nur zu wünschen, daß der Norden in diesem Punkte sich nicht weniger liberal, d. h. hier nicht weniger gerecht erweise als der Süden.

In öffentlichen Blättern war kürzlich zu lesen, daß nach der Rückkehr des Kaisers die Lippische Angelegenheit eine alle Teile befriedigende Lösung gefunden habe. Über die Art der Lösung ist nichts verlautet, und zu der Nachricht stimmte es schlecht, als es bald darauf hieß, der Bundesrat werde „zunächst" seine Zuständigkeit anerkennen. Ein Beschluß in diesem Sinne wäre schon der vollendete Rechtsbruch. Wie ist er abzuwenden? Ein abermaliger Meinungswechsel der preußischen Regierung, mit dem die Sache im Sinne der Unzuständigkeit des Bundesrats erledigt wäre, würde sich allerdings nicht gerade gut ausnehmen. Aber es giebt ein viel einfacheres Mittel, um das Ärgernis aus der Welt zu schaffen: ein Wort des Kaisers an seinen fürstlichen Schwager wird vermutlich genügen, um diesen zur Zurücknahme seines Einspruchs gegen das neue Lippische Thronfolgegesetz zu veranlassen. Daß das geschehe, ist auch noch aus einem andern Grunde wünschenswert, den kürzlich Professor Seydel in der Deutschen Juristenzeitung mit Recht betont hat. Der im Regentschaftsstreit ergangne Schiedsspruch, haben wir oben bemerkt, schafft allerdings nur insofern Recht, als er den Grafen Ernst von Lippe-Biesterfeld für den rechtmäßigen Regenten erklärt; die Entscheidungsgründe sind nicht rechtskräftig geworden, und vom juristischen Standpunkte aus ist die Möglichkeit unbedingt zuzugeben, daß die Gründe unrichtig sind, daß ein neues Schiedsgericht bona fide zu einem andern Spruch gelangen könnte. Allgemeine Anerkennung würde aber natürlich auch dieser nicht finden; vor allem aber: diese formell-juristische Betrachtungsweise paßt hier nicht. Sechs Mitglieder des höchsten deutschen Gerichts haben unter dem Vorsitz eines der ersten deutschen Fürsten den Spruch gefällt; da ziemt es sich nicht, daß einer der kleinsten Fürsten, weil ihm der Spruch nicht paßt, ihn einfach beiseite schiebt und, als hätte das erlauchte Gericht gar nicht gesprochen, seinen durch den Spruch nach aller Wahrscheinlichkeit mit Recht abgewiesenen Anspruch in etwas andrer Form von neuem anmeldet.

Dazu haben wir zu bemerken: Wir haben gar nicht behauptet, daß jeder, der in dieser Sache anders denke als die Grenzboten, nicht national gesinnt sei. Wir zweifeln auch nicht an dem Patriotismus der nationalen und liberalen Zeitungen, die einen andern Standpunkt vertreten, aber wir sind allerdings der Überzeugung,

Digitized by Google

daß sie einen ganz falschen Weg einschlagen, um das nationale Interesse zu fördern, wenn sie fortgesetzt für jeden einzelstaatlichen Anspruch als etwas Unantastbares losrennen, statt auf die Stärkung der Reichsgewalt hinzuarbeiten, also unter Umständen auf die Erweiterung der Kompetenz des Bundesrats, in dem doch nicht nur die Macht des Kaisers vertreten ist, sondern vor allem die Gesamtsouveränität der Bundesfürsten. Wir zweifeln auch gar nicht an der Berechtigung der Thronfolger in Koburg und Oldenburg, wollen auch nichts dagegen gethan wissen; wir fordern nur, daß die öffentliche Meinung, die übrigens nicht nur in der Presse zum Ausdruck kommt, sondern auch z. B. in den Landtagen, gegen Skandalosa, wie die schon vorgefallnen oder drohenden, energisch Front macht; das erfordert schon die nationale Anstandspflicht, und nur dadurch kann es erreicht werden, daß auf diskretem Wege die Anstöße beseitigt oder vermieden werden, denn mit Zeitungsartikeln allein ist da nichts gethan, so unentbehrlich sie als ein Druckmittel sind. Am einfachsten wäre es, wenn der Bundesrat kraft eines Rechts, das er sich freilich erst zusprechen müßte, das aber durchaus in der Richtung unsrer nationalen Ausbildung läge, erklärte: Ein Prinz, der in Deutschland zur Regieruug kommen soll, muß in Deutschland erzogen sein. Freilich, wer dem Bundesrate selbst die Befugnis abspricht, in den Lippischen Thronstreit einzugreifen, der hat kein Recht, eine solche Forderung zu stellen. Ein solches Einschreiten mit den Preßverordnungen des unseligen Bundestags zu vergleichen, ist mehr als unstatthaft. Damals erschien der Bundestag als ein Werkzeug der rückschrittlichen, antinationalen Politik des Fürsten Metternich, und die Einzelstaaten waren die Träger des Liberalismus, die Stellung der Liberalen war daher begreiflich; sie wurden Partikularisten, weil sie die nationale Fortentwicklung wollten. Aber das war ein höchst unnatürlicher, ungesunder Zustand, der nicht wiederkehren darf, und der jetzige Bundesrat hat es wahrhaftig nicht verdient, mit dem Bundestage irgendwie verglichen zu werden.

Wir machen es ferner der Presse, die wir hier im Auge haben, zum Vorwurf, daß sie in der ganzen, über alle Gebühr aufgebauschten Lippischen Sache — einer rechten querelle allemande! — eine ebenso unschickliche wie thörichte Gehässigkeit gegen den Kaiser gezeigt hat und noch zeigt und eine widerwärtige Polemik der Nadelstiche und Anspielungen gegen ihn führt, die ihm jede etwaige Nachgiebigkeit aufs äußerste erschwert oder vielmehr unmöglich macht, also das Gegenteil des Erstrebten erreichen wird. Wenn ich mit jemand im Streite bin, und ich werde dabei von einem dritten, den die Sache gar nichts angeht, angerempelt und zur Rede gestellt, so gebe ich ganz gewiß nicht nach. Dergleichen Dinge können nur durch geeignete persönliche Einwirkungen geschlichtet werden, nicht durch gehässige und anmaßende Leitartikel, die den richtigen Weg nicht etwa zeigen, sondern versperren. Gegen diesen leider echt deutschen Fanatismus, der nach dem Grundsatze handelt: Fiat iustitia, pereat mundus! also in diesem Falle sagt: Wenn nur geschieht, was ich für recht halte, mag auch das Reich zu Grunde gehen, kann nicht entschieden genug Front gemacht werden. Wer das Ansehen des Kaisers angreift, der greift das Reich an. Hat denn der Kaiser jemals die begründeten Rechte eines Bundesfürsten angetastet? Hat er sich nicht auch dem Schiedsspruch in der Lippischen Sache, der, wie gesagt, nur die Regentschaft, nicht die Thronfolge des Grafen von Lippe-Biesterfeld und am wenigsten die seiner Söhne anerkennt, bedingungslos unterworfen? Soll etwa der Prinz Adolf von Lippe-Schaumburg seine Ansprüche, sie mögen begründet sein oder nicht, deshalb aufgeben, weil er der Schwager des Kaisers ist? Dann wäre diese Ehre ja geradezu eine Strafe!

Endlich: das Deutsche Reich ist u. a. auch gegründet worden zum Schutze des geltenden Rechts. Darunter sind doch wohl auch die Rechte der fürstlichen Agnaten

Digitized by Google

außerhalb des Staats, dessen Thron umstritten wird, zu verstehen. Wie aber können diese geschützt werden, wenn jeder kleinstaatliche Landtag jeden Streit derart souverän entscheiden darf? Gerade deshalb verlangen wir die Errichtung einer obersten Entscheidungsinstanz, wie sie im alten Reiche das Kammergericht war. Das wäre kein „Rechtsbruch," sondern die Weiterentwicklung oder Auslegung eines geltenden Rechts kraft derselben Souveränität, die sich einzelstaatliche Landtage beigelegt haben. Offenbar wird sich der Bundesrat als solche Instanz konstituiren, denn er wird, wie es heißt, auf den Antrag Sachsens, worin wir einen überaus glücklichen Schachzug sehen, grundsätzlich und ausdrücklich seine Zuständigkeit in Thronfolgefragen erklären und nur augenblicklich darauf verzichten, sie in Lippe anzuwenden, weil der Thron rechtlich vorerst noch gar nicht erledigt ist. Damit würde er dem Bau der deutschen Einheit einen neuen Stein einfügen. Salus imperii suprema lex!

Manöverberichterstattung. Die Manöver sind alljährlich der Abschluß der militärischen Ausbildung und sollen Zeugnis ablegen von der Brauchbarkeit und Tüchtigkeit der Armee und ihrer Führer. Das Interesse dafür steigt natürlich um so mehr, je größer die Truppenzusammenziehungen sind, und es erreicht seinen Höhepunkt, wenn der oberste Kriegsherr seine Kritik abhält.

Der Zweck der Manöverberichterstattung soll sein, dem Publikum einen Einblick in das militärische Manövergetriebe zu geben. Aber es ist nicht leicht, sachgemäße Manöverberichte zu verfassen. Der Laie ist in der Regel nur zu sehr geneigt, Augenblicksbilder zu geben. Sind diese mit frischen Farben gemalt, so wirken sie anregend. Reißt der Berichterstatter aber diese oder jene Gefechtshandlung aus dem Zusammenhange, stellt daraus wieder ein Gefechtsbild zusammen, knüpft Folgerungen daran und fällt gar noch eine Kritik, so begiebt er sich auf ein gefährliches Gebiet. Es entstehen hierbei oft die sonderbarsten Geschichten, die wohl der Sachverständige bald in ihrem wahren Wert erkennt, die aber in den weitesten Leserkreisen die heilloseste Begriffsverwirrung anrichten können. Der Bildhauer muß eben nicht Maler, der Maler nicht Dichter sein wollen.

So wird z. B. das Wort „Strategie" vielfach irrtümlich gebraucht. Das Wesen der Strategie besteht bei den Kriegen der Neuzeit in der Vorschrift: Geteilter Anmarsch und rechtzeitige Vereinigung. Es setzen sich also strategische Marschlinien einfach in die taktischen Angriffsrichtungen um. Außerdem ist die Strategie nicht jedermanns Sache; nach dem Ausspruche eines alten erfahrnen Praktikers hält sich die höchste Kommandogewalt im Heereshaushalt nur einen oder zwei Männer dafür; die große Gesamtheit hat mithin mit der Strategie unmittelbar nichts zu thun. Diese ist außerdem keine feststehende Lehre, sondern richtet sich nach den Bedingungen und Kriegsmitteln und ist daher beständigem Wechsel unterworfen. Nach Clausewitz ist die Strategie die Lehre vom Gebrauche des Gefechts zum Zwecke des Krieges, nach Moltke „die Anordnung getrennter Märsche zu rechtzeitiger Vereinigung auf dem Schlachtfelde." Für die Manöver ist die für beide Parteien gleichlautende Generalidee die strategische Unterlage. Die jeder Partei gegebne Spezialidee fordert taktische Handlung; darnach ist also kein Truppenführer in der Lage, strategische Probleme zu lösen oder sich gar als strategischer Meister zu zeigen.

Geradezu komisch wirkt es, wenn sich ein Berichterstatter bemüht, einer Kavalleriedivision das Lebenslicht auszublasen, weil sie nach seiner Ansicht wieder nichts, rein gar nichts ausgerichtet habe, und es endlich an der Zeit sei, diese Monstra wieder abzuschaffen. Mit derartigen oberflächlichen und absprechenden

Digitized by Google

Urteilen untergräbt man in der Öffentlichkeit das Vertrauen zu einer höchst wichtigen und wertvollen Waffe. Es erscheint daher notwendig, auch hier klärend einzugreifen. Wir unterscheiden Kavalleriedivisionen und Divisionskavallerie. Beiden gemeinsam ist der Aufklärungsdienst. Die Kavalleriedivision findet entweder Verwendung vor einer strategischen Front, oder aber sie kämpft in mehr oder minder losem Zusammenhange im taktischen Verbande. Im ersten Falle ist es ihre Aufgabe, weithin die Fühlung mit dem Feinde zu suchen und gewissermaßen als Auge des Feldherrn durch Meldungen die Unterlage für die Entschließungen zu geben. So sehen wir eine drei Tagemärsche vor der deutschen Front schweifende Kavallerieabteilung dem großen Hauptquartier im August 1870 die sichere Meldung bringen, daß Mac Mahon mit seiner Armee aus dem Lager von Chalons sur Marne abmarschiert sei. Wenige Tage später umschwärmen mehr als hundert Schwadronen die französische Armee und leiten durch ihre Meldungen den Zusammenbruch bei Sedan ein. Eine derartige Verwendung ist nun allerdings während der Manöver wegen der kurzen Dauer und der zu großen Kosten nicht gut durchführbar. Dagegen finden die Kavalleriedivisionen im taktischen Verbande und im Aufklärungsdienste ihre Hauptthätigkeit. Hierzu liefert das Exerzierreglement für die Kavallerie in Nummer 354 die entsprechende Lehre, indem es sagt: Die Gefechtsverhältnisse werden dafür maßgebend sein, ob die Kavallerie zur Herbeiführung oder Vollendung der Entscheidung oder zur Abwehr feindlicher Angriffe anzusetzen ist.“ Daraus, daß eine Kavalleriemasse in einer Schlacht nicht hat eingreifen können, läßt sich noch kein Beweis ableiten, daß sie überhaupt überflüssig sei; an einem andern Tage bietet sich vielleicht um so mehr Gelegenheit. Daß wir in den Kriegen von 1866 und 1870/71 die taktische Thätigkeit der Kavallerie oft vermissen mußten, ist Thatsache und zugleich Beweis, daß sie notwendig ist. Wir haben jedoch in diesen Feldzügen auch hervorragende Leistungen der Reiterei in der Schlacht zu verzeichnen. Erfolg und Opfermut ermöglichten, die Entscheidung hinzuhalten, feindliche Angriffe abzuschwächen und zum Stehen zu bringen, daß die eigne Stellung gehalten werden konnte, bis Unterstützung herankam. Ich erinnere u. a. an Vionville-Mars-la-Tour. Dies wird in künftigen Schlachten vielleicht noch in erhöhterm Maße eintreten, sodaß an Stelle von Kavalleriedivisionen Kavalleriekorps treten dürften, wie wir dies im Kaisermanöver 1897 bei Homburg v. d. H. am letzten Manövertage gesehen haben. Die Kunst der Führung muß eben den großen Kavalleriekörper auf den richtigen Fleck bringen, und dazu sind gerade die der Wirklichkeit angepaßten Manöver am besten geeignet. Die Divisionskavallerie wird durch ihre Aufklärungsaufgaben nach den verschiedensten Richtungen so sehr in Anspruch genommen, daß ihr kaum soviel Kraft bleibt, unmittelbar in den Kampf eingreifen zu können.

Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, daß sachgemäße Manöverberichte nur von einem Fachmanne geliefert werden können. Der Berichterstatter muß es sich zur Aufgabe machen, rein sachlich zu bleiben und keine Kritik üben zu wollen. Der Bericht soll in gemeinverständlicher Weise anregend und belehrend wirken. Das schließt nicht aus, daß die Grundsätze unsrer Reglements und Vorschriften gelegentlich in den Kreis der Betrachtungen gezogen werden. Auf diese Weise wird das Verständnis in die weitesten Kreise getragen, die ja unter Umständen im Ernst auch für die gute Sache einstehen müssen. S. M.

Eine dringende Bitte an alle Historiker. Wie die äußere Form der im deutschen Buchhandel erscheinenden Bücher, so hat auch ihre Ausstattung mit

Digitized by Google

Illustrationen in den letzten Jahrzehnten einen bedeutenden Fortschritt gemacht. Zumal sind es größere Geschichtswerke, die die Anschaulichkeit ihrer Darstellungen durch eine ganze Reihe von Beilagen, Doppelvollbildern, Vollbildern und Textillustrationen zu erhöhen suchen. Die Auswahl der dargestellten Gegenstände will uns aber nicht immer als glücklich erscheinen. Recht häufig finden sich ganz nebensächliche Dinge abgebildet, die ebensogut hätten wegbleiben können, dagegen fehlt in den allermeisten Fällen eine Darstellung des geographischen Schauplatzes der Begebenheiten. Im Text ist von unzähligen Örtlichkeiten die Rede, aber selbst der glückliche Besitzer von Andrees allgemeinem Handatlas und von Droysens historischem Handatlas ist selbst nach langem Suchen kaum imstande, die Lage aller Landschaften und Städte festzustellen. Und doch ist die genaue Vergegenwärtigung der örtlichen Beziehungen oft von der größten Wichtigkeit für das Verständnis der Ereignisse. Wir bitten also die Herren Historiker, im Interesse der Verständlichkeit ihrer Werke für das gebildete Publikum ihren Werken als erste Illustration mindestens eine Übersichtskarte des Schauplatzes der von ihnen geschilderten Begebenheiten beizufügen, auf der möglichst alle im Text vorkommenden Ortsnamen eingetragen sein müssen. Auch kleinere Skizzen mit ein paar Namen und Strichen würden oft wesentlich zur Veranschaulichung räumlicher oder örtlicher Verhältnisse beitragen. Ein großer Teil der Darstellung ist ja doch kriegerischen und politischen Ereignissen gewidmet. In der Militärlitteratur ist die Beigabe von Karten und Plänen längst allgemeiner Brauch geworden; so bitten wir die Herren Historiker vom Fach, in dieser Beziehung dem Militarismus etwas zu folgen. Eine ganze Reihe größerer Geschichtswerke mit glänzender Illustrationsausstattung ist in kartographischer und topographischer Beziehung noch heute mehr als dürftig ausgestattet.

Architektur. Da an dem uns umgebenden Bilde, soweit es von Menschenhand gestaltet worden ist, die Architektur den größten Anteil hat, so gebührt ihr das Interesse nachdenkender Menschen in noch weiterm Umfange, als es ihr zu teil zu werden pflegt. Es giebt mancherlei Bücher, die auf dieses Bedürfnis berechnet sind, aber immer noch nicht genug, denn die Sache kann sehr verschieden angefaßt werden. Sehr praktisch ist ein bei Benno Schwabe in Basel erschienenes, schön ausgestattetes und sehr wohlfeiles Werk, „Die Baukunst als Steinbau“ von Adolf Mauke, eingerichtet: 138 Tafeln in Großquart enthalten übersichtlich geordnete Zinkdrucke nach Zeichnungen von Grundrissen, Schnitten und einigen Ansichten nebst Details', sie sind auf gleichen Maßstab gebracht und so schematisirt, daß die Hauptformen gut hervortreten und die dekorativen Einzelheiten nur angedeutet sind. Für Ungeübte, die rasch das Wesentliche erkennen wollen, hat diese Übertragung des perspektivischen Bildes einer photographischen Aufnahme in die nüchterne Handschrift einer Flächenzeichnung ihre Vorteile. Des Verfassers kurze Erklärungen gehen daneben auf 230 Seiten her, sie sind zweckmäßig und deutlich. Nur hätte er besser korrigiren müssen, er läßt z. B. beständig Roccoco drucken. In Beziehung auf die Stoffverteilung hätte vielleicht die schon oft behandelte Antike, etwa ein Viertel des Ganzen, zu Gunsten der auf die italienische Renaissance folgenden Formen etwas eingeschränkt werden können. Wir empfehlen das Werk unsern Lesern; dauerhaft und elegant gebunden kostet es nur 28 Mark.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Eine Schulrede am Sedantage zu Bismarcks Gedächtnis

als Abschied vom Jahre 1898

Von Otto Kaemmel

Es war am Morgen des 31. Juli in Heidelberg. Den ganzen Nachmittag vorher hatte es auf der Fahrt dahin stark geregnet, und ich trat gegen sieben Uhr früh aus dem Hotel, um mich nach dem Wetter umzuthun, das aufzuklären begann. Da sehe ich auf der noch wenig belebten Straße einen Mann stehen mit großen schwarzumränderten Blättern über dem Arm, auf denen ein Porträt zu sehen war. „Fürst Bismarck ist tot," sagte er auf meine Frage und reichte mir das Extrablatt. Tief erschüttert las ich die kurze Meldung, und ich war allein. Fast gewaltsam suchte ich mir einzureden, es sei vielleicht doch ein Irrtum, aber es legte sich mir wie ein Schleier über die herrliche, immer mehr im Glanze der Sonne sich ausbreitende Landschaft, als ich durch den stillen Sonntagmorgen nach dem Schlosse hinaufstieg, das sich, ein stolzes Denkmal deutscher Kunst und eine unvergeßliche Mahnung an französische Barbarei, in leuchtendem Rot vom tiefblauen Himmel abhob. Ich hörte, wie ein Fremdenführer, den ich überholte, zu einem Reisenden sagte: „Es ist doch ein sehr großer Mann gewesen! Wenn die deutsche Einheit zweihundert Jahre früher gekommen wäre, dann stünde das Schloß noch." Jawohl, diese gesegneten Rheinlande haben schwerer als andre Teile des Reichs dafür gebüßt, daß die politische Unfähigkeit und die kurzsichtige Selbstsucht früherer Geschlechter das alte Reich in Fetzen riß und es den Fremden unter die Füße warf, und kein Land schwerer als die fröhliche Pfalz, keine Stadt so schrecklich wie Alt-Heidelberg!

Digitized by Google

Um Mittag, als es gerade zwölf Uhr schlug, stand ich auf der Molkenkur über dem Schlosse und sah hinunter auf die Stadt und das tiefe Neckarthal und in die Rheinebene hinaus, durch die sich das blitzende Silberband des schönen Flusses zieht; da begannen unten in Heidelberg die Glocken der Kirchen feierlich zu läuten. „Das ist für Bismarck," hieß es ringsum, und in der Stadt zeigten sich rasch an Zahl zunehmende Trauerfahnen in den deutschen und badischen Farben auf Halbstock oder im Flor. Alt-Heidelberg hüllte sich in Trauer um des Reiches Gründer, der den Drachen der verderblichen Zwietracht erschlagen hatte. Am nächsten Tage fuhr ich weiter ins Elsaß hinein und dann über Saarbrücken durch Lothringen bis Metz, durch ein seiner ganzen Natur nach urdeutsches Land, von dem der französische Firnis völlig verschwunden ist, und wo jedes Amtsgebäude den kaiserlichen Adler trägt. Auch hier hatten die Bahnhöfe, die Posthäuser, die Gebäude der Behörden, die Kasernen, die trotzigen Forts von Metz die Reichsflagge halbmast gesetzt, und die Offiziere trugen den Flor; sehr nachdrücklich zeigten so die Eroberer den Eingebornen, daß ihr Land deutsch sei.

In der That, welcher andre Schauplatz wäre mehr geeignet gewesen, an das Wirken des Gewaltigen zu erinnern, als dieser? Ihm vor allem verdanken wir den Besitz dieser herrlichen Lande, die er dem Fremden entriß und dem Vaterlande wieder anfügte, nicht um der Elsässer, sondern um des Reiches willen, die wieder in französischen Händen zu sehen für uns ganz unerträglich und undenkbar wäre, die wir vielmehr festhalten müssen und festhalten mit eisernem Griff.

Auch er ist nun von uns gegangen — zehn Jahre nach seinem „alten Herrn," acht Jahre nach seinem Kampf- und Siegesgenossen Moltke. Schon mehr als acht Jahre war er außer Amt, und doch war er eine Macht allein für sich geblieben. Seinem Urteile lauschte die Welt, alljährlich zogen Tausende aus allen deutschen Gauen bis aus der grünen Steiermark zu ihm, um ihn zu sehen und zu hören und ihm zu huldigen, und sein Geburtstag wurde gefeiert als ein nationales Fest. Noch niemals hat ein Deutscher in seinem Volke, noch niemals ein Staatsmann in der Welt eine solche Stellung eingenommen. Noch immer will es uns nicht in den Sinn, daß das nun alles mit einemmale zu Ende ist, daß uns nichts mehr bleibt als die Erinnerung.

Man hat sich tausendfach bemüht, sein unvergleichliches Wirken zu würdigen, sein Wesen zu charakterisiren. Er hat es der Welt leicht gemacht, denn er war schon bei Lebzeiten eine historische Persönlichkeit geworden, und wenn er der Parteien Gunst und Haß, den Edelsinn und die Gemeinheit der Menschen an sich reichlich erfahren hat, sein Charakterbild schwankt nicht in der Geschichte, es steht in festen, klaren Umrissen vor uns, und soviel auch die historische Forschung, die jetzt noch kaum eingesetzt hat, daran im einzelnen berichtigen und ergänzen mag, das gewaltige Bild wird sie in seinen Hauptzügen nicht

Digitized by Google

mehr ändern, so gut wie die Kunst es uns tausendfältig festgehalten hat, ohne daß freilich ein einziges Bild imstande wäre, alle Seiten dieser mächtigen Gestalt zu vergegenwärtigen.

Bismarck war seit dem Mai 1862 Gesandter in Paris; er war eben von einer Erholungsreise durch Südfrankreich zurückgekehrt, als er am 18. September in Paris eine Depesche seines Freundes Moritz von Blankenburg erhielt: „Periculum in mora. Beeile dich!" Er wußte, was sie bedeutete. Seit Jahren war davon die Rede, den bewährten Staatsmann an die Spitze des Ministeriums zu berufen; König Wilhelm hatte immer widerstrebt, und erst jetzt war es seinem Kriegsminister Albrecht von Roon gelungen, seine Bedenken zu beseitigen. Die Lage in Preußen war im höchsten Grade gespannt. Das preußische Abgeordnetenhaus hatte die Kosten für die Heeresorganisation, König Wilhelms „eigenstes Werk," die Vorbedingung jeder wirksamen Politik, zweimal nur auf ein Jahr bewilligt und war damals im Begriffe, sie überhaupt zu verwerfen, damit das ganze Werk zu zerstören und die Krone unter die Volksvertretung zu beugen. In dieser Lage traf Bismarck der Ruf seines Königs. Er hatte keinen Ehrgeiz und wäre sehr befriedigt gewesen, wenn der Ruf nicht an ihn ergangen wäre, aber er hielt es für feig, davonzulaufen, wenn sein Herr ihn brauchte. Am 20. September morgens traf er in Berlin ein, am 22. vormittags meldete er sich beim Könige auf Schloß Babelsberg. Dort und auf einem Spaziergang im Park hatten beide die entscheidende Unterredung. Der König war tief gebeugt und erklärte, wenn er auch mit ihm zu keiner Verständigung gelange, dann werde er zu Gunsten des Kronprinzen abdanken, der möge dann sehen, wie er fertig werde. Die Abdankungsurkunde lag fertig auf dem Tische. „Dahin darf es in Preußen niemals kommen," sagte Bismarck fest. „Nun gut, dann sehen Sie hier mein Programm," bemerkte der König und reichte ihm einige eng beschriebne Blätter seiner Handschrift. Bismarck warf einen Blick hinein und entgegnete: „Um all das handelt es sich jetzt doch nicht, es ist die Frage, ob das Königtum oder das Abgeordnetenhaus in Preußen regieren soll, ein Programm bindet nur." „Dann wollen Sie die Regierung übernehmen ohne Programm?" „Ja." „Ohne Budget?" „Ja!" „Ohne die Heeresorganisation aufzugeben?" „Ja!" „Dann sind Sie mein Mann!" rief der König und reichte Bismarck die Hand. Der Treubund fürs Leben war geschlossen, der Bund, der die deutsche Einheit begründen sollte. Gebeugt und niedergeschlagen war der König gekommen, aufgerichtet und straff ging er von dannen.

Vier Jahre heißer Kämpfe und glänzender Erfolge waren vergangen. Schleswig-Holstein war erobert, Österreich niedergeworfen, die Grundlagen der deutschen Einheit gefunden; als Sieger war König Wilhelm mit Graf Bismarck am 4. August 1866 im Triumphzuge nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt. Seine Bitte um Indemnität, um nachträgliche Genehmigung der unbewilligten

Digitized by Google

Ausgaben, in der Thronrede, mit der er am 5. August den neugewählten Landtag eröffnete, beendete auch den innern Konflikt. Am nächsten Tage erschien der französische Gesandte Graf Benedetti bei Bismarck. Die aufdringliche Vermittlung Napoleons III. hatte diesen gezwungen, den Abschluß des Vorfriedens mit Österreich in Nikolsburg am 26. Juli zu beschleunigen und die Reform des Deutschen Bundes auf die Länder nördlich vom Maine zu beschränken, wofür Österreich und Frankreich für Preußen ausgedehnte Annexionen in Norddeutschland zugestanden. Da stellte Benedetti dem Grafen Bismarck die schon früher angedeutete Forderung, Preußen solle an Frankreich als „Kompensationen" für die eigne Vergrößerung Rheinhessen mit Mainz, die bayrische Pfalz und das Saargebiet gewähren. „Wenn Sie das verweigern, setzte er hinzu, so bedeutet das den Krieg." „Gut, dann ist Krieg," bemerkte Graf Bismarck trocken und berichtete dem König. Am 7. August holte sich der Franzose bei Bismarck die deutsche Antwort: Jede Abtretung deutschen Bodens sei für Preußen unmöglich, damit würde es trotz aller Siege bankerott machen. Wenn Frankreich trotzdem auf seinen Forderungen bestehe, dann werde Preußen sich um jeden Preis mit Österreich verständigen und die ganze deutsche Nation aufrufen. „Dann aber gehen wir mit 800000 Mann über den Rhein und nehmen euch das Elsaß ab; unsre beiden Armeen sind mobil, die eure nicht, die Folgen denken Sie sich selbst." Zur Bekräftigung dieser Worte ging die schwere Belagerungsartillerie, die schon auf dem Wege nach Böhmen war, nach den Rheinfestungen ab. Erschrocken von dem furchtbaren Ernste dieser Erklärungen eilte Benedetti nach Paris, und Napoleon III. erklärte die Forderung von „Kompensationen" für ein „Mißverständnis."

Es war keines gewesen, die Rücksicht auf sein eitles, murrendes Volk, das „Vergeltung für Sadowa" begehrte, weil der preußische Waffenruhm den französischen überstrahlte, zwang Napoleon III., irgend welche Gebietsvergrößerung zu erstreben und sich der werdenden Einheit Deutschlands in den Weg zu stellen. Seit dem August 1867 bestand ein Einvernehmen mit Österreich, das ebenfalls den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund verhindern wollte; ein Kriegsbündnis gegen das neue Deutschland war im Entstehen, in das auch Italien mit hereingezogen werden sollte, und in den ersten Monaten des Jahres 1870 wurde zwischen Wien und Paris ein Feldzugsplan etwa für 1871 verabredet, nach dem die Heere der drei Mächte Süddeutschland von drei Seiten angreifen, sich bei Nürnberg vereinigen und über Leipzig auf Berlin vordringen sollten. Es war eine Lage fast wie 1756 für Friedrich den Großen. Kein Zweifel, daß Graf Bismarcks Scharfblick, so gut wie damals König Friedrich, im ganzen diese Lage durchschaut hat. Er vermied es, Frankreich unnütz zu reizen, aber er sah den Krieg kommen und war entschlossen, ihn aufzunehmen, natürlich unter möglichst günstigen Bedingungen; er hat deshalb seit 1869 die spanische Thronkandidatur des Prinzen Leopold

Digitized by Google

von Hohenzollern eifrig gefördert, „im Interesse Deutschlands," wie er sagte, d. h. wohl: er wollte Spanien dem französischen Einfluß möglichst entziehen und dort einen Fürsten auf den Thron bringen, der das vermöchte, wenn er auch von Spanien keine Hilfe erwartete. Daß die Franzosen die ungeheure Thorheit begehen würden, um dieser spanischen Sache willen in diesem Augenblick, wo jenes Kriegsbündnis noch gar nicht fest abgeschlossen war, den Krieg zu beginnen, das hat Bismarck nicht vorausgesetzt. Wenn er den Krieg durchaus herbeiführen wollte, so brauchte er nur etwa Baden in den Norddeutschen Bund aufzunehmen, und das hatte er eben im März 1870 abgelehnt.

Aber als die Thorheit nun doch geschah, als Graf Benedetti in Ems am 13. Juli, nachdem Prinz Leopold bereits verzichtet hatte, dem König die unziemliche Forderung stellte, dem Kaiser Napoleon schriftlich sein Bedauern über diese Bewerbung auszusprechen, also Abbitte zu leisten, und auch für die Zukunft sich zu verpflichten, sie nicht wieder zuzulassen, da ließ Bismarck alle Rücksichten fahren. Er war, beunruhigt durch den Lärm in Frankreich, am Abend des 12. Juli von Varzin nach langer heißer Fahrt in Berlin eingetroffen, um nach Ems zum König zu eilen, der dort gänzlich ohne diplomatischen Beirat war, aber sehr aufgebracht über die französische „Insolenz," deren Zweck, ihn „coûte qui coûte herauszufordern," er sehr wohl durchschaute. Der großen Hitze wegen unterbrach Bismarck seine Reise, sandte den Grafen Eulenburg nach Ems voraus und erwartete nähere Nachrichten. Da traf, als er am 13. Juli in seinem Hause mit Moltke und Roon bei Tische saß, nachmittags sechs Uhr eine lange Depesche ein, in der ihm der Legationsrat Abeken ausführlich über die Verhandlungen zwischen dem König und Benedetti berichtete und ihm anheimgab, ob die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich, sowohl den Gesandten als der Presse mitgeteilt werden sollte. Die drei Männer hatten den geradezu niederschlagenden Eindruck, die Zurückweisung sei nach so manchen Zugeständnissen nicht unbedingt genug, sie ließe Raum zu der Meinung, der König werde sich doch mit Frankreich vertragen, die Dreistigkeit der französischen Politik also doch einen Erfolg erfechten. Da fragte Graf Bismarck Moltke, ob er sich unbedingt auf die Armee verlassen könne, und als Moltke sagte: „Wir haben niemals ein besseres Werkzeug gehabt, als in diesem Augenblick," da setzte er sich auf ein paar Minuten an einen Seitentisch, strich die Depesche bis auf wenige, das rein Thatsächliche enthaltende Sätze zusammen und las sie dann den beiden andern Herren vor. „So hat das einen andern Klang — bemerkte Moltke —, vorher klang es wie eine Chamade, jetzt wie eine Fanfare als Antwort auf eine Herausforderung." So war es. Die wenigen scharfen Sätze thaten Deutschland und der Welt kund, daß die Zumutung rundweg abgewiesen, und die dem König zugedachte Demütigung auf Frankreich zurückgefallen sei. Es war jetzt mit einem Schlage vor die bittre Wahl gestellt, diese Demütigung hinzunehmen

Digitized by Google

oder den Krieg zu beginnen, sofort, schlecht gerüstet, ohne Bundesgenossen! Mit genialem Blick und schneidiger Energie hatte Graf Bismarck die Lage blitzschnell erfaßt und verwandelt, und seiner hellen, schmetternden Fanfare antwortete der brausende Kriegsruf des deutschen Volks. Im rechten Augenblick wurde der Krieg, der unvermeidliche, begonnen und durchgeführt bis zum ruhmvollsten Ende!

Es ist in diesem Verfahren Bismarcks etwas von dem raschen Blick, dem schnellen Entschluß eines großen Reiterführers, der den rechten Augenblick zum entscheidenden Angriff erfaßt. Und in der That, Bismarck war ebenso Soldat wie Diplomat. Wenn man sein Standbild am schönen Leipziger Siegesdenkmal betrachtet, wie er, den Stahlhelm auf dem Haupte, den Pallasch an der Seite, das starke Roß mit kräftiger Faust zurückreißt, ist es da nicht, als wenn man einen gebietenden Feldherrn vor sich hätte? Und so ist er mit seinem König nicht nur ins Feld gezogen, sondern auch hineingeritten in die tobende Schlacht bis ins feindliche Granatenfeuer. Dieses Bild des reisigen Staatsmanns ist unserm waffenfreudigen Volke noch teurer als das des großen parlamentarischen Streitredners, und es findet nicht seinesgleichen in der Geschichte. Es ist nicht der kriegerische Mut, den wir hier an ihm bewundern, denn den Stab eines Königs treffen, da er sich nicht aussetzen darf, selten feindliche Geschosse, es ist vielmehr der moralische Mut. Mit der vollen Kenntnis dessen, was politisch und militärisch auf dem Spiele steht, die ungeheure Spannung eines Schlachttages Stunde für Stunde zu durchleben, dabei nur beobachten, nicht selbst handeln zu dürfen, dazu gehört noch mehr Charakterstärke als ins Feuer zu gehen.

Niemals hat Bismarck diesen Mut mehr bewiesen als am Tage von Königgrätz. Als am 30. Juni 1866 nachmittags nach drei Uhr König Wilhelm mit seinem Gefolge auf der Fahrt nach dem böhmischen Kriegsschauplatze den Bahnhof Zittau passirte, da spähten die Hunderte von Einwohnern der sächsischen Grenzstadt, die ihn halb grollend, halb ehrfurchtsvoll und in dem dunkeln Gefühle, daß die große Entscheidung nunmehr unmittelbar bevorstehe, erwarteten, vor allem nach dem Grafen Bismarck. Er stieg aus wie der König und ging eine kurze Zeit vor der Wagenreihe auf und ab, ohne sich weiter um die Menge zu kümmern. Wenige Tage später, am 3. Juli, früh gegen acht Uhr, hielt er unter dem glänzenden Stabe des Königs neben Moltke und Roon auf der Höhe von Dub, wo sich die Straße nach Sadowa und Königgrätz ins breite Wiesenthal der Bistritz hinuntersenkt, um dann nach den Höhen von Lipa und Chlum hinaufzusteigen. Es war nach langer Hitze ein trüber regnerischer Morgen. Vor ihnen brüllte die Schlacht; auf Stundenweite stand die Armee des Prinzen Friedrich Karl unter dem furchtbaren Granatenhagel der überlegnen, beherrschend aufgestellten österreichischen Artillerie. Allerorten rollender Kanonendonner, knatternde Salven, auflodernde Flammen, dichter,

Digitized by Google

schwarzgrauer Pulverqualm, den die schwere Nebelluft am Boden hielt, und noch immer keine Entscheidung. Denn nur der Kronprinz konnte sie bringen, und der Kronprinz kam nicht. Auch die letzte Reserve, das brandenburgische Armeekorps, wurde ins Gefecht geschickt. Stumm hielt Graf Bismarck hinter dem König — er war an diesem Tage dreizehn Stunden ununterbrochen im Sattel —, denn hier hatte er keinen Rat zu erteilen. Wenn nun die Schlacht verloren ging, die seiner Politik den Sieg und damit die Rechtfertigung geben sollte? Er hat später erzählt, eine Niederlage hätte er nicht überlebt; er würde in diesem Falle mit dem ersten besten Kavallerieregiment in den Feind geritten sein und den Tod gesucht haben. Doch ruhig, unbeweglich blickte neben ihm Moltke auf die Schlacht; er hatte in diesem kritischen Augenblick noch die Kaltblütigkeit, von den beiden letzten Cigarren Bismarcks, die dieser ihm bot, sich die bessere auszusuchen. Dann endlich, endlich nach elf Uhr, zeigten sich weit links am Horizonte die dunkeln Kolonnen der kronprinzlichen Armee, bald stiegen die Rauchwolken ihrer Batterien empor, die Gefahr war vorüber, und Moltke sagte zum König: „Jetzt ist Ew. Majestät der Sieg nicht mehr zu nehmen." Roon aber rief freudig aus: „Bismarck, diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen!" Gegen drei Uhr, als die Sonne endlich durch die Wolken brach, gingen auch die Bataillone des Prinzen Friedrich Karl mit entrollten Fahnen zum Sturm auf die Höhen vor. Der König folgte, von dem Hurra seiner siegreichen Truppen umbraust, und befahl auf den Höhen von Lipa der Reiterei zur Verfolgung vorzugehen, er selber ritt mit vor. Granaten sausen und heulen um ihn und schlagen ein, ein Knäuel in einander geratner österreichischer und preußischer Reiter wälzt sich dicht an ihm vorüber, und vor ihm brechen Roß und Reiter zusammen, die Stabswache zieht den Säbel. Er aber scheint das alles nicht zu bemerken, „ruhig und behaglich wie am Kreuzberg"; auf eine Mahnung Bismarcks — denn die Generale wagten nichts zu sagen — entgegnet der König: „Der oberste Kriegsherr steht dort, wohin er gehört." Endlich reitet Bismarck dicht an ihn heran: „Majestät, da Sie keine Rücksicht auf Ihre Person nehmen, so haben Sie wenigstens Mitleid mit Ihrem Ministerpräsidenten, von dem Ihr getreues preußisches Volk seinen König fordern wird; im Namen dieses Volkes bitte ich: verlassen Sie diese gefährliche Stelle." Da reicht ihm der König die Hand mit den Worten: „Nun, Bismarck, lassen Sie uns weiter reiten," und wendet seinen Rappen, schlägt aber ein so langsames Tempo ein, „als wäre es ein Spazierritt unter den Linden," bis Bismarck ungeduldig dem Tiere mit dem Fuße einen kräftigen Stoß versetzt, sodaß es in langen Sätzen davonjagt. Es war am Abend, und alles vorüber, da sagte Moltke zum König: „Ew. Majestät haben nicht nur die Schlacht, sondern auch den Feldzug gewonnen"; Bismarck aber setzte mit jener klaren, leidenschaftslosen Umsicht, die ihn auszeichnete, hinzu: „Die Streitfrage ist also entschieden; jetzt

Digitized by Google

gilt es, das alte Verhältnis zu Österreich wieder zu gewinnen." Und das mitten in der Siegesfreude, die jeden andern berauscht hätte!

Es ist vier Jahre später, am Nachmittage des 18. August 1870. Heiß brennt die Sonne auf die fruchtreiche lothringische Hochebne westlich von Metz hernieder, kein Lüftchen regt sich. Da hält König Wilhelm, diesmal als der Oberbefehlshaber des deutschen Heeres, gegen fünf Uhr inmitten seines Stabes im Felde nördlich von dem großen Dorfe Gravelotte. Seitwärts von dem Wege, der links ab nach Malmaison und Verneville führt, bezeichnet heute ein mächtiger Felsblock mit Inschrift die Stelle. Der König ist um drei Uhr morgens von seinem Hauptquartier Pont-à-Mousson aufgebrochen und über das Schlachtfeld des 16. August, wo der Heldenmut vor allem der Brandenburger den abziehenden Franzosen den Weg versperrte, auf der schnurgeraden Pappelallee von Rezonville ostwärts geritten. Erst allmählich ist es während des Vormittags klar geworden, daß die Franzosen in die starke Stellung westlich von Metz zurückgewichen sind; seit Mittag ist der Angriff auf sie im vollen Gange. Ein erschütterndes Getöse erfüllt die Luft. Wenig hundert Schritt von dem König dehnt sich die lange Linie deutscher Batterien quer über die Straße, die sich von Gravelotte nach dem tief eingeschnittnen waldigen Thale der Mance, der „Schlucht von Gravelotte" blutigen Angedenkens, hinunterzieht und dann drüben höher hinaufsteigt nach dem Gehöft von St. Hubert, einem mächtigen, weithin sichtbaren Steinhause und dem noch höher gelegnen Hofe von Point du Jour mit seinen Pappeln, dem Gipfelpunkt der Straße, dort, wo heute der Aussichtsturm ragt. Links nimmt der langgestreckte Wald von Genivaux die Aussicht nach Norden. Wieder hält Graf Bismarck mit Moltke und Roon hinter seinem König. Er weiß, daß seine beiden Söhne am 16. mit im Feuer gewesen sind, daß Graf Herbert verwundet ist. Aber diese persönlichen Sorgen stehen hinter dem Gedanken an das große Ganze weit zurück. Eben ist die Nachricht vom linken Flügel, von dem nur der Kanonendonner herüberdröhnt, eingetroffen, daß dort alles gut stehe, da giebt der König den Befehl, mit allen Kräften gegen den Point du Jour vorzugehen und auch das soeben bei Rezonville eingetroffne II. (pommersche) Korps dafür bereit zu halten.

Es ist gegen sieben Uhr, das Artilleriefeuer der Franzosen ist seit längerer Zeit fast verstummt; man glaubt, sie hätten den Kampf an dieser Stelle aufgegeben. Bismarck hat seine halbverdürsteten Pferde zu Wasser geschickt und steht selbst neben einer feuernden Batterie. Da plötzlich beginnt von drüben aufs neue ein wütendes Feuer, es ist „ein unaufhörliches Krachen und Rollen, Sausen und Heulen in der Luft," kein Zweifel, die Franzosen leiten einen neuen Vorstoß ein. Die Granaten fliegen über das Gefolge des Königs hinweg, auf Roons Bitten reitet dieser zurück, und dabei wird Bismarck von ihm „abgeklemmt." Ohne Pferd, wie er in diesem Augenblick ist, macht er sich schon darauf gefaßt, wenn auch die Artillerie zurück müsse, sich auf den

Digitized by Google

nächsten Protzkasten zu setzen und mit davon zu fahren. Inzwischen aber kommen seine Pferde zurück, und er reitet zum König. Doch dort, wo dieser jetzt hält, schlagen die Granaten ein. Erst auf Bismarcks dringende Mahnung verläßt der Monarch die gefährliche Stelle und reitet, während an der Front der Kampf gegen neun Uhr allmählich erlischt, nach Rezonville zurück. Inzwischen ist es völlig dunkel geworden. Beim flackernden Scheine eines Wachtfeuers steigt der König ab und nimmt auf einer Leiter Platz, die man als Bank eingerichtet hat, das eine Ende ruht auf einem erschossenen Schimmel. Da kam gegen neun Uhr Moltke, der den Vorstoß der Pommern im Abenddunkel geleitet hatte, mit der Meldung, daß der Sieg erfochten sei. Und nun diktirte der König dem Grafen Bismarck die Depesche an die Königin Augusta, die der Kanzler mit Bleistift auf ein herausgerissenes Blatt eines Notizbuches schrieb. Die schwerste Entscheidung des Krieges war gefallen, erst sie ermöglichte den Sieg von Sedan.

Zehn Monate sind vergangen, es ist der 16. Juni 1871. Ein strahlender Sommertag, ein wolkenloser Himmel spannt sich über der neuen Reichshauptstadt, Hunderttausende von Menschen füllen die Straßen, die heute die siegreich heimgekehrte Armee ziehen soll, zahllose Fahnen flattern in den Lüften, Laubgewinde ziehen sich von Haus zu Haus, und endlose Reihen eroberter Geschütze säumen die Linden ein. Da hallen die ersten Glockenschläge durch die Luft, sie verkünden, daß die Spitze des Zuges beim Hallischen Thore angelangt sei, allmählich nähert sich das brausende Hurrarufen, und sieh da, nun kommen sie alle, die siegreichen Heerführer in diesem Kriege ohnegleichen, und mitten unter ihnen, wie einst in der Schlacht, zwischen Roon und Moltke, unmittelbar vor dem Kaiser, der Kanzler des Reichs, Fürst Bismarck! So reitet er beim Triumphzuge seinem Herrn voran, dem er den Weg gebahnt hat zum Kaiserthrone; die Freude leuchtet ihm aus den markigen Zügen, und scharf schauen die hellen Augen unter dem Stahlhelm hervor auf die jubelnden Massen, die die Lüfte erschüttern mit ihrem Zuruf und ihn mit Lorbeerkränzen bedecken!

Was Fürst Bismarck auf dem Schlachtfelde und im Rate hatte erringen helfen, das galt es in den Parlamenten zu vertreten und weiter auszubilden, fast in beständigem Kampfe mit den verständnislosen, kleinlichen, wohl auch boshaften Gegnern. So wurde Bismarck zum Redner, zu einem der größten germanischer Zunge. Und doch war er kein Redner im gewöhnlichen Sinne. Die Hünengestalt hoch aufgerichtet, immer in Uniform, sprach er mit häufigen Unterbrechungen, oft stockend, weil er in beständiger Gedankenarbeit immer erst die Form, den Ausdruck fand, so sorgfältig er sachlich seine großen Reden vorzubereiten pflegte, und er verschmähte alle rhetorischen Mittel. Aber unwiderstehlich wirkten die zwingende Logik, die Weltweite seines Blicks, die ungeheure Sach- und Personenkenntnis, die urwüchsige Kraft des Ausdrucks und die

Digitized by Google

plastische Anschaulichkeit seiner Bilder, die scharfe Ironie und der treffende Witz, die hinreißende Leidenschaft und das nationale Pathos, die er abwechselnd anzuwenden verstand. Er war auf der Rednerbühne als Gegner nicht weniger furchtbar wie im Kabinett und auf dem Schlachtfelde; die er traf, die wanden sich unter den Keulenschlägen seiner Worte und zuckten empor unter seinen scharfen Pfeilen.

Das preußische Abgeordnetenhaus kannte, bewunderte oder fürchtete ihn schon längst, aber vor der deutschen Nation erschien er als Streitredner zuerst im konstituirenden Reichstage des Norddeutschen Bundes und im Zollparlament. Am 9. März 1867 war der Entwurf zur neuen Bundesverfassung, wie er auf der Grundlage Bismarcks von den Regierungsvertretern angenommen worden war, dem Reichstage vorgelegt worden, und 27 Redner hatten sich dafür, 17 dagegen zum Worte gemeldet. Aus den verschiedensten Gründen bekämpften Fortschrittler, Partikularisten und Doktrinäre den Entwurf; den einen war er zu wenig freiheitlich, den andern zu unitarisch, den dritten nicht unitarisch genug; insbesondre verlangten preußische Abgeordnete, daß der preußische Landtag eine entscheidende Stimme darüber haben sollte.

Da griff Graf Bismarck am 11. März mit einer großen Rede in den Kampf ein. „Glauben Sie wirklich — sagte er da unter anderm —, daß die großartige Bewegung, die die Völker vom Belt bis an die Meere Siziliens, vom Rhein bis an den Pruth und den Dnjester zum Kampfe führte, zu dem eisernen Würfelspiel, in dem um Königs- und Kaiserkronen gespielt wurde, daß die Millionen deutscher Krieger, die gegen einander gekämpft und geblutet haben vom Rhein bis zu den Karpathen, daß die Tausende und Abertausende von Gebliebnen und der Seuche erlegnen, die durch ihren Tod diese nationale Entscheidung besiegelt haben, mit einer Landtagsresolution ad acta geschrieben werden können?“ Und er schloß mit den berühmten Worten: „Setzen wir Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon können!“ Wenn er hier die harten Thatsachen der Politik und des Schlachtfeldes dem doktrinären parlamentarischen Gerede entgegengesetzt hatte, so schlug er gegenüber dem furchtsamen Kleinmut, der noch immer nicht begreifen wollte, daß die deutschen Stämme anfingen, eine Nation, also eine Macht zu werden, den kräftigen Ton patriotischen Stolzes an, als im Zollparlament ein süddeutscher Abgeordneter, Probst von Stuttgart, am 18. Mai 1868 vor jedem Versuche, das Zollparlament zu benutzen, um den Anschluß der Südstaaten an den Norddeutschen Bund zu erreichen, mit dem Hinweis auf die Gegner draußen warnte. Daß die alten Schwaben einst des Reiches Sturmfahne führten, hatte der moderne Schwabe in der selbstzufriednen Enge seines kleinen Staats vergessen. Da rief ihm Graf Bismarck unter dem jubelnden Beifall des Hauses zu: „Dem Herrn Vorredner gebe ich zu bedenken, daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet.“ Wenige Jahre später fanden auch die Schwaben den alten Stolz wieder, und auf dem Schlachtfelde von Wörth am 6. August

Digitized by Google

1870 bewiesen die tapfern württembergischen Bataillone, daß die „Schwabenstreiche“ nicht nur eine Legende seien.

Neue Kämpfe standen dem Fürsten Bismarck bevor, als das Reich gegründet und die Kaiserkrone erneuert war. Denn zwei internationale Mächte traten dem nationalen Aufschwunge feindlich entgegen, eine uralte und eine neue, der Ultramontanismus und die Sozialdemokratie. So entbrannte der „Kulturkampf,“ ein Unheil für die Nation, aber ein unabwendbares. Was Fürst Bismarck damit bezweckte, war etwas Notwendiges und daher Selbstverständliches. Er war kein Feind der Kirche, auch nicht der römisch-katholischen — er hätte sonst doch wohl nicht den päpstlichen Christusorden in Brillanten erhalten —, er war auch kein konfessioneller Heißsporn, obwohl ein guter Protestant, sondern er war ein Staatsmann und wollte als solcher dem Staate die ihm zustehende unbeschränkte Souveränität wahren. In seiner Rede vom 10. März 1873 während der Debatte über die Maigesetze führte er den Streit auf die wirklichen, die letzten Gründe zurück. „Es handelt sich nicht, wie unsern katholischen Mitbürgern eingeredet wird, um den Kampf einer evangelischen Dynastie gegen die katholische Kirche, es handelt sich nicht um einen Kampf zwischen Glauben und Unglauben, es handelt sich um den uralten Machtstreit, der so alt ist wie das Menschengeschlecht, um den Machtstreit zwischen Königtum und Priestertum, den Machtstreit, der viel älter ist als die Erscheinung unsers Erlösers in dieser Welt, den Machtstreit, in dem Agamemnon in Aulis mit seinen Sehern lag, der ihm dort die Tochter kostete und die Griechen am Auslaufen verhinderte, den Machtstreit, der die deutsche Geschichte des Mittelalters bis zur Zersetzung des Deutschen Reichs erfüllt hat. Es handelt sich um die Verteidigung des Staats, es handelt sich um die Abgrenzung, wie weit die Priesterherrschaft und wie weit die Königsherrschaft gehen soll, und diese Abgrenzung muß so gefunden werden, daß der Staat seinerseits dabei bestehen kann. Denn in dem Reiche dieser Welt hat er das Regiment und den Vortritt.“

Die Sozialdemokratie bekämpfte er als eine Partei, die sich selbst außerhalb des geltenden Rechts gestellt habe und also im Kriegszustande mit dem Staate sei. „Wer nicht will mitdeichen, muß weichen,“ sagte er einmal gesprächsweise, und er trug kein Bedenken, ihre Organisation und ihre Presse durch ein Ausnahmegesetz zu zerstören. Aber er faßte den Staat nicht nur auf als „Nachtwächter,“ der auf die notdürftigste äußere Ordnung zu sehen habe, sondern als die sittliche Macht, die auch die wirtschaftliche Wohlfahrt des Volkes durch einsichtsvolle Fürsorge zu fördern, die wirtschaftlich Schwachen zu schützen, Gefahren abzuwenden habe. „Das Ganze (der Sozialgesetzgebung), so führte er am 15. März 1884 im Reichstage aus, liegt in der Frage begründet: Hat der Staat die Pflicht, für seine hilflosen Mitbürger zu sorgen, oder hat er sie nicht? Ich behaupte: er hat diese Pflicht, und zwar nicht bloß der christliche Staat, sondern jeder Staat an sich. — Wenn man mir

Digitized by Google

dagegen sagt: Das ist Sozialismus, so scheue ich das gar nicht. Es fragt sich (nur): Wo liegt die erlaubte Grenze des Staatssozialismus?" Und wie er nun mit seiner Sozialreform ein Werk von einer menschenfreundlichen Kühnheit unternahm, wie es noch nirgends vorher oder nachher gewagt worden ist, so suchte er zugleich das wirtschaftliche Leben der Nation auf eine breitere und freiere Grundlage zu stellen, in beständigem Kampfe mit jener stumpfsinnigen Binnenpolitik und jenem unbelehrbaren Doktrinarismus, die aus einer kläglichen, kleinlichen Zeit herüberragten und leider noch immer herüberragen in die neue große Zeit. Als die Anfänge seiner Kolonialpolitik mit dem Hinweis auf das „Übelwollen andrer Staaten" und auf die „Nasenstüber," die Deutschland dabei bekommen könne, bekämpft wurde, da erwiderte er am 26. Juni 1884 stolz: „Ich muß sagen, daß ich als der erste Kanzler des neugeschaffnen Reichs doch eine gewisse Schüchternheit empfand, eine Abneigung, mich so auszusprechen, und selbst, wenn ich an diese unsre Schwäche und Unfähigkeit geglaubt hätte, ich würde mich geniert haben, den Hilfesuchenden offen zu sagen: Wir sind zu arm, wir sind zu schwach, wir sind zu furchtsam, für euern Anschluß an das Reich Hilfe zu gewähren. Ich habe nicht den Mut gehabt, diese Bankerotterklärung der deutschen Nation auf überseeische Unternehmungen den Unternehmern gegenüber auszusprechen."

Es ist ihm nach langen, ermüdenden Kämpfen noch beschieden gewesen, wenige Wochen, ehe Kaiser Wilhelm I. ihn verließ, am 6. Februar 1888, noch einmal in gewaltiger Rede für die Verstärkung der Wehrkraft des Reichs gegenüber den drohenden Rüstungen unsrer Nachbarn im Osten und Westen den ganzen deutschen Reichstag zu einmütigem Beschlusse mit fortzureißen. In großen Zügen führte er da die Geschichte unsrer auswärtigen Beziehungen seit 1848 vor, wie nur er es konnte, und wie Posaunenhall klangen seine Schlußworte: „Wir können durch Liebe und Wohlwollen leicht bestochen werden — vielleicht zu leicht —, aber durch Drohungen ganz gewiß nicht! Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!" Ein Jubelsturm durchbrauste das Haus, und draußen auf der Leipziger Straße vor dem Reichstagshause drängten sich Tausende Kopf an Kopf, um ihn zu erwarten:

Und nun trat er heraus! Da stand er hoch,
Ein Hünenbild im Thor des Sprecherhauses,
Und blickte staunend auf die Menge hin.
Denn wie ein Wirbelsturm ins Meer hineinfährt,
Die Wellen wütend durch einander wirft,
Daß sich die Wogenkämme wechselflutend
Zerbrechen, also wälzte sich im Jubel
Zu Tausenden das Volk dem Mann entgegen.
Zur Mauer ineinander eingekeilt,
Die breite Straße gänzlich überschwemmend,
So stürzte ihm der Bürger, der Soldat,

Digitized by Google

Der Mann der Arbeit und mit holdem Herzen
Der Frauen reine Huldigung entgegen. —
Stumm schritt er hin. Eng war die Gasse nur,
Die man ihm bahnte, doch sein Haupt es ragte
Vor allem einsam aus der wirren Menge. —
Sein Auge — welch ein Auge! — blickte scheu
Und gütig nieder auf die fremden Menschen,
Die alle ihn, des Reiches Schöpfer kannten,
Und die er selbst doch nur als Deutsche kannte,
Als Kinder seines Volks, das ihn erkoren
Zum Urbild seiner eignen Heldenkraft. (Wolfgang Kirchbach)

Soll ich ihn nun noch in seiner Häuslichkeit schildern, im Reichskanzlerpalais an der Wilhelmstraße oder in der Einsamkeit seiner waldumkränzten Landsitze Varzin und Friedrichsruh? Wie er da gekrönte Häupter und Staatsmänner, Abgeordnete und einfache Privatleute empfing, immer gleich gastfrei und schlicht, wie er allen gleichmäßig das Gefühl gab, daß sie willkommen seien, wie er für jeden gütig sorgte und als vollendeter Kavalier, als ein echter Edelmann mit verbindlicher Höflichkeit jedem begegnete, wie herzlich er mit den Seinigen verkehrte, wie er im Gespräch Humor und Sarkasmus, eine ungeheure Fülle der Kenntnis und eine Schärfe der Schilderung entfaltete, die alles mit Bewunderung erfüllte? Wer ihn so sah und hörte, dem blieben diese Stunden unvergeßlich, ein teures Besitztum fürs Leben, und in dem verband sich mit der Ehrfurcht vor diesem Riesengeiste die Liebe zu dem herrlichen Menschen. Ja das war er! Neben einem stahlharten Willen und einem durchdringenden Scharfblick wohnte ein weiches Herz, neben unergründlicher Klugheit freie Offenheit, und seine mächtige Leidenschaft war ohne Rachsucht. Die Greuel des Schlachtfeldes erschütterten ihn tief, und er sorgte persönlich für die Verwundeten, wo er konnte; er war hart gegen die Franzosen, als er mit ihnen über den Frieden unterhandelte, aber sie bekannten dankbar, daß er sie nie getäuscht habe; er zermalmte, was ihm in den Weg kam, aber er ging dabei nur soweit, als es das nationale Interesse verlangte. Denn er war ein Deutscher, er kannte nichts Höheres als das Glück und die Größe seines Volkes; Theorien und Parteidoktrinen hatten für ihn keine Bedeutung. Persönlicher Ehrgeiz lag ihm ganz fern. Das Grundgesetz des griechischen Heldentums, das Schiller so feinsinnig herausgefunden hat:

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch,

war nicht das Gesetz seines Wirkens; er dachte eher wie der alternde Faust Goethes:

Die That ist alles, nichts der Ruhm!

Er war ein Deutscher, aber nur die guten und starken Seiten unsers Volkstums waren in ihm verkörpert, nicht die Schwächen. Er ist viel gehaßt

Digitized by Google

und verunglimpft worden von den äußern und den innern Feinden unsers Volkes und unsrer nationalen Einheit, denn ihnen war er ein furchtbarer Gegner, aber stärker als der Haß sind die Liebe und die Dankbarkeit. Sie werden ihm treu bleiben, solange es ein deutsches Volk giebt, das dieses Namens würdig ist, denn wenn heute ein Deutsches Reich und eine deutsche Nation besteht, so ist sein Verdienst daran das größte.

Liebe Schüler! Sein Werk ist auch für unser bescheidnes, glanzloses Wirken in diesen Räumen die Grundlage geworden. Denn nur auf nationalem Grunde kann sich eine fruchtbare Erziehung und Bildung aufbauen, ohne einen solchen schwankt alles haltlos. Und umgekehrt hat Fürst Bismarck sehr wohl gewußt, was die Jugend und ihre Erziehung für den Ausbau und die Sicherung seines Lebenswerkes bedeutet. Es ist für uns, die ältern, die wir die ungeheuern Wandlungen seit vierzig oder fünfzig Jahren mit Bewußtsein durchlebt haben, die teuerste Aufgabe, das Andenken daran und an ihre Helden einem jüngern Geschlechte so frisch und warm zu übermitteln, wie wir vermögen; es ist eure Aufgabe, liebe Schüler, in deren Jugend wenigstens noch ein Abglanz der großen Zeit und ihrer Helden gefallen ist, diesen Schimmer für euch und andre zu wahren. Dazu möge uns allen auch dieser Tag helfen! Dieser Vorsatz, so deutsch zu sein wie Fürst Bismarck, er ist der beste, der einzige Dank, den wir heute an der Bahre des Unvergeßlichen niederlegen können. Denken und handeln wir so, dann ist er uns nicht gestorben, dann lebt er fort nicht nur in der Erinnerung, nein, dann waltet sein Geist machtvoll durch die deutsche Welt, und sein Bild wird lebendig bleiben bis in die fernste Zukunft.

Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem!
Ihr werdet nimmer seines gleichen sehn!

Die Vereinigten Staaten
im Kampfe für Freiheit und Humanität

Von Wilhelm Wintzer

Die Amerikaner haben wegen ihrer „humanen Absichten“ bei dem Ausbruche des Krieges viel Spott über sich ergehen lassen müssen. Und daß hinter ihrer Menschenfreundlichkeit schließlich eine tüchtige Dosis Selbstsucht thätig war, haben der Verlauf und der Abschluß des Krieges genugsam gezeigt. Man fand in den uneigennützigen und edeln Absichten der Befreiung und Beruhigung Kubas

Digitized by Google

den willkommnen Vorwand, sich vor sich und Europa zu rechtfertigen. Und es schmeichelte allerdings dem Nationalstolz der Amerikaner gewaltig, einmal an der Reihe zu sein, zivilisatorische Absichten gegen Europa geltend zu machen. Schon der junge Amerikaner berauscht sich ja beim Studium jeder Seite seiner Geschichte — von der des Auslands lernt er durchschnittlich recht wenig — an den Zauberworten „Freiheit“ und — nicht „Gleichheit,“ wie man es bei uns der Revolution nachspricht, sondern „Unabhängigkeit,“ und zwar von den Bedrückungen Europas. Nur diese traditionelle Schwärmerei macht es verständlich, daß man vor dem Kriege fast von jedem Amerikaner, mit dem man zu thun hatte, von entrüsteten Auslassungen über die Barbarei und Roheit der Spanier überschüttet wurde, während die eigne Bildung dabei im hellsten Lichte erstrahlte. So etwas gehört nun einmal in Amerika zum festen Bestand der sonst nicht sehr reichen geistigen Überlieferung. Umso lohnender ist die Untersuchung, inwieweit denn in der Zeit ihrer politischen Selbständigkeit wirkliche Thaten und Opfer der Vereinigten Staaten diesem so beliebten Reden von Freiheit und Menschenwürde entsprochen haben.

In dem Unabhängigkeitskampfe von 1775 bis 1783 gegen das Mutterland verschlingen sich merkwürdig die nüchternsten Erwerbsinteressen, die Beteiligung an der Besteuerung und Kontrolle ihres Handels, mit trotzigem Selbstgefühl und Unabhängigkeitsbewußtsein, wie es so vereinigt nur im englischen Volkscharakter vorzukommen pflegt. Auch damals wurde zwar genug von angebornen Freiheiten und Menschenrechten geredet und von den Führern das politisch noch ungeschulte Volk aufgestachelt, mit Erfolg aber nur, weil die hohen Ideen den bedrohten Erwerbsinteressen und dem angebornen Freiheitsgefühl des amerikanischen Farmers Worte liehen. Niemals aber hat man sich für diese Gedanken rein um ihres überzeugenden und menschlich großen Wahrheitsgehalts willen zu begeistern verstanden, wie in den Revolutionen Europas — abgesehen von der englischen. Ob die ungeheuern Eisenvorräte, die der amerikanische Boden barg, nur zollfrei als Roheisen in die Walzwerke und Gießereien des Mutterlandes wandern sollten, statt von den gewerbfleißigen Kolonisten selbst bearbeitet zu werden — ob Amerika gezwungen werden könnte, seine Ackergeräte und Kleidungsstoffe nur aus England zu beziehen, statt sie selbst zu machen — kurz ob das englische Parlament das Recht habe, die Kolonisten über ihre Köpfe hinweg zu regieren und zu besteuern, das waren die praktischen Fragen, um die der große Unabhängigkeitskrieg entbrannte, an dem noch heute jeder amerikanische Bürger seinen Patriotismus entzündet. Der oft zu abstrakt angelegte Deutsche könnte daran immerhin lernen. Denn haben nicht die Amerikaner damals vorausgefühlt, daß gerade ihre Technik, die mächtigen Hilfsquellen ihres Landes, ihr Handelsgeist sie einst zu der großen und reichen Nation von heute machen würden? Man hatte das Recht geltend gemacht: Freiheit und Selbstverwaltung auf der eignen Scholle; weiter

Digitized by Google

aber konnte bei diesem Kampf von einer Verteidigung idealer Menschenrechte nicht die Rede sein. Man hat Franklin mit Anspielung auf seine Erfindung des Blitzableiters in Amerika als einen modernen Prometheus gefeiert, der mit kühner Hand hinaufgegriffen habe zum Himmel, um ewige Menschenrechte herunterzuholen einem armen, geknechteten Volke. Dazu war dieser biedre, wohlwollende, einfache Quäker zu nüchtern, zu sehr als echter Amerikaner auf praktischen Nutzen aus, zu hausbacken, als daß er als ein Wächter ewiger Ideale der Menschheit gefeiert werden könnte. In seinem „Kalender des armen Richard" erscheint er als ein Mensch, der wirklich glaubt, „der Mensch lebe von Brot allein." Auch der vornehme Charakter Washingtons war doch echt amerikanisch besonnen und nüchtern, er war ein zu kluger Staatsmann, als daß er für Ideen gestritten hätte, ohne den thatsächlichen Nutzen zu berechnen, der seinem Volke daraus entspringen würde. Als die schon vom Unabhängigkeitskampfe her verbündete und befreundete Nation Frankreich nun selbst zur Revolution schritt, da lohte eine Glut der Begeisterung für die Schwesterrepublik durch die Reihen der Demokraten, oder wie sie damals hießen, Republikaner. „Auf für die Menschenrechte, kämpft Seite an Seite gegen Tyrannei und Herrschsucht mit den französischen Brüdern, ihr müßt es schon aus Dankbarkeit für frühere Hilfe, schon um zu zeigen, ob eure Freiheitsliebe echt ist," predigte der anmaßende französische Agent Genet. Aber Washington war Realpolitiker, und seine maßvolle, in edler Selbstbeherrschung geübte Persönlichkeit wurde von den wüsten Ausschreitungen der Pariser Revolution so abgestoßen, daß er die wichtige Neutralitätserklärung Frankreich gegenüber erließ, unbekümmert um die zahlreichen Feinde, die er sich damit unter den republikanischen Gefühlspolitikern seiner Zeit schaffte.

Obwohl die Ideen von Freiheit und Humanität damals in Amerika fast so billig waren wie Kieselsteine, so merkte doch das Volk noch gar nicht, in welch schreiendem Widerspruch dazu die Einrichtung der Sklaverei stand, auf die die Hälfte der Nation ihren behaglichen Wohlstand gründete. Ja die Freiheit bezog man auch nur auf die bessern Rassen; die hatten das Recht, ihre Freiheit gegenüber minderwertigen geltend zu machen. Zu diesen Wesen geringern Wertes pflegte der Durchschnittsamerikaner damals auch gewisse deutsche Einwandrer zu rechnen, those damned Dutchmen, die arm und ohne Selbstbewußtsein hinüberkamen und ganz einfach von den Agenten oder Schiffseigentümern meistbietend versteigert wurden, um die Überfahrt bezahlt zu machen. Zeitungsanzeigen jener Tage lassen erkennen, daß Ackerknechte und Handwerker leicht verkäuflich, deutsche Gelehrte, Lehrer oder Offiziere aber gänzlich unverkäuflich waren. Nimmt es Wunder, daß bei diesem Sklavenhandel mit Deutschen sich schon die Kinder des berühmten Millionärs Astor, der als armer Deutscher einwanderte, im freien Amerika schämten, Deutsche zu sein? Freiseinwollen und Herrschenwollen waren eben von jeher auch in

Digitized by Google

Amerika näher verwandt als Freiseinwollen und Sichselbstbeherrschen, damit auch andre frei sein könnten.

Vor der großen Operation des Bürgerkrieges von 1861 bis 1865, der den Krebsschaden der Sklaverei ein für allemal heilte, stand es also den Amerikanern schlecht an, sich als Hüter der freien Menschenrechte zu geberden. Die Befreiung der südamerikanischen Kolonien von der spanischen Herrschaft gab von neuem Anlaß, das Gefühl der Einmütigkeit mit den um politische Unabhängigkeit ringenden zu betonen. Die Vereinigten Staaten waren die ersten, die 1822 diese improvisirten Staaten anerkannten, und die ihre damaligen Verbündeten, die Engländer, zu gleichem Vorgehen bestimmten. Damals handelte es sich allerdings um die Wahrung der konstitutionellen Freiheiten gegenüber der „heiligen Allianz," gegen die sich England mit Amerika verband. Die Mitglieder der heiligen Allianz verstanden ihre Zeit nicht. Sie sahen in dem überall hervortretenden Bestreben der Mitregierung der Völker mit den nach der Niederwerfung Napoleons unumschränkten Fürsten das Grinsen der Revolution, in jedem Lande mit konstitutionellen Freiheiten einen natürlichen und gefährlichen Feind. Gelang es doch der „heiligen Allianz," von Frankreich aus den konstitutionellen König von Spanien, Ferdinand VII., abzusetzen und als absoluten Herrscher wieder einzusetzen. Damals war allerdings die Furcht berechtigt, dieses Vorgehen könnte sich auch auf amerikanischem Boden wiederholen, wo es sich nicht nur um konstitutionelle Monarchien handelte. Etwas Ideales ist deshalb der Monroelehre nicht abzusprechen, die aus Anlaß dieser Ereignisse das Band Amerikas und Europas zu lockern verlangte und zum Leitstern der amerikanischen Politik machte, Amerika mit eigentümlichen Interessen, nämlich denen republikanischer Freiheiten, Europa gegenüberzustellen. Man erkannte, welche Festigung es der eignen freien Verfassung gewährte, wenn jede monarchische Herrschaft vom amerikanischen Festlande verschwände. Man hatte es fortan nur mit Republiken zu thun und konnte sich mit ihnen leichter verständigen als mit den zum Teil mächtigen Monarchien Europas. So sehr demnach diese Anerkennung im Interesse der Amerikaner lag, so anmaßend und thöricht ist es, wenn begeisterte amerikanische Geschichtschreiber und Politiker noch heute die Monroelehre durchs Vergrößerungsglas sehen und als ein leuchtendes Blatt in der Menschheitsgeschichte verherrlichen möchten. „Wie bei Belsazars Fest glühten die Worte des denkwürdigen Dokuments vor den in stummem Erschrecken harrenden Völkern der Erde," so schildert einer von ihnen, Schouler, die Bedeutung dieser Lehre, von der er meint, sie habe die Vereinigten Staaten zur Großmacht erhoben. Eine recht bittere Ironie ist es, daß alsbald die südlichen Sklavenhalter das Recht der Einmischung in südamerikanische Angelegenheiten, das der eigentliche Sinn der Monroelehre war, in Anspruch zu nehmen begannen, um auch in diesen Staaten die Sklaverei einzuführen und dadurch mit dieser Einrichtung zugleich ihre eigne Macht zu

Digitized by Google

festigen. Eine solch menschenunwürdige Einrichtung wie die Sklaverei war denn die europäische Herrschaft wahrlich noch nicht. Damals tauchte die kubanische Frage zuerst auf. Die Südlichen wollten die Annexion der Insel, weil dort noch die Sklaverei herrschte, und sie damit ihre Herrschaft in der Union erweitert hätten. Als dann 1849 der Spanier Lopez mit Söhnen südlicher reicher Sklavenhalter und mit ähnlich zusammengewürfeltem Gesindel, wie es die „Söhne der Freiheit," die kubanischen Insurgenten, sind, seinen vollständig mißlungnen Einfall nach Kuba unternahm, antwortete der auf die Macht der Südlichen eifersüchtige Norden mit einem Gegenschachzug: er ließ bekannt machen, daß der kubanische Generalkapitän Auftrag habe, im Falle eines Aufstandes alle Sklaven auf Kuba für frei zu erklären! Die Sklaverei hat dort thatsächlich noch bis 1880 bestanden. Die Angliederung der Insel wurde aber später aus rein politischen Gründen für wünschenswert gehalten, die in der Wichtigkeit des Panamakanals für die Vereinigten Staaten gipfeln. Heute erklärt Mc Kinleys Freund, der Senator Hannah, die Insel anzugliedern, und eine That für die Freiheit und Zivilisation der Menschheit gethan zu haben, einfach für ein und dasselbe. Wenn auch Ordnung geschaffen werden wird durch die Amerikaner, und Handel und Industrie aufblühen werden, so ist es doch eine ganz andre Frage, ob sich dieselben Aufständischen, die sich jetzt so für die amerikanischen Befreier erwärmen, unter der Herrschaft einer ganz fremdartigen Rasse wohler fühlen werden, als unter den ihnen stammverwandten Spaniern, die doch zur Gewährung von Selbstverwaltung bereit waren. Mit dem Kampfe für die Größe Amerikas und für die Zivilisation mag es schon seine Richtigkeit haben, mit dem Kampf um die „Freiheit" Kubas steht es aber, bei Lichte besehen, auch heute noch äußerst zweifelhaft.

Ein höchst belehrendes Gegenstück zu der Verherrlichung der Monroelehre und des „Befreiungskampfes" auf Kuba zeigt der Entrüstungssturm, der durch die Reihen der südlichen Politiker tobte, als die Republik Kolumbien ganz naiv und den Absichten der Monroelehre entsprechend bei der Washingtoner Regierung beantragte, das von Sklaven befreite und nunmehr von Negern regierte Hayti „als gleichberechtigtes Glied der amerikanischen Völkerfamilie" anzuerkennen. Damals hörte man keine rührenden Klagen über die Bedrückungen dieser armen Neger durch die Franzosen, wie sie vor dem jetzigen Kriege die amerikanische Presse so oft herzerweichend anzustimmen pflegte, sondern das harte, stolze Wort tönte denen, die für Hayti ihre Stimme zu erheben wagten, entgegen: „Der Friede von elf Staaten erlaubt es nicht, die Thatsache zu sehen oder nur auszusprechen, daß die Sklaven Haytis für den Mord ihrer Herren oder Herrinnen Freunde unter der weißen Bevölkerung dieser Vereinigten Staaten finden sollten." Und Hayti mußte vergeblich auf die Anerkennung der Union warten. In jenen Zeiten, wo die Sklavenhalter, in ihrem Reichtum bedroht, ihre Wühlarbeit zu Gunsten der „göttlichen Institution" der Sklaverei

Digitized by Google

soweit getrieben hatten, daß der Norden aus Angst das verhängnisvolle Thema gar nicht mehr aufs Tapet zu bringen wagte, schrieb der Oberrichter der Vereinigten Staaten, Ellsworth, sehr bezeichnend für die Art, wie man sich sittlichen Skrupeln zu entziehen pflegte: „Laßt jeden Staat importiren (nämlich Sklaven), was ihm gefällt. Moralität und Weisheit sind Erwägungen, die die Staaten selbst angehen (nicht die Bundesregierung oder alle Welt). Was einen Teil bereichert, bereichert das Ganze. Die Einzelstaaten sind die besten Richter ihres besondern Interesses."

Aber je mehr es im eignen Lande an Freiheit gebrach, je mehr man selbst aus der Bibel die Sklaverei in ihrem ewigen Rechte zu begründen wußte, und Geistliche auf der Kanzel ihr Lob verkündeten, um so mehr begeisterte man sich für die Freiheit andrer Länder da, wo es nichts kostete. In den zwanziger Jahren war es stylish, sich für das Volk von Hellas zu erwärmen. Man kannte es in Amerika so wenig, wie es seine europäischen Fürsprecher kannten, aber man schätzte seinen Freiheitssinn. Es blieb bei einer platonischen Begeisterung, und die Monroelehre bewährte sich hier wirklich einmal nach ihrer andern Seite: man mischte sich nicht durch Absendung eines Agenten hinein, wie es Gefühlspolitiker beantragten. Zu derselben Zeit veranlaßte ein Besuch Lafayettes, der ja die Sache der Freiheit in Amerika so begeistert gefördert hatte, daß die Erinnerung an den eignen Freiheitskampf von neuem wach wurde. Vierzigtausend Menschen strömten in Philadelphia zusammen und berauschten sich an dem seichten Phrasentum des „großen" Franzosen. Man hatte ihm 200000 Dollar und einige 20000 Acker Land geschenkt, während der wirklich viel verdienstvollere deutsche General von Steuben, dem die amerikanische Armee im Unabhängigkeitskampfe ihre Kriegstüchtigkeit verdankt hatte, nur von wenig Getreuen geleitet zu Grabe getragen wurde. Aber die europäische Berühmtheit Lafayettes schmeichelte den Amerikanern trotz ihrer Verachtung Europas, und ihre im allgemeinen seichte Bildung war für das französische Pathos sehr empfänglich, besonders wenn dabei die Worte „Freiheit" und „Unabhängigkeit" vorkamen.

Nicht so platonisch wie bei der Begeisterung für Griechenland ging es ab, als Kossuth das Volk der Magyaren zum Freiheitskampfe rief. Ein Agent wurde nach Ungarn geschickt, um zu berichten, ob sich das Land als „freies" halten könnte. Ein energischer Protest Österreichs wurde prompt und grob mit den Worten abgefertigt, die Hausmacht der Habsburger erschiene gegenüber der Ländermasse, über die der junge Riese des Westens verfüge, denn doch als ein zu winziges Besitztum, als daß man sich über die Proteste Österreichs sonderlich aufregen könnte. Im Jahre 1851 pilgerte Kossuth mit andern „edeln Verbannten" nach dem Lande der Freiheit, überall begeistert empfangen, bis er in die Politik maßgebend eingreifen wollte und ein thätiges Bündnis der Union mit England verlangte, um den Absolutismus Österreichs und Rußlands

Digitized by Google

zu züchtigen. Auch entzog ihm der Umstand die Sympathien der die Reinlichkeit hochschätzenden Amerikaner einigermaßen, daß er in dem Hotel, wo er auf Kosten seiner Verehrer wohnte, gestiefelt und gespornt zu Bett ging und schlimmer als ein Indianer hauste. Grimmig täuschten sich auch unsre Achtundvierziger, die unter den nüchternen Bewohnern des Landes der Freiheit so wenig Verständnis für den Sturm und Drang fanden, der ihnen im Busen wühlte. Das hatten sie nicht erwartet, daß es in Amerika nur eben die praktische Freiheit gab, daß sich jeder sein Leben zimmern konnte, wie er wollte, Geld verdienen oder nicht — wiewohl im letzten Falle das Maß seines Ansehens weit geringer war als im ersten. Nur die kamen drüben fort, die bald genug ihre abstrakte Begeisterung für Menschenrechte und Freiheiten ablegten, praktisch Hand anzulegen und in der Jagd nach dem Dollar alle Schwärmerei zu vergessen wußten. Ein Beispiel hiervon war der tüchtige Friedrich Kapp, der es als Schriftsteller und Unternehmer in Amerika zu etwas brachte und dort von einem verbissenen Demokraten, nach Art seines Freundes Ludwig Feuerbach, zum patriotischen Anhänger des neuen Reichs wurde. Er heilte den unpraktisch schwärmerischen Feuerbach gründlich von seinen Illusionen über die „Freiheit“ in Amerika.

Sein praktischer Sinn und sein Mangel an kosmopolitischer Bildung bewahrt den Amerikaner vor dem Kosmopolitismus des Deutschen. So schwungvoll man auch immer von Freiheit und Humanität zu sprechen verstanden hat, so haben dem doch immer nur dann auch die Thaten entsprochen, wenn sie dem eignen Lande Nutzen oder doch keinen Schaden brachten. Auch bei der Kossuthbegeisterung hatte es mit einem Protest des Kongresses gegen den Einfall Rußlands in Ungarn sein Bewenden, der natürlich ohne praktische Folgen blieb. Mindestens klingt es heute als altertümliche Phrase, wenn damals die Democratic Review schrieb: „Die Zeit kommt, wo unser Nicken, das wie das Nicken Jupiters die Erde erschüttert, der Befreiung der Nationen gewidmet werden soll.“ Das Wort Befreiung wäre angesichts der letzten Ereignisse aber wohl cum grano salis zu verstehen.

Nur eine That verdient mit Recht als ein Kampf für Freiheit und Humanität gefeiert zu werden, das ist der blutige Sklavenkrieg, den es sich die Union kosten ließ, um sich als Einheitsstaat zu erhalten und den Zankapfel der Zwietracht, die Sklaverei, ein für allemal zu beseitigen. Damals ist manches schöne Wort von Humanität gesprochen worden und hat die Begeisterung der nördlichen Krieger erhöht, wiewohl die Erhaltung der Union das eigentliche Feldgeschrei war. Und es verdient auch der Aufrichtigkeit der Südlichen zur Ehre hervorgehoben zu werden, daß sie sich niemals so rückhaltlos für fremde Freiheitskämpfe erwärmt haben wie die Nördlichen, weil die Anwendung auf ihr schwarzes Eigentum doch allzunahe lag. Somit hat der Kampf der Vereinigten Staaten „für Freiheit und Humanität“ immer der

Digitized by Google

Vermehrung des Glücks und der Größe des eignen Landes gegolten, nicht anders, als bei Völkern, die nicht soviel davon reden. Das Reden davon, das dem Amerikaner Bedürfnis ist, hat für den, der in republikanischen Verfassungen nicht die Quintessenz von Freiheit und Humanität sieht, nur insofern seine Berechtigung, als das amerikanische Völkergemisch, wo eine Tradition die andre aufhebt, allerdings in Kleinigkeiten weit größere Vorurteilslosigkeit und Bewegungsfreiheit mit sich bringt, als im old Europe herrschen, wo die Tradition nur zu sehr dem die Flügel beschneidet, der nicht Kraft- und Selbstgefühl genug zu wirksamer Reaktion dagegen in sich trägt. Und dieser Ruhm soll denn auch den jungen Völkern der neuen Welt nicht genommen werden.

Vrba

Ein unaussprechlicher Name ist ein gutes Symbol für eine unverständliche Sache; ich halte daher den Namen des Tschechen, der mir zu den nachfolgenden Betrachtungen über den österreichischen „Staat“ Anlaß und Stoff*) geliefert hat, für eine passende Überschrift. Lange Zeit hindurch habe ich nichts in der Welt mehr bewundert als die Nerven der österreichischen Minister, weil es mir schien, daß ein nur mit gewöhnlichen Nerven ausgerüsteter Mensch an ihrer Stelle schon nach wenigen Wochen den Verstand verlieren müßte. Nach und nach ist mir jedoch klar geworden, daß sie keine stärkern Nerven brauchen als ein Mann, der an dem aus hundert Drehorgeln und Ausruferstimmen zusammengesetzten Lärm der Dresdner Vogelwiese seinen Spaß hat. Der Nationalitätenhader ist die Lust dieser Herren, denn er sichert ihnen ihre Stellung. Ich meine nicht die Ministerstellung. Sie sind meistens vom hohen Adel; Österreich aber besteht, wie auch immer der Buchstabe der Verfassung lauten mag, thatsächlich aus zwei durch die monarchische Spitze geeinten Adelsrepubliken, und der Adel vermag seine privilegirte Stellung nur so lange zu behaupten, als es zu keiner wirksamen Volksvertretung kommt. Und dafür sorgt nun eben der Nationalitätenhader. Die Deutschen mögen das materielle wie das formelle Recht auf ihrer Seite haben, wenn sie es abwechselnd mit der wilden

*) Die Palackyfeier und ihre Widersacher. Ein Mahnruf an die armen christlichen Völker Österreichs. Von Rudolf Vrba. Prag, 1899. Selbstverlag. In Kommission: Cyrillo-Methodsche Buchhandlung, Prag I, und Xaver Pflugmacher in Leipzig.

Digitized by Google

und mit der staatsmännisch-methodischen Obstruktion versuchen — das ändert nichts daran, daß die Volksvertretung in dem Augenblick gelähmt ist, wo die Minderheit erklärt, sich der Mehrheit nicht fügen zu wollen. Und bei diesem Zustande bleibt es vorläufig in Cisleithanien; denn, wie allgemein anerkannt wird, in dem unwahrscheinlichen Falle, daß es die Deutschen zu einer Mehrheit brächten, würden ja die Slawen obstruiren. Damit ist der § 14 zum Herrscher eingesetzt, ein ministerieller Absolutismus, der sich dem Hochadel und der mit ihm eng verbundnen Hochfinanz als gefügiges Werkzeug erweist.

Diesen merkwürdigen Zustand auch einmal mit den Augen eines Tschechen zu betrachten, muß nicht uninteressant sein, dachte ich, als mir der Vrba in die Hände fiel; beim Lesen bemerkte ich dann, daß es auch lehrreich und nützlich sei. Nicht etwa, daß das Buch in die Betrachtung der österreichischen Verwirrung einige Ordnung brächte; es ist selbst nur ein wüstes Gemengsel von Zeitungsausschnitten, Lesefrüchten aus Palacky, Statistiken, Betrachtungen, Predigten, Ausrufungen, ohne Plan und Ordnung. Auch wird den zum Überdruß breit getretnen streitigen Gegenständen keine neue Seite abgewonnen. Der Streitpunkt, der beide Parteien im innersten berührt, der die Quelle des nationalen Fanatismus ist, und der alle Völker Österreichs in leidenschaftlicher Erregung erhält, der ist nicht zu heben, und zu einer Einigung über ihn wird es niemals kommen. Die Deutschen werden jederzeit behaupten, daß sie eine höhere Rasse als die Slawen seien, und daß ihre Kultur der slawischen überlegen sei; und die Slawen werden das jederzeit leugnen und werden die Ebenbürtigkeit beanspruchen. Kann denn ein Mensch dafür, daß er als Tscheche geboren ist? fragt Vrba und beruft sich auf Christus und Paulus, nach deren Aussprüchen die Menschen aller Völker Gottes liebe Kinder seien, zwischen denen er keinen Unterschied mache nach der Geburt und Abstammung. Beides ist richtig. Aber das erste, daß man ohne eignes Verschulden als Glied eines minderwertigen Volkes geboren werden kann, gehört eben zu der unbegreiflichen Tragik des Menschenlebens, gerade so, wie daß einzelne Mitglieder der höchsten Rassen blind, taub, schwächlich oder als Krüppel geboren werden. Und das zweite mildert zwar diese Tragik, beseitigt sie aber nicht. Christliche Liebe kann den Verkehr der Rassen mit einander erträglich machen, die Rassenunterschiede aber nicht aufheben. Ich verstehe ganz gut, daß das Bewußtsein, einer niedern Rasse anzugehören, furchtbar schmerzlich sein und entweder zu wildem, neidischem Haß gegen die höhern Rassen stacheln oder allen Lebensmut vernichten, die Seele niederdrücken und mit Schwermut erfüllen muß. Die Neger sind bekanntlich von Natur ausgelassen lustig; aber einen europäisch gebildeten Neger kann ich mir nicht anders als schwermütig vorstellen. Die Tschechen stehen nun von uns bei weitem nicht so sehr ab wie die Schwarzen, aber doch nimmt man auch schon bei einer Durchreise durch Böhmen deutlich wahr, daß sie ein bedeutend weniger schönes Volk sind als die Deutschen. Und die körper-

Digitized by Google

liche Schönheit verbürgt nun einmal — nicht beim Einzelnen aber bei der Rasse — die höhere geistige Anlage. Gewiß verdient die Gesinnung eines Palacky höchste Anerkennung. „Wenn ich, sagt er einmal, aus einem Zigeunerstamme entsprossen und sein letzter Abkömmling wäre, ich hielte es doch für meine Pflicht, auf alle mögliche Art und Weise dafür zu arbeiten, daß wenigstens ein ehrenvolles Gedenken an ihn in der Geschichte der Menschheit übrig bliebe." Gewiß sind der Bienenfleiß, die Energie und die zähe Ausdauer bewundrungswürdig, womit die Tschechen ihre nach der Schlacht auf dem Weißen Berge vernichtete Nationalität und Sprache zu einer politischen Macht emporgearbeitet haben, nachdem Josephs II. stürmischer Germanisirungs- und Zentralisirungseifer die noch glimmenden Funken des verschütteten Nationalgefühls zur Flamme entfacht hatte. Aber beides kann an der Thatsache nichts ändern, daß die Deutschen eine jahrtausendalte eigne Kultur, die Tschechen nur eine importirte und geborgte haben, daß jeder gebildete Engländer und Franzose die Meisterwerke der deutschen Litteratur wenigstens dem Namen nach kennen muß, während es eine tschechische Litteratur, deren Kenntnis zur Bildung gehörte, nicht giebt, daß endlich das deutsche Volk zehnmal so zahlreich ist als das tschechische und in der Welt eine gebietende Stellung einnimmt, und daß es schon aus diesem Grunde weite Gebiete giebt, in denen die Kenntnis der deutschen Sprache zum Fortkommen notwendig ist, während man nirgends in der Welt zu seinem Fortkommen des Tschechischen bedarf, wofern nur nicht — die österreichische Regierung es für ein paar von ihren Ländern ausdrücklich befiehlt. Es ist einfach lächerlich, was ein Sozialdemokrat sagt, den Vrba zitirt: „Die Tschechen sind heute auch kulturell so entwickelt, daß sie als Nation die Deutschen ebenso wenig brauchen wie die Deutschen sie." Wie würde eine tschechische Universität aussehen, an der keine Werke von deutschen Gelehrten gebraucht würden? Bedarf dagegen der deutsche Student auch nur eines einzigen tschechischen Autors? Und wie viel Stellen in Handlungshäusern und Fabriken, in Bergwerken oder Elektrizitätsanlagen, bei Bahn- und Brückenbauten stehen einem tschechischen Kaufmann oder Techniker oder Ingenieur, der nicht deutsch kann, offen? Wie viel oder vielmehr wie wenig dagegen verliert der stellesuchende junge Deutsche, wenn er nicht tschechisch kann? Also was Vrba über diesen Gegenstand sagt und was hundert andre noch darüber sagen können, das ist alles müßiges Gerede; der Schöpfer und die Weltgeschichte haben das ein für allemal entschieden. Was aber die von Tschechen und von Deutschen gegen einander verübten Gewaltthätigkeiten anlangt, denen Vrba viele Seiten widmet, so wären die Fragen, welche Partei daran die größte Schuld trägt, was davon wahr, was Zeitungslüge oder Übertreibung ist, nur dann zu entscheiden, wenn man jahrelang an Ort und Stelle beobachten könnte, und überdies sind diese Dinge von ganz untergeordneter Bedeutung.

Dagegen scheint zweierlei, was mir beim Lesen des Sammelsuriums klar

Digitized by Google

geworden ist, von Wichtigkeit zu sein. Das eine ist etwas negatives: daß, wenn es gelänge, die Deutschen kalt zu stellen, ein auf sich selbst beschränktes Nationalitätenparlament eben so wenig aktionsfähig sein würde wie das heutige, die Deutschen daher ruhig abwarten könnten, bis es abgewirtschaftet hätte. Es handelt sich nicht bloß um den weltgeschichtlichen Witz, daß die interessanten Nationen gezwungen wären, deutsch mit einander zu verhandeln, um sich verständigen zu können, wenn nicht etwa jeder Abgeordnete dazu verurteilt würde, ein Jahr lang französische oder lateinische Konversationsstunden zu nehmen. Auch nicht um den andern beinahe ebenso schönen Witz, daß die Ungarn, diese unverschämtesten Unterdrücker des Deutschtums, um keinen Preis ein slawisches Cis zulassen wollen, weil ein solches den slawischen Brüdern in Trans beispringen und der magyarischen Herrlichkeit ein rasches Ende bereiten würde. Sondern darum, daß, wie man aus dem vorliegenden Buche sieht, die Slawen, ja schon die Tschechen für sich allein arg zerklüftet sind. Ihre Einigkeit erstreckt sich nur auf den gemeinsamen Deutschenhaß, nicht einen Schritt weiter. Die Alttschechen sind fromme und gläubige Katholiken, die Jungtschechen hussitisch angehauchte Priesterfeinde. Die Streber unter den Tschechen, wie der jungtschechische Finanzminister Kaizl, unterstützen die Regierung in ihrem Bemühen, ganz Cisleithanien der Ausbeutung durch die Ungarn preiszugeben, das tschechische Volk scheint, nach Vrbas Darstellung wenigstens, mit den Deutschen im Widerstande gegen die ungarischen Finanzvirtuosen einig zu sein. Und während die tschechischen Bürger und Bauern nationale Fanatiker sind, pfeifen die sozialdemokratischen Arbeiter auf die Nationalität und stehen nur insofern im Nationalitätenstreit auf der tschechischen Seite, als sie — was freilich Unsinn ist — von einer Staatssprache nichts wissen wollen und für alle Nationalitäten Gleichberechtigung fordern. Wie die Tschechen im ganzen über die Juden denken, vermag ich nicht deutlich zu erkennen, aber soviel steht fest, daß sie durch grundsätzliche Judenfeindschaft mit ihren galizischen Vettern in Kollision geraten würden, denn der polnische Edelmann kann seinen Schank- und Geldjuden nicht entbehren, wenn er auch, mittelalterlichen Überlieferungen getreu, nichts dagegen hat, daß die Juden von Zeit zu Zeit abgeschlachtet oder ausgeplündert werden. Den Jungtschechen wirft die Arbeiterzeitung verschämten Antisemitismus vor, und Vrba ist ein grimmiger und offner Judenfeind; nicht weniger als die Juden haßt er auch die Sozialdemokraten und bringt beide ihm widerwärtigen Menschensorten in innigste Verbindung mit einander. Er erklärt alle Sozialdemokratenführer aller Länder für Juden und die christlichen Arbeiter für ihre bethörten Opfer. Die sozialdemokratischen Arbeiter nennt er ein verkommnes Gelichter und behauptet, daß die männlichen sämtlich Säufer, die weiblichen Dirnen seien. Ausschließlich auf die Sozialdemokratie führt er das Arbeiterelend zurück. Ausschließlich nämlich in dem Abschnitt, der von der Sozialdemokratie handelt; aber Folgerichtigkeit und Gedächtnis sind nicht

Digitized by Google

seine Sache, und so macht er denn an andern Stellen der Reihe nach die Juden, nicht als Sozialistenführer, sondern als Finanzmänner, den Dualismus oder die Magyaren, die deutschen Fabrikanten, die Religionslosigkeit für das Elend der tschechischen Arbeiter verantwortlich. Von den Lehrern sagt er, daß sie sich meistens zur Religion oder Religionslosigkeit der Sozialdemokraten bekennten, daß aber in politischer Beziehung die deutschen der Partei Schönerers, die tschechischen der radikalen Jungtschechenpartei angehörten. Da es aber immerhin unter den tschechischen, ebenso wie unter den deutschen Lehrern auch noch kirchlich gläubige giebt, so ist damit ein weiteres Element der Zerklüftung gegeben. Kurzum, in dem Augenblicke, wo die Slawen unter sich wären, würden sie aufhören, ein einig Volk von Brüdern zu sein.

Das zweite, was mir beim Lesen dieser Schrift klar geworden ist, ist positiver Natur. In all den schönen Artikeln deutscher Zeitungen, die den kämpfenden deutschen Brüdern in Österreich gewidmet werden, findet sich auch nicht die Spur eines positiven Gehalts, d. h. nicht ein einziger Vorschlag, dessen Ausführung eine Besserung der Lage herbeizuführen geeignet wäre. Sie sind allesamt nur Variationen des Themas: O diese unverschämten Slawen! Euch allein, ihr deutschen Brüder, gebührt die Herrschaft in Österreich; haltet nur tapfer Stand und bändigt das slawische Gesindel! Das haben sich nun die deutschen Brüder seit dreißig Jahren selbst gesagt, unaufhörlich gesagt, haben es den Slawen mit dem Munde, mit der Feder und mit den Fäusten gesagt, sind aber damit keinen Schritt vorwärts, sondern immer nur rückwärts gekommen. Noch in den dreißiger Jahren haben die Josephiner daran gearbeitet, den Nationalitäten — um einen Ausdruck Schäffles zu gebrauchen — die Zunge auszureißen; nicht einmal in der Schule, nicht einmal im Religionsunterricht, geschweige denn in der Amtsstube wollten sie die tschechische Sprache dulden. Die Deutschliberalen gestanden zu der Zeit ihrer Herrschaft den Tschechen in den rein tschechischen Bezirken den Gebrauch ihrer Muttersprache zu beim Verkehr der Parteien mit den Behörden, während die innere Amtssprache die deutsche blieb, d. h. beim Verkehr der Behörden unter einander deutsch gesprochen und geschrieben werden mußte. Heute wollen die Deutschen das Tschechische den rein tschechischen Bezirken auch als innere Amtssprache zugestehen und sträuben sich nur noch gegen die von den Badenischen Verordnungen für ganz Böhmen vorgeschriebne Zweisprachigkeit, die alle in Böhmen angestellten oder anzustellenden deutschen Beamten zwingen würde, tschechisch zu lernen. Ihren Willen gegen die Mehrheit durchzusetzen, giebt es im Verfassungsstaat für die Minderheit kein Mittel; die Deutschen waren also den Slawen gegenüber in Angelegenheiten der Nationalität verloren, sobald sie in die Minderheit geraten waren, denn es verstand sich nun von selbst, daß sich die Slawen jetzt für das von Joseph und den josephinischen Zentralisten Erduldete rächen würden. Nur dann wäre die politische Herrschaft der Deutschen in Öster-

Digitized by Google

reich gesichert gewesen,*) wenn Cisleithanien ins Deutsche Reich aufgenommen worden wäre; daß sechstehalb Millionen Tschechen in nationalen Fragen gegen sechzig und mehr Millionen Deutsche nichts ausrichten könnten, liegt auf der Hand. Das hat schon der Vater des Neutschechentums, Palacky, erkannt, wie sein Brief an das Frankfurter Vorparlament beweist, den Vrba als Anhang abdruckt. Er war zur Teilnahme an den Beratungen dieser Versammlung eingeladen worden. Er dankt für die hohe Ehre, lehnt aber entschieden ab. Er sei ein Böhme slawischer Abstammung, gehöre also nicht in eine Versammlung, die sich die Neuordnung Deutschlands zur Aufgabe gesetzt habe. Zudem scheine ihm die Tendenz der Frankfurter Herren auf die Vernichtung Österreichs als eines unabhängigen Staats gerichtet zu sein, und dagegen müsse er protestiren. Die Donaumonarchie habe die Aufgabe, die um die mittlere und untere Donau gelagerten Völkerschaften zu einem Staate zu vereinigen, der stark genug sei, gegen die Weltherrschaftsgelüste Rußlands einen Damm zu bilden; solle dieser Staat aber stark sein, so müsse er zunächst unabhängig bleiben und dann die innere Zwietracht dadurch überwinden, daß er allen seinen Nationalitäten Gleichberechtigung einräume. Die Forderung, Österreich solle sich „volkstümlich" an Deutschland anschließen, d. h. in Deutschland aufgehen, bedeute die Zumutung des Selbstmords, habe also weder Sinn noch Berechtigung. Einen weit bessern Sinn würde die Forderung haben, Deutschland solle sich an Österreich anschließen, d. h. mit Österreich zusammen einen Staat bilden, dessen Hauptstadt Wien wäre. Ist aber, schließt er, „auch diese Zumutung dem deutschen Nationalgefühl gegenüber unstatthaft, so erübrigt nichts, als daß beide Mächte, Österreich und Deutschland, neben einander gleichberechtigt sich konstituiren, ihren bisherigen Bund in ein ewiges Schutz- und Trutzbündnis verwandeln und allenfalls noch, wenn solches ihren beiderseitigen materiellen Interessen zusagt, eine Zolleinigung unter einander abschließen." Also was den Deutschen die Mehrheit und damit die Herrschaft in Österreich gesichert hätte, ein Großdeutschland mit preußischer Spitze, ist nicht möglich gewesen; das Jahr 1866 hat das 1848er Programm des Tschechenführers verwirklicht, um die Mehrheit der Deutschen ist es geschehen und damit um ihre Herrschaft in einem konstitutionellen Gesamtösterreich und auch schon in einem konstitutionellen Cisleithanien. Man wende nicht ein, daß ja auch im Deutschen Reiche eine Minderheit ihren Willen durchgesetzt habe — bei der Beendigung des Kulturkampfes. Auf konstitutionellem Wege hätten die Katholiken ihren Willen nicht durchgesetzt, wenigstens nicht sobald; es war Bismarck, der den Kulturkampf beendet hat und beenden konnte, weil ihm die Mehrheit, wenn auch

*) Die politische, die offne, unmittelbare und verfassungsmäßige Herrschaft; indirekt, durch überlegne Kultur, oder durchs Geld, kann auch eine kleine Minderheit herrschen, wie nach der Meinung ihrer Gegner in mehreren Staaten die Juden. Die Herrschaft durch Privilegien ist eben im modernen Verfassungsstaat ausgeschlossen.

Digitized by Google

widerwillig und murrend, gehorchte. Bekanntlich hat Windthorst wiederholt gesagt, er wünsche, daß Bismarck bis nach dem konfessionellen Friedensschluß am Leben und am Ruder bleibe, denn kein andrer Minister würde die Macht haben, die Aufhebung der Maigesetze durchzusetzen. Es war also ein zwar nicht verfassungsmäßiger aber thatsächlicher Ministerabsolutismus, der den Katholiken des Deutschen Reiches zu dem verholfen hat, was sie ihr Recht nennen, und nur der Absolutismus, nimmermehr der Konstitutionalismus oder Parlamentarismus, könnte auch den Deutschen Österreichs zu ihrem Recht verhelfen. Nun geht es aber nicht gut an, daß gerade die Deutschen den Absolutismus verlangen, und so weit er schon jetzt herrscht, will er den Deutschen nicht helfen. Warum er nicht will, das weiß alle Welt. Schönerers Fraktion hat nur wenig Mitglieder, aber Schönerers Geist und Gesinnung ist die Seele der deutschnationalen Bewegung. Die deutschen Studenten haben seit fünfzehn Jahren für Schönerer, d. h. für Bismarck und für den Anschluß an Deutschland, an Preußen geschwärmt (dafür, daß gerade Bismarck diesen Anschluß nicht wollte, sind sie taub),*) und zehn Jahrgänge dieser Studenten nehmen jetzt amtliche Stellungen ein. Vrba hat eine Anzahl von Kundgebungen großer Volksversammlungen, die den Anschluß an Deutschland fordern, zusammengestellt. Wo bliebe denn auch der Schwung der deutschnationalen Bewegung, wenn ihr entweder die Klerikalen oder die „Judenliberalen“ die Seele einhauchen sollten! Und was nützt es, wenn ehrliche reichsdeutsche Freunde der österreichischen Deutschen deren Kornblumenenthusiasmus eine verbrecherische Thorheit schelten! Das ist so, als ob man einen beinahe Ertrinkenden, der nach dem nahen Ufergras greift, zurufen wollte: Hier darfst du nicht aussteigen, du mußt ans jenseitige Ufer hinüber schwimmen! Sämtliche Habsburger möchten so deutsch gesinnt sein wie der deutscheste Patriot, wie Schönerer selbst, unter diesen Umständen wäre es wider die Natur, wenn sie in ihrem Staate den Deutschen zur Macht verhelfen wollten; nur die Unentbehrlichkeit des Deutschen als Armeesprache bereitet der offiziellen Slawisirung des Kaiserstaats noch einige Hindernisse.

Geht es also weder mit dem Parlamentarismus noch mit dem Absolutismus, so bleibt nur noch ein Weg übrig, der wenigstens die kerndeutschen Alpenprovinzen vor dem slawischen Einfluß sichern würde: die Dezentralisirung, die „Verländerung.“ In einem die Alpenprovinzen umfassenden Teilstaate würden die Südslawen und Italiener zusammen nur etwa ein Viertel der Bevölkerung ausmachen, könnten also gegen die Deutschen nicht aufkommen. Und dieser Weg ist gangbar, weil er mit der Verwirklichung des tschechischen Ideals beginnen könnte. So lächerlich die Wenzelkrone und das „böhmische Staats-

*) Aus privaten Mitteilungen weiß ich, daß die starken und ehrlich gemeinten Zurückweisungen der Kornblumendeutschen in offiziösen Berliner Blättern seiner Zeit in Österreich für diplomatischen Schein gehalten worden sind.

Digitized by Google

recht" als Forderungen erscheinen mögen, die man mit „vergilbten Pergamenten" begründet, so natürlich erscheint unter den heutigen Umständen die Absonderung der vorherrschend tschechischen Länder als Anfang einer Neuorganisation der österreichischen Monarchie. Auch die Sozialdemokraten fangen an, die Frage zu erörtern,*) ob nicht die Trennung der industriellen Sudetenländer von den agrarischen Alpenländern und dem halbasiatischen Galizien vorteilhaft für sie sein würde. Die Absonderung Galiziens und Dalmatiens von Cisleithanien wird auch im deutschen Lager ganz allgemein gefordert. Geographisch gehört Galizien zu Trans, aber die Ungarn mochten es nicht, um nicht ihre ohnehin schon zweifelhafte magyarische Mehrheit ganz in die Brüche gehen zu lassen. Die Forderung der Absonderung dieser Länder fanden wir dieser Tage in einer Zentrumskorrespondenz vertreten; selbst die deutschen Klerikalen finden es ungehörig, sich von Polen und Kroaten majorisiren und sich noch dazu von der polnischen Schlachta finanziell ausbeuten zu lassen. In gewissen deutschnationalen Kreisen aber geht man, wie ich aus Briefen weiß, noch weiter, man wünscht die Auflösung des Kaiserstaats in einen Staatenbund, der die rein oder überwiegend deutschen Länder zu einem Sonderstaate vereinigen und dessen Bewohnern ihr Deutschtum sichern soll; auch der Reichshauptstadt Wien, die jetzt tschechisirt zu werden in Gefahr schwebt, bliebe dann ihr deutscher Charakter gewahrt. Die Deutschen der Sudetenprovinzen blieben zwar in übler Lage, aber schlimmer, als sie jetzt ist, könnte sie auch nicht werden, und bei aller empfindlichen Einbuße an politischer Macht würden doch ihr deutscher Volkscharakter und ihre Sprache schon deswegen nicht ernstlich gefährdet werden, weil sie nicht im Innern des Wenzelstaates, sondern an seinen Grenzen wohnen und mit den Reichsdeutschen in regem geselligem und Geschäftsverkehr bleiben. Selbstverständlich würde auch das neue, nicht mehr dualistische, sondern pluralistische Österreich (denn Ungarn würde doch nur ein Bundesstaat wie die andern sein), eines Zentralparlaments bedürfen; aber dessen Kompetenz würde auf Militär, Auswärtiges und Zollangelegenheiten eingeschränkt sein. Daß bei solcher Schwächung der Zentralgewalt der Staat einmal auseinanderfiele, wäre nicht zu befürchten, so lange der heutige politische Zustand Europas fortdauert, bei dem es, wie die Wiener Arbeiterzeitung einmal sagte, keinen Platz giebt, wo die verschiednen Länder hinfallen könnten. Dieser Weg sollte demnach, als vorläufiges Auskunftsmittel, einmal von allen Deutschen ernstlich ins Auge gefaßt werden.

*) Neue Zeit, Nr. 9 und 10.

Digitized by Google

Die Abschaffung des einjährigen Heeresdienstes*)

In der letzten Zeit ist vielfach die Frage aufgetaucht, ob es nicht vorteilhaft wäre, wenn das Vorrecht des einjährigen Dienstes aufgehoben würde, also alle Diensttauglichen wenigstens zwei Jahre dienen und unter denselben Bedingungen in der Kaserne wohnen müßten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der erste Vorteil davon der Schule zu gute kommen würde. Die sogenannten Pressen würden wegfallen, die höhern Schulen würden von all den Schülern entlastet werden, die sie nur um des betreffenden Zeugnisses willen besuchen. Dadurch würden der Lehrplan und der Unterricht an den höhern Schulen ohne Frage natürlicher und gesunder werden. Denn schon längst ist die Abschlußprüfung am Ende der Untersekunda als ein böser Fehlgriff erkannt worden. Darum war auch auf der Dresdner Versammlung des deutschen Gymnasialvereins eine der ersten Thesen: „Die Abschlußprüfung am Ende der Untersekunda ist zu verwerfen.“ Kurz, die Abschaffung des einjährigen Militärdienstes würde ungesucht eine der größten und heilsamsten Reformen unsers höhern Schulwesens zur Folge haben.

Einen andern Vorteil davon hätte unser schwer bedrängter Mittelstand. Es ist leider Sitte geworden, daß unsre Bauernsöhne in den wohlhabendern Landstrichen als Einjährig-Freiwillige dienen. Bekanntlich ist das ziemlich kostspielig, und heutzutage wirft ein Bauerngut nicht mehr soviel ab, um einen oder gar mehrere Söhne bis zum achtzehnten oder zwanzigsten Jahre auf der Schule zu erhalten und ihnen dann noch die Mittel zum einjährigen Dienst zu gewähren. Aber der größte Schaden dabei ist der: ein junger Mann, der bis zum achtzehnten Jahre auf der Schulbank gesessen, dann als Einjähriger

*) Obwohl wir den praktischen Forderungen dieses Aufsatzes nicht beistimmen können, haben wir ihm den Raum nicht versagt, da er doch manches beachtenswerte enthält. Die Fragen sind schon in frühern Artikeln der Grenzboten, so im Jahrgang 1897, I, S. 153, und III, 619 berührt worden. Der Verfasser vergißt, daß die allgemeine Durchführung der zweijährigen Dienstzeit unsern Volkswohlstand schwer schädigen würde, namentlich unsern Welthandel, der durch die Entwicklung der letzten Jahre vor ganz neue Aufgaben gestellt ist und sich nicht von andern Handelsvölkern überflügeln lassen darf. Übrigens hat man in Frankreich mit der einheitlichen Dienstzeit keine guten Erfahrungen gemacht. Die Red.

Digitized by Google

gedient hat und vielleicht Reserveoffizier geworden ist, der ist meist unfähig, ein Bauer zu sein. Auf unsern Bauerngütern von hundert bis vierhundert Morgen darf sich der Besitzer nicht schämen, mitzuarbeiten und selbst die Peitsche oder die Mistgabel in die Hand zu nehmen. Meint man: Wer es nicht dazu hat, der mag es bleiben lassen und mag zwei Jahre dienen, so kennt man nicht die Macht der Sitte und des falschen Ehrgeizes; schon die Bauermädchen sagen: Wir nehmen keinen, der nicht die Schnüren hat. Was für den Bauernstand gilt, wird auch für manche andre Schicht unsers Mittelstandes gelten, die Beamten nicht ausgenommen.

Was waren denn die Gründe für die Einrichtung des einjährigen Dienstes? Man wollte ein angefangnes Studium nicht durch eine dreijährige Dienstzeit unterbrechen, und man wollte die Jugend zum Besuch der höhern Schulen anlocken. Beide Voraussetzungen treffen gegenwärtig nicht mehr zu. Die dreijährige Dienstzeit besteht nicht mehr für die Fußtruppen; und schon jetzt hat ein Einjähriger, der befördert worden ist und seine Übungen machen muß, fast anderthalb Jahre zu dienen. Aber am meisten haben sich die Voraussetzungen für den zweiten Grund geändert. Statt zum Besuch der höhern Schulen anzulocken, wäre es heutzutage gut, eher davon abzuschrecken. Denn man spricht schon lange von einem Gelehrten- und Abiturientenproletariat! Und kann man wirklich behaupten, daß durch die Einrichtung des einjährigen Militärdienstes die wahre Bildung unsers Volkes befördert worden sei? Wer ist gebildet? Eine Autorität in der Geschichte unsers Bildungswesens, Professor Paulsen, sagt in Reins encyklopädischem Handbuch der Pädagogik im Artikel Bildung (I, 414): „Für gebildet gilt, wer nicht mit der Hand arbeitet, sich richtig anzuziehen und zu benehmen weiß und von allen Dingen, von denen in der Gesellschaft die Rede ist, mitreden kann. Ein Anzeichen der Bildung ist auch der Gebrauch von Fremdwörtern, das heißt der richtige: wer in der Bedeutung oder der Aussprache fehlgreift, der erweckt gegen seine Bildung ein ungünstiges Vorurteil. Dagegen ist die Bildung so gut wie bewiesen, wenn er fremde Sprachen kann, das heißt gebildete Sprachen, französisch oder italienisch oder gar lateinisch und griechisch. Damit kommen wir auf das letzte und entscheidende Merkmal: gebildet ist, wer eine höhere Schule durchgemacht, mindestens bis Untersekunda, natürlich »mit Erfolg.« Und der Erfolg besteht in dem Zeugnis für den einjährigen Militärdienst. So erwirbt man sich einen Rechtsanspruch darauf, von den Ungebildeten abgesondert zu werden. Damit hätten wir denn auch einen von Staats wegen festgesetzten Maßstab der Bildung: es gehört dazu, was in den sechs ersten Jahreskursen der höhern Schulen gelernt wird; ein wesentliches Erfordernis sind zwei fremde Sprachen; Schulen, die nur eine fremde Sprache treiben, werden grundsätzlich nicht als höhere anerkannt."

Trotz dieser etwas ironisch gehaltnen Definition könnte jemand doch noch

Digitized by Google

leicht einen zu hohen Begriff von der hier gemeinten Bildung bekommen, wenn er von der Kenntnis zweier fremder Sprachen liest. Man vergesse aber nicht, daß es sich nicht um die Kenntnis, sondern nur um die ersten Elemente der fremden Sprachen handelt. Die Bildung des Einjährigen bricht gerade da ab, wo die Beschäftigung mit der fremden Sprache erst ihren eigentlichen Bildungswert bekommt. Die Kenntnis der ersten Elemente einer fremden Sprache giebt bekanntlich keine Bildung, diese bietet eine fremde Sprache erst, wenn man über die bloße grammatische Stümperei hinaus ist. Es hängt mit dem philologischen Bildungsgange des deutschen Volkes eng zusammen, daß man den Bildungswert der Sprachen bei weitem überschätzt. Wer etwa betont Euripides, gilt für ungebildet, aber der Gebildete darf frei bekennen, daß er nicht weiß, was spezifisches Gewicht sei, ohne an seinem Ansehen als Gebildeter etwas zu verlieren. Mit dieser Überschätzung der Stümperei in fremden Sprachen hat man jetzt insofern zu brechen begonnen, als dem Volksschullehrerseminar, das obligatorisch keine fremden Sprachen treibt, die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst eingeräumt worden ist. Man wird bald genug die Konsequenzen ziehen müssen. Warum dem Seminar, einer dreijährigen Fachschule, zugestehen, was man den gewerblichen Fachschulen, dem Technikum, der Bergschule, der Bauschule u. a. versagt? Ein Bahnmeister- oder Maurermeisteraspirant, der sich in einzelne Fächer verhältnismäßig weit vertieft, meist höhere Analysis, Mechanik usw. getrieben und — was nicht zu vergessen ist — auch praktisch anzuwenden gelernt hat, hat sicherlich eine bessere Bildung als einer, der eine sogenannte Presse durchgemacht und sich meist in allen Fächern viel unverdautes Zeug angeeignet hat.

Doch man mag die Grenze zwischen gebildeten und ungebildeten Personen so oder anders bestimmen, ein großer Unterschied zwischen beiden wird immer bleiben; ist es denn aber nötig, diese Grenze so augenfällig zu ziehen? Und soll man sie so augenfällig ziehen gerade im Heeresdienste, wo doch die allgemeine Gleichheit des Dienstes, der Pflicht, der Leistung, der Opfer für das Vaterland am meisten zu Tage treten sollte? Dazu kommt, daß der Unterschied von gebildet und ungebildet oft nur ein Unterschied von reich und arm ist. Denn der Reiche, auch wenn er wenig für höhere Bildung geeignet ist, weiß sich doch durch den kostspieligen Unterricht auf besondern Dressuranstalten das Prädikat Gebildet zu verschaffen. Auch der Unterschied zwischen arm und reich wird freilich nie ausgeglichen werden, aber soll man ihn so grell hervortreten lassen gerade da, wo im Dienst für das Vaterland arm und reich keinen Unterschied machen darf?

Vielleicht sagt man: Im Kriege besteht dieser Unterschied nicht. Im Kriege wohl, aber glücklicherweise sind die Kriege recht selten. Und im Frieden ist doch ein sehr augenfälliger Unterschied zwischen einem Einjährigen und einem Zwei- oder Dreijährigen. Sie sind allenfalls gleich im äußern Dienst,

Digitized by Google

wiewohl auch hier die schwarz-weißen Schnüren einen Unterschied bezeichnen, der nicht auf eine größere militärische Tüchtigkeit hinweist, wie etwa die Schießschnüre. Nun sehe man sich aber auch den innern Dienst in der Kaserne an! Da jeder Militärdienst im Frieden eine Vorbereitung für den Ernstfall des Krieges sein soll, so wird man es für selbstverständlich halten, daß jeder Mann an die Zucht, an das Zusammenleben, Schlafen, Essen usw. mit seinen Kameraden von vornherein gewöhnt werde.

Gesetzt, alle ohne Ausnahme müßten zwei Jahre in der Kaserne unter denselben Bedingungen dienen, welchen Einfluß würde das auf das Kasernenleben und auf den Charakter des Einzelnen ausüben? Das Kasernenleben würde sicherlich auf diese Weise veredelt werden. Viele Mißstände, die man darin beklagt, würden schon dadurch gemindert werden, daß dann in der Kaserne auch solche Personen wären, die sehr empfindlich und zugleich schreibgewöhnt sind. Die Furcht vor den Beschwerden der Insassen über etwaige Mißstände, über Mißhandlungen, die fast nur beim innern Dienst vorkommen, über mangelhafte Zurichtung der Speisen u. dgl. würde oft sehr vorteilhaft wirken.

Man bemüht sich jetzt, schlechte Gesinnung, namentlich auch schlechte Lektüre von der Kaserne fernzuhalten, zugleich aber hält man die Personen von der Kaserne fern, die sonst im ganzen spätern Leben dazu berufen sind, den vaterländischen guten Geist zu pflegen. Wäre es nicht das einfachste Mittel, bessern Geist in die Kasernen zu bringen, wenn man auch die sogenannten bessern Stände hineinbrächte? Als im Jahre 1808 die allgemeine Wehrpflicht in Preußen eingeführt oder doch vorbereitet wurde, fielen auch die entehrenden Strafen weg, „denn, heißt es in den neuen Kriegsartikeln vom 3. August, man erwartet, daß die jungen Leute von guter Erziehung und feinerm Ehrgefühl, die fortan als gemeine Soldaten ins Heer treten, ein gutes Beispiel vernünftigen Gehorsams und wirksamer Anwendung ihrer Kräfte geben und es dadurch möglich machen werden, mit einer gelinden Behandlung Ordnung und Disziplin aufrecht zu erhalten.“ Sollte das nicht heute noch und zwar auch für den innern Dienst gelten?

Man kennt das Schlagwort „Einheitsschule.“ Immer von neuem wird die Forderung erhoben: Fort mit den Vorschulen, laßt alle Schüler ohne Ausnahme bis zum zehnten oder zwölften Jahre in dieselbe Volksschule gehen. Da treten sich die verschiednen Stände näher, da sitzt das Grafenkind neben dem Tagelöhnerkinde, da nähern sich sozial die verschiednen Stände. Es soll hier nicht untersucht werden, ob dies die Folge der einheitlichen Volksschule sein würde. Aber wenn man an den gemeinsamen Aufenthalt in der Schule bei zehn- oder zwölfjährigen Kindern solche Hoffnungen knüpft, ist man dann nicht viel mehr berechtigt, von dem gemeinsamen Kasernenleben zwanzigjähriger Jünglinge einen sozialen Ausgleich zu erwarten? Wo treten sich denn sonst

Digitized by Google

die verschiednen Stände näher? Es giebt heutzutage leider recht wenig Gelegenheit dazu. Wie ganz anders würden die, die später das Volk führen und heilsam beeinflussen sollen, das Volk kennen lernen, wenn sie nicht bloß den äußern Dienst, sondern auch den innern unter völlig gleichen Bedingungen zwei Jahre lang mit allen zu leisten hätten!

Fast an allen Universitäten macht sich unter den Studenten ein Drang nach sozialer Thätigkeit geltend. Nun, in der Kaserne fände dieser Drang, heilsam auf das Volk zu wirken, reichliche und lohnende Gelegenheit. Die später die führenden Stände im Volke sein sollen, würden ganz unwillkürlich vermöge ihrer überlegnen Bildung eine geistig führende Stellung unter ihren gleichgestellten Kameraden einnehmen. Und wer es hier nicht vermag, der wird nie ein eigentlich führender Charakter werden, selbst wenn er sich später mit noch so viel äußerer Autorität des Amts umgiebt.

Als Scharnhorst die allgemeine Wehrpflicht empfahl, schrieb er, je weicher die Sitten würden, um so nötiger sei den Nationen die militärische Erziehung, damit die männlichen Tugenden einfacher Zeiten der Kulturwelt erhalten blieben, die rüstige Kraft des Leibes und des Willens den fein Gebildeten nicht verloren ginge. In unsrer nervösen Zeit, wo man der allgemeinen Nervosität der Gebildeten durch allerhand Sport und Spiel aufzuhelfen sucht, sollte man das beste Mittel zur Stärkung der Nerven, eine allgemeine zweijährige Dienstzeit, nicht verschmähen. Sprach es doch neulich ein Nervenarzt öffentlich aus, daß ein großer Teil der Nervösen gerade die Pressen besucht hätte. Natürlich bei mangelhafter Veranlagung oder mangelhaftem Fleiß soll der Jüngling doch wenigstens zum Einjährigen, und zwar mit Hochdruck, gepreßt werden, und das macht nervös.

Man meine nicht, es sei Abhärtung genug, die der äußere Dienst mit sich bringe. Es ist doch gewiß ein großer Unterschied, ob sich der Einjährige nach einem anstrengenden Übungsmarsche in seine eigne bequeme Wohnung begiebt, die Sachen vom Putzer reinigen läßt und sich an ein reichliches Diner setzt, oder ob der Zweijährige sich selbst bedienen und sich genügen lassen muß mit dem, was die Kaserne bietet. Ist es aber nicht unerhört, daß man unsre gebildeten jungen Leute in die Kaserne steckt! Als die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, hatte man dieselben Bedenken. Treitschke berichtet: „Die Söhne der gebildeten Klassen in Friedenszeiten ohne weiteres in das stehende Heer einzureihen, erschien dieser Zeit, die soeben der Barbarei der alten Kriegszucht entwuchs, als eine unerträgliche Härte.“ Nun, man hat diese Härte ertragen und segnen gelernt, man wird auch die Härte des Kasernendienstes ertragen und rühmen lernen. In Wallensteins Lager wollen die Eltern ihren Sohn vom Heeresdienst zurückhalten und sagen: Er ist guter Leute Kind. Darauf antworteten die Soldaten: Wir auch nicht auf der Straße gefunden sind. Mit einem ungleich größern Rechte können heute unsre Soldaten dem,

Digitized by Google

der sich zu gut für die Kaserne dünkt, sagen: Wir auch nicht auf der Gasse gefunden sind.

Vom Jahre 1900 an sollen auch alle Volksschullehrer einjährig dienen. Es wäre für ihren Stand außerordentlich wichtig, wenn bis dahin das Vorrecht des einjährigen Dienstes überhaupt abgeschafft würde. Dienten alle, also auch die Volksschullehrer zwei Jahre, so würde ihnen die mißliche Lage erspart bleiben, eine Art Einjähriger zweiter Ordnung vorzustellen.

Auch das Heer würde von dieser allgemeinen Änderung einen Vorteil haben. Als die zweijährige Dienstzeit eingeführt wurde, sind viele Bedenken geltend gemacht worden. Man sagte: Daran ist kein Zweifel, daß in zwei Jahren, zumal bei unsrer Schulbildung, gelernt werden kann, was ein gut ausgebildeter Soldat lernen soll — aber das Gelernte soll auch geübt werden, soll, bis zum Mechanismus geübt, in Fleisch und Blut übergehen. Werden zwei Jahre dazu genügen? Wenn man dies Bedenken schon gegen die zweijährige Dienstzeit geäußert hat, so sollte man doch Grund genug haben, es auch gegen die einjährige zu wenden. Vielfach werden ja auch die Einjährigen als Füllsel betrachtet, das von den andern mit fortgerissen wird. Auch die Ausbildung von Reserveoffizieren würde bei einer allgemeinen zweijährigen Dienstzeit nicht auf Schwierigkeiten stoßen, da ja dasselbe Material vorhanden ist, aus dem diese Offiziere gewählt werden. Ja die Zahl der militärisch und sozial dazu geeigneten jungen Leute würde sogar größer sein als jetzt, wo nur die jungen Leute bei der Beförderung in Frage kommen, die die Prüfung zum Einjährig-Freiwilligen bestanden haben. Fällt aber diese ganze Einrichtung weg, so bieten sich zur Beförderung in höhere Chargen viele dar, die bisher davon ausgeschlossen waren, z. B. Techniker, angehende Bahnmeister, Obersteiger, Maurermeister und Zimmermeister usw. Und wer in sozialer Beziehung für die Stellung eines Reserve- oder Landwehroffiziers geeigneter sei, ein angehender Zimmermeister oder ein von der Presse eben Entlassener, kann kaum zweifelhaft sein. Der erste weiß jedenfalls mit Leuten umzugehen.

Noch ein andrer Gedanke ließe sich daran anschließen. Heutzutage sind alle höhern Berufsarten so überfüllt, daß ein junger Mann gewöhnlich sieben Jahre auf eine Anstellung warten muß. Hat ein solcher Anwärter zwei Jahre gedient, so ist er vielleicht schon im zweiten Jahre Unteroffizier geworden; würde da nicht mancher bei der Überfüllung der Zivilberufe gern noch ein drittes, vielleicht viertes Jahr beim Militär bleiben und Unteroffiziersdienste oder wohl auch Offiziersdienste thun, wenn ihm diese Zeit als Staatsdienst angerechnet würde? Jedenfalls könnte er seine Wartezeit kaum billiger, nützlicher und gesunder hinbringen, als so. Würde dies mehrfach geschehen, so brauchte unser Heer eine Anzahl Berufsunteroffiziere weniger, und der Staat wäre nicht genötigt, eine so große Anzahl von Militäranwärtern, wie jetzt, im Zivildienst zu versorgen.

Digitized by Google

Gegenüber diesen großen Vorteilen, die die Abschaffung des Vorrechts des einjährigen Heeresdienstes für die Schule und für das ganze soziale Leben im großen und im einzelnen zur Folge haben würde, kann man kaum noch für die Beibehaltung dieser Einrichtung weiter eintreten. Erst mit dem Aufgeben dieses Vorrechts würde die allgemeine Wehrpflicht wirklich durchgeführt sein.

Zur äußern Geschichte unsrer Sprache

Unter Deutsch versteht die Wissenschaft die Sprache, die heute von Gravelingen bis Preßburg und St. Gotthard an der Raab, von Tilsit bis zur Birs und an den Monte Rosa gesprochen wird. Wir Deutschen, mit Einschluß also nicht nur der deutschen Schweizer und Österreicher, sondern auch der Holländer und Vlamen, machen den größern südöstlichen Teil der westgermanischen Volksstämme aus, den kleinern nordwestlichen bilden mit wesentlich abweichender Sprache die Friesen und die Engländer. Noch ferner stehen uns sprachlich die Nordgermanen und standen uns die Ostgermanen, die germanischen Opfer der Völkerwanderung. Die hochbegabten Goten und die Vandalen, die Burgunder und Langobarden haben sich alle bei dem Versuche, Nationalstaaten zu gründen, verblutet, die beiden letzten im Kampfe mit germanischen Brüdern, von vielen kleinen germanischen Völkersplittern zu schweigen, und seit der Mitte des neunten Jahrhunderts sind uns auch die romanisirten Westfranken verloren gegangen; erst wir Deutschen des zweiten Jahrtausends haben uns zur Nation bilden können.

Romanen und Slawen sind unsre Nachbarn. Gegen die Romanen steht unsre Sprachgrenze im großen und ganzen seit tausend Jahren fest: hüben und drüben sitzt eine geschlossene Masse bis unmittelbar an die Grenze heran, Einsprengsel fehlen im Westen ganz, im Süden fast ganz. In der ersten Hälfte unsers Jahrtausends haben allerdings die Deutschen die Romanen stellenweise etwas zurückgeschoben, und in der zweiten Hälfte hat eine langsame umgekehrte Bewegung stattgefunden: erst die jüngste Gegenwart scheint dem Vordringen des Romanentums wieder Einhalt zu thun. Im vierzehnten Jahrhundert war Flandern das stärkste Bollwerk des Deutschtums im Westen, in Elsaß-Lothringen gewinnt das Deutsche vom Beginn des dreizehnten bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ganz allmählich, aber auf breiter Linie an Boden, durch die Besiedlung des Oberwallis vom Haslithal aus wurde in mittelhoch-

Digitized by Google

deutscher Zeit das Romanische in der Westschweiz zurückgedrängt, in der Ostschweiz und im Vorarlberg schon seit dem zehnten Jahrhundert, und auch in Südtirol verlief die Sprachgrenze im vierzehnten Jahrhundert bedeutend weiter südlich als heute. Die neuern Jahrhunderte zeigen dem gegenüber auch an der Peripherie die Folgen des Absterbens der Zentralgewalt, der Unterwerfung der deutschen Kultur unter die italienische und französische, des Verlustes an Achtung des deutschen Namens im Auslande. Bis 1866 ist das Romanische in Südtirol unablässig vorgerückt, erst mit der Abtretung Venetiens und der Lombardei an Italien ist der Verwelschung wirksam gesteuert worden. Das Französische ist an der obern Rhone wieder heraufgerückt (im siebzehnten Jahrhundert wurde noch bis Sitten hinunter Deutsch gesprochen), namentlich seit der Revolutionszeit ist es im Schweizer Jura vorgedrungen. Was das ausgehende Mittelalter das Deutschtum in Elsaß-Lothringen hatte gewinnen lassen, ist von 1550 bis 1870 von den Franzosen zurückerobert worden. Flandern fiel 1385 an Burgund, ein französisch charakterisirtes Reich, die Sprache des öffentlichen Lebens blieb zwar die vlämische, sie wurde aber so verwelscht,*) wie es die reichsdeutsche kaum während des dreißigjährigen Krieges erlebt hat, und das war nur das Vorspiel für den allmählichen Rückgang der Sprachgrenze im Volke: im siebzehnten Jahrhundert reichte das deutsche Sprachgebiet noch südlich bis über Boulogne hinaus, und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lag die Sprachgrenze immer noch vor den Thoren von Calais, heute ist längst das letzte vlämische Wort in Lille, Tournay, Douai, Cambrai, Valenciennes verklungen. Hoffentlich wird die vlämische Bewegung unsrer Tage dem romanischen Vordringen auf nordwestdeutschem Sprachgebiet ein ebenso entschiednes Halt zurufen, wie es die Jahre 1870 und 1866 an bedrohten Punkten im Westen und Süden gethan haben.

Viel wechselvoller sind die Schicksale der deutschen Sprachgrenze im Osten gewesen, und viel unruhiger ist dementsprechend heute noch das Grenzbild. Die Nachbarn sind tief ineinander geschoben. Massen von Polen und Tschechen sind auf altem deutschen Reichsboden eingesprengt, und mitten in ungarischer Umgebung sitzen die Hermannstädter, Bistritzer und Kronstädter Gruppen der siebenbürgischen Sachsen, im slowakischen Sprachgebiet die deutschen Bauern der Zips und im slowenischen die der Gottschee, im tschechischen namentlich die Deutschen um Iglau, und 10 Prozent der Bewohner Kurlands, Livlands und Esthlands macht in diesen Provinzen die deutsch redende Schicht der Gebildeten aus. Nieder- und Oberland von Oder und Weichsel und die mittlere Donau wurden für slawisches und avarisches Heranfluten frei, als die dort ansässigen germanischen Stämme dem Zuge der Völkerwanderung folgten. So wurden Trave, Elbe, Saale, Böhmerwald und Enns die Sprachgrenze, bis unter Karl dem Großen

*) Beispiele bei Lamprecht, Deutsche Geschichte, IV, 137.

Digitized by Google

zu Ende des achten Jahrhunderts wieder ein Vorstoß des Deutschtums begann, im Süden mit solchem Erfolge, daß schon 822 der Name der Avaren zum letztenmal erscheint. Bis 850 ergießt sich nun das Deutschtum zunächst das rechte Donauufer hinab bis zum Wiener Wald, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch links von dem Flusse auf Mähren zu. Das zehnte Jahrhundert vernichtete freilich fast allen Gewinn des neunten im Osten wieder, sodaß auch hier erst mit dem Jahre 1000 ein längeres ununterbrochnes Vordringen des Deutschtums einsetzt. Die Ungarn kamen. Und was unter Otto I. nach der Schlacht auf dem Lechfelde im Süden und Norden den Ostfeinden abgerungen wurde, ging in dem großen Slawenaufstande beim Tode Ottos II. abermals verloren. Das Bistum Bamberg, das zu Anfang des elften Jahrhunderts gegründet wurde, ist ein Eckstein für das Vordringen der deutschen Sprache im Osten gewesen. Erst jetzt wurden die slawischen Einschüsse im Ostfränkischen*) völlig germanisirt. Und von Oberfranken ging es hinüber ins Egerland. Der Ungarnfeldzug von 1043 sicherte die Leitha-Marchlinie. Aber noch waren die Slawen Herren nördlich von Meißen und der Lausitz. Erst das zwölfte Jahrhundert bringt es unter der kräftigen Leitung Lothars, Albrechts des Bären und Heinrich des Löwen zur Kolonisation Brandenburgs, während gleichzeitig südlich Mitteldeutsche tief in das ungarische Bergland bis in die Zips und nach Siebenbürgen vordringen. Um die Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts sehen wir das Einströmen fränkischer und niederdeutscher Bauern in Schlesien,**) um die Wende des dreizehnten die Haupteinwanderung nach Böhmen und die Besitzergreifung nordöstlichster Gebiete durch den Deutschen Orden. Das vierzehnte Jahrhundert bringt auch im Nordosten noch Fortschritte, befestigt aber in der Hauptsache und baut aus. Habsburger und Luxemburger regieren über die deutsche Zunge von ihren eben erworbnen Ostgebieten aus und knüpfen diese damit fester an das Ganze. Böhmen ist damals seiner Litteratur nach nahezu ein völlig deutsches Land gewesen. Noch

*) Im neunten Jahrhundert sitzen viele Slawen diesseits der Grenze in Thüringen, um Fulda, am obern Main, an der Rednitz; noch im achtzehnten Jahrhundert sprach man wendisch bei Dannenberg an der untern Elbe, noch heute haben wir die Wenden der Lausitz; kleine Zeugnisse für die große nachträgliche Arbeit der innern Kolonisation.

**) Man hat für Schlesien auch an bayrische Ansiedler denken zu müssen geglaubt wegen des Deminutivsuffixes —el, —l. Zu dessen Erklärung genügt aber die Annahme fränkischer Kolonisten, wie sie für den ganzen Südstreifen des Königreichs Sachsen allein nachweisbar ist, wo dasselbe Suffix allein gebraucht wird. In Sebnitz z. B., dessen Ansiedler nachweislich aus der Bamberger Gegend stammen, tritt die doppelte Verkleinerung —chl nur in geringschätzigem Sinne auf oder nach Liquiden zur schärfern Abhebung des Suffixes; wer —chen allein statt —el gebraucht, wird als Zieraffe ausgelacht. Die längere Form —ele (Südwestsachsen) erklärt sich wohl am einfachsten als vollere, weil nebentonige Gestalt, und nicht als oberpfälzisch im Gegensatz zu fränkischem —el. Vgl. die Arbeiten von Gerbet, Meiche und Philipp über die Mundarten des Vogtlandes, der Kirchfahrt Sebnitz und Zwickaus.

Digitized by Google

nach 1400 greift das Deutschtum in Pommern und auf Rügen um sich. In Böhmen tritt freilich im fünfzehnten Jahrhundert schon der Rückschlag ein, Hand in Hand mit der politischen Selbständigwerdung des Landes und dem Erschlaffen der Reichsgewalt wie des deutschen Einflusses überhaupt im Osten. Überall hört das Wachstum nun bald auf, und im äußersten Nordosten und Südosten wird sogar das Gewonnene wieder eingedämmt, eine ähnliche Erscheinung wie in der zweiten Hälfte des Jahrtausends an der romanischen Grenze. Nur im Norden ist das Deutsche seit den Tagen Karls des Großen in beständigem Fortschreiten gegenüber dem Dänischen und dem Friesischen.

Die Mundartengrenzen innerhalb der deutschen Sprache haben sich seit Jahrhunderten ungestört erhalten. Die einzige Verschiebung, die sich beobachten läßt, ist ein kleines Vorrücken des Hochdeutschen gegen das Niederdeutsche im fünfzehnten Jahrhundert. Während früher Eisleben, Merseburg, Halle und Wittenberg noch niederdeutsch gesprochen hatten, läuft die Dialektgrenze nun von der Gegend unmittelbar nördlich von Kassel zur Elbe dicht oberhalb Magdeburgs und dann auf Lübben zu. Das hängt mit der Entwicklung der deutschen Schriftsprache zusammen.

Die erste Hälfte unsers Jahrtausends ist für die neuern europäischen Kulturvölker die Zeit, wo sich nationale Schriftsprachen gegenüber dem Latein als der universalen Schriftsprache des Mittelalters durchgesetzt haben. Es ist gewiß kein bloßer Zufall, daß die Anfänge der deutschen Schriftsprache mit den Anfängen unsers Nationalbewußtseins zeitlich zusammenfallen, beide beruhen auf dem Erwachen des Gefühls von einem allen deutschen Stämmen gemeinsamen eignen Werte. Das Wort deutsch selbst (es bedeutet eigentlich: zum Volke gehörig, volksmäßig), zuerst in der lateinischen Schriftsprache, d. h. Gebildeten- und Gelehrtensprache, am Ende des achten Jahrhunderts als theodiscus nachgewiesen, bezeugt die Erkenntnis der Eigentümlichkeit des heimischen Volkstums, genauer ursprünglich bloß der heimischen Volkssprache, zunächst in gelehrten, lateinisch gebildeten Kreisen. Der elsässische Mönch Otfried, der Verfasser einer altdeutschen Evangeliendichtung aus der Mitte des neunten Jahrhunderts, wendet theodiscus in seiner lateinischen Widmung wiederholt auf seine Sprache an, in dem deutschen Text dagegen braucht er statt dessen frenkisk. Noch schläft das Bewußtsein der gemeindeutschen Sprache. Ein Nachspiel zu seinem späten Erwachen ist es, wenn sich bis tief ins sechzehnte Jahrhundert herein (in poetischer Verwendung ja bis heute) der Plural deutsche Lande neben dem Singular Deutschland behauptet, der doch auch schon im elften Jahrhundert da ist. Etwa dieselben Jahrhunderte hat nun die deutsche Schriftsprache gebraucht, sich ihren Platz zu erobern.

Auch sie setzt mit dem neunten Jahrhundert ein. Denn auf die vereinzelten westfränkischen Namen des siebenten und die St. Galler des achten Jahrhunderts läßt sich der Begriff deutsche Schriftsprache noch nicht anwenden. Erst das

Digitized by Google

neunte Jahrhundert bringt außer einer Fülle mundartlich gefärbter Namens- und Glossenaufzeichnungen größere Werke und Bruchstücke, die zwar lautlich auch noch durchaus mundartlich geschieden sind, aber auf Grund ihrer reichen, fast ganz übereinstimmenden Syntax von einer deutschen Schriftsprache mit Fug und Recht zu reden erlauben. In das zehnte Jahrhundert fallen dann wieder kleinere poetische Denkmäler, um 1000 hat Notker gearbeitet, das elfte Jahrhundert bringt eine Menge Übersetzungen kirchlicher, namentlich liturgischer und katechetischer Litteratur, und das zwölfte dann einen reichen Strom deutschen Schrifttums neben der immer noch in viel größerer Breite dahin fließenden lateinischen Litteratur. Während anfangs Süddeutschland voran ist, kommt es im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zu einer stärkern Beteiligung Mitteldeutschlands, und neben die Dichtung, die bis jetzt den Löwenanteil hatte, tritt nun auch deutsche Prosa auf theologischem, juristischem und auch historischem Gebiete: die Predigtlitteratur schwillt rasch sehr an, namentlich durch die Mystiker, neben die Reimchroniken tritt die erste Weltchronik in niederdeutscher Prosa, und der Sachsenspiegel und seine jüngern süddeutschen Geschwister bezeugen eine schriftmäßige deutsche Rechtsprosa. Am eingehendsten läßt sich das Aufkommen deutscher Prosa neben der lateinischen an den Urkunden verfolgen. Der Südwesten geht voran. 1260 sind deutsche Urkunden schon häufig in Straßburg, 1280 in Augsburg; erst 1320 wurden sie es in Speyer, 1330 in Worms, 1340 in Halberstadt, 1350 in Leipzig, und in einem oberschlesischen Kloster taucht die erste deutsche Urkunde erst 1390 auf, und bis 1430 bleiben hier deutsche Urkunden vereinzelt. Die Reichskanzlei nimmt eine mittlere Stellung ein: unter den Königsurkunden sind deutsche häufig seit Ludwig dem Bayern. Das vierzehnte Jahrhundert räumt der Muttersprache neue Gebiete ein in der historischen Erzählung und einer immer breiter um sich greifenden Bibelübersetzung, das fünfzehnte mit der Ausbildung belletristischer Prosa und einer reichen Andachts- und biblischen Litteratur, und den gewaltigsten Aufschwung bringt dann die Reformation. Freilich hat der Humanismus noch einmal deutlich Abbruch gethan: 1570 sind siebzig Prozent der in Deutschland gedruckten Bücher lateinisch abgefaßt; erst über hundert Jahre später gewinnt das Deutsche in raschem Anlauf den Sieg. Im Jahre 1681 sind die deutschen Bücher zum erstenmal in der Mehrzahl, 1691 die lateinischen zum letztenmal. Im Jahre 1730 beträgt die lateinisch geschriebne Litteratur auf deutschem Boden noch dreißig Prozent des Büchermarktes, nimmt aber rasch weiter ab. Von 1750 bis 1780 hat es dann noch einmal eine französische Invasion von immerhin zehn Prozent gegeben; erst zu Ende des Jahrhunderts ist die Litteratur der Deutschen zum erstenmal auch ihrer Sprache nach ganz deutsch.

Dieselbe Zeit hat auch erst die völlige Einigung unsrer Schriftsprache gebracht. Die ersten deutlichen Anfänge, mundartliche Eigentümlichkeiten in Litteraturwerken zu vermeiden, fallen freilich schon ins zwölfte Jahrhundert.

Digitized by Google

Schon die erste Blütezeit unsrer Litteratur zur Zeit der staufischen Herrscher hat eine weitgehende Einigung erreicht. Viele niederdeutsche Dichter bemühten sich damals, möglichst hochdeutsch zu dichten. Die oberdeutsche Verkleinerungssilbe —lin ist damals Gemeingut für die Litteratursprache aller Stämme geworden. Aber mit dem Niedergang der Kunst lockerte sich auch diese sprachliche Einigung wieder, die Mundarten wucherten neu empor. Da tritt die litterarische Regelung der Urkundensprache ein und schafft einen neuen gemeinsamen Boden. Das Grenzgebiet des Fränkischen und des Alemannischen wird zur Heimat eines weiter um sich greifenden schriftsprachlichen Typus. Auch auf niederdeutschem Boden tritt er bald über: 1386 können Göttingen, Minden und Northeim, lauter niederdeutsche Städte, ein Bündnis abschließen, dessen Beurkundung in hochdeutscher Sprache abgefaßt ist. Schon um 1350 verlassen die meisten Kanzleien die reine Mundart. Ein natürliches Übergewicht bekam früh die kaiserliche Kanzlei, der sich 1470 die kursächsische anschloß. Damit war der Grund gelegt, auf dem Luther weiterbaute. Den wesentlich oberdeutschen Lautstand vermählte er mit seinem mitteldeutschen Wortschatz, und Nord und Süd fügen sich dem so gewordnen Kanon. Um 1600 ist die Schriftsprache Luthers schon allein Herrin der litterarischen Arbeit Niederdeutschlands, um dieselbe Zeit dringt sie in der Schweiz durch. Das katholische Oberdeutschland aber hat sich bis gegen 1750 gesträubt, hat noch mit Gottsched einen fanatischen Kampf gekämpft. Der modernere Streit der Schweizer mit Gottsched und die nationalarchaisirenden Bestrebungen der Göttinger, unterstützt von Lessing und Herder, sind dann die letzten theoretischen Bemühungen um unsre Schriftsprache gewesen: kampflos verwirklichten schließlich die Werke unsrer Klassiker das Ideal der Einheit.

Zu den Kapiteln unsrer Sprachgeschichte, die den Körper der Sprache behandeln, gehören auch eins über die Laute und eins über die Formen. Freilich kann von einem aufzählenden Bericht über sämtliche einzelne Lautwandlungen, nach den Lauten geordnet, in einer Sprachgeschichte so wenig die Rede sein, wie in einer Erdgeschichte von einer Aufzählung aller chemischen Wandlungen der Mineralien, nach den Mineralien geordnet. Das ist Sache der historischen Lautlehre, eines Teiles der Grammatik. Darum wird auch die vortreffliche, knapp gefaßte und inhaltlich reiche Arbeit von Otto Behaghel, die jetzt als Sonderabdruck aus der zweiten Auflage des Paulschen Grundrisses der germanischen Philologie erschienen ist,*) doch nur zum Teil, soweit wir ihren Inhalt in dem vorangehenden, etwas umdisponirt, schon wiedergegeben haben, mit dem Titel einer Geschichte der deutschen Sprache getroffen. Ihren Hauptteil, der auf das oben skizzirte folgt, bildet eine historische Grammatik der Laute und Formen der deutschen Sprache. In den dazwischen stehenden Kapiteln vom Accent

*) Straßburg, Trübner, 1898.

Digitized by Google

und dem Tempo der Rede tritt das geschichtliche vollends hinter das prinzipielle zurück. Die einfachste Einteilung, die sich aus der Lautgeschichte ergiebt, ist die in eine Zeit überwiegender Fähigkeit zum Lautwandel und eine Zeit lautlichen Stillstandes, wie er etwa seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts durch den konservirenden Einfluß der Schriftsprache herbeigeführt worden ist. Diesem Hauptschnittpunkt entspricht für die Geschichte der Formen das Jahr 1650, mit dem etwa der Unterschied zwischen dem Singular und Plural der starken Verba endgiltig schwindet. Eingehendere Periodisirungen außer diesen Punkten für jedes Gebiet zu finden wird sich ermöglichen lassen und ist Hauptaufgabe eines Geschichtschreibers der deutschen Sprache. Zu Perioden nicht nur der äußern, sondern der deutschen Sprachgeschichte überhaupt werden sich solche Abschnitte freilich erst stempeln lassen, wenn sie sich als zusammenfallend werden erweisen lassen mit Abschnitten der innern Geschichte unsrer Sprache. Nach etymologischen Gesichtspunkten, nach dem Ausbau besondrer Gebiete des Sprachinhalts zu verschiednen Zeiten, nach einer veränderten Auffassung der Dinge, die sich aus der Sprache ergiebt, die Sprachgeschichte zu periodisiren, dazu fehlt auch noch jeder Versuch. Und doch wird erst eine Durcharbeitung auch dieser Fragen an eine endgiltige Periodisirung der deutschen Sprache denken lassen. Daß wir mit der landläufigen Einteilung in alt-, mittel- und neu(hoch)deutsch aus der Not eine Tugend machen, ist bei Behaghel sehr hübsch nachzulesen: die „Übergangsperioden" wachsen den Hauptperioden über den Kopf, das deutlichste Symptom für die Unhaltbarkeit einer Periodisirung. Auch Behaghel denkt daran, wenigstens syntaktische Kriterien anstatt der bloß lautlichen einzuführen, aber werden so isolirte Thatsachen ausreichen wie der Genitivschwund — der doch auch eigentlich wieder rein formal ist, denn die Funktion des Genitivs bleibt bestehen, wenn von mit dem Dativ für ihn eintritt — oder ein partieller Tempusschwund, wie ihn Süddeutschland mit dem Imperfektum durchgemacht hat?

Nach dem tüchtigen, aber einseitigen Ausbau unsrer historischen Grammatik auf dem Gebiete der Laut- und Formenlehre, dessen reifstes Ergebnis wir in Behaghels Arbeit neben der Wilmannsschen Grammatik vor uns haben, gilt es, die tiefern geschichtlichen Fragen anzugreifen, die unsre Sprachgeschichte in die Geistesgeschichte des deutschen Volkes einzureihen erlauben werden. Dazu bedarf es vor allem fleißiger Arbeit auf dem Gebiet der innern Sprachgeschichte.

Digitized by Google

Litterarische Rücksichtslosigkeiten eines Hagestolzen

Mein Freund Gerfried Hitzig hat ein Amt, mit dem ein Titel von sieben Silben und soviel Gehalt verbunden ist, wie er als Junggeselle braucht. Seine Liebe zu den amtlichen Geschäften entspricht seinem Range; tiefer geht die Liebe zur schönen Litteratur. Wenn ihm ein freier Tag geschenkt wird, so finde ich die etwas kurz geratne Gestalt auf das Sofa hingestreckt, in der Hand einen seiner Lieblingsschriftsteller, wozu der kritische und wählerische Mann sehr wenige ernennt.

Ein ungestümes Temperament ist allen Hitzigs eigen. In dieser Selbsterkenntnis gab ihm sein Alter in der heiligen Taufe den Namen Gerfried. Das sollte der Wegweiser sein, seinen natürlichen Charakter zu formen und zu bessern. Der wohlgerüstete Kämpfer, der in dem Bewußtsein seiner Stärke den Frieden liebt und pflegt, war das Ideal, dem sein Sohn dereinst auf seinem Lebenswege zustreben sollte.

Welche Entwicklung Gerfried genommen haben würde, wenn ihm der Vater diesen Fingerzeig nicht erteilt, ihn vielleicht gar auf den Namen „Gerbald" getauft hätte, das gehört dem Gebiet der freien Vermutung an. Ich kann nur feststellen, daß der Gerfried den Hitzig nicht überwuchert hat, daß die Vorbedeutung des Taufnamens nicht stark genug gewesen ist, ihn der Gemeinde der Friedseligen ganz einzuverleiben, denn auch in dem Wesen dieses Hitzig liegt etwas von der alten Unerbittlichkeit und Rücksichtslosigkeit. Und bei Gerfried ist sie ganz besonders gegen das Geschlecht der Weiber gerichtet. Das Geheimnis der Frauenseele ist für ihn siebenfach versiegelt, zumal über die Litteratur seiner Menschenschwestern urteilt er abfällig, und von dem Weib an sich hält er nicht viel. Das heißt: dies alles so in thesi und im allgemeinen. Im Einzelfall ist er zu Zugeständnissen geneigt. Vor seiner Schwester Elsa, einer lieben, allen Familienüberlieferungen zuwider weichherzigen alten Jungfer, die ihm den Hausstand führt, hegt er sogar eine unbegrenzte Hochachtung.

Es war vor Jahren an einem Fastnachtsmittwoch. Die Sitzung ist ausgefallen, also liegt Gerfried auf dem Sofa und liest — so dachte ich und beschloß, mit ihm über seinen neusten Liebling zu plaudern. Aber Gerfried lag nicht auf dem Sofa, er ging mit einer gewissen Erregung in seiner Stube auf und ab, ein zerknülltes Zeitungsblatt in den kleinen, wohlgenährten Händen.

Und er machte mich zum Mitwisser seines Unmuts. Du kennst meine Grundsätze, sagte er, niemals lese ich Zeitungsgeschichten unter dem Strich. Muß mich der Böse verführen, heute eine Ausnahme zu machen, als mir Elsa zu dem Morgenkaffee die üblichen Heißewecken des Aschermittwochs und die Morgenzeitung auf den Tisch legt. Die Heißewecken habe ich ganz gut vertragen, an der Geschichte aber habe ich mir den Magen verdorben.

Heftig schlug er auf das arme Blatt —

Digitized by Google

Nein so eine Geschichte, oder vielmehr diese Sorte von Geschichten! Vielleicht ist die Skizze nicht schlechter als der Durchschnitt aller Weibererzählungen, vielleicht gar ein ausgezeichnetes Exemplar ihrer typischen Eigentümlichkeiten. Ich kann mir aber nicht helfen, sie macht mich unwohl und zornig. Sieh selbst. „Aschermittwoch" ist sie betitelt. Sie gehört zu den Erzählungen, die, wie es scheint, auf Vorrat gearbeitet werden und an bekannten Stich- und Merktagen unter die Zeitungswalze gelangen.

Und nun gab mir der kleine Mann, vorlesend und erklärend, ein Bild von der Novelle.

Erlaube, daß ich dir meine Ansicht auseinandersetze. Es ist die alte Leier. Der Stern der Mutter in der Gesellschaft erblaßt vor dem aufgehenden Gestirn der Jugend ihrer Tochter, und sie sieht es mit Trauer, mit Neid und Eifersucht. Du, sag mal, kommt so etwas in eurer Gesellschaft vor? Ich weiß es nicht, und gottlob, daß ich es nicht weiß. Kommt es wirklich vor, so sollte man das nicht anders als ironisch, ja mit den schärfsten Waffen der Satire behandeln. Aber unsrer Autorin ist es ein anziehendes Beispiel der Tragik hinschwindender Jugend. Wir sollen Mitleid mit der armen Frau fühlen, weil ihr bewußt wird, daß die Zeit des Aschermittwochs für sie gekommen ist.

Sie war mehrere Jahre der „Star" der Saison. Unser gutes deutsches Wort „Stern" reichte für den Glanz der Heldin nicht aus. „Kein Wohlthätigkeitsbazar, kein Künstlerfest fand statt, ohne daß die schöne Wanda (bitte Wanda!) an der Spitze derselben (bitte derselben!) gestanden hatte."

Da sehe ich meine Vermutung von dem Wert solcher Wohlthätigkeitsveranstaltungen, worauf man Mummenschanz treibt, bestätigt: schöne Frauen wollen als „Star" an der Spitze stehen, an der Spitze glänzen. „Huldigend, heißt es weiter, umkreiste die Herrenwelt die elegante, geistreiche Frau." Und so weiter und so weiter.

Nicht wahr, Lieber? Wanda — das ist ein Name. Ich kann gar nicht sagen, wie mich diese zwei Silben entzücken. Wanda, Wanda . . . Es liegt so etwas Parfümirtes, etwas Geschmücktes, so eine süße Unaufrichtigkeit darin. Etwas Romantischeres, aus einem Roman für einen Roman geschrieben, läßt sich in zwei klangvollen Silben nicht denken. Nein im Ernst! hätte ich eine Tochter, und sie hieße „Wanda," und wäre sie am Verhungern — ich müßte sie verstoßen. Tag für Tag hielte ich eine solche Reklame der Seelenschönheit nicht aus. Ich habe es immer für die vornehmere Art gehalten, wenn der Dichter das Gebiet der Malerei respektirt und uns mit ausführlichen Beschreibungen seiner Schönheiten, namentlich seiner Frauenschönheiten, verschont. Ich meine, er soll sich mit Andeutungen begnügen, wie er sie geschickt mit der Handlung zu verbinden weiß, er soll die Phantasie des Lesers nicht um die Freude betrügen, sich selbst ein Porträt seiner Helden zu machen. Es ist überhaupt etwas eignes um Frauen und Frauenschönheit. Ich bin ein altmodischer Kerl, ich glaube noch immer an den Spruch, daß das die besten Frauen sind, von denen man nicht spricht. Ja, ich meine sogar, die sind die schönsten, von deren Schönheit man nicht spricht. Der Reiz des Unbewußten, unbewußt sogar für den Anschauenden, völlig unbewußt für die Angeschaute, ist für mich unerläßlich.

Aber so denkt nicht unsre Verfasserin. Beileibe nicht. Ihre Frauen haben das schärfste Pflichtgefühl in ihrem Berufe, „gut auszusehen." Nichts wird uns erspart. Wir lernen die runde, weiche Gestalt der Mutter Wanda, ihre roten Korallenlippen, ihre weißen, lückenlosen Zähne, ihre schlanke Taille, ihre vollen,

Digitized by Google

reichen Formen genau kennen, ohne daß der Versuch gemacht wird, alle diese Schönheitsmerkmale erst dann zu zeigen, wenn sie in Bewegung sind.

Die Verfasserin behauptet, daß sich Wanda trotz ihrer achtunddreißig Jahre „großartig konservirt hat." „Ihre Augen erstrahlen in jugendlichem Feuer." Ihrer wiederholten Versicherung müssen wir auch glauben, daß sie „liebenswürdig und geistreich" ist, wenn wir auch nichts davon sehen.

Nun kehrt die Tochter zurück ins Elternhaus, selbstverständlich ein Unikum jugendlicher Reize — „blondlockig, mit lachendem, fröhlichem Kindergesicht. Wie im Fluge hatten sich ihr die Herzen der lieben Bekannten und Verwandten zugewandt. Man hätschelte und verzog die kaum erschlossene Mädchenblüte."

Unsre einfachen Mädchennamen sind natürlich nicht ausreichend für diesen Engel ohne Flügel. Sie hieß Edith. Ihre Liebenswürdigkeit ist überwältigend. Die Verfasserin sagt: „Sie betrug sich wie ein Kobold, war zu allem Unfug bereit, neckte alte weißköpfige Onkel und alte Tanten und war dann wieder die Aufmerksamkeit selbst." So sind die Redensarten, die uns für die fehlende Phantasie entschädigen sollen. Die Verfasserin sagt es gerade nicht — dazu ist sie zu gebildet —, man sieht aber, daß ihr das Wort in der Feder gestockt hat — Edith war so ausbündig schön und nett, daß alle Welt „hin war."

Den Vater sehen wir in der ganzen Geschichte nicht. Es wird nur gesagt, daß er ein „genialer Künstler" ist, und daß er einen regen, geselligen Verkehr liebt. Wir dürfen das aber solcher Versicherungen ungeachtet bezweifeln, da wir ihn niemals in den Gesellschaften sehen. Wäre es anders, er würde uns weniger „genial" vorkommen. Denn Väter, die arbeiten und arbeiten müssen, die noch andre Pflichten haben, als gut auszusehen und „Star" zu sein, gehören überhaupt nicht in Erzählungen hinein, worin es nach Schminke und Puder riecht, wo die Seidenkleider durch die Spalten rauschen und knistern.

Es kommt die Aschermittwochsredoute. Jawohl „Redoute." Und mit dieser „Redoute" kommt das Verhängnis für Mutter Wanda. Sie hat schon so etwas geahnt. Als die Tochter im Saal erscheint, deckt ein Nebelschleier ihre Augen, das heißt die Augen, die „noch im Feuer der Jugend erstrahlen." Die böse Ahnung beschattete sie schon, als sie Toilette machte. Sie hat deshalb auch besondre Sorgfalt darauf verwandt. „Ein weicher, weißer Hermelinpuder ist auf die vollen, runden Wangen aufgetragen." Wir erfahren jetzt ausdrücklich, daß sie nicht zu den ihrer Schönheit unbewußten Frauen gehört. Sie hat sich vor dem Spiegel geprüft und nach den ersten Fältchen unter den Augen geforscht. Beruhigt hat sie den Kopf zurückgeworfen: „Noch nicht, noch war die Jugend nicht entschwunden." Noch einmal fühlt sie den Triumph nach, den sie noch vor wenigen Tagen gehabt hat, als der Legationsrat von R . . . (unter einem Legationsrat thun sies selten und ohne Helden von Adel nun gar nicht, das Glück der bürgerlichen Welt besteht in wohlwollender Verwendung als bescheidne Staffage), die Mama Wanda fühlt also noch immer den Triumph von vorgestern, als der Legationsrat von R. auf ihren Rat, doch auch eine Frau zu wählen, erwiderte: „Er habe noch keine Frau gefunden, die ihr (nämlich dem »Star« Wanda) an Geist und Schönheit gleiche, er sei ihr Sklave."

Die Verfasserin meint damit, eine interessante Bemerkung mitgeteilt zu haben. Es sind mir Beispiele bekannt, daß aus der Frauenwelt geradezu maßlose und für uns unverständliche Entrüstungsrufe laut werden über Ansichten, die mir durchaus gesund erschienen sind. Nun muß ich gestehen: hier reicht mein Verständnis nicht aus. Ich halte es für eine fragwürdige Sittlichkeit, wenn sich mangelhaft bekleidete

Digitized by Google

Frauen im Ballanzuge für Männeraugen zum Gegenstande des Vergnügens hergeben; eine Äußerung wie die des Herrn Legationsrats von R. gegenüber einer verheirateten Frau ist in meinen Augen eine banale Unverschämtheit.

Bei dem Aschermittwochsmaskenfest läuft die junge Schönheit der reifen denn wirklich den Rang ab. Das Aschenbrödelkostüm (darin haben wir die Tochter zu suchen) thuts dem Prinzen Karneval (das ist natürlich der Legationsrat) an, die stolze Rumänin (wenn etwas stolz sein soll, darf es um Gottes willen nichts Deutsches sein), die stolze Rumänin (Mutter Wanda mit „dem weichen, weißen Hermelinpuder auf den runden vollen Wangen") kommt nicht dagegen auf. Schon am folgenden Tage hält der entzückende Legationsrat bei der Alten, deren „Sklave" er noch vor drei Tagen war, um die Hand der Tochter an. Der Vater bleibt auch hier in der Versenkung. Aschermittwoch hat begonnen, Wanda hat gealtert, eine schwere Thräne perlt über ihre Wangen. Die Dichterin möchte uns gern überreden, auf die verflossene Jugend jener eiteln, gefallsüchtigen Frau auch eine Thräne zu vergießen. Damit hat sie bei mir kein Glück gehabt, vielleicht ist es ihr hier oder da bei ihren Mitschwestern gelungen. Ich kenne die Weiberseele zu wenig, und was ich davon kenne, will es mir nicht so unwahrscheinlich machen.

Und Elsa? warf ich ein.

Liebster — rief der Kleine und packte mich an den Schultern —, was für eine Welt! Hör, wie es mir mit Elsa erging. Ich hatte das Blatt unmutig auf den Kaffeetisch geworfen. Was hast du? fragte die Gütige.

Ich reichte ihr die Zeitung. Lies — sagte ich.

Ich ging — erzählte er weiter — inzwischen in der Frühstücksstube auf und ab. Ja, so eine, redete ich auf mich ein, die laß ich gelten! Die hat noch Sinn für natürliche Einfachheit, für natürliche, edle Weiblichkeit; da sind die alten Tugenden, die man den Weibern nachgerühmt hat, noch nicht ausgegeben. Aber unsre modernen, gefallsüchtigen, oberflächlichen Schriftstellerinnen, die in ungezählten Zeitschriften und Zeitungen dem deutschen Volke die tägliche schöngeistige Litteraturnahrung vorsetzen — schauderhaftes Volk! Diese schmalschultrigen, in Falten und Rüschen gehüllten Wesen verweibsen nicht allein unsre Litteratur, sondern auch unsre Sitten. Wir sollen uns nach ihrem Schönheitsideal, nach ihrem gekünstelten Sittlichkeitsideal richten, wir sollen ihre Götter anbeten, was wir Schafsköpfe von Männern denn auch geduldig thun. Sie machen Anspruch auf die ethische Führung, die Goethe den Frauen zuerkannte, und sehen nicht, daß sie zum Zerrbild der Natur geworden sind. Wir Deutschen haben keinen Überfluß an Kunstkraft; unter diesem litterarischen Weiberregiment werden wir den Rest bald eingebüßt haben. Dazu die fortwährende Verdunklung und Vertauschung von „sittlich" und „unsittlich," „wahr" und „gemacht"! Ihnen fließt täglich die Maxime vom Munde: „Arbeit schändet nicht, Arbeit adelt," und in der täglichen Übung predigen sie: „Nichts schändet mehr als Arbeit." Seidenkleider, Hermelinpuder, französisch schwatzen, der ganze hohle Krimskrams der gesellschaftlichen Ebenbürtigkeit — das alles adelt. Besönne sich die ewig schaffende Natur nicht zuweilen auf ihr Ideal, gäbe es nicht Weiber, wie meine Elsa, die jetzt so überlegen lächelt, natürlich über die elende Geschichte lächelt, man müßte an dem Geschlecht verzweifeln.

Elsa legte das Zeitungsblatt aus der Hand. Ganz reizend!

Bester Freund! Sie sagte wirklich: Ganz reizend. Ich empfand einen Schmerz in der Gegend des Herzens und zugleich ein Aufbäumen dort, wo ich die Galle vermute. Und dieser Schmerz wurde nicht gelinder, als ich nun hören mußte, worin die Reize dieser Novelle bestünden. Diese Jugendfreude — das Blondhaar — diese

Digitized by Google

Lebensfreude, worauf die Jugend vor allen Dingen ein Recht habe. Wie poetisch es sei, daß sie über das Alter den Sieg gewinne. Und dann die Wehmut, die man der Wanda nachfühle, daß auch sie der Natur ihren Tribut zahlen müsse. Denke dir, Elsa brauchte wörtlich die Phrase: „Der Natur ihren Tribut zahlen." Wie rührend das alles sei!

„Der Natur ihren Tribut zahlen," wiederholte ich für mich. Ich hätte viel darum gegeben, wenn sich meine Schwester wenigstens nicht durch diese Phrase herabgesetzt hätte. Ich sah sie an — noch immer das alte gütige Gesicht.

Elsa — entgegnete ich, so weich und sanft, wie es mir nur möglich war. — Elsa, wir wollen uns einigen. Wir sind gar nicht die Parteien, wir erfahren nur die Ehre, die ewigen, natürlichen Gegensätze unsrer Geschlechter vorzustellen. Und die sind es allein, die ihre Meinungen austauschen. Aber das kannst und mußt auch du als Frau zugeben, daß Geschichten dieser Art einen Hohn auf die Kunst darstellen, daß sie unsittlich wirken, weil sie das Leben als eine Reihe von Unterhaltungen darstellen, weil sie nur das Vergnügen und niemals die Arbeit idealisiren, weil sie nur die kleinen Herzenskonflikte und die kleinen Leiden der Gesellschaft, nicht aber die ernsten Kämpfe kennen, bei denen es sich lohnt gerührt zu sein, weil sie Beweggründe und Ziele als berechtigt und sittlich hinstellen, die eigentlich verwerflich sind, die . . .

Ich hätte gern noch mehr gesagt, aber die Arme sah mich mit ganz erschrocknen Augen an, als teile sie mit einem Wahnsinnigen die Zelle.

Ich mußte einlenken.

Elsa — tröstete ich — sei munter! Es kam nur so heraus. Von meinem Standpunkte glaube ich freilich auch jetzt noch recht zu haben. Aber wer weiß, vielleicht dächte ich so wie du, hieße ich Elsa, trüge Unterröcke und hätte ich ein so sanftes Gesicht und eine so reizende Theeschürze, wie du.

Ich nahm alles zurück und flüchtete mich hierher, das verwünschte Zeitungsblatt in der Hand.

Bester Freund, so schloß Gerfried seine Bekenntnisse, das ist das Furchtbare bei dieser Weiberlitteratur. Männer und Frauen, wir verstehen uns nicht mehr!

Timm Kröger

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Weisheitslehrer. Männer, die unter dem Volke umhergehend, dessen Denken aufzuklären und auf ein Höheres zu richten bestrebt waren, sind zuerst Philosophen genannt worden. Als sie fanden, daß die Masse schwer von Begriffen und durch geistige Interessen schwer zu erregen sei, haben sie sich mehr und mehr auf einen Schülerkreis zurückgezogen, der immer enger wurde, und zuletzt ist aus der Philosophie eine aus spitzfindigen Denkkunststückchen bestehende, in unverständlicher Sprache vorgetragne Fachwissenschaft geworden. Die Folge davon war, daß in einer Zeit, der es weder an gewinnbringenden noch an stürmisch aufregenden Interessen fehlt, zuletzt auch dem kleinsten Symmystenbunde die Rekruten zu fehlen begannen, und daß die Philosophen, wenn ihre Wissenschaft nicht zu einer bloßen

Digitized by Google

Antiquität oder Rarität hinabsinken sollte, wieder anfangen mußten, verständlich und zu größern Zuhörerkreisen zu sprechen. Damit ist freilich die Grenze zwischen der Fachwissenschaft Philosophie und den übrigen allgemein zugänglichen Fachwissenschaften sowie die zwischen den philosophischen Schriften und den Büchern, die populäre Lebensweisheit mitteilen, in dem Grade verwischt, daß man schon seit langem unter Philosophen ganz ernsthaft die Frage erörtert, ob sich die Beibehaltung der Philosophie als einer besondern Fachwissenschaft rechtfertige, und daß wir berechtigt sind, unter dem obigen Titel eine Anzahl von Neuheiten zusammenzuwerfen, von denen sich die einen den fachphilosophischen Charakter beilegen, während die andern darauf verzichten. Dr. Felix Krueger bringt in seiner Schrift: Der Begriff des absolut Wertvollen (Leipzig, B. G. Teubner, 1898) die Ethik wirklich einen Schritt weiter, indem er offen eingesteht, daß es nicht ihre Aufgabe sei, einen Moralkodex zu liefern, vorzuschreiben, was ein jeder in jedem Augenblick zu thun habe, denn das sei unmöglich; daß sie vielmehr nur Grundsätze für die Beurteilung der Persönlichkeiten aufzustellen habe. Um das leisten zu können, müsse sie das unbedingt Wertvolle ermitteln. Als solches aber könne nichts andres gefunden werden, als die Fähigkeit des Menschen, zu werten, d. h. die Fähigkeit eines „relativ konstanten Begehrens," im Unterschiede von den vielen einzelnen Begehrungen. Eine Persönlichkeit ist darnach umso wertvoller, je größer die Energie ihres konstanten Begehrens, und je reicher der Inhalt dieses Begehrens ist. Wir geben diese jedenfalls beachtenswerte Ansicht ohne Kritik wieder. Dieses Büchlein ist noch ziemlich fachwissenschaftlich gehalten. — Das 1. Heft des 112. Bandes der vormals von Fichte und Ulrici, jetzt von Professor Dr. Falckenberg herausgegebnen Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (Leipzig, C. E. M. Pfeffer) enthält schon mehrere allgemein verständliche und ansprechende Aufsätze, z. B. den von Johannes Volkelt über die tragische Entladung der Affekte, den von Dr. Walter Schmidt über Bacos Theorie der Induktion und die Mitteilungen aus dem Leben Philipp Mainländers. Diesem selig-unseligen Philosophen — er hat seinem noch jungen Leben durch Selbstmord ein Ende gemacht — müßte eigentlich der Staat ein Denkmal setzen; denn nachdem er als Jüngling von der Militärpflicht befreit worden war, hat er als dreiunddreißigjähriger Mann und nach Vollendung seines Lebenswerkes, der Philosophie der Erlösung, beim Kaiser um die Vergünstigung nachgesucht, seine drei Jahre abdienen zu dürfen, um dadurch zu bekunden, daß er dem Staate alles verdanke, und daß der Militärdienst die vollkommenste Form der den Egoismus überwindenden Hingabe ans Allgemeine sei; er ist denn auch richtig in Halberstadt bei den Kürassiren eingetreten. — Von Türks Genialem Menschen (siehe in den vorjährigen Grenzboten S. 640 des zweiten Bandes) ist bei Ferd. Dümmler in Berlin eine dritte, stark vermehrte Auflage erschienen. Neu ist darin die sehr interessante Erklärung des Verhältnisses zwischen Genie und Sorge im Faust (sollte der Verfasser dazu nicht durch Hilty veranlaßt worden sein, der mit Berufung auf Faust darstellt, wie die Sorge blind macht?) und die Vorlesung über „das weltliche Übermenschentum Alexanders, Cäsars, Napoleons." Die Polemik gegen Nietzsche ist erweitert und verschärft. Den Erfolg Nietzsches erklärt er S. 352. Das „Geistesproletariat der Großstädte jubelt über die neue großartige Entdeckung, daß alle Moral und alle Wahrheit durchaus überflüssig und der Entwicklung des Individuums nur schädlich sei; sie haben es sich ja immer im stillen gesagt: nichts ist wahr, alles ist erlaubt, und haben auch darnach, soweit es irgend anging, gehandelt, aber jetzt dürfen sie es laut und mit Stolz bekennen." Und den Erfolg der „Anti-

Digitized by Google

sophie und Pseudopoesie" von Ibsen und Strindberg führt er darauf zurück, daß jeder Durchschnittsmensch ein Gemisch von Genialität und Bornirtheit sei, daß daher sowohl das Edle wie die gemeine Selbstsucht in ihm Widerhall erwecke. „Es ist eine ganz bekannte Thatsache, daß ein großer Teil der Irrenärzte selbst irrsinnig wird nur infolge einer Art von geistiger Ansteckung. Es ist daher kein Wunder, daß die Predigt der bornirten Selbstsucht häufig genug auf fruchtbares Erdreich trifft, daß der Same aufgeht und ein sonst ganz vernünftiges Menschenkind sich plötzlich für die Erzeugnisse des Größenwahns und des versteckten moralischen Schwachsinns begeistert." — Ein neues Sammelwerk des eifrigen Pfarrers Lic. L. Weber: Die Wissenschaften und Künste der Gegenwart in ihrer Stellung zum biblischen Christentum (Gütersloh, C. Bertelsmann, 1898) ist ohne Zweifel als Ergänzung oder Fortsetzung der im siebenten diesjährigen Hefte S. 394 erwähnten Geschichte der sittlich-religiösen und sozialen Entwicklung Deutschlands in den letzten fünfunddreißig Jahren gedacht. Die Naturwissenschaften werden von Dr. Dennert ungefähr im Geiste und vom Standpunkte der Grenzboten beurteilt. Ob die Richtung des Kirchenhistorikers Hase und Ritschls „einer hinter uns liegenden Zeit angehört," also keine Zukunft hat, wie Dr. Lemme in dem Artikel über die Theologie Seite 219 meint, wollen wir doch erst abwarten. Die Betrachtungen Hans Eisenträgers über die moderne Malerei kommen uns ein wenig oberflächlich vor. Seite 278 führt er ein Urteil über Uhde von Adolf Rosenberg an, worin es heißt, dieser Maler habe seine bekannte Auffassung zu einseitig durchgeführt, indem er den Herrn ausschließlich den Knechten, den Mühseligen und Beladnen beigeselle. Dazu bemerkt er nun: „Man muß nach dieser Äußerung annehmen, Herr Rosenberg wünsche, Uhde möge den Heiland auch in die Salons der Vornehmen und Reichen führen und ihn neben moderne Salonlöwen mit Frack und Monocle stellen. Man braucht diese Möglichkeit nur anzudeuten, um eine lebhafte Abneigung gegen die weitere Ausgestaltung des von Uhde befolgten Prinzips zu empfinden." Eisenträger wird gar nicht gewahr, auf was für ein gefährliches Eis er damit den Leser führt. Denn dieser muß sich doch fragen: wenn Christus weder in der Tagelöhnerstube noch im Salon (noch in der Kaserne, noch in der Fabrik, noch in der Schreibstube usw.) möglich ist, wo ist er denn da noch möglich? Und wenn er in unsrer Wirklichkeit nicht möglich ist, ist er da überhaupt in irgend einer Wirklichkeit möglich? Die orientalische Kleidertracht allein kann ihn doch nicht möglich machen. Ist er aber bloß in dem Sinne möglich, wie auch die griechischen Götter möglich sind, nämlich auf mythologischen Gemälden, dann — —. Also lieber gar nicht von Uhde reden, wenn man dem Leser nicht einen Weg über das brüchige Eis zu bauen vermag! — Die vom Freiherrn E. v. Ungern-Sternberg und Pfarrer Th. Wahl herausgegebnen und bei Chr. Belser in Stuttgart erscheinenden Zeitfragen des christlichen Volkslebens bewegen sich in der Richtung der Weberschen Bücher. Die uns vorliegenden beiden Hefte 170 und 171: Bildung auf dem Lande von E. Sydow und die Stellung des Christen zum Luxus von Studemund enthalten nützliche Betrachtungen und Vorschläge. Studemund teilt den Inhalt der vielgenannten, aber trotzdem den meisten unbekannten Bienenfabel von Maudeville mit, deren Tendenz ist, zu zeigen, daß das Laster den Staat erhält, die Tugend ihn zu Grunde richtet, und Sydow bemerkt in einer Charakteristik des Volksschulunterrichts u. a.: „Es macht doch einen geradezu erbarmungswürdigen Eindruck, wenn ein Schulkind in dem Geschichtsvortrage stecken bleibt und der Lehrer hilft ihm: »Aber unter dem —« und fröhlich fährt das Kind nun fort: »Aber unter dem Donner der Kanonen und dem Knattern der

Digitized by Google

Gewehre entschied sich das Geschick des Tages.« Als sich der anwesende Schulinspektor erkundigte, was das bedeute, mußte er ungefähr zwanzig Kinder fragen, bevor eine Antwort erfolgte.“ — Von Naumanns Zeitungspredigten, die unter dem Titel Gotteshilfe bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen gesondert erscheinen, hat ein andrer Rezensent im Jahrgang 1896, Seite 528 des 2. Bandes gesagt, auch wer mit des Verfassers sozialpolitischer Thätigkeit nicht einverstanden sei, werde aus der ersten Spalte seines Wochenblatts Erbauung und Freude schöpfen. Dasselbe wird man dem vorliegenden dritten Bändchen der originellen Predigtsammlung zugestehen müssen. — Mit Christentums Ende (Hann.-Münden, Reinhold Werther, 1898) meint der Verfasser, Friedrich Nonnemann, daß das kirchliche Christentum in ein wahrhaftiges, subjektives, dem der alten Mystiker ähnliches auslaufen soll. Er hat die dialogische Form gewählt; der tiefgläubige Titus bekehrt den Weltmann Lau und den Zweifler Thomas. — Woher nun auch den vielen ratlosen Christen unsrer Zeit zuletzt Rat und Hilfe kommen mag, sicherlich wird sie nicht aus der Theologie kommen, die, wie es scheint, nur aufzulösen versteht. Das sehen wir wieder aus des Kirchenrechtslehrers Thudichum Schrift: Kirchliche Fälschungen (Stuttgart, E. Hauff, 1898). Das vorliegende erste Heft behandelt das apostolische und das athanasianische Glaubensbekenntnis als Fälschungen. Gewiß ist es bei der Entstehung aller kirchlichen Glaubensbekenntnisse recht menschlich zugegangen, trotzdem aber sind diese ein Schatz ewiger Wahrheiten. In der „Zeugung“ des Sohnes sieht der Verfasser eine „unheilige“ aus der griechischen Mythologie geschöpfte, höchst anstößige Vorstellung. Warum nicht in ihr den Ausdruck der metaphysischen Wahrheit sehen, daß Gott vor der Schöpfung differenzirt gedacht werden muß, wenn er überhaupt gedacht, und persönlich gedacht werden soll? Und warum nicht die menschliche Zeugung, die gar nichts Unheiliges, sondern etwas sehr Heiliges ist, als das irdische Abbild des für uns unerforschlichen vorweltlichen Prozesses im Schoße der Gottheit auffassen? Warum an die Mythen von Kronos und Zeus (die übrigens ebenfalls Abbilder des Urbildes sind) denken, wenn man christliche Gedichte hat wie den „Urquell“ von Johannes vom Kreuz? Darin heißt es u. a.:

Ich weiß, daß seine Flut so mächtig fließet,
Daß Höllen, Himmel, Völker sie begießet;
Obgleichs bei Nacht ist.

Weiß, daß er einen Strom aus sich gebäret,
Der sich ihm gleich an Füll und Macht bewähret,
Obgleichs bei Nacht ist usw.

Sozialreformerische Schriften haben wir in Deutschland so viele, daß sich der Dr. jur. E. Münstermann die Mühe, eine „autorisirte deutsche Ausgabe“ des Freiheit und soziale Pflichten betitelten Buches von Adolf Prins, Universitätsprofessor und Generalinspektor des königlich belgischen Justizministeriums (Berlin, Otto Liebmann, 1897) zu veranstalten, hätte ersparen können. — Von deutschen Büchern dieser Art, die ja ebenfalls zur Populärphilosophie gehören, nennen wir heute: Deutsche Ziele und Aufgaben von Dr. G. Stille (Berlin und Leipzig, Friedrich Luckhardt, 1898). Der Verfasser spricht die Hauptprobleme unsers Volks- und Staatslebens aus ehrlicher Gesinnung und verständig durch, ohne etwas neues beizubringen; er ist überzeugter Antisemit und glaubt dem Bunde der Landwirte ein wenig zu viel.

Digitized by Google

Litteratur

Litteratur zur neuern deutschen Geschichte. — Unser Kaiser. Zehn Jahre der Regierung Wilhelms II. 1888 bis 1898. Herausgegeben von Georg W. Büxenstein. Mit 1 Heliogravüre, 26 Kunsttafeln und 387 Abbildungen im Text. Berlin, Leipzig, Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., 1898. XII und 442 S. gr. 4°. Auf die Gefahr hin, von gewisser Seite des Byzantinismus bezichtigt zu werden, erlauben wir uns, dieses glänzend und solid ausgestattete Prachtwerk empfehlend anzuzeigen. Es giebt keine Geschichte dieses Jahrzehnts, die natürlich unmöglich wäre, sondern in sechzehn Kapiteln sachlich geordnet eine Übersicht (Aus des Prinzen Jugendzeit, Jünglingsjahre und Vermählung, Prinz Wilhelm, Wilhelm II., deutscher Kaiser und König von Preußen, Die auswärtige Politik Kaiser Wilhelms II., Des Kaisers Wirtschafts-, Sozial- und Finanzpolitik, Der Kaiser und die Armee, Die Marine und die kaiserliche Kolonialpolitik, Der Kaiser und die Kirche, Der Kaiser als Förderer der Wissenschaft u. s. f.) Die einzelnen Kapitel rühren von verschiednen Verfassern her, von denen einige einen bekanntern Namen haben (Gerhard von Amyntor, Kekulé von Stradonitz, C. von Massow, Ludwig Pietsch, Max Grube, Paul Güßfeldt). Natürlich steht die Person des Monarchen im Mittelpunkt, und der Ton ist anerkennend, nicht kritisch, aber ruhig und sachlich, ohne die beflissene Schmeichelei, an der solche Darstellungen oft leiden, wenn auch sachlich die Bemühung hindurchgeht, den innern Zusammenhang der kaiserlichen Handlungsweise nachzuweisen. Ganz passend ist ein Wahlspruch des Kaisers an den Eingang gestellt: Homo sum, nihil humani a me alienum puto. Wer sich so schlechtweg als Mensch bekennt, der darf wohl auch das Recht beanspruchen, sich als Mensch auszuleben. Kurz, jeder, der sich ein Bild vom Leben und Arbeiten unsers Kaisers machen will, der wird in dem Buche seine Rechnung finden.

Eine Ergänzung dazu bietet eine zweite gleichzeitige Erscheinung dieses Jahres: Kaiserworte 1888 bis 1898. Hannover, Dunkmannsche Verlagsbuchhandlung, 1898. 184 S. 4°, eine sachlich geordnete Zusammenstellung ausgewählter, schriftlicher und mündlicher, amtlicher und rein persönlicher Kundgebungen des Kaisers aus diesen Jahren; die Ausstattung ist gut. — Vollendet liegt nun vor das große Quellenwerk von Joh. Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, Leipzig, Walther Fiedler, sieben Bände gr. 8°, 1897/98, dessen beide ersten Bände wir schon früher angezeigt haben. In streng chronologischer Ordnung sind Tag für Tag die Ereignisse in dem Leben des Fürsten und seine Äußerungen zusammengestellt, und zwar im dritten Bande vom 6. Dezember 1891 bis zum 27. Juni 1892, im vierten vom 28. Juni 1892 bis 22. Februar 1893, im fünften vom März 1893 bis Ende 1894, im sechsten vom 26. Dezember 1894 bis Ende 1895, im siebenten vom 9. Januar 1896 bis 2. August 1898. Besonders wichtig ist es, daß dabei Dr. H. Hofmann, der Chefredakteur der Hamburger Nachrichten, es ermöglicht hat, die auf die unmittelbare Veranlassung des Fürsten entstandnen, also gewissermaßen von ihm herrührenden und seine Anschauungen wiedergebenden Artikel des Blattes von den übrigen zu scheiden, sodaß nun die in diesem Werke mitgeteilten Aufsätze allerdings mit Recht als „authentische Kundgebungen“ des Kanzlers bezeichnet werden. Da jedem Bande ein gutes Register beigegeben ist, so wird der Gebrauch dieses Werkes, das für jeden, der sich mit dieser Zeit beschäftigt, unentbehrlich ist, wesentlich erleichtert. — In die Zeit der Reichsgründung führen zurück: Pariser Gedenkblätter. Tagebuchaufzeichnungen aus der Zeit des großen Krieges, der Belagerung und der Kommune von Dr. Wilhelm Cahn, zwei Bände

Digitized by Google

zu 346 und 366 und LIV S. Berlin, F. Fontane u. Co., 1898. Es ist schwer zu sagen, warum dieses Buch erst so spät kommt. Aber gleichviel, es ist eine sehr interessante und dankenswerte Veröffentlichung, denn wenn es auch jetzt uns wenig Neues bringt, so ist es doch ein wertvolles Gegenstück zu Francisque Sarceys bekanntem Siége de Paris, aber vom Standpunkte eines deutschen Beobachters aus gesehen. Cahn, jetzt Legationsrat im Auswärtigen Amte, war beim Ausbruche des Kriegs Kanzler bei der bayrischen Gesandtschaft in Paris und wurde bei der Einstellung des diplomatischen Verkehrs der schweizerischen Gesandtschaft (Dr. Kern) „attachirt," die während des Kriegs den Schutz der bayrischen und badischen Unterthanen in Paris übernahm. So erlebte er den ganzen Krieg und darnach die Zeit der Kommune bis tief in den Mai 1871 hinein und führte ein genaues Tagebuch, sammelte auch eine Anzahl charakteristischer Dokumente, die er im Anhange mitteilt. Ein scharfer Beobachter, gewandt, praktisch, furchtlos, immer guter Laune, hilfreich, wo er irgend kann, des Französischen natürlich völlig mächtig und, ohne seinen deutschen Standpunkt je zu verleugnen, mit einer Menge von Franzosen oder Mitgliedern andrer Nationalitäten auf gutem, ja freundschaftlichem Fuße, mit Crémieux, dem Mitgliede der revolutionären Regierung vom 4. September 1870 sogar verwandt, ein trefflicher Kenner Frankreichs und seines Volkes, besonders der Pariser, so giebt er von dem Leben in Paris ein Bild von photographischer Treue, wie es noch kein Ausländer aus dieser Zeit geliefert hat. Paris erscheint freilich in diesem Spiegel als ein großes Narrenhaus, dessen Insassen doch bis auf bestimmte Punkte ganz liebenswürdige und gescheite Menschen sind und sogar einzelne heroische Momente haben. Den Sturz des Kaisertums sah Cahn lange voraus, ehe er eintrat, denn es hatte schon vor dem Kriege alle Wurzeln verloren; aber auch die ihm folgende republikanische Regierung erscheint als eine Gesellschaft wohlmeinender schwächlicher doktrinärer Phrasenhelden, die aus lauter Respekt vor dem souveränen Volke niemals fest zuzufassen wagt, bei jeder Gelegenheit unendliche Proklamationen erläßt und dieses Volk immer wegen seines Heldenmuts lobt, selbst wenn es vor dem Feinde davon läuft. Auch in den Communards, wie Pascal Grousset, Cluseret u. a. m. fand Cahn liebenswürdige, höfliche Leute, die nur blutdürstig und tyrannisch wurden, wenn sie zusammen berieten. — Eine Art von innerer Geschichte des preußischen Staats giebt der bewährte Altmeister der preußischen Finanz- und Verwaltungsgeschichte, Gustav Schmoller, unter dem sehr bescheidnen Titel: Umrisse und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte besonders des preußischen Staats im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, Leipzig, Duncker und Humblot, 1898, XIV u. 686 S. Aeußerlich bietet der stattliche Band zehn getrennte, alle schon in Zeitschriften erschienene Abhandlungen, die teils umfassendere Betrachtungen enthalten, teils einen einzelnen Gegenstand ergänzend näher ausführen. Voran geht das Merkantilsystem in seiner historischen, nämlich staatenbildenden Bedeutung, die in Deutschland den Territorien, außerhalb, vor allem in Frankreich, den Nationalstaaten zu gute kam. Auf dieser Grundlage behandelt dann Schmoller verschiedne Gegenstände und Perioden der innern preußischen Geschichte, zuerst die Handelssperre zwischen Brandenburg und Pommern im Jahre 1562 als Beleg für die allmähliche wirtschaftliche Ausbildung und Schließung der größern deutschen Territorialstaaten, die der alten selbständigen Stadtwirtschaft ein Ende machte. Dann folgt das bedeutendste und größte Stück der Sammlung: Die Epochen der preußischen Finanzpolitik bis zur Gründung des Deutschen Reichs, das Beste und Tiefste, was bisher über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Auf zwei weitere Aufsätze über die Heran-

Digitized by Google

bildung der politischen Kräfte des preußisch-deutschen Staats: Die Entstehung des preußischen Heeres 1640 bis 1740, Der deutsche Beamtenstaat vom sechzehnten bis [zum] achtzehnten Jahrhundert, folgen vier Abhandlungen über Wirtschaftsgeschichte: Die russische Kompagnie (für die Tuchausfuhr nach Rußland) 1724 bis 1738, Die preußische Seidenindüstrie im achtzehnten Jahrhundert und ihre Begründung durch Friedrich den Großen; Die preußische Einwanderung und ländliche Kolonisation des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, endlich die Epochen der Getreidehandelsverfassung und -politik. Charakteristisch ist für mehrere dieser Abhandlungen, daß sie von einer eingehenden historischen Betrachtung aus auf die Fragen und Kämpfe der Gegenwart kommen. Nichts kann besser geeignet sein, deren Entscheidung dem Parteifanatismus zu entwinden. — Einen wichtigen Ausschnitt der brandenburgisch-preußischen Geschichte behandelt der Königsberger Historiker H. Prutz in dem Buche: Aus des Großen Kurfürsten letzten Jahren (1678 bis 1688), Berlin, Georg Reimer, 1891, XVI u. 410 S. — Endlich führen wir noch mehrere wichtige biographische Werke an, auf die wir uns später noch näher einzugehen vorbehalten: Dr. Paul Hassel, Aus dem Leben des Königs Albert von Sachsen, Berlin, E. S. Mittler und Sohn, Leipzig, J. C. Hinrichs. Erster Teil: Jugendzeit, VIII und 332 S., 1898. — Moritz von Sachsen. Von Erich Brandenburg. Erster Band: Bis zur Wittenberger Kapitulation 1547. Leipzig, B. G. Teubner, 1898, VIII und 558 S. Heinrich Abeken. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt. Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1898, VIII und 544 S. Auch der zweite und dritte Band der von der Redaktion der Historischen Zeitschrift herausgegebnen Historischen Bibliothek (München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1897) ist wesentlich biographischen Inhalts. Der eine schwächere (78 S.) bringt Briefe Samuel Pufendorfs an Christian Thomasius (1687 bis 1693), herausgegeben und erklärt von Emil Gigas, also aus der letzten Stockholmer und der ersten Berliner Zeit Pufendorfs, der andre (380 S.) enthält Vorträge und Abhandlungen von Heinrich von Sybel teilweise auch biographischer Art (J. Grimm, Hassenpflug, L. Ranke, G. Waitz, J. Weizsäcker, W. Giesebrecht und J. Döllinger), denen eine ausführliche, fast die Hälfte des Bandes umfassende biographische Einleitung von Conrad Varrentrapp über Sybel selbst vorausgeht. Der erste Band der Sammlung, H. von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834 bis 1867, von Th. Schiemann, ist inzwischen in zweiter Auflage erschienen, die die beiden Schlußkapitel in ganz neuer Gestalt bringt (München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1898, XII und 292 S., mit zwei Bildnissen).

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 1. Vierteljahr ihres 58. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern. Unsre Freunde und Leser bitten wir, sich die Verbreitung der Grenzboten angelegen sein zu lassen.

Leipzig, im Dezember 1898

Die Verlagshandlung

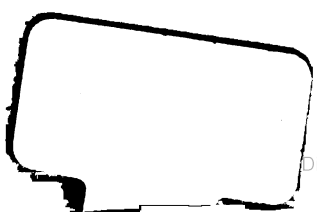
Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064095464

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google